Zur

Erziehung und Religion.



M. Lämmel sc. Leipzig

Vorwärts — in Wahrheit, Freiheit und Liebe!
Karl Schmidt.

Verlag von Paul Schettler in Cöthen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur

Erziehung und Religion.

Pädagogische und theologische Reden und Abhandlungen

von

Karl Schmidt.

(Mit dem Bildniß des Verfassers.)

Cöthen.
Druck und Verlag von Paul Schettler.
1865.



[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Zur

Erziehung und Religion.

Pädagogische und theologische Reden und Abhandlungen

von

Karl Schmidt.

(Mit dem Bildniß des Verfassers.)

Cöthen.
Druck und Verlag von Paul Schettler.
1865.

Vorrede.

Viele meiner Freunde haben eine vollständige Sammlung meiner **„pädagogischen Reden und Abhandlungen"** gewünscht: ich komme hiermit ihrem Wunsche nach. Es centriren diese Reden und Abhandlungen in dem Einen Gedanken: Erziehet, Erzieher, zur Wahrheit und Freiheit, zur Liebe und Schönheit! Erziehet Menschen, deren Geistesleben auf fester Ueberzeugung ruht, die sich von ihren ethischen Grundsätzen durch kein Parteigetriebe abbringen lassen, die als heiligstes Gut die Wahrhaftigkeit ehren und darum die Lüge im Wissen, im Fühlen und im Handeln verschmähen. Rettet, deutsche Lehrer, die deutsche Jugend aus der herrschenden Charakterlosigkeit und Zerfahrenheit, befreit sie vom Maulheldenthum, vom Wortemachen, das wie ein Mehlthau auf dem Thatenleben liegt, und an dem Deutschland kränkelt! —

Ich habe diesen pädagogischen Reden **„religiöse und theologische Abhandlungen"** zugefügt. Sie stehen der Pädagogik nicht fern; gehören vielmehr derselben mit an.

Denn ich habe in ihnen zuerst **„das Verhältniß von Religion, Theologie und Wissenschaft"** dargestellt: ohne eine wirkliche Einsicht in das gegenseitige Verhältniß derselben zu haben, kann kein Lehrer, auch kein wahrhafter Volkslehrer der Gegenwart gedacht werden.

Ich habe sodann **„die Methode der religiösen Erziehung in Haus und Schule"** auseinandergelegt: wird man der Arbeit die Bedeutung und Wichtigkeit absprechen können?

Weiterhin habe ich den **Stoff des Religionsunterrichts in der Volksschule für den Lehrer übersichtlich zusammengefaßt und die Vertheilung desselben für die einzelnen Abtheilungen der niederen und höheren (Bürgerschule) Volksschule gegeben,** — der Volksschule, wie sie nach den Forderungen der Gegenwart, die Leben und Wissenschaft, wie die Pädagogik selbst an sie stellen, sein soll und werden muß.

Nachher habe ich — und das ist das Wichtigste, was mein Buch enthält — einen vollständigen **„Religionsunterricht für die höheren Unterrichtsanstalten, für Lehrerseminare, für realistische und für humanistische Gymnasien,"** und zwar **nach den Resultaten der neuesten wissenschaftlichen Forschungen** aufgestellt. Das religiöse Leben, das in der gebildeten wie ungebildeten Menschenwelt gegenwärtig darniederliegt und vom Orthodorismus, von dem aus Wortchristenthum und Pharisäismus gepflegt wird, wie vom Materialismus, dem die Einsicht in und darum das Interesse für das Ideale fehlt, niedergedrückt wird, kann nur wieder gehoben werden, wenn alle Schätze, welche gegenwärtig Kunst und Wissenschaft erworben haben, als Ausflüsse des christlichen Princips aufgezeigt werden und damit nachgewiesen ist, daß durch die Entdeckungen und Gesetze in Natur und Geschichte das Christenthum nicht verarmt, sondern bereichert, weil seine Herrlichkeit und ewige Wahrheit in und mit ihnen bewährt wird. Dazu will mein „Religionsunterricht" beitragen. Er will im Lichte der gegenwärtigen Forschung nachweisen, wie die ganze europäische Culturentwicklung eine Entwicklung des christlichen Princips ist. — Die Resultate der Wissenschaft in die Lehrbücher, besonders auch in die Religionsbücher der höheren Schulen aufzunehmen, halte ich für eine absolut berechtigte Forderung der Zeit. Es würde ein Abfall vom Princip des Protestantismus werden und dieser einer gänzlichen Verknöcherung nicht entgehen, wenn die von der Wissenschaft gewonnenen Resultate in den höchsten Klassen, wo die meisten der Gebildeten in der deutschen Nation ihre letzte und höchste religiöse Aus-

bildung erhalten, nicht mitgetheilt werden sollten. Denn wenn auch in den genannten Anstalten, wie in den Schulen überhaupt, nicht leichtsinnig jeder auftauchenden Neuerung gefolgt werden kann; so darf man sich doch noch weniger in Dem beruhigen, was von der Wissenschaft als entschieden unwahr erkannt worden ist. Also: Bloße ausspeculirte Verstandes- oder Reflections-wahrheiten sind immer nur Denkresultate einzelner Individuen und können und sollen deshalb nie bestimmend und umändernd in die Religionsbücher der Schulen, auch nicht der höheren Unterrichtsanstalten, eingreifen. Gefundene Naturgesetze jedoch und entdeckte Gesetze der Geschichte dürfen die höheren Schulen auch beim Religionsunterricht nicht ignoriren. Wo darum und wann die bisherigen Anschauungen und die Darstellungen der religiösen dogmatischen Vorstellungen mit erforschten, in der wissenschaftlichen Welt anerkannten Wahrheiten der Natur und Geschichte in Collision treten: da müssen die religiös-dogmatischen Vorstellungen und damit die Lehrbücher für die ersten Klassen in den höheren Schulen eine neue Gestalt annehmen und sich mit den gefundenen Wahrheiten in Harmonie setzen, wenn nicht ein unheilbarer Riß zwischen Religion und Leben in der deutschen Nation eintreten soll. Es ist darum gegenwärtig an der Zeit, daß aus den höheren Unterrichtsanstalten die orthodoxen Religionslehrbücher, deren Lehren nicht mehr mit den in der Gegenwart entdeckten Gesetzen der Natur und des Geistes harmoniren, verbannt werden, weil mit ihnen und mit derartigen Religionslehrern nur noch Verächter der Religion, religiös Indifferente gebildet werden. Wenn es darum, wie seit dem Anfange der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts mit der Einführung der Orthodoxie in die höheren Lehranstalten so fortgeht: Wehe dem armen deutschen Volke! Ihm wird das Göttliche entrissen, und es verfällt dem rohen Materialismus, dem Spiegelbilde des Orthodoxismus. Was haben denn z. B. bisher die orthodoxen Schullehrerseminare in Deutschland hervorgebracht? Auch einzelne religiöse Menschen: das läugnen wir nicht, denn bei Vielen ist die religiöse Anlage so tief im Wesen ihrer Natur

gegründet, daß sie von keinem Gestrüpp und von keinem Unkraut überwuchert werden kann. Aber der Mehrzahl nach Heuchler, denn die Seminaristen glauben nicht und können nicht glauben, was ihre orthodoxen Religionslehrer sagen, weil Natur und Geschichte, Wissenschaft und Leben der Gegenwart anders, oft das Gegentheil, zu ihnen sprechen; sie erheucheln deshalb, als ob sie das Nichtgeglaubte doch glaubten, — zu wahrer oder unwahrer Liebe für ihre Lehrer und aus Furcht vor ihren orthodoxen Oberen; denn oft hängt die Anstellung vom orthodoxen Bekenntniß ab! Und was ist die Religion nun noch für sie? Das, was für den Juristen das Corpus Juris und die positiven Gesetze überhaupt sind: mag er daran glauben oder nicht; mögen sie für ihn lautere Unwahrheiten enthalten; — er operirt mit ihnen wie mit Zahlen. So ist denn auch bei den Lehrern zum Theil die Religion zu einem Rechenexempel geworden.

Um Dem entgegenzutreten, habe ich meinen „Religionsunterricht für die höheren Unterrichtsanstalten" gegeben. Ich habe auf diesem Boden bisher nur Einen Vorgänger: A. E. Biedermann mit seinem „Leitfaden für den Religionsunterricht an höheren Gymnasien." Obschon diese Arbeit von demselben freien Geiste, wie die meinige, durchweht wird; so weichen beide Producte doch entschieden in der Masse und in der Vertheilung des Stoffes von einander ab. Bei Biedermann sind die „außerbiblischen Religionen" mit größter Breite, die „biblischen" mit knappstem Maße behandelt, worauf das Ganze mit der Lehre des Apostels Paulus, und mit den apostolischen Gegensätzen und ihrer Ausgleichung schließt. Wie hingegen mein „Religionsunterricht für die Volksschule" auf dem § 2 des gothaischen Volksschulgesetzes v. 1. Juli 1863 beruht, dem gemäß „der Religionsunterricht in der Volksschule auf Grundlage der biblischen Geschichte, namentlich des neuen Testamentes" ertheilt werden soll; so hat auch mein „Religionsunterricht für die höheren Unterrichtsanstalten" in dem § 33 desselben Gesetzes seine Basis, indem es dort heißt: „Der Re-

ligionsunterricht hat wesentlich eine geschichtliche Form und gibt eine geschichtliche Entwicklung des Christenthums, anknüpfend an die Urkunden des alten und neuen Testamentes, sowie eine Geschichte der Entwicklung der christlichen Kirche." Nicht als ob dieser Gesetzesparagraph als solcher bei meiner Darstellung des Religionsunterrichts zwingend auf mich eingewirkt hätte: er enthält nur in präciser Form, was ich als Aufgabe des Religionslehrers in höheren Schulen halte. Mein „Religionsunterricht für Lehrerseminare, humanistische und realistische Gymnasien" gibt nach dem „Begriff und Werdeproceß der Religion" eine kurze Entwicklung der „Naturreligionen" und geht dann tiefer in das Wesen der „Geistesreligionen," wie sie in den Schriften des alten und neuen Testamentes dargestellt sind, ein, um sodann eine genaue Charakteristik (— mit besonderer Hervorhebung der schöpferischen Persönlichkeiten im Christenthum —) der christlichen Lehre und des christlichen Lebens vom Urchristenthum an bis zur Gegenwart herauf zu bringen, und mit den religiösen „Forderungen der Gegenwart" und einer kurzen Summa der in der Gegenwart bewährten ewigen religiösen Wahrheiten zu schließen. — Der theologische Standpunkt, von dem aus diese Darstellungen und Entwicklungen aufgefaßt sind, wird den Lesern sofort fixirt sein, wenn ich eine lebendige Persönlichkeit als Repräsentanten desselben vorführe: Der Standpunkt, von dem aus ich Wesen und Entwicklung der Religion betrachte, ist im Wesentlichen der meines hochverehrten Freundes, des Oberconsistorialrathes und Oberhofpredigers **Dr. Carl Schwarz** in Gotha, — des Mannes, der mich für die freie Wissenschaft begeistert hat, als ich seinen ersten akademischen Vorlesungen horchte, an den mich seit Jahrzehnten dauernde Hochachtung und Liebe kettet, und mit dem ich jetzt, in nächster Nähe verbunden, zu gleichem Ziele hinzuarbeiten so glücklich bin: nämlich im Geiste der Gegenwart und mit allen Mitteln, welche Kunst und Wissenschaft bieten, die höchsten Interessen des Menschenlebens zu fördern und zu pflegen. — Meinen Ausführungen selbst wird man es ansehen, daß ihr Ver-

fasser von der Wissenschaft und Kunst der Gegenwart getragen wird; daß er mit den Resultaten der Naturwissenschaften, namentlich der Anthropologie, vertraut ist; daß auf dem Gebiete der deutschen poetischen Nationalliteratur Lessing und Herder, Schiller und Goethe seine Lehrer gewesen; daß er in der Philosophie bei den größten Heroen aller Zeiten gedient; daß in der Theologie neben der Bibel und den Reformatoren Schleiermacher und Baur seine großen Meister sind; daß er die bedeutendsten Biographien und größten Werke über Dogmen und Kirchengeschichte studirt hat. — Es wird auf die Individualität der Lehrer und besonders auch auf die Unterrichtsanstalten ankommen, ob und wie der von mir aus den neuesten Forschungen herausgearbeitete Stoff vollständig verarbeitet werden kann. Mag man aber auch weglassen oder an einzelnen Theilen zusetzen, — wenn nur der Kern bewahrt wird. Ich aber habe das Ganze nach meiner Individualität und deshalb so geformt, wie es hier vorliegt, weil ich wünsche, daß der Religionsunterricht in den humanistischen Gymnasien für die künftigen Theologen eine ächte Propädeutik werde, und daß das Religionsbuch für die künftigen Juristen, Mediziner, Lehrer an höheren Schulen &c., sowie für die Männer, die aus den Realgymnasien hervorgehen und für die künftigen Volksschullehrer auch über ihre eigenen Schuljahre hinaus ein liebes Buch bleibe, in welchem sie sich noch in späterem Alter über die religiösen Fragen der Gegenwart orientiren können, und so die Gebildetsten und Leiter unserer Nation ein Bewußtsein über die höchsten Angelegenheiten des Menschen gewinnen, darum nicht mehr „vornehm" über die Religion und „lächelnd" über die theologischen Fragen absprechen, vielmehr von ihrer Höhe aus neues religiöses Leben in das Volk hineingießen. — Inhalt und Form dieses meines Religionsunterrichtes ist nicht ein jetzt erst ausspeculirtes Ideal. Seinem Wesen nach ist der Inhalt bereits in den Jahren von 1852 bis 1862 in der Prima und Secunda des Herzoglichen Gymnasi-

ums zu Cöthen von mir in meiner Eigenschaft als Professor und Religionslehrer daselbst vorgetragen, und ist er seit Ostern 1863 in den Oberklassen des Landeslehrerseminars zu Gotha der Stoff meines Religionsunterrichtes. Zugleich soll gegenwärtig die ausgeführte Darstellung dieses Religionsunterrichtes ein Beispiel sein, wie meine pädagogischen Principien ausführbar und auszuführen sind, wie sie sich in der Praxis bewähren; — andrerseits die Antwort auf die Frage, wie im Seminar und in der Volksschule zu Gotha die Paragraphen 2 und 33 des Volksschulgesetzes durchzuführen sind und durchgeführt werden. — Warum ich diesen „Religionsunterricht" nicht in einem besonderen Buche gegeben, da er doch in Wahrheit ein solches Buch ausmacht? Darum, weil er dazu noch speciellerer Durcharbeitung bedurft hätte; ich aber wollte, daß er zunächst als ein „Entwurf" aufträte. Und dieses darum, weil ich nicht in dem Wahne stehe, daß unter den dermaligen politischen, kirchlichen und pädagogischen Verhältnissen in den deutschen Staaten derselbe sofort in die Hände der Zöglinge von Seminaren und Gymnasien gegeben werde. Das ist für den Augenblick nur in dem Seminar eines Landes möglich, das dem gleicht, dem ich anzugehören das Glück habe, und das durch seinen freisinnigen Fürsten und seine eben so freisinnige Staats-Regierung der Vorort für protestantische Geistesfreiheit in Kirche und Schule geworden ist. — Wohl aber wünsche ich, daß dieser mein Entwurf in die Hände der deutschen Lehrer, besonders auch der Volksschullehrer gelange, damit sie durch gründliches Studium desselben wieder zu dem ethischen Charakter gelangen, der einem großen Theile durch orthodoxe Seminardressur und durch die geistige Bevormundung und kleinliche Peinigung orthodoxer pädagogischer Behörden abhanden gekommen ist. Dabei steht es mir als unbestreitbare Gewißheit vor der Seele, daß die Zeit in Deutschland nicht mehr fern ist, wo ein derartiger Religionsunterricht, wie der meinige, in die ersten Klassen der

Lehrerseminare, wie der realistischen und humanistischen Gymnasien eingeführt werden wird, womit dann der Weg zu dem Ziele betreten ist, an dem, wenn es erreicht ist, all' das Nachtgevögel, das gegenwärtig noch in den verschiedensten Tönen ächzt, in wildem Fluge schwirrt und das Sonnenlicht zu verdunkeln strebt, vernichtet sein wird.

Zuletzt habe ich meinem Buche **„einige religiöse Reden"** angeschlossen. Es sind „Predigten," welche ich vor einer gebildeten Gemeinde meist in den Jahren von 1846 bis 1858 (in welchem letzteren Jahre ich zum letzten Male die Kanzel betrat) zu Cöthen gehalten habe. Sie würden deshalb mehr meinen damaligen Zuhörern und darum nicht hierher gehören, wenn ich sie nicht als Ausführungen meiner religiösen Anschauung betrachtete. Meine Zuhörer haben mir immer gesagt, daß meine Reden von mir selbst vorgetragen werden müßten, wenn man ihren Inhalt ganz erfassen solle; und allerdings sind dieselben oft so sehr Ergüsse meines geistigen Lebens, daß sie ohne Reflection dem tiefsten Innern entquillen. Mein Verleger nun, dem ich die herrliche Ausstattung dieses Werkes verdanke, und mit dem mich leibliche und geistige Verwandtschaft zusammenbindet, hat dem Mangel, der demnach den hier gedruckten religiösen wie pädagogischen Reden anklebt, dadurch entgegenzutreten gesucht, daß er den Reden das Bildniß des Redners zugefügt hat. Möge dasselbe bei dem Leser der Vermittler zwischen den Reden und dem Redner werden! —

Gotha, 31. October 1864.

Karl Schmidt.

A.

Zur Geschichte der Pädagogik.

I.

Die Entwicklung der christlich-humanen Erziehung in Deutschland, und ihre Höhepunkte: Pestalozzi und Fröbel.

Seit dem goldenen Zeitalter des Griechenthums hat im Laufe der Geschichte kein Jahrhundert so ewige Geisterschlachten auf dem Felde der Kunst und Wissenschaft geschlagen, als das Jahrhundert von 1750 bis 1850. In diesem Jahrhundert hat das Gefühl seine Freiheitshymnen in der Musik angestimmt, — hat Mozart seine Welt voller Gefühle, von den Adagio's bis zu den Allegro's, im Wirbel von musikalischen Gedanken, angeschlagen, — hat Beethoven, der Titan in der Welt der Töne, genial, kühn, prometheisch, wie ein Gott, über der Accorde Gewalt geherrscht. Es hat dieses Jahrhundert vom Richter des Geistes, von Lessing, die eisernen Worte der Kritik vernommen und „von seiner alten Kanzel, dem Theater," herab das hohe poetische Loblied der Humanität im „Nathan" gehört. Der Genius der Poesie hat in diesem Jahrhundert wie nie vorher gelächelt, und sein Lächeln waren — Schiller und Göthe: Schiller, der ethische Idealist, der Gedankenlyriker, der Freiheitsdramatiker, der Ideenromantiker, — im Verhältniß zu Göthe wie Freiheit zur Nothwendigkeit, wie Geschichte zur Natur, wie Thatenlust des Helden zur Harmonie der schönen Seele, wie Kant zu Spinoza, wie überwiegender Causalitätssinn zu herrschendem Vergleichungsvermögen im Geistesleben, — der Liebling der deutschen Nation, weil er mit höchster Geisteskraft von ihrer Liebe sang und der Prophet ihrer Freiheit ward; — Göthe, mit Recht der Dichterfürst genannt, und dabei ein vollendeter Mensch und ein ächter Mann, der sein Lebensmotto „Gedenke zu leben!" „ohne Hast aber ohne Rast" in allen Veränderungen des Daseins durchprobte, „mit der Stärke eines Riesen, wie Carlyle sagt, aber mit einer Stärke, die zur sanftesten Milde veredelt war, gleich der stummen, felsenumgürteten Stärke einer Welt, deren auf dem Diamant ruhenden Schoße Blumen entblühen." Seitdem der „göttliche" Platon in der Akademie lehrte, hat kein Jahrhundert einen Chorus von Philosophen vorzuführen, als das genannte, in dem der königsberger Weise sein unsterbliches Werk, „die Kritik der reinen Vernunft," schuf, in dem Fichte seine „Reden an die deutsche Nation" von der Tribüne herunterschleuderte, in dem Hegel seinen Geisterdom aufbaute, um darin die pyramidalen Gedanken aller Jahrhunderte zu versammeln, in dem Schleiermacher die seelischen Fundamente der Re-

ligion entdeckte und damit die zerstreuten und sich befeindenden Parteien der Theologie auf den gemeinsamen Grund zurückwies. Kein Jahrhundert im Laufe von den vielen, welche der Geschichtsgeist zählt, hat den Entdeckungen, welche von 1750 bis 1850 in den Naturwissenschaften gemacht wurden, nur entfernt etwas Aehnliches an die Seite zu stellen. A. v. Humboldt, Werner, Buch, Gauß, Olbers, Link, Tiedemann, Reil, Meckel, Treviranus, Schönlein, Liebig, J. Müller, Oken, K. Ritter, Dove, Dü Bois-Reymond, Virchow: — wer mag die Helden alle zählen, die allein in Deutschland dem todt scheinenden Stoffe den Gedanken abgelauscht und nachgewiesen haben, daß auch in der Natur Vernunft ist. Und nicht nur in der physischen Welt, — selbst im Reiche der Menschengeister ward nach dem Gesetz gesucht, und dieses Reich dann nach den gefundenen Gesetzen behandelt und regiert. Man hat nicht allein die Weltgeschichte als die einzig wahrhafte Theodicee erfaßt; man hat nicht allein die scheinbar zufälligen Erscheinungen in der Gesellschaft nach ihrer Gesetzmäßigkeit erkannt und gefunden, z. B. daß im Süden und im Sommer mehr Verbrechen gegen Personen, im Winter und im Norden gegen Eigenthum verübt werden, daß sich die meisten Irren in den Jahren der Leidenschaft, bei Männern zwischen dem 30. und 40., bei Weibern zwischen dem 40. und 50. Lebensjahre finden, daß die Sterblichkeit mit der Höhe der Cultur und des Wohlstandes abnimmt rc. rc.: man hat auch die Bewegungen der Menschenseele zu messen begonnen und die ersten Grundsteine zu einer Physik und Chemie des Geistes gelegt, auf denen die Gegenwart die erste aller Wissenschaften, die Wissenschaft vom Menschen, aufzubauen strebt.

Das Resultat dieser vielfach verschlungenen Geistesarbeiten ist **die christliche Humanität**, — eine Humanität, die tiefer und inniger noch, als die Humanitas der altklassischen Völker, weil von der Innerlichkeit des Christenthums genährt und getragen, die bewußte Erkenntniß als Fundament hat, daß trotz der Individualität in allen Menschen etwas Gemeinschaftliches lebt, und daß trotz des Gemeinschaftlichen jedes Individuum eine besondere Monas, eine eigenthümliche Bestimmtheit des göttlichen Willens ist, — eine Humanität, in der sich der Mensch als zu einer Gemeinschaft gleichartiger Wesen gehörig fühlt und weiß, und von diesen Gefühlen und Gedanken seine Lebensäußerungen bestimmen läßt und bestimmen lassen kann. —

Auf demselben Wege, wie die Zeit und wie die großen Geister dieser Zeit, auf dem Wege, der mittelst naturgemäßer Entwicklung das Ewige im Endlichen zu bewähren und zu gestalten sucht, ging auch **die Erziehung**. Regierungen und Regierte auf der ganzen civilisirten Erde erkannten die Wichtigkeit der Bildung und damit die Bedeutung der Schulen an. Die Volksschule ward in dem Jahrhundert von 1750 bis 1850 zum ersten Male in ihrem wahrhaften Wesen erfaßt: sie umspannt fortan die Elementar- und Bürgerschule, die höhere Bürgerschule und die Töchterschule, sowie die Seminarien zur Ausbildung der Volkslehrer, und hat an ihrer Seite die Armenschule und als ihre Voraussetzung die Krippen, Kinderbewahranstalten, Kindergärten rc. Die Gymnasien mußten, vom Geiste der Zeit gewaltig gerüttelt, an den Realismus eine Concession nach

der anderen machen, bis sie die Realschule neben sich als berechtigt anerkannten. Blindeninstitute, Taubstummenschulen, Rettungsanstalten ꝛc. suchen das von der Natur leiblich oder geistig Verwahrloste zu ergänzen und zu ersetzen. Handelsschulen und Handelsakademien, Bergmanns-, Forst-, Navigations-, Ackerbau- und Gewerbeschulen wollen theoretisch und practisch in die einzelnen Berufsfächer einführen ꝛc. Ueberall ist im Bereiche der Schulwelt eine Regsamkeit und eine Thätigkeit entstanden, wovon man früher keine Ahnung zu haben vermochte. Freilich ist auch hier noch viel Tumult und viel Kampf: doch nur im Kampfe bewährt sich das Leben. Auch geht es nicht immer in gerader Richtung dem der Pädagogik gestellten Ziele zu: bewegt sich doch ihre Entwicklung in und mit der Weltgeschichte zugleich in Spiralen, in denen nur die erste Hälfte der Kreisperipherie nach Oben steigt, indeß es auf der anderen „scheinbar" zurückzugehen scheint, aber nur, um vorwärts — zu einem höheren Kreise zu gelangen. „Jahrhunderte — so drückt's Alex. v. Humboldt aus — sind Sekunden in dem großen Entwicklungsprozeß der fortschreitenden Menschheit. Die ansteigende Curve aber hat kleine Einbiegungen, und es ist unbequem, sich in solchem Theile des Niedergangs zu befinden." —

Die Fortschrittsfahne trugen auf dem Felde der Pädagogik (— wie es in der Weltgeschichte überhaupt von Gott beauftragte Individuen sind, die das Räthsel ihrer Zeit lösen —) auch im Jahrhundert der christlichen Humanität große Genien, die, weit über das kleinliche Treiben ihrer Zeit hinausreichend, Bausteine zu einem neuen System der Erziehung zusammentrngen, das, weil es der Natur des Menschen entsprach, zugleich die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf das Werk der Erziehung hinwies. Mehr als je ward es fortan zum Bewußtsein gebracht, daß der Schwerpunkt aller Menschenentwicklung in der Erziehung liegt. Es ist nicht mehr Phrase, — man weiß es jetzt, daß es bitterer Ernst und tiefe Wahrheit ist, wenn man sagt, daß der Erzieher die Zukunft schafft, weil er, im und vom Geiste der Zeit lebend und darum auch deren Zukunftsluft einathmend, die Kinder der Gegenwart und damit die Männer der Zukunft von diesem Geiste — der Basis der Zukunft — nährt. Man weiß es, und arbeitet diesem Wissen gemäß, daß ein Volk und eine Zeit nach Dem beurtheilt werden kann und muß, was es von der Erziehung hält und wie es die Erziehung auffaßt. Eben so hat man erkannt, daß Erziehung ohne Menschenkenntniß ein Unding, ein hölzernes Eisen ist. Unumstößlich wie die Wahrheit, daß der Erzieher die Zukunft der Weltgeschichte vorbereitet, und wie die Wahrheit, daß keine Pädagogik ohne Anthropologie möglich ist, ist sodann die Wahrheit: Der Erzieher muß den ganzen Menschen kennen und den ganzen Menschen erziehen. Wie im Erdleben Leib und Geist nicht von einander gerissen werden können, ohne den Erdmenschen zugleich zu zerreißen; so kann die Erziehung nicht einseitig Leib oder Geist allein erziehen wollen, muß sie vielmehr beide harmonisch entwickeln. Die Entwicklung des ganzen Menschen muß und soll daher der Vorwurf des Erziehers sein. „Entwicklung!" — so heißt das Wort, in das die Aufgabe des Erziehers gelegt ist, — das Geheimniß, in dessen Veroffenbarung die Kunst der Erziehung ruht. So viel Reiz an ein Organ bringen, als es

jedesmal Kraft hat, um die Anregung zu verarbeiten: darin besteht die Erziehungskunst. Entwickeln muß der Erzieher können; — die Keime, die Innen liegen, zur Aeußerlichkeit ausschlagen lassen, das Verborgene zur Offenbarung bringen, die Knospe zur Blüthe treiben. So ruft die Pädagogik im Geist der Gegenwart jeglichem Erzieher zu! —

Diese Aufgabe haben die Genien auf dem Gebiete der Pädagogik im letzten Jahrhundert der Erziehung gestellt. Rousseau construirte zuerst in seinem „Emil" eine platonische Republik der Erziehung. Basedow wirkte darauf mit seiner Schule wie ein Gewitter, das die drückend schwere Luft, die auf der Erziehung und ihrer Wissenschaft lag, reinigte, so daß das Auge auf dem frischen Grün der Wirklichkeit ruhen konnte.

Pestalozzi

kam dann —— ein congenialer Geist aller der geistigen Bergspitzen von 1750—1850. Er war ein ächter Jünger des wunderbaren Meisters, der die Kindlein zu sich kommen ließ und ihnen nicht wehrete, weil solchen das Reich Gottes sei. Er suchte mit seiner erbarmungsreichen Liebe aus dem Kindesgeiste heraus im Kindersinn und mit Kindessinn die Funken zu locken und dadurch den Geist zur Thätigkeit zu wecken. Er ergriff die Natur des Menschen, des Kindes vor Allem, in ihrem Leben, in ihrem positiven Gehalte. Er arbeitete darauf hin, seine Zöglinge innerlich durch naturgemäße Ausbildung der Anlagen zu vollenden, und diese geistige Grundidee war ihm die Bildung des Menschen seinem Ideale zu, gemäß der Ahnung von Vollkommenheit in der Idee von Gott: „Gott ist die nächste Beziehung der Menschheit, — Gott als Vater deines Hauses, als Quell deines Segens." Die Bildung des Menschen ruht nach ihm in stets sich erneuernder Verjüngung und Vervollkommnung. Stete Verjüngung und Vervollkommnung des Menschen, der bürgerlichen Gesellschaft, der Menschheit nach den Gesetzen der menschlichen Natur und deren Entfaltung durch Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes zur Selbstständigkeit in Wahrheit und Humanität; — naturgemäße Entfaltung, Uebung und Ausbildung der Kräfte und Anlagen des menschlichen Herzens und des menschlichen Kopfes wie der menschlichen Kunst: das war die Idee, welche dem Bildungswerke Pestalozzi's zu Grunde lag. Darum heißt ihm Erziehen: den Gang der Natur bei Entwicklung des menschlichen Wesens beobachten, jedes Hinderniß dieser Entwicklung der gesammten Anlagen des Kindes zu entfernen suchen, jede Veranlassung, jeden Stoff benutzen, sie naturgemäß zu fördern und so den Menschen allmählig dahin zu bringen, daß er sein Selbstbildner wird. Dabei muß der Geistesblick des Menschen stets auf das Ideal des vollkommnen Menschen gerichtet sein, denn „Emporbildung der geistigen Kräfte der Menschennatur zur reinen Menschenweisheit ist allgemeiner Zweck der Menschenbildung; die Berufs- und Standesbildung muß diesem allgemeinen Zweck untergeordnet sein." Die Grundsätze der Erziehung liegen in der Menschennatur; auch der Trieb der Entwicklung d. i. des Entfaltens aus dem Zustande der Verschlossenheit in den der Offenheit, aus dem der Ruhe in den der Thätigkeit, — und zwar auf organische Weise, denn der Mensch ist ein organisches Wesen. Dem Wesen der Menschennatur muß auch die Methode entsprechen: sie soll rein naturgemäße, har-

monische Entwicklung der menschlichen Anlagen und Kräfte und der Selbstthätigkeit, auf der Basis unmittelbarer Anschauung sein. Sie soll wie die Entwicklung in der Natur gehen: Die Natur entwickelt a., alle Anlagen, Kräfte und Fähigkeiten der Geschöpfe von Innen heraus; b., indem sie den vorhandenen Bildungstrieb in Anspruch nimmt, ihn erregt und anregt, damit der Keim sich entfalte, Blüthen und Früchte treibe; c., indem sie dem Kinde naheliegende sinnliche Gegenstände vorführt, damit es sie anschaue und durch den Reiz derselben seine geistigen Anlagen selbstthätig werden; d., indem sie von dem ersten, unscheinbaren Keim ausgeht, überall erst das Einfache bildet und daraus sich das Mehrfache gestalten läßt; e., indem sie, beginnend vom nahe liegenden Anschaulichen, und zum ferner liegenden Geistigen, Höheren fortschreitend, keinen Stillstand, aber auch keine Sprünge macht, keine Lücke läßt, in abgemessenem Stufengange; f., indem sie nicht eher von einem Theile zum andern fortschreitet, als bis der vorhergehende ganz vollendet ist, und dann erst neue Theile zum Ganzen an einander reihet; g., indem sie Jedes zu Dem erzieht, was es seiner besonderen Natur nach sein kann und soll, und dabei noch seinen Boden, sein Land, sein Clima in Rechnung bringt.

So arbeitete Pestalozzi darauf hin, seine Zöglinge innerlich durch naturgemäße Ausbildung der Anlagen zu vollenden. Und diese geistige Gymnastik sollte den Geist allmählich so stark machen, daß er sich nachher jede Wissenschaft und Kunst aneignen kann: „Die in jedem Menschen ursprünglich wohnende Kraft, seine Bedürfnisse zu befriedigen und den Geschäften, Pflichten und Verhältnissen seines Daseins genügend zu entsprechen, muß entwickelt, belebt und so der Mensch selbstständig gemacht werden.“ Geist, Kraft, Leben wollte Pestalozzi durch naturgemäße harmonische Entwicklung aller Geisteskräfte an die Stelle des leeren Wortkrames, des mechanischen Anlernens, der zunftmäßigen Ueberlieferung setzen. Den Menschen als solchen, nicht den Gewerbsmann, oder den Gelehrten 2c., den Menschen als organisches, vernunftbegabtes Wesen, wollte er zunächst durch Wegräumung aller Hindernisse und dann mittelst Erregung entwickeln, und zwar so, daß diese Entwicklung mit Ausbildung sinnlicher Empfindungen durch sinnliche Eindrücke beginnt und ihren Gipfelpunkt intellectuell in der Vernünftigkeit und practisch in der Selbstständigkeit hat. Das Mittel zur Ausbildung der Selbstständigkeit war ihm die Selbstthätigkeit. — Und diese Erziehung soll mit der Geburt beginnen; sie hat in der Kinderstube ihren wichtigsten Anfangspunkt, und in der Schulstube ihre Fortsetzung, — in der aller Unterricht zunächst auf unmittelbare Anschauung gegründet wird, — in der mittelst der heuristischen Methode der Schüler fortdauernd zur Selbstthätigkeit angeregt wird, — in der nichts Unverständliches auswendig gelernt wird, — in der die Liebe die Zuchtmeisterin ist. Hauptaufgabe aller Erziehung und alles Unterrichts soll die Entwicklung der (formalen) Kraft sein, und als Hauptgegenstände der Kraftbildung „Form, Zahl und Sprache“ betrachtet werden.

Indem aber Pestalozzi nur Zahl, Form und Wort als einfache Elemente des Unterrichts hinstellt, erschöpft er nicht die Urformen, denen im Menschengeiste Urvermögen entsprechen; ja er entwickelt nicht einmal diese drei Elemente nach allen Seiten hin, z. B. „die Form“

und den „Formensinn“ nicht, die durch plastische Formbildung am Stoff, durch practische Thätigkeit, ihr wahres Leben erst erhalten. Und damit ist überhaupt die Gränze von Pestalozzi's Thätigkeit angedeutet. Er hat das ABC der Anschauung geliefert; aber er hat demselben nicht das ABC des Thuns zugefügt, und vor Allem beide nicht organisch verbunden. Wohl schrieb er ahnungsvoll: „Es ist vielleicht das schrecklichste Geschenk, das ein feindlicher Genius dem Zeitalter machte: Kenntnisse ohne die Fertigkeiten und Einsichten, ohne die Anstrengungs- und Ueberwindungskräfte, welche die Uebereinstimmung unseres wirklichen Seins und Lebens erleichtern und möglich machen. Sinnenmensch! du vielbedürfendes und allbegehrendes Wesen, du mußt um deines Begehrens und deines Bedürfnisses willen wissen und denken; aber um eben dieses Bedürfnisses und Begehrens willen mußt du auch könuen und handeln, und das erste steht mit dem letzten wie das letzte mit dem ersten in einem so innigen Zusammenhange, daß durch das Aufhören des einen auch das andere aufhören muß; das aber kann nie geschehen, wenn die Fertigkeiten, ohne welche die Befriedigung deiner Bedürfnisse und deiner Begierden unmöglich ist, nicht mit eben der Kunst in dir gebildet, und nicht zu eben der Kraft erhoben werden, welche deine Einsichten über die Gegenstände deiner Bedürfnisse und deiner Begierden auszeichnen.“—

Was Pestalozzi geahnt hatte, aber nicht durchzuführen vermochte, das gelang einem Pestalozzi verwandten Geiste, —

Friedrich Fröbel.

Er sah, daß in Allem Ein ewiges Gesetz ruht, wirkt und herrscht, und daß sich dieses Gesetz in der Natur und im Geiste, wie in dem Natur und Geist Einenden, im Leben, geltend macht. Er entwickelte dann mit genialem Blick das Gesetz der Identität der Seelenvorgänge mit dem Leben der Natur. Er forderte weiterhin, daß die Erziehung nicht nur die intellectuellen Vermögen entfalte und darum dem Zöglinge Wissensstoff reiche, sondern daß sie ihn auch practisch beschäftige und damit seinem ästhetischen und ethischen Leben Nahrung gebe. Er wollte, daß der Erzieher seinen Zögling als Kind der Natur, als Kind des Menschen und als Kind Gottes betrachte, und daß er ihn demnach zur Welteinigung, zur Menschheits- und Selbsteinigung und zur Gotteinigung hinführe. Als Gesetz des Fortschreitens zu diesem Ziele hin fand er das Gesetz der Gegensätze und ihrer Vermittlung, und er verlangte deshalb, daß unter steter Anwendung dieses Gesetzes das Kind durch Beschäftigungen zum Schaffen geführt und, durch naturgemäße Unterstützung der freien Entwicklung unter Berücksichtigung der äußeren und inneren Lebensbedingungen jeder Zeitepoche und jeder Eigenthümlichkeit, zur freien Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit hingeleitet werde. Der Mensch werde — spricht er — in Einheit des Geistes und Gemüthes aus sich heraus allseitig entwickelt, gebildet, erzogen, zur selbstthätigen allseitigen Darstellung der Einheit seines Geistes und Gemüthes für vollendete Selbsterkenntniß. Alle Erkenntniß und Einsicht steigt durch Anschauung der Gleichgesetzigkeit vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen empor, und vom Uebersinnlichen zum Sinnlichen herab. Aus der wahren Erkenntniß des Einzelnen, Individuellen, Aeußeren, Irdischen geht Erkenntniß der Einheit, des

Universellen, des Inneren, des Himmlischen hervor. Die wahre Einsicht und Erkenntniß setzt die Fertigkeit und Sicherheit der Darstellung voraus, und umgekehrt; Einsicht und Erkenntniß befördern Fertigkeit und Sicherheit des Darstellens, Handelns. Alle Erziehung, aller Unterricht, alle Lehre, und die Gegenstände der Erziehung, der Lehre, des Unterrichts müssen sein: ein organisches, in sich selbst zu einem Zweck genügend geschlossenes Ganzes. Sowie Erziehung, Lehre und Unterricht und deren Gegenstände nie unter sich getrennt, sondern zu einer Einheit für Darstellung verbunden und verknüpft sein müssen; so dürfen auch Erziehung, Lehre, Unterricht, Schule und Leben nicht getrennt werden, noch weniger sich sogar entgegenstehen, sondern Schule und Leben, Erkennen und Thun müssen sich gegenseitig erläutern und bestätigen. Der Mensch ist von dem sich dem Schoße der Mutter entwindenden Kinde bis zu dem in's Grab sinkenden Greise ein stetig fortschreitendes sich entwickelndes Ganzes. Eine dem Menschen genügend entsprechende Erziehung muß in dem Kinde schon den Knaben und Jüngling, in dem Knaben den Jüngling und Mann, und in dem Jünglinge schon den Mann und Greis, dessen Erkenntniß und Wirkungskreis vor Augen haben, sehen und achten.

Diese Erziehung begründete F. Fröbel vom tiefsten Grunde, von Gott, aus. Er sagt:

1. Einen Grund, Einen Quell, Einen Ausgangspunkt nur hat alles Daseiende, hat Alles, was wir Natur, Welt, Schöpfung, All nennen; hat alles Wesen, alles Sein alles Leben, wo es nur immer erscheint und sich kund thut, oder wo es selbst noch — geahnet oder ungeahnet — schlummert.

2. Dieser Urgrund, Uranfang und Urquell alles Daseienden ist das in sich und durch sich bewußte Wesen, Sein und Leben selbst; ist das sich Bewußte, sich Selbstbestimmende, in sich innig Einige, darum Gute, Gott.

3. Jedes Ding aber trägt das Wesen seines Grundes in sich; also ist alles Daseiende göttlichen Wesens.

4. Wie alles Daseiende, Erscheinende in diesem in sich einigen, sich bewußten, sich selbstbestimmenden Leben, Guten, in Gott Grund, Quelle und Anfang hat; so besteht es auch nur dadurch, daß es, als ein Seiendes, göttlichen Wesens ist.

5. Wie Gott, als Urquell und Schöpfer aller Dinge, der Sich-selbst Bewußte, Sich-selbstbestimmende; so ist der Mensch, für uns die Krone und Blüthe, die Frucht der Schöpfung, in der Göttlichkeit seines Wesens nicht nur zum Selbstbewußtsein und zur Selbstbestimmung, sondern noch dazu berufen, daß sich in ihm die Schöpfung gleichsam sich selbst bewußt werde.

6. Gott aber ist ein innig Einiges in sich; darum ist jedes Daseiende gleicherweise einig in sich; wie aber auch alles Daseiende, alles erscheinende Wesen, Sein und Leben zugleich selbst wieder beziehungsweise unter sich ein Einiges ist.

7. Der Mensch als zum Bewußtsein und zur Selbstbestimmung berufen, soll sich darum des Einigen seines Seins, Wesens und Lebens, des in sich Einigen jedes Dinges und des in sich Einigen aller Dinge, alles Daseienden, Wesens und Lebens wie seines

Einigseins damit bewußt werden; und so selbst des innig in sich einigen Seins, Wesens und Lebens Gottes, — des Wesens, Seins und Lebens Gottes als eines innig Einigen, — Bewußten, als Selbstbestimmung.

8. Erkannt und zwar vollkommen erkannt wird nur Jedes am Entgegengesetzten und durch das Entgegengesetzte; darum erscheint selbst das Einige-Wesen Gottes, welches zu erkennen der Mensch berufen ist, in der Schöpfung, in allem Daseienden und selbst im Menschen als ein Getrenntes, also als ein dem Einigen Entgegengesetztes; und so ist denn mit der Erscheinung des in sich einigen Lebens, also mit der Kundmachung, Offenbarung Gottes in Natur, Welt und Schöpfung zugleich der Gegensatz nothwendig gegeben.

9. Wo Trennung und Entgegensetzung sich kund thut, da wird auch unmittelbar Ausgleichung, Vermittlung gefordert. Das Seiende und das Erschienene und Erscheinende; das bleibend in sich einige, und das auch in der Trennung beziehungsweise noch in sich einige Leben, fordert nothwendig, als unter sich Entgegengesetztes, die Vermittlung. Dies als erscheinende und das seiende Leben Verknüpfende, Vermittelnde ist zuerst das Leben selbst; dann vermittelt aber auch die Liebe das, selbst in der Trennung noch einige Leben durch die Ahnung und das Streben nach innigster Lebenseinigung; endlich beim Seienden und Erscheinenden ist als erscheinend (— denn nur das Licht kann erscheinen —) das Licht das Vermittelnde.

Wie also bei der Offenbarung Gottes durch die Natur, durch die Welt, das All und die Schöpfung, in und mit der Einigung zugleich die Trennung gegeben ist; so ist auch in und mit dieser zugleich wieder durch Leben, Liebe und Licht das Vermittelnde, die Vermittlung, gegeben.

10. Dies ist für die Erziehung des Kindes, des einzelnen Menschen, des Menschengeschlechtes und der Menschheit ihrem Ziele entgegen auf das Höchste wichtig, denn durch das ganze Leben und alle Erscheinungen desselben hindurch, selbst da wo sich nur eine Spur von Leben und Lebensgrund zeigt, spricht sich Einigung und Trennung, also Entgegensetzung, und die Erscheinung der Vermittlung mit allen ihren Forderungen und Gaben aus, und ist dies, als ein durchgreifendes Welt- und Lebensgesetz, der Schlüssel zur wahren Erkenntniß und zur richtigen Beachtung und Behandlung jedes Dinges, also auch der Schlüssel zur allseitigen entsprechenden und genügenden Erziehung des Menschen.

11. Diese Erkenntniß des Göttlichen als eines in sich Einigen 2c. in allen Dingen, die Einsicht in das Wesen der dadurch erscheinenden äußeren Trennung, Entgegensetzung und in die dadurch aber auch zugleich wieder gegebene Vermittlung, (— welche Erkenntniß und Einsicht auch aus einer durchdringenden und erfassenden Beachtung des Lebens und Wirkens unseres eigenen Geistes klar hervorgeht, also dadurch auch im eigenen, sich so weit entwickelten Selbstbewußtsein eines Jeden unwiderlegbar

beurkundet wird —) ist der Grund, der Ausgangspunkt, die Quelle aller erziehenden Bestrebungen nach Weg, Mittel, Ziel und Zweck.

12. Wie das in sich innig einige göttliche Wesen in der Schöpfung, in dem großen beziehungsweise gleichsfalls in sich innig einigem Lebensganzen lebt, wirkt, schafft, so sich in ihm offenbart, und dies dadurch sein Bestehen hat; so lebt, wirkt, schafft und offenbart es sich auf demselben Wege nothwendig auch wieder in der Menschheit, als in dem zum Selbstbewußtsein berufenen, für uns letzten Gliede dieses großen Lebensganzen.

13. Was von der Menschheit als Ganzem, in sich und zugleich als Gliede, also als Gliedganzen des großen Lebensganzen gilt; das gilt in ganz gleicher Weise auch von dem einzelnen Menschen als Ganzem in sich und als Gliede, also als Gliedganzem der Menschheit. Auch der einzelne Mensch, als Gliedganzes der Menschheit, faßt das ganze Wesen, Sein und Leben derselben und so auch das in ihr lebende, schaffende und wirkende göttliche Wesen ganz in sich und kann es darum auch wieder ganz aus sich entwickeln, darstellen, kund thun und offenbaren. Ja der Mensch fühlt und erkennt sich in seinem Schaffen und durch sein Thun eben als lebensvolles Gliedganzes der Menschheit und so als göttlichen Wesens.

14. Also der Mensch und schon als Kind, wenn auch hier nur noch in ungetheiltem dunkeln Lebensgefühl, im dunkeln Fühlen des eigenen Selbstes und Lebens, fühlt sich (empfindet sich, gewahrt sich) wie innig einig in sich, so innig einig mit dem großen Lebensganzen; indem das Kind sich sehr bald mit jedem Dinge außer sich, wenn es nur nicht schmerzlich oder widrig auf dasselbe einwirkt, befreundet, ja höchst merkwürdiger und beachtungswerther Weise sich mit demselben und dasselbe mit sich auf ganz gleiche Lebensstufe stellt.

15. Ebenso behandelt das Kind, sobald es eine Mehrheit von Dingen und Verhältnissen in sich aufgenommen hat, diese Dinge bald als Theile und Glieder Eines großen Ganzen, so wie die Verhältnisse als allgemein durchgehend; so will es z. B. sehr frühe Alles, was es nur eben erreichen kann, auf einander bauen, oder es sucht eben so auch Alles und Jedes, was es nur umgibt, ohne Unterschied zu zerstreuen; so will es weiter entweder Alles pflanzen, oder Alles speisen u. s. w. Es erscheint dies als die erste dunkle Spur des Erwachens einer Ahnung der Einheit aller Mannichfaltigkeit außer ihm; wie es dagegen auch frühe strebt, sein in sich einiges Wesen in möglichster Mannichfaltigkeit seines Thuns außer sich darzustellen und kund zu thun. Wie denn überhaupt für den dafür entwickelten Beobachter, so ganz vor Allem für die ruhig und sinnig beachtende Mutter, nichts in dem Kinde vorgeht, was sich nicht auch in dessen Aeußerungen, Bewegung, Blick, Mienen u. s. w. kund thue, gleichsam offen vor- und da läge; darum erscheint denn auch alles Thun des Kindes in Beziehung auf sein Inneres, sein Wesen, sinnbildlich. —

16. Je stärker in dem Kinde das Gefühl des gemeinsamen Lebens wie des eigenen, selbstigen, und das Streben dieses aus sich hervorzuleben ist, und je größer die Menge der in sich aufgenommenen Gegenstände der umgebenden Außenwelt, umsomehr wird sich in ihm in Beziehung auf sein eigenes Leben ein Sehnen kund thun nach einem Gegenbilde, gleichsam nach einem Spiegel für seine, sich in Mannichfaltigkeit äußernde, in sich tragende Lebenseinheit; so wie in Beziehung auf das Gefühl des Gemeinsamen sich in ihm ein Sehnen aussprechen wird, auch für die Einheit der Mannichfaltigkeit außer sich ein sinnbildliches Anschauungsmittel zu finden; d. h. das Kind wird Etwas ersehnen, mit und an welchem es alle Aeußerungen seines Lebenstriebes, seiner Lebenseinheit ausführen kann. Der erste und nächste Gegenstand nun ist dem Kinde sein eigener Körper, hier vor Allem seine eigene Hand, seine eigenen Finger, seine Faust; daher auch früh die Forderung der Mutter: „zeig mir deine Händchen," „wo sind die Fingerchen," „mach' ein Fäustchen!" u. s. w. Dann das Ueberlassen des Daumens, der Finger der Mutter zum Spiel des Kindes; bald darauf wird der das Kind am meisten beschäftigende Spielgegenstand derjenige, welcher der allseitigst in sich abgeschlossene, gleichsam in sich selbst ruhende, mehr abgerundete, daher aber auch wieder leicht behandelbare, dem beweglichen innerem Wollen leicht folgende Gegenstand seiner nächsten Umgebung ist. —

17. Hier ist es nun, wo der bewußte Mensch, zunächst also die Mutter, das Aelternpaar, die Glieder der Familie, die Erziehungsgehülfen — zur Fortentwicklung der Menschheit ihrem Ziele entgegen, nicht blindlings blos, d. h. nicht blos vom dunkeln Naturtriebe, sondern vom Nachdenken ꝛc. geleitet, auch nicht nach eigener Meinung und Erfahrung allein, sondern diese geprüft an der Summe der Gesammterfahrung der Menschheit, so weit sie ihm zur Einsicht gekommen, — dem Kinde in seiner Entwicklung helfend beistehen soll. Diese Hülfe ist die Erziehung des Kindes, des Menschen durch den Menschen, — ist die darum eigentlich auch nur menschliche Erziehung.

18. Die Hülfsbedürftigkeit, ja Hülflosigkeit, in welcher das Menschenkind geboren wird, spricht nämlich eine vielfache, wohl aber in sich einige Bedeutung aus, welche in dieser Vielfachheit und durch dieselbe von höchster Wichtigkeit ist. Erstlich liegt offen vor, daß das Menschenkind — nicht allein in so großer, wohl höchster Hülflosigkeit geboren, sondern darin auch so lange verharrend, — ganz besonders wie die Pflege, so vorzüglich auch die sorgsamste Aufmerksamkeit, die prüfend vergleichende Beachtung der Aeltern, der Erfahrenen, und so die Ahnung von dem hohen Wesen, der Würde und Bestimmung des Menschenkindes und der Mittel und Wege sie zu erreichen, — wecken und zur Einsicht bringen, die Wichtigkeit des Lebens, des Menschenlebens zeigen soll; — dann daß der Mensch, obgleich schwach und hülflos geboren, sich doch als ein Kind des Lichtes zeigt, indem er unmittelbar nach seiner Geburt die Augen öffnet, um es in langen, leiblich und geistig bekräftigenden Zügen einzusaugen; — weiter erscheint die Hülflosigkeit des Kindes für dasselbe bedeutungsvoll, um es und sich selbst später in ihr

und in allen Erscheinungen derselben, so vor allem in seiner Unbeholfenheit und Schwere, als einen Theil und Glied des großen Lebensganzen zunächst der Erde, die es trägt, und durch sie des ganzen Sonnen- und Weltsystems des Weltalls zu finden; — ferner erscheint sie als ein Zeichen seiner Selbstbestimmung, Selbstwahl und Freiheit, seiner zu erringenden Selbstständigkeit, um durch geweckte Selbstkraft aus sich und in sich empor zu steigen. Die Hülflosigkeit des Menschenkindes ist also nicht ein Zeichen der Schwachheit, des Menschenwesens; sondern der nur noch schlummernden Menschenkraft, welche aber mit Selbstbeachtung und zur Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit geweckt, gepflegt und so zur klaren Einsicht, zu bewußtem Gebrauche erhoben werden soll. Weiter erscheint die Hülflosigkeit in der Absicht, daß damit der Mensch nicht einseitig und selbstsüchtig werde, hindeutend, daß die Menschheit ein Ganzes sei, welche nur durch gegenseitige Hülfe, durch gegenseitige thätige Liebe, als Ganzes wie in jedem Einzelnen, zu ihrem Ziele komme; also hindeutend auf die Sittlichkeit der menschlichen Natur, auf die sittliche Natur des Menschen; daß darum der Mensch nicht bestimmt, nicht berufen ist, nur durch leibliche und Körperkraft, sondern durch die Kraft seines Geistes und Gemüthes, durch sein Nachdenken, durch den Gebrauch seiner Vernunft zum Ziele seiner Bestimmung zu gelangen, den Zweck seines Berufes zu erfüllen. Somit ist die Hülflosigkeit des Kindes ein Zeichen und Ausdruck der hohen Würde, ja der Gottähnlichkeit, Göttlichkeit des Menschenwesens dadurch, daß der Mensch aus fast nur von einem Lebenshauche emporsteigen kann nicht nur zum Bewußtsein und zur Erfassung seiner selbst, sondern zur Erfassung und Erkenntniß der ganzen Menschheit, — nicht nur der ganzen Menschheit allein, sondern mit ihr und durch sie des ganzen Weltalls, der ganzen Schöpfung, — nicht nur der Schöpfung allein, sondern mit ihr und durch sie, wie durch die ganze Menschheit, zur Erkenntniß des Schöpfers derselben — zu Gott, — nicht nur zum Finden und Erkennen Gottes als Schöpfer und in der Schöpfung, sondern auch im eigenen Geiste, im eigenen Gemüthe, in der Güte, Wahrheit, Liebe seines Wesens, als eines in sich Einigen, Bewußten, Sich-selbst-Bestimmenden. So daß also der Mensch, dieser leichte Lebenshauch, in der Fortentwicklung seiner Selbst und im und durch das Heraussteigen aus sich, nicht nur Gott zu fühlen, zu erkennen, zu vernehmen im Stande ist; sondern auch im Stande ist, die Liebe, die Wahrheit, den Willen, das Gesetz, ja das Leben Gottes selbst, aus seinem Lebenskeime, Lebensfunken, Lebenshauche im Zusammenhange mit dem großen Lebensganzen, den Gesammterfahrungen und der Gesammteinsicht der Menschheit, zu entwickeln und dieses selbst zu seinem eigenen Lebensgesetz zu machen. Die Hülflosigkeit des Kindes macht uns selbst die Nähe Gottes findend, fühlend, empfindend: — kann es darum, im Vergleich mit der Größe der Ausbildung, welche dem einzelnen Menschen möglich ist, einen größeren Beweis für die Göttlichkeit des Menschenwesens geben als den, welcher in der Hülflosigkeit liegt, in welcher der Mensch geboren wird und mit welcher er in der frühesten Zeit seines Lebens erscheint? —

19. So ist denn die Hülflosigkeit, in welcher der Mensch geboren wird, und in welcher er selbst noch eine lange Zeit nach seiner Geburt verbleibt, recht eigentlich der Stützpunkt, der Keim- und Quellpunkt ächt menschlicher Erziehung, der Erziehung des Kindes seiner Bestimmung und seinem Berufe, der Gottähnlichkeit, der Darlebung seines göttlichen Wesens, der Gotteinigung entgegen — in und durch allseitige Lebenserfassung, Lebenspflege und Lebenseinigung. —

20. Alles dieses läßt sich durch alle Kategorien hindurch, von allen Standpunkten der Lebensanschauung aus, ganz besonders aber auch durch die unzweideutigen Aussprüche Jesu beweisen.

21. Wie der entwickelte Magnet in dem noch unentwickelten Eisen die magnetische Kraft hervorruft; wie das durch und durch in sich klare, so vollendet entwickelte Sonnenlicht, in dem noch unentwickelten, von durch und durch klarem Wasser getränkten Samenkorn und aus der noch kaum bemerkbaren Knospe das Gewächs höherer Lebensordnung und die Blüthe höherer Lebensthätigkeit hervorruft: so ruft der so entwickelte, bewußte Mensch in dem noch unentwickelten Kinde pflegend durch die Erziehung das Menschenwesen zum Wachsen, Blühen und Fruchten hervor. — Soll also das Menschengeschlecht in und durch die Kinderwelt, soll die Menschheit ihrem Ziele durch die Kindheit, und von der Kindheit aus dem großen Ziele derselben entgegen erzogen werden; so bedürfen wir gleichsam Erzieher-Magnete und Erziehersonnen, welche die Kinder im Einklange und Zusammenhang mit dem großen Lebensganzen erziehen. —

22. Die Erziehung erfaßt darum

Erstlich: Das Wesen des Kindes in seiner Göttlichkeit, also das Kind selbst, als zum Selbstbewußtsein, zur Selbstbestimmung und so zur Darlebung seines Wesens berufen, in der Einheit seines Lebens, wie zugleich als Glied der Menschheit und des großen Lebensganzen, so in stetem Lebenszusammenhange, deshalb als wahres Gliedganzes.

Zweitens — erfaßt sie das Kind in seinem Streben nach Erhöhung seines Lebensgefühles, durch sein dem Naturtriebe folgendes Suchen nach Lebenserhaltung und Lebenserstarkung, durch seinen Glieder- und Sinnengebrauch, wie durch die Gesammtheit der Körperentwicklung, und zwar nach dem sich besonders in den Thätigkeiten des Menschen so merkwürdig als wirksam und belehrend aussprechenden Gesetze des Gegensatzes und der Vermittlung.

Drittens — erfaßt sie das Kind in seinem, durch die Natur bestimmten Doppelstreben — einmal nach Erfassung und Ausbildung seiner Selbstständigkeit und Persönlichkeit, wie nach Festhaltung der ursprünglichen Einigung mit dem großen Lebensganzen; zunächst hindurchgehend durch die Einigung mit der Mutter, mit den Aeltern und mit den ihnen ähnlichen Pflegern seines Lebens. — Wie in der Entgegensetzung bei dem Körper-, Glieder- und Sinnenorganismus, in den körperlichen Anlagen; so tritt hier eine ähnliche Entgegensetzung in dem Wollen des Einzelnen, Persönlichen und dem des Gemeinsamen, Allgemeinen entgegen. Dies macht auf das hochwichtige Gesetz auf-

merksam, daß sich auch das Leben des Kindes in Gegensätzen und durch dieselben, wie durch deren Vermittlung hindurch bewegt. Dieses Gesetz lehrt darum: Die ächte Erziehung erfaßt

Viertens das Kind in den Gegensätzen seines Wesens und Lebens und deren Vermittlung.

Fünftens — erfaßt die Erziehung das Kind in seinem natürlichen, in seinem Wesen als solchem liegenden Streben: die Einheit seines Wesens und Lebens, oder sein Wesen und Leben als ein Einiges in Mannichfaltigkeit außer sich, sich gleichsam selbst gegenständlich hinzustellen.

Sechstens — in seinem Streben erfaßt sie es die Mannichfaltigkeit der Dinge in der es umgebenden Außenwelt durch Beachten, Sammeln, Vergleichen, Nachahmen, Pflegen, Umwandeln, überhaupt durch Gebrauchen sich zu eigen zu machen, dadurch sie in ihrem Wesen zu erkennen und in ihrer Einheit zu begreifen, also in seinem Gesammtstreben: das Innere, sein Inneres äußerlich zu machen, kund zu thun, zu offenbaren, das Aeußere in seinen Eigenschaften und Wesen in sich aufzunehmen und so zwischen beiden scheinbar geschiedenen und verschiedenen Welten die ursprüngliche innere Einigung, den wahren Einklang und so den ächten Frieden zu finden. — Darum das eigenthümliche Streben des Kindes, das Leben des Einen in dem Leben des Anderen wieder zu finden, und selbst das sich bewußte Leben nicht sowohl blos auf unbewußte auch lebendige Gegenstände, Thiere, sondern merkwürdigerweise noch weit öfter und früher auf leblose Gegenstände selbst ohne Ausdruck des Lebens oder Lebensgestalt überzutragen: woraus sich später sein Darstellungs- und Schaffenstrieb seine Darstellungs- und Schaffenskraft entwickelt.

Siebentens: In diesem Streben nach Allbelebung und ahnenden Voraussetzen eines Allbewußtseins ist darum das Kind besonders zu beachten und in Verbindung mit seiner Schaffenskraft und seinem Schaffenstrieb besonders pflegend d. i. erziehend zu erfassen, um dadurch in ihm zugleich die Ahnung der Einheit, wie die Auffassung der Verschiedenheit der Wesens- und der Lebensäußerungen der Dinge zu entwickeln und so, wie die richtige Erkenntniß jedes Dinges und sein Wechselverhältniß mit ihm, auch den richtigen Gebrauch desselben zu bewirken.

Da nun aber Alles in dem Kleinsten und Unscheinbarsten beginnt, so ist schon bei dem ersten Entwickeln, bei dem frühesten Erziehen in dem Kinde zu pflegen und Sorge zu tragen:

a) Für richtige Ausbildung des Selbstgefühles, der Persönlichkeit, des Willens des Kindes, — anknüpfend an dessen eigenes Lebensgefühl, an das Fühlen seines eigenen Lebens — und dadurch hervorbildend, in Einigung mit dem übrigen in dem Kinde zu Entwickelnden, dessen Charakter, welcher hauptsächlich im Selbstgefühl und Willen seinen Grund hat.

b) Für richtige Ausbildung des Gefühles der Lebenseinigung, der Lebensverbindung und des Lebenszusammenhanges, — anknüpfend an das Gefühl der Lebenseinigung des Kindes mit seinen Aeltern und Pflegern — zur Hervorbildung des sittlichen Gefühles, des Gefühles der Sittlichkeit, des sittlichen Sinnens.

c) Für richtige Ausbildung der leiblichen, der ausübenden schaffenden Thätigkeit, — anknüpfend an das Streben nach Glieder- und Sinnengebrauch, nach Beachtung und Gebrauch der Dinge um sich, und dadurch spätere Hervorbildung des Sinnes für ausübendes, schaffendes Leben, Ausbildung für das, das eigene Leben erhaltende, wie für gemeinnütziges, also veredelndes, menschenwürdiges Thun und Schaffen, für darstellendes, für Gewerbs- und Kunstleben als ein Ganzes: für schaffendes Erfahrungsleben, den eigentlichen Ausgangs- und Quellpunkt, den Halt- und Mittelpunkte des gesicherten, gesunden Familienlebens. Durch die Pflege dieses Sinnes und Strebens im Kinde, im innigen Vereine und Einklange mit dessen übrigen Strebungen, bleibt und erhält sich das Leben im Gleichgewichte und, aus demselben gerückt, kommt es hierdurch wieder in dasselbe zurück. — In diesem Streben — dasselbe in Uebereinstimmung und Zusammenhange besonders mit den Forderungen des Geistes und Gemüthes recht gepflegt, richtig entwickelt, seinem Wesen entsprechend ausgeführt und angewandt — beurkundet der Mensch vor Allem sich in seiner schöpferischen Kraft.

d) Für richtige Ausbildung der Thätigkeit und Wirksamkeit seines Geistes, seiner Denkkraft, seines Verstehens, seines Vernehmens, — anknüpfend an die sinnlichen Eindrücke, an die Wahrnehmung der Gleichheit und Ungleichheit und so der Vergleichung der Dinge unter sich, in ihrer äußeren Erscheinung wie in ihrem innersten Wesen; wie ersteres sich auch schon in dem ausübenden, unmittelbar schaffenden Leben ausspricht. Und so Hervorbildung des Denkenden, des unmittelbar Vernehmenden im Menschen, seines Verstandes, seiner Vernunft; in Einigung mit dem sittlichen Gefühle des Menschen, Ausbildung des Gemüthes: also Hervor- und Ausbildung des denkenden, verständigen, vernünftigen, gemüthvollen, edlen, geistreichen, genialen Menschen; letzteres besonders in Einigung mit seiner entwickelten, hervorgebildeten schöpferischen Kraft.

e) Ausbildung des Sinnes für Lebenspflege, — anknüpfend an des Kindes lebenpflegenden Sinn in zahllosen Erscheinungen, nach der Seite der Pflanzen-, wie der Thier- und selbst der Menschenwelt hin. Hier Hervorbildung des Sinnes für Naturbeachtung und Naturpflege im Garten und auf den Feldern, überhaupt in der Natur; auf dem Hofe, im Hause und im häuslichen und menschlichen Leben, also auch Hervorbildung des häuslichen und Familiensinnes; hieran auch anknüpfend die Ausbildung des Sinnes für das werdende, für das geschichtliche Leben: für Familien-, Volks-, Vaterlands- und einst für Menschheits-Geschichte.

f) Ausbildung des Gefühles der Lebenseinheit aller Dinge, — anknüpfend an die Ahnung des Lebens in allen Erscheinungen. Hervorbildung der dichterischen

Auffassung der Welt und der Dinge, und — im Einklange mit ächter Geistes- und wahrer Gemüthsbildung, wie geeint mit schaffender Thatkraft — Entwicklung für darstellende Kunst in jeder Richtung, Pflege des Kunsttalentes, des Kunstgenies. Hervorbildung des religiösen Gefühls, des Gefühles für Gotteinigkeit und des Strebens nach Gotteinigung.

g) Ausbildung des Sinnes für Vereins- und gemeinsames Leben, — anknüpfend an des Kindes Nachahmung der verschiedenen geselligen und gesellschaftlichen Erscheinungen, an die Erscheinungen und Forderungen des geselligen Lebens im häuslichen und Familienkreise, — durch Hervorbildung des Sinnes der Beachtung und Achtung für das gemeinsame bürgerliche, das gesellige, das Vereins-, das Gemeinde- und Volks-Leben. Hervorbildung des Sinnes für Recht, des rechtlichen Sinnes, anknüpfend hier besonders an die Erscheinungen des häuslichen Lebens.

Diesem Allen kommt das Kind selbst entgegen, bietet dazu gleichsam selbst die Hand durch die Gesammtheit seiner Lebensäußerungen.

So ist der Mittelpunkt des ganzen Kindeslebens: Regsamkeit, Thätigkeit, Gefühl. Regsamkeit zur Erstarkung und Entwicklung des gesammten eigenen Lebens und seiner Organe, Glieder; Thätigkeit für Bilden, Darstellen, Ausführen, Schaffen; Abspiegelung seiner innersten Gefühle und Strebungen im äußeren Thun, Zeichen des Erwachens der Seelenthätigkeit: selbst einen Raum einnehmend, zieht das Raumerfüllende zuerst seinen Blick auf sich; sich durch Gränze und in Begränzung zuerst persönlich fühlend, zieht vorzüglich das durchs Licht Begränzte seine Aufmerksamkeit auf sich; bald aber, nach einiger Sinnen- und Gliederentwicklung, zieht besonders das körperlich Begränzte das Kind an; hier zuerst am meisten das in sich selbst Begränzte, das Runde, Volle; so z. B. das runde Steinchen, das runde, rollende Schneckenhaus, die Nuß, die Kastanie, die Eichel 2c., überhaupt die in sich abgeschlossene Frucht; im Allgemeinen das in sich Abgeschlossene, die Kugel, der Ball. Wie denn auch, was nicht minder zu beachten ist, die menschliche Hand ganz besonders zur Erfassung des Vollen, Runden gebaut und geschmückt ist, wie an keinem Geschöpfe die ähnlichen Glieder.

Hier ist es besonders der Ball in seiner vollendeten Abgeschlossenheit, welcher des Kindes Aufmerksamkeit fesselt; — durch seine Form geschickt, die Thätigkeit vieler Dinge in einer Aehnlichkeit durch sich darzustellen: er ist deshalb auch ganz des Kindes Liebling; — aber nicht minder das farbige, das gelbe, rothe, das bunte Steinchen. Wie nun aber das runde und bunte Steinchen, besonders anfangs dem Kinde lieber ist, als das blos runde und farblose; so ist demselben auch der bunte, farbige, überdies springkräftige Ball anfangs noch lieber, als die farblose, harte Kugel. — Doch mit gesteigerter Kraft wechselt auch die Neigung, und nun bekommt die harte Kugel vielfach den Vorzug. Wie aber das Kind zuerst das Runde, Bewegliche sucht und liebt; so sucht es nun auch sehr bald das Ruhige, das Stehende, durch Fläche sich an oder auf Fläche Schmiegende, das platte bauende Steinchen, den sich überall

durch seine allseitige Gleichseitigkeit leicht anfügenden Würfel und das durch Verschränkung festverbindende Klötzchen; allein bald ist ihm auch nicht minder lieb als die genannten Drei, die zwar auch rund abgegränzte rollende, aber doch auch leicht ruhende und auf einer ihrer geraden Fläche leicht gerade aufrecht stehende Walze, und besonders Körper, welche bald im Stehen, bald im Rollen und bald im Drehen die mannichfachsten Verhältnisse, Formen und sonstige Erscheinungen zeigen; so wie bei weiter entwickeltem Hand- und Fingergebrauche die Blättchen und die tafelförmigen Formen, und bald auch das glatte runde Stäbchen, welches sich leicht in die Erde stecken, und so Stäbchen an Stäbchen zum Zaune der Gärtchens fügen läßt. Bald werden im Fortgange des Spieles die Stäbchen selbst zu Bäumen und die Steinchen sogar zu Thieren, die Würfel zu Häusern und die Klötzchen zu Menschen. Ein andermal wechseln die Rollen, und wieder ein andermal muß Eines Alles sein und der Würfel oder das Klötzchen bald der Baum, bald das Haus und sogleich wieder das Thier oder selbst der Mensch u. s. w.

Wir sehen also wie das Kind in Einem Alles findet, aus einem Alles macht; wie es sich so mit Wenigem eine reiche Welt in sich und außer sich schafft. Dies macht aber wie jetzt das Kind, so später den erwachsenen Menschen mit Wenigem reich und bei Einfachem zufrieden; denn reich und zufrieden ist der Mensch, wenn er im vollen Besitze Dessen ist, was er nach der Gesammtforderung seines ganzen Wesens, seiner ganzen Natur nothwendig bedarf, und wenn er Das, was er besitzt, auch ganz der Forderung seiner Natur und seines Wesens gemäß gebrauchen und anwenden kann. Dies ist bei der Erziehung des Kindes und Menschen in allen seinen Lebensbeziehungen, wie für die Gesammterfüllung seines Berufes, zu beachten. Denn Zufriedenheit, natürlich die wahre nicht blos scheinbare, ist der ächte Mittelpunkt und nie wankende Grundstein, — nicht nur des reinen Kindeslebens, sondern des ganzen gesunden Lebens des Menschen. Zufriedenheit gebiert Freunde und Freudigkeit, diese Lust, Muth und guten Willen, Ausdauer und alle Tugenden des Menschen. Würde darum die Erziehung und der Erzieher des Kindes ihm lange sein friediges Leben sichern, ihm den Frieden seines Lebens wahren d. h. es im Besitze und Darlebung desselben, im Gefühl der Zufriedenheit und, mit dem Wachsthume, der Wahrnehmung derselben, zugleich auch im gleichen Maße die Forderungen und Bedingungen nicht nur fühlen und wahrnehmen, sondern, eben um Erhaltung und Sicherung der Zufriedenheit, der eigenen inneren Zufriedenheit willen, diese Bedingungen und Forderungen sogleich **erfüllen** machen: so würde das Kind dadurch in allen und in jedem Lebensverhältnisse innerem Seelenfrieden und somit dadurch auch äußerem Lebensfrieden, diesem hohen und köstlichen Ziele der Menschheit, entgegen erzogen werden.

Wie aber eine solche Erziehung, diese Erziehung möglich, sie ausführbar machen? Das Kind lehrt es uns selbst und es ist im Obigen angedeutet: — Das Kind ist zufrieden, wenn es besitzt, was es eben als Mensch und Kind bedarf, und dies Besitzende,

der Forderung seines innersten Wesens entsprechend, behandeln und verwenden kann; der Friede des Kindes wird ihm aber gesichert, wenn es im Besitze desselben, dessen Bedingungen ꝛc. kennen und sie im gleichen Maaße durch sich erfüllen lernt. Hierin ist nun das ganze Geheimniß, des Kindes Frieden zu wahren, dem Kinde seinen Frieden zu sichern: es muß vor Allem dem Kinde gestattet sein, der innersten Forderung seines Wesens, seinem Natur- und Lebenstriebe getreu, welcher sich frühe als Spieltrieb, wie jene im Spieltriebe äußert, thätig sein zu dürfen. Thätigkeit ist die erste Grundlage ächter innerer, wie allseitig äußerer Zufriedenheit für das Kind. In dem Kinde durchdringen sich noch innere und äußere Zufriedenheit auf das Innigste; die wahre Beachtung dieser Grunderscheinung in dem Leben des Kindes ist der Hauptschlüssel zur richtigen Behandlung und Erziehung desselben; dem Kinde muß es darum möglich und vergönnt sein, nach dem Grade seiner inneren Entwicklung auch äußerlich thätig sein zu können; innere Entwicklung und äußere Thätigkeit bedingen und fördern sich gegenseitig im Leben des Kindes; es muß sich also nach Maßgabe seiner Kraft, allein immer als Glied des größeren und eines größeren Lebensganzen und unter der dadurch nothwendig gegebenen Bedingung äußern dürfen, um in dieser Kraft und Lebensäußerung Kraft und Leben immer mehr zu erhöhen, zu stärken, zu kräftigen, zu entwickeln; alle zufälligen und willkürlichen, nicht in dem Wesen und nicht in den inneren Forderungen nothwendiger Lebensganzen, z. B. des häuslichen und Familienlebens liegenden Hemmnisse solcher natürlichen Kraft- und Lebensäußerungen des Kindes müssen darum mit größter Sorgfalt entfernt werden, damit das Kind sich dadurch um so mehr in die Nothwendigkeit fügen lerne und nicht Willkür und Nothwendigkeit verwechsele. Es müssen dem Kinde Gegenstände gereicht und gestattet werden, an welchen und durch welche es sein inneres Leben, den Bedingungen desselben entsprechend, außer sich gestalten kann. Wie es nun dem Kinde erlaubt und möglich sein muß, im Einklange und Zusammenhange mit dem großen Lebensganzen, durch angemessene Mittel und genügende Verhältnisse **sein** Inneres kund zu thun; so muß ihm auch gestattet und möglich werden, die **Dinge** um sich, wie nach dem Bedürfnisse seines Innern, so auch wesentlich nach den Forderungen **ihres** Wesens zu behandeln, zu gebrauchen und in der Mannichfaltigkeit ihrer Verhältnisse und Beziehungen beachten zu dürfen, um sie so in ihrem Wesen, Eigenschaften und Gebrauche kennen zu lernen, wirklich zu untersuchen. Demgemäß müssen auch die Lebensverhältnisse des Kindes, förderlich entgegenkommend, beachtet, entwickelt und gestaltet werden. —

Da nun zuerst sämmtliche, das Kind umgebende Gegenstände, Dinge Eigenschaften haben und Verhältnisse zeigen, welche allen, das Kind selbst mit eingeschlossen, gemein, also allgemein sind; so muß dem Spieltriebe des Kindes, um das Allgemeine dieser Eigenschaften und Verhältnisse kennen zu lernen, gestattet sein, alle diese gemeinsamen Eigenschaften und Verhältnisse nur an einigen wenigen Gegenständen kennen zu lernen, nur an wenigen sich anschaulich zu machen; ja es müssen diejenigen Gegen-

stände— Spielzeuge, — an welchen und durch welche es die Außenwelt kennen lernt, welche eigentlich die Einführungsmittel des Kindes in die gesammte Außenwelt sind, gleichsam der Alles zeigende Spiegel derselben, zugleich auch diejenigen sein, an welchen und durch welche das Kind sein eigenes Inneres nach Kraft und Willen u. s. w. offenbart; damit sie — diese Gegenstände, Spielzeuge, — dem Kinde vermittelnd zwischen seinem Innern, dem eigenen Lebens- und Gestaltungstriebe, und dem Wesen, den Lebens- und Gestaltungsäußerungen der Außenwelt, erscheinen und ihm diese wieder vielfach ein Spiegel seines Innern, und sein Inneres ein Spiegel der Außenwelt zum ächten Verständniß beider werde, und das Kind so zur Erfahrung und Ahnung des Einklanges und der höheren Einheit beider komme, wodurch es zu dem höheren und inneren Frieden gelangt, welcher demselben durch seine Thätigkeit und Beschäftigung wird. —

Wenige Gegenstände, das zeigt das Kind, bedarf es dazu; allein diese Gegenstände mit erschöpfend genügenden Eigenschaften und mit ganz unbedingtem, unbeengten Gebrauch: — sie müssen also zunächst in sich allseitig abgeschlossen, gleichsam in sich ruhend, erfaß- und behandelbar nach dem Willen des Kindes, — nach der einen Seite hin leicht beweglich, nach der andern Seite hin feststellbar sein; sie müssen zur klaren vermittelnden Erkenntniß beider verschiedenen Eigenschaften beide zugleich in sich einen, also zugleich Glieder eines in sich und aus sich gegliederten Ganzen sein und erscheinen; sie müssen sich, wie jeder Gegenstand allein, so geeint unter sich, in den verschiedenartigsten, durch ihre Form gegebenen Verhältnissen und Erscheinungen zeigen; sie müssen sich bald darauf leicht trennen und sich wieder vereinigen, auch in der Vereinigung wieder in den mannichfachsten Formen und Gestalten verbinden lassen: Alles nach dem, sich frei zu entfalten und zu gestalten, sich selbst gegenständlich und so verständlich zu werden strebenden Lebens-, Schaffens- und Beschäftigungstriebe des Kindes, wie denn überhaupt alles dieses aus dem Wesen und der Natur des Kindes und deren Kundwerdung mit Nothwendigkeit hervorgeht, ohne Beimischung irgend einer Willkür. Daher zeigt sich auch merkwürdiger Weise schon hier, daß, wie durch diesen Bildungs- und Entwickelungsgang die Forderungen des innern Lebens des Kindes und Menschen, so auch die seines späteren äußeren und bürgerlichen Lebens, die seines Bestehens und einstigen Berufes, die des socialen und staatlichen Lebens erfüllt werden. — Alles dieses ist das Ergebniß der frühen und entsprechenden Pflege und Erziehung des Kindes, durch das Selbstbewußtsein und die ihm entsprechende Thätigkeit hindurch für innern, wie für äußern Frieden, für Zufriedenheit. —

Doch es tritt dabei noch eine andere wichtige Seite entgegen, welche nicht unbeachtet bleiben darf. Wir finden, wie das Kind in seinem ächt kindlichen Spiel heiter und zufrieden, so in und durch Unschuld beglückt und beglückend; denn in seinem, ihm selbst noch unbewußten, nur dem Lebenstriebe folgenden Thun ist es noch nicht im Widerspruch mit den ihm noch unbewußten, sowohl inneren persönlichen, als äußeren allgemeinen Gesetzen und Forderungen seines Lebens. Wie es noch nicht das Gesetz

und die Forderungen kennt, sondern ruhig vertrauend dem Gesetze folgt, wie dieses unmittelbar noch bald als Trieb, bald als Ahnen und Sehnen u. s. w. sich ihm kund thut; so kennt es auch noch nicht die Uebertretung, den Fehl, noch weniger die Sünde.

Wie es nun sowohl für den Einzelnen wie für die ganze Menschheit wichtig ist, dem Kinde so lange als möglich nicht nur seine innere Zufriedenheit zu sichern, sondern es auch vom Zustande der unbewußten Zufriedenheit, durch das Selbstbewußtsein hindurch, zur erkannten und so bleibend gesicherten Lebenszufriedenheit zu führen; so ist es auch, nicht nur für das Kind und die Kindheit, sondern für das ganze Menschengeschlecht hochwichtig, ja fast noch wichtiger, des Kindes Unschuld so lange als nur immer möglich ihm zu sichern und es wo möglich ebenfalls wieder durch das, aber hier mit größter Sorgfalt in ihm zu weckende Selbstbewußtsein hindurch, zur bewußten und so gesicherten, darum bleibenden Unschuld zu erheben. Wie ist dies aber möglich? — Man lasse das Kind in den Zustand seiner Unschuld so fest als möglich einleben; man suche es darin erstarken zu machen; darum suche man dem Kinde das Gesetz immer ganz nur in dem Maße zur Kenntniß zu bringen, von ihm die Erfüllung desselben nur in so weit zu fordern, als in dem Kinde auch die Kraft und der Wille schon geweckt ist, oder durch die Forderung der Gesetzeserfüllung — (ohne jedoch mit dem Gesetz zugleich die Strafe der Uebertretung und Nichtbefolgung hinzuzufügen, indem diese Hinzufügung sehr häufig erst die Schuld herbeiführt) — sogleich geweckt werden kann, um so mit Selbstwahl und Selbstbestimmung, so mit Freiheit der Gesetzesforderung auch nachzuleben, dem Gesetze gemäß zu handeln. — Also nach Maßgabe des Bewußtwerdens zugleich Wecken des Willens, der Kraft und die Fähigkeit, der Gesetzesforderung nachzukommen, und das durch alles dieses unmittelbar erfolgende Befolgen, Thun derselben: das ist es, was mit im Stande ist, des Kindes Unschuld lange zu sichern, ja es selbst endlich unschuldig und schuldlos in das Leben des Bewußtseins und der Prüfung ein-, und so durch dasselbe schuldlos hindurch zu führen; d. h. des Kindes Willen, Thatkraft und Fähigkeiten so zu entwickeln, zu stärken, daß das Kind und später der herangewachsene Mensch dem Gesetz, vor Allem dem inneren, dem Gesetz des Geistes, des Gemüthes, dem Gesetz der Lebens- und Gotteinigung, dem reinen Sittengesetz, also dem Gesetz der im Gemüth und Selbstbewußtsein tiefgegründeten Religion aus anerkannter und tiefempfundener Eigenwürde auch dann noch Folge leiste, wenn es nicht nur augenblickliche Ueberwindung, sondern auch ausdauernd selbst die größten Opfer fordert. Dies zu erreichen muß die größte Aufgabe der Erziehung, des Erziehers sein.

Wohl wird diese Aufgabe schon im hohen Grade durch die sorgsamste Pflege der des Kindes Thätigkeit begleitenden, vom Unbewußtsein zum Bewußtsein heraufsteigenden und ihm so gesicherten Zufriedenheit und Unschuld, und durch Alles, was mit ihnen beiden zugleich gegeben und gefordert wird, gelöst; aber noch ein Drittes tritt mit dem Leben des Kindes früh den Forderungen der sorgsamsten Pflege entgegen, um das Kind dem Ziele und Berufe der Menschheit entgegen zu bilden

und den Erzieher der Lösung seiner Aufgabe entgegen zu führen. Es ist dieses das früh in dem Kinde sich zeigende, aus dem Kinde entwickelnde und bald aus demselben hervorbildende Vertrauen: es zeigt sich in dem Kinde sehr früh in dem Vertrauen zur Mutter, zum Vater, überhaupt zu seinen Pflegern, bald in dem Vertrauen zu anderen Menschen, im Vertrauen zu sich, im Selbstvertrauen, aus welchem sich bald das höhere Vertrauen zum Menschen als Menschen überhaupt, wie das Vertrauen zu Natur und Gott, der höhere Glaube an Gott, an die Menschheit und an das eigene Selbst entwickelt.

Um Zufriedenheit, Unschuld und Vertrauen, die drei Genien der Kindheit, dem Kinde und zwar durch sich selbst zu sichern, hat es sich die Erziehung außer dem bisher schon Ausgesprochenen zur Aufgabe zu stellen, das Kind nicht nur mit gutem Beispiel zu umgeben, gleichsam mit Erziehungsmagneten; sondern vorzüglich dem Kinde das Fehlerhafte eindringlich wahrnehmen, fühlen und empfinden zu machen, ohne es selbst durch den Fehl und die Fehlerhaftigkeit hindurch gehen, es selbst fehlerhaft werden zu lassen; ja das Wesen wie die Folgen des Lasters und der Sünde empfinden und fühlen zu lassen, ohne daß das Kind erst selbst durch Laster und Sünde hindurch gehe.

Diese Aufgabe, wie schwer sie auch immer zu lösen ist und bleibend es sein mag, so muß sie doch des ächten Menschen- und Menschheitserziehers unverrücktes Ziel sein. Sollte es ihm auch als ein unerreichbares Ziel, den äußern Umständen und der bis jetzt errungenen Menschenkenntniß nach, erscheinen; so muß es ihm doch als Menschheitserzieher stets ein erreichbares Ziel bleiben. Und es soll erreicht werden, dieses Ziel, und es wird durch die Erziehung einst erreicht werden; — denn Gott gab dem Menschen unmittelbar in und mit seinem Erscheinen drei unsichtbare Führer zur Seite, deren **zusammenwirkende**, sanft leitende Kraft bisher wenig erkannt, noch weniger aber gepflegt, und als ein wesentliches Glied mit in die Erziehung des Kindes und in den Gebrauch der zu ihr führenden Mittel verwebt wurde: der erste ist das **Siegel** der **Menschenwürde**, welches auch dem hülflosesten, ärmstgeborenen Kinde aufgedrückt ist, welche die Mutter nöthigt, den Vater dringt, es als eine Gottesgabe zu empfangen, und dies überall da, wo der Mensch nur nicht entmenschet ist; der zweite ist das in jedem entroheten, dem Zustande der Thierheit entronnenen Menschen schon als Kind früh erwachende **Gefühl** der **Eigenwürde**, der Selbstachtung, welches sich in dem, in dem Kinde so früh zu weckenden Gefühle der Scham ausspricht; der dritte Führer ist endlich der **Geist** der **Natur**, welchen zu erkennen Gott den Menschen und so auch das Kind mit einer sich nach ewigen Gesetzen gestaltenden Natur, gleichsam mit einem nach stillwirkenden, wandellosen Gesetzen sich entwickelnden Garten (Paradiese), mit in demselben sich entfaltenden Gewächsen und Bäumen umgab, in welchen der sinnig beachtende Mensch sein innerstes Leben und dessen äußere Erscheinungen zur Selbstbeachtung wie im Spiegel offen vor sich liegen sieht. Hier nun kann das Kind früh, gleich dem Erwachsenen, Gutes und Böses erkennen, Förderliches und Hemmendes, und das

Eine im eigenen Leben anwenden, in dem Leben Anderer hervorzufördern suchen; das andere im eigenen Leben vermeiden und in Anderen zu unterdrücken streben. Darum ist das Kind vor Allem — um es, ohne selbst zu fehlen, doch vielfach zur Erkenntniß des Fehlers und seiner Folgen hinzuleiten — in den Garten der Natur zu führen, wo selbst der Fehler als Folge verletzter Lebenseinheit erscheint. Doch dies nicht allein: Die Anschauungen desselben würden noch öfters für den noch beschränkten Bereich seines Blickes zu groß sein; darum umgebe das Kind in seiner nächsten Nähe ein von ihm in der Pflege und in der Entwicklung seiner Gewächse u. s. w. zu beachtender Garten, und in diesem nenne es ein eigenes Gärtchen sein, sei es auch nur so groß, daß zwei Manneshände seinen Raum bedecken. Nur in solchem **Kindergarten** ist es möglich, den Thätigkeits- und Beschäftigungstrieb des Kindes zur Erhaltung von dessen Zufriedenheit, Unschuld und Vertrauen genügend zu pflegen. Deshalb ist jedoch keineswegs nöthig, daß die Kinder jede Stunde des Tages in dem Kindergarten zubringen, sondern sie können recht gut alle die Stunden im älterlichen Hause leben, wo die Aeltern wahrhaft sie pflegend und beachtend unter ihren erziehenden Händen und Augen haben können; allein dies muß sein, sonst geht in kurzer Zeit durch unbestimmtes Herumtreiben im älterlichen Hause mehr verloren, als was mehrere Stunden, ja Tage des Aufenthaltes im Kindergarten hervorbildeten. Wollen aber gern die Aeltern sich ihrer Kinder, deren sinnigen Thätigkeit, deren heiteren Zufriedenheit, deren glücklichen und beglückenden Unschuld, wie deren kindlichen Vertrauen erfreuen, so mögen sie dieselben auch zu deren Freude im Kindergarten besuchen; dadurch würde abermals Vielfaches werden: wahre achtende Anerkennung des Kinderlebens und dessen Würde; Erziehungserfahrungen und Erziehungsmittel der mannichfachsten Art würden sich da aneignen und so in die Familien einführen lassen; sollen Geschwister sich nicht entfremden, wie man überhaupt so ganz fälschlicher Weise glaubt — (denn das Kind geht mit gesteigertem Frohsinn, mit durch kurzes Entbehren geläuterter und erhöhter Sehnsucht in sein älterliches Haus zurück und wird auch da mit um so reinerer Liebe herzlich empfangen, wie alles Leben durch die kurze Trennung ein erneutes wird; — so mögen, wie die Aeltern, so auch die älteren Geschwister die jüngeren in dem Kindergarten besuchen, und viel herrlicher Same ächter Bethätigung mit all, seinen sich daraus entwickelnden lieblichen Blüthen und Früchten wird dadurch in die Familien kommen; ja die Erziehung selbst wird so nach und nach werden, was sie werden soll: ächte Familien-, Gemeinde- und Volkssache, wahre Angelegenheit der Menschheit. —

Was so **Fröbel** und was mit ihm und vor ihm **Pestalozzi** ausgesprochen: das ist's, was **die Erziehung der christlich humanen Zeit**, was **das christlich humane Zeitalter** in allen seinen Repräsentanten, mögen sie auf dem Felde der Kunst oder der Wissenschaft arbeiten, will und mit aller Energie des Geistes durchzusetzen strebt. —

II.

Luther's und Schiller's Pädagogik.

(Ein Vortrag, gehalten im Seminar zu Gotha, den 10. November 1863.)

Den Geburtstag zweier Männer feiern wir heute, — zweier Männer, die am Eigenthümlichsten den deutschen Character repräsentiren und das Wesen der deutschen Nation darstellen. Luther und Schiller! — 276 Jahre liegen dazwischen. Vor diesen 276 Jahren, am 10. Nov. 1483, ward von armen Bergleuten zu Möhra der Bergmann des Geistes geboren, der in die tiefen Schachten des Menscheninnern hineinstieg und das lautere Gold des Evangeliums von den Schlacken der Geistlichkeitskirche sonderte. Nach den 276 Jahren, am 10. Nov. 1759, erblickte in dem kleinen Hause zu Marbach ein ebenbürtiger Held des freien protestantischen Geistes das Licht der Welt, — ein Mann, der nicht dazu gekommen war, im ruhigen, seligen Selbstgenuß die Schönheit darzustellen und zu genießen, sondern der mit feuriger Freiheitsliebe, die auf seiner Stirn als Siegel der Gottheit leuchtete, in dem Heereszuge der Menschheit als einer der Edelsten voranzog und sein Leben für die höchsten Ideen des Menschengeschlechts einsetzte. Luther und Schiller! Dort der Richter des Katholizismus mit den Leidenschaftsgluthen, die den Mann der That auszeichnen; der tiefsinnige Denker, der mit seinen Gedanken, die nicht bloß Flügel, sondern auch Hände und Füße haben, Minerva und Pantheon mit all' ihren Götzen zerschlug; der Componist der protestantischen Freiheitshymne: „Eine feste Burg ist unser Gott!"; und zugleich auch ein liebendes Herz mit einem unverwelklichen Blumengarten, — ein jovialer Lebemann, aus dessen Munde ein Uebermaß von Witz hervorsprudelte, — ein geistdurchbrechendes und seelischglänzendes Auge, aus dem der Enthusiasmus griechischer Heiterkeit blitzte, — ein Antlitz, auf dem der steinerne Ernst und dicht daneben der donquixotische Uebermuth lag: dogmatischer Distingirer und heiterer Flötenspieler in Einem, — das Herz seiner Zeit, „harte Schale, aber weicher Kern, bitter dem alten, gar süß aber dem neuen Menschen." Hier — Schiller —, der Titanenkämpfer, der das Leben zu Geist zu verklären und das Sinnliche mit dem Vernünftigen zu durchhauchen strebt; der ganze Mensch, in dessen Worten seine volle Seele liegt; der Dichter des Willens, der That, der Freiheit, des männlichen Charakters, aber auch des Jubelliedes: „Freude schöner Götterfunken!", — der mit seinen Siegsgesängen tief in das Herz des deutschen Volkes hineingegriffen hat, — der den Jüngling entzückt (— denn das müßte ein

schlechter Jüngling sein, dem nicht an Schiller's Idealen das Herz höher schlüge. —), — der den Mann zur That forttreibt und seinem Thun zuruft: „Seid einig, einig, einig!", — der dem Weibe von der Würde der Frauen in seinem herrlichen Liede singt: „Ehret die Frauen, sie flechten und weben himmlische Rosen in's irdische Leben!", — der Genius, an den wir anderen Kleinen uns anklammern müssen, um an ihm groß zu werden.

Und diese beiden Männer waren nicht blos Erzieher der deutschen Nation durch den großen und neuen Geist, den sie ihr einzuhauchen suchten. Sie vertieften sich zugleich in die Fragen der Pädagogik im engeren Sinne, indem sie von der Ueberzeugung geleitet wurden, daß die Entwicklung der Nation von der Entwicklung der Jugenderziehung bedingt werde.

Luther

sah ein, daß durch gottlosen Hausstand und nichtsnutzigen Lehrstand das Verderben der Kirche erzeugt werde, indeß christliche Kinderzucht in Familie und Schule das festeste Fundament der christlichen Kirche sei. Darum gab er 1520 seine Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation heraus und empfahl in derselben die Verbesserung der deutschen Universitäten. Darum ließ er in demselben Jahre seine „Kurtze Form die zehen Gebote, Glauben und Vater Unser zu betrachten" erscheinen. Darum veröffentlichte er 1524 das Schreiben an die Rathsherrn aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen. Darum revidirte er 1528 und 1529 im Kurkreis und Meißen die Kirchen und Schulen, und verfaßte sodann, um der großen Unwissenheit zu steuern, seinen großen und kleinen Katechismus. Darum publicirte er 1530 die Predigt, daß man die Kinder zur Schule halten solle. Darum und dazu übersetzte er von 1521 bis 1534 die heilige Schrift. Und damit und dadurch hatte er zugleich die Elementar- und Lehrstoffe der Volksschule und der Volksbildung gegeben: Katechismus, Bibel und dann, als Drittes, — das gleichfalls ihm die Entstehung verdankt — das deutsche Kirchenlied.

Von der hohen Bedeutung der Erziehung im Allgemeinen spricht Luther: „Was hilft es Dir, wenn Du für Dich selbst noch so fromm bist, bist aber fahrlässig in Auferziehung Deiner Kinder? — Man findet Leute, die dienen Gott mit viel seltsamer Uebung, sie fasten, tragen rauhe Kleider, und halten viel Dinge aus eigener Andacht; aber dem wahren Gottesdienst ihres Hauses, die Kinder recht zu ziehen, gehen sie blindlings vorbei, und machen es, wie vorzeiten die Juden, die den Tempel Gottes verließen und opferten auf den Höhen." „Glaube mir, es ist viel nöthiger, daß Du achtest und Sorge habest, die Kinder wohl zu ziehen, denn Ablaß lösen, Gebete thun, fremde Kirchen besuchen, oder viel Gelübde thun."

Am wichtigsten hält er die Erziehung der Kinder in der Familie. Er verlangt, daß keiner sollte ein Vater werden, er hätte denn gelernt, daß er seinen Kindern kann predigen die Gebote Gottes und das Evangelium, daß er fromme Christen zöge und also gleichsam ein Bischof und Pfarrherr seines Hauses sei. Vorzüglich aber forderte er, daß die Familie den Kindern mit gutem Beispiele vorangehe. Jedermann

soll nicht bloß seine Kinder recht beten lehren und in den Stücken unterrichten, die zur Gottseligkeit gehören; sondern Alle sollen sich auch wohl hüten, daß sie ihren Kindern nicht böse, ärgerliche Exempel zeigen, denn die Jugend ist wie ein Zunder, der über die Maßen leichtlich fahet, was bös ist. Insbesondere sündigen Die schwer, die schandbare Worte vor jungen, unschuldigen Knaben und Mägdlein reden, denn das zarte und unerfahrene Alter wird gar leichtlich mit solchen Reden befleckt und, was noch ärger ist, es behält gar lange solche unflätige Worte. Aber auch Die verderben ihre Kinder, die ihnen zwar nicht böse Exempel geben, die ihnen aber zu viel nachlassen aus überflüssiger fleischlicher Liebe. „Es ist ein Werk der Barmherzigkeit, — sagt er, — das Gott belohnen will, wo böse Kinder und Gesind im Hause ist, daß man einen eichenen Butterwecken in die Hand nehme und schmiere ihnen die Haut damit voll. Solches ist eine geistliche Salbe wider der Seelen Krankheit, die da heißt Ungehorsam gegen Vater und Mutter." Mit einem solchen Zorn der Aeltern soll aber stets die Liebe gepaart sein. „Die Erfahrung lehrt, daß durch Liebe weit mehr ausgerichtet werden könne, als durch knechtische Furcht und Zwang." „Man muß also strafen, daß der Apfel bei der Ruthe sei!" — Von demselben Grundgedanken aus verlangt Luther auch, daß die Kinder nicht allein für die Welt, aber auch nicht von der Welt abgesondert erzogen werden sollen. In Rücksicht auf Jenes sagt er: „Die verderben ihre Kinder, die ihnen Anlaß geben, die Welt lieb zu haben, die nicht weiter für die Kinder sorgen, denn daß sie tapfer einhertreten, springen, tanzen und sich zieren können, den Leuten gefallen, ihre Begierden reizen, sich der Welt gleichstellen." In Hinsicht auf die Absonderung von der Welt: „Salomon ist ein rechter königlicher Schulmeister. Er verbeut der Jugend nicht, bei den Leuten zu sein oder fröhlich zu sein, wie die Mönche ihren Schülern; denn da werden eitel Hölzer und Klötze daraus. Es ist der Jugend gefährlich, allein zu sein. Darum soll man junge Leute lassen hören und sehen und allerlei erfahren. Es ist gut, daß ein junger Mensch viel bei den Leuten sei; doch daß er ehrlich zur Redlichkeit und Tugend gezogen und von Lastern abgehalten werde."

Diese häusliche Erziehung muß dann — so will Luther — durch **die Schule** unterstützt werden. „Die Schule soll die Kinder zu vernünftigen Menschen machen, wodurch auch einer Stadt und eines Staates Gedeihen gefördert wird." Darum ist es nothwendig, überall Schulen anzulegen. „Liebe Herren, — so redet er die Rathsherren aller Städte Deutschland an, — muß man jährlich so viel wenden an Büsche, Wege, Stege, Dämme und dergleichen unzählige Dinge mehr, damit eine Stadt zeitlichen Frieden und Gemach habe; warum sollte man nicht vielmehr doch auch so viel wenden an die dürftige arme Jugend, daß man einen geschickten Mann oder zween hielte zu Schulmeistern." — Für **beide** aber, **für Knaben und Mädchen**, sollen, nach Luther, Schulen errichtet werden, denn „die Menschen werden immer sein, was die Frauen aus ihnen zu machen belieben; sollen die Menschen groß und tugendhaft werden, so lehre man die Frauen, was Größe und Tugend sei." — In der Schule sollen vornehmlich die zehn Gebote, der Glaube

und das Vater Unser gelehrt werden. „In welchen dreyen Stücken fürwahr alles, was in der Schrift stehet und gepredigt werden mag, auch alles was einem Christen noth zu wissen, gründlich und überflüssig begriffen ist. Und mit solcher Kürze und Leichte verfasset, daß Niemand klagen noch sich entschuldigen kann, was ihm noth ist zur Seligkeit, denn drey Dinge sind noth einem Menschen zu wissen, daß er selig werden möge. Das erste, daß er wisse, was er thun und lassen soll. Zum andern, wenn er nun siehet, daß er es nicht thun noch lassen kann, daß er wisse, wo er's nehmen, suchen und finden soll, damit er dasselbige thun und lassen möge. Zum dritten, daß er wisse, wie er es suchen und holen soll." — Für die höhere Bildung verlangt Luther den Unterricht in den Sprachen, um mittelst derselben die heilige Schrift zu verstehen und weltlich Regiment zu führen, — sowie in den Historien, in denen Anzeigung, Gedächtniß und Merkmal göttlicher Werke und Urtheile, wie Gott die Welt, sonderlich die Menschen erhält, regiert, hindert, fördert, strafet und ehret, nachdem ein jechlicher verdienet Böses oder Gutes, — in der Musica und im Ritterspiel, da erstere die Sorge des Herzens und melancholische Gedanken vertreibt, das andere aber feine geschickte Gliedmaßen macht und den Leib gesund erhält, — und in der Mathematica, sammt Dialectica und Rhetorica. In alle Dem Kinder zu unterrichten, was gibt's denn Höheres? ruft Luther aus. „Das sage ich, einen fleißigen frommen Schulmeister oder Magister, oder wer er ist, der Knaben treulich zeucht und lehret, dem kann man nimmermehr genug lohnen und mit keinem Gelde bezahlen, wie auch der Heide Aristoteles sagt. Noch ist's bei uns so schändlich veracht, als sei es gar nichts und wollen dennoch Christen sein. Und ich, wenn ich vom Predigtamt und anderen Sachen ablassen könnte oder müßte, so wollte ich kein Amt lieber haben, denn Schulmeister oder Knabenlehrer sein. Denn ich weiß, daß dies Werk nächst dem Predigtamt das allernützlichste, größeste und beste ist, und weiß dazu noch nicht, welches unter beiden das beste ist." — —

Nicht so tief in die eigentliche Pädagogik der Schule, wie Luther, geht

Schiller

ein. Er verweilt vielmehr bei den großen Grundlagen der Erziehung und zeigt von ihnen aus große Perspectiven. Wie die Charaktere seiner Tragödien mit gigantischer Kraft und voll trotzigen Schlachtenrufes auftreten und nur durch Das gelten wollen, was sie leisten; und wie diese auf solchem Wege ihren eigenen Willen geltend machen, aber zugleich im Dienste des ewigen Geistes stehen, der zu sich erhebt, was sich seinem Willen fügt, und vor dem untergeht, was ihm widersteht: so stellt Schiller auch als Ziel der Erziehung das sittliche Ideal der Freiheit hin, dem der Mensch zuentwickelt werden muß. „Die Natur — sagt er — fängt mit dem Menschen nicht besser an, als mit ihren übrigen Werken; sie handelt für ihn, wo er als freie Intelligenz noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menschen, daß er bei dem nicht stille steht, was die bloße Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die Schritte, welche jene mit ihm anticipirte, durch Vernunft wieder rückwärts zu thun, das Werk der Noth in

ein Werk seiner freien Wahl umzuschaffen und die physische Nothwendigkeit in eine moralische zu erheben." Doch soll dieses sittliche Ideal, dem der Mensch zuzustreben hat, zugleich im Einklange mit dem ästhetischen stehen. „Liebe — sagt Schiller in seinen „philosophischen Briefen," die ein philosophischer Hymnus sind — ist die Leiter, auf der wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit, sie ist die Anziehung der Geister, wie die Anziehung der Elemente die körperliche Form der Natur zu Stande brachte. Gott und Natur sind aber zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind; die Natur, das Abbild der göttlichen Substanz, ist nach einem bildlichen Ausdrucke ein unendlich getheilter Gott. Wie sich in einem prismatischen Glase ein weißer Lichtstreif in sieben dunklere Strahlen spaltet, hat sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen. Wie sieben dunklere Strahlen in einem hellen Lichtstreif wieder zusammenschmelzen, würde aus der Vereinigung all' dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes ist das optische Glas, und alle Thätigkeiten der Geister nur ein unendliches Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Gefiele es der Allmacht dereinst, dieses Prisma zu zerschlagen, so stürzte der Damm zwischen ihr und der Welt ein, alle Geister würden in einem Unendlichen untergehen, alle Accorde in einer Harmonie in einanderfließen, alle Bäche in einem Ocean aufhören." So wird von Schiller die Natur als vollkommnes Abbild des göttlichen Wesens, als die in Zeit und Raum ausgeführte Idee Gottes, als göttliches Kunstwerk aufgefaßt. Liebe, uneigennützige, uninteressirte, ist der Weg, auf dem man sich in dieses Kunstwerk einlebt, denn die höchste Aufgabe des Menschen ist, die Liebe des Universums zu erkennen und in sie einzugehen. „Laßt uns — so spricht Schiller — Vortrefflichkeit einsehen, so wird sie unser. Laßt uns vertraut werden mit der hohen idealischen Einheit, so werden wir uns mit Bruderliebe anschließen an einander. Laßt uns Schönheit und Freude pflanzen, so ernten wir Schönheit und Freude. Laßt uns hell denken, so werden wir feurig lieben." Wenn die Erziehung dieses Ziel sich setzt, so erfaßt sie als Ideal Moral und Kunst in Einheit, und „nur wenn das Erhabene mit dem Schönen sich gattet und unsere Empfänglichkeit für beides in gleichem Maße ausgebildet worden ist, sind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklaven zu sein, und ohne unser Bürgerrecht in der intelligibeln Welt zu verscherzen." — In seinen „Briefen über ästhetische Erziehung des Menschen" führt Schiller diese Gedanken weiter aus. Der Charakter der Zeit, fordert er, muß sich von seiner tiefen Entwürdigung aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur sich entziehen und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren, — eine Aufgabe für mehr als ein Jahrhundert. Die Philosophie hat hierzu das Gesetz gefunden und aufgestellt; vollstrecken muß es der muthige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streite mit Kräften den Sieg erhalten soll, muß sie selbst zur Kraft werden und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb aufstellen, denn die Triebe sind die einzig bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Daß sie bis jetzt ihre siegende Kraft noch nicht erschließen konnte, liegt nicht am Verstande, sondern

am Herzen, das sich ihr verschloß, und an dem Triebe, der nicht für sie handelte. Ausbildung des Empfindungsvermögens ist also das dringende Bedürfniß der Zeit, nicht bloß weil sie ein Mittel wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam zu machen, sondern selbst darum, weil sie zur Verbesserung der Einsicht erweckt. Das Werkzeug, durch welches der Charakter veredelt wird, ist die schöne Kunst. „Durch die Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet; durch die Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wiedergegeben.“ Sinnesgenüsse spannen ab, Geistesgenüsse spannen an, Beides erschöpft. Haben wir uns aber dem Genusse ächter Schönheit hingegeben, so sind wir in solchen Augenblicken unserer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade Meister, und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernst und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerstande, zum abstracten Denken und zur Anschauung wenden. Das wahre Kunstwerk ist Einheit der Materie und der Form, des Inneren und Aeußeren. Diese Einheit immer wiederholt hervorzubringen, ist die Aufgabe des Menschen. Er soll alles Innere veräußeren und alles Aeußere formen. Zur Erfüllung dieser doppelten Aufgabe, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen und das Wirkliche außer uns dem Gesetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwei entgegengesetzte Kräfte gezwungen. Der erste dieser Triebe geht von der sinnlichen Natur des Menschen aus und ist beschäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu setzen und zur Materie zu machen, nicht ihm Materie zu geben, weil dazu schon eine freie Thätigkeit der Person gehört, welche die Materie aufnimmt und von sich, dem Beharrlichen, unterscheidet. Der zweite jener Triebe geht aus von dem absoluten Dasein des Menschen, von seiner vernünftigen Natur, und ist bestrebt, ihn in Freiheit zu setzen, Harmonie in die Verschiedenheit seines Erscheinens zu bringen und bei allem Wechsel des Zustandes seine Person zu behaupten. Daß der Mensch der Idee der Menschheit wirklich gemäß ist, kann er nie in Erfahrung bringen, so lange nur einer dieser Triebe thätig ist, so lange er also nur empfindet oder nur denkt. Es gibt jedoch Fälle, wo er zugleich seiner Freiheit sich bewußt wird und sein Dasein empfindet, und diese Fälle wecken in ihm einen neuen Trieb, den Spieltrieb, der die Aufgabe hat, die Zeit in der Zeit aufzuheben, Werden mit absolutem Sein, Veränderung mit Identität zu vereinbaren und somit Form in die Materie, Realität in die Form zu bringen. Der Gegenstand des Spieltriebes ist die lebende Gestalt, die Schönheit.

Schiller's ethischästhetische Erziehung erzielt die Bildung des Menschen zur Ganzheit und Selbstheit. Es ist das Ideal der athenischen Erziehung, das Schiller aufstellt: — innerste und innigste Durchdringung des Ethischen und Aesthetischen, des Sinnlichen und Uebersinnlichen, — die Kallokagathie, das Gut-Schöne, dem alle Erziehung zustreben soll. Das höchste Schönheitsideal ist ihm die Idee der Menschheit, weil die höchste Harmonie zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, und der ästhetische Mensch, dessen ganzes Benehmen dem Gesetze der Schönheit gemäß ist, ist „die reifste Frucht der Humanität.“

Von diesem Gesichtspunkte aus stellt Schiller auch die Aufgabe des Mannes und Weibes auf und gibt darin zugleich die Zielpunkte an, nach und zu denen der Knabe und das Mädchen erzogen werden sollen. Im Weibe wird mehr die Natur, im Mann die Geschichte repräsentirt; jene lebt in unentzweitem Bewußtsein, dieser in stetem Zwiespalt, in Streben und Ringen nach Außen; in beider Einheit erst tritt die vollständige Idee der Menschheit in die Erscheinung. Darum dichtet Schiller in der „Glocke":

Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe;
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe.
Die Räume wachsen; es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohne Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.

Und in der „Würde der Frauen":

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft;
Unstät treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft.
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos durch entlegne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.
Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte
Treue Töchter der frommen Natur. —
Mit zermalmender Gewalt
Geht der Wilde durch das Leben
Ohne Rast und Aufenthalt.
Aber zufrieden mit stillerem Ruhme
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume. —

Aus der Unschuld Schoß gerissen,
Klimmt zum Ideal der Mann
Durch ein ewig streitend Wissen,
Wo sein Herz nicht ruhen kann;
Schwankt mit ungewissem Schritte
Zwischen Glück und Recht getheilt,
Und verliert die schöne Mitte,
Wo die Menschheit fröhlich weilt.

Aber in kindlich unschuldiger Hülle
Birgt sich der hohe geläuterte Wille
In des Weibes verklärter Gestalt.
Aus der bezaubernden Einfalt der Züge
Leuchtet der Menschheit Vollendung und Wiege,
Herrschet des Kindes, des Engels Gewalt. —

Luther betont vorwiegend die religiöse, Schiller überwiegend die ethisch-ästhetische Seite der Pädagogik. Nur beide zusammen geben den vollen Begriff der Erziehung. So ergänzen sich Luther und Schiller auf dem Boden der Erziehung, wie auf dem großen Theater der Weltgeschichte. Im Grunde aber ist es ein und derselbe Geist, der in beiden lebt und treibt, — der große Geist germanischer Freiheit, welche in der Autonomie der Vernunft ihre Grundlage hat. Von diesem Geiste wurde Luther getragen, als er das religiöse Gefühl von seinen äußeren Fesseln befreite und den Religiösen allein unter die Verantwortung seines Gottes stellte. Von diesem Geiste wurde Schiller geleitet, als er sein Reich der Poesie schuf, in dem mit stolzem Gange der selbstbewußte Mensch über die unbewußte Natur triumphirt und in dem die sittliche Gesinnung und die Freiheit Herrscher sind. Und diesem Geiste wollen auch wir auf dem Gebiete der Erziehung dienen. Das Gelöbniß dazu, — das ist das beste Geburtstagsgeschenk, welches wir Luther und Schiller bringen können. —

III.

Melanchthon.

(Rede, im Gymnasium zu Cöthen am 19. April 1860 gehalten.)

Wir sind zur dreihundertjährigen Todesfeier eines Mannes zusammengekommen, deß Gedächtniß von Millionen in Ehren gehalten ist und in Ehren gehalten werden wird, so lange evangelischer Geist, der Geist christlicher Humanität, unter den Völkern waltet. Es war dieser Mann von äußerer Statur verhältnißmäßig klein und hager; aber durch sein schön leuchtendes Auge und von seiner hohen und freien Stirn schien ein Geist hernieder, edel und voll reinen keuschen Sinnes, gerade und harmlos, vermittelnd und versöhnend, sinnig fein und nach Formvollendung strebend, in Person die Humanität im antiken Sinne, aber getragen und geläutert vom sittlichen Ernste des Christenthums. Dieser Mann hieß **Philipp Melanchthon.** Am 16. Februar 1497 ward er zu Bretten seinem Vater Georg Schwarzerd geboren. Die Lehren der sanften, frommen Mutter wirkten wohlthätig auf das empfängliche Gemüth des Kindes, und der strenge Ernst des Vaters kräftigte den Charakter des Knaben und zeigte ihm den Mann, wie er sein soll. Als Schüler erwarb er sich durch glänzende Geistesgaben und andauernden Fleiß, vorzüglich aber durch sein freundliches und bescheidenes Betragen, die Liebe Aller, die ihn kannten, vornehmlich seiner Lehrer zu Pforzheim, wo er unter dem berühmten Rectorat von Georg Simler in die klassischen Studien eingeweiht ward, und wo er von Simler selbst Unterricht im Griechischen erhielt. Von hoher Bedeutung wurde hier für den reich begabten Knaben, daß einer der größten Humanisten, der erste Lehrer des Griechischen in Deutschland, Reuchlin, ihm sein Interesse zuwandte, ihm eine griechische Grammatik und ein Lexicon gab, und — nach der Sitte jener Zeit — seinen deutschen Familiennamen „Schwarzerd" in den Griechischen „Melanchthon" übersetzte. Mit 13 Jahren bezog Melanchthon die Universität Heidelberg und studirte hier, wie nachher in Tübingen, altklassische Literatur, hörte aber auch die hervorragendsten Lehrer der Jurisprudenz, Medizin und Theologie. Nach Erlangung der Magisterwürde trat er, 17 Jahre alt, als akademischer Lehrer auf und erklärte zu Tübingen vor einer Menge lernbegieriger Schüler Cicero, Virgil und Terenz. Bald jedoch, schon 1528, wurde er durch Vermittlung Reuchlin's nach der Universität Wittenberg als Professor der griechischen Sprache berufen und damit auf den Boden gestellt, auf dem er seine welthistorische Mission erfüllen sollte. Hier traf er mit Luther zusammen, und bald fühlten die beiden größten Männer ihrer Zeit, daß sie ein-

ander zur Ergänzung dienten. Luther und Melanchthon — der Mann der That und der Mann des Gedankens, — der Bergmanns Sohn, der in die Tiefe des Geistes fuhr, um dort auf die Frage Antwort zu erhalten: Was muß ich thun, daß ich selig werde? und der Sohn des Waffenschmiedes, der mit der Wärme des Gefühls ein menschenwürdiges Leben in sich und um sich auszuprägen suchte; — jener das religiöse Genie, ursprünglich, aber auch urwaldig und unbeugsam, der Welt Trotz bietend, dieser das vielseitig gebildete Talent, veredelt und geedelt im eigenen Wesen von dem Geiste der alten Klassiker und darum überall maßvoll, ja darum auch in seinem Handeln von der Ueberzeugung geleitet, daß man das Höchste und Vollkommenste nicht rücksichtslos durchsetzen kann, sondern nur das Bessere und Mögliche unter den gegebenen Verhältnissen anstreben soll. Ich bin dazu geboren, sagt Luther, mit Rotten und Teufeln zu kriegen und zu Felde zu liegen, mein Geist ist rumorisch und stürmisch, speit einen großen Wald und Haufen der Worte aus, ich muß die Klötze und Stämme ausreuten und bin der große Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß; aber M. Philippus fährt säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott hat gegeben seine Gaben reichlich. Mit diesen reichlichen Gaben und mit diesem ihm von Gott gegebenen versöhnlichen Geiste wurde er der theologische Mit- und Hauptreformator. Aus diesem Geiste ging die augsburg'sche Confession hervor, das wunderbare Werk, das einfach, klar und schlagend die Grundgedanken der Reformatoren darlegt. Von diesem Geiste zeugen die loci theologici: — die milde protestantische Dogmatik, in der das Christenthum als eine ethische Lebenserscheinung, der im Menschen eine ethische Anlage entgegenkommt, aufgefaßt wird, — ein Gedanke, den Schleiermacher mit dem geistigen Apparate des 19. Jahrhunderts weiter entwickelt hat. Es zeugt von diesem stets weiter arbeitenden Geiste, der sich nicht in einmal gefundene Formeln einspinnen konnte, sondern sich und mit sich seine Schriften in lebendigem Forschen, in stetem Flusse weiter entwickelte, seine 1540 erschienene confessio augustana variata, in der er den Artikel 10. de sacra coena so abänderte, daß auch die Schweizer mitbekennen konnten. Es zeugt davon jede neue Ausgabe der loci, in denen er unaufhörlich mehr und mehr verbesserte, so daß er in der Ausgabe von 1545 von den edlen Werken und Tugenden eines Scipio und Themistocles spricht und hinzusetzt, daß auch sie von dem Gott geschenkt seien, von welchem alles Gute kommt.

Besonders hoch hielt Melanchthon die Naturstudien, bei denen er jedoch noch nicht zur ersten Quelle, zur lebendigen Natur, zu gehen vermochte, weshalb er auch noch ein Gegner des Copernicus war; sondern bei denen er, wenn auch auf freie Weise, dem Aristoteles folgte. In seinem liber de anima behandelt er die Lehre vom Menschen, da er die Kenntniß des menschlichen Lebens und der menschlichen Seele für jeden Gebildeten, besonders aber für jeden Theologen, absolut nothwendig hielt.

Doch das bildet nur die eine Hälfte von Melanchthons Thätigkeit. Den Ehrentitel „Praeceptor Germaniae“ erwarb er sich vor Allem durch seine Vorträge in der

philosophischen Facultät. Er hat über Physik, Astronomie, Mathematik, selbst Medizin, über Ethik, Politik, Psychologie und Metaphysik, über Grammatik, Dialektik, Rhetorik und Geschichte Vorlesungen gehalten. Besondere Sorgfalt wandte er auf seine Vorträge über die lateinische und griechische Sprache, da er von der Ueberzeugung ausging, daß das Alterthum die Grundlage aller wahren Bildung sei, und daß nur gründliche klassische Bildung die rechte Erkenntniß des Christenthums vermittle. Die, welche sich an das Studium der heiligen Schriften machen, — sagt er, — ohne Stütze und Hülfe anderer Wissenschaften, scheinen fürwahr fliegen zu wollen, ohne Federn zu haben. Am Thörichtsten unter Allen denken aber Die, welche heutzutage der Meinung sind, daß die Frömmigkeit nichts sei, als Verachtung aller guten Wissenschaften, aller Bildung, welche das Alterthum gewährt. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, sorgte er auch für Verbreitung der klassischen Studien in den Schulen. In den Arbeiten für Heranbildung eines tüchtig geschulten theologischen Nachwuchses durch sprachliche und philosophische Studien fand er die eigentliche Aufgabe seines Lebens. Als 17jähriger Jüngling schrieb er deshalb schon eine griechische Grammatik; ihr folgte 1525 die lateinische, die zweihundert Jahre hindurch das Fundament für die lateinischen Schulgrammatiken gewesen ist. Dieser schlossen sich die Schriften über Dialectik und Rhetorik, so wie seine Erklärungen der Klassiker an. Durch Lehre und Schrift wurde Melanchthon der Begründer der klassischen Studien im protestantischen Deutschland, und alle großen Pädagogen und Philologen des 16. Jahrhunderts, wie Camerarius in Leipzig, Micyllus in Heidelberg, Trotzendorf in Goldberg, Neander in Ilefeld ꝛc. verehrten in ihm den geliebten Präceptor. — Groß endlich war sein Einfluß auf das gelehrte Schulwesen Deutschlands durch den Rath, der von überallher betreffs Einrichtung und Organisation der Schulen von ihm gefordert ward und den er bereitwilligst ertheilte. So ist er denn in Wahrheit der Schöpfer der protestantischen Gymnasien: und das ist's, was die allgemeine heutige Feier für uns zu einer besonders wichtigen macht. Lehrer und Schüler der Gymnasien haben in Melanchthon den Gründer der Anstalten, an denen sie lehren und lernen, zu verehren.

Am 19. April 1560 starb Melanchthon. Als ihn sein Schwiegersohn, der Arzt Peucer, in den letzten Lebensaugenblicken fragte, ob er noch etwas begehre, antwortete er: Nichts als den Himmel. Auf daß sie Alle Eins seien, gleichwie wie wir Eins sind: das war der Seufzer seiner letzten Lebenstage, wie es die Aufgabe gewesen war, der er sein Leben weihte. Darum steht er da, ein hohes Vorbild ächt protestantischen Geisteslebens, verehrt von Geistlichen und Laien, denen Humanität und Christenthum ein einziges höchstes Ganzes sind, verketzert allein im Leben wie nach dem Tode von den Buchstabenseelen, so daß sich im Anfange des 17. Jahrhunderts Bernhard Hutter noch sein Herostratdenkmal setzen konnte, als er bei einer öffentlichen Disputation, bei welcher die Autorität Melanchthons geltend gemacht ward, aus Wuth darüber das an der Wand hängende Bild Melanchthons herunterriß und vor Aller Augen mit Füßen trat, — und daß im

18. Jahrhundert noch der von Lessing als Musterbild aller fanatischen Pfaffen in Stein gehauene Hauptpastor Götze zu Hamburg auch mit Angriffen gegen Melanchthon seine Legitimation als protestantischer Ketzerrichter vervollständigen konnte. — — —

Melanchthon hat die Grundlagen angegeben, auf denen die drei Jahrhunderte lange Entwicklung der humanistischen Gymnasien im Protestantismus ruht: Christenthum und Humanismus. Die Wissenschaften sind ihm der glänzendste Schmuck der Religion, und der Zustand des Staates hängt, nach ihm, durchaus von dem Stande der Wissenschaften ab. „Die Zungen müßten Denen ausgeschnitten werden, welche sogar in Predigten die unerfahrene Jugend von den Studien abmahnen." Die Wissenschaften aber haben für ihn ihr Centrum in der klassischen Literatur des Alterthums. Die bonae, elegantiores, politiores literae sind ihm das Hauptmittel für den Jugendunterricht, denn die Sprachstudien lehren denken, üben und stählen die geistige Kraft, leiten zu einer verständigen Beobachtung an und schärfen das Urtheil, veredeln die Sitten und wecken den Sinn für das Große, Schöne und Edle. Darum dringt er vor Allem auf genaues grammatisches Studium der lateinischen Sprache, die zu seiner Zeit noch die alleinige Hauptsprache der Bildung und der Gebildeten war. Neben derselben erkannte er jedoch auch den hohen Werth des Griechischen an, dessen Verbreitung er sich ganz besonders angelegen sein ließ, — und zwar nicht allein deshalb, weil nur mit Kenntniß desselben das neue Testament wahrhaft verstanden werden könne, sondern auch deshalb, weil man ohne Kenntniß der griechischen Sprache nicht zur tieferen Kenntniß des Lateinischen gelange, und weil allein durch die Kenntniß der griechischen Literatur der Zugang zu den Quellen aller Wissenschaft eröffnet werde. — Beim Studium der Philosophie war ihm Aristoteles Führer in Methode wie im Ausdruck, indeß er durch platonische und christliche Ideen die aristotelischen Anschauungen zu ergänzen suchte: so in den Lehren von Gott und seinem Dasein, in den Begriffen von Materie und Form, Ursache und Bewegung, Raum und Zeit, besonders aber in seiner Lehre vom Menschen, in der er vom Wesen der Seele handelt, welche er als Entelechie, agitatio, qua acquiritur forma, und zugleich als intelligenten, vom Körper verschiedenen Geist erklärt, worauf er „die Seelenkräfte," vegetativa, sentiens, appetitiva, motiva secundum locum und intellectiva, darlegt, und hiernach von der Ernährung, vom Wachsthum und der Erzeugung, von den fünf Sinnen, vom Vermögen der Wahrnehmung, von der Combination, von dem Gedächtniß, von dem Begehrungsvermögen und den Affecten, von der Erkenntnißthätigkeit, ihren Objecten und ihren Mitteln, zur Gewißheit zu gelangen, vom Willen, von der Freiheit, vom Ebenbilde Gottes und von der Unsterblichkeit redet. Damit führte er aus der Physik, und zwar aus ihrem psychologischen Theile, in die Ethik über, in der er die Tugenden nach Platon eintheilte. — — Bei all' seinem Leben im klassischen Alterthum wurde ihm jedoch nie der christliche Geist fremd. Man sah in und an Melanchthon, daß der Humanismus das Christenthum nicht von sich ausschließt, sondern sich

auf's Innigste mit ihm zu verbinden vermag. Darum ist er mit Recht der christianisirte Hellene genannt. —

Wie Melanchthon den Unterricht in den Gymnasien auffaßte, erhellt aus dem am Schluß des Visitationsbüchleins vom Jahre 1528 gegebenen, ohne Zweifel von ihm herrührenden Schulplane, welcher die Lehrgegenstände auf das Nothwendigste, Allerwesentlichste beschränkt, ja in die Bildungselemente des Humanismus einengt, vom Werthe der Weltgeschichte und der Naturwissenschaften für die Bildung und damit für die Schulen noch keine Ahnung hat, auch ohne Basis methodischer Grundsätze gegeben ist, der aber durch seine Einfachheit, ja trotz und gerade wegen seiner Dürftigkeit die Unterlage für die Lehrordnungen der nächsten Jahrzehnte in ganz Deutschland wurde. Er heißt: „Damit die Jugend recht gelehrt werde, haben wir diese Form gestellt. Erstlich sollen die Schulmeister Fleiß ankehren, daß sie die Kinder allein Lateinisch lehren, nicht Deutsch oder Griechisch, oder Ebräisch, wie Etliche bisher gethan, die armen Kinder mit solcher Mannigfaltigkeit beschweren, die nicht allein unfruchtbar, sondern auch schädlich ist. Man siehet auch, daß solche Schulmeister nicht der Kinder Nutz bedenken, sondern um ihres Ruhmes willen so viel Sprachen vornehmen. Zum andern sollen sie auch sonst die Kinder nicht mit vielen Büchern beschweren, sondern in allewege Mannigfaltigkeit fliehen. Zum dritten ist's noth, daß man die Kinder zertheile in Haufen. Der erste Haufe sind die Kinder, die lesen lernen. Mit denselben soll diese Ordnung gehalten werden: Sie sollen erstlich lernen lesen, der Kinder Handbüchlein, darinnen das Alphabet, Vaterunser, Glaube und andre Gebete stehen. So sie dies können, soll man ihnen den Donat und Cato zusammen vorgeben: den Donat zu lesen, den Cato zu exponiren, also, daß der Schulmeister einen Vers oder zween exponire, welche die Kinder darnach zu einer anderen Stunde aufsagen, daß sie dadurch einen Haufen lateinischer Worte lernen, und einen Vorrath schaffen zu reden. Darinnen sollen sie geübt werden, so lange, bis sie wohl lesen können, und wir halten dafür, es würde nicht unfruchtbar sein, wenn die schwachen Kinder, die nicht einen sonderlich schnellen Verstand haben, den Cato und Donat, nicht einmal allein, sondern das andermal auch lerneten. Daneben soll man sie lernen schreiben und treiben, daß sie täglich ihre Schrift dem Schulmeister zeigen. Damit sie auch viel lateinischer Worte lernen, soll man ihnen täglich am Abend etliche Wörter zu lernen vorgeben, wie von Alters die Weise in den Schulen gewesen ist. Diese Kinder sollen auch zu der Musica gehalten werden und mit den andern singen. — Der andre Haufen sind die Kinder, so lesen können und sollen nun die Grammatica lernen. Mit denselben soll es also gehalten werden: Die erste Stunde nach Mittage sollen die Kinder in der Musica geübt werden, alle, klein und groß; darnach soll der Schulmeister dem andern Haufen auslegen die fabulas Aesopi erstlich. Nach der Vesper soll man ihnen exponiren Paedologiam Mosellani, und wenn diese Bücher gelernet, soll man aus den colloquiis Erasmi wählen, die den Kindern nützlich und züchtig sind. Dieses mag man auf den andern Abend repetiren. Abends, wenn die

Kinder zu Haus gehen, soll man ihnen eine Sentenz aus einem Poeten oder andrem vorschreiben, die sie Morgens wieder aufsagen, als amicus certus in re incerta cernitur. Morgens sollen die Kinder den Aesopum wieder exponiren. Dabei soll der Praeceptor etliche Nomina und Verba decliniren, nach Gelegenheit der Kinder, viel oder wenig, leichte oder schwere, und fragen auch die Kinder, Regel und Ursach solcher Declination. Wenn auch die Kinder haben regulas constructionum gelernet, soll man auf diese Stunde fordern, daß sie, wie man's nennt, construiren: welches sehr fruchtbar ist und doch von Wenigen geübt wird. Wenn nun die Kinder den Aesopum auf diese Weise gelernet, soll man ihnen den Terentium vorgeben, welchen sie auch auswendig lernen sollen: denn sie nun gewachsen und mehr Arbeit zu ertragen vermögen. Doch soll der Schulmeister Fleiß haben, daß die Kinder nicht überladen werden. Nach dem Terentio soll der Schulmeister den Kindern etliche fabulas Plauti, die rein sind, vorgeben, als nemlich aulularium, trinummum ꝛc. Die Stunde vor Mittage soll allewege für und für also angelegt werden, daß man darin nichts andres, denn grammaticam lehre. Erstlich Etymologiam, darnach Syntaxin, folgend Prosodiam. Und stetigs, wenn dies vollendet, soll man wieder von vorn anfahen, und die Grammatika den Kindern wohl einbilden. Denn wo solches nicht geschieht, ist alles Lernen verloren und vergeblich. Es sollen auch die Kinder solche regulas grammaticae auswendig aufsagen, daß sie gedrungen und getrieben werden, die Grammatica wohl zu lernen. Wo auch den Schulmeister solcher Arbeit verdreusset, wie man viel findet, sol man dieselbigen lassen lauffen und den Kindern einen andern suchen, der sich dieser Arbeit annehme, die Kinder zu der Grammatica zu halten. — Dies soll also die ganze Woche gehalten werden, und man soll den Kindern nicht jeden Tag ein neu Buch vorgeben. Einen Tag aber, als Sonnabend oder Mittwoch, soll man anlegen, daran die Kinder christliche Unterweisung lernen. Denn etliche lernen gar nichts aus der heiligen Schrift; etliche lehren die Kinder gar nichts, denn die heilige Schrift; welche beide nicht zu leiden sind. So soll in dem also gehalten werden: Es soll der Schulmeister den ganzen Haufen hören, also, daß einer nach dem andern aufsage das Vaterunser, den Glauben und die zehn Gebote. Und so der Haufe zu groß ist, mag man eine Woche einen Theil, und die andere auch einen Theil hören. Darnach soll der Schulmeister auf eine Zeit das Vaterunser einfältig und richtig auslegen. Auf eine andere Zeit den Glauben, auf eine andere Zeit die zehn Gebote. Und soll den Kindern die Stücke einbilden, die noth sind, recht zu leben, als Gottesfurcht, Glauben, gute Werke, aber nicht von Haddersachen sagen. Soll auch die Kinder nicht gewöhnen, Mönche oder andere zu schmähen, wie viel ungeschickte Schulmeister pflegen. Daneben soll der Schulmeister den Knaben etliche leichte Psalmen — 111, 34, 128, 125, 127, 133 — fürgeben auswendig zu lernen, in welchen begriffen ist eine Summa eines christlichen Lebens, als die von Gottesfurcht, von Glauben und von guten Werken lehren. Auch soll man Matthaeum grammatice exponiren, und wenn dieser vollendet, soll man ihn wieder anfangen; doch mag man, wenn die Knaben gewachsen, die zwo Episteln

St. Pauli an Thimotheum, oder die erste Epistel St. Johannis, oder die Sprüche Salomonis auslegen. Sonst sollen die Schulmeister kein Buch vornehmen zu lesen. Denn es ist nicht fruchtbar, die Jugend mit schweren und hohen Büchern beladen, als etliche Jesaiam, Paulus zu den Römern, St. Johannis Evangelium und andere dergleichen um ihres Ruhmes willen lehren. — Wo nun die Kinder in der Grammatica wohl geübet sind, mag man die geschicktesten auswählen und den dritten Haufen machen. Die Stunde nach Mittage sollen sie mit den andern in der Musica geübet werden. Darnach soll man ihnen exponiren Virgilium. Wenn der Virgilius aus ist, mag man mit ihnen Ovidii Metamorphosin lesen; Abends officia Ciceronis oder epistolas Ciceronis familiares. Morgens soll Virgilius repetirt werden, und man soll zur Uebung der Grammatica constructiones fordern, decliniren und anzeigen die sonderlichen figuras sermonis. Die Stunde vor Mittage soll man bei der Grammatica bleiben, damit sie darin geübt werden. Und wenn sie Etymologiam und Syntaxin wohl können, soll man ihnen Metricam vorlegen, wodurch sie gewöhnt werden, Verse zu machen. Denn dieselbe Uebung ist sehr fruchtbar, Anderer Schrift zu verstehen, machet auch die Knaben reich an Worten und zu vielen Sachen geschickt. Darnach, so sie in der Grammatica genugsam geübet, soll man dieselbe Stunde zu der Dialectica und Rhetorica gebrauchen. — Von dem andern und dritten Haufen sollen alle Wochen einmal Schrift, als Episteln oder Verse, gefordert werden. Es sollen auch die Knaben dazu gehalten werden, daß sie Lateinisch reden, und die Schulmeister sollen selbst, soviel möglich, nichts denn Lateinisch mit den Knaben reden, dadurch sie auch zu solcher Uebung gewöhnet und gereizet werden. —

Das sind die Thaten des Mannes, der in sich die Demuth, die Bescheidenheit und die Reinheit des Christen mit dem Maß der sittlichen Schönheit und mit der Harmonie des hellenischen Geistes verband. Für die deutschen Gymnasien, ihren Unterricht und ihre Lehrer ist er dadurch Gründer und Wegweiser geworden. Mit Recht sagt deshalb das Epitaphium des Georg Fabricius von ihm:

> Inclyta quidquid habet studiis Germania laudis
> Ingenio peperit, clare Philippe, tuo.

Und was sagen wir am heutigen festlichen Erinnerungstage? Wir sagen: Gymnasiallehrer und Gymnasialschüler! Sehet in Melanchthon das hohe Ideal Eures Denkens und Wollens, und strebet darum ihm ähnlich zu werden. Das gelobet an Melanchthon's dreihundertjährigem Todestage! —

IV.

Die Pädagogik Jean Paul's.

(Ein Monolog. Am hundertjährigen Geburtstage Jean Paul's. Den 21. Mai 1863.)

Hundert Jahre sind's. Da ging ein Stern auf am geistigen Himmel Deutschlands, — sanft leuchtend und doch voll von Feuer und Wärme. Ein Stern, der in tiefster Mitternacht noch das Auge des Sterblichen mit seinen einzelnen Strahlen beleuchtet und ihm die Gewißheit gibt, daß die ewige Liebe nie schläft, wie er nach dem heißen Sonnenbrande des Tages am Abend Kühlung zulächelt und am Morgen zuerst beim Erwachen freundlich begrüßt; — ein Stern, der Abend und Morgen, Untergang und Aufgang verbindet und damit dem Menschen die Versicherung bringt, daß es kein Ende des Lebens gibt, sondern daß der Mensch Tod nur das Landen auf der glückseligen Insel der zweiten Welt nennt, wie Nacht nichts, als das Untergehen des Einen Fixsterns ist, um voll Bewunderung in das Lichtmeer der vielen zu schauen. Ja, **Jean Paul** war ein Stern am Geisteshimmel.

Ein Herz, voll von Unschuld und Sittenreinheit, von Freundschaft und von Liebe, die aus der Achtung vor dem göttlichen Wesen des Menschengeistes entsprungen, leuchtet dir hell und warm aus und von Jean Paul entgegen; und mitten in den regelwidrigen Bahnen, die er durchläuft, und den formwidrigen Gestalten, die er schafft, strahlen die ewigen Ideale des Himmels siegreich hervor. Er trägt die kühnsten Phantasien in die Natur hinein; ja er zaubert die Natur in die jenseits der Wirklichkeit liegenden Regionen der Phantasie hinüber, denn sein pochendes Herz belebt die ganze Welt und läßt alles Dasein schlagen, wie's in seiner Brust lebt. Unbekannt mit dem Engrosgeschäft auf dem Weltmarkte des Geistes, bewegt er sich mit seinen Gedanken und Gefühlen nur im Kleinleben der Familie; aber hier weiß er auch mit seinem kindlichen Geiste und mit seiner geistigen Kindlichkeit alle Töne in all' ihren Höhen und Tiefen voll und meisterhaft anzuschlagen, — selbst eine ganze, reine, spiegelklare, man könnte sagen eine Jungfrauen-Natur, die sich an die Brust des Universums legt, um in dessen Herzen die heiligen Geheimnisse des Lebens klopfen zu hören, — ein sinniger Geistesinterpret der gottgebornen Natur. Der Grundton seines Seins, die Seele seiner Seele, war Sinnigkeit und Gemüthlichkeit, und mit diesem Grundtone schlug er eine wesentliche Seite des deutschen Geistes an, so daß wir, indem wir seinen Geist feiern, zugleich unseren eigenen Geist feiern.

Seiner Natur gemäß mußte Jean Paul vor Allen ein Dichter der Frauen werden. Er mußte ihr gemäß der Dichter der Pädagogik sein.

„Der Dichter der Pädagogik!" Nicht als ob mit diesem Worte die Erziehungskunst Jean Paul's nach Wolkenkukelheim verwiesen werden sollte. Die wahre Poesie ist nichts anderes, als das idealisirte Leben, die Verklärung des Sinnlichen und Endlichen durch das Geistige und Ewige; und ihre Schöpfungen stehen nicht außerhalb des Kreises, in welchem sich die Menschheit wie der Einzelmensch bewegt, sondern sie sind das Ziel, dem man entgegenzustreben hat. Wie also der Dichter im Allgemeinen in seinen göttlichen Gestaltungen das kleine Einzelleben aufruft, sich siegend über die Erdwucht emporzuheben und sich an das Himmlische anzuranken, und wie er darum mit Recht ein Erzieher der Menschheit genannt werden muß: so war Jean Paul mit allen seinen Poesien ein Pädagoge in der engeren Bedeutung des Wortes; aber auch hier nicht ein Pädagoge der Schule, sondern ein Pädagoge der Familie.

Diese Familienpädagogik erhält ihre Systematisirung oder vielmehr ihre unsystematische, bruchstückartige Zusammenstellung in der „**Levana**," — dem herrlichen Werke, in dem Jean Paul mit klarem Blick die Tiefe der menschlichen Natur eröffnet und besonders in alle die zarten Regungen und Bewegungen der Kindesseele einschauen läßt, die dem gewöhnlichen Beobachter gar nicht sichtbar werden, die vielmehr nur Der zu sehen vermag, der sich mit Liebe an das Kindesgemüth anlehnt. Und vor diesen Tiefen der Menschennatur und der Kindesseele steht er dann wie ein heiliger Priester mit gefalteten Händen, erfüllt von der Würde und Hoheit Dessen, was er hier sieht und klar erkennent, was es hieß, als sein eigener Hoherpriester das Wort aussprach: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solchen ist das Reich Gottes." Indem er dann Anderen diese tiefen Schätze, in der Seele des Kindes geborgen, zeigt, gibt er ihnen zugleich die trefflichsten Winke, wie diese Schätze zu bewahren und aus dem Verborgenen an's Tageslicht zu ziehen sind. Ein wunderbarer, liebeathmender Hauch umweht den Leser der Levana, der doppelt von der Tiefe der Gedanken wie von der Schönheit der Sprache gefesselt wird. Darum ist auch die „Levana" Jean Paul's eine Lieblingslectüre der höheren Stände geworden, und hat sie hier (— darin aber besteht eines ihrer höchsten Verdienste —), wo keine andere Erziehungsschrift hinreichte, weil man sich nicht mit den Pedanterien der Schulmeister zu behelligen gewillt war, Interesse für die Pädagogik und zugleich die Ueberzeugung erweckt, daß zur Erziehung der Kinder mehr als die bloße gedankenlose Routine gehöre, sowie daß das Amt des Erziehers und somit die Pflicht der Aeltern bei Erziehung ihrer Kinder eine heilige sei. —

Doch sprich du selbst nun, liebevoller und geliebter Mann, in dessen Tönen ich selbst so viele meiner Erziehungsideen durchklingen und immer wieder von Neuem gern, und dabei gestärkt und begeistert, wiedertönen höre.

Von der Wichtigkeit der Erziehung:

In der Kinderwelt steht die ganze Nachwelt vor uns, in die wir, wie Moses in's

gelobte Land, nur schauen, nicht kommen; und zugleich erneuert sie uns die verjüngte Vorwelt, hinter welcher wir erscheinen mußten.

Vom Ziel der Erziehung:

Jeder von uns hat seinen idealen Preismenschen in sich. Sollte man den Ideal- oder Preismenschen in Worte umsetzen, so könnte man etwa sagen, er sei das harmonische Maximum aller individuellen Anlagen zusammengenommen, welches daher ungeachtet aller Aehnlichkeit des Wohllautes doch bei Einzelwesen zu Einzelwesen sich wie Tonart zu Tonart verhält. Die Erziehung hat die Individualität des Idealmenschen auszuforschen und hochzuachten. Die Individualität ist ein innerer Sinn aller Sinne, sowie das Gefühl der Gemeinsinn der vier äußeren ist. Die Individualität ist das, was alle ästhetischen, sittlichen und intellectuellen Kräfte zu Einer Seele bildet, und, gleich der Lichtmaterie, unsichtbar die vielfarbige Sichtbarkeit gibt und bestimmt.

Von der Erziehung im ersten Kindheitsalter:

Alle Thätigkeit des Kindes in den ersten 9 Jahren ist Spiel und soll Spiel sein.

Das Spiel ist die erste Poesie des Lebens. Was heiter und selig macht und erhält, ist blos Thätigkeit. Die gewöhnlichen Spiele der Kinder sind — ungleich den unsrigen — nichts als Aeußerungen ernster Thätigkeit, aber in leichtesten Flügelkleidern. — Zuerst spielt der Kindesgeist mit sich. Eine Puppe ist mit ihm eine Volk oder eine Schauspielergesellschaft, und er ist der Theaterdichter oder Regisseur. Jedes Stückchen Holz ist ein lackirter Blumenstab, an welchem die Phantasie hundertblättrige Wesen aufstängeln kann. Vergeßt es doch nie, daß Spiele der Kinder mit todten Spielsachen darum so wichtig sind, weil es für sie nur lebendige gibt und einem Kinde eine Puppe so sehr ein Mensch ist, als einem Weibe eine erwachsene Tochter, und weil ihm jedes Wort ein Ernst ist. Umringt eure Kinder aber nicht, wie Fürsten-Kinder, mit einer Klein-Welt des Drechslers, reicht ihnen die Spielsachen nicht bunt und mit Gestalten übermalt, sondern weiß; sie werden sich aus dem Innern das bunte Gefieder schon ausbrüten. — Die zweite Spielgattung ist Spielen der Kinder mit Kindern. Sind einmal Menschen für Menschen gemacht, so sind's folglich auch Kinder für Kinder, nur aber viel schöner. In den ersten Jahren sind Kinder einander nur Ergänzungen der Phantasie über Ein Spielding; — zwei Phantasien schlagen, wie zwei Flammen, neben und in einander unverknüpft.

Die Atmosphäre, in welcher das Kind in der Spielzeit leben soll, ist Freude.

Freudigkeit — dieses Gefühl des ganzen freigemachten Wesens und Lebens, dieser Selbstgenuß der innern Welt, nicht eines äußeren Welttheils — öffnet das Kind dem eindringenden All; sie empfängt die Natur nicht lieb- nicht wehrlos, sondern gerüstet und liebend, und lässet alle jungen Kräfte wie Morgenstrahlen aufgehen und der Welt und sich entgegenspielen, und sie gibt Stärke, wie die Trübseligkeit sie nimmt. Die früheren Freudenblumen sind nicht Kornblumen zwischen der Saat, sondern jüngere kleinere Aehren.

Heiterkeit und Freudigkeit ist der Himmel, unter dem Alles gedeiht, Gift ausgenommen. Einen traurigen Mann erdulde ich, aber kein trauriges Kind; denn jener kann, in welchen Sumpf er auch einsinke, die Augen entweder in das Reich der Vernunft oder in das der Hoffnung erheben, das kleine Kind aber wird von Einem schwarzen Gifttropfen der Gegenwart ganz umzogen und erdrückt.

Die Erzieherin in der Spielzeit des Kindes ist die Mutter.

Ihr Mütter! Für den Geliebten gebt ihr Gut und Blut; warum für die hülflosen Geliebten kaum Stunden? Für jenen besiegtet ihr Neigungen und Meinungen; warum für diese weniger? Ihr, an deren geistig und leiblich nährende Brust die Natur die Weisen der Erde angewiesen, lasset sie an einer gemietheten darben und welken? Ihr, mit Geduld, Reiz, Milde, Rede und Liebe von der Natur ausgerüstet für die Wesen, die sogar vom Vater zu euch flüchten, für diese vermöget ihr nicht zu wachen — ich meine nicht etwa eine Nacht lang, sondern nur einen Tag lang? — Seht, die, welche unter eurem Herzen waren und jetzt nicht in demselben sind, strecken die Arme nach dem verwandtesten aus und bitten zum zweiten Male um Nahrung. Wie bei manchen alten Völkern keine Bitte abgeschlagen wurde, wenn man sie mit einem Kinde im Arme that: so thuen an euch jetzo Kinder, die auf euren Armen oder denen der Ammen liegen, Bitten für sich selber.

Von der leiblichen und geistigen Bildung und von ihrem Verhältniß zu einander:

Der Körper ist der Panzer und Küraß der Seele. Nun, so werde dieser zuerst zu Stahl erhärtet, geglüht und gekältet. Jeder Vater erbaue, so gut er kann, um sein Haus ein kleines gymnastisches Schnepfenthal; die Gasse, worin der Knabe tobt, rennt, stürzt, klettert, trotzt, ist schon Etwas. Gassenwunden sind heilbarer und gesünder, als Schulwunden, und lehren schöner verschmerzen.

Körperliche Entkräftung macht geistige; aber alles Geistige lässet festere, ja ewige Spuren nach, und ein gebrochener Arm am Kinde heilet leichter aus, als ein zerbrochenes Herz.

Von der intellectuellen Bildung und vom Unterricht:

Alles Erste bleibt ewig im Kinde; die erste Farbe, die erste Musik, die erste Blume malen den Vordergrund seines Lebens aus; noch aber kennen wir kein Gesetz, als dieses: Beschirmt das Kind vor allem Heftigen und Starken, sogar süßer Empfindungen. Die so weiche, wehrlose und erregbare Natur kann von Einem Mißgriff verrenkt und zu einer wachsenden Mißgestalt verknöchert werden.

Spielender Unterricht heißt nicht, dem Kinde Anstrengungen ersparen und abnehmen, sondern eine Leidenschaft in ihm erwecken, welche ihm die stärksten aufnöthigt und erleichtert.

Eigentliche Aufmerksamkeit ist eben so wenig einzupredigen und einzuprügeln, als ein Trieb. — — Was ist aber zu thun? So fragen die Lehrer immer, anstatt

früher zu fragen: Was ist zu meiden? Den Jesuiten verbieten die Ordensregeln, länger als zwei Stunden zu studiren. Eure Schulordensregeln aber gebieten den Kleinen so lange zu studiren d. i. aufmerksam zu sein, als ihr Alten dociren könnt; es ist gar zu viel, zumal wenn man den jungen, der Welt offenen Sinn, das lustige Lebensgeräusch auf dem Markte, die bewegten Blüthenäste an den Schulfenstern, und den scharfen Sonnenstreif auf dem dumpfen Schulboden, und die Gewißheit des Sonnabends bedenkt, daß Nachmittags keine Schule ist. — — Ein Kind kann das höchste Interesse für neue Lehren haben; nur aber heute eben nicht — oder an diesem oder jenem Fenster — oder weil es eben etwas Neues gesehen oder gegessen — oder weil der Vater eine Lustreise angekündigt oder eine Einsperrung — oder weil die vorige Gehörlosigkeit ihre Strafe bekommen und das Kind nun so lebhafter an die Strafe als an deren Vermeidung denkt. Es gibt nämlich überhaupt keine unausgesetzte Aufmerksamkeit für den Menschen, und nicht immer trifft die kindliche mit der älterlichen zusammen.

Die Naturgeschichte sei das Zuckerbrot, das der Schulmeister dem Kinde in der ersten Stunde in die Tasche steckt, um es anzuködern, — so auch Geschichten aus der Geschichte. Aber nur nicht komme die Geschichte selbst. Was könnte nicht diese hohe Göttin, deren Tempel auf lauter Gräbern steht, aus uns machen, wenn sie uns zum ersten Male dann anredete, wann unser Herz und Kopf schon offen wären und beide die großen Wörter ihrer Ewigkeitsprache — Vaterland, Volk, Regierform, Gesetze, Rom, Athen — verständen? — Geographie ist ein gesundes Voressen der kindlichen Seele. Philosophie aber, oder Anschauung des Tiefsinns, ist Kindern tödlich, oder knickt die zu dünne Spitze des Tiefsinns auf immer ab.

Ehe der Körper des Menschen entwickelt ist, schadet ihm jede künstliche Entwicklung der Seele; philosophische Anstrengung des Verstandes, dichterische der Phantasie zerrütten die junge Kraft selber, und andere dazu. Bloß die Entwicklung des Witzes, an die man so selten denkt, ist die unschädlichste, — weil er nur in leichten, flüchtigen Anstrengungen arbeitet; — die nützlichste, — weil er das neue Ideen-Räderwerk immer schneller zu gehen zwingt — weil er durch Erfinden Liebe und Herrschaft über die Ideen gibt — weil fremder und eigner uns in diesen frühen Jahren am meisten mit seinem Glanze entzückt. Warum haben wir so wenige Erfinder, und dafür so viele Gelehrte, in deren Köpfen lauter unbewegliche Güter liegen, worin die Begriffe jeder Wissenschaft klubbweise auseinandergesperrt in Karthausen wohnen, so daß, wenn ein Mann über eine Wissenschaft schreibt, er sich auf nichts besinnt, was er in der anderen weiß? Warum? Darum bloß, weil man die Kinder mehr Ideen, als die Handhabung der Ideen lehrt, und weil ihre Gedanken in der Schule so unbeweglich fixirt sein sollen, als ihr Steiß.

Die Muttersprache ist die unschuldigste Philosophie und Besonnenheit-Uebung für Kinder. Sprecht recht viel und recht bestimmt; und haltet sie selber im gemeinen Leben zur Bestimmtheit an. Warum wollt ihr die Bildung durch Sprache erst einer

ausländischen aufheben? — Sprache-Lernen ist etwas Höheres als Sprachen-Lernen, und alles Lob, das man den alten Sprachen als Bildungsmittel ertheilt, fällt doppelt der Muttersprache anheim, welche noch richtiger die Sprach-Mutter hieße; und jede neue wird nur durch Verhältniß und Ausgleichung mit der ersten verstanden, das Urzeichen wird nur wieder bezeichnet, und so bildet sich die neuere Nachsprache nicht der neuen, und eine der andern, sondern alle sich der ersten Vorsprache an. — Es gefällt mir, das Französische dem Lateinischen, das Sprechen den grammatischen Regeln vorauszuschicken und die Sprachen später vorzunehmen, weil sie mehr durch den Verstand als durch das Gedächtniß gefaßt werden. Latein wird zum Theil darum so schwierig, weil es so frühzeitig vorkommt; im fünfzehnten Jahre thut man darin mit einem Finger, wozu man früher die Hand brauchte. —

Von der sittlich-ästhetisch-religiösen Bildung:

Stille Unterordnung unter Willkür schwächt; stille unter Nothwendigkeit stärkt; seid denn eine Nothwendigkeit!

Leben zündet sich nur an Leben an; mithin das höchste im Kinde sich nur durch Beispiel, entweder gegenwärtiges oder geschäftliches oder (was beides vereint) durch Dichtkunst.

Moralstunden gebt ihr? Ich dächte lieber Moraljahre, und ihr hörtet nie auf. Keine Lehre hilft, als im lebendigen Falle, und jede ist nur eine aus einer Zufall-Fabel; das fortgehende Leben ist ein stehender Prediger, das Haus ein Hauskanzler, und statt der Morgen- und Abendandacht müssen Lebens-Andachten eingreifen. Wissenschaften könnt ihr lehren, folglich nach Stunden; Genie nur wecken, folglich mit Anlässen. Kann ein skeletirtes Herz Blut treiben? — Das Herz ist das Genie der Tugend; die Moral dessen Geschmackslehre.

Habet keine Freude am Ge- und Verbieten, sondern an kindlichem Freihandeln. — Verbietet seltener durch That als durch Worte; reißet dem Kinde das Messer nicht weg, sondern lasset es selber auf Worte es weglegen; im ersten Fall folgt es dem Drucke fremder Kraft, im zweiten dem Zuge eigener. — Vergeblich tadeln ist schlimmer, als gar nicht tadeln. — Fehler, die das Alter nimmt, nehme der Lehrer nicht, der dauerhaftere zu bekämpfen hat. — Wir wenden die Ruthe schlecht an, wenn wir sie zum Stock verdichten müssen. Jene sollte diesen entbehrlich gemacht haben. Sogar die Ruthe sollte nur einigemal als Paradigma und Thema der Zukunft gebraucht werden, wonach die bloße Drehung predigt und zurückweist. — Kaum ist eine bedeutende Strafe des Kindes so wichtig, als die nächste Viertelstunde nach ihr und der Uebergang in's Vergeben. Nach der Gewitterstunde findet jedes Saatwort den aufgeweichten warmen Boden; Furcht und Haß der Strafe, die anfangs gegen die Rede verhärteten und sträubten, sind nun vorüber, und die linde Lehre dringt ein und heilt zu, wie Bienenstich der Honig lindert und Wunden das Oel. In dieser Stunde kann man viel reden, wenn die mildeste Stimme dazu geliehen wird, und durch das Zeigen eigener Schmerzen die fremden

mildern. Giftig aber ist jeder Winter des Nachzürnens; höchstens ein Nachleiden, nicht ein Nachquälen ist erlaubt.

In das Kunstreich der durch äußere Sinne bedingten Schönheit, der Malerei, Musik, Baukunst, ist das Kind früher zu führen, als in das Reich der durch den innern Sinn bedingten, der Dichtkunst. Vor Allem erzieht das deutsche Auge, das so weit dem deutschen Ohre nachbleibt. Bedeckt jenes gegen jedes Zerrbild der Miene, der Zeichenfeder — und der Gasse, und fasset das selber schöne Alter wieder mit den Blumen des Schönen ein. Für die strahlenden Schönheiten der Natur öffnet dem Kinde mehr das Auge, als das Herz; letzteres thut sich schon zu seiner Zeit auf und weiter und für mehr Schönheiten, als ihr ihm vorstellt. — Hat an der Zeit die Mann- und Weibbarkeit, dieses vergängliche Freudenfeuer des Lebens, sich entzündet und suchen alle Kräfte Einheit und Zukunft: dann trete der Dichter auf und sei der Orpheus, der todte Körper so gut belebt, als wilde Thiere zähmt. Aber welche Dichter soll der Erzieher einführen? Unsere! Nur aus der Armuth des finstern Alters, dessen Schattenreich oder Scheinreich durch die Wunderkraft der Griechen und Römer auflebte, ist der noch rege Widersinn begreiflich, daß man, anstatt an einheimischen, verwandten, jungen Schönheiten den Sinn für fremde alte heraufzubilden und zu zeitigen, es umgekehrt und im Auslande früher als im Mutterlande erzogen werden und von oben herunter dienen läßt.

Die Liebe ist eine angeborne, aber verschieden ausgetheilte Kraft- und Blutwärme des Herzens; es gibt kalt- und warmblütige Seelen, wie die Thiere. — Beim Kinde habt ihr nicht sowohl die Blüthenknospe der Liebe einzuimpfen, als das Moos und Gestrüppe des Ich wegzunehmen, das ihr die Sonne verdeckt. — Liebe um Liebe. Wenn Liebe das Höchste ist, was kann sie weiter suchen, als selber das Höchste? Und ein Herz ist nur von einem Herzen zu fassen, dieser schönsten Fassung des schönsten Juwels. Ohne irgend eine auserlesene Zeit könnt ihr die höhere als ovidische Kunst, zu lieben lehren, wenn ihr vom Kinde Handlungen begehrt, ohne sie zu befehlen oder sie zu belohnen oder deren Unterlassung zu bestrafen; malt bloß vorher (ist's für andere) oder nachher (ist's für euch) die Freude aus, womit der kleine Thäter eures Wortes das zweite Herz erquicken wird. Und endlich, ihr Aeltern, lehret lieben, so braucht ihr keine zehn Gebote, — lehrt lieben, so hat euer Kind ein reiches, gewinnendes Leben. Lehret lieben, sage ich, das heißt: liebt! —

Wahrhaftigkeit — nämlich die absichtliche und die opfernde — ist weniger ein Zweig, als eine Blüthe der sittlichen Mann-Stärke. Schwächlinge müssen lügen, sie mögen es fassen, wie sie wollen. Ein Droh-Blick treibt sie mitten in's Sündengarn.

In den ersten fünf Jahren sagen die Kinder kein wahres Wort und kein lügendes; sondern sie reden nur. Ihr Reden ist ein lautes Denken; da aber oft die eine Hälfte des Gedankens ein Ja, die andere ein Nein ist, und ihnen (ungleich uns) beide entfahren, so scheinen sie zu lügen, indem sie blos mit sich reden. — Befehlet keinem Kinde in den ersten sechs Jahren, Etwas zu verschweigen, und wär' es eine Freude, die ihr einem

geliebten Wesen heimlich zubereitet; den offenen Himmel der kindlichen Offenherzigkeit darf nichts verschließen, nicht einmal die Morgenröthe der Scham; an euren Geheimnissen werden sie sonst bald eigene verstecken lernen. Das Kind, vom engen heißen Glanze seines Ich geblendet und wie vergöttert, macht den Anfang der Erkennung der Sittlichkeit nur am fremden Ich, und erkennt nur die Häßlichkeit einer gehörten Lüge, nicht einer gesagten. Nun, so zeigt ihm den Thron fremder Wahrheit neben dem Abgrunde fremden Trugs; seid, was ihr ihm befehlt und wiederholet oft, daß ihr auch das Gleichgültigste bloß thut, weil ihr es vorausgesagt. — Hat das Kind Etwas versprochen, so erinnert es auf dem Wege dahin öfters daran, ohne weiteres Wort, als: „Du hast es gesagt," und zwingt es zuletzt. Hat es aber Etwas begangen: so kann eure Frage darnach, die so leicht eine peinliche wird, nicht genug schonen. Je jünger es ist, desto weniger fragt, desto mehr scheint allwissend oder bleibt unwissend. — Ist eine Lüge dem Kinde erwiesen, so sprecht das Urtheil „Schuldig," nämlich „Gelogen" mit erschrockenem Tone und Blicke, mit dem ganzen Abscheu vor dieser Sünde gegen die Natur und den heiligen Geist feierlich aus und legt die Strafe auf. Nur für die Lüge würde ich eine Ehrenstrafe zulassen, welche jedoch eben so feierlich, plötzlich und bestimmt aufgehoben werden muß — um nicht durch allmähliche Verkleinerung anzugewöhnen — als aufgelegt.

Wie ist das Kind in die neue Welt der Religion einzuführen? Durch Beweise nicht. Jede Sprosse der endlichen Erkenntniß wird durch Lehre und Allmählichkeit erstiegen; aber das Unendliche, welches selber die Enden jener Sprossenleiter trägt, kann nur auf einmal geschaut werden, statt zugezählt; nur auf Flügeln, nicht auf Stufen, kommt man dahin. — Da die erste Regel für Jeden, der Etwas geben will, diese ist, daß er's selber habe; so kann Niemand Religion lehren, als wer sie besitzt; erwachsene Heuchelei hingegen oder Maul-Religion erzeugt nichts, als unerwachsene; eine solche Nebensonne kann weder wärmen noch leuchten, und jeden optischen Betrug erwiedert ein akustischer. — Zeigt überall, auch an den Gränzen des heiligen Landes der Religion, dem Kinde anbetende und heilige Empfindungen; diese gehen über und entschleiern ihm zuletzt den Gegenstand, so wie es mit euch erschrickt, ohne noch zu wissen, wovor. Newton, der sein Haupt entblößte, wenn der größte Name genannt wurde, wäre ohne Worte ein Religionslehrer von Kindern geworden. — Lasset in das Allerheiligste der Religion das Auge des Zöglings überall blicken, wo er nur äußere Mauern und Formen erblickt. Jede fremde Religionsübung sei ihm heilig, wie die eigene, und jedes äußere Gerüst dazu. Das protestantische Kind halte das katholische Heiligenbild am Wege für so ehrwürdig, wie einen alten Eichenhain seiner Voreltern; es nehme die verschiedenen Religionen so liebend wie die verschiedenen Sprachen auf, worin doch nur Ein Menschengemüth sich ausdrückt. — Ohne Wunder gibts keinen Glauben, und der Wunderglaube selber ist ein inneres. Allem Großen, was auch vorkommt, müßt ihr einen Sonnenblick des Ursprungs zugestehen, dem Genius, der Liebe, jeder Kraft; nur die Schwäche und

Sünde entstehen auf Stufen, Treppen und Folterleitern; die rechte Himmelsleiter hat keine Sprossen. Wenigstens zwei Wunder oder Offenbarungen bleiben auch in diesem, die Töne mit dumpfen Materien erstickenden Zeitalter unbestritten, gleichsam ein ältestes und ein neuestes Testament, nämlich die Geburt der Endlichkeit und die Geburt des Lebens mitten in's dürre Holz der Materie hinein; dann aber ist mit Einer Unerklärlichkeit jede andere gesetzt, und Ein Wunder vernichtet die ganze Philosophie; folglich heuchelt ihr nicht, wenn ihr das Kind aus dem Religionsbuche und aus dem Geheimbuche der Natur Alles ziehen lasset, was ihr nicht erklären könnt. Nicht durch die Lehrsätze, sondern durch die Geschichten der Bibel keimt lebendige Religion auf; die beste christliche Religionslehre ist das Leben Christi und dann das Leiden und Sterben seiner Anhänger, auch außerhalb der heiligen Schrift erzählt. — — —

Das sind die geistigen Lichtblitze, die Jean Paul über Erziehung aus den Tiefen seines übervollen Geistes hervorschleuderte. Wärme und Tiefe des Gefühls, sittliche Größe, religiöse Erhabenheit, tiefsinnige Poesie, dem Kindesleben abgelauschte Psychologie, unendlicher Reichthum der Kinderträume, allseitige Beleuchtung der Auf- und Ausbrüche im kindlichen Seelenleben, heilige Ehrfurcht vor der von Gott gegebenen Individualität, fern von abstracter Systematisirung wie von roher Empirie: — das ist's, was den pädagogischen Vorschriften in der „Levana" so hohen Werth verleiht. Sie sind ewige Wahrheiten, weil sie aus der Natur des Menschengeistes geschöpft sind. Wenn man mit ihnen sich beschäftigt und in sie sich vertieft, so hat man sich in's Unvergängliche hineinbegeben. Wie könnte man Jean Paul's hundertjährigen Geburtstag besser feiern, als wenn man seine ewigen Wahrheiten — sein eigenes ewiges Wesen — in sich wiederlebt. Denn das wird eben noch so ewig und unvergänglich sein, wenn man den 21. März 1963 schreibt. —

V.

Die Pädagogik Goethes.

(Zu Goethes Geburtstage, den 28. August 1863, im Seminar zu Gotha vorgetragen.)

Wessen Geburtstag wäre wohl mehr einer Seminarfeier würdig, als der desjenigen Mannes, welcher der größte Bildner der deutschen Nation, ja nicht bloß ein Bildner des deutschen Volkes, sondern der Menschheit geworden ist, indem er durch seine wundervollen Kunstwerke, durch den Götz wie durch den Egmont, durch Tasso, Iphigenia und Faust, durch die Wahlverwandtschaften und durch Wilhelm Meister, durch Hermann und Dorothea, sowie durch die ganze Reihe seiner lyrischen Gedichte die Tiefen des menschlichen Herzens eröffnet und als Prophet des ächt Menschlichen, des Humanen, ein langes Leben hindurch die Menschheit auf eine höhere Entwicklungsstufe emporzuheben gekämpft hat. Sie kennen ihn schon, diesen gottgesandten Genius, dessen Blut Poesie war, in dessen Adern Lieder rollten, der überall, wo er hinsah, bis zum Urphänomen hindurchblickte, — der alle Töne der lyrischen Gefühle durchsang, weil auf den gespannten Saiten seines Geistes jede Berührung mit der Außenwelt als Lied erklang, — und der in seinen Dramen ruhig, mit göttlicher Besonnenheit, wie die klaren Griechengötter, auch im Sturme der Leidenschaft mit der sicheren Herrschaft über sich selbst, alle Seiten der Menschenseele in realen Gestalten auftreten läßt, — zwar nicht freiheitsdurstig, wie die schillerschen Helden, aber in sich vollendete, maßvolle Individuen mit dem Motto:

> Alles sei recht, was Du thust, doch dabei laß es bewenden.
> Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandene vollkommen
> Sei, der falsche will stets, daß das Vollkommene sei.

Goethe war ein großer Menschenerzieher. Und er war dies vor Allem dadurch, daß er ein steter Erzieher an sich selber, daß Lernen und Lehren sein eigentliches Bedürfniß, seine erste Lebensaufgabe war.

„Ich habe immer nur dahin getrachtet, — sagt er von sich selber, — mich selbst umsichtiger und besser zu machen, den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern und dann immer nur auszusprechen, was ich als gut und wahr erkannt hatte." Und wiederum: „Von dem Standpunkte aus, worauf es Gott und der Natur mich zu setzen beliebte, und wo ich zunächst den Umständen gemäß zu wirken nicht unterließ, sah ich mich überall um, wo große Bestrebungen sich hervorthaten und andauernd wirkten. Ich meinestheils war bemüht, durch Studien eigene Leistungen, Sammlungen und Ver-

suche ihnen entgegenzukommen und so, auf den Gewinn dessen, was ich nie selbst erreicht hätte, treulich vorbereitet, es zu verdienen, daß ich unbefangen, ohne Rivalität oder Neid, ganz frisch und lebendig, dasjenige mir zueignen durfte, was von den besten Geistern dem Jahrhundert geboten ward."

Wer so, wie Goethe, sein steter Selbsterzieher ist, dem muß auch die Erziehung interessiren, wie sie außer ihm, in seiner Zeit, gehandhabt wird.

Schon im „Götz" charakterisirt Goethe deshalb die sich damals breit machende Vornirtheit eines angelernten Wissens, indem er Götze's Söhnchen mit seinem Vater sprechen läßt: Karl. Ich hab' viel gelernt. Soll ich Dir vom frommen Kind erzählen? Götz. Nach Tische. Karl. Ich weiß noch was. Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört seit 200 Jahren dem Herrn von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu. Götz. Kennst Du den Herrn von Berlichingen? (Karl sieht ihn starr an.) Er kennt vor lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht! Wem gehört Jaxthausen? Karl. Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt. Götz. Das frag' ich nicht. So erziehen die Weiber ihre Kinder und, wollte Gott, sie allein.

Diesem Wesen und diesen Anschauungen Goethes entsprechend, mußten die Kinder seine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. „Meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen zusehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nöthig brauchen werden; wenn ich in dem Eigensinn künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Muthwillen guten Humor und Leichtigkeit über die Gefahren der Welt hinzuschlüpfen erblicke, alles so unverdorben, so ganz! immer, immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen!" — Darum steht er mit Verwunderung vor den Kleinen und ruft aus: „Wer wäre im Stande, von der Fülle der Kindheit würdig zu sprechen! Wir können die kleinen Geschöpfe, die vor uns herwandeln, nicht anders als mit Vergnügen, ja mit Bewunderung ansehen, denn meist versprechen sie mehr als sie halten. Das Kind, an und für sich betrachtet, mit seinesgleichen und in Beziehungen, die seinen Kräften angemessen sind, scheint so verständig, so vernünftig, daß nichts darüber geht, und zugleich so bequem, heiter und gewandt, daß man keine weitere Bildung für dasselbe wünschen möchte. Wüchsen die Kinder fort, wie sie andeuten, so hätten wir lauter Genies; aber das Wachsthum ist nicht blos Entwicklung, es ist auch Umwandlung, so daß von manchen Fähigkeiten nach einer gewissen Zeit kaum eine Spur mehr zu finden ist." —

Daß dieser Mann über die höchsten Probleme der Erziehung nachgedacht, ist natürlich. „Erziehung heißt, die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber in besonderen Kreisen existiren kann." Mit dieser Definition der Erziehung hat Goethe darauf hingewiesen, daß der Mensch, ehe er sich auf seine eigene Vernunft zu stellen vermag, eines Lei-

ters bedarf, der ihn in die sittlichen Organismen der Welt eingliedert. Daß dieser Leiter jedoch nicht eigenmächtig in die Natur seines Zöglings eingreifen darf, daß er in diesem vielmehr den Keimpunkt einer bewußten Welt anerkennen muß, einer Welt, die sich, obschon von Außen angeregt und erregt, doch von Innen heraus entwickelt, indem sie jeder Wirkung eine Gegenwirkung gegenüberstellt und alles von Außen Hineingekommene in sich umwandelt, — darauf beruht die ganze Weltanschauung Goethe's, die er deshalb auch immer wiederholt ausspricht:

„Zweck sein selbst ist jegliches Thier, vollkommen entspringt es
Aus dem Schoos der Natur und zeugt vollkommene Kinder.
Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen,
Und die seltenste Form bewahrt im Geheimen das Urbild."

Dem Menschen sind alle Anlagen angeboren: „Wenn man es genau betrachtet, so wird jede, auch die geringste Fähigkeit, uns angeboren; und es gibt keine unbestimmte Fähigkeit. Nur eine zweideutige, zerstreute Erziehung macht den Menschen ungewiß; sie erregt Wünsche, statt nur Triebe zu beleben, und anstatt den wirkichen Anlagen aufzuhelfen, richtet sie das Streben nach Gegenständen, die so oft mit der Natur, die sich nach ihnen bemüht, nicht übereinstimmen."

„Das ganze Weltwesen liegt vor uns, wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Oeconomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur Element, ja auch alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die Das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weise dargestellt haben." „Aber mit dieser Kunst ist es wie mit allen; nur die Fähigkeit dazu wird uns angeboren; sie will gelernt und sorgfältig geübt sein." Doch — —

„Was in dem Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm.
Denn wir können die Kinder nach unsrem Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen auf's Beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, der andere andere Gaben;
Jeder gebraucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich."

Darum kann denn auch Jeder in sich auf seine Weise relativ vollkommen werden, wenn er nur seinem eigenen Genius folgt und die ihm von Gott gegebenen Anlagen aus sich heraus entwickelt:

„Gleich sei keiner dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten.
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich."

Das eben kann, — vermag er nur zu werden, wenn er seine Grundidee bewahrt und aus sich herausbildet, wenn er „Alles, was in und an ihm ist, in That verwandelt." Dann ist „die Geschichte des Menschen sein Charakter."

Doch darf die Außenwelt nicht unbeachtet bleiben und ihr Weg für die Entwicklung des Individuums nicht zu gering angesehen werden. „Im Grunde sind wir alle collective Wesen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen. Denn wie Weniges haben und sind wir, das wir im reinsten Sinne unser Eigenthum nennen! Wir müssen Alle empfangen und lernen, sowohl von Denen, die vor uns waren, als von Denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es Alles seinem eigenen Innern verdanken wollte. — Und was ist denn Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Neigung ist, die Mittel der äußern Welt an uns heranzuziehen und unseren höheren Zwecken dienstbar zu machen? — Es ist im Grunde Thorheit, zu fragen, ob Einer etwas aus sich habe oder ob er es von Anderen habe; ob Einer durch sich wirke oder ob er durch Andere wirke. Die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen."

Will der Erzieher seinen Zögling also naturgemäß entwickeln, so muß er sich der rechten Methode bedienen. „Gehalt ohne Methode führt zur Schwärmerei, Methode ohne Gehalt zu leerem Klügeln, Stoff ohne Form zu beschwerlichem Wissen, Form ohne Stoff zu hohlem Wähnen." Die beste Methode ist die synthetische, denn „Aufbauen belehrt mehr als Einreißen, Verbinden mehr als Trennen, Todtes beleben mehr als das Getödtete noch einmal tödten." „Fassen Sie — so verlangt Goethe beim Unterricht — einen Gegenstand, eine Materie, einen Begriff, wie man es nennen will, halten Sie ihn recht fest; machen Sie sich ihn in allen seinen Theilen recht deutlich, und dann wird es Ihnen leicht sein, gesprächsweise, an einer Masse von Kindern zu erfahren, was sich aus ihnen entwickelt hat, was noch anzuregen, zu überliefern ist. Die Antworten auf Ihre Fragen mögen noch so ungehörig sein, mögen noch so sehr in's Weite gehen, wenn nur sodann Ihre Gegenfrage Geist und Sinn wieder hereinwärts zieht, wenn Sie sich nicht von Ihrem Standpunkte verrücken lassen, so müssen die Kinder zuletzt denken, begreifen, sich überzeugen, nur von dem was und wie es der Lehrende will." Wer so handelt, der behält stets den Entwicklungsstandpunkt des Lernenden im Auge, und das ist eine Hauptaufgabe, denn es gilt auch beim Kinde: „Der Mensch versteht nichts, als was ihm gemäß ist." „Geh' vom Häuslichen aus und verbreite Dich, so Du kannst, über alle Welt." „Die Erkenntniß wächst in jedem Menschen nach Graden, die ein Lehrer weder übertreiben soll noch kann; und den hielt' ich für den geschicktesten Gärtner, der für jede Epoche jeder Pflanze die erforderliche Wartung verstände." „Unser Kopf muß übersehen, was ein anderer Kopf fassen kann; unser Herz muß empfinden, was ein anderes fühlen mag." Es darf nichts überstürzt werden:

„Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren."

Vor Allem aber müssen Lehrer und Schüler in lebendiger Wechselwirkung stehen, denn „es kommt darauf an, daß Derjenige, von dem wir lernen wollen, unserer Natur

gemäß sei; man lernt von Dem, den man liebt." Auch muß der Lehrer selbstverständlich den Stoff in seiner Gewalt haben, denn „es ist nichts schrecklicher, als ein Lehrer, der nicht mehr weiß, als die Schüler allenfalls wissen sollen. Wer Andere lehren will, kann wohl oft das Beste verschweigen, was er weiß, aber er darf nicht halbwissend sein." Dabei darf der Erzieher, so sehr er sich auf den Standpunkt seines Zöglings herabläßt, doch nie sein Ziel aus dem Auge verlieren, denn „weise Männer lassen den Knaben unter der Hand Dasjenige finden, was ihm gemäß ist; sie verkürzen die Umwege, durch welche der Mensch von seiner Bestimmung, nur allzugefällig, abirren mag." Darum: „Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind, der Gesetzgeber die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr; dieses weiß niemals vor lauter Wollen, was es will." Wenn er Dem folgt, so wird er seinem Zöglinge weder eine einseitige Bildung verschaffen, noch sich bei derselben in Allerlei verlieren. „Die Bildung wird zwar von Einem Wege angefangen, aber auf ihm nicht vollendet. Einseitige Bildung ist keine Bildung. Man muß zwar von Einem Punkte aus, aber nach mehreren Seiten hingehen." „Ueberall treibt man auf Akademien viel zu viel, und gar zu viel Unnützes. Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus. Wer klug ist, beschränkt sich auf ein Fach und wird tüchtig in Einem." „Allem Leben, allem Thun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird. Eines recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung, als Halbheit im Hundertfältigen." Auch muß jede Stufe der Entwicklung und Bildung zugleich als Ziel angesehen werden: „Es soll nicht genügen, daß man Schritte thue, die einst zum Ziele führen, sondern jeder Schritt soll Ziel sein und als Schritt gelten."

Betreffend die Unterrichtsgegenstände, so verlangt Goethe, daß die Jugend zunächst von der Natur nichts kennen soll, als was uns unmittelbar lebendig umgibt. „Mit den Bäumen, die um uns blühen, grünen, Frucht tragen, mit jeder Staude, an der wir vorbeigehen, mit jedem Grashalm, über den wir hinwandeln, haben wir ein wahres Verhältniß, sie sind unsere ächten Compatrioten. Die Vögel, die auf unseren Zweigen hin- und wiederhüpfen, gehören uns an, sie sprechen zu uns von Jugend auf, und wir lernen ihre Sprache verstehen. Man frage sich, ob nicht ein jedes fremde, aus seiner Umgebung gerissene Geschöpf einen gewissen ängstlichen Eindruck auf uns macht, der nur durch Gewohnheit abgestumpft wird. Es gehört schon ein buntes geräuschvolles Leben dazu, um Affen, Papageien und Mohren zu ertragen." „Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leistet mehr, als einer, der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefert: denn das ganze Resultat davon ist, was wir ohnedies wissen können, daß das Menschengebilde am vorzüglichsten und einzigsten das Gleichniß der Gottheit an sich trägt. Dem Einzelnen bleibe die Freiheit, sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm nützlich däucht; aber das eigent-

liche Studium der Menschheit ist der Mensch." Doch soll damit nicht die Hoheit der Natur und die Wichtigkeit der Naturkenntniß geläugnet werden. Denn „die Natur ist das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet." „Die Natur ist immer wahr, immer ernst, immer streng, sie hat immer Recht, und die Fehler und Irrthümer sind immer des Menschen. Den Unzulänglichen verschmäht sie, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergibt sie sich und offenbart ihm ihre Geheimnisse. Der Verstand reicht zu ihr nicht hinauf; der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft zu erheben, um an die Gottheit zu rühren, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält und die von ihr ausgehen. Die Gottheit ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Todten; sie ist im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu thun; der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nutze."— In der Natur „haben wir es mit dem unendlich und ewig Wahren zu thun, das Jeden, der nicht durchaus rein und ehrlich bei Beobachtung und Behandlung seines Gegenstandes verfährt, sogleich als unzulänglich verwirft." Wie schwer aber auch ist es, recht mit der Natur zu verkehren! „Man muß mit der Natur langsam und läßlich verfahren, wenn man ihr etwas abgewinnen will." „Es gibt in der Natur ein Zugängliches und ein Unzugängliches. Es bleibt immer schwer zu sehen, wo das eine aufhört und das andere beginnt." „Es ist Vieles wahr, was nicht bewiesen werden kann." „Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich dann in der Gränze des Begreiflichen zu halten." „Die Phänomene zu erhaschen, sie zu versuchen, zu fixiren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorstellungsarten darüber kennen zu lernen, bei dem ersten so aufmerksam, bei dem zweiten so genau als möglich zu sein, beim dritten vollständig zu werden und beim vierten vielseitig genug zu bleiben: dazu gehört eine Durcharbeitung seines armen Ichs, von deren Möglichkeit ich auch sonst nicht eine Idee gehabt habe." „Die Frage nach dem Zweck, die Frage: Warum? ist durchaus nicht wissenschaftlich. Etwas weiter kommt man mit der Frage: Wie? Denn wenn ich frage: Wie hat der Ochse Hörner; so führt mich das auf die Betrachtung seiner Organisation und belehrt mich sogleich, warum der Löwe keine Hörner hat und haben kann. Die Nützlichkeitslehrer würden glauben, ihren Gott zu verlieren, wenn sie nicht Den anbeten sollten, der dem Ochsen die Hörner gab, damit er sich vertheidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich Den verehre, der in dem Reichthum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach tausendfältigen Thieren ein Wesen, das sie alle enthält: den Menschen.

Groß sind die Anschauungen Goethes vom Menschen und die Winke zu dessen Geistesbildung im Allgemeinen. Er sagt: „Beim Nachdenken über's Beharrende im Menschen, worauf sich die Phänomene der Cultur beziehen lassen, habe ich vier Grundzustände gefunden: Des Genießens, — des Strebens, — der Resignation, — der Ge-

wohnheit." — „Sollen, — Wollen, — Können. Diese drei Dinge gehören in aller Kunst zusammen, damit Etwas gemacht werde. Häufig findet sich im Leben nur Eins von diesen Dreien, oder nur Zwei, als: Sollen und Wollen, aber nicht Können; — Sollen und Können, aber nicht Wollen; — Wollen und Können, aber nicht Sollen. D. h. Es will Einer, was er soll, aber er kann's nicht machen; — Es kann Einer, was er soll, aber er will's nicht; — Es will und kann Einer, aber er weiß nicht, was er soll." — „Der Mensch ist das erste Gespräch, das die Natur mit Gott hält. Ich zweifle gar nicht, daß dieses Gespräch auf anderen Planeten viel höher, tiefer und verständiger gehalten werden kann. Uns gehen vor der Hand tausend Kenntnisse dazu ab. Das Erste gleich, was uns mangelt, ist die Selbstkenntniß; nach dieser kommen alle übrigen. Streng genommen kann ich von Gott doch weiter nichts wissen, als wozu mich der ziemlich beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt, und Das ist in allen Stücken wenig genug. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß durch diese Beschränkung unserer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken gesetzt wären. Im Gegentheil kann, bei der Unmittelbarkeit unserer Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen muß, der, aus seinem ganzen Zusammenhange mit der Sonne herausgerissen, alle und jede Betrachtung unvollkommen läßt, die eben erst durch den Glauben ihre vollständige Ergänzung erhält. Wo das Wissen genügt, bedürfen wir freilich des Glaubens nicht; wo aber das Wissen seine Kunst nicht bewährt oder ungenügend erscheint, sollen wir auch dem Glauben seine Rechte nicht streitig machen. Sobald man nur von dem Grundsatze ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden." — „Man muß von den höchsten Maximen der Kunst und des Lebens in sich selbst nicht abweichen, auch nicht ein Haar; aber in der Empirie, in der Bewegung des Tages will ich lieber etwas Mittleres gelten lassen, als das Gute verkennen, oder auch nur daran mäkeln." — „Betrachten wir uns in jeder Lage des Lebens, so finden wir, daß wir äußerlich bedingt sind vom ersten Athemzug bis zum letzten, daß uns Allen jedoch die höchste Freiheit übrig geblieben ist, uns innerhalb unserer selbst dergestalt auszubilden, daß wir uns mit der sittlichen Welt in Einklang setzen, und was auch für Hindernisse sich hervorthun, dadurch mit uns selbst zum Frieden gelangen können. Das steht als Aufgabe vor uns, deren Auflösung wir unsere Tage durchaus zu widmen haben. Jeder Morgen ruft zu, das Gehörige zu thun und das Mögliche zu erwarten." — „Handle besonnen, ist die practische Seite von: Erkenne Dich selbst. Beides darf weder als Gesetz noch als Forderung betrachtet werden; es ist aufgestellt wie das Schwarze der Scheibe, das man immer auf dem Korn haben muß, wenn man es auch nicht immer trifft. Die Menschen würden verständiger und glücklicher sein, wenn sie zwischen dem unendlichen Ziel und dem bedingten Zweck den Unterschied zu finden wüßten und sich nach und nach ablauerten, wie weit ihre Mittel

denn eigentlich reichen." — „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche Deine Pflicht zu thun und Du weißt gleich, was an Dir ist." „Was aber ist Deine Pflicht? Die Forderung des Tages." — „Die vernünftige Welt ist als ein großes unsterbliches Individuum zu betrachten, das unaufhaltsam das Nothwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn macht." — „Tüchtiger thätiger Mann verdiene Dir und erwarte: von den Großen — Gnade, von den Mächtigen — Gunst, von Thätigen und Guten — Förderung, von der Menge — Neigung, von dem Einzelnen — Liebe." — „Sage mir, mit wem Du umgehst, so sage ich Dir, wer Du bist; weiß ich, womit Du Dich beschäftigst, so weiß ich, was aus Dir werden kann." — „Jeder Mensch muß nach seiner Weise denken, denn er findet auf seinem Wege immer ein Wahres, oder eine Art von Wahrem, die ihm durch's Leben hilft; nur darf er sich nicht gehen lassen; er muß sich controliren: Der bloße nackte Instinct geziemt nicht dem Menschen." — „Der geringste Mensch kann complet sein, wenn er sich innerhalb der Gränzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt; aber selbst schöne Vorzüge werden verdunkelt, aufgehoben und vernichtet, wenn das unerläßlich geforderte Ebenmaß abgeht." „Nur klugthätige Menschen, die ihre Kräfte kennen und sie mit Maß und Gescheidtheit benutzen, werden es im Weltwesen weit bringen." „Ein großer Fehler: daß man sich mehr dünkt, als man ist, und sich weniger schätzt, als man werth ist." — „Die Wirksamkeiten, auf die wir achten müssen, wenn wir wahrhaft gefördert sein wollen, sind: Vorbereitende, begleitende, mitwirkende, nachhelfende, fördernde, verstärkende, hindernde, nachwirkende." — „Ein bedeutendes Individuum weiß uns immer für sich einzunehmen, und wenn wir seine Vorzüge anerkennen, so lassen wir Das, was wir an ihm problematisch finden, auf sich beruhen, ja was uns an Gesinnungen und Regungen desselben nicht ganz gemäß ist, ist uns wenigstens nicht zuwider: Denn jeder Einzelne muß ja in seiner Eigenthümlichkeit betrachtet werden, und man hat neben seinem Naturell auch noch seine früheren Umgebungen, seine Bildungsgelegenheiten und die Stufen, auf denen er gegenwärtig steht, in Anschlag zu bringen." — „Zuerst belehre man sich selbst, dann wird man Belehrung von Anderen empfangen." — „Wer gegen sich selbst und Andere wahr ist und bleibt, besitzt die schönste Eigenschaft der größten Talente." —

Den Unterricht in den alten Sprachen hält Goethe für höchst wichtig. „Wenn unser Schulunterricht immer auf das Alterthum hinweist, das Studium der lateinischen und griechischen Sprache fordert; so können wir uns Glück wünschen, daß diese zu einer höheren Cultur so wichtigen Studien niemals rückgängig werden." „Warum sind ihre Dichter und Geschichtsschreiber die Bewunderung der Einsichtigen, die Verzweiflung der Nacheifernden, als weil ihre handelnden Personen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbst, an dem engen Kreise ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen sowohl als des mitbürgerlichen Lebens einen so tiefen Antheil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten; daher es einem gleichge-

sinnten Darsteller nicht schwer fallen konnte, eine solche Gegenwart zu verewigen. Nach einerlei Weise lebte der Dichter in seiner Einbildungskraft, der Geschichtsschreiber in der politischen, der Forscher in der natürlichen Welt. Alle hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantasiebilder haben Knochen und Mark. Der Mensch und das Menschliche wurden am werthesten geachtet, und alle seine inneren, seine äußeren Verhältnisse zur Welt mit so großem Sinn dargestellt, als angeschaut. Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen." — Die neueren Sprachen, die englische, die soviel Fond hat, daß man sich durch ausschließliche Beschäftigung mit ihr ein Capital für's Leben erwerben kann, und die französische, die Wichtigkeit als ausgebildete Hof- und Weltsprache hat, soll man — so fordert Goethe — mehr durch Gebrauch lernen. — Wenn er daneben keine besonderen Vorschriften über Erlernung der deutschen Sprache gegeben hat, so ist doch für uns besonders wichtig seine Aeußerung über die Art und Weise zu lesen, die er als ein aus seinem Leben geschöpftes Resultat gibt. Er sagt darüber: „Bei Allem, was uns überliefert, besonders schriftlich überliefert wird, kommt es auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werkes an; hier liegt das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche, und keine Zeit, keine äußere Einwirkung noch Bedingung kann diesem innern Urwesen etwas anhaben, wenigstens nicht mehr, als die Krankheit des Körpers einer wohlgebildeten Seele. So ist nun Sprache, Dialekt, Eigenthümlichkeit, Stil, und zuletzt die Schrift als Körper eines jeden geistigen Werkes anzusehen; dieser, zwar noch genug mit dem Innern verwandt, ist jedoch der Verschlimmerung, der Verderbniß ausgesetzt; wie denn überhaupt keine Ueberlieferung ihrer Natur nach ganz rein gegeben, und wenn sie auch rein gegeben würde, in der Folgezeit jederzeit vollkommen verständlich sein kann; jenes wegen Unzulänglichkeit der Organe, dieses wegen des Unterschiedes der Zeiten, der Orte, besonders aber der Verschiedenheit menschlicher Fähigkeiten und Denkweisen; weshalb denn auch die Ausleger sich niemals vergleichen werden. Das Innere, Eigentliche einer Schrift, die uns besonders zusagt, zu erforschen, ist daher eines jeden Sache, und dabei ist vor allen Dingen zu erwägen, wie sie sich zu unserem eigenen Innern verhält, und inwiefern durch jene Lebenskraft die unsrige erregt und befruchtet wird: alles Aeußere hingegen, was auf uns unwirksam oder einem Zweifel unterworfen ist, hat man der Kritik zu überlassen, welche, wenn sie auch im Stande sein sollte, das Ganze zu zerstücken und zu zersplittern, dennoch niemals dahin gelangen wird, uns den eigentlichen Grund, an dem wir festhalten, zu rauben, ja uns nicht einen Augenblick an der einmal gefaßten Zuversicht irre zu machen. Diese aus Glauben und Schauen entsprungene Ueberzeugung, welche in allen Fällen, die wir für die wichtigsten erkennen, anwendbar und stärkend ist, liegt zu Grunde meinem sittlichen sowohl als literarischen Lebensbau, und ist als ein wohlangelegtes und wucherndes Kapital anzusehen, ob wir gleich in einzelnen Fällen zu fehlerhafter Anwendung verleitet werden können." —

Von der Schönheit sagt Goethe: Das Schöne ist ein Urphänomen, das zwar nie selber zur Erscheinung kommt, dessen Abglanz aber in tausend verschiedenen Aeußerungen des schaffenden Geistes sichtbar wird und so mannichfaltig und verschiedenartig ist, wie die Natur selber.

Zur An- und Ausbildung der Schönheit im Zöglinge gilt als Mahnung:

Dummes Zeug kann man viel reden,
Kann es auch schreiben,
Wird weder Leib noch Seele tödten,
Es wird Alles beim Alten bleiben.

Dummes Zeug aber vor Augen gestellt,
Hat ein magisches Recht;
Weil es die Sinne gefesselt hält
Bleibet der Geist ein Knecht.

„Der Mensch ist so geneigt, sich mit dem Gemeinsten abzugeben, Geist und Sinn stumpfen sich so leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bei sich auf alle Weise erhalten sollte. Denn einen solchen Genuß kann Niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit, etwas Gutes zu genießen, ist Ursache, daß viele Menschen schon am Albernen und Abgeschmackten, wenn es nur neu ist, Vergnügen finden. Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen, und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen." —

Von der religiösen Bildung fordert Goethe, daß sie den Menschen „weder von dem Unerforschlichen ganz absondere, noch mit demselben eine allzuenge Verbindung sich anmaße." „Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen, und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden." „Was wissen wir denn von der Idee des Göttlichen und was wollen denn unsere engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen!" „Wären die Menschen durchdrungen von Gottes Größe, sie würden verstummen, und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen."

„Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hierunten fest?
Und steigen freundlich blinkend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge Dir,
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen Dir,

Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben Dir?
Erfüll' davon Dein Herz, so groß es ist,
Und wenn Du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie Du willst!
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth."

Bei Entwicklung der Religion im Kinde darf sich das religiöse Leben nicht von dem Alltagsleben absondern: „Keine Umgebung, auch die gemeinste nicht, soll in uns das Gefühl des Göttlichen stören, das uns überall hin begleiten und jede Stätte zu einem Tempel einweihen kann." Als besonderes religiöses Erziehungsbuch sieht Goethe die Bibel an, von der er überzeugt ist, daß sie immer schöner wird, je mehr man sie versteht, das ist, je mehr man einsieht und anschaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen und im Besonderen auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit und Ort, auch einen eigenen, besonderen, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat. Man streitet viel und wird viel streiten über Nutzen und Schaden der Bibelverbreitung. Nun ist klar, schaden wird sie wie bisher, dogmatisch und phantastisch, aber nützen wie bisher, religiös und gefühlvoll aufgenommen." „Die Bibel ist ein ewig wirksames Buch, weil, so lange die Welt steht, Niemand auftreten und sagen wird: Ich begreife es im Ganzen und verstehe es im Einzelnen. Wir aber sagen bescheiden: Im Ganzen ist es ehrwürdig und im Einzelnen anwendbar." Die auf die Bibel gegründete christliche Religion kann von keiner Philosophie gemeistert werden: „Die christliche Religion hat nichts mit der Philosophie zu thun. Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporarbeitet; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze." — Die Sittenlehre ist für Goethe von der Moral ganz abgesondert. „Die Religion hat die Pietät, die Moral die Pflicht aufzuregen." „Die Moral ist rein thätig und wird mit den wenigen Worten begriffen: Mäßigung im Willkürlichen, Emsigkeit im Nothwendigen!" Das Sittliche soll Diät sein: „Die Menschen, die das ganze Jahr weltlich sind, bilden sich ein, sie müßten zur Zeit der Noth geistlich sein; sie sehen alles Gute und Sittliche wie eine Arznei an, die man mit Widerwillen zu sich nimmt, wenn man sich schlecht befindet; sie sehen in einem Geistlichen, einem Sittenlehrer nur einen Arzt, den man nicht geschwind genug aus dem Hause los werden kann: ich aber gestehe gern, ich habe vom Sittlichen den Begriff als von einer Diät, die eben dadurch zur Diät wird, wenn ich sie zur Lebensregel mache, wenn ich sie das ganze Jahr hindurch nicht außer Augen lasse." Darum ist auch auf dem Gebiete des Sittlichen das Maß-

halten die erste Forderung. „Niemand bedenkt leicht, daß uns Vernunft und ein tapferes Wollen gegeben sind, damit wir uns nicht allein vom Bösen, sondern auch vom Uebermaß des Guten zurückhalten.“ „Das Hauptfundament des Sittlichen ist der gute Wille, der seiner Natur nach nur auf's Rechte gerichtet sein kann; das Hauptfundament des Charakters ist das entschiedene Wollen, ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, auf Gut und Böse, auf Wahrheit oder Irrthum. Der Wille gehört der Freiheit, er bezieht sich auf den inneren Menschen, auf den Zweck; das Wollen gehört der Natur und bezieht sich auf die äußere Welt, auf die That.“

„Es bildet ein Talent sich in der Stille;
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.“

Für das Wichtigste bei der sittlichen Erziehung hält Goethe das Beispiel. „Nichts wirkt, auch ohne daß wir es gewahr werden, auf unser jugendliches Gemüth mehr, als das Beispiel Derer, mit denen wir leben. Dreimal glücklich ist die aufblühende Seele, der, als sie noch Knospe war, der Himmel eine schöne Stelle verlieh! Vorbilder des Guten und Edlen standen um den aufmerksamen Jüngling und drückten sich mit der liebevollen Gewalt der Tugend so sanft und zugleich so mächtig in sein Herz, daß er, ohne es zu wissen, ihnen gleichförmig handeln lernte, und auch so handeln wird, wenn ihre körperlichen Gestalten sich längst seinem Auge, ja vielleicht seinem Gedächtniß selbst entzogen haben.“ Die ersten Handlungen des Knaben sind — so fordert er — so zu leiten, „daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne sich irgend etwas abgewöhnen zu müssen.“ Denn „bei der Erziehung der Kinder sowohl als bei der Leitung der Völker ist nichts ungeschickter und barbarischer, als Verbote, als verbietende Gesetze und Anordnungen. Der Mensch ist von Haus aus thätig, und wenn man ihm zu gebieten versteht, so fährt er gleich dahinter her, handelt und richtet aus.“ Als allgemeiner Kanon bei der sittlichen Erziehung gilt: „Wenn wir die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als wären sie, was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind.“ — Das kann aber nicht allein durch Unterricht, durch Lehre erreicht werden: „Lehre thut viel, aber Aufmunterung thut Alles. Aufmunterung nach dem Tadel ist Sonne nach dem Regen, — fruchtbares Gedeihen.“ —

Alle Erziehungswahrheiten müssen bei den Kindern von frühester Jugend an angewandt werden; und es haben deshalb die Aeltern auf die Erziehung ihrer Kleinen von Geburt an, ja wie ein Engländer sagt, schon von 9 Monaten vor der Geburt an ihre größte Sorgfalt zu richten. Von diesem Gedanken aus sagt Goethe:

„Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Aeltern erzogen wären.“

Die erste Erziehung ist für ihn überhaupt von höchster Wichtigkeit. „Niemand, — so schreibt er — glaube die ersten Eindrücke der Jugend überwinden zu können. Ist er in löblicher Freiheit, umgeben von edlen und schönen Gegenständen, in dem Umgange

mit guten Menschen aufgewachsen, haben ihn seine Meister Das gelehrt, was er zuerst wissen mußte, um das übrige zu begreifen, hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht, wurden seine ersten Handlungen so geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne sich irgend etwas abgewöhnen zu müssen: so wird dieser Mensch ein reineres, vollkommeneres und glücklicheres Leben führen, als ein anderer, der seine ersten Jugendkräfte in Widerstand und Irrthum zugesetzt hat."

Bei dieser Erziehung sollen Aeltern und Erzieher wissen, um darnach ihr Erziehungsgeschäft einzurichten: 1) „Wir sind Sensualisten, so lange wir Kinder sind, Idealisten, wenn wir lieben und in den geliebten Gegenstand Eigenschaften hineinlegen, die nicht eigentlich darin sind. Die Liebe wankt, wir zweifeln an der Treue und sind Skeptiker, ehe wir es glaubten. Der Rest des Lebens ist gleichgültig, wir lassen es gehen, wie es will, und endigen mit dem Quietismus, wie die indischen Philosophen auch." 2) „Wenn auch die Welt im Ganzen vorschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von Vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Weltcultur durchmachen." 3) „Es ist nicht genug zu wissen, man muß auch anwenden; es ist nicht genug zu wollen, man muß auch thun." 4) „Eine Kraft beherrscht die andere, aber keine kann die andere bilden; in jeder Anlage liegt auch allein die Kraft, sich zu vollenden." 5) „Mit wenig Worten ließe sich das ganze Erziehungsgeschäft aussprechen: Man erziehe die Knaben zu Dienern und die Mädchen zu Müttern, so wird es überall wohl stehen." So unterscheidet Goethe wesentlich zwischen Knaben- und Mädchenerziehung, — je nach den dem Knaben und dem Mädchen in's Leben mitgegebenen leiblichen und geistigen Wesen:

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung,
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.

Nur wenn man weiß, daß Goethe das „Dienen" im höchsten, ethischen Sinne gemeint hat, wo die Freiheit im Dienste der Vernunft steht, versteht man hierzu sein anderes Wort:

„Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte."

Und noch das andere:

„Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben."

Sowie das dritte:

Nach eignem Sinne handeln, ist gemein.
Der Edle strebt nach Regel und Gesetz. —

Mit der Jugendzeit ist, nach Goethe, die Erziehung nicht abgeschlossen. Sie erstreckt sich über das ganze Leben. Nur muß sie Selbsterziehung werden. „Der Jugenderziehung schließt sich eine andere immer wieder an, die beinahe mit jedem Jahre unseres Lebens, wo nicht von uns selbst, doch von den Umständen veranlaßt wird." Die „Le-

bensaufgabe" jedes Menschen ist deshalb: „Sein Innerliches auszubilden, mit dem Wunsche, auch nach Außen genießbar und nützlich zu werden." Zur Lösung dieser Aufgabe gehört Selbsterkenntniß, die durch Menschenerkenntniß erreicht wird.

„Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen; denn er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret Jeden, was er sei."

Es gehört auch zur Lösung dieser Aufgabe, daß der Mensch Natur und Geist in ihrer innigen Durchdringung, sowie den Organismus des Geistes in seiner ganzen Gliederung erkenne. „Wer das Höchste will, muß das Ganze wollen; wer vom Geist handelt, muß die Natur, wer von der Natur spricht, muß den Geist voraussetzen oder im Stillen mitverstehen. Der Gedanke läßt sich nicht vom Gedachten, der Wille nicht vom Bewegten trennen." „Im menschlichen Geiste, wie im Universum, ist nichts oben noch unten; alles fordert gleiche Rechte an einen gemeinsamen Mittelpunkt, der sein geheimes Dasein eben durch das harmonische Verhältniß aller Theile zu ihm manifestirt. Wer nicht überzeugt ist, daß er alle Manifestationen des menschlichen Wesens: Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verstand, zu einer entschiedenen Einheit ausbilden müsse, welche von diesen Eigenschaften auch bei ihm die vorwaltende sei, der wird sich in einer unerfreulichen Beschränkung immerfort abquälen und niemals begreifen, warum er so viele hartnäckige und manchmal sich selbst als Gegner hat." — Goethe verlangt weiterhin, daß zur Gemeinschaft erzogen werde, weil der Mensch in Gemeinschaft leben muß: „Man soll sich nicht isoliren, denn man kann nicht isolirt bleiben; in Gesellschaft lernt man eher sich und Andere tragen. —

Wer sich der Einsamkeit ergibt, —
Ach! der ist bald allein;
Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt
Und läßt ihn seiner Pein. —

Darum muß der Mensch von seinem Selbst in der Gemeinschaft aufgeben lernen und sich den Anderen hingeben: er darf nicht warten, bis die Anderen sich ihm ergeben; — auch nicht verlangen, daß die Andern wie Er sein, denken, fühlen, wollen sollen. „Es ist eine große Thorheit, zu verlangen, daß die Menschen zu uns harmoniren sollen. Ich habe es nie gethan. Ich habe einen Menschen immer nur als ein für sich bestehendes Individuum angesehen, das ich zu erforschen und das ich in seiner Eigenthümlichkeit kennen zu lernen trachtete, von dem ich aber durchaus kaum weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Menschen umgehen zu können, und dadurch allein entsteht die Kenntniß mannichfaltiger Charaktere, sowie die nöthige Gewandtheit im Leben. Denn gerade bei widerstrebenden Naturen muß man sich zusammennehmen, um mit ihnen durchzukommen, und dadurch werden alle die verschiedenen Seiten in uns angeregt und zur Entwicklung und Ausbildung gebracht. —

Soll alle diese Erziehung mit ihren Grundsätzen die rechte sein, so muß sie nicht bloß der Natur des Individuums, sondern auch der des Volkes angemessen sein. Denn wie die Verfassung eines Volkes den Volksbedürfnissen entsprechen muß; so muß auch die Erziehung das Entwicklungsstadium des Volkes berücksichtigen. Dem Volke wie dem Individuum darf nichts aufgepfropft, beide müssen organisch entwickelt werden. „Für eine Nation ist nur Das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volke auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfniß nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher thöricht, und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfniß zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm und sie gelingt." Könnte man den Deutschen weniger Philosophie und mehr Thatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns ein gutes Stück Erlösung zu Theil werden, ohne daß wir auf das Erscheinen der persönlichen Hoheit eines zweiten Christus zu warten brauchten. Sehr viel könnte geschehen von Unten, vom Volke, durch Schulen und häusliche Erziehung, sehr viel von Oben durch die Herrscher und ihre Nächsten. So z. B. kann ich nicht billigen, daß man von den studirenden künftigen Staatsdienern gar zu viel theoretisch gelehrte Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruinirt werden. Treten sie nun hinaus in den practischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheueren Vorrath an philosophischen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beschränkten Kreise ihres Berufs gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz vergessen werden. Dagegen aber, was sie am meisten bedurften, haben sie eingebüßt: es fehlt ihnen die nöthige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im practischen Verkehr ganz unerläßlich ist. Und dann: Bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll Einer gegen Andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm nicht selber wohl ist? Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der dritte Theil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist köperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier thäte es Noth, von Oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen. Wir wollen indeß hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutschen aussieht, und ob wir es dann werden dahin gebracht haben, nicht mehr abstracte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu sein. Demgemäß hat die gegenwärtige deutsche Pädagogik die Aufgabe, mehr handelnde Menschen, als abstracte Gelehrte zu erziehen.

Zuletzt noch nehmen wir eine Lebensregel Goethes mit auf unseren Weg: „Die Frage, ob diese oder jene Beschäftigung, welcher sich der Mensch widmet, auch nützlich

sei, wiederholt sich oft genug im Laufe der Zeit, und muß jetzt besonders hervortreten, wo es Niemandem mehr erlaubt ist, ruhig, zufrieden, mäßig und ohne Anforderung zu leben. Die Außenwelt bewegt sich so heftig, daß ein jeder Einzelne bedroht ist, in den Strudel mit fortgerissen zu werden. Hier sieht er sich genöthigt, seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, unmittelbar und augenblicklich für die Bedürfnisse Anderer zu sorgen, und da fragt sich denn freilich, ob er irgend eine Fertigkeit habe, dieser aufdringlichen Pflicht genug zu thun. Da bleibt nun nichts übrig, als sich selbst zu sagen: nur der reinste und strengste Egoismus kann uns retten; dieser muß ein selbstbewußter, wohlgefühlter und ruhig ausgesprochener Entschluß sein. Der Mensch frage sich selbst, wozu er am Besten tauge, um dieses in sich und an sich eifrigst auszubilden. Er betrachte sich als Lehrling, als Geselle, als Altgeselle, am spätesten und höchst vorsichtig als Meister. Weiß er mit einsichtiger Bescheidenheit die Forderungen an die Außenwelt nur mit dem Wachsthum seiner Fähigkeiten zu steigern, um sich bei ihr, dadurch nutzend, einzuschmeicheln, so wird er stufenweise seinen Zweck erreichen, und wenn ihm das Höchste gelingt, behaglich wirken können. Doch sich um der Gunst des Tages willen abzuhetzen, bringt keinen Vortheil für morgen und übermorgen." —

Mit diesen Rathschlägen schließen wir unsere Umschau auf dem großen pädagogischen Gedankenfelde, das vor uns in Goethes Werken offen liegt. — Sie würden diese Gedankenmassen und Gedankenlasten nicht auf Ein Mal zu tragen vermögen, wenn Ihnen in denselben nicht bereits Bekannte entgegenträten. Denn Sie haben in den Aussprüchen, die ich Ihnen mitgetheilt habe, zum großen Theil nur eine Repetition aus unserer eigenen pädagogischen Theorie gehört, weil die goetheschen Grundgedanken der Pädagogik mit den unseren in Harmonie stehen. Oft haben wir dieselben in unseren theoretisch pädagogischen Stunden nur reproducirt, wie wir heute in Goethes Worten oft nur unsere eigene Theorie der Pädagogik wiederholt haben. Es gilt hier das Wort Goethes: „Alles Gescheidte ist schon gedacht; man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken." —

VI.

Zur Geschichte der Frauen — nach ihrer socialen Stellung und nach ihrer Erziehung und Bildung.

(Ein Vortrag, im gothaischen Frauenverein zur Beförderung der Gustav-Adolf-Stiftung, den 12. November 1863, gehalten.)

In der Geschichte der Frauen spiegelt sich die Entwicklung vom Culturleben des Menschengeschlechtes ab. Jede Periode der Menschengeschichte, jedes Zeitalter hat seinen Werthmesser in Dem, was es von dem Weibe hält. Wie hoch der Mann die Frau schätzt, so hoch ist seine eigene geistige Bildungsstufe zu schätzen. Denn in Wahrheit machen Mann und Weib vereint erst den ganzen vollständigen Menschen aus, und in der Liebeswahl schwebt ja gleichsam jedem der Liebenden der Normalmensch vor, zu dem er durch seine Ergänzung werden will, — dem Manne die Anmuth, die Sanftmuth, die Sorgsamkeit, die Lebhaftigkeit und Nachgiebigkeit, aber auch der heroische Sinn im Dulden und Tragen, die Liebe, die der Sünden Menge deckt und welche die Wunden heilt, die der Mann schlug, — dem Weibe die Eigenschaften, die ihm im niedrigeren Grade als dem Manne eignen: die Festigkeit und der Muth nach Außen, die Entschlossenheit im Handeln und die Kühnheit im Denken. Je umfassender und entwickelter die Eigenschaften der sich Vereinigenden sind, um so höher muß natürlich der Mensch stehen, den beide in Einheit bilden; und je weniger Einer den Anderen achtet, um so niedriger stellt er sich selbst, weil er den aus sich und seiner Ergänzung be- und entstehenden Normal- und Idealmenschen nicht hochhebt. —

Bei den **wilden Völkern**, die noch ganz in der Sinnlichkeit aufgehen und darum auch nur die Sinnlichkeit und die physische Kraft zu achten wissen, wird das Weib, das dem Manne in dieser Kraft untergeordnet ist, nicht als gleichberechtigt angesehen. Die Frau gilt dem Manne noch nicht als Seele, nur als Leib. Sie ist noch nicht Person, sondern Sache. Sie ist nicht Gattin, sondern Magd. Sie ist ein Besitz, der gekauft und verkauft wird, ohne selbst dabei Wahl oder Weigerungsrecht zu haben. Darum ist auch Vielweiberei nicht bloß eine Erlaubniß, sondern das Recht des Mannes. So hat der König der Asante in Africa 3333 Weiber, von denen gewöhnlich sechs als eigentliche Frauen im Palaste leben, indeß die anderen als Luxusartikel verschenkt &c. werden, jedoch um sogleich die Vollzahl wieder herzustellen. Auf den Südseeinseln macht zuweilen ein Mann mit zwei Mädchen zugleich Hochzeit. Bei den Indianern und

Grönländern ist ein Mann oft mit zwei oder sämmtlichen Schwestern, oder mit Mutter und Tochter zugleich verheirathet. — Diese Geringschätzung der Frauen bei den wilden Völkern zeigt sich auch nach allen anderen Lebensseiten hin. Die Frau ist das erste Hausthier, das arbeiten muß, während der Mann jagt oder ruht. Auf den Wanderzügen müssen die Frauen der Indianer die Lasten tragen und auf den Lagerplätzen die Zelte errichten. Bei den Negern auf den Südseeinseln, in Guinea und auf den Karaiben darf die Frau nie mit dem Manne zusammenessen: sie erhält nur, was der Mann von den Speisen übrig läßt, indeß sie alle Arbeiten verrichten und sich von dem Manne mißhandeln lassen muß. Bei den Asante wird der Frau, die ein Geheimniß des Mannes verräth, die Oberlippe abgeschnitten, und, wenn sie unerlaubt horcht, ein Ohr. — Natürlich ist auf solchem Standpunkte wie die Schließung auch die Trennung der Ehe das unverkümmerte Recht des Mannes: der Mann entläßt die Frau, weil er sie nicht mehr will, — das ist der einzige und der ausreichende Grund. Ja bei vielen nordamerikanischen Indianern wird sogleich die Ehe nicht auf Lebenszeit geschlossen: der Indianer nimmt seine Frau gleichsam auf Probe. Bei den Arowaken (in Surinam) sucht der Vater für seine noch ganz junge Tochter einen erwachsenen Mann, der ihn bei seinen Arbeiten unterstützt, empfiehlt ihm aber unterdeß eine andere Frau, meist eine Witwe, die zur Magd wird, sobald das Kind herangewachsen ist. —

Diese niederste Stufe der Menschheit wird zuerst in Ostasien überschritten, wo überhaupt das Geschichtsleben seinen Anfang nimmt. **China** mit seinen mongolischen Bewohnern steht an der Pforte der Geschichte, — wenn auch noch karikaturartig, selbst geistig ein Abbild der breiten Backenknochen und der schiefgeschlitzten Augen, des geschornen Hauptes mit dem Zopfe am Hinterkopfe des Mannes, und der durch Einschnürung verkrüppelten kleinen Form der weiblichen Füße. Doch gewinnt hier zuerst das Weib einen wirklichen Werth. Die Frau ist nicht mehr Sklavin, sondern eben so ein Wiederstrahl des göttlichen Urlebens wie der Mann. Die Ehe ist ein Sacrament: sie spiegelt das göttliche Naturleben wieder; und darum eine sittliche Pflicht, der sich kein Tugendhafter entziehen darf. Vielweiberei ist erlaubt, aber nicht gewöhnlich; geboten jedoch, wenn dem Manne die erste Frau keinen Sohn schenkt. Die Entlassung der Frau darf nicht nach Willkür geschehen; und selbst die Nebenfrauen dürfen nicht ohne genügenden Grund entlassen werden. Auch stellt man hohe Forderungen an die Frauen: man verlangt, daß die Tugend in ihren Herzen wohne, daß die Bescheidenheit auf ihrer Stirn glänze, daß die Milde von ihren Lippen rinne, und daß die Arbeit ihre Hände beschäftige. Doch scheinen die chinesischen Weiber nicht immer zu dieser Höhe gelangt zu sein, da man in der Schriftsprache den „Streit“ durch „zwei Weiber“ und die „Unordnung“ durch „drei Weiber“ bezeichnet. Auch ist im wirklichen Leben das Weib dem Manne noch nicht völlig gleichgestellt. Kong-tse sagt: „Die Frau ist dem Manne in ihrem ganzen Dasein unterworfen; wenn er stirbt, wird sie dadurch noch nicht ihre

eigene Herrin; als Tochter steht sie unter dem Befehl ihrer Aeltern, in deren Ermangelung, ihrer älteren Brüder; als Witwe steht sie unter Aufsicht ihres ältesten Sohnes, und dieser, mit aller Liebe und Achtung sie behandelnd, soll alle Gefahren von ihr entfernen, denen die Schwäche ihres Geschlechts sie aussetzen könnte." Die chinesische Frau lebt noch im Zustande der Dienstbarkeit: die den Mann mißhandelnde Frau soll 100 Hiebe mit dem Bambusrohre erhalten, indeß im umgekehrten Falle der Mann niemals strafbar ist. In den unteren Gesellschaftsklassen müssen die Frauen alle schweren Arbeiten mitverrichten; bei den Handwerkern finden sich Porzelanmalerinnen; in den höheren Ständen besorgen die Frauen die Erziehung und den ersten Unterricht der Kinder. Die Mädchen dieser höheren Stände werden im Lesen, Schreiben und in der Sprache unterrichtet; auch lernen sie die Laute spielen und feine Flechtereien und Gewebe arbeiten. Die Mädchen der niedern Stände erhalten Unterricht in der einfachen Sittenlehre, wie sie das Fundament des chinesischen Familien- und Staatslebens ist. —

Eine weitere Entwicklung erhält die Geschichte der Frauen in **Indien**, dem Reiche der Kasten d. i. der Abtheilungen verschiedener Seelen, dem Wunderlande der Phantasie mit dem Volksgeiste voll üppigen, schöpferischen Frühlingslebens. Die Frau steht in Indien unter dem Schutze des Gesetzes; sie ist nicht von dem Manne abgesperrt und nicht von seiner Geselligkeit ausgeschlossen; sie erscheint auch außer dem Hause unverschleiert. „Wo die Frauen — so heißt es im Gesetzbuche des Manu — geehrt sind, haben die Götter ihr Wohlgefallen; wo man sie nicht ehrt, sind alle frommen Handlungen ohne Wirkung." Die indischen Epen und Dramen zeigen in zartester Gestalt und feurigster Gluth die Liebe des Jünglings zu dieser Jungfrau mit dem ovalen Gesicht, mit der langen und feinen Nase, mit dem langen und schwarzen Haar, mit den vollen und schön gebogenen Lippen, mit den langgeschlitzten und durch lange Wimpern beschatteten Augen, mit der feinen Taille, dem kurzen buntseidenen Jäckchen, und dem bunten Stückzeug um die Hüften, das bis zu den Füßen reicht und dessen einer Zipfel über die Schultern geworfen wird. — Aber auch in Indien wird die Frau noch nicht neben den Mann als gleichberechtigte Person gestellt. „Ein Mädchen, eine Jungfrau, eine Gattin soll — so sagt Manu — niemals etwas nach ihrem eigenen Willen thun, selbst nicht in ihrem Hause. Während ihrer Kindheit soll sie von ihrem Vater abhängen, während ihrer Jugend von ihrem Manne und als Witwe von ihren Söhnen; ein Weib darf sich nie selbst nach Willkür leiten." — Unterrichtet wird das Mädchen in Indien nicht: durch Bildung — so glaubt man — wird die Sittenreinheit des Weibes beeinträchtigt, und das Weib, das schreiben und lesen könnte, würde sich die schwersten Vorwürfe zuziehen; nur die Tempeltänzerinnen und die profanen Tänzerinnen, welche von den Europäern mit dem portugisischen Namen „Bajaderen" bezeichnet werden, sind sorgfältig unterrichtet und in allen Hülfsmitteln weiblicher Coquetterie ausgebildet. — Durch die Ehe, in welcher die Vielweiberei erlaubt ist und bei der die Kasten streng innegehalten werden müssen, wird die Frau fast unbedingt Eigenthum des Mannes: ein 30jähriger

Mann soll ein Mädchen von 12 Jahren heirathen und ein Mann von 24 Jahren ein Mädchen von 8 Jahren; 8 Jahre sind das gesetzliche Alter des Mädchens beim Heirathen. — Die Treue und Liebe der Gattin zum Gatten muß selbst über den Tod hinausgehen. Nicht nur, daß die Witwe zu steter strenger Zurückgezogenheit und zur Entsagung von allen Lebensfreuden verpflichtet ist; — die höchste Bewährung der Liebe ist, daß die Witwe sich in das Flammenmeer stürzt, in dem der Leichnam ihres Mannes verbrannt wird. Dieses Verbrennen der Witwen, das zu Manu's Zeiten noch unbekannt war und zu Alexander's Zeit in geringer Ausdehnung bestand, ward später immer allgemeiner: nach amtlichen Berichten verbrannten sich in Kalkutta und dessen nächster Umgebung von 800,000 Einwohnern in den Jahren 1815—1823 in den einzelnen Jahren 253, 289, 442, 544, 421, 370, 392, 328, 340 Witwen. Es ist das ein Beweis, daß das Weib noch nichts für sich ist. —

Bei den weiteren vorzüglichsten orientalischen Völkern, bei den Persern, Aegyptern und selbst bei den Israeliten stand das Weib im Alterthume nicht viel höher. Bei den **Persern** soll die Frau ihren Mann jeden Morgen neun Mal fragen: Was willst Du, daß ich thun soll? Und in derselben Weise sollen sich die Töchter gegen den Vater, gegen den älteren Bruder oder gegen den Mann, unter dessen Schutze sie stehen, verhalten. Nach Herodot hatte jeder Perser viele ordentliche Frauen, aber noch viel mehr Kebsweiber. Das weibliche Geschlecht blieb in der Regel von der Bildung ausgeschlossen: nur ausnahmsweise besuchten Mädchen die Schule; doch erzählt Nisami in einem Roman, daß Leila und Medschnun sich bereits in der Schule geliebt hätten. In **Aegypten** bewegten sich die Frauen frei in der Gesellschaft, gingen sie auf den Markt und handelten. Der Priester hatte daselbst nur Eine Frau und gab damit das Ideal an, dem die Ehe zustreben sollte. Die niederen Kasten und die Armen folgten diesem Beispiel aus Noth; die Vornehmeren und Wohlhabenderen hingegen hielten sich außer der ersten Gattin mehrere Frauen, und zwar soviel, als ihr Geschmack und ihre Vermögensumstände gestatteten. Die erste Frau aber war die Herrin des Hauses, und Diodor versichert, daß nicht allein den Königinnen größere Ehre als ihren Gemahlen gezollt wurde, sondern daß auch unter Privatleuten die Frau durch die Ehe die Herrschaft über den Mann erlangte, indem der Bräutigam sich anheischig machte, der künftigen Frau in allen Stücken zu gehorchen. Auch bei den **Israeliten** war die Polygamie gesetzlich erlaubt. Die gewöhnliche Weise, eine Frau in die Ehe zu nehmen, war Kauf. Eine Einwilligung der Frau zum Verbande der Ehe wurde nicht verlangt. So konnte auch der Herr ohne Weiteres seine Magd zur Frau nehmen, oder sie seinem Sohne geben. Im innigen Zusammenhange mit solcher Auffassung des weiblichen Wesens stand es, daß der Mann die Frau entlassen konnte, sobald er etwas Mißfälliges an ihr fand; er gab ihr dann den Scheidebrief, und sie verließ sein Haus; die Frau hingegen hatte gar kein Recht auf Ehescheidung anzutragen. Und doch eignete dem Weibe im Hebräismus ein wesentliches Moment

5*

einer freien Person; die Keuschheit war ihr überantwortet und damit eine bedeutende Zurechnungsfähigkeit. Auch hob der religiöse Sinn das hebräische Weib hoch, und die Sprüche Salomonis skizziren ein hohes Ideal der Hausfrau, wenn sie dichten:

Wem nur ein biedres Weib beschieden,
Deß Kauf ist mehr als Perlen werth;
Vertrauend bleibt sein Herz in Frieden,
Im Haus wird kein Gewinn entbehrt.
Sie thut ihm gütlich und den Seinen,
So lange sie hienieden lebt;
Sie forscht nach Wolle, späht nach Leinen,
Die sie mit eignen Händen webt.
Wie Kaufmannsschiff aus fernen Landen,
Wird Segen von ihr zugebracht;
Wenn Alles noch in Schlafesbanden,
Ist früh sie schon für's Haus bedacht.
Nur Ackerland wünscht sie zum Leben,
Doch fällt auch Weinberg ihr zum Loos;
Die Thätigkeit bleibt stets ihr Streben,
Nie legt sie träg die Hand in Schoos.
Und merkt den Werth sie des Gewerbes,
Erlischt auch Nachts die Lampe nicht;
Der Rocken hat für sie nichts Herbes,
Das Spinnen ist ihr süße Pflicht.
Bei Spenden übt sie kein Gepränge,
Dem Dürft'gen beut sie zart die Hand;
Sie fürchtet nie des Winters Strenge,
Im Haus gebricht's nicht an Gewand.
Doch selbst in diesem edlen Schalten,
Schafft Byssus, Purpur sie nach Stand;
Denn rühmlich sitzt im Rath der Alten
Ihr Mann, geehrt im ganzen Land.
Und mehrt sie noch des Hauses Segen,
Webt Schleier, Gürtel zum Verkauf,
Und sieht der Zukunft froh entgegen,
Denn fleckios ist ihr Lebenslauf.
Nur weise Reden stets im Munde,
Ertheilt mit Sanftmuth sie Gebot;
Sie wacht im Haus zu jeder Stunde,
Und Faulheit ißt bei ihr kein Brot.
Jetzt sprechen sich die Dankgefühle
Der Kinder und des Gatten aus:
  Noch gibt's der wackren Frauen viele,
  Doch du ragst über sie hinaus.
  Vergänglich ist der Schönheitzierde,
  Nur frommes Weib ist lobenswerth;
  Drum gönnt ihr die verdiente Würde,
  Vor Allem werde sie geehrt! —

Auch der **Muhamedanismus** hat das orientalische Weib nicht auf eine höhere Entwicklungsstufe in der Menschheitsgeschichte gestellt. Bei der Rechtslosigkeit des Einzelnen und der ganzen Außenwelt dem Einen, Allah, gegenüber, und bei der unbedingten Unterordnung des Menschen unter die absolut erhabene Macht der göttlichen Vorherbestimmung, kann das sittliche Verhältniß, in dem das Weib zum Manne stehen soll, nicht zur Geltung gelangen. Der Koran sagt über die Ehe: „Der Gläubige soll keine ungläubige Frau heirathen und keine Gläubige an einen Ungläubigen zur Ehe geben. Der Sohn darf die Witwe des Vaters nicht zur Frau nehmen. Heirathen dürft ihr ferner nicht eure Mütter, eure Töchter, eure Schwestern, eure Muhmen und Basen, ingleichen nicht die Töchter eurer Brüder, eurer Schwestern, eure Milchschwestern, eure Stiefschwestern ꝛc. Das sind göttliche Gesetze. Außer diesen Fällen könnt ihr euch nach Gefallen vermählen. Ihr könnt euch nach dem Ertrage eurer Glücksgüter Weiber nehmen, so viel ihr wollt; nur müssen sie ehrbar und züchtig sein. Den aber unter euch, der nicht Mittel genug hat, freigeborne, gläubige Weiber zu heirathen, lasset gläubige Sklavinnen nehmen, die euer Eigenthum geworden sind. Die Männer sollen vor den Weibern den Vorzug haben, weil Gott ein Geschlecht vor dem anderen durch Vorzüge

unterschieden hat. Außerdem aber sind jene verpflichtet, diesen den nöthigen Unterhalt zu reichen. Daher sollen rechtschaffene Weiber gehorsam sein und jedes Geheimniß verwahren, weil Gott sie durch den Schutz ihrer Männer verwahrt. Mit gleicher Liebe könnt ihr freilich nicht alle eure Weiber lieben, so sehr ihr es euch auch angelegen sein lasset; nur trennt euch von dem Weibe, welches ihr weniger liebt als ein anderes, nicht unter Aeußerungen von Haß und Abscheu, sondern lasset sie lieber in Absicht auf eure Meinung in Ungewißheit." Die Stellung der Frau zum Manne ist nach dieser Ansicht des Propheten und darum auch im wirklichen praktischen Leben bei den Muhamedanern nicht viel besser, als die der Magd zum Herrn. Der Mann kauft sie um einen bestimmten Preis und hat das Recht, sie jeder Zeit wieder fortzuschicken. Weder eine gemüthvolle Häuslichkeit noch öffentliche Vergnügungen lernt die Muhamedanerin kennen. Geistige Unterhaltung aber ist und bleibt ihr gänzlich fremd, da die Mädchen ohne alle eigentliche geistige Pflege aufwachsen und, von verwildernden Beispiel geleitet, das Lebensglück in rohem Sinnentaumel und in gleißenden Aeußerlichkeiten suchen. Nur im Bad und im Harem kann die Muhamedanerin unter Gesellschaft ihrer Leidensgenossinnen, aus kleinen Schälchen schwarzen Kaffee schlürfend und Tschibuk oder Kalljan rauchend, ihre Zungenfertigkeit im Bewundern und Beneiden, im Loben und Schmähen üben; auch ist hier der Schauplatz ihrer Ränke, Intriguen und Unsittlichkeiten. So gehen in der Sinnlichkeit unter die schlanken Kaukasierinnen mit der weißen und zarten Haut und mit dem blonden oder braunen und seidenweichen Haar; — die Araberinnen mit dem feinen Wuchs, mit den schwarzen Haaren und Augen, mit dem leichten und zierlichen Gang; — die Perserinnen, über welche die Dichter nicht müde werden zu singen von den liebegefärbten Wangen, wo Rosen ihre Röthe suchen, von den unter dunkelrothen Lippen blendendweißen Zähnen, von dem weißen und stolz hervorragenden Halse und von den Augen —

Sie schießen mit Pfeilen, deren Gefieder die Augenwimpern sind,
Und spalten die Herzen, ohne zu ritzen die Haut.

Ja, so gehen unter, aller sittlichen Größe baar, die Frauen, deren Ideal Hariri in der 36. Makame darstellt, wo der Scheich dem Manne, der ihn fragt, ob er Mönch werden wolle, antwortet:

Wär' ein Prophet, den Gott gegnadet,
Nicht verheirathet?
Und hast du nicht gehört, daß ein frommes Weib
Ist ein edler Zeitvertreib
Und eine Wohlthat an Seel und Leib?
Die den Augen wohlthut
Und im Herzen macht wohlgemuth,
Eine Würze der Lebenskost,
Eine Kühlung in der Hitz' und eine Wärm' im Frost;
Die gehorchet ihres Mannes Worten
Und schließt seines Hauses Pforten,
Seine Begierden beschränket,
Seinen Sinn zur Begnügsamkeit lenket,
Daß er seinen Haushalt wohlbestellt
Für diese und für die künftige Welt.
Willst du werden zum Verräther
An der Satzung deiner Väter?
Willst du wie die Thoren verderben
Und nicht wie die Frommen sterben,
Die Gottes Segen erwerben
Und hinterlassen Erbinnen und Erben? —

Von der altorientalischen Cultur angestoßen, entwickelte in **Europa** zuerst Griechenland ein eigenthümlich großartiges Geistesleben, worauf dann Rom die Gesammtcultur aller um das Mittelmeer gelagerten Länder in sich aufnahm und zu verarbeiten suchte. Die Höhe der Geistesentwicklung von Griechenland und Rom spricht sich in der Stellung aus, welche die Frau, dem Manne und der Gesellschaft gegenüber, einnahm.

Griechenland war das Land der Schönheit; sein Volk war das Volk der schönen Individualität. Die harmonische Form führte in Griechenland die Herrschaft, und durch sie ward über alles Sinnliche der Hauch des Geistigen ausgegossen. Auch das Leben und die Anschauung vom Wesen der Frauen konnte von dieser Geistesrichtung nicht unberührt bleiben. Schon in den homerischen Zeiten war den Griechen die Ehe heilig, und nichts schien ihnen so wünschenswerth und erfreuend,

> Als wenn Mann und Weib in herzlicher Liebe vereinigt
> Ruhig ihr Haus verwalten: dem Feinde ein kränkender Anblick,
> Aber Wonne dem Freund; und mehr noch genießen sie selber.

Vielweiberei war nicht gewöhnlich; immer aber genoß, den Nebenfrauen gegenüber, die meist dem Kreise der Sklavinnen angehörten, die Ehre der Hausfrau nur die rechtmäßige Gattin. Zwar wird die Ehefrau vom Vater noch durch Gaben und Geschenke erkauft; zwar bleibt das Weib den Geschäften des Mannes fern und nur im Hause herrscht sie über die Sklavinnen, singt sie am Webstuhle mit lieblicher Stimme, spinnt, stickt und wäscht sie, pflegt und erzieht sie die neugebornen Sprößlinge: aber dennoch ist sie als Freundin und Vertraute des Mannes auch im Gesellschaftskreise mächtig durch liebevollen Einfluß. Dem kriegerischen Sinn der homerischen Helden dienen als schönste Ergänzung die zarten Sitten der homerischen Frauen, und dem Achilleus, dem Helden und ächten Manne, steht die feste und kluge, die treue und unwandelbare Penelope als weibliches Ideal gegenüber. Dabei schwankte jedoch das Verhältniß des Mannes und Weibes oft noch zwischen Extremen. Die griechischen Götter, die Ideale der Griechen, spiegeln auch hierin die wirklichen Lebensverhältnisse ab: Hera, Aphrodite, Pallas Athene &c. stehen neben Zeus, Ares, Apollon &c. als gleichberechtigt da; wenn aber einerseits Zeus auf die Rechte, sogar auf die Launen seiner Gemahlin Rücksicht nimmt, so fehlen doch auch nicht die Momente, wo „der Vater der Götter und Menschen" der häuslichen Tyrannei bezüchtigt werden muß. — Auf diesem Standpunkte blieb auch das weiter entwickelte Griechenland stehen; nur daß sich nach der verschiedenen leiblichen und geistigen Stammesindividualität die Stellung und Achtung des Weibes änderte. In **Sparta**, wo der Einzelmensch dem Staatsganzen untergeordnet wurde, war auch die Selbstständigkeit der Ehe der Glorie des Staates zum Opfer gebracht. Nur mit einem Mädchen, das in der Blüthe der Jahre stand und kräftigen Wuchses war, durfte sich der junge Mann verheirathen: Der König Archidamos ward mit einer Geldstrafe belegt, weil er eine zu kleine Frau geheirathet hatte. Und für diese Kräftigkeit des

Weibes wurde schon durch die Erziehung gesorgt: auf besonderen Uebungsplätzen wurden die Mädchen im Hüpfen und Anfersen, im Laufen, Ringen, Springen, im Wurf mit dem Diskus und mit dem Spieß geübt. Auf diesem Wege bildete Sparta Heldenweiber, deren Meinung von den Männern geachtet, deren Tadel gefürchtet, deren Lob gesucht wurde, — Weiber, die auf Sohn und Gatten einen tiefen und nachhaltigen Einfluß übten, die aber auch den Göttern in den Tempeln Dank sagten, wenn ihre Männer und Söhne im Kampfe für das Vaterland gefallen waren, von denen eine Mutter ihren Sohn mit eigener Hand tödtete, weil er als ein Feiger aus der Schlacht zurückkehrte, und eine andere, Gorgo, das Weib des Leonidas, ihrem Sohne den Schild mit den Worten übergab: „Entweder mit diesem oder auf diesem!" — Anders in **Athen**, wo Solon die Ehe als ein höheres sittliches Band zwischen Mann und Frau betrachtete, — gestiftet zur Aelternfreude, Liebe und Freundschaft. Zwar war die Athenerin, dem Manne gegenüber, rechtlich unselbstständig, und auch auf die intellectuelle Ausbildung des Mädchens wurde wenig Gewicht gelegt, indem man zufrieden war, wenn sie nur etwas lesen und schreiben, singen und die Lyra spielen lernte, daneben aber im Spinnen, Nähen, Weben, Stricken geschickt wurde; um so mehr aber betonte man die ethische Ausbildung. Ehrbarkeit, Keuschheit und sittliche Reinheit waren die schönsten weiblichen Tugenden, und häusliche Sparsamkeit wie zweckmäßige Verwaltung der Wirthschaft die schönsten weiblichen Eigenschaften. Seine Ideale des weiblichen Wesens sieht der Athener in der Antigone, der weiblichen Heldenseele, die mit den ewigen, der Menschenbrust innewohnenden göttlichen Gesetzen die menschlichen, von einer sich selbst überhebenden Staatsgewalt eigenmächtig erlassenen Gebote bekämpft, — und in der von Frömmigkeit und Vaterlandsliebe erfüllten Iphigenia, die mit ihrem hohen reinen Sinn im Streite und Kampfe widerstrebender Leidenschaften den rechten Weg zu finden und zu wählen weiß. Er sieht sie in den ewigen Gestalten des weiblichen Wesens, welche die griechische Kunst in Marmor zum Leben und zur Unsterblichkeit gebildet hat: in der Hera des des Polyklet mit der königlichen Stirn und dem Blicke voll Hoheit und Würde; — in der Pallas Athene des Phidias, der sinnigen und wahrhaft göttlichen Jungfrau, aus deren Antlitz die Weisheit und der Rath der Gottheit strahlte; — in der Aphrodite des Praxiteles, der schaumgebornen Göttin der Schönheit. Und was die Kunst im Gedicht und im Marmor darstellte; das fordern die Weltweisen Griechenlands mit Vernunftgründen. Zwar glaubte Sokrates, der Weiseste der Griechen, von seinem Unterricht die Frauen ausschließen zu müssen, weil es ihnen bei aller Aehnlichkeit mit den Männern an Ueberlegung und Stärke fehle. Der „göttliche" Platon jedoch verlangte von der Staatspädagogik, daß sie die Frauen gleich den Männern bilden müsse; der größte der griechischen Philosophen, Aristoteles, sprach aus, daß in allen Staatsverfassungen, wo die Verhältnisse der Weiber übel geordnet seien, die Hälfte des Staates als gesetzlos anzusehen sei; Pythagoras endlich, ein ächter Hoherpriester der Wahrheit in der Weltgeschichte, hatte schon früher das große Wort verkündet: Das Weib soll die Priesterin des Hauses

sein und durch frommen Sinn wie durch treue Erfüllung ihrer Pflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau das Göttliche nähren und pflegen. —

Diese Aufgabe, die Pythagoras der Frau stellte, suchte sie in **Rom** zu lösen. Bei den alten Römern stand die Frau in einer Achtung, wie sie die vorchristliche Geschichte nicht weiter aufzuweisen hat. Es herrschte deshalb hier auch, als sich von selbst verstehend, ohne von einem ausdrücklichen Gesetz eingeführt zu sein, die Einehe. Ehescheidungen waren im alten Rom etwas Unerhörtes, und die erste fand 231 vor Christus unter allgemeiner Mißbilligung des Volkes statt. Oeffentlich wurde der Römerin die größte Achtung bewiesen: die Vestalinnen sind für diese Achtung das Ideal. Im Hause beschäftigte sie sich mit Weben und Spinnen, mit der Küche und mit der Erziehung der Kinder. Aber sie war auch zugegen, wenn der Hausherr als Patron seinen Clienten Auskunft über rechtliche Fragen ertheilte, so wie bei den Gesprächen, in denen sich ihr Gemahl mit seinen Freunden über die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes, über Recht und Gerechtigkeit, über Sitte und Zucht unterhielt. Auf diesem Wege entwickelte sich in Rom Frauentugend und weibliche Hoheit zum Muster aller Zeiten. Und darum ging denn von der römischen Mutter und von dem auf der Geltung der Frauen und der Würde der Ehe beruhenden römischen Hause eine dauernde Einwirkung auf die Erziehung der Kinder aus. Was das römische Weib sein sollte und wollte, das zeigt Cornelia, die Mutter der Gracchen, die nach dem Tode ihres Gemahls alle Anträge der vornehmen Römer, selbst den des Königs Ptolemäus von Aegypten, um ihre Hand zurückwies und sich mit aufopferndster Mutterliebe und Weisheit der Erziehung ihrer zwölf Kinder widmete; und die, als einst eine Freundin, stolz und eitel, mit ihrem Schmucke prahlte und darauf bei einem Gegenbesuch bat, daß auch Cornelia ihre Juwelen sehen lasse, ihre aus der Schule zurückgekehrten Kinder zeigte und sprach: „Siehe hier, meine Edelsteine und Kleinodien." Freilich gab es im alten Rom neben den Frauen, die der Cornelia gleichstanden, neben Veturia, der Mutter des Coriolan, neben Aurelia, der Mutter des Cäsar, neben Attia, der Mutter des Octavianus Augustus, neben Portia, der Gattin des Brutus, — auch eine Messalina: ein Beweis, daß, je mehr das sittliche Leben des Staates und der Familie sinkt, um so tiefer auch das Weib fallen kann! —

Je höher bei den einzelnen Völkern die Cultur steigt, um so mehr wächst auch die Achtung des Mannes und der Gesellschaft vor dem Weibe. Und nur da erst, wo dieselbe zu solcher Höhe gelangt ist, daß dem Volke — nicht nur der Gott, der einerseits wohl Schöpfer Himmels und der Erden, andrerseits aber der ausschließliche Gott eines Volkes, wie bei den Israeliten ist; auch nicht der Gott, der als abstrakte Macht der Welt gegenübersteht, wie bei den Muhamedanern, — sondern der allgemeine, Welt und Menschheit durchdringende und doch über beide übergreifende Gottesgeist und damit zugleich die Bedeutung des persönlichen Menschengeistes offenbar wird, kann die Frau als ebenbürtige Genossin des Mannes erkannt werden. Ein-Gottglaube und Einehe bedingen einander. Nur aber, wo die Einehe als unverbrüchliches Gesetz auftritt, (ein Gesetz, welches die

Natur selbst aufgestellt hat, indem beide Geschlechter durchgehends in gleicher Zahl vorhanden sind und also von den 1200 Millionen Erdmenschen ungefähr 600 Millionen Frauen sind) erscheint das Weib in seiner wahren Würde.

Damit ist die Bedeutung des **Christenthums** für die Stellung des Weibes angegeben und anerkannt. Das Bewußtsein von der gliedlichen Gemeinschaft und Gleichheit aller Menschen vor Gott, welches das Christenthum brachte, gab dem Weibe seine richtige Stellung im Welt- und Menschenleben und erweckte im eigenen weiblichen Geiste das Gefühl seines wahren Werthes. Die christlichen Frauen im Urchristenthum entwickelten darum auch eine Thatkraft und einen Muth, sowie einen Sinn voll theilnehmender Liebe und Geduld, daß selbst der heidnische Lehrer der Beredsamkeit in Antiochien, Libanius, ausrufen mußte: „Welche Weiber haben doch die Christen!“ Vorzüglich zeigte sich der neue Geist, der die christlichen Frauen beseelte, in ihrem Familienwirken. Die Christianisirung ihrer Häuser, die Erziehung ihrer Kinder erfaßten sie als Lebensaufgabe. In M a r t h a und M a r i a, bei denen der Herr so gern verweilte, sahen sie die beiden Seiten ihrer Thätigkeit. Solche Thätigkeit übte M o n i c a, als sie durch ihren liebevollen Sinn das Gemüth ihres heftigen, leidenschaftlichen Mannes sänftigte und zugleich die Fundamente des Christenthums so unzerstörbar in die kindliche Seele ihres Sohnes Augustinus legte, daß diese in den ungeheuersten Lebensstürmen wohl auf kurze Zeit verschüttet, aber nicht vernichtet werden konnten. M a r i a m i t d e m J e s u s k i n d e war in dem Hause des Urchristenthums das Ideal der Mütterlichkeit, das jeder weiblichen Seele Würde und Schönheit für den weiblichen und vor Allem für den mütterlichen Beruf einflößte.

Die ganze Tiefe und Fülle, mit der das Christenthum das Weib auf- und erfaßt wissen will, wurde jedoch erst im **germanischen Volksstamme** lebendig, der in der Weltgeschichte durch seine tiefe Innerlichkeit bestimmt war, die Wahrheiten des Christenthums sich einzubilden und damit nach dem Untergange des klassischen Alterthums der wichtigste Träger der Weltgeschichte zu werden. Die absolute Berechtigung der Individualität — dieses innerste und eigenste Leben der alten Germanen — war auch der Grund, daß sie der Frau*) (— frouwa d. altn. freyja, Ein Wort mit der Göttin Freyja,

*) Frouwâ d. i. Gebieterin und Herrin. Das Wort blieb in der Ritterzeit, wo sonst ein Schwall von französischen Wörtern für Dinge und Formen des Hoflebens in die deutsche Sprache eindrang. Neben dem man stehen diu wîp, jede Hausfrau bezeichnend; neben dem Herrn stehen die frouwen, die Standesfrauen und Gebieterinnen. Junchfrouwe (zusammengezogen in Jungfer) bezeichnet die junge Herrin, gleichstehend mit junkhêrre, Junker; fröwelîn, Fräulein, war die an Alter geringere, sowie der vornehme Knabe junchêrrelîn hieß. „Als darauf das deutsche Städtewesen und der Bürgerstand in Blüthe kam, wurde neben Eheweib auch die früher nicht mögliche Form Ehefrau, neben Jungfrau Adelsfräulein geltend und dann collectiv für beide d a s und d i e Frauenzimmer. Letzteres hatte ursprünglich diejenige weibliche Gesellschaft zu bezeichnen, die mit der Gebieterin die gleichen Gemächer oder Flügel bewohnte. Seit Luther wurde zur Bezeichnung der Hausfrau die Hausehre geltend, den guten Namen der Familie bezeichnend. Erst seit dem 30jährigen Kriege ist an die Stelle des Namens Frau das Wort Dame getreten.“ Vergl. D i e t r i c h, Frau und Dame. —

Frouena d. i. die Frohe, Erfreuende; — Weib, wîp, altn. vîf d. i. das Bewegliche, das Gewandte —) so hohe Achtung zollten. Die altgermanische Frau war (— man darf sich dieselbe darum noch nicht als rechtlich gleichstehend neben dem Manne denken —) nicht Sklavin, sondern Lebensgefährtin des Mannes, Genossin seiner Freuden und Leiden. Sie brachte Segen und Cultur in Haus und Land, weshalb sie auch schön vom Angelsachsen „Friedeweberin" genannt wurde. Die Deutschen glauben, sagt Tacitus, daß dem Weibe etwas Heiliges und Vorahnendes innewohne; darum achten sie des Rathes der Frauen und horchen ihren Aussprüchen. In ihren Göttinnen und weisen Frauen (— Valeda, die Schicksalsverkündigerin —) sind alle die Tugenden verkörpert, die sie von den Frauen forderten und die sie an ihnen ehrten: Ehre, Liebe, Treue, Milde, Scham, Mäßigkeit, Erbarmen, Frohmuth. Und nicht allein die Süßigkeiten des Friedens, sondern auch das wilde Getöse der Schlacht sollten und wollten die germanischen Frauen mit ihren Männern theilen. Tacitus erzählt, daß die Mütter und Weiber, vor welche die Männer nach dem Kampfe ihre Wunden gebracht, stolz, diese gezählt und geprüft hätten, ehe sie dieselben verbanden; auch sei wiederholt der Fall vorgekommen, daß ganze Heere schon im Begriff gewesen, zu weichen und nur erst durch die Weiber wieder zum Stehen gebracht. Mehrmals kämpften die Frauen selbst von der Wagenburg herab gegen den vordringenden Feind und tödteten, wenn aller Widerstand vergeblich war, sich selbst und ihre Kinder, um zu verhindern, daß Frauen und Kinder der Germanen als Gefangene im Triumpfe der Feinde aufgeführt würden. Sie waren ihrer Männer werth — diese hohen kräftigen Gestalten mit den bläulichen Augen, diese kernigen Blondinen, Leiber, die von der unberührten Kraft des Stammes zeugten und die frische Farbe des Wald- und Feldlebens trugen.

Das war der geeignete Boden zum Wachsthum für den christlichen Geist. Zwar wurde dem Germanenthum das Christenthum zunächst in den Formen des Romanismus aufgedrückt, und Jahrhunderte hindurch blieb es deshalb bei Laien wie bei Geistlichen noch äußerer Dienst. Es konnte in dieser Gestalt nicht den inneren Menschen durchdringen und vermochte daher auch noch nicht seinen heiligenden Einfluß auf die Sitten des Mannes und des Weibes wie auf ihr gegenseitiges Verhältniß geltend zu machen. Ja die katholische Kirche drückte sogar die hohe Schätzung des Weibes bei den Germanen nieder, indem sie die Frau als ein unreines und niederes Wesen betrachtete, wobei Eva's Sündenfall als Hauptgrund dienen mußte. Darum finden sich zu Anfange der Christianisirung der Germanen neben einzelnen Beispielen, wo in Frauenherzen die christliche Humanität zu herrlicher Blüthe aufbrach, wie in Chlothilde, der Gemahlin des Chlodwig, die ihren Gemahl und damit ihr Volk zum Christenthum herüberzog, und in Amalasuntha, der Tochter Theoderichs des Großen, der ersten hochgebildeten, ja gelehrten Frau deutschen Stammes, — es finden sich neben solchen Frauen Fredegunde und Brunhilde, Scheusale von Verworfenheit. Auch griffen die theologischen Streitigkeiten, durch die das Christenthum zerrissen und vom Boden der Religion auf den der

Theologie gezerrt ward, bereits in die Familien ein: der Arianismus der Germanen und der Katholizismus der Römer bedeutete bei Verheirathungen mehr als Stamm- und Geburtsverschiedenheit. Die im 6. Jahrhundert entstandenen Häuser der Benedictinerinnen, in denen wahrscheinlich die Töchter fränkischer Edlen erzogen wurden, vermochten nicht viel zu höhrer Cultur beizutragen, da diese Anstalten bald verwilderten, so daß sich Karl der Große veranlaßt sah, den Nonnen zu untersagen, Liebeslieder abzuschreiben, und den Aebtissinnen zu verbieten, Koppeln von Jagdhunden, sowie Possenreißer und Gaukler zu unterhalten. Eben so wenig nachhaltig war die Frucht von Karl's des Großen Hofschule, in der mit seinen Töchtern zugleich die Töchter seiner Edlen unterrichtet wurden. Die Frauen, die sich bis zur Zeit der Kreuzzüge auszeichneten, thaten es weniger durch ihre ächt weiblichen Sitten, als durch Talent zum Herrschen, durch Gelehrsamkeit und durch männlich starken Sinn. So Hrotsvitha, die berühmte Nonne zu Gandersheim (980) mit ihren sechs Komödien, in denen sie die Zuchtlosigkeit schamloser Weiber schildert, um die löbliche Keuschheit christlicher Jungfrauen zu preisen. Mathildis, die Gemahlin Heinrichs I. hingegen war dessen Freundin, Rathgeberin, Pflegerin, Schutzengel, eine wahre Erzieherin ihrer Kinder und eine Lehrerin ihrer Diener und Mägde in allen Wissenschaften und Künsten. Und auch Adelheid, die Gemahlin Otto's I., war nicht allein voll von Geist, Willenskraft und Herrschertalent, sondern zugleich voll edler Weiblichkeit. Solche Frauen sowohl in Bezug auf das weibliche Wesen als auch in Hinsicht auf ihre Familienverhältnisse bleiben jedoch Ausnahmen. Im Allgemeinen war im ersten Theile des Mittelalters das deutsche Familienleben nichts weniger, als ideal. Jähzornig, zum Trunke geneigt, an Schlacht und Gefahr gewöhnt, — wie konnte solcher Mann in der Familie anders auftreten? Handelte das Weib nicht nach dem Sinne des Schutzherrn, so wurde es gezüchtigt, und nicht immer wurde lange gefragt, wo das Recht der Züchtigung anfing und aufhörte. — Analog der Auffassung des Weibes waren auch die Madonnenbilder, welche die christliche Kunst bis in's 12. Jahrhundert hinein schuf: byzantinisch starr, feierlich, aber baar aller edlen Weiblichkeit! —

Die Kreuzzüge signalisiren den Anfangspunkt, wo der Germanismus über den Romanismus seine Herrschaft antritt, die Innerlichkeit über die Aeußerlichkeit zu regieren beginnt. Mit ihnen fand ein Umschwung der ganzen gesellschaftlichen Verhältnisse und vor Allem auch des Lebens zwischen Mann und Weib im Abendlande statt. Die Verehrung des weiblichen Ideales trat beim religiösen Cultus in den Vordergrund: im Dienste der Maria, der Sonne, deren Licht das Weltall erhellt und belebt, der Gebieterin der Welt, von deren Majestät Alles erfüllt wird, was athmet, — erklangen die hinreißendsten Hymnen, stiegen die mächtigen Kathedralen, die wunderbaren Steinhieroglyphen, zum Himmel empor, schuf die Bildhauerkunst an diesen Tempeln alle jene Madonnen, schlank und fein, von edlen Gewändern umflossen, bildete die Malerei auf den Altartafeln, aus Goldgrund hervorlächelnd, die rosigen, jungfräulichen Marien mit dem

reinen, unschuldigen Jesuskinde. Das Ideal, das die Kirche so zur Verehrung darbot, und das die Kunst in die sinnliche Erscheinung herüberzuzaubern strebte, mußte naturgemäß auch auf die Stellung der Frau in der Wirklichkeit von bedeutendem Einflusse sein. Bei wem das himmlische Weib im Centrum der Verehrung stand, der mußte auch die irdische Frau mit Achtung und Liebe behandeln. Die Liebe ward deshalb neben der Ehre das Pathos des **Ritters**, und die Minnesänger verherrlichten im Lied das Weib als eine reinere und höhere Offenbarung des menschlichen Wesens. Zwar blieb die Frau auch jetzt noch rechtlich unmündig und unfrei. Mit ihrem Geiste aber begann sie die Gesellschaft zu beherrschen, und mit dieser „den Staatsmann und den Krieger, den Mönch und den Bischof." Und zugleich waren die Forderungen, welche die Ritterzeit und die Edeldame selbst an das Weib machten, die dem wahren weiblichen Wesen entsprechenden: gute Geberde, schöne Rede, ein keusches Gemüth und practische Religiosität, welche letztere ihr Ideal in der heiligen Elisabeth von Thüringen erhielt, dieser Heroine der Entsagung und Duldung mit dem Motto: „Ja, Herr, Du wilt sein mit mir, mit Dir will ich auch immer sein, von Dir nicht scheiden, Herre mein!" Die Edeldame, die einhergeht (— so sagt das Nibelungenlied von Chriemhilde —), wie das Morgenroth, das aus trüben Wolken bricht, schlank, schwank, schwan- (lilien-, elfenbein-, hermelin-) weiß, mit einem Antlitz, „wie des Maien Thau bei weißen Lilien die rothen Rosen in des Morgens Frühe erfeuchtet," mit offener gewölbter Stirn, mit feiner, gerader und nicht zu langer Nase, mit rothem, kußlich schwellendem Mund, mit Zähnen von schneeweißem Schmelz und mit träumerischen, unergründlich tiefen Augen, — diese Edeldame war in der Ritterzeit Gegenstand höchster Verehrung: sie ist der Mittelpunkt des Liedes und Gesanges; sie wird in alle geselligen und öffentlichen Kreise hineingezogen; man hält den Umgang mit ihr als ein wichtiges Erziehungsmittel und bringt darum den künftigen Ritter mit Absicht in die Nähe der Frauen, um seinen Geist und sein Herz zu bilden, sowie ihn in gefälliger und liebenswürdiger äußerer Sitte zu belehren. Und die weibliche Erziehung strebte die Forderungen, die der Ritter an das Weib stellte, zu erfüllen. Das Mädchen gehörte der Mutter und empfing, wenn es den kindischen Spielen entwachsen war, von ihr Unterricht im Spinnen, Weben, Gewänderschneiden ꝛc. indeß ihr der Burgpfaffe Unterricht in der Religion, im Lesen und Schreiben ertheilte. Zugleich wurde dahin gesehen, daß ihr nicht fremd blieb, was Minne sei und bedeute, und sogar in der Schule schrieb sie auf ihr Täfelchen viel davon. Daneben mußte sie Französisch und Lateinisch lernen, und auch im Gesange und im Saitenspiel erhielt sie Unterricht. Endlich aber pflanzte die Mutter durch Wort und Beispiel zarte Züchtigkeit in das Herz der Jungfrau, die als solche an den häuslichen Geschäften Theil nahm, für sich selbst und für den Bedarf der Männer Kleider webte und fertigte, sowie Teppiche und Panzer stickte. — — Die Ritterfrauen bildeten nur einen kleinen Theil der damaligen menschlichen Gesellschaft. Aber dieser kleine Theil repräsentirte in jener Zeit das weibliche Wesen vorzüglich in Deutschland in edlem Sinne, indeß die französische Minne

mehr in der Sinnlichkeit unterging, und nur bei einzelnen Frauen in idealischglühenden Flammen aufschlug, wie bei der Heldin in der Liebe, der sich zugleich die Hallen in der Philosophie öffnen mußten, bei der seelenvollen Heloise. Und wenn auch von allen Ritterfrauen das weibliche Ideal nicht erreicht wurde; — die ganze Minnepoesie und das ganze Ritterthum bezeugen doch, daß von den Edeldamen bis zu der Zeit, wo sie sich beim wilden Raubritterthum in ihre Frauengemächer zurückziehen mußten, in welchen sie Frömmlerinnen und Beterinnen wurden, Walther von der Vogelweide mit Recht singt:

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen:
Es ward nie Nichts so Wonnigliches anzuschauen
In Lüften, noch auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Lilien und Rosenblumen, wo die leuchten
Im Maienthaue durch das Gras und kleiner Vögelein Sang,
Das ist gen solcher wonnetragenden Freude krank,
Wo man ein' schöne Frau sieht. Das kann trüben Muth erfeuchten
Und löschet alles Trauern zu derselben Stund'.
Wenn lieblich lachet in Liebe ihr süßer, rother Mund,
Und Strahlen aus spielendem Auge schießen in Mannes Herzensgrund. —

Dem ritterlichen Idealismus gegenüber machte sich, gleichfalls von den Kreuzzügen gefördert, das realistische **Bürgerthum** geltend, und neben der Edeldame trat fortan die Bürgerin in der Geschichte auf. In die Bürgerhäuser war die altdeutsche Biederkeit und Gemüthlichkeit eingezogen, und es standen in ihnen neben den kräftigen, arbeitsamen Vätern mit ihren Söhnen — die züchtigen, fleißigen und klugen Hausfrauen mit ihren Töchtern. Die Bürgerfrau fand ihre Aufgabe und ihre Befriedigung darin, eine rechte Hausfrau zu sein, für Küche und Keller zu sorgen, mit den Mägden zu spinnen und zu weben, ihre Kinder zu pflegen und zu erziehen. Sie pflanzte eine innige Religiosität, eine strenge Züchtigkeit und Ehrenhaftigkeit, eine edle Einfachheit und Häuslichkeit, sowie eine hohe Biederkeit im Bürgerstande fort. Im Bürgerthum zeichnete sich zuerst Frauen als Wohlthäterinnen und Erzieherinnen einer armen aber wißbegierigen Jugend aus; und auch Frauenvereine zur Erziehung und zur Bildung, wie zu Werken der Barmherzigkeit entstanden: in den Niederlanden im 11. Jahrhundert die Beghinen; in der Schweiz im 12. Jahrhundert die Clausnerinnen, Feldnonnen und Waldschwestern. Von dem practisch ehrbaren Sinne unter den Frauen des Bürgerstandes zeugen auch — der Sage nach — die Weiber von Weinsberg, als sie im 12. Jahrhundert ihr theuerstes Kleinod, ihre Männer, aus der Stadt trugen und damit aus der Hand des Kaisers erretteten. Es zeugt davon Agnes Bernauerin, die Tochter des Baders zu Augsburg, Caspar Bernauer, in ihrem Verhältniß zu Albrecht, dem Sohne des Herzogs Ernst von Baiern; wobei zugleich das Ende von Agnes zeugt, mit welcher Gewalt die Kastenvorurtheile jener Zeit auftraten, und wie es die Fürsten noch für eine Schmach ihres Hauses hielten, wenn einer der ihrigen mit einem bürgerlichen Mädchen ein Ehebündniß einging. Andrerseits zeugt von dem Heldenmuthe des mittelalterlichen Weibes

die Jungfrau von Orleans, die mit der Allmacht weiblichen Gemüthes „die Religion des Königthums“ in den Massen weckte und damit ihr Vaterland vom Abgrunde des Verderbens rettete. Und auch wissenschaftliche Frauen traten mehr und mehr auf. Es kam wiederholt vor, daß Nonnen in Klosterkirchen predigten. In der Mitte des 15. Jahrhunderts stieg denn auch in den deutschen und niederländischen Gelehrten die Frage auf, ob das Weib nicht zu mehr, als zum Kochen, Spinnen 2c. bestimmt sei: Erasmus zog in einem Briefe an Budäus die Sache ernstlich in Erwägung; Cornelius Agrippa meinte sogar, daß die Frauen den Männern an Geist und Verstand überlegen seien; und als am Ende des 16. Jahrhunderts in Paris ein anonymer Pasquillant eine Dissertatio schrieb: „Ob die Frauen Menschen seien“, glaubte dieselbe 1595 ein deutscher Magister und lutherischer Pastor, Simon Gedike, Punkt für Punkt widerlegen zu müssen. Unterdeß suchten die großen Meister Italiens das höchste Ideal des Weibes dem trunkenen Blicke in Farben vorzuzaubern: Leonardo da Vinci die volle Lebensharmonie der Frauenseele, Michelangelo die gewaltigsten und erhabensten Bewegungen des weiblichen Herzens, Rafael von Urbino die weibliche Heiligengestalt, reinmenschlich, frei, unschuldig, ächt mütterlich, aus dem tiefsten Grunde der Wirklichkeit herausgeschöpft. —

Neben diesen Höhepunkten in der mittelalterlichen Geschichte des Weibes stand jedoch im 15. Jahrhundert ein ungeheurer Abgrund. Der allgemeine Auflösungsprozeß, in dem die europäische Menschheit zu jener Zeit begriffen war, hatte auch das Weib mitergriffen. Wir ziehen über die Verworfenheit, in die mit den Männern zugleich die Frauen einem großen Theile nach gefallen waren, einen dichten Schleier, und wenden uns zu der **Reformation**, die an die Stelle des unfreien und unsittlichen den sittlich freien Menschen stellte. Von diesem Standpunkte aus kann dann auch nicht mehr, wie in den katholischen Gestaltungen des Mittelalters, durch einen rein kirchlichen, priesterlichen Act das ewig unmündige Weib aus dem Schutze des Vaters unter den des Gatten gegeben werden, um fortan lebenslang und untrennbar dem unbedingten Gehorsam desselben unterworfen zu sein. Es ist nun die Ehe ein sittlicher Bund, den der Staat als der lebendige Organismus der Sittlichkeit schließt, und der dann getrennt ist und getrennt wird, wenn keine sittlichen Bande die beiden Gatten mehr aneinander binden, wenn ein längeres Zusammenleben von beiden vielmehr nach den Grundsätzen der Sittlichkeit unsittlich sein würde. In einer sittlichen Welt — als Gattin, als Mutter und als Hausfrau — macht der Protestantismus das Weib zur Herrin, und verlangt, daß sie in diesem Reiche nach den ewigen Gesetzen der Sittlichkeit regiere. — Die realistisch sittliche Seite, die von der Reformation betont wurde und die auch im wirklichen Leben, besonders in den bürgerlichen und patrizischen Kreisen, immer mehr zur Herrschaft gelangte, offenbarte sich sofort auch in den Idealen, die dem Weibe von der Kunst vorgehalten wurden: es ist der Hauch tiefen Gefühls, inniger Frömmigkeit, reiner Unschuld und unschuldiger Reinheit, was Hans Holbeins Madonna groß macht, was Albrecht Dürer durch Pinsel und Holzschnitt in der Maria zur Anschauung bringt. Luther selbst bildete mit seiner „herz-

lieben Käthe" das Vorbild eines wahrhaft christlichen Familienlebens, voll von Behagen und Heiterkeit, mit dem Motto: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Sang, der bleibt ein Narr sein Lebenlang." Zugleich zeigt die Verheirathung des Herzogs Wilhelm von Baiern mit Maria Pettenbeck und die des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich mit der schönen und geistvollen Philippine Welser, daß es Fürsten nicht mehr für Schande hielten, sich mit bürgerlichen Mädchen zu verheirathen: „Triumpfe zugleich des ächt Menschlichen über die Convenienz" und der Beweis, daß selbst die höheren katholischen Kreise sich den sittlichen Principien des Protestantismus nicht zu entziehen vermochten. Die Anerkennung aber, welche die Reformation dem Weibe zollte, machte naturgemäß auch das Weib zu einer Verehrerin der Reformation. Frauen wurden deshalb, wie einst für die Verbreitung des jugendlichen Christenthums, so jetzt für die Förderung der Reformation von bedeutendem Einfluß; ja die bald nach der ersten großen Reformationsepoche auftretenden theologischen Fehden in der protestantischen Kirche rissen auch nicht wenige Frauen in Begeisterung und Fanatismus mit fort, so daß sie sich auf einem dem weiblichen Wesen fremden Gebiete bewegten und sich darum nothwendig auf ihm verirren mußten. So waren Vertreterinnen der Reformation: Die Königin Maria von Ungarn, Schwester Karl's V.; die Herzogin Katharina von Sachsen und Dorothea Susanne, die Gemahlin des Herzogs Wilhelm; die Kurfürstin Sibylle von Sachsen und Elisabeth von Brandenburg; Elisabeth von Braunschweig und Margarethe von Sachsen. Als Theologinnen traten daneben auf: Argula von Grumbach, die schon 1523 in einer Schrift an die theologische Facultät zu Ingolstadt Eck der Verläugnung des Lichtes anklagte; — Magdalene Haymer aus Regensburg, die 1568 gereimte Sonntagsepisteln für das ganze Jahr herausgab; — und Regina von Grünrad, die 1609 ihren „geistlichen Wagen" in die Welt sandte, zu dem die gesammte theologische Facultät in Jena eine „Vorrede" schrieb! —

Zum Glück blieb die größere Anzahl protestantischer Frauen im Reformationszeitalter ihrem Berufe treu: man pflegte im Familienkreise die neuen Samenkörner und ordnete das Leben in demselben den sittlichen Gesetzen des Protestantismus gemäß. Damit hatte die Frau der Reformationszeit ihre eigentliche Aufgabe ergriffen, und sie war dadurch zugleich die Schöpferin des Lebenskreises geworden, in den sich die protestantische Sitte flüchtete und wo sie wie ein heiliges Feuer gepflegt wurde, als der dreißigjährige Krieg heranfluthete und mit dem leiblichen auch das geistige und das sittliche Leben zu vernichten drohte.

Während Deutschland in diesem Kampfe verödete und verwilderte, trat bei den **romanischen Völkern** eine Cultur auf, die nochmals die selbstständige Entwicklung der Germanen hemmen sollte. Die Frauen dieser Völker und ihr Auftreten im Hause, wie in der Gesellschaft, charakterisiren diese Cultur am Vollständigsten. Den Reigen derselben führte Frankreich. Denn in **Spanien** waren die Frauen der höheren Stände von einer geisttödtenden Etikette eingeschnürt und die der unteren Gesellschaftsklassen auf Handar-

beiten und Rosenkranzableiern angewiesen. Das spanische Weib lebte ohne Geistesbildung und ohne Familienleben in klösterlicher Abgeschlossenheit, wofür es sich jedoch durch Intriguen und Liebesränke (wobei oft die Religion zur Gelegenheitsmacherin diente) Ersatz zu verschaffen suchte. Auch **die Italienerin** hatte im 16. und 17. Jahrhundert wenig sociale Freiheit. Doch finden sich dort Beispiele von hoher weiblicher Tugend, wie bei Eleonora d'Este, welche die Leidenschaft Torquato Tasso's erregte; — auch von der tiefsten weiblichen Verworfenheit, wie bei der schönen, vielseitig gebildeten, aber wildleidenschaftlichen, ruch- und schamlosen Lucrezia Borgia, und bei der schuldvollen Katharina von Medicis; — und endlich — wie bei Olympia Morata aus Ferrara, die sich gleich leicht im Griechischen wie im Lateinischen, und zwar in Prosa wie in Versen schriftlich ausdrückte, mit den berühmtesten deutschen Gelehrten in Briefwechsel stand und von diesen in Gedichten gefeiert ward. In **Frankreich** hingegen waren durch Franz I. die ritterlichen Formen des Mittelalters in Gemeinschaft mit Eleganz und allen möglichen Raffinerien zum Gesellschaftsmotto erhoben, und zum höchsten Gipfelpunkte hinaufgeführt, zugleich mit literarischer und künstlerischer Staffage umgeben, als Ludwig XIV. das absolute Wort der Selbstsucht aussprach: „Der Staat bin ich!" Dieser absolute Thron schmückte sich sodann unter Ludwig XV. mit den zügellosesten Ausschweifungen, wobei Weiber, wie die Marquise von Pompadour und die Gräfin Dübarry mit dem Könige und dadurch mit dem Volke spielten. Aber schon vorher suchten vornehme Mütter ihre jungen Töchter bei der reizenden Kokette Ninon de l'Enclos einzuführen, um guten Ton zu lernen, und so war es denn das Ende einer naturgemäßen Entwicklung, als in Frankreich einerseits das Laster keine Scham mehr vor der Tugend hatte, und andrerseits in den „Damen der Halle" „Weiber zu Hyänen wurden und mit Entsetzen Spott trieben." —

Von Frankreich pflanzte sich die Sittenlosigkeit nach **Deutschland**, auch zu den deutschen Frauen, über. Französische Sprache und grobe Sitten, mit kleinlichem Ceremoniell verbunden, wurden die Merkmale der Höfe, sowie des Adels, der den Hof copirte, und der Mittelstände, die dem Adel nachäfften. Das deutsche Weib übte sich in Schminkkünsten, beklebte sich mit Schönpflästerchen, stolzirte im Reifrock und in der in eine Schleppe auslaufenden Robe einher und — die Dichter der zweiten schlesischen Dichterschule sangen das Entsprechende dazu. Doch erklangen auch bessere Töne von Paul Flemming, Andreas Gryphius und Paul Gerhard. Simon Dach dichtete sein „Aennchen von Tharow." Theologinnen und Sprachmeisterinnen erschienen von Neuem. Luise Henriette, die Gemahlin des großen Kurfürsten, sang ihr „Jesus meine Zuversicht"; Emilie Juliane, die Gräfin von Schwarzburg Rudolstadt, hinterließ 1587 geistliche Lieder. Maria von Schurmann hatte sich 14 Sprachen angeeignet, verfocht in Disputationen den Protestantismus gegen die Jesuiten und war zugleich als Stickerin, Malerin und Kupferstecherin bekannt: als Wunder angestaunt, das alle berühmten Männer, Fürsten und Fürstinnen besuchten. Die eigentliche sittliche Bildung hingegen

wußte kaum, wo sie ihr Haupt hinlegen sollte; sie flüchtete sich zuletzt in die Kreise, wo der Pietismus herrschte, weshalb hier häufig Verheirathungen von vornehmen Töchtern mit Predigern vorkamen.

Damit aber sind wir im 18. Jahrhundert — einer reformatorischen Zeit, wo der Czar Peter, Friedrich II. und Joseph II., Washington und Napoleon befahlen, wo der Pietismus das menschliche Gefühl zu befreien, aber auch den menschlichen Gesichtskreis einzuengen strebte, wo die englischen Freidenker, die französischen Encyklopädisten und die deutschen Aufklärer das Recht des Gedankens gegen alle Ueberlieferung geltend machten, wo zwei Frauen vom Throne herab über Völker geboten, die eine, gesund an Leib und Geist, äußerlich und innerlich schön und voll Huld, die andere genial, in sinnlichem Feuer glühend, Meisterin in der Verstellungskunst, groß in Gutem wie im Bösen — Maria Theresia und Katharina II. Voll von Gegensätzen, wie das Jahrhundert selbst, ist auch das Leben seiner Frauen. Fächer, spitzenbesetztes Taschentuch, Reifrock und Stelzschuhe, und dann mit Beginn der französischen Revolution die offene Brust: das charakterisirt äußerlich und innerlich das Weib des 18. Jahrhunderts. An den Höfen und in den adeligen Kreisen französische Frivolität (— August der Starke und die italienische Sängerin Formera sind hierfür das absolute Beispiel —) und hochmüthige Ausschließlichkeit. Bei der weiblichen Erziehung in den höheren Kreisen Einlernen der französischen Sprache und Literatur nebst höfischen, pedantischen Manieren! In den bürgerlichen Ständen hingegen gilt das Lesen eines Roman's für Sünde, und als Aufgabe des protestantischen Mädchens wird hier das Lernen der Bibel und des Katechismus aufgestellt. Doch wurde gerade dadurch noch in dem Bürgerthum die Bestimmung des Weibes festgehalten, wie denn auch in den höheren und höchsten Kreisen mitten aus der Sittenverderbniß weibliche Ideale hervorragen: zu letzteren gehört die philosophische Königin Sophie Charlotte, die Gemahlin des ersten Preußenkönigs, die französisch, englisch und italienisch sprach, lateinisch verstand, Musik liebte und übte, und von der Leibnitz, der bei ihren Hoffesten meist zugegen war, sagte: „Es ist gar nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen; Sie wollen das Warum des Warum wissen." Auch die geistvolle Amalie von Weimar gehört hierher, die Wieland zum Erzieher ihres Sohnes Karl August nach Weimar berief, der ihr bei ihrem Tode (1807) mit Recht das Zeugniß ausstellte: „Sie war in ihrer Art so gut die Einzige, als Friedrich II. in der seinigen," denn sie war nicht blos die Begründerin des weimarischen Musenhofes geworden, sondern sie ermunterte und unterstützte auch das Streben seiner Mitglieder und nahm an allen Schöpfungen derselben innigsten Antheil. Und endlich Luise, die maßvolle, jungfräuliche Gemahlin Karl August's, die Napoleon das Wort abzwang: „Das ist eine Frau, welcher unsere 200 Kanonen keine Furcht einzuflößen vermochten."

Mit Nennung dieser Namen sind wir in eine Epoche eingetreten, wo Frauen von entschiedenstem Einfluß auf die größten Männer unserer Zeit wurden und mit ihnen

im innigsten geistigen Verkehr standen: — Meta und Klopstock, Sophie Delaroche und Wieland, Frau von Wolzogen und Schiller, Karoline und Herder, Frau von Stein und Goethe, Elisa von der Recke und Tiedge; ja wo Frauen die Edelsten unserer Nation in ihre Kreise zogen, wie die durch Schönheit und Charakter hochaufragende Henriette Herz, — die Meisterin der Gesellschaft, die klar- und scharfblickende Rahel, — die geniale, lebenübersprudelnde Bettina, — und die von Kunstenthusiasmus, wie von Religions- und Gefühlsschwärmerei erfüllte Fürstin von Gallitzin.

Dafür, daß Frauen so tief in das Leben unserer größten Dichter und Denker eingriffen, gaben dann diese wiederum dem deutschen Weibe zurück, was ihm zwei Jahrhunderte hindurch das Franzosenthum genommen hatte: den Begriff seines wahren Wesens. Mit Recht hat man den Begründer der neueren deutschen Poesie, Klopstock, auch den Rehabilitator des Idealismus der Liebe genannt. Und als diese Richtuug, entgegen der frivolen Auffassung des ehelichen Lebens, wie es sich von Frankreich aus über Deutschland verbreitet hatte, zu einer schwärmerischen Auffassung der Liebe des Mannes zum Weibe und zu einer idealisirenden Verehrung der Frauen ausartete, wo man nicht mehr in der wirklichen realen Liebe Befriedigung fand, sondern in der Liebe, die fort und fort schmachtet und vor lauter Schmachten verschmachtet: da trat der Mann auf, der zuerst zwar noch dieser Richtung Nahrung gab und Werther's blauen Frack, gelbe Beinkleider und Stulpenstiefeln in die Mode brachte, der aber, still und bewegt, wie die große Natur, selbst die zum Menschen gewordene Natur, in seinen Kunstwerken das wahrhaft ideale Verhältniß zwischen Mann und Weib dargestellt hat. Und zugleich hat er, der große poetische Psycholog der Frauenseele, — Goethe hat, aus seiner Naturverwandtschaft heraus die tiefsten und schönsten Ideale des Weibes geschaffen: Die Lotte Werthers, welche Einfalt mit Verstand, Güte mit Festigkeit, Ruhe der Seele mit wahrem Leben und wahrer Thätigkeit verbindet; Clärchen, das einfache Bürgermädchen, ein Naturkind, und darum in ihrer Liebe um so reiner, ohne Berechnung, nach keiner Elle liebend, das Herz des Weibes; Dorothea mit dem hellen Verstande und dem hohen Selbstvertrauen, jedoch nie die Schranken der Weiblichkeit überschreitend; die klar verständige Charlotte der Wahlverwandtschaften, einen Charakter, der keinen Unterschied zwischen Freundschaft und Liebe kennt, — und dem gegenüber in demselben Kunstwerk Ottilie, das reine Gefühlsleben, deren Liebe lautere Natur und die selbst nur ganz Natur ist, die volle mystische Tiefe der Frauenseele; die aus Leichtsinn und Edelmuth, aus Laune und Munterkeit, aus Trotz und Zärtlichkeit gewebte Philine, und Mignon, das aus der Zaubermärchenwelt herausgeholte Wesen, wunderbar dämonisch im Innern und Aeußern; Gretchen, die plastische Schönheit und gesunde Natürlichkeit, von der ersten Unschuld und Naivetät auf dem Kirchwege an bis zum herzzerreißenden Gebet vor der mater dolorosa und bis zum Wahnsinn im Gefängniß; Eleonore, voll von Grazie, die persönliche Schicklichkeit und Sitte, wodurch sie auch das Weib vom Manne unterscheidet, wenn sie spricht:

Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an,
Denn ihnen ist am meisten drangelegen,
Daß Alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte leichtverletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.
Und wirst Du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.; —

endlich Iphigenia, in der alle weibliche Größe zur schönsten Harmonie vereinigt ist, die Feindin aller Verstellung und aller Lüge, da diese „nicht befreit, wie jedes wahrgesprochene Wort, die Brust, die vielmehr ängstet den, der sie schmiedet und, wie ein losgedrückter Pfeil, von einem Gott gewendet und versagend, sich zurückwendet und den Schützen trifft," — die persönlich gewordene Wahrheit, Wahrhaftigkeit und Menschlichkeit, deren „Stimme Jeder vernimmt, unter jedem Himmel, Jeder, dem des Lebens Quelle durch den Busen rein und ungehindert fließt."

Und das deutsche Weib bewies, daß sein Ideal nicht bloß in — den Schöpfungen unserer großen Dichter lebe. Es zeigte in den Freiheitskriegen, in diesen Siegen germanischer Freiheit über römische Form, daß es der höchsten Achtung des Mannes werth war: zum heiligen Kriege bewaffneten Mütter ihre zärtlich geliebten Söhne, Schwestern ihre theuren Brüder, Bräute ihre herzlieben Bräutigame; Frauenvereine, in Berlin unter dem Vorstande einer königlichen Prinzessin, boten alle Kräfte für Heilung, Pflege und Unterstützung der verwundeten Krieger auf; Frauen brachten ihren Schmuck, ein armes schlesisches Mädchen selbst den Erlös für die schönen Haare ihres Hauptes zur Ausrüstung von unbemittelten Freiwilligen. Die deutschen Frauen zeigten, daß germanisches Blut in ihren Adern rollte. Das Familien-, wie das Gesellschafts- und das Staatsleben ward durch sie geheiligt. Hatte ihnen doch Luise von Preußen das Vorbild hierzu gegeben, das schönste und unschuldigste Opfer, über und auf dem erst das erneute deutsche Volk erstand, — hochbegabt, liebenswürdig, anmuthsvoll und von zartsinniger Güte. Wir hören sie, wie sie 1808 an ihren Vater schreibt: „Gewiß wird es besser, das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Throne ist. Fest und ruhig ist allein nur Wahrheit und Gerechtigkeit; und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind." Und dann weiter: „Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen." —

Wir stehen im 19. Jahrhundert und bei dem Weibe der Gegenwart. Ueberblicken wir die gegenwärtige persönliche und sociale Stellung der Frauen bei den Germanen, Romanen und Slaven. Bei allen **slavischen Völkern** wird auch im 19. Jahrhundert noch die Ehe von den Aeltern des Brautpaares meist schon in früher Jugend verabredet; und im Norden von Rußland ist es vielfach Sitte, daß jährlich zu

bestimmter Zeit und an einem bestimmten Orte eine Brautschau gehalten wird: die jungen heirathsfähigen Mädchen stellen sich mit ihrem Brautgut in Reihen auf den Marktplatz, wo dann die heirathslustigen Männer je nach Ansehn und Beschaffenheit der Habe aus ihnen die Lebensgefährtin wählen. Nach der Verheirathung sind die Frauen den Männern untergeordnet. Russen und Serben sagen: Die Frauen haben lange Haare und kurzen Verstand. Bei den Bauern muß das Weib alle schweren Arbeiten mit den Männern theilen; im Bürgerstande besteht die Hauptaufgabe der Frauen in Putzen, Baden und Spielen; bei den Kaufleuten kümmert sich das Weib um den Haushalt und um weibliche Arbeiten fast gar nicht; für die Erziehung der Mädchen in den höheren Ständen sind von den Russen großartige Anstalten geschaffen, die aber doch meist mehr eine äußere Anbildung als eine innere Durchbildung erzielen. — Nicht so untergeordnet ist das Weib bei den **Romanen**. Zwar gestaltet sich auch hier nicht ein innig tiefes Verhältniß zwischen Mann und Frau; es herrscht der Ton der Galanterie: der Mann bestrebt sich, seiner Frau Artigkeiten und Aufmerksamkeiten zu erweisen, und die Frau sucht ihrem Manne eine interessante, gute Gesellschafterin zu sein. Die eigentliche Welt der Französin ist die Gesellschaft: in das gesellige Leben tritt die französische Frau, die als kleinstes Kind, als Säugling, einer Amme außer dem Hause gegeben war und als junges Mädchen in eine Pension gesteckt wurde, sobald sie verheirathet ist, und erobert sich dort dann durch ihre leichten, gefälligen Umgangsformen, so wie durch Geist und Witz ihre Stellung. Nur durch den Nationalcharakter modificirt, steht neben der Französin die Italienerin, — schön, gesund, naiv, wie die Natur, aber auch selbstsüchtig und beschränkt; — und die Spanierin: stolz, eigensinnig, rachsüchtig, und daneben treu, anhänglich, der edelsten Handlungen fähig. — Tiefer und höher wird das Wesen und die Stellung der Frauen vermittelst des protestantischen Geistes von den **Germanen** erfaßt. Bei den Engländern herrscht in Erziehung und Behandlung des Mädchens dieselbe Achtung vor der Persönlichkeit, auf der das ganze Staatsleben aufgebaut ist. Die Jungfrau genießt dann, selbst im Verkehr mit jungen Männern, großer Freiheit. Der verheiratheten Frau hingegen sind im Hause und in der Gesellschaft, wo sie die ausgezeichnetste Rücksicht genießt, feste Normen vorgezeichnet, die sie nicht überschreiten darf. Aber darum erwirbt sie sich das freie Gefühl für das Schickliche und den geübten Sinn für die practischen Verhältnisse des Lebens. Ihr eigenes Ideal sieht das englische Weib auf dem Throne, auf dem einst die jungfräuliche Königin Elisabeth mit Herrschsucht und Eitelkeit regierte: es herrscht jetzt auf ihm Victoria, die nicht blos die Repräsentantin ächt constitutionellen Lebens, sondern vor Allem ein ächtes Weib, eine edle Gattin, eine wahre Mutter war und ist. Die deutsche Frau des 19. Jahrhunderts sucht wieder ächt deutsches Wesen in das deutsche Haus hineinzuziehen. Die Religion des Herzens wird hier wieder lebendig; die Heiligkeit der Ehe wieder hochgehalten; die Erziehung des Kindes, vorzüglich auch des Mädchens, im Hause von Neuem gepflegt. Die deutsche Frau der Gegenwart hat sich in der Gesell-

schaft eine geachtete Stellung erobert, in der sie deutschsittliche Ehrbarkeit und Innigkeit mit französischer Freiheit und Beweglichkeit im Umgangston verbindet. — Mehr witzig, aber doch nicht ohne Wahrheit hat man die Frauen der drei Nationen, welche auf der Höhe der gegenwärtigen Cultur stehen, also charakterisirt: „Die Französin heirathet aus Berechnung; die Engländerin, weil es üblich ist; die Deutsche aus Liebe. Die Französin liebt bis zu Ende der Flitterwochen; die Engländerin das ganze Leben; die Deutsche ewig. Die Französin führt ihre Tochter auf den Ball; die Engländerin führt sie in die Kirche; die Deutsche beschäftigt sie in der Küche. Die Französin hat Geist und Phantasie; die Engländerin hat Intelligenz; die Deutsche Gefühl. Die Französin kleidet sich mit Geschmack, die Engländerin geschmacklos, die Deutsche bescheiden. Die Französin plaudert; die Engländerin spricht; die Deutsche urtheilt. Die Ueberlegenheit der Französin liegt in der Zunge, die der Engländerin im Kopfe, die der Deutschen im Herzen.“ —

Wegen der Geistestiefe des deutschen Weibes, ja wegen der Tiefe des deutschen Geistes und wegen des sittlichen Ernstes in Behandlung aller socialen Fragen mußte denn auch das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander und die gesellschaftliche Stellung des Weibes in Deutschland wissenschaftlich durchgekämpft werden. In der kraftgenialischen Zeit des vorigen Jahrhunderts nämlich, in welcher Naturkraft und Naturwüchsigkeit für das Höchste in Poesie und im Leben gehalten wurde, waren auch Sittlichkeit und Unsittlichkeit nur als schönes Schattenspiel des Selbstgenusses betrachtet und die Liebe wie das Verhältniß beider Liebenden zu einander selbst in der Ehe nur als Mittel und Gegenstand heiteren Lebensgenusses aufgefaßt. Auf diesen Anschauungen ruhend, stellte die romantische Schule einen Cultus der freien Liebe auf, und Friedrich von Schlegel verkündete in seiner Lucinde Frechheit als Freiheit, Frivolität als wahre Liebe. Das war die Unterlage, auf der dann das junge Deutschland die Emancipation der Frauen in die Welt hineinrief. Auf dem Standpunkte, der von Genuß zu Genuß taumelte und der sich nirgends binden wollte, weil er in jedem Bunde die Vernichtung der individuellen Freiheit erkannte, erschien die Ehe als der Tod der Liebe. Man forderte deshalb, daß die Treue nicht länger dauern dürfe als die Liebe, und wollte, daß die Frauen, dem innersten und freiesten Drange ihres Herzens auch gegen das andere Geschlecht sich hingebend, nach ungezwungendster Neigung wählen und ebenso die Wahl wieder aufheben könnten; wie auch in der Culturentwicklung Wissenschaft und Kunst nicht mehr als eine Domäne der Männer betrachtet werden dürften. Es beruhten und beruhen diese Forderungen auf einem gänzlichen Verkennen des weiblichen Wesens; und sie haben deshalb auch bereits in der weiteren Entwicklung der Geschichte ihre Kritik erhalten. In dem wunderschönen platonischen Mythus, nach dem der Mensch in der Urzeit seine andere Hälfte verloren hat und nun, um sie zu suchen, so lange auf Erden umherirrt, bis er sie findet und in Liebe mit ihr sich vereint, ist der große Gedanke enthalten, daß Mann und Weib sich ergänzen, aber keines die Stelle des anderen einnehmen kann und soll. Die Anthropologie hat diese Verschiedenheit von bei-

den begründet, indem sie nachgewiesen hat, daß entsprechend der leiblichen und geistigen Organisation der Mann in seinem Charakter bestimmter, fester, strenger, heftiger, trotziger, aufbrausender, das Weib hingegen milder, gemäßigter, hingebender, geduldiger, demüthiger, aber auch unbestimmter ist; daß der Mann geistig mehr zergliedert, das Weib hingegen dem Gesammteindrucke sich hingibt; daß, während der Mann seine Handlungen nach Vernunftgründen normirt, das Weib nach innerem Tacte handelt; daß der Mann im Denken und Wollen, die Frau aber im Gefühl ihr Geistescentrum hat. Darum ist das Weib auf den reinen Wissenschaftsgebieten nie productiv gewesen, — eine Behauptung, die wahr bleibt, auch wenn Dorothea Schlözer an der Universität Göttingen die Würde eines Magisters der freien Künste sich erwarb, und die Frau des Philologen Reiske ihren Mann bei der Herausgabe der griechischen Klassiker half. Nur im Reiche der Kunst haben auch Frauen sich mit Glück versucht, wie Angelika Kaufmann, von der Göthe in „Winkelmann und sein Jahrhundert" sagt, daß keiner der lebenden Maler weder in der Anmuth der Darstellung, noch in Geschmack und Fähigkeit, den Pinsel zu handhaben, sie übertroffen habe. In der Lyrik und im Roman aber stellt die Weltgeschichte eine ganze Dichterinnenreihe auf von der Sappho bis zur George Sand. Vorzüglich ausgezeichnet stehen dann in der ausübenden Kunst als Darstellerinnen des Drama's die Schröder, Neumann, Rettig, Rachel, und im Gesange Henriette Sonntag, Wilhelmine Schröder-Devrient, Johanne Wagner und andere da.

Auch auf allen socialen Gebieten beginnt das Weib der Gegenwart thätig einzugreifen. Unter den Frauen Englands befinden sich nach dem letzten Census: 10 Bankiers, 7 Geldverleiherinnen, 274 Handelsgehülfinnen d. i. weibliche Commis, 25 weibliche Handelsreisende, 54 Mäklerinnen, 38 dem Kaufmannsstande Angehörige, 29 Thierärztinnen, 419 Druckerinnen, 3 Schäferinnen, 43964 auswärts beschäftigte Feldarbeiterinnen. 13 Damen waren Aerzte, 2 Wundärzte, 17 Zahnärzte, 6 Berichterstatterinnen oder Stenographinnen, 4 Gemeindeschreiberinnen, 4 Lehrerinnen der Beredtsamkeit, 4 Zauberinnen, 1 Astronomin und 8 Naturforscherinnen. Und wie in England, sind die Frauen in der Schweiz zur Arbeit und zum Erwerb emancipirt: in Genf arbeiten Mädchen in Uhrenfabriken; in Bern sind sie Gehülfinnen zur Bereitung von mikroskopischen Präparaten. In Belgien findet man Frauen in den Comptoirs der Kaufleute und in den Büreaus der Eisenbahnen beschäftigt. In Frankreich helfen Frauen und Töchter der Kaufleute bei der Buchführung. In Nordamerika sind die Töchter angesehener Familien in den verschiedensten Geschäften practisch thätig. In Deutschland werden nur erst die Töchter aus dem kleinen Bürgerstande zum Broterwerb, zum Putzmachen ꝛc. angeleitet. Die vornehmen Familien liefern höchstens „Gouvernanten", und zwar, als ob sie sich dessen zu schämen hätten, meist mit der Entschuldigung, daß nun einmal die Tochter soviel Lust zur Erzieherin gezeigt habe. Und doch muß es dahin kommen, daß die Familien aller Stände ihre Töchter nicht blos zum Klavierklim-

pern anleiten, sondern sie in einen den Menschen nährenden Beruf einführen, der ein verschiedener ist, je nachdem die Mädchen ihrer Individualität gemäß beanlagt sind, damit sie nicht absolut auf Verheirathung alle Hoffnung ihres Lebens zu setzen brauchen, — damit sie nicht, unverheirathet, im späteren Leben darben müssen, und damit sie, verheirathet, (— in diesem Falle leichter dazu gelangend —) mit dem Manne miterwerben können.

Besonders hat sich die weibliche Natur da thatkräftig und epochemachend bewährt, wo es Hingebung und erbarmender Liebe galt: Mistreß Beecher Stowe wurde eine Vorkämpferin bei Abschaffung der Negersklaverei; Miß Elisabeth Fry ist mit Recht „der Engel der Gefängnisse" genannt; Amalie Sieveking hat in Kinderbewahranstalten, Kindergärten und Pestalozzistiftungen zur Verbesserung der vernachlässigten Erziehung der Jugend Großes gethan. Diese Frauen sind aber auch damit der Lösung der den Frauen von der Natur gestellten Aufgabe am nächsten getreten. Die Frau hat einen christlichen Beruf: das ist die Uebung werkthätiger Liebe überall da, wo solche Liebe nöthig ist. Sie hat einen socialen Beruf: sie soll Gattin und Hausfrau sein und als solche Sitte und Leben der Familie und dadurch des ganzen geselligen Lebens bestimmen, denn die Frauen sind, sagt Schleiermacher, Virtuosinnen in dem Kunstgebiete der freien Geselligkeit und haben zu richten über Sitte und Ton. Sie hat endlich einen politischen Beruf: das ist die Erziehung ihrer Kinder und damit der zukünftigen Menschheit. Und hier liegt die höchste weibliche Aufgabe. Welch' bedeutenden Einfluß die Mutter auf ihre Kinder übt und üben soll; das wird am meisten an den hervorragenden Männern offenbar, die durch ihre geschichtliche Stellung auch die Geschichte ihrer Mütter mit an's Tageslicht gezogen haben. So Goethe und die „Frau Rath", von der er, wie er selbst sagt, „die Frohnatur, die Lust zu fabuliren" hat. Aber auch Schiller und Lessing, Friedrich der Große und Joseph II., Leibnitz und Kant, Napoleon und Karl August, — sie alle haben aus dem Geiste ihrer Mütter gesogen. Und weiß denn irgend eine Mutter im Voraus, welch' weltgeschichtlichen Mann sie als Kind auf ihrem Schoße trägt und mit dem sie in der Kinderstube spielt? Und selbst wenn das nicht: Jeder Mensch soll ein Original werden und nach den ihm von Gott mitgegebenen Anlagen in der Stellung, in die er gerufen wird, als ein einziger wirken. Jeder soll — wer er auch sei und werden mag — in der Welt als ein sittlich freier Mensch auftreten. Hierzu aber muß das Fundament in der Kinderstube gelegt werden. Und da das Kind in den Jahren, wo es seine Welt im Umkreise der Mutter hat, mehr als in seiner ganzen weiteren Lebenszeit lernt; so kommt es wesentlich auf die Mutter an, alle die Grundsteine des Charakters und der Geistesbildung in ihren Liebling zu legen, die diesem späterhin die Welt zum Himmel oder zur Hölle machen. Ja, hier ist der heilige Boden der Thätigkeit für das Weib. Auf den Lohn für diese Thätigkeit hat J. Paul hingedeutet, wenn er sagt: „Ihr wollt recht stark geliebt sein, Weiber, und recht lange und bis in den Tod: nun, so seid Mütter eurer Kinder!" —

Nachschrift.

Der einzelne Mensch — Mann oder Weib — weist durch seine Einzelnheit auf seine Gattung hin. Er ergänzt sich deshalb durch das andere Geschlecht im Gattungsproceß. Der Geschlechtstrieb ist der Trieb, der die eigene Unselbstständigkeit des Einzelnen bekundet und deshalb das Streben erregt, diese Unselbstständigkeit in geschlechtlicher Einigung aufzuheben. Zwei Individuen erfüllen und erhalten die Gattung, denn sie sind in ihrer Einheit die Gattung. In der Begattung haben sie im Aufgegangensein ein gesteigertes Selbstsein, indem der eine Geist in den anderen hinüberrückt und Fleisch wird: in ihrer Vernichtung feiern sie den Triumph ihrer selbst. — Dieses Verhältniß, das in der Wirklichkeit immer nur in einzelnen, augenblicklichen Acten erscheint, wird vom Geiste zu einem allgemeinen gestempelt — in der Liebe, deren höchster Ausdruck die Ehe ist. Der Gattungsproceß ist, nach der einen Seite, das bestimmende, wesentliche Moment in jeder Liebe zwischen Mann und Weib, die Ehe demnach, wie Kant definirt, ein Vertrag auf wechselseitigen ausschließlichen Gebrauch der Geschlechtsfunctionen. Nach der anderen Seite ist jedoch die Geschlechtsdifferenz nicht allein physisch, sondern auch psychisch. Der Mann ist die Weltgeschichte, das Weib die Familie; der Mann Gedanke, das Weib Gefühl; der Mann Activität, das Weib Passivität; der Mann Allgemeinheit, das Weib Einzelnheit; der Mann Härte, das Weib Weichheit; der Mann Gehirn, das Weib Herz; der Mann Brust, das Weib Bauch; der Mann Entzweiung, das Weib Einheit: aber erst beide Seiten machen den Menschen aus; darum streben beide zu ihrer Ergänzung — Mann-Weib zu werden. Das ist der tiefste psychische Zug, der die physische Geschlechtsdifferenz zur ethischen Liebe verklärt und das Leben nichts außerhalb dieser Liebe sein läßt, weil sie die Kraft und der Herzschlag des Lebens, das Leben selber ist. Das natürliche Wunder der Fortpflanzung verklärt sich zum übernatürlichen Wunder der sittlichen Gemeinschaft. Aber da nur ist diese Verbindung eine wahrhaft sittliche, wo sie auf leibgeistiger Wahlverwandtschaft beruht! Denn eine Wahlverwandtschaft, die, ein Wunder für den berechnenden Verstand, gleich einem elektrischen Schlage zwei Menschen beim ersten Blick und beim ersten Berühren durchzuckt und fester noch als eine chemische Wahlverwandtschaft im Augenblick (— mag dieser unvorbereitet einschlagen, oder vorbereitet aufspringen —) zwei Persönlichkeiten ihre Zusammengehörigkeit fühlen läßt und sie so in Eins schmiedet, daß beide nur Ein Leben leben, — ist das Wesen und das Geheimniß der Liebe. Sie ist der Haß gegen das einzelne Ich. In ihr hat sich das Ich mit seinem Du ergänzt, ohne welches es selbst nicht sein würde. In ihr hat nur Eins im Andern sein Wissen und Wollen, sein Streben und sein Ziel, sein Ideal und sein Leben. Sie ist, wie Diotima in Platon's Symposion vom Eros sagt, ein Kind des Ueberflusses und des Mangels, und zwar wie Herder die schöne Allegorie mit tiefem Sinne weiter ausführt, so, daß der Ueberfluß eben so sehr des Mangels bedarf, um sich mittheilen zu können, als der Mangel des Ueberflusses, um zu empfangen.

B.

Vom Lehrer und seiner Bildung.

VII.

Wer ist der Lehrer?

(Rede, am 4. August 1852 zur Eröffnung der anhaltischen Lehrerversammlung in Köthen gehalten.)

Vom Lehrern bin herausgestellt, vor Lehrer, — wovon könnte ich anders sprechen wollen, als vom Lehrer? — Wer ist der Lehrer? frage ich deshalb, bei meinem Gruße an Sie, meine Freunde, und antworte darauf:

Der Wahrheit sucht,
Der Freiheit liebt,
Der Liebe übt.

1. Der Lehrer ist, wer Wahrheit sucht.

Die Wahrheit ist der Menschengeist selbst, — das Element, in dem er lebt. Ohne Wahrheit ist er nicht. Wahrheit ist seine Nahrung, seine Sehnsucht, sein Ziel, das heilige Kleinod, nach dem er ringt. Der Menschengeist, der das Streben nach Wahrheit verloren hat, hat sich selbst verloren. Nur Der, welcher gekämpft hat und kämpft gegen Lüge und Wahn, gegen Dummheit und Borniertheit, ist ein Mensch gewesen. Und darum ist Wahrheit der Hauptbegriff, da hat die innersten Tiefe des Menschengeistes erzittern, wie Gott, für welche die Helden der Weltgeschichte kühn in den Tod gegangen sind, wohl wissend, daß sich die Wahrheit nicht ans Kreuz schlagen läßt, und wenn sie auf Golgatha auch hingemartert wird, daß sie dennoch nach drei Tagen wieder aufersteht. Also darum muß der Lehrer sein und werden der Priester der Wahrheit, der die junge Seele einführt in den heiligen Tempel, auf dessen Altare unauslöschlich die Flamme der Wahrheit lodert.

Nur die Wahrheit ist uns nicht fern. Erblicken wir hier nur durch einen Spiegel dunkel, in einem dunklen Wort; erblicken wir als endliche, beschränkte Erdenmenschen von der Sonne der Wahrheit nur die einzelnen Strahlen, die sie zur Erde schickt, und auch diese, je nach unseren verschiedenen Standpunkten, verschieden aufzufangen, nie aber die Sonne in ihrem vollen Glanze und in ihrem ganzen Wesen erfassen können; erblicken wir alle hier Stückwerk nur und Stückwerk: immer so ist die Wahrheit doch wirklich überall um uns und an uns, und verlangt nur ein offenes Auge und ein sehnsüchtiges Gemüth, um sich finden zu lassen. Die Natur verkündet sie. Die Weltgeschichte zeugt von ihr. Die Religion gibt sie.

VII.

Wer ist der Lehrer?

(Rede, am 4. August 1852 zur Eröffnung der anhaltischen Lehrerversammlung in Köthen gehalten).

Von Lehrern hierhergestellt vor Lehrer, — wovon könnte ich anders sprechen wollen, als vom Lehrer? —

Wer ist der Lehrer?

frage ich deshalb, bei meinem Gruße an Sie, meine Freunde, und antworte darauf:

Der Wahrheit sucht,
Der Freiheit liebt,
Der Liebe will.

I. Der Lehrer ist, wer Wahrheit sucht.

Wahrheit ist der Menschengeist selbst, — das Element, in dem er lebt. Ohne Wahrheit ist er nicht. Wahrheit ist seine Nahrung, seine Sehnsucht, sein Ziel, das heilige Kleinod, nach dem er ringt. Der Menschengeist, der das Streben nach Wahrheit verloren hat, hat sich selbst verloren. Nur Der, welcher gekämpft hat und kämpft gegen Lüge und Wahn, gegen Dummheit und Vorurtheil, ist ein Mensch gewesen. Und darum ist Wahrheit der Zauberklang, bei dem die innersten Töne des Menschengeistes erzittern, die Idee, für welche die Helden der Weltgeschichte kühn in den Tod gegangen sind, wohl wissend, daß sich die Wahrheit nicht ans Kreuz schlagen läßt, und wenn sie auf Golgatha auch hingemartert wird, daß sie dennoch nach dreien Tagen wieder aufersteht. Und darum muß der Lehrer sein und werden der Priester der Wahrheit, der die junge Seele einführet in den heiligen Tempel, auf dessen Altare unaufhörlich die Flamme der Wahrheit lodert.

Und die Wahrheit ist uns nicht fern. Obschon wir hier nur durch einen Spiegel schauen, in einem dunklen Wort; obschon wir als endliche, beschränkte Erdmenschen von der Sonne der Wahrheit nur die einzelnen Strahlen, die sie zur Erde schießt, und auch diese, je nach unseren verschiedenen Standorten, verschieden nur auffangen, nie aber die Sonne in ihrer vollen Pracht und in ihrem ganzen Wesen erfassen können; obschon wir also hier Suchende nur und Strebende sind: so ist die Wahrheit doch mittelst ihrer Strahlen in uns und um uns, und verlangt nur ein offenes Auge und ein sehnsüchtiges Gemüth, um sich finden zu lassen. Die Natur verkündet sie. Die Weltgeschichte zeugt von ihr. Die Religion gibt sie.

Wenn du die Wahrheit suchst, mußt du die Natur lieben. Die Natur umgibt und durchdringt den Menschen: er ist selbst Natur. In seiner Entstehung und in seiner Entwicklung, in seinen Anlagen und in seinen Functionen gehorcht er den Gesetzen der Natur. In der Berührung mit ihr wird daher sein Geist lebendig, wie Antäos immer neue Kräfte in sich fühlte, so oft er seine Mutter Erde berührte. Er wird hier lebendig, weil ihm Leben entgegentritt und Leben Leben weckt: lebendige Vernunft, lebendiger Glaube, lebendige Liebe umarmt dich hier, — wenn du sie liebst, denn nur ihrem Geliebten erschließt sie ihre Geheimnisse, und nur wer um sie ringt, darf in ihr Allerheiligstes hineinsteigen. Geist Gottes tritt dann überall aus ihr heraus und spricht aus ihr. Geist Gottes wehet, wo „wie Gras der Nacht Myriaden Welten wachsen." Geist Gottes wirket, wo der sechseckige Krystall zusammenschießt. Geist Gottes hauchet, wo die blühende Blume ihr Leben ausduftet. Geist Gottes thatkräftet, wo das sich bewegende Thier des Daseins sich freuet. Geist Gottes tönet, wo die lebendige Stimme des Menschen das Halleluja der Schöpfung singt. Wer nie begeistert ward von diesem Allleben, das sich in den Spiralbewegungen der Gestirne, wie in denen der Gräser und der Thiere zeigt, und wer nicht mitfühlt die schönblumigen Gefühle des Daseins: der ist kein Lehrer. Naturstudien muß darum der Lehrer machen, die ewigen Gesetze erkennen, nach denen der Fixsternhimmel wandelt und das Menschenherz: das führt in die Gesetze der Wahrheit und gibt die Grundlage zur Erkenntniß der eigenen Natur sowohl, als auch der Beziehung dieser Natur zu der sie umgebenden Welt, mithin zu einer vernünftigen Welt- und Lebensansicht. Thorheit aber ist's und Wahn, wenn man den Lehrer von der Natur abwendig zu machen sucht, weil man in derselben einen Feind der Religion erblickt. Gott kann sich nicht widersprechen in seiner Doppeloffenbarung: was die Naturoffenbarung spricht, muß die Geistoffenbarung bestätigen, und was die Geistoffenbarung bejaht, kann die Naturoffenbarung nicht verneinen, Gott kann nicht einmal Etwas setzen und gleich daneben, ja sogar auf demselben Punkte, dasselbe nicht setzen. Da weiß es Luther besser, der in einem Briefe an Melanchthon schreibt: „Vehementer et toto coelo errare censeo, qui philosophiam et naturae cognitionem inutilem putant theologiae." Auch Lichtenberg, wenn er sagt: „Die Naturlehre ist, für mich wenigstens, eine Art Sinkingfond — Tilgungsfond für die Religion, wenn die vorwitzige Vernunft Schulden macht." Und unser Göthe, der Geweihete der Natur, wenn er spricht: „Mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Tiefe und Ausdehnung wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es im Evangelium leuchtet, wird er nicht hinauskommen." Die Natur verkündet die Wahrheit.

Und die Weltgeschichte zeugt von ihr. Das ist ein Geschwornengericht, unparteiischer und unbestechlicher als alle staatlichen Geschwornengerichte, weil seine Geschwornen wie seine Richter erhaben über jede politische Ansicht sind — ein Geschwornengericht, wo der Richter ist der ewig waltende Geist, der nie schlummert und nie schläft, der an den Stillstand den

Fluch geknüpft und im Werden das Leben findet; wo die Geschwornen sind die großen Genien der Menschheit, die über Jahrhunderte weg sich die Hand reichen und die das Todte verdammen, um dem Lebenden Recht zuzusprechen; wo der Verbrecher ist der, welcher in die Speichen des Weltenrades einzugreifen sucht, um es zurückzudrängen. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, vor dessen Forum das Nichtswürdige zusammensinkt und das Gerechte siegt, die Lüge erbleicht und die Wahrhaftigkeit triumphirt. Sie ist das Zeugniß, das sich unaufhörlich die Vorsehung ausstellt. Jedes ihrer Blätter ist ein Stück der Wahrheit, und der ist der Lehrer, der von dem Geiste getrunken hat, der durch die Jahrhunderte der Weltgeschichte weht, und der den kühnen Blick hat, um den Schritten des Geschichtsgeistes nachzuspüren. Die Geschichte zeugt von der Wahrheit.

Die Religion aber ist die Wahrheit. Sie ist der Einheits- und Schlußpunkt des Lebens und der Wissenschaft: aus den Zerstreutheiten und aus der Hitze des Daseins führt sie in den tiefen Grund, wo das Leben anfängt und ausruhet, und dem immer werdenden und immer beschränkten Wissen gibt der Glaube erst den Abschluß. Diesen Grund und diesen Abschluß bringt aber nicht ein bloß äußerer traditioneller Glaube, der herbeten kann, ohne daß das Herz dabei ist. Das Festhaltenmüssen um jeden Preis an solchem Wortglauben ist ein eben so systematischer Mord der Religion, wie es der halbe, der sogenannte vulgäre Rationalismus ist, der die Religion einzig und allein mit seinem von den Gefühlen und von den Vernunftideen losgelösten und darum egoistischen und atheistischen Verstande mißt; und mußte vor wenigen Jahren noch gegen diesen letzteren im Namen des Gefühls, der ewigen Ideen, der gottgebornen Vernunft, der historischen Wahrheit, angekämpft werden: so muß dasselbe Religionsgefühl in der Gegenwart in Kampf treten gegen den Zeitenwind, der zum blos äußerlichen Bekenntniß hindrängt, gegen den Buchstabenglauben ohne den Geist, gegen den verketzernden Orthodoxismus, dem die Religion der Liebe abhanden gekommen ist. Beiden Richtungen gegenüber muß der Lehrer festhalten am „Positiven" der Religion. Leeres Wort aber ist nichts Positives. Zu Mumien gewordene Verstandesdogmen sind nichts Positives. Positiv ist die ewige Wahrheit: Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. Positiv ist die tiefe Lehre: Ich und der Vater sind Eins; ihr aber seid meine Brüder. Positiv ist die große Sittenpredigt: Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und von allen deinen Kräften; und deinen Nächsten wie dich selbst. Das Positive also ist das Evangelium der Liebe, durch das allein erst wahrhaft die Erlösung und Versöhnung erlangt wird, weil es uns das ewige Mysterium, in dem wir leben und weben und sind, als die Liebe erkennen lehrt, so daß fortan die Seele von ihrem Urquell nicht mehr gesondert, sondern im Anschauen und Anklammern an ihn vollkommene Befriedigung und Seligkeit genießt. Wen Begeisterung für dieses Höchste und Heiligste, für die Religion der Liebe, nie entflammt hat und nicht zu entflammen vermag, jeder Religionsmäkler und abgenüchterte Alltagsmensch, der neben dem Welt-

nicht auch das Gott-ABC versteht: der ist kein Lehrer. Und darum soll der Lehrer ein Protestant sein gegen alles Nichtpositive, was sich in das Christenthum einschleichen will, gegen die Aeußerlichkeit, den Schein, die Form ohne Inhalt, das Wort ohne Gefühl, die Ceremonie ohne Herz, Protestant gegen Alles, was die Religion aus ihrer ewigen Heimath, aus dem Gefühl, herausreißen will, und dann hinabsteigen in die Menschenseele, deren tiefster Grund ingottlich ist, damit er in Gott lebt und Gott in ihm: dann hat er die Wahrheit.

Wenn der Lehrer also seine Beziehung zur Natur, zur Geschichte und zu Gott erkannt hat, dann hat er den höchsten Preis und die wahre Weisheit des Lebens errungen: er hat sich selbst und hat den Menschen kennen lernen. Selbst- und Menschenkenntniß aber ist der alleinige Stab, auf den gestützt der Lehrer seine oft so mühevolle Bahn beginnen und vollenden kann. Selbst- und Menschenkenntniß allein gibt ein Bewußtsein über die Natur und über die Bestimmung, über den Zweck und über das Ziel des Menschen. Keine Menschenerziehung ohne Selbstkenntniß: wie soll ich erziehen, d. h. auf ein anderes Individuum einwirken können, wenn ich das Eigenthümliche meiner Denkweise, das Ebben und Fluthen meiner Gefühle, das Charakteristische und Individuelle meiner äußeren und inneren Persönlichkeit nicht kenne und, weil ich's nicht kenne, nicht beherrsche, sondern, ohne daß es den Zoll des Selbstbewußtseins passiret, auf das empfängliche Gemüth des Kindes einfließen lasse, wenn ich also die Folgen meiner Wirksamkeit nicht zu berechnen vermag? Keine Menschenerziehung ohne Menschenkenntniß: wie soll ich erziehen können, was ich nicht kenne; wie entwickeln, wenn ich nicht erforscht habe, was entwickelt werden kann, wenn ich den Keim auszugraben nicht im Stande bin, noch den Boden zu bonitiren verstehe, aus dem er stammt, noch das Klima zu messen befähigt, in dem er wächst? Die Selbst- und Menschenkenntniß ist die Grundlage zur Praxis, die Menschenerziehung heißt. Kannst du eine Praxis ohne Theorie, einen Bau ohne Grund, eine That ohne Gedanken denken? Ja, es gibt eine That ohne Gedanken: das ist die gedankenlose, die unvernünftige That. Ohne Selbst- und Menschenkenntniß muß die Menschenerziehung eine gedankenlose, eine unvernünftige sein. Wer dem Selbst- und dem Menschenleben nicht das Leben abgelauscht, der Fleischer, der das Leben zerhackt, der Drechsler, der das Leben zerkünstelt, der Zunftmensch, der nur Convenienzlaffen zu schaffen weiß, der Philister mit dem berechneten und berechnenden Verstande, und der Dutzendmann, der natürlich nicht versteht, was die Römer wollten, wenn sie sagten: „Nicht aus jedem Holze wird ein Mercur", der darum auch dem angebornen Individualleben seine Erziehungskunst nicht unterordnet, sondern dem Kinde Steinmassen und rohes Material einkeilt: der ist kein Lehrer. Ein Lehrer ist, wer ein Liebhaber des Lebens ist, damit er Leben hervorrufen und Leben erziehen kann, denn nur was Einer liebt, sucht er rings um sich her zu verbreiten und zu schaffen; wer ein individueller Mensch, ein Mann voll intellectueller Anschauung ist, der Alles, was er spricht, schaut, und daher dem äußerlichen und innerlichen Auge ver-

anschaulicht, und der Alles, was er sagt, erlebt, weil's in ihm geboren und wiedergeboren wird; wer ein Künstler ist und daher harmonische Ganze zu schaffen weiß aus den Disharmonien, die ihm gebracht werden. Das Leben besteht aus lauter Himmel- und Höllenfahrten: weß Flügel selbst noch nicht entkräftet sind, und wer weder herabfällt, noch im Nichtzubetretenden versinkt, und wer dann mit sich führen kann im kühnen Flug: der ist der Lehrer. —

II. Wer Freiheit liebt, der ist der Lehrer.

Und die Freiheit meine ich, die da recht frei macht; — nicht die Willkür, die thun und lassen will, was ihr beliebt, die den Einzelnen aus dem Ganzen herausreißt und die Gesetze dieses Ganzen nicht als ihre eigenen Gesetze anerkennt, die nur für sich allein die Freiheit will und für alle Anderen die Unfreiheit, die nicht weiß, daß das Individuum nur ein Glied eines höheren organischen Ganzen ist und daß seine Freiheit nur in der Anerkennung und Befolgung der Gesetze des Ganzen, in das es eingegliedert ist, bestehen kann; nicht die Willkür: — sondern die Freiheit von niederen egoistischen Leidenschaften und Begierden, weil Leidenschaften und Begierden die Tyrannen des Menschen sind; — die Freiheit von angeerbten Vorurtheilen und vorgefaßten Meinungen, weil Vorurtheile und Gewohnheiten das Unkraut sind, welches die Freiheit des Geistes überwuchert; — die Freiheit von Rücksichten und Convenienzen, weil Rücksichten und Convenienzen das gesunde Leben des Geistes niederdrücken; — die Freiheit vom Aberglauben und vom Unglauben, denn wem Aberglaube und Unglaube den Blick beengen, der kann keine freie Aussicht genießen; — die Freiheit von den Ansichten und vom Geschrei des vornehmen und geringen Pöbels, denn der Pöbelhaufe knechtet stets und verfolgt stets, was wahr und was frei ist, und der Ostracismus der Masse verbannt das sein selbst Gewisse und Große; — die Freiheit von der äußerlichen, durch die Masse geleiteten, oder ihr aufgepfropften, vielgepriesenen öffentlichen Meinung, dieser wetterwendischen Mode der Zeiten, von der Napoleon gesagt hat: „Die öffentliche Meinung ist eine Hure, die sich schamlos ihrem persönlichen Interesse preisgibt. Sie gibt dem Stärksten Recht; die Sache, die obsiegt, ist ihre Sache;" — von ihr die Freiheit, denn es ist ein Zeichen von der eigenen Mittelmäßigkeit und Sklaverei in sich, wenn man der Menge zu gefallen sucht, und wer ihr anheim fällt und ihren Launen dient, der ist der Knecht der Knechte; — die Freiheit von dem Wahn, als ob der Erdmensch einer absoluten Freiheit theilhaftig werden könne, da doch all' unser Dasein auf göttlicher Gnade und auf göttlicher Liebe beruht. Von all' Diesem Freiheit. Damit wir die Freiheit erhalten, die im Gesetz und in der Selbstbeschränkung ihr Leben und ihr Wesen findet, denn die Schranke und die Form ist das Leben, ist der Geist; die Freiheit, die das Maß als Grundbestimmung hat, das Maß, was die Schönheit in der

Kunst ausmacht und mit dem sich die Natur auf jedem ihrer Punkte schmückt, fern von allem überspannten Enthusiasmus und Transcendentalismus; die Freiheit, die erkannt hat und fühlt, welch' Wonnegefühl nicht allein im Herrschen und im Befehlen, sondern welch' wundersüße Lust auch im Gehorchen und im Dienen liegt, und die daher dient und herrscht, herrscht und dient; die Freiheit, die in Unterwerfung der Triebe und Begierden unter die höheren religiösen und sittlichen Gefühle besteht und mit Despotismus diese Triebe in den Kerker der Vernunft treibt; die Freiheit, die weiß, daß der Mensch in sich selbst den Quell seiner Qual und seiner Lust hat und daß daher nur Der wahrhaft frei ist, der sich selbst befreit. Nicht Demokraten und nicht Absolutisten, nicht Freigemeinder und nicht Orthodoxe geben Dir die Freiheit: die Freiheit mußt Du Dir selbst geben. Draußen ist immer die Freiheit, wenn Du Dich in Deinem Innern befreit hast. Frei ist das in sich Vollendete, was das ist, was es ist und was es sein kann und sein darf. „Nicht das macht frei, — so Goethe, der wahrhaft Freie unter den Millionen Phrasen-Freien, — daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern daß wir Etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und werth sind, seines Gleichen zu sein." Und „Sei Herr Deiner selbst und bleibe guten Muthes in gesunden wie in bösen Tagen" — sagt Marc Aurel, und er bezeichnet damit das rechte Wesen der Freiheit. Die habe; — dann hast Du die Freiheit, welche die Endlichkeit überdauert, die Freiheit, welche die Geistesgesundheit ist, die Freiheit, die in der beschränkten und begränzten That ihre Last und ihre Lust findet; dann bist Du der freie Mann, der aushält auf den sonnenbespielten Lebenswellen und auf den weißen Wasserbergen der Zeit; Du bist ein Charakter dann, deren die Zeit und deren die Erziehung bedarf; Du liebst dann die Freiheit, und wer Freiheit liebt, der ist der Lehrer. —

III. Der Lehrer ist, wer Liebe will.

Lieben muß der Lehrer können, sonst kann er kein Lehrer sein. Lieben, — denn wer die Ichsucht nicht austreiben kann mit der Allsucht der Liebe, der kann nicht die Entsagung üben, die den Lehrer allein zum Lehren befähigt. Lieben, — denn wer nicht voll von Liebe, voll Liebe gegen die Kleinen, die ihn umgeben, ist, der mag noch so viel Gelehrsamkeit im Kopfe haben und noch so viel Pädagogik verstehen, seine Zöglinge aber werden sich instinktmäßig von ihm abgestoßen fühlen und Furcht vor ihm statt Liebe zu ihm mitbringen, er wird kein Lehrer sein. Lieben, — denn wen nicht Liebe treibt, der mag nur Acker graben, oder Marqueur in leiblichen oder geistigen Gasthöfen sein, oder sonst ein einträgliches Geschäft und vornehmes Amt bekleiden: das Gottgeschäft und Gottamt, die Kindererziehung, aber soll er nicht treiben, weil er's nicht

kann, weil's ihm saurer als das Dreschen wird, und weil er auch in der Schule nur den Flegel statt der Liebe zu führen wissen würde.

Lieben muß der Lehrer können, damit er lieben lehrt und Liebe in die Welt hineinpflanzt. Und das thut Noth. Vor Allem in unserer Zeit thut's Noth, wo Verketzerung und Verdammung, Verleumdung und Verfolgung anders Gesinnter auf der Tagesordnung steht. Ihr meinet nicht, meine Freunde? Ihre meinet, unsere Zeit sei die aufgeklärte und durchgebildete, und darum mild und tragend und duldend? O, das ist der Egoismus, mit dem jedes Zeitalter glaubt, daß es das beste sei. Die Juden zu Jesu Zeiten sprachen, hätten wir nur in den Tagen der Propheten gelebt, wir hätten sie nicht gesteinigt: aber sie kreuzigten Christum. Und wir glauben, daß, wenn wir zur Zeit Hussens gelebt, wir keinen Scheiterhaufen für ihn angezündet, und daß wir zur Zeit der Hexenprozesse gegen solches Barbarenthum gekämpft hätten. Aber thun wir denn anders, und nicht vielmehr dasselbe, nur unter anderem Namen und mit anderem Gesicht? Kreuzigen wir nicht auch noch, und zwar geistig, indem wir des Anderen Streben nach Wahrheit verdächtigen und Stichworte auswerfen, die den rohen Pöbel gegen ihn aufhetzen und gegen ihn einnehmen sollen? Errichten wir nicht auch noch Scheiterhaufen, und noch dazu solche, auf denen wir den Geist zu verbrennen suchen, wenn wir den sittlichen Wandel Dessen, der anders gesinnt ist, wie wir, zu verleumden uns bestreben? Sind wir nicht eben so intolerante Richter, wie jene, die Hexen verdammten, wenn wir mit scheinchristlicher Liebe die Achsel zucken und mit egoistischem Bedauern bekennen, daß der Andersgesinnte leider nicht selig werden kann? — Lasset uns durch die Schule und in der Schule das heilige Panier der Toleranz in die Menschheit hineinpflanzen, damit sich drunter sammeln alle Völker und Schutz suchen alle Nationen. Kein Mensch hat die absolute Wahrheit: er als einzelner, endlicher und beschränkter kann selbst die in Natur und Geist geoffenbarte Wahrheit nur endlich und beschränkt auffassen. Die Ansicht und damit die Wahrheit eines Jeden — und die Ansicht des Menschen ist seine Wahrheit — hängt ab von seiner Entwicklung, von seiner Erziehung und von seiner Umgebung: er wird ein Anderer, je nachdem er verschieden erzogen und damit verschiedene Geistesvermögen in den Vordergrund seines Geistes gezogen werden; den ersten Keim zur Naturliebe Alexanders von Humboldt hat sein Lehrer Campe gelegt. Die Begriffe, welche der Einzelne und die ein ganzes Volk hat, entwickeln sich mit dem Einzelnen und mit dem Volke, die Worte der Sprache aber bleiben für diese Begriffe dieselben, daher denn Verschiedene Verschiedenes bei demselben Worte denken und ein großer Theil von Meinungsverschiedenheiten in einer babylonischen Sprachverwirrung seinen letzten Grund hat: anderes verstand z. B. Spener unter Pietismus, als er seine collegia pietatis hielt, als die Jetztzeit darunter versteht, und anderes denkt sich der Student unter „Ehre", als der

ernste Mann, beide aber haben nur dasselbe Wort für die verschiedene Sache. Es gibt nicht zwei Menschen, die geistig gleich organisirt wären, die Geistesvermögen sind auf so vielfach verschiedene Weise combinirt, als es verschiedene Menschen gibt: die der 1200 Millionen Erdmenschen 1200 Millionen Mal; es können deshalb die Menschen nicht unter einen geistigen Hut gebracht werden, und wenn noch so viel Gleichmachereimaschinen angelegt würden. So verschieden aber die Menschen geistig organisirt sind, von so verschiedenen Gefühlen gehen sie auch bei ihren Ansichten aus, denn Gefühle, nicht Verstand, sind die Grundlage zur Ansicht eines Menschen: die verschiedenen Gefühle scheiden deshalb die Menschen von einander, nicht verschiedene Verstandesansichten, denn verschiedene Verstände können durch Gründe sich einen, zwei Menschen aber, die von verschiedenen Gefühlsansichten geleitet werden, können durch keine Verstandesbeweise zusammen gebracht werden. — Wegen all' dieser Gründe darum **Toleranz** — nicht die Toleranz des Indifferentismus; sondern die Toleranz, die die Blüthe an der Blüthe übt, welche auf dem Baume neben ihr steht; die Toleranz, mit welcher die Rose die Distel neben sich wachsen läßt; die Toleranz, mit der am Fixsternhimmel jeder Stern seine Bahn laufen darf, wenn nur der eine nicht zur Vernichtung des anderen ausgeht, denn erst da, wo er, nicht mit seiner Bahn zufrieden, sich auch über die Bahnen der anderen ausdehnen und die anderen tödten will, muß, weil jedes Leben sein Sein zu behaupten strebt, die Intoleranz beginnen. Lessing, Du viel verkannter und viel geschmäheter Mann, aber ein Geisterkönig in der wolfenbüttler Bibliothek, daß Du doch aus Deinem Grabe heraufsteigen könntest, um mit dem Zornfeuer Deines lebendigen Wortes Deinen Nathan von den Dächern zu predigen! Intoleranz, Verfolgung und Verdammung anders Gesinnter ist eine Krankheit: das volle, frische, gesunde Leben läßt sich Jedes neben sich ausdehnen und beneidet und haßt es nicht, weil es sich selbst ausdehnt. Intoleranz, Verfolgung und Verdammung anders Gesinnter ist ein Wahnsinn: der Verrückte glaubt, er allein existire, er sei Gott, oder Christus, oder der heilige Geist und also der Unfehlbare, vor dem sich alle Geister beugen müßten. Intoleranz, Verfolgung und Verdammung anders Gesinnter ist ein Verbrechen: es ist ein Eingriff in die Gesetze des Geistes und eine Nichtanerkennung derselben. Intoleranz, Verfolgung nnd Verdammung anders Gesinnter ist ein Frevel an Gott, denn gesetzt auch, daß Einzelne mehr die absolute Wahrheit hätten, als Andere, so sind sie deshalb noch nicht berechtigt, die Anderen zu verfolgen und zu verdammen, denn ihre Ansicht ist auch dann nur die Folge ihrer Organisation, diese aber nicht ihr menschliches Verdienst, sondern das Liebeswerk freier göttlicher Gnade. —

Der ist der Lehrer, der Wahrheit sucht, der Freiheit liebt, der Liebe will. Das soll er. Lasset uns mit dem: „Wir wollen's" von hinnen gehen! —

VIII.

Der deutsche Lehrer.

(Rede, den 21. Mai 1861 zur Eröffnung der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Cöthen gehalten.)

Mein Gruß an die deutschen Lehrer ist ein Wort vom deutschen Lehrer.

Wer ist der deutsche Lehrer?

Mit der Antwort auf diese Frage begrüße ich Sie, meine hochgeehrten Herren, Collegen und Freunde.

Ich will bei dieser Antwort nicht die Eigenschaften aufzählen, die dem Lehrer und Erzieher, in welchem Lande er auch leben und welcher Nation er auch angehören mag, im Allgemeinen eignen sollen. Ich müßte sonst auf die Vorbedingung hinweisen, unter der allein das Lehrerleben segensreich in seinem Berufe auftreten kann, daß nämlich vor Allem beim Lehrer ein gesunder Leib mit einer gesunden Seele in Harmonie zu wirken hat. Ich müßte auch sagen, mit welchen Kenntnissen und mit welchem Wissen ein Lehrer in die Schule treten muß: es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß nur Der lehren kann, der über das Lehrmaterial frei zu gebieten weiß. Ich müßte weiter dann in das Gefühls- und Wollensleben des Lehrers hineinsteigen und hier die große Forderung berühren, daß der Erzieher — und das soll jeder Lehrer sein — ein Charakter sein muß, ein Mann von Festigkeit und Entschiedenheit, von Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit, von Gottesfurcht und Gewissenhaftigkeit, von Geduld und Sanftmuth, denn der Nerv aller Erziehung ruht im Beispiel, Beispiel wirkt mächtiger als Vorschrift, und Du erregst diejenigen Geistesorgane in einem Anderen, die in Dir selbst mit größter Thätigkeit sprechen. Ich müßte ferner reden von der großen Aufgabe des Lehrers, die ihm von seinen eigenen Schülern dadurch gesetzt wird, daß diese ihn als den Inbegriff der Vollkommenheit ansehen, und daß er demnach vor Allem einen reinen Sinn und ein frisches Herz ihnen entgegenzubringen hat, damit das Reine in seinen Händen nicht unrein wird und der Frühling unter seiner rauhen Berührung nicht zum Winter verdorrt: hat der Lehrer ein Herz von Eis, — wie soll sich die Kindesseele, voll von Liebe, anklammern können; muß sie nicht vielmehr sich selbst erkälten? Ich müßte nachher die Forderung an den Lehrer stellen, daß er kein Parteimensch sein soll, denn wer seinen Zöglingen von Parteisachen (sei's im Staate, sei's in der Kirche) reden und sie zu einer Partei erziehen kann, der ist des Namens eines Er-

ziehers nicht werth: er muß zum Bleibenden und Ewigen den Kindesgeist hinwenden und Das entwickeln, was über allen Parteien bleibt. Endlich noch müßte ich darauf aufmerksam machen, daß sich der Lehrer, um zu diesem Ziele zu gelangen, Vieles erarbeiten kann, daß ihm dazu aber mehr noch von Gottes Gnaden gegeben werden muß, denn der Erzieher muß so gut, wie der Dichter, der Maler, der Philosoph geboren werden: Erziehen ist eine Kunst, und wem die Natur nicht das Künstlertalent verlieh, der wird's nicht erfassen; wem nicht vom Schöpfer gegeben ward ein Leben, angelegt zur Liebe und Gewissenhaftigkeit, zur Demuth und Gottergebenheit, zur Festigkeit und Sanftmuth, zur Gläubigkeit und zum Schönheitsgefühl, und dabei zu scharfer Beobachtungs- und Denkkraft, — der kann kein Lehrer sein. Das Alles will ich nicht darlegen, weil darin das Wesen des Lehrers im Allgemeinen beruht, mag Deutschland, Frankreich oder sonst welches Land seine Heimath sein. Was dem **deutschen** Lehrer eigenthümlich gehören soll: davon will ich zu Ihnen reden.

I.

Das Eigenthümlichste aber an ihm ist, daß er ein **deutscher** Lehrer ist. Das „**Deutsch**" ist sein charakteristisches Merkmal. — Das „Deutsch" aber offenbart sich vor Allem und über Allem in der **deutschen Sprache.** Wenn es wahr ist — und es ist wahr, — daß die Sprache eines Volkes die Offenbarung seines Geistes ist, daß in der Sprache das gesammte Denken, Fühlen und Wollen einer Nation niedergelegt wird, daß die Sprachen Abbilder der geistigen Bildungsstufe eines Volkes sind, daß in dem Einzelmenschen mit der Gewalt, die er über seine Muttersprache erlangt, die Klarheit seines Denk- und Gefühlslebens in geradem Verhältniß wächst: so ist es gewiß auch wahr, nicht nur, daß die deutsche Sprache die Darstellung und Verlautbarung des deutschen Denkens, Fühlens und Wollens ist, sondern daß auch der deutsche Lehrer nur dann erst wahrhaft ein deutscher Lehrer ist, wenn er sich in die deutsche Sprache vertieft hat, wenn ihm in ihr das innere Geistesleben seines Volkes klar geworden ist, wenn er in und mit seiner Sprache das Leben seiner Nation lebt und dadurch in den tiefsten Grund des Patriotismus eingetaucht ist. Er soll ja nach der Empfänglichkeit seiner Schüler und nach ihrem Entwicklungsstandorte deutsche Sprache und deutsches Wesen nähren und pflegen, deutsche Gesinnung einimpfen, Liebe zum Vaterlande anfachen: wie sollte er's anders können, als wenn in heiliger Gluth ächte Vaterlandsliebe in seinem eigenen Herzen brennt, — und wo anders her sollte bei ihm diese Gluth geschürt werden, als wenn er sich mittelst der deutschen Sprache als Glied seiner Nation fühlen und begreifen lernt? Gründliche Kenntniß der Muttersprache ist unerläßliche Bedingung für Jeden, der mit Bewußtsein ein Glied seiner Nation sein will.

Diese Kenntniß aber wird allein und wesentlich durch die **Kenntniß der großen literarischen Produkte des Volkes** erreicht: sie sind die verkörperte Sprache. — Die

deutsche Sprache zeigt in der deutschen Literatur die ganze Geisteshöhe, auf der das deutsche Volk innerhalb der Menschheit steht. Darum sage ich — und es ist das eine so unumstößliche Wahrheit, so wahr, wie irgend eine Wahrheit in der Welt ist, — ich sage: **Der deutsche Lehrer muß die deutsche Literatur kennen;** und er muß sie nicht blos aus der Literaturgeschichte kennen, er muß aus dem lebendigen Borne deutscher Geisteshelden getrunken und Begeisterung daraus eingesogen haben. Weß Herz noch nicht höher schlug, wenn der Name Lessing und damit zusammen und harmonisch das Lied der Toleranz im Nathan erklang; — wer noch nicht von dem hehren Propheten christlicher Humanität, von Herder, in die „Stimmen der Völker" eingeführt und in die Hallen des Geschichtstempels geleitet ist, in dem die einzelnen großen Völker und Männer die Säulen sind, welche die Kuppel tragen; — wer noch nicht von dem philosophischen Poeten und liebenswürdigen, ächten, rechten Menschen, der der Menschheit Ideale auf seiner Fahne trug und damit die deutsche Nation anfeuerte, ihm nachzufolgen, wer noch nicht von Schiller wachgerufen ward, so daß er selbst die Welt der Gewöhnlichkeit durchbrach und frei aufathmete in der Atmosphäre der Wahrheit und der Freiheit, der Liebe und der Schönheit; — wer noch nicht den Tönen der Natur in Goethe's Liedern lauschte, noch nicht von der geistesgesunden und geistesklaren Luft „Hermann's und Dorothea's" umweht ward, noch nicht die Musik der deutschen Sprache im „Tasso" klingen hörte, noch nicht die wunderbare Verschmelzung des Antiken und Modernen in der „Iphigenia" schmeckte und von der reinen Menschlichkeit derselben unwiderstehlich gepackt ward, wer in Goethe noch nicht den Genius des deutschen Dichtens und deutschen Denkens bewunderte; — und wer dann von diesen Geisteshelden noch nicht eingeweiht ist in die Weltanschauung christlicher Humanität, die in allen Menschen das Menschliche und doch in jedem Menschen das Individuum erkennt, das auf seinem Wege und nach seiner Weise dem Höchsten und Ewigen entgegen ringt, und darum von Denen, die auf anderem Wege dem Ideale zusteuern, nicht verdammt werden kann, so wenig als es die Andern, weil sie ihrer Eigenthümlichkeit gehorchen, mit Gewalt und Verfolgung, öffentlich oder heimlich, verketzern darf: — wie kann der mit Stolz sich einen Mann seines Volkes nennen und mit den Sonnenstrahlen einer patriotischen Gesinnung gleiches Leben im Geiste seiner Zöglinge erwärmen? Alkibiades gab einem Schulmeister zu Athen eine Maulschelle, weil er den Homer, einen der Götter, durch welche die Griechen geschaffen sind, nicht in seiner Schule hatte. Homer's Gesänge empfingen in Griechenland den Knaben an der Schwelle seiner Erziehung und blieben das Grundbuch des Unterrichts. So sollten auch die deutschen Klassiker in den deutschen Schulen die Denkart der Nation bilden, und jene herrlichen Anschauungen christlicher Humanität zum Gemeingut des deutschen Volkes machen. Kein edles Bild, keine große Gesinnung, Aufmunterung und Warnung, wenn es musterhaft gedacht und gesagt ist, sollte — sagt Herder — blos in unseren deutschen Büchern und Bibeln stehen, oder makulaturweise in unseren Buchläden liegen; sondern

in der Schule sollte, wie auf der Tenne dieses Korn von der Spreu gesichtet, jedes Edle und Beste laut gelesen, auswendig gelernt, von Jünglingen sich zur Regel gemacht und an Herz und Seele befestigt werden. Um Das aber zu können, um auch der Volksschule — natürlich ihren Anforderungen und ihrem Standpunkte im Organismus der Schulen entsprechend — einen Geschmack von den Herrlichkeiten deutscher Geistesschöpfung zu geben: dazu muß der Lehrer eingeweiht sein in die klassische Literatur des Vaterlandes.

Von diesem Geiste angehaucht sind alle die Männer gewesen, welche die deutsche Schule auf ihre gegenwärtige Höhe gehoben haben. Pestalozzi lebte diesen Geist selbst, als er sein ganzes Leben zu einem Opfer für die Bildung des Volkes machte und dadurch der Vater der neueren deutschen Pädagogik ward. Schwarz und Niemeyer waren von diesem Geiste umweht, als sie die ersten großen Werke schufen, in denen die Pädagogik als Wissenschaft auftritt. Stephani und Dinter wurden von diesem Geiste genährt, als sie durch Wort und That zur Ausführung zu bringen suchten, was von Rousseau bis Pestalozzi gefordert war, und als jener mit den Waffen der Wissenschaft seinen Ausspruch, daß die Schule ein Institut des Staates sei, vertheidigte, dieser aber mit seiner Katechetik die Schlendriansmethode des Auswendiglernens in der Volksschule zerbrach. Denzel und Zerrenner sogen aus diesem Geiste, als jener in weitgehender Wirksamkeit und dieser mit seiner Methodenlehre in die Volksschule einführten, was die Neuzeit erworben hat. Es waren von diesem Geiste belebt, jeder auf seine Weise, Harnisch sowohl wie Diesterweg, als jener den orthodoxen, dieser den rationalistischen Pestalozzianismus vertrat und letzterer besonders — von welchem Standpunkte aus man ihn auch betrachten mag, das muß ihm Jeder zugestehen — mit seiner Charakterstärke wie ein Fels im Meere das Anstürmen der pädagogischen Reaction von sich abprallen ließ, um in einer schweren Zeit ein einsamer Zufluchtsort deutscher Schulmeisterfreiheit zu bleiben. Es waren von diesem Geiste getragen Graser und Gräfe, als jener mit seiner „Divinität" die nothwendige Ergänzung der einseitig formalistischen Pädagogik wurde, und dieser mit organisatorischem Talent und mit vielseitiger Erfahrung in seiner „deutschen Volksschule" den Maßstab bot, mit dem die Leistungen der gegenwärtigen Schule gemessen werden können, und das Ziel angab, dem die heutige Volksschule zunächst zuzusteuern hat. Von diesem Geiste erfüllt, durchdrungen, begeistert war Friedrich Fröbel, als er dem ABC der pestalozzischen Anschauung das ABC des Thuns und Handelns zufügte, seine „Menschenerziehung" schrieb, und in den Kindergärten die große Idee seiner entwickelnden Erziehung in Bezug auf das erste Kindheitsalter practisch durchführte. — Nun wohlan denn, deutsche Lehrer, gehet hin und thuet Desgleichen! —

II.

Der ist der deutsche Lehrer, aus dem der Geist der deutschen Nation spricht. Der deutschen Nation wesentlichster Charakterzug aber ist **die Religion**. Das deutsche Volk läßt sich nicht ohne seine Religion denken. Erst wenn man das tiefe Gemüth aus dem deutschen Charakter herausgerissen hätte, würde man die Religion aus dem Herzen der deutschen Nation gerissen haben. Und zwar die Religion mit ihrem wesentlich deutschen Charakter, — nicht blos von Außen gegeben, sondern im Innern errungen. Die christliche Religion, dem deutschen Wesen entsprechend, hat Luther proclamirt, als er die Aufgabe stellte, daß jeder Christenmann sei ein Pfaffe, und jedes Christenweib eine Pfäffin, es sei jung oder alt, Herr oder Knecht, Frau oder Magd, gelehrt oder Laie; — als er mahnte: „Hüte dich und lasse ja kein Ding so groß sein auf Erden, ob es auch Engel vom Himmel wären, das dich wider dein Gewissen treibe von der Lehre, die du als göttlich erkannt und achtest;" — als er verkündete, daß der Glaube das Innerste und Innerlichste des Menschen sei und daß deshalb Niemand dazu gedrungen und gezwungen werden solle, dann „wird — sagt er — aus solchem Zwinggebot allein eine Spiegelfechterei, ein äußerlich Wesen, ein Affenspiel und eine menschliche Satzung, daraus dann scheinende Heilige, Heuchler und Gleißner kommen." Und von diesem deutsch-religiösen Geiste soll vor Allem der deutsche Lehrer getragen werden. Er muß im Centro des Protestantismus stehen, des Protestantismus, dem Schleiermacher das rechte Wort und den rechten Ausdruck gegeben hat, als er ihn dem Katholizismus gegenüber also charakterisirte: „Während der römische Katholizismus das Verhältniß des Einzelnen zu Christo abhängig macht von seinem Verhältniß zur Kirche, macht dagegen der Protestantismus das Verhältniß des Einzelnen zur Kirche abhängig von seinem Verhältniß zu Christo." Darum auch hat es der deutsche Lehrer, entgegen aller Menschensatzung, allein zu thun mit dem Ideale der Menschheit, mit Christus, — damit durch ihn, den Welterzieher, sein eigenes Dasein Friede, Freude, Liebe, Geduld, Treue, Demuth, Sanftmuth, Gottergebung werde, und damit auch seine Schüler an der Hoheit des Erlösers emporwachsen, um in den Stürmen des Lebens nicht entwurzelt zu werden. Und eben darum muß sich der deutsche Lehrer mit dem Weltbuche, mit dem klassischsten Buche aller klassischen Bücher, zusammenlesen, mit dem einzigen Buche, daß die Wahrheit enthält, die Stand gehalten hat, wo Menschenansichten und Menschenmeinungen, auch wenn sie noch so lange Mode und der Geschmack der Zeiten waren, im wechselnden Kreislaufe der Nacht der Vergessenheit anheimfielen, — die Wahrheit, an der sich alle großen Geister groß genährt und von der sie ihren Glanz und ihre Größe empfangen haben. Die Bibel muß für den deutschen Lehrer und für den deutschen Schüler das Buch sein, in das er sich ganz hineinlebt, damit die Grundwahrheiten desselben, die Gottmenschlichkeit des Menschen und die Weltaufgabe der Liebe, in ihm lebendig werden, und damit er die ideale Weltgeschichte, die hier abgeschildert ist, die anhebt von der Schöpfung der Gottebenbildlichkeit

und endet mit der Himmelfahrt — eine Geschichte, welche die Geschichte der Menschheit, wie des Einzelmenschen ist — in sich selbst durchlebt. „Vor allen Dingen — sagt Luther — sollte in den hohen und niedrigen Schulen die vornehmste und geringste Lection sein die heilige Schrift und den jungen Knaben das Evangelium. Wo die heilige Schrift nicht regiert, da rathe ich fürwahr Niemand, daß er sein Kind hinthue. Es muß verderben Alles, was nicht Gottes Wort ohne Unterlaß treibet." — Dann aber muß der deutsche Lehrer wohl zu unterscheiden wissen zwischen Gotteswort und Menschenwort. Wissen muß er, daß für den ächt Religiösen Christus allein absolut ist, und daß Der, der sich neben ihn absolut setzet, mag es ein Mensch oder ein geschriebenes Wort sein, sein Gegner ist; wissen, daß die Wahrheit des Christenthums ewig ist, wie der Menschengeist, die Formen und Satzungen aber vergehen mit den Menschen, mit denen sie kamen, — daß die theologischen Anschauungen über das Christenthum nicht in zwei Jahrzehnten, noch weniger in zwei Jahrhunderten gleich sind, und daß es deshalb auf diesem Felde keine Wahrheit gibt, die zu einer Zeit als orthodox gilt, die nicht zu einer anderen Zeit schon als ketzerisch, weil als eine Neuerung gegolten und deshalb verdammt worden wäre; wissen, daß, weil im tiefsten Grunde Ein ewiges Gesetz Welt und Menschenleben trägt und dadurch Geist und Natur in Harmonie mit Gott sind, auch Religions-, Natur- und Menschenwissenschaft im Einklange stehen müssen, und daß es deshalb ein untrügliches Zeichen für jede von den dreien ist, wie sie selbst nicht in der Wahrheit geblieben, wenn sie die Resultate der beiden anderen oder einer von beiden bekämpft; wissen endlich, daß nicht die Autorität die Wahrheit, sondern daß die Wahrheit die Autorität ist. Also: Der deutsche Lehrer ist und sei ein Verkündiger der christlichen Religion und darum ein Gegner aller menschlichen Satzungen. — —

III.

Als deutschem Lehrer darf ihm zuletzt auch das dritte entscheidende Merkmal des deutschen Geistes nicht fehlen: **der Charakter der Wissenschaftlichkeit.** Man hat oft — theils zum Lobe, theils zum Tadel — die deutsche Nation ein Volk von Denkern genannt. Und allerdings: Der deutsche Geist hat ein Gedankenreich geschaffen, das einzig in der ganzen neueren Geschichte dasteht. Er hat eine Philosophie begründet, der sich nur die alte griechische Weisheit ebenbürtig an die Seite stellen darf: Kant, Fichte, Schelling, Hegel sind Namen, die ewig in dem Tempel der Geschichte eingeschrieben stehen. Er hat alle neueren Phasen, in denen die religiös-theologische Entwicklung aufgestiegen ist als Herold verkündet: ihm gehören nicht nur Luther und Melanchthon, die reformatorischen Geister; ihm gehört auch Spener, welcher der verketzernden Buchstabentheologie gegenüber die Religion in ihre wahre

Heimath, in das Gefühl, zurückführte; es gehört ihm Schleiermacher, der die transcendentale Dogmatik in eine religiöse Psychologie umwandelte und damit so tiefe Geisteswellen schlug, daß alle theologischen Parteien der Gegenwart, wissend und nichtwissend, anerkennend und bekämpfend, von seinem Geiste zehren. Er hat — dieser Geist — neben den großen Künstlern die Theorie der Kunst gezeigt, und seinen Winckelmann zu den Trümmern des Alterthums gesandt, um deren Sprache zu lauschen und dann die Kunstgeschichte der alten Welt dem Geschlechte der Gegenwart zu erzählen. Er hat in Wilhelm von Humboldt mit Tiefe und Feinheit die Sprachwissenschaft geschaffen, und in Alexander von Humboldt, dem Fürsten des Jahrhunderts in der Wissenschaft, die Welt als Kosmos erfaßt. Es hat dieser Geist die Grundrisse der Anthropologie, einer wahren Wissenschaft vom Menschen, und eine Wissenschaft der Pädagogik, wie sie kein anderes Volk hat, aufgestellt. — Doch, wie sollte ich sie alle nennen können, die Thaten dieses Geistes, — sie alle aufzählen, die Helden, die im Reiche der Geister in Deutschland aufgetreten und die Führerschaft in der geistigen Entwicklung der Menschheit übernommen haben? Die deutsche Nation hat mit deutschem Ernste, mit deutschem Fleiße und mit deutschem Tiefblick die größten Wahrheiten der Wissenschaft an das Licht des Tages emporgearbeitet und mit kosmopolitischem Sinn der Welt zur Nutznießung übergeben.

In diesem Geiste soll der deutsche Lehrer leben und wirken. Er soll nicht ein Alexander v. Humboldt werden: nur Wenige überschüttet die Gottheit — in einem Jahrhundert nur Einen — mit ihren Gaben überreichlich; — aber er soll, gleich diesem, oder vielmehr ihm nach, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganze erkennen und daher sie geistig zu genießen wissen, auch denkend die in ihr waltenden Gedanken und Gesetze Gottes erfassen, um diesen Genuß und diese Gesetze seinen Zöglingen mitzutheilen. Er soll nicht ein Karl Ritter in der Geographie, nicht ein Schlosser und Ranke in der Geschichte sein: aber er soll einerseits eine Ahnung von der inneren Durchdringung von Klima, Flora, Fauna und Mensch haben, und dann den Gang der göttlichen Vorsehung in der Geschichte erkennen, damit der Glaube an die waltende Gottheit ihn belebt, die Hoffnung von dem endlichen Siege der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe ihn stärkt, und Begeisterung für das Erhabene, Große und Schöne ihn erhebt, so daß er dem nichtswürdigen Treiben kalter Selbstsucht das Brandmal der Verachtung aufdrückt und in seinem Gerechtigkeitsgefühl beim Anblick des Weltgerichtes so erhoben wird, daß er die größte aller Wahrheiten und Tugenden, die Toleranz, kennen und üben lernt, und Jedem auf seinem Wege, auf seinem Standorte und nach seiner Individualität Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Wenn aber auch der Lehrer in allen Wissenschaften, ein bescheidener Lehrling, dem Orakel der großen Meister horchen soll: in Einer Wissenschaft soll er selber, so viel er's nach seiner Individualität vermag, ein Meister werden:

in der **Menschenkunde** und damit in der **Menschenerziehung**. Eine banausische Praxis, ein rohes Handthieren durch Traditionen erlernt, mag jedem anderen Lehrer in der Welt ziemen: dem deutschen Lehrer ziemt es nicht. Dem deutschen Lehrer ziemt Wissenschaftlichkeit in seiner Wissenschaft. Soll er nicht ein Handwerker sein, sondern ein Künstler werden, ein Künstler, der die höchste aller Künste, die Menschenerziehung, übt; so muß er ein Bewußtsein von der Größe seiner Aufgabe, einen Einblick in die Tiefen der Menschennatur besitzen. Ja, es ist wahr, und trotz alle Dem wahr, so viel man auch von bestimmten Seiten her dagegen vorzubringen gesucht hat: kein Pädagoge, wenn nicht ein Anthropologe. Man verlangt vom Gärtner, daß er zur rechten Zeit und am rechten Orte das Samenkorn einlegt, daß er also die Natur der bestimmten Pflanze, so wie den Boden und die Bedingungen kennt, auf dem und unter denen sie wächst. Welch' colossale Thorheit deshalb, zu wähnen, der Lehrer könne den Menschen erziehen, ohne die Menschennatur zu kennen. Die Menschennatur will studirt sein, um ihrem Wesen gemäß und ihrem Ideale entsprechend entwickelt zu werden. Theoretisch und practisch will sie studirt sein. Man kann der gelehrteste Mensch und dabei der schlechteste Erzieher sein; und ein Lehrer mit sonst mittelmäßigen Kenntnissen kann als tüchtiger Pädagoge auftreten, wenn er das Menschenwesen kennt und deshalb zweck- und naturgemäß zu erziehen weiß. Darum: Es müßte sich von selbst verstehen, wenn unsere übererfindungsreiche Zeit nicht auch dieses Sichvonselbstverstehen unverständlich zu machen gesucht hätte, — daß der Pädagoge ein Anthropologe sein muß. Gebietrisch fordert das vom deutschen Lehrer der deutsche Geist der Wissenschaftlichkeit, der Tiefe und der Gründlichkeit. —

Der ist der deutsche Lehrer, der vom christlich humanen Geiste der deutschen Literatur getragen wird, — der die Fundamentallehre des Christenthums von der Liebe nicht allein vom Himmel herab, sondern auch aus dem Innern seines eigenen Geistes herausholt, — der sich unausgesetzt mit dem Studium der Menschennatur beschäftigt, und dem dadurch die Tiefen des Menschenwesens erschlossen werden. Der auch und der allein kann deutsche Kinder erziehen — in Einigung mit dem Genius der deutschen Nation, — in Einheit mit Gott, mit der Welt und mit sich selbst. Wohlan denn, deutsche Lehrer:

„Die Zukunft habet Ihr, Ihr habt das Vaterland,
Ihr habt der Jugend Herz, Erzieher, in der Hand!
Was Ihr dem lockern Grund einpflanzt, wird Wurzel schlagen;
Was Ihr dem zarten Zweig einimpft, wird Früchte tragen;
Bedenkt, daß sie zum Heil der Welt Das werden sollen,
Was wir geworden nicht, und haben werden wollen." — —

Meine hochgeehrten Herren, Collegen und Freunde. Sie stehen heute auf klassischem Boden der Pädagogik, — auf dem Boden, von dem aus zu wiederholten Malen der deutschen Schule Kraft und Leben zugeflossen ist. Hier hat vor mehr als zweihundert Jahren, in der Zeit, wo die deutsche Pädagogik in Formalismus und Wortkram untergegangen war, da hat zu **Cöthen** Ratichius sein Motto „Gewohnheit verschwind, Vernunft überwind, Wahrheit platzfind" — in die Welt gerufen, und von einem Fürsten, der in jener finstern Vegetationsepoche des deutschen Geistes in Bezug auf dessen Pflege nicht seines Gleichen hat, auf freigebigste Weise die Mittel zur Ausführung seiner Grundsätze empfangen, der Grundsätze: Alles naturgemäß; — nur Einerlei auf einmal; — Eins oft wiederholt; Alles zuerst in der Muttersprache und dann aus dieser in andere Sprachen; — Alles ohne Zwang, mit Liebe; — Nichts soll auswendig gelernt werden, denn bloßes Auswendiglernen thut dem Verstande Abbruch; — Gleichförmigkeit in allen Dingen; — zuerst das Ding selbst, hernach die Weise von dem Dinge; — Alles durch Induction und Versuch. — Hier, in diesem Lande, hat im vorigen Jahrhundert, wo eine gewöhnliche Schulstrafe das Auswendiglernen des 119. Psalmen war, — da hat zu **Dessau** ein eben so edler Fürst, wie jener frühere, der allgemeinen Menschenliebe eine Werkstatt errichtet und Basedow mit seinem Philanthropin gastlich aufgenommen und gepflegt, — einen Mann, der, so einseitig er auch nach vielen Seiten hin sein mochte, doch die Erziehung dem verderblichen Zwange des äußeren Lebens enthob und mit freiem Geiste belebte, der körperlichen Ausbildung Geltung verschaffte, durch möglichste Veranschaulichung beim Unterricht und durch lebendige practische Lehre in den Sprachen den todten Gedächtnißkram aus der Schule verbannte, in der Religion die Offenbarung Gottes in der Natur (— ein Moment, das bishin beim Religionsunterricht ganz übersehen war —), sowie dem Kirchenthume gegenüber das Christenthum betonte, die Schulstube zum Sitze der Gesundheit und des Frohsinns machte, und die dem Leben abgestorbenen, kalten, herrschsüchtigen Schuldespoten zu liebevollen Vätern und Freunden ihrer Zöglinge umschuf. — Hier endlich, in **Anhalt**, ist es, wo ein liebevoller Fürst, unter dessen Schutze Sie heute tagen, wo mein gnädigster Herzog und Herr, die Volksschule so reichlich fundirte, daß sie ein gerechter Gegenstand der Bewunderung für Viele unserer deutschen Brüder sein muß. Durchwehe dieser klassische Geist der Pädagogik die Verhandlungen, die Sie mit Heute beginnen. Mit diesem Wunsche den **deutschen** Lehrern — herzlichen Gruß! — —

IX.

Was ist und was soll die Lehrerbildungsanstalt?

(Rede, gehalten am 27. April 1863, bei Einführung in das Seminar zu Gotha.)

Indem ich mit dem heutigen Eintritt in diese Räume die Pforten einer langen Vergangenheit mit all' ihrer Lust und Last zuschließe; und indem damit das letzte Lebewohl verklingt, das ich dem kleinen in dem großen Vaterlande zurufen mußte, wo die Plätze der ersten Jugendspiele auch den Mann noch mit zauberischer Gewalt fesseln, — wo die Orte, an denen sich dem Jünglinge zuerst, voll von Staunen, die Tiefen der Gottheit aufschlossen und ihm dadurch die Welt mit neuem Lichte beleuchtet ward, auch heute noch ein heiliger Boden sind, — wo für den Mann der ganze bisherige Thatenplatz mit den ihm liebgewordenen Freunden und Genossen liegt, — wo der Familienkreis seinen Mittelpunkt hat, von dem mich nur die Ueberzeugung losreißen konnte, daß ich folgen müsse, wenn ich gerufen würde, meine pädagogischen Ideen durch die That zu erproben und in der Praxis zu bewähren; indem das Alles meine Seele beim Eintritt in diese Räume heute bewegt: — — welch' andere Gedanken könnten da die Obergewalt über mich gewinnen, als die Gedanken über die Aufgabe, die mir hier gestellt ist, vor Allem über die Aufgabe der Centralanstalt, deren Leitung mir mitanvertraut ist, — der Anstalt, in der und aus der der ganze Organismus des Volksschulwesens seine belebende Kraft erhält! —

Was ist und was soll die Lehrerbildungsanstalt?*)

*) Ich habe in meiner „Reform der Lehrerseminare und der Volksschule" das Seminar „die Hochschule für die Bildung der Volksschullehrer" genannt, und ich glaube damit die Aufgabe der Volksschullehrerseminare der Zukunft bezeichnet zu haben. Schleiermacher sagt von den Universitäten: „Die Schule ist das Zusammensein der Meister mit den Lehrburschen, die Universität mit den Gesellen, die Akademie die Versammlung der Meister unter sich." „Der Universität liegt die Erzeugung und Erziehung des wissenschaftlichen Lebens ob, und damit bildet sie den Uebergangspunkt zwischen der Zeit, wo durch eine Grundlage von Kenntnissen, durch eigentliches Lernen die Jugend erst bearbeitet wird für die Wissenschaft, und der, wo der Mann in der vollen Kraft und Fülle des wissenschaftlichen Lebens nun selbst forschend das Gebiet der Erkenntniß erweitert oder schöner anbaut. Die Universität hat es also vorzüglich mit der Einleitung eines Processes, mit der Aufsicht über seine ersten Entwicklungen zu thun. Aber nichts Geringeres ist Dies, als ein ganz neuer geistiger Lebensproceß. Die Idee der Wissenschaft in den edleren, mit Kenntnissen mancher Art schon ausgerüsteten Jünglingen zu erwecken, ihr zur Herrschaft über sie zu verhelfen aus demjenigen Gebiet der Erkenntniß, dem Jeder sich besonders widmen will, so daß es ihnen zur Natur

Das ist die Frage, die ich mir selbst heute beantworten muß, und die ich deshalb auch jetzt vor Ihnen, hochgeehrte Versammelte, beantworten will.

Die Lehrerbildungsanstalt hat Lehrer zu bilden, die wissen, was sie wollen, und die können, was sie sollen.

Das ist meine Antwort auf die Frage. —

Die wissen, was sie wollen.

Erziehungskunst, — höchste der Künste, heiligste Angelegenheit der Menschheit, wesentlichste Sorge der Staaten, weil auf dir die Zukunft des Einzelnen und der Gesammtheit, des Vaterlandes und der Menschheit ruht, — in dir liegt umschlossen, was der Lehrer will und was er darum verstehen muß. Erziehen will er: die gottgegebene Menschheitspflanze in die angemessene Temperatur bringen, mit dem rechten Licht, mit der rechten Luft, mit der rechten Wärme versorgen, daß sie aus sich heraus und mit selbsteigner Thätigkeit die in ihr liegenden Keime entfalten kann; denn der Mensch trägt von Uranfang an die Grundeigenschaften seines Wesens in sich, und die Kunst des Erziehers besteht wesentlich nur darin, zu entfernen, was die freie Selbstentfaltung dieses Wesens hindern könnte, und das eigentlich Menschliche im Menschen, die Selbstthätigkeit, walten zu lassen, ihr die größtmögliche Lebendigkeit und Ausdehnung zu verschaffen, ihr

---

werde, Alles aus dem Gesichtspunkte der Wissenschaft zu betrachten, alles Einzelne nicht für sich, sondern in seinen nächsten wissenschaftlichen Verbindungen anzuschauen, und in einen großen Zusammenhang einzutragen in beständiger Beziehung auf die Einheit und Allheit der Erkenntniß, daß sie lernen in jedem Denken sich der Grundgesetze der Wissenschaft bewußt zu werden, und eben dadurch das Vermögen selbst zu forschen, zu erfinden und darzustellen, allmählich aus sich herausarbeiten, dies ist das Geschäft der Universität." Was hier Schleiermacher als Aufgabe der Universität meisterhaft gezeichnet hat, das ist nach meiner Ansicht auch (— natürlich nach der eigenthümlichen Stellung auf eigenthümliche Weise, denn wenn von „Hochschule" gesprochen wird, so darf man den Begriff nicht unmittelbar mit den empirisch gegebenen Universitäten zusammenfallen lassen: eine Anschauung, gegen die wir uns hier ausdrücklich verwahren —) die eine und erste Aufgabe des Lehrerseminars. Es soll seinen Zöglingen in den wichtigsten und höchsten Lebens- und Entwicklungsgesetzen die Gott-, Natur- und Menschenwissenschaft, sowie in großen Umrissen den inneren Zusammenhang derselben vorführen, — und zwar so, daß sich seine Zöglinge dabei nicht blos receptiv, sondern zugleich productiv verhalten, indem ihr bisheriges Wissen, das sie mitbringen, einestheils nur ergänzt und also an dasselbe angeknüpft, dann aber dieses — und das vorzüglich — auf seine letzten Gründe, auf die Gott-, Welt- und Menschheitsgesetze zurückgeführt wird. Es soll sodann das Seminar seine Zöglinge in ihre eigentliche Berufswissenschaft, in die Pädagogik, einführen und hier von der Basis derselben, von der Anthropologie ausgehen, zur Theorie der Pädagogik weiterschreiten und in der Geschichte der Pädagogik gipfeln. Diese Wissenschaft soll das Seminar seinen Zöglingen einerseits im Zusammenhange mit aller anderen Wissenschaft zur Anschauung bringen; andrerseits soll sich beim Studium derselben der Seminarist vollständig der Lebensgesetze dieser seiner Wissenschaft und damit der Naturgesetze des Menschen, damit aber der Naturgesetze der Erziehung bewußt werden. In dieser Absicht soll auch hier nicht ängstlich mehr die Elementarmethode (— von der Anschauung zum Begriff, so daß der Seminarist nur aus den einzelnen practischen Lectionen, die er gesehen hat oder die ihm vorgeführt werden, das pädagogische Gesetz ableiten dürfte, —)

alle Kraft des Leibes und des Geistes zu unterwerfen, sie selbst aber dem höchsten Ideale des Menschenlebens unterzuordnen. Erziehen: das Individuum, entsprechend der ureigenen Kraft, die ihm mitgegeben ist, in den großen Organismus bewußt hineinentwickeln, dem der Mensch als Glied von Geburt an unbewußt angehört, — in den Organismus der Natur, der Menschheit und Gottes; denn das Bildungs- und Lebensgesetz des Menschen heißt Einigung mit der Natur, mit der Menschheit und mit Gott und dadurch Einheit und Einigung mit sich selbst. In Harmonie aber mit Gott, mit Natur und mit Menschheit erziehen ist nichts anderes, als alle leibliche und geistige Kraft des Zöglings in den Dienst der Wahrheit und Freiheit, der Liebe und Schönheit stellen und dadurch das göttliche Ebenbild im Menschen noch einmal schaffen, — in's Bewußtsein schaffen.

Um die Entwicklung zu diesem Ziele hinführen zu können, muß der Lehrer die Natur, die Menschheit und Gott kennen. Die Natur muß er kennen, — die eine große Hälfte der Offenbarung des Ewigen, voll von Leben und Geist, von Allmacht und Wunder, magst du hinaufsteigen zu den Nebelfeldern des Himmels, zu den Milchstraßenwelten, deren Größe und Ferne du dein Lebenlang nicht in Zahlen schreiben und aussprechen kannst, oder hernieder in die kleinsten Räume dringen, die allein das Mikroskop eröffnet, zu den Thieren, von denen Millionen nur ein Sandkorn groß sind. Die Natur und ihre Wissenschaft muß der Lehrer kennen, um sie seinen Zöglingen als Nahrungsmittel bieten zu können: nicht auf die Einzelheiten in allen einzelnen Naturwissenschaften kommt's

festgehalten werden, obschon sie nicht ausgeschlossen werden darf: im Seminar als Hochschule muß der Seminarist, wenn er in diese seine höchsten Wissenschaften eingeweiht wird, geistig so weit vorgeschritten sein, daß er mit seinem Lehrer im Verein inductiv und deductiv seine Wissenschaft producirt; also nicht blos aus den Vorstellungen die Begriffe, Urtheile und Schlüsse zieht, sondern auch von dem allgemeinen Begriff der Wissenschaft zu den einzelnen Gesetzen derselben herabzusteigen weiß. — Das ist die eine große Hälfte der Aufgabe, die dem Seminaristen seine Hochschule stellt. Ihre Forderungen an ihn sind jedoch damit noch nicht erfüllt. Die Hochschule für die Volksschullehrer muß zugleich eine Kunstschule sein. Erziehen und Unterrichten ist eine Kunst: eine Kunst aber kann nicht blos gelehrt, sie will geübt sein. In dieser Beziehung müssen die Seminarlehrer ihren Zöglingen als Künstlerideale, an denen sie sich zu begeistern vermögen, dastehen. Eben so müssen die Lehrer der Seminarschule für die Seminaristen wirkliche Musterlehrer sein: an ihnen muß ihnen die Theorie der Pädagogik verkörpert entgegentreten. Endlich aber, da man nur ein Künstler wird, wenn man sich in der Kunst versucht, müssen die Seminaristen selbst pädagogisch thätig werden: im Seminar sollen sie daher in freien Reproductionen der gehörten Auseinandersetzungen, durch Referate über ein durchstudirtes Buch (— Lesen lernen ist für die Seminaristen eine der ersten Aufgaben —), durch freie Vorträge über ein in ihrem Gesichtskreise liegendes pädagogisches Thema ꝛc. die freie geistige Kraft und Thätigkeit gewinnen, die für den Lehrer nothwendig ist; und in der Seminarschule sollen sie in Versuchen, die von dem Seminarlehrer vorbereitet und von diesem geleitet werden, sich selbst und ihre Lehrer überzeugen, wie weit sie in der Kunst der Menschenbildung vorgeschritten sind. So treten Theorie und Praxis, Seminar und Seminarschule in innige Harmonie, ohne daß in eine Seite der alleinige Schwerpunkt gelegt wird, was unter allen Verhältnissen und jedesmal zur Einseitigkeit führen würde. Und so auch wird das Seminar, was es werden soll und muß, — die Hochschule für die Bildung der Volksschullehrer. —

an; aber ein lebendiges Bild vom Himmel und von der Erde muß er besitzen, den Zusammenhang der Weltgesetze erkannt haben, selber in dem Allleben des Kosmos zu sehen verstehen und das Gesehene lebendig in Worten darstellen können. — Die Menschheit und ihre Entwicklungsgesetze in der Geschichte soll der Lehrer kennen. Denn zeigen die Naturwissenschaften das Leben mehr in seinem ruhigen Sein, in seiner stillen Erhabenheit, in seiner majestätischen Passivität; so stellt die Geschichte vielmehr das Leben dar als immerwährenden Fortschritt, als thätiges Werden, als Triumph des Vollkommeneren über das Unvollkommenere, der Wahrheit über die Lüge, der Freiheit über die Knechtschaft, der Liebe über den Haß. Und wer nicht das Laufen der Menschheit zu Gott hin erkennt, wer nicht in der Entwicklung der Geschichte die waltende Vernunft des unendlichen Geistes sieht, und wer nicht dadurch zur Begeisterung für die Menschheit und für sein Volk entflammt wird, so daß er in die Lebensgesetze von jener wie in die Logik von diesem, d. i. in dessen Sprache einzudringen sucht und mit dessen großen literarischen Produkten die Seele zu tränken strebt: der kann kein Lehrer sein. — In Gott und in die Gottwissenschaft muß der Lehrer hineinsteigen. Gott ist der Anfang und das Ende unseres Wissens, unseres Fühlens, unseres Wollens, unseres Lebens. In Gott und aus Gott zu leben d. i. Religion zu haben: darin besteht der größte Vorzug des Menschen vor dem Thiere. Es gibt keine wahre Bildung, die nicht ihren letzten Anker in Gott einschlüge. Wie es kein wahres Wissen gibt, das nicht seinen Anfangs- und seinen Endpunkt in Gott fände. Darum ist in Wahrheit für alle Wissenschaft nur Ein Object da: Gott! und die verschiedenen Wissenschaften bezeichnen nur die einzelnen Stationen des Weges, auf dem es zu Gott geht. Deshalb muß denn auch die Religion und ihre Wissenschaft, die Gott-Wissenschaft, das Herzblut sein, das alle Adern des Lehrers durchströmt und alles Denken und Thun des Lehrers leitet.

Damit ist die Unterrichtsaufgabe der Lehrerbildungsanstalt*) gezeichnet. Sie soll

---

*) Die Methode, welche bei den einzelnen Wissenschaften im Lehrerseminar angewandt wird, darf keineswegs eine blos vortragende sein. Ueberall und zu jeder Zeit muß der Seminarist nicht blos zum Selbstarbeiten angeleitet werden; er muß in Wirklichkeit stets selbst arbeiten. Wenn schon vom Kinde gefordert wird, daß es beim Unterricht so viel als möglich selbst thue, weil Der, der stets am Gängelbande geführt wird, nie selbst gehen lernt; so gilt das beim Seminaristen, der später ein selbstständiger Lehrer werden will, noch vielmehr. Alles Lehren im Seminar muß daher ein Dialogisiren sein. Der Lernende muß selbstständig sein und selbstthätig in seinem Lernen. Nur was der Mensch aus sich selbst entwickelt, das hat er. Ueberall muß der Seminarlehrer seine Seminaristen anleiten, daß sie selber finden, selber handeln, selber produciren, oder wenigstens reproduciren. Dazu darf er dann nicht abstracte Vorträge halten, sondern die Wahrheiten immer im Concreten anwenden lassen, damit er practische Lehrer erzieht: immer Induction und Deduction — Analyse und Synthese, Synthese und Analyse. Daß er deshalb nicht immer und überall, auch beim Unterricht in der Anthropologie &c. elementarisiren soll, versteht sich von selbst, denn es wäre in der Oberklasse und ihren Unterrichtszweigen (Anthropologie, Theorie und Geschichte der Pädagogik) eine Sünde gegen den nun zum Denken aufgebrochenen Geist des Seminaristen, der nicht mehr blos von der Anschauung zum Begriff, sondern auch vom Begriff aus geleitet und von da in die Vorstellungswelt zurückblicken will, wenn er fortdauernd wie ein Kind von der Anschauung (— die Uebertreibung dieser Richtung liegt in der Gegenwart nahe! —) zum Begriff hin geistig geführt werden sollte. —

auf diesem Wege den Lehrer nicht zum Theologen, so wenig als zum Natur- und Geschichtsforscher in der eigentlichen wissenschaftlichen Fachbedeutung erziehen. Sie soll ihn nur — wie Schleiermacher den Kanon angibt — anleiten, daß er alles Das übersehen lernt, was auch bei der möglichst höchsten Erweiterung in der Volksschule vorkommen kann. Sie soll nur dahin streben, daß er einen freien und offenen Blick nach allen Seiten hin erlangt und diesen dann dadurch bewahrt, daß er über dem Vielerlei im Lernen und Wissen das Eine nicht verliert, wodurch allein alles Material beherrscht wird, — die universalen Musterbilder alles Lebens, die Ideen. Ja, sie soll nur darauf hinwirken, daß er unverrückt das Auge hinrichten lernt auf das Ideale, auf das Ewige im Endlichen, auf das Göttliche im Menschlichen, auf die Wahrheit und Freiheit, auf die Liebe und Schönheit. Da liegt das Geheimniß, daß selbst bei mangelhaften Schuleinrichtungen, oder bei nicht weiter und breiter Gelehrsamkeit des Lehrers Großes in der Schule geleistet werden kann. Denn damit weiß der Lehrer, was er will.

Und dann wird er auch streben, zu

Können, was er soll.

Nicht blos wissen, — können muß der Lehrer, und zum Können hat deshalb die Lehrerbildungsanstalt ihre Zöglinge vor Allem zu erziehen. Ein Lehrmeister ist nur, wer den Lehrling und die Lehre kennt, und wer dann dieser Kenntniß gemäß die letztere dem ersteren zur rechten Zeit und in rechter Beschaffenheit zu reichen versteht. Es muß demnach der Lehrer ein Anthropologe sein.*) Er muß einen Einblick in den leiblichen und geistigen Organismus des Menschen, sowie in die Entwicklung desselben gethan haben, um die materiellen und ideellen Processe des Menschenlebens zu verstehen und sie demgemäß naturgesetzlich zu erregen. Man kann keinen rechten Weg im Leben einschlagen, ohne sich selbst, ohne den Menschen zu kennen. Und man kann keinen einzigen Schritt vorwärts in der Erziehungskunst gehen, ohne zu verstehen, was der Mensch ist und was er bedeutet, wie er lebt und wie er sich entwickelt, was das Menschensein im Innersten zusammenhält und nach welchen Gesetzen sich der Gottgedanke, der Mensch

*) Die Seminaristen müssen theoretisch in die Resultate der gegenwärtigen anthropologischen Forschungen eingeführt werden. Denn es wäre eine Schmach, wenn die Lehrer die Eintheilung, die Physiologie 2c. der Pflanzen, oder mathematische Geographie 2c., aber nicht den Bau des menschlichen Organismus, nicht die Gesetze der Diätetik, nicht die Processe des menschlichen Seelenlebens kennen. Nur darf der Lehrer der Anthropologie seine Zöglinge nicht in eine einseitige abstracte theoretische Richtung leiten. Er muß sie wirklich beobachten lehren. Wenn das Sehenlernen der Seminaristen irgendwo nothwendig ist, so ist es hier. Nur auf diesem Wege bekommt der künftige Lehrer eine theoretische Einsicht von seiner Praxis, ein Bewußtsein von den physischen und psychischen Gesetzen, denen er mit seiner Thätigkeit dient. Aber glaube nur Niemand, daß dieses Sehenlernen von selbst kommt; es will und muß geübt sein. Nur vorangehende ernste anthropologische theoretische und practische Studien führen zum Ziel. —

heißt, in die Sinnenwelt hineinlebt. Der Lehrer muß wissen, was leiblich und geistig der Mensch ist und wovon er lebt; und er darf nicht blos theoretisch wissen, wie und wann, in welchem Maße und in welcher Beschaffenheit die Geistesspeisen an die Geistesorgane herangebracht werden, — er muß sie in der Wirklichkeit heranbringen können. Die Praxis ist deshalb für den Lehrer die Mutter der Weisheit, und das Lehrerseminar hat also neben der Theorie der Anthropologie und Pädagogik wesentlich seine Zöglinge in die Praxis der Erziehungskunst einzuführen, damit sie in der Schulstube die Gesetze der Erziehung anzuwenden, den Unterrichtsstoff zweckentsprechend nach Ort und Zeit zu reichen, das geistige Leben der Schüler anzuregen, auf Gesinnung und Willen derselben zu wirken, eine größere Zahl und einzelne Abtheilungen von ihnen zu gleicher Zeit in Thätigkeit zu setzen, sich die Anhänglichkeit und Achtung derselben zu erwerben, sowie ihr Thun richtig zu beurtheilen und zu leiten verstehen. Dazu bedarfs der sorgsamsten Uebung, weil Uebung allein den Meister macht. Es bedarf dazu eines klaren Denkens und eines deutlichen Darstellens des klar Gedachten. Es bedarf der tiefsten Liebe, die selbst der Sünden Menge deckt, — der strengsten Gewissenhaftigkeit, die keinen Schritt vom Wege des Rechtes weicht, — der größten Selbstbeherrschung, die bei stärkster Entschiedenheit doch zugleich die weltüberwindende Sanft- und Demuth übt. Charaktere bedarfs dazu. Charaktere zu erziehen: das ist darum die erste und die höchste Aufgabe der Lehrerbildungsanstalt. Männer von Kraft, von Beständigkeit, von Ausdauer, von Gesinnung, — die mit dem Muthe der Wahrheit der Lüge ihre Nichtigkeit in's Gesicht sagen, die mit dem Herzen voll Liebe auch bei Andersdenkenden das göttliche Recht der Individualität ehren, Haß nur schwören der Heuchelei und der Intoleranz, und Kampf nur auf Tod und Leben eingehen mit der todten Satzung und mit dem Vorurtheil. Ruhe und Selbstgewißheit, Sicherheit und Bestimmtheit: darin liegt das offenbare Geheimniß, daß ein Lehrer bei Schülern und Aeltern zugleich eine Autorität wird, — eine Autorität, die nicht mit dem Stock erzwungen, sondern das Resultat innerer und innerlichster Ergebenheit ist. Der Lehrer gilt bei seinen Schülern und deren Aeltern nur soviel, als er geistig aus sich macht, und er kann nur soviel wirken, als er bei ihnen gilt. Von seiner Autorität, von der Achtung und Ehrfurcht vor dem Erzieher hängt nicht blos die glückliche Entwicklung des einzelnen Zöglings, hängt Achtung und Ehrfurcht vor Gesetz und Recht, vor den weltlichen und den himmlischen Mächten ab. —

Zöglinge dieser Anstalt! Das ist das Ziel, dem Sie entgegenzustreben haben. Sie selbst! Jeder Einzelne für sich! Denn Sie mögen wissen, daß nicht ich, daß Keiner Ihnen das geben kann. Sie selbst müssen's sich erringen. Der Mensch ist, so lange er auf Erden lebt, ein Kämpfer: er muß sich sein Geistesleben ersiegen; denn es gibt nicht eine fertige Wahrheit, die, ein für alle Mal genossen, den Geist des Menschen auf immer zu sättigen vermöchte. Das Höchste, das Edelste, das Göttlichste in der Welt — das selbstbewußte, freie Leben des Geistes — muß immer von Neuem

von jedem Menschen erobert werden. Darum auch die Bildung, die sich die Lehrer erwerben sollen und müssen. Und nur wenn die werdenden und die gewordenen Lehrer unverrückt durch Selbstdenken und Selbstthun dem ihnen gestellten Ziele entgegenstreben, werden ihnen die Rechte, nach denen die Volksschule der Gegenwart ringt, nicht länger vorenthalten werden können: freie Organisation der Schule in sich, so daß sie nicht durch fremden Stand bevormundet wird; — angemessene Stellung der Lehrerwelt im Staatsleben, so daß der Lehrerstand an Rang und Gehalt den anderen bei der. Staatsarbeit betheiligten Ständen ebenbürtig zur Seite tritt. Aber auch nur unter jenen Bedingungen können diese Güter wirkliche Güter für die Lehrer sein d. h. geistig von ihnen genutzt werden. Der Lehrer, bei dem noch sklavische Abhängigkeit und Unselbstständigkeit im Denken und Thun herrscht, und in dem noch nicht das Gefühl seiner Würde, aber auch seiner Verantwortung wach ist, kann nicht frei sein, weil er sich selbst zum Sklaven macht. Die Freiheit kann Keinem geschenkt werden. Sie will erworben sein. Und nur „wer immer strebend sich bemüht," — der kann „erlöst" werden. —

Damit der Zögling in der Lehrerbildungsanstalt werden kann, was er werden soll, müssen ihm **die Seminarlehrer** als Ideale vorleuchten. Der Lehrer des Seminars muß Das in Wahrheit und Wirklichkeit sein, was der Lehrer der Volksschule werden soll. Wir können, hochgeehrte Collegen, nicht wichtig genug von der Anstalt denken, der wir dienen, und von dem Amte, das wir bekleiden. Wie die Lehrerbildungsanstalt so die Lehrer, und wie die Lehrer so das Volk, denn materieller und geistiger Wohlstand im Volke ist durch den Fortschritt der Volksbildung, die Volksbildung von dem Fortschritt der Volksschule, die Volksschule von dem Fortschritt in der Bildung der Volkslehrer, die geistige Entwicklung der Volkslehrer von der zweckmäßigen Lehrerbildungsanstalt und der Durchbildung ihrer Organe bedingt. Wenn darum schon vom Lehrer im Allgemeinen gilt, daß er mehr wissen muß, als seine Schüler lernen sollen; so gilt das von den Seminarlehrern im erhöhtesten Maße. Sie müssen in ihrer Gesammtheit das für den Volkslehrer nöthige Kennen und Können vollkommen beherrschen, so daß der Seminarunterricht in allen Zweigen des Wissens klar und gründlich, lebendig und eindringlich, anschaulich und practisch ertheilt wird. Nur auf diesem Wege wird in dem künftigen Lehrer das Geistige nicht ungeistig, das Organische nicht mechanisch werden, — wird bei ihm die Erhebung in die Wissenschaft nicht Einbildung und Dünkel erzeugen, denn nur die Oberflächlichkeit ist arrogant, die gründliche Wissenschaft macht bescheiden und demüthig. — Es muß der Seminarlehrer weiterhin vertraut sein mit der wissenschaftlichen und practischen Pädagogik, damit sein Unterricht, fern von allem Dressiren und Abrichten, auf freie Entwicklung und freie Selbstbestimmung der Seminaristen hinzielt. Zugleich wird er durch sein Thun beweisen, daß beim Lehren

auf die Methode Vieles ankommt, daß selbst das Aeußerliche derselben nicht ohne Bedeutung ist, und daß sogar Kleinigkeiten dabei nicht vernachlässigt werden dürfen; daß aber doch nie auf Nebensachen zu hohes Gewicht gelegt werden darf, weil es der Geist ist, der auch hier regieren muß. — Es soll endlich der Seminarlehrer ein Charakter sein, der, fern von geheimer Ausspionirerei und Bevormundung, seine Zöglinge mit Humanität leitet, der aber auch durch seine Ruhe und Leidenschaftslosigkeit, durch wenig Worte und viel That, durch seine Sicherheit im Handeln und durch seinen eigenen Gehorsam gegen das Gesetz seinen Zöglingen lebendig zeigt, wie ein Lehrer nur der sein kann, den der Geist des Ernstes und der Ordnung, der Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit, des Gehorsams und der Gottesfurcht, der strengsten Sittlichkeit und der aufopferndsten Liebe beseelet. —

Wenn ich diese Anforderung an Sie, meine werthen Mitarbeiter an dieser Anstalt, mache; so geschieht es nur, indem ich sie zuerst und in erhöhtestem Maße an mich selbst stelle. Denn ich weiß, daß für den Lenker der Lehrerbildungsanstalt die Aufgabe noch größer ist, als für den Lehrer an derselben. **Der Director des Seminars** ist der Mittel- und Schwerpunkt des ganzen Organismus, und was auf jeden Lehrer in seiner Schule, das hat noch mehr auf ihn Anwendung: Was helfen alle guten Gesetze, wenn die executive Gewalt entweder sie nicht auszuführen w e i ß, oder sie nicht ausführen w i l l! Der Seminardirector muß Herr der pädagogischen Wissenschaft sein: es muß sich als Resultat derselben in seiner Seele ein Ideal der Volksschule und der Lehrerbildungsanstalt gebildet haben, nach dem er mit weiser Besonnenheit das Bestehende beurtheilt und weiter entwickelt; es muß dieses Musterbild auf der Höhe der gegenwärtigen pädagogischen Wissenschaft stehen und nicht aus Luft gebaut sein, sondern als nothwendiges Ergebniß der bisherigen Geschichte der Pädagogik sich darstellen, so daß daneben alle Launen und augenblicklichen Einfälle verstummen. Es muß der Dirigent des Seminars mit klarem Blick und sicherer Hand den Weg zu zeichnen verstehen, der zu diesem Musterbilde hinführt, und diesen Weg selbst zu gehen wissen, — unbeirrt von kleinlichen Intriguen und jeweiligen Tagesrichtungen, denn wer nicht das Endliche dem Ewigen zum Opfer zu bringen weiß, und wer wiederum bei aller Festigkeit mit zartestem Wahrheitsgewissen nicht Preis geben kann, was im Feuer der Prüfung als Schlacke erscheint, der ist kein ächter Seminardirector. Denn Wahrheit und Wahrhaftigkeit über Alles! das muß die Parole des Seminardirectors sein. Wahr gegen sich selbst, denn Selbsterkenntniß thut ihm vor Allem Noth, damit er seine eigene Gesinnung und Handlung streng und gerecht beurtheilt, und damit er nicht seine Person an die Stelle der Sache setzt, die er zu vertreten hat. Wahr gegen seine Behörde, damit er nicht als Kopfhänger und Mantelträger in das Seminar hineindirigirt, was weder seine Ueberzeugung, noch die Wahrheit der pädagogischen Wissenschaft ist. Wahr gegen seine Collegen, damit sie wissen, woran sie mit ihm sind, — damit sie in ihm einen Mann finden,

welcher der Selbstständigkeit und Individualität Raum gewährt, soweit dadurch die Idee des ganzen Organismus nicht verletzt wird, soweit ganz, aber auch nicht weiter, keinen Finger breit; denn von dieser Gränzscheide wird's bestimmt, ob er mit ihnen und sie mit ihm eine organische Einheit bilden: die Grundbedingung für das Gedeihen jeder größeren Schulanstalt. Nur ein Mann, der wahr und wahrhaftig ist, kann Wahrheit und Wahrhaftigkeit in der Seele seiner Zöglinge erzeugen. — Und nur ein Mann, der selbst ein Meister in der Unterrichtskunst ist, kann der Leiter und Lehrer Derer sein, die „Schulmeister" werden wollen. Darum soll denn endlich der Seminardirector auch seine Zöglinge durch seinen eigenen Unterricht für den Unterricht zu begeistern verstehen, wie er durch seine eigene Bildung Begeisterung in ihnen für ihre Bildung und für die des Volkes entflammen soll. —

Das ist die Aufgabe des Seminardirectors. Ob ich dieselbe zu lösen vermag? — — —

„Nicht, daß ich's schon ergriffen hätte; ich jage ihm aber nach, daß ich's ergreifen möchte." Ich komme mit dem festen Vorsatze hierher, alle Kraft, die mir Gott gegeben hat, einzusetzen, um Das, was die Pädagogik der Gegenwart fordert und was ich als wahre und gerechte Forderung erkannt habe — einen tüchtigen Lehrerstand und eine freie, selbstständige Volksschule — practisch zu verwirklichen, soweit es die gegebenen Verhältnisse nur irgend möglich machen. Und das Eine darf ich bei Darlegung dieser meiner Absicht versichern: Ich bin bis jetzt immer Das, was ich gewesen bin, ganz gewesen, und habe dadurch das Glück genossen, in den Kreisen, in denen ich wirkte, volle und ungetheilte Liebe zu ernten. Ich komme mit dem heiligen Entschlusse hierher, werth zu werden des Vertrauens, womit mich mein gnädigster Herzog und Herr durch die Berufung in meine hiesige Stellung beehrt hat, — der Fürst, dem ich ehrfurchtsvolle Liebe entgegengetragen habe, noch ehe ich mich „Sein" nennen konnte. Ich komme, werth mich zu machen des Vertrauens der hohen Behörde, welche berufen ist, die Weisheit unseres Fürsten in seinem glücklichen Lande durchzuführen, — in dem Lande, das einst unter Ernst dem Frommen in der Pädagogik der Volksschule eine Leuchte für Deutschland gewesen ist. Ich komme, um ohne Menschenfurcht für das Wohl der gothaischen Schulen zu wirken — unter der Obhut Dessen, der mich bisher wunderbar geführt hat und der (— so bitte ich und Deß bin ich getrost —) auch weiterhin mein Leiter sein wird. Nehmen Sie mich denn auf in Ihre Mitte, wie ich bin; ich will Ihnen sein, was ich kann. —

Nachschrift.

Nur wenn wir tüchtige Volksschullehrerseminare haben, werden wir tüchtige Volksschulen erhalten. Dasselbe gilt aber auch auf allen anderen Gebieten der Erziehung und des Unterrichts. Darum ergeht von der Pädagogik als unabweisbare Forderung an die

Gegenwart: Schafft Seminare für alle Gattungen von Schulen resp. von Lehrern. Ohne allgemeine und zweckentsprechende Lehrerbildung keine richtige Anschauung vom Wesen der Erziehung, darum keine Schulen, welche den Anforderungen der Gegenwart entsprechen, und darum keine Garantie für eine gesunde Zukunft des Volkslebens. Die Volksschule hat seit Pestalozzi so gewaltige und sichere Fortschritte gemacht, weil ihre Lehrer in den Seminaren theoretisch und practisch zu Künstlern herangebildet werden, und diese Fortschritte werden um so größer werden, je glücklicher die Volksschullehrerseminare ihre hohe Aufgabe lösen. Trotz dieser Mahnung und Lehre aus der Geschichte fehlen den höheren Lehranstalten, den humanistischen Gymnasien und den Realschulen, noch Seminare für ihre Lehrer; ja es ist noch eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß Gymnasiallehrer mit Mitleid und Verachtung auf die pädagogische Ausbildung der Volksschullehrer herabsehen, indem sie meinen, mit ihrem philologischen und philosophischen &c. Wissen auch die Geschicklichkeit des Lehrens überkommen zu haben, — jeden Zweifler an dieser Wahrheit auf die Resultate der Gymnasien hinweisend, in denen man es auch ohne besondere pädagogische Durchbildung der Lehrer so herrlich weit gebracht. Man vergißt jedoch hierbei, daß die wahrhaft guten d. i. pädagogisch tüchtigen Gymnasiallehrer entweder durch innere große Anlagen und also durch sichern Tact, oder aber erst durch Erfahrung und also auf Kosten ihrer Schüler große Pädagogen wurden, daß demnach die wahre Pädagogik in den Gymnasien dem Zufall überlassen ist, woneben die größere Anzahl der Lehrer auch an den höheren Unterrichtsanstalten immer nur aus Mittelgut besteht und bestehen kann, das nicht fähig und nicht gewillt ist, sich selbst ohne vorhergehende Vorbereitung in die Tiefen der Menschennatur und damit in die Gesetze der Erziehung hineinzustudiren, und daß die Gymnasien &c. unendlich viel mehr geleistet haben würden, wenn sie in allen ihren Lehrern stets tüchtige Pädagogen erhalten hätten. Philologische Seminare ersetzen nicht die pädagogischen: jene erweitern und vertiefen die philologischen Kenntnisse ihrer Zöglinge; diese sollen die Gesetze der Menschennatur darlegen, die geistigen Nahrungsmittel nach ihrem Nahrungswerthe für die Gymnasialzöglinge aufzeigen und dann Gesetze geben, nach denen diese Nahrungsmittel von den Zöglingen verdaut werden. Auch das sogenannte „Probejahr" reicht nicht zur pädagogischen Ausbildung aus, denn, abgesehen davon, daß die Aufsicht des Gymnasialdirectors über den sein Probejahr abhaltenden jungen Lehrer immer nur eine mangelhafte ist und sein kann, und daß der Candidat immer nur täglich einige Lehrstunden practisch abzuhalten hat, die nach dem Bedürfniß und nach dem Nutzen für das Gymnasium, nicht aber nach den Gesichtspunkten seiner pädagogischen Ausbildung ausgewählt werden und werden können; so kommt der nur im philologischen Seminar ausgebildete Candidat meist mit solcher Selbstgenügsamkeit, welche ihm seine vermeintlich zum Eigenthum gewordene Wissenschaft verleiht, in die Schule, daß er der pädagogischen Erfahrungen Anderer nicht bedarf, weil er mit seiner philologischen Gelehrsamkeit unfehlbar ist, — ein Umstand, der ihn zugleich verhindert, eigene pädagogische Erfahrungen zu machen. — Nur pädagogische Seminare für Gymnasiallehrer können die Klagen über Gefährdung der

Gesundheit der Zöglinge im Gymnasium vernichten, denn mittelst ihrer allein kann die Erweiterung des wissenschaftlichen Lehrgebietes durch pädagogische Vortheile aufgewogen, kann die gegenwärtig an die Gymnasien gestellte größere wissenschaftliche Aufgabe in kürzerer Zeit gelöst werden. Und nur durch pädagogische Seminare wird die zweckentsprechendste Methode für die einzelnen Unterrichtsgegenstände in den Gymnasien eingeführt und dadurch mehr Lust und Liebe für das klassische Alterthum in den Schülern geweckt werden, so daß diese nicht blos das Nothwendigste sich aneignen, um nach mühsam bestandenem Abiturientenexamen zur Universität gehen zu können, sondern daß sie das ewig jugendliche Leben Griechenlands noch einmal in den Kunstwerken desselben nachleben und dadurch ihrer eigenen Jugend die rechte Nahrung reichen. — Und wie mit den humanistischen Gymnasien, so mit den Realschulen. Die Entwicklung der Realschulen fordert von der Gegenwart, daß ihre Lehrer sachlich für sie besonders ausgebildet werden, und daß nicht mehr Philologen und Theologen geeignet sind, den Unterricht an und in ihnen zu besorgen. Sie fordert weiter, daß nicht mehr Philologen als Directoren derselben angestellt werden; eben so wenig, wie es ihrem Entwicklungsstadium noch entsprechend ist, daß Philologen die Referenten für sie in den Staatsministerien sind. Die Realschulen haben sich zu bestimmten, eigenthümlichen, selbstständigen Bildungsanstalten herausentwickelt: es gehört ihnen bei weiterer Entwicklung ein großer Theil der Zukunft auf dem Gebiete der Pädagogik! Darum aber sind auch Seminare für ihre Lehrer nothwendig. — Nur erst, wenn wir Seminare für die Lehrer an humanistischen Gymnasien und Realschulen haben, wie wir sie für die Lehrer an Volksschulen besitzen und erstreben, und wie sie die Neuzeit für Lehrerinnen einrichtet, (— keine Anstalten, welche blos practische Fertigkeiten einarbeiten und mit Schulkunde füttern, sondern die auf Grundlage der Anthropologie, Theorie und Geschichte der Pädagogik eine lebendige Einsicht in Erziehung und Unterricht verleihen und durch practische Uebungen den Weg der Lehrthätigkeit zeigen —) wird die deutsche Erziehung nach allen Seiten hin und in allen Schichten der Gesellschaft Das werden, was sie werden soll: — eine wahrhaft nationale und zugleich eine wahrhaft humane. —

X.

Ueber die Fortbildung der Volksschullehrer.

(Vortrag, gehalten auf der Versammlung des allgemeinen gothaischen Landes-Lehrervereins am 17. September 1863.)

„Wer seine Hand an den Pflug gelegt hat und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes.“ — Was wollte denn Christus mit diesem Ausspruch sagen? Er wollte damit sagen: Wie Der, welcher pflügt, das ihm gesteckte Ziel nicht erreicht, wenn er still steht und rückwärts sieht, so kann Der, welcher sich an das Reich des Geistes verdungen hat und einer großen Idee dienstbar geworden ist, nicht seine Aufgabe lösen, wenn er die Liebe des Ewigen nicht über die Liebe zum Endlichen setzt, wenn er mit seinem Herzen noch so sehr am Irdischen hängt, daß er nicht mit unbedingter Entschiedenheit seine ewigen Zwecke und Ziele ergreift, sondern wie ein Knecht und Miethling höchstens aus Furcht vor Strafe oder aus Rücksicht auf Broterwerb seinen Dienst mechanisch versorgt. „Niemand kann zweien Herren dienen!“ Wer einer Idee sich geweiht hat, der darf trotzdem, daß er sicher stehen soll auf der Erde, doch nie das Auge von dem Göttlichen wegwenden, nie den Blick auf das Ideale verlieren; er wird und muß sich vielmehr immer tiefer in seinen gottgeweihten Beruf hineinleben, und wird dann, jemehr er sich hineinlebt, denselben immer mehr auch als einen Zweig nur in der großen Berufsanstalt der Menschheit ansehen, deren Zweck und Ziel Hineinarbeitung des Göttlichen in das Menschliche ist. —

Der Mann, der Lehrer geworden ist, hat seine Hand an den Pflug gelegt. Er ist der Diener einer Idee geworden, — der Idee der Menschenbildung. Er ist in das Bereich der Wissenschaft und der Kunst eingetreten, wo aus rohen Marmorblöcken Götterstatuen herausgearbeitet, aus den zur Gottebenbildlichkeit Angelegten Gottheitsbilder entwickelt werden sollen. Ja, eine Wissenschaft und eine Kunst zugleich ist die Erziehung: und wenn diese Wissenschaft vom Lehrer verlangt, daß er den Menschen kennen soll, um den Menschen zu erziehen, daß aber den Menschen nur versteht, wer die Natur im Menschen und den Menschen in der Natur versteht, so fordert diese Kunst als die Kunst aller Künste von ihm eine solche Elasticität des Geistes, daß er die Individualitäten seiner Zöglinge in ihrem ganzen Umfange gewahr zu werden und anzuerkennen vermag, um sodann die allgemeinen Erziehungsgesetze auf die bestimmten Individuen anzuwenden. Das aber ist nicht eine Aufgabe, zu deren Lösung man durch die Vorbereitung

und durch die Arbeit weniger Jahre befähigt ist. Die Volksschullehrerseminare, auch die besten, können hierbei nur den Weg zeigen, an dessen Ende die Lösung liegt. Wenn überhaupt schon kein Mensch sagen kann: „Ich bin mit meiner Bildung fertig;" so darf am wenigsten der Lehrer wähnen, daß er, auf welcher Sprosse der unendlichen Leiter er auch angelangt sein mag, das Ziel erreicht hätte, das ihm gesteckt ist, da es wahr ist, daß ein Mensch, je gebildeter er ist, um so mehr für die Bildung Anderer thun kann, und da es leichter ist, von einer Höhe herab-, als hinaufzusteigen, und darum wohl der Gebildete sich zum Ungebildeten herabzulassen, nicht aber der Ungebildete zur Bildung emporzuheben vermag. Mit Recht sagt Hippel: „Wer durch die rechte Thür gekommen ist, wird sich auch wieder durch die rechte Thür hinausfinden; wer eine Treppe in die Höhe steigen kann, wird sie auch wieder herabsteigen; wer jedoch eine Sache nur halb weiß, kann nur ein Viertheil beibringen, und wer nur ein Viertheil weiß, der ist ein Miethling." Der Lehrer muß sich über die Bornirtheit eines engen geistigen Gesichtskreises, über die vier Zaunpfähle geistiger Beschränktheit hinausarbeiten; denn nur, je weiter er selbst sieht, um so mehr Gegenstände kann er seinen Zöglingen zeigen und um so mehr kann er in seine Gemeinde die vorwärts treibende Kraft pflanzen: — die Grundbedingung nicht allein für Verbreitung des geistigen, sondern auch des äußerlichen Wohlstandes der Menschheit, da aller Wohlstand der Menschen davon abhängt, daß sie mit den Kräften ihres Geistes die Kräfte der Natur sich dienstbar zu machen wissen. Nichts Erbärmlicheres, als einen Mann, der statt eines wirklichen Meisters ein Pfuscher ist, — und dabei in einem Künstleratelier, wo, wenn einmal gepfuscht wird, nicht blos ein Stiefel oder ein Rock, sondern das Leben von Menschen und damit das Leben von Dörfern, von Städten, von Völkern verpfuscht wird. Nichts Verächtlicheres, als einen Menschen, der in seinem Berufe ein elender Stümper ist, der weder klar zu erkennen, noch tüchtig auszuführen weiß, was die Menschheit und was Gott von ihm fordert; denn Jeder soll sein, wozu ihn Gott durch die ihm verliehenen Anlagen gerufen hat. Ja, bejammernswerth und zugleich fluchwürdig ist das Leben des Lehrers, der nicht mit allen Fasern seines Daseins in seinem Lehreramte aufgeht und in ihm wirkt, sondern der mehr nach dem strebt, was ihm fremd bleiben sollte, als nach dem, was seine Lebenslust ausmachen muß, der darum auch, mit seiner Stellung unzufrieden, nichts sehnlicher wünschen würde, als in eine andere Laufbahn zu gelangen, die ihm mehr Geld einbringt. Er hat seine Hand an den Pflug gelegt und siehet zurück. —

Hoffentlich ist Keiner unter uns, von dem Christus hierauf bezüglich sagen würde: „Er ist nicht geschickt zum Reiche Gottes." Und wenn Einer da sein sollte, der wende sein Angesicht schnell wieder um — der ewigen Sonne zugekehrt. Denn nur dorthin geht's Leben, weil von dorther allein das Leben kommt. Es erkenne Jeder von uns die Hoheit und Wichtigkeit des ihm zu Theil gewordenen Berufes in seiner ganzen Höhe und Tiefe, in seiner vollen Weite und Breite, und er erhebe sich mittelst dieser Erkenntniß über die gewöhnliche herzlos handwerksmäßige Betreibung desselben: denn ein Hand-

werker ist der, welcher sein Werk, und sei's auch eine Wissenschaft oder Kunst, eines äußeren Zweckes wegen verfolgt und darum davon abläßt, sobald dieser Zweck erreicht ist; der Künstler hingegen übt seine Kunst, weil es seine eigene Natur verlangt, weil er darin sein Wesen befriedigt. Und ein Künstler muß auch der Lehrer sein! „Es ist — sagt der große Pädagoge von Hofwyl (Fellenberg) — kein Tagelöhner und kein Schweinehirt so tief unter die höhere Bestimmung des Menschen versunken, daß er nicht irgendwo in seinen Geschäften, ohne Rücksicht auf Geldgewinn, das Bewußtsein, irgend etwas, nach seinen Begriffen, Rechtes vollbracht zu haben, zu erzielen strebte." Wohlan denn, ehre vor Allem der Lehrer die Menschheit im Menschen dadurch, daß er seinen hohen Beruf ehrt und immer tiefer in denselben sich hineinzuarbeiten strebt. Kein Mensch ist auf irgend einer Station seines Lebens fertig, und wer als Lehrer stehen bleiben will, der geht zurück. Fortbildung! so heißt deshalb die Losung für den Lehrer.

Der Lehrer löst diese an ihn gestellte Aufgabe mittelst genauer, immer fortgehender Lektüre und mittelst ununterbrochener Einsammlung von Erfahrungen. Bücher und Erfahrung: das sind die beiden Lehrer, — die Fortbildner des Lehrers.

I.

Die Lektüre des Lehrers.

Der Lehrer, der sich fortbilden will, muß lesen und zu lesen verstehen.

Nicht alle Bücher, die ihm entgegentreten, soll der Lehrer lesen. Zunächst und zuerst nur die, die sich auf seinen Beruf beziehen. Dazu gehören die Werke über Anthropologie, denn die Anthropologie ist, wie die Grundwissenschaft aller Wissenschaften, so das einzig sichere Fundament der Pädagogik. Es gehören dazu die Werke über Theorie der Pädagogik, denn nur wer die allgemeinen und speciellen Gesetze der Erziehung kennt, wird dagegen geschützt, daß er in seinem Lehrerberufe zum Handwerker herabsinkt. Es gehören dazu die Werke über Geschichte der Pädagogik, denn nur durch einen tieferen Einblick in den Entwicklungsgang der Erziehung und des Unterrichts erlangt der Lehrer einen immer tieferen Einblick in die Gesetze des Menschenlebens und damit in die Gesetze der Pädagogik, gewinnt er zugleich auch den Muth und die Kraft, die erforderlich sind, wenn er in seinem oft mühsamen Amte die Hand nicht muthlos sinken lassen soll. In solche Schriften muß der Lehrer sich vertiefen; jedoch nicht in alle, — nur in einige, aber in diese genau. Bock's „Buch vom gesunden und kranken Menschen," Vogt's „Physiologische Briefe," Schreber's „Anthropos" und „Kallopädie," Schmidt's „Anthropologie," Gräfe's „Deutsche Volksschule," Diesterweg's „Wegweiser," Schmidt's „Buch der Erziehung" und „die Geschichte der Pädagogik in weltgeschichtlicher Entwicklung und im organischen Zusammenhange mit dem Kulturleben der

Völker:" das sind vielleicht diejenigen Werke, welche theoretisch den Beruf des Lehrers gründlich und allumfassend behandeln und darum ein unveräußerliches Eigenthum jedes Lehrers sein sollten. Ebenso unveräußerlich, wie Lessing's, Schiller's und Goethe's große Nationalwerke, in denen das Denken und Fühlen des ganzen Volkes ausgesprochen ist, an denen sich daher der Geist des Einzelnen vom Geiste der Nation nährt, an denen der Sinn für Kunst geweckt, der Geschmack am Schönen geläutert wird. In ihnen muß der Lehrer, der sich fortzubilden strebt, nicht multa, sondern multum, aber alle Tage, alle Wochen wenigstens etwas lesen. Lessing, Schiller, Goethe: das müssen die Hausfreunde jedes Lehrers, seine besten Gesellschafter außer den Schulstunden sein; es ist das eine Gesellschaft, in der man nie lange Weile empfindet und die vor vielem Schlechten bewahrt. Und zuletzt und zuhöchst das Menschheitsbuch, welches die Geschichte Gottes wie die Geschichte des Menschen enthält, das nie ausstudirt werden kann, sondern immer tiefer wird, je mehr man hineinsteigt: Die Bibel! —

Weiterhin hat sich sodann der Lehrer mit denjenigen Werken bekannt zu machen, welche die naturgemäße Methode einzelner Unterrichtsgegenstände behandeln, oder welche die Materialien für einzelne Unterrichtsfächer bieten. Wenn zu den ersteren vor Allem die Schriften gehören, welche die Forschungen und Fortschritte in der Methodologie bringen und daran die Zeitschriften (— wie Die allgemeine deutsche Lehrerzeitung, Diesterweg's Rheinische Blätter, Lüben's Pädagogischer Jahresbericht ꝛc. —) sich knüpfen, da sie in die neuesten Fortschritte und Erzeugnisse auf dem Gebiete der Pädagogik einführen: so gehören zu den Werken, welche dem Lehrer Stoff für die einzelnen Unterrichtsfächer geben, neben Webers vortrefflichen Geschichtsbüchern und Daniels Geographie, vor Allem die Schriften über die gesammten Naturwissenschaften oder über einzelne Zweige derselben — wie Cotta's Briefe über A. v. Humboldt's Kosmos; die gesammten Naturwissenschaften, herausgegeben von Masius; Ule's Wunder des Sternenhimmels, Mädler's Astronomie, Müller's Pflanzenstaat, Schleiden's Pflanze, Roßmäßler's Jahreszeiten, Lüben's naturgeschichtliche Schriften, Crüger's Schule der Physik, Stöckhardt's Schule der Chemie ꝛc. —, da sie für den Lehrer noch mehr als bloße Stoffbringer sind, da sie ihn immer von Neuem an den frischen und erfrischenden Quell alles Lebens, an die Natur weisen und in ihr zu sehen und zu hören auffordern. — Die Lektüre dieser Schriften und Zeitschriften muß dem Lehrer durch Lesezirkel und durch Bezirksbibliotheken ermöglicht werden. — Aber der Lehrer muß sie dann auch wirklich lesen. Sie dürfen nicht blos in dem Hause und in der Bibliothek des Lehrers stehen, oder auf seinem Studirtische liegen. Es muß sie der Lehrer mit der Feder in der Hand lesen und die wichtigsten Stellen und Aussprüche in seinem Tagebuche notiren. Er muß sich von größeren Werken, die ihn nach einigen Wochen wieder verlassen, den Gedankengang schriftlich aufzeichnen, daß mit dem Buche nicht auch der Inhalt wieder von ihm weggeht. Er muß die deutschen Klassiker und die

Werke über Anthropologie, sowie über Theorie und Geschichte der Pädagogik immer wiederholt lesen, um sich mit ihnen zusammenzulesen und ihren Inhalt in das Fleisch und Blut seines eigenen Geistes zu verwandeln. „Hinsichtlich des Lesens -- sagt Claus Harms — wollen wir dreier Männer Rath befolgen; Plutarchs: „Wir müssen nicht den Kranzmacherinnen, sondern den Bienen nachahmen;" Menke's, wenn ich nicht irre: „Besser ein gutes Buch zweimal, als zwei gute Bücher jedes einmal lesen;" und Baco's in dessen Rede über unser Studiren und unser Bücherlesen: „Einige Bücher durchblättern, andere durchlesen, andere durch- und verarbeiten." —

Nur der Lehrer, der so fortstudirt, kann den frei um sich blickenden Geist und das freie Leben der Gedanken gewinnen, — die Haupterfordernisse zur rechten Wirksamkeit des Lehrers. Stetes Fortschreiten auf dem Gebiete des Wissens und der Kunst der Pädagogik kann allein auch dem Lehrer die Jugend des Geistes erhalten, die erforderlich für den ist, der die Jugend und damit die Zukunft erziehen soll. Der Lehrer, der nicht fortstudirt, versauert und verbauert. Er kann ein Greis schon sein im Jünglingshaar, während der sich durch das Studium fort und fort Verjüngende auch mit den weißen Locken des Greises von der ewigen Jugend des Geistes zeugt: Pestalozzi, Fröbel, Dinter, Scholz, Diesterweg! —

II.

Die Erfahrung des Lehrers.

Es ist jedoch gewiß, daß durch Bücher nur ein untergeordneter Theil für die Fortbildung des Lehrers gewonnen wird. Der größte und wichtigste Theil der Fortbildung des Lehrers liegt in der Einsammlung von Erfahrungen. Denn die wahre Fortbildung, welche das ganze intellectuelle und ethische Leben umfassen muß, wird nur in der gliedlichen Verbindung mit sittlichen Organismen und im Dienste von solchen, also vom Lehrer nur innerhalb seines Hauses, seiner Schule, der Aeltern seiner Schulkinder, seiner Gemeinde, der bürgerlichen und kirchlichen, und seiner Standesgenossen erlangt.

Zu allererst muß der Lehrer bei dem Vater in die Schule der Erfahrung gehen. Die Familie erzieht nicht nur die Kinder; sie bildet auch den Vater und die Mutter fort. In seiner eigenen Familie, unter seinen eigenen Kindern, — da kann und soll der Lehrer als an der ersten Quelle das Wesen der kindlichen Natur und damit zugleich die Art und Weise, wie am besten auf diese Natur eingewirkt wird, studiren. Und da soll er denn auch alle die Eigenschaften in und aus sich zum vollen Leben auswachsen lassen, die der Lehrer gleich dem Vater braucht, — vor Allem die Liebe, denn nur in Liebe wächst die Menschheitspflanze auf. Nur wer selbst Kinder hat, der kann Kinder vollständig studiren, weil ihm in der Kinderstube allein die wahre und ganze Menschennatur des Kindes erscheint; und nur wer selbst Kinder hat, der kann vollständig fühlen, wie Erzieher gegen Kinder fühlen sollen und müssen. Versäume der Lehrer nicht, im Kreise

seiner Liebsten seine Studien als Lehrer zu machen und sich hier, in der für ihn schönsten Fortbildungsschule, weiter zu entwickeln! —

Zu dieser Erfahrung in seinem Hause muß sich die Erfahrung in seiner Schule gesellen. Es muß sich hier seine Beobachtung auf jeden einzelnen seiner Schüler wie auf die Gesammtheit derselben wenden, denn nur wenn er jeden und alle nach ihren intellectuellen und moralischen Fähigkeiten kennt, wird es ihm möglich werden, die rechte Methode für jeden Unterrichtszweig und die rechten Mittel der Zucht in jedem gegebenen Falle herauszuheben und anzuwenden. Hier ist das Terrain, wo der Lehrer nie auslernt, und wo er, je weiter er vorwärts schreitet, um so mehr sieht, wie weit er vom Ziele entfernt ist. Vor Allem wird's hier auf dem Gebiete des Unterrichts nothwendig sein, daß er sich alljährlich einen Feldzugsplan zeichnet, nach dem er auf seinen Unterrichtszügen vorwärts zu schreiten gedenkt, worauf ihm dann das Schultagebuch, in das er kurz einträgt, was er an jedem Tage in jeder Lektion gethan hat, am Ende des Jahres zeigen wird, ob er sein Ziel und zwar so erreicht hat, wie er sich's gesteckt hatte.

Die Erfahrung des Lehrers wird dann weiterhin wesentlich erweitert und bereichert werden, wenn er mit den Aeltern seiner Schulkinder umgeht und Blicke in ihr Familienleben thut. Nur wenn der Lehrer die Familie kennt, kennt er das Kind, kann er das Kind richtig beurtheilen. Bei seinen Aeltern allein sieht er das Kind, wie es ohne Schminke ist. In der Familie allein erfährt er, welche Mittel der Erziehung oder der Nichterziehung hier angewandt werden und lernt er dadurch, welche er in der Schule anwenden muß, um zu dem ihm gestellten Ziele zu gelangen. Und hier allein auch ist der Ort, wo der Grundstein für die Schulerziehung zu suchen ist. Nur wenn der Lehrer auf die Familien so einwirkt (— für den Landschullehrer ist die Realisirung unserer Forderung nicht schwer zu ermöglichen, während sie der Lehrer in der Stadt meist nicht zu verwirklichen im Stande sein wird, weshalb er am besten durch Vorträge über Familienerziehung vor den Aeltern seiner Schulkinder auf dieselben Einfluß übt —), daß sie die Erziehung ihrer Kinder nach den Naturgesetzen des Menschenlebens betreiben, kann die Schulerziehung zu wirklichen Fortschritten gelangen. Ein einziges Wort über Erziehung von ihm in die Familie hineingeworfen, wird, wenn er in der Familie hochgeachtet ist (und das ist das erste Erforderniß für ihn zu einer gesegneten Arbeit), oft mehr wirken, als tagelanges Moralpredigen in der Schule. Der Lehrer soll den Geist der Nation entfesseln: mit der Familie muß er anfangen.

Und wie von der Familie, so wird er von der Gemeinde, von der politischen wie religiösen, lernen. Es muß der Lehrer das Leben befragen und im Leben sich bewegen; denn wer für's Leben bilden will, der darf sich dem Leben nicht entziehen, und wer in der Welt wirken will, der darf sich von der Welt nicht ab- und ausschließen.

Der Dichter hat hierüber dem Lehrer gesagt, von welch' hoher Bedeutung das Leben für ihn ist, wenn er singt:

„Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie die Andern es treiben.
Willst du die Andern verstehen, blick' in dein eigenes Herz."

So soll denn der Lehrer mitten im Leben der politischen Gemeinde stehen, zu der er gehört, um hier sich durch Beobachtung und Erfahrung fortzubilden, — darum aber auch fern von allem einseitigen Parteitreiben bleiben, das die Leidenschaften in ihm und gegen ihn aufregt und darum nach allen Seiten hin seine Wirksamkeit wie seine Fortbildung hemmt. — Und wie in der politischen, so in der Kirchengemeinde. Die Abneigung, die gegenwärtig häufig der Lehrer gegen den Repräsentanten der Kirchengemeinde, gegen den Geistlichen, hegt, ist aus der unrichtigen Stellung hervorgegangen, die beide zu einander in dem letzten Jahrhundert einnahmen. Der Lehrer war in dieser Zeit mehr geworden als ein gehorsamer Diener des Geistlichen, und doch war die frühere Auffassung und Behandlung des Lehrers auf einzelne Geistliche der Gegenwart fortgeerbt. Wenn hingegen die Schule und mit ihr der Lehrer von der Bevormundung der Kirche und damit des Geistlichen befreit sein wird und der Geistliche dann ist, was er sein soll, nämlich nicht Herr der Gemeinde, sondern Gehilfe ihrer Freude, und der Lehrer dann ist, was er sein soll, der Vertreter vieler Familienväter und Familienmütter bei der Erziehung ihrer Kinder: so sind beide der gleichberechtigte geistige Mittelpunkt der Gemeinde und (wie Schule und Kirche fortan Freundinnen sein sollen) beide mit einander Freunde, die gegenseitig sich geistig nähren und fortbilden werden und müssen.

Endlich noch soll der Lehrer seine Erfahrungen an seinen Genossen und in Gemeinschaft mit ihnen erweitern. An seinen Genossen! Es soll kein Jahr vorübergehen, in welchem der Lehrer nicht einige Mal einzelne Schulen seiner Kollegen besucht hätte. Dadurch, daß der Lehrer in eine fremde Lehrerwerkstatt tritt, wird er von Neuem angefrischt, erhält er von Neuem Stoff zum Nachdenken (sei's, daß er gelernt hat, wie er's besser oder auch, wie er's nicht machen soll), wird sein eigener Gesichtskreis erweitert. Es ist deshalb meine Ansicht, daß die einzelnen Lehrer (je nach Ermessen der Bezirksinspektoren) jährlich drei- bis viermal ihre Schule aussetzen dürfen, um eine andere Schule zu besuchen und daß sie über diese Schulbesuche in den Konferenzen (in Gegenwart der besuchten Lehrer und der Bezirksschulinspektoren) einen Bericht abstatten können. In Gemeinschaft mit seinen Genossen, in Konferenzen, wird dann zuletzt noch die Erfahrung des Lehrers erweitert, seine Fortbildung wesentlich gefördert werden. Nur müssen die Konferenzen sich nicht in breitem und seichtem Geschwätz verlaufen. Das aber wird verhütet, wenn die wesentlichsten Gegenstände ihrer Verhandlungen die Resultate gründlicher vorhergegangener Lektüre sind und daher in Vorlesung wichtiger Stellen aus dieser Lektüre, in einem Referat über den Gedankengang und Inhalt eines Werkes bestehen, oder wenn die Besprechung eines Schulbuches in Bezug auf das wirk-

liche Schulbedürfniß Gegenstand ihrer Thätigkeit ist, auch wenn irgend ein einzelner Unterrichtsgegenstand in fortlaufenden Konferenzen gründlich durchgearbeitet wird, endlich wenn von dem einzelnen Lehrer eine Musterlection gegeben wird, welche die Konferenzmitglieder nachher einer Kritik unterwerfen. — Wenn dann diese einzelnen Konferenzen jährlich in einer Landeslehrerversammlung gipfeln; so wird auch auf diesem Wege der Geist des Einzelnen nicht wenig erregt und belebt, sowie sein Wille gestärkt und gestählt werden. Darum ergeht von hier aus an den Lehrer die Mahnung des Dichters:

„Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an." —

Würde mir nun ein Lehrer auf alles Das, was ich von ihm fordere, sagen: „Das ist zu Viel!" so antworte ich ihm: „Allerdings. Es ist viel!" Aber der Lehrer soll und darf sich auch geistig auf kein Ruhebett legen. Wenn im Allgemeinen Arbeit des Menschen Zierde ist, so ist sie es noch ganz besonders für den Lehrer. Er muß mit dem Dichter sprechen: „Ich bin ein Mensch gewesen und das heißt ein Kämpfer sein." Ich hasse den Lehrer, der **blos** Ausbesserung seiner äußeren Verhältnisse, aber nicht sich selbst ausbessern will; der **blos** verlangt, daß seine pekuniäre Lage anders wird, der aber innerlich zu bleiben wünscht, was und wie er ist. Ich verachte auch den Lehrer, der wähnt, er hätte den höchsten Grad der Bildung bereits erreicht und seine Methode wie sein Schulehalten sei unverbesserlich. Nur hohe Kraft, nur energische Thätigkeit wiegt in der Gegenwart auf dem Gebiete der Volksschule, wiegt vor Allem bei uns, die wir mit unserem Volksschulwesen in eine neue Aera eintreten —, in eine Aera, die auch dadurch eine neue ist, daß von nun ab dem Volksschullehrer die Aussicht eröffnet ist, sich durch tüchtige Leistungen auf dem theoretischen und praktischen Gebiete der Pädagogik über die engen Gränzen der Elementarschule zu der einflußreichen Stellung eines Bezirksschulinspektors hinaufzuarbeiten. Sprechen Sie deshalb, meine Herren und Kollegen, auch bei Dem, was mein Vortrag zur Fortbildung der Lehrer fordert, nicht das Wort aus, das als schweres Wort der Schuld auf sie zurückfallen würde, das Wort: „Unmöglich!" Hätte Pestalozzi so gedacht, wo wäre die moderne Volksschule? Es ist Alles für den Menschen möglich, nur das mathematisch Unmögliche nicht! — Der Mann, der Lehrer geworden ist, hat seine Hand an den Pflug gelegt. Und „wer seine Hand an den Pflug gelegt hat und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes." —

C.

Pädagogische Antworten auf pädagogische Fragen.

XI.

Die deutsche Schule — eine Erziehungsschule.

(Aphorismen 1852.)

1. Von welchem Standpunkte aus man auch den Menschen betrachten mag: immer tritt er uns nach der Doppelseite des Leibes und Geistes, des Unbewußtseins und des Bewußtseins, entgegen, und immer erscheint das Geistesleben in den dreifachen Strahlungen des Denkens, Fühlens und Wollens, immer aber auch zeigen sich Leib und Geist in harmonischer Wechselwirkung, offenbaren sich Leib wie Geist als Organismen.

Der Mensch ist die zur vollkommensten Einheit zugespitzte Natur, das zum Bewußtsein gebrachte Leben der Natur, das Gehirn der Erde, der Mikrokosmos im Makrokosmos. Der Leib ist die vollkommenste Gestalt, welche die göttlichen Gedanken auf Erden darleben. Er ist keine Maschine, sondern ein lebendiger Organismus, der sich kraft seiner Lebensidee in sich selbst entfaltet, — ein lebendiges Gliederganzes, wo das Einzelne vom Ganzen, das Ganze vom Einzelnen, das Kleine vom Großen, das Große vom Kleinen gehalten und getragen wird, — ein Leben, das leibt und lebt, das jeden Augenblick entsteht und vergeht, und das in diesem rastlosen Fluthen sich selbst erhält. Im Nahrungssystem verwandelt der Leib, organisch, natürliche Substanzen in sich. Im Blutsystem wird durch unaufhörliches Strömen der Urbildungsflüssigkeit in Wechselwirkung mit der Atmosphäre, der Organismus ge- und entbildet. Das Nervensystem mit seinen elektromagnetischen Schlägen ist das Leben des Organismus selbst. Aber alle Systeme bedingen und tragen sich gegenseitig und machen in ihrer verschiedenheitlichen Einheit und einheitlichen Verschiedenheit den Organismus aus. — Der Geist lebt sich aus dem Leibe heraus: er ist das Bewußtsein über das Sichdarleben des Leibes, die Harmonie des Leibes, das zum Superlativ gesteigerte Leben des Organismus. Der Geist ist der sprechende Leib und der Leib der schweigende Geist. Der Grund des Geistes und im Geiste ist der Grund des Lebens und des Lebendigen überhaupt: die Leidenschaft des Seins, — göttlicher Gedanke und göttliche That. — Seine historische Entwicklung hat der Geist in der Entwicklung der Freiheit, die als Gedanke Wahrheit und als Gefühl Liebe genannt wird. —

2. Der Geist ist, wie der Leib, ein Organismus, der sich in das Denk-, in das Gefühls- und in das Wollenssystem gliedert. Denken, Wollen, Fühlen sind die Dreiei-

nigkeit im Menschengeiste. Und diese Drei in Harmonie mit den leiblichen Systemen: das ist der Mensch, — die göttlichste Schönheitsform, die wir kennen, das Ebenbild Gottes.

Schiller: Schön'res find' ich nicht, wie lang' ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele.

3. Die Dispositionen zum bestimmten, individualisirten Geistesleben bringt der Mensch so gut, wie die Constitution des Leibes, mit in's Erdenleben. — Jeder hat alle menschlichen Anlagen und zwar dieselben geistigen Anlagen, wie jeder dieselben leiblichen Organe hat: er müßte denn als ein leiblicher oder geistiger Krüppel d. i. als eine Ausnahme von der Regel zur Welt kommen. Aber verschieden sind diese Anlagen bei Verschiedenen — nach Größe und darum nach Kraft und Stärke, nach Reizbarkeit und Lebendigkeit. Der Eine ist geistig mehr befähigt zur Erlernung der Geschichte, der Andere zur Geographie, der Eine zur Mathematik, der Andere zur religiösen Andacht, der Eine zum sittlichen Leben, der Andere zur Speculation: Thukydides und Ritter, Euklid und Luther, Sokrates und Hegel &c. Und alles Dies nicht durch äußere Umstände, sondern kraft ureigener Beschaffenheit.

Leopold Schefer: Ein Kind ist göttlicher Natur. Dem Ursein
Entstiegen, bringt es in der Seele Kenntniß
Des Göttlichen und Wiedererkennen mit.
Das Höchste, Herrlichste begreift's am leichtsten;
Frühzeitig ehr' es. Halt' es wie den Engel.

Die leiblichen und geistigen Anlagen des Menschen entwickeln sich von Innen heraus, und zwar um so leichter und lebendiger, je stärker beim Einzelnen die einzelne Anlage ist, — angeregt durch Natur und Menschenwelt. Aber diese Selbstentwicklung ist sich selbst überlassen, dem Zufall Preis gegeben, oft weit vom Menschheitsziele abschweifend, oft unbändig und ungezügelt, für das Individuum und die Menschheit Verderben bringend. Darum muß der Erzieher jedes Vermögen in der Thätigkeit erregen, die sowohl in Beziehung auf das Vermögen selbst, als auch in Bezug auf alle übrigen Vermögen, die ihm allein angemessene ist. Das ist die Aufgabe des Erziehers und dazu ist er da: er soll eine verbesserte Ausgabe für die Roharbeit zurückgeben. Jeder Mensch ist eine Weltgeschichte im Kleinen: er lebt in seinem Leben das Menschheitsleben vom ersten bis zum letzten Menschen noch einmal durch — und der ist der Erzieher, der dieses Leben den ihm zum Grunde liegenden Naturgesetzen gemäß leitet.

4. Der letzte Zweck und das Ziel aller Erziehung ist, aus dem nachahmenden Menschen einen aus sich selbst schöpfenden, aus dem bewußten einen selbstbewußten, aus dem natürlichen einen geistdurchdrungenen zu schaffen, — die Ideen der Wahrheit, Freiheit und Liebe als leitendes Dreigestirn durch's Menschenleben zu entwickeln, die Anlagen zur Gottähnlichkeit, die jedem Menschen „von Gottes Gnaden" mit in's Dasein gegeben sind, zur Blüthe zu bringen.

Der Weg zu diesem Ziele ist organische Entwicklung, — Keime, zum fruchttragenden Baume, das Innere zur Aeußerlichkeit entfalten helfen. Geistige Hebammenkunst! Lernen ist Er-Innern, Wecken! —

5. Die Pädagogik der neueren Zeit hat das Ziel des geistigen Menschen einseitig gesteckt und hat darum einseitige Resultate erhalten.

Die formalistische Fortschrittspädagogik stellt als Ziel des Menschen die Erkenntniß und erzieht darum Verstandesmenschen. Man denkt, der Verstand ist der Geist. Alles dreht sich deshalb um Aufspeicherung von Kenntnissen und, zur Erlangung dieser Kenntnisse, um Methodenschmiederei und Methodenjägerei, — damit der Verstand recht aufgeklärt und ausgebildet wird, denn mit der vollkommnen Ausbildung des Verstandes, mit der allgemeinen Verbreitung von Kenntnissen und von Wissen erwartet man, daß Sittlichkeit und Religion, Tugend und Frömmigkeit, Festigkeit und Character nothwendiges Gefolge sind, verwundert sich daher auch nicht wenig, wenn in der Wirklichkeit diese Erwartungen und Hoffnungen getäuscht und nach Wolkenkukuksheim verwiesen werden. Skelette genug und Tabellen genug und Lehrgegenstände genug, aber „nous instruirons — sagt Mad. Necker — sans inspirer.“ — Es ist daran Schuld unsere Philosophie und Psychologie. Die Philosophie kennt den Menschen nur als denkendes Wesen, und die Psychologie, selbst die von Beneke, welche sich am meisten als Naturwissenschaft anpreist und von der man deshalb am meisten eine wirkliche Erkenntniß der menschlichen Natur erwarten müßte, sucht die Wallungen und Gefühle nur als Modificationen des Verstandes und als Resultate der Vorstellungsbewegungen darzustellen. Darum ist unsere Bildung in der Gegenwart meist eine Verstandesbildung geworden: der Teufel der Reflexion steckt in uns und hat uns durch und durch zerfressen, alle Farbe aus dem Leben gestrichen, die Welt entnüchtert und den Verstand zum Herrgott und zum Magister gemacht. Weil man die Schule allein als eine Unterrichts-, nicht als eine Erziehungsanstalt betrachtet, weil man den Lehrer nicht als Erzieher auffaßt, weil man nicht wagt, dem Herkommen in's Herz zu schneiden und eine Reformation unserer Verstandesschulen zu beginnen, um aus ihnen menschliche Erziehungsanstalten zu machen, die nicht mehr eine Seite des Geistes auf Unkosten der anderen entwickeln, und die Ausbildung dieser anderen Seiten, der Religion, der Sittlichkeit, des Characters ꝛc. dem Zufall überlassen: daher die Masse Verstandesnarren und patentirter Wahrheitsbesitzer in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft. Weil bei solcher einseitigen Erziehung die Entwicklung des Gefühls vernachlässigt wird, daher die eigenthümliche Erscheinung, daß sich das Glück der Menschen mit der wachsenden Erkenntniß nicht in geradem Verhältniß gesteigert hat, und daher auf einer Seite eine Skepsis, die Gott und Menschheit läugnet, und anderer Seits die Vertheidigung aller Laster und alles Gemeinen mit Verstandesgründen. Und weil nach solcher Fortschrittspädagogik das Wollenssystem nicht selbstständig für sich erzogen worden ist und wird, daher das Suchen der Freiheit im

Maßlosen und in der Willkür, und wiederum auch die Schlaffheit und Schlappigkeit auf dem Felde der That, wo sich die Masse von den Parteiführern und Schreiern der Rückwärtser so gut wie der Vorwärtser leiten läßt und Furcht an die Stelle der freien That getreten ist. „Worte", „Worte", „Worte", — aber die That fehlt! Lauter Hamlets, die vor Reflectionen nicht zum Ende des Schlusses, — zum Entschluß kommen. Das ist das Ende Derer, die formale Ausbildung des Verstandes allein und einseitig zum Ziel der Erziehung machen.

Die Gränze und die Weite in der Herrschaft der Denkwelt hat Sallet wunderschön also dargestellt:

Seht ihr das erdenfahle Männlein rennen?
Der Herr Verstand ist's. Ab zieht euren Hut!
Am nüchternen Gesicht sollt ihr ihn kennen,
Am scharfen Blick, der wunderpfiffig thut.

Behend durchschreitet er der Erde Strecken,
Mit Meßtisch, Kette, Zirkel und Quadrant,
Entfernungen und Gränzen abzustecken,
Die er mit Fleiß auf seine Karte bannt.

Hat er die Erde eingesperrt in Rahmen,
Dann zieht er auch den Himmel auf's Papier,
Und jedem Dinge gibt er seinen Namen
Und spricht: „So heißt du, denn so steht es hier." —

Dieser Fortschrittspartei steht gegenüber die sogenannte Rückschrittspartei. Sie sieht, daß die Erziehung jener ersteren einseitig ist. Der Mensch ist mehr als Verstand, er ist auch Gefühl, — ruft sie aus. Sie hat damit den wesentlichen Mangel jener ersteren bezeichnet. Darum muß alle Erziehung auf Entwicklung des Gefühls hinzielen: so ihre Position und zugleich — ihre Einseitigkeit. Es gibt keine gefühlvolle Interpretation des Horaz, sowenig als es gefühlvolles Addiren und Subtrahiren, oder eine gefühlvolle Botanik gibt, — deshalb nicht, weil der Geist nicht blos Gefühl ist und daher sowenig die Denkvermögen durch Gefühle, als das Gefühl durch Denken erzogen werden kann. Ihren Ansichten gemäß sucht dann diese Partei die Realien so viel als möglich aus der Schule zu verbannen, — ganz entgegen dem geistesedlen Spener, der der starren Orthodoxie des 16. und 17. Jahrhunderts gegenüber seinen Pietismus geltend machte, durch Herausgabe einer Anleitung zum Katechisiren der Schöpfer unserer Katechetik ward, und mit Herrmann August Francke vereint ein practisch-pädagogisches Gefühlschristenthum, aber daneben auch Tüchtigkeit für das practische Leben, „Gottseligkeit und Klugheit" als Erziehungsziel setzte; — ganz entgegen vor Allem aber unserem Luther, der die Realien für absolut nothwendig zur Erziehung des Geistes anerkennt, der die Leibesübungen fordert als Schutzmittel gegen „Schwelgen, Unzucht, Fressen, Saufen, Spielen", der Musikunterricht verlangt, weil die Musik ist „eine der schönsten und herrlichsten Gaben Gottes, damit man viel Anfechtungen und böse Gedanken vertreibt, und eine Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmüthiger, sittsamer und

vernünftiger macht," und der von den Naturwissenschaften sagt: „Wir sind jetzt in der Morgenröthe des künftigen Lebens, denn wir fahen wieder an, zu erlangen das Erkenntniß der Creaturen, das wir verloren haben durch Adams Fall. Wir beginnen, von Gottes Gnaden, seine herrlichen Werke und Wunder auch aus dem Blümlein zu erkennen, wenn wir bedenken, wie allmächtig und gütig Gott sei. In seinen Creaturen erkennen wir die Macht seines Wortes, wie gewaltig das sei. Da er sagte, er sprach, so stund es da. Auch in einem Pfirsichkern: derselbige, obwohl seine Schale sehr hart ist, doch muß sie sich zur rechten Zeit aufthun durch den sehr weichen Kern, so drinnen ist." Als Ziel der Erziehung setzen die Anhänger dieser Ansicht die Entwicklung der Religion — und hierin haben sie das Ziel der Gefühlsbildung, sowie das höchste Ziel aller menschlichen Entwicklung überhaupt bezeichnet: Erziehung zum Christenthum muß Anfang und Ende aller Erziehung sein. Wenn sie aber unter Christenthum nichts anderes als die sogenannte Orthodoxie, d. i. die in eine der Vergangenheit angehörige Verstandesform gefaßte Religion verstehen und mit ihrer obigen Forderung weiter nichts und nichts anderes verlangen, als daß sich Denken, Wollen und Fühlen vor dieser Verstandesform, die längst aus den Menschengemüthern gewichen ist, beugen sollen — so haben sie mit ihrer Forderung nicht von einseitiger Verstandesbildung erlöst, sondern darin befestigt. Denn hat die Fortschrittspartei den Geist auf dem Streckbett des Verstandes ausgestreckt und ausgereckt, so daß der Mensch von ihr nur als ein verschränkter und verrenkter Verstand zurückkommt; so suchen ihn im Gegentheil diese Rücklinge in einem Verstandesbett zu messen, das sein bestimmtes Maß hat und alle Hände und Füße des Geistes, welche dieses Maß überschreiten, abzuschneiden, so daß statt des Mannes nur ein großes Kind am Endziel der Erziehung erscheint. Doch der Geist läßt sich in seinem Wachsthum durch keine wöllner'schen Edikte, durch keine Bannsprüche und Concilien aufhalten, und es wird ewig wahr bleiben, was Lichtenberg sagt: „Man wird eher den Wind drehen oder aufhalten, als die Gesinnungen des Menschen heften können"; und Lord Palmerston: „Meinungen sind stärker als Heere. Meinungen, wenn auf Wahrheit und Gerechtigkeit gegründet, werden am Ende über die Spitzen der Bajonette, über die Donner der Geschütze siegen."

Die dritte Partei will Wollen und Thun zum Princip der Erziehung erheben. Und in Wahrheit: Der Mensch ist nur, was er thut. Darum ist auch das Ziel des geistigen Lebens, durch Thaten zu verwirklichen, was der Mensch ist und was er hat. Nur muß man die Denkvermögen und ihre Entwicklung nicht so weit zurück setzen, daß man als Ziel der Bildung die Einarbeitung in einen bestimmten speziellen Beruf setzt und den Materialismus des ganz gewöhnlichen Lebens als das Ideal hinstellt, auch darum die allgemeinen Schulen, von der Volksschule an, in Fachschulen auflösen möchte. Denn dabei vergißt man, daß nur erst das Kennen und das Können den Menschen zum Menschen macht, daß ohne Kennen das Können blind ist, wie ohne Können das Kennen eine taube Blüthe bleibt.

Jede von den drei Parteien hat Recht und Unrecht zugleich. Der Mensch ist Verstand, und dieser Verstand muß entwickelt werden: die erste Partei gibt das Ziel und den Weg dazu an; aber sie weiß daneben nicht Wollen und Gefühl auf gemäße Weise zu erziehen. Die zweite Partei hat das richtige Ziel der Gefühlserziehung gesteckt: die Religion. Aber sie weiß den Weg dazu nicht, unterdrückt daneben die naturgemäße Entwicklung der Denkwelt und anerkennt das System des Wollens nicht als gesondertes für die Erziehung. Der Mensch ist ein wollendes Wesen: das weiß die dritte Partei; aber sie verkennt, daß im Wollen die Freiheit ein eben so wesentlicher Factor als der Gehorsam ist, und vergißt daneben, daß der Mensch auch als denkendes und fühlendes Wesen neben dem Wollen und trotz desselben auftritt. Das Naturgesetz, das dem Geistesorganismus des Menschen zum Grunde liegt, wird also nur dann erfüllt werden, wenn Denken, Wollen und Fühlen, jedes auf die ihm eigenthümliche und gemäße Weise und alle drei in Harmonie erzogen werden. —

a., Erziehung der Denkwelt.

6. Das Seelenleben des Menschen ist in allen Beziehungen und Verhältnissen ein durch ursprüngliche Selbstthätigkeit begründetes, durch Wechselwirkung mit der Außenwelt bedingtes Thun. Es ist die menschliche Seelenthätigkeit, ein Sichentwickeln aus dem embryonalen Keim zum Bewußtsein in Wahrheit, Freiheit und Liebe.

7. Die Idee der Wahrheit ist das Ideal und das Strebeziel des Denkens. Der Mensch hat Wahrheit, wenn er die Dinge erkennt, wie sie sind. Wahrheit ist, was währt, was wirklich ist, — das Währende, Wirkliche. Wenn der Mensch das Unsichtbare im Sichtbaren, das Bleibende im Werdenden, das Unendliche im Endlichen, das Gesetz in der Erscheinung ergreift, dann vernimmt (Vernunft) er die Wahrheit.

8. Der Weg zu diesem Ziele — zur Wahrheit — geht durch Anschauen zum Vorstellen, und vom Vorstellen zum Begriffebilden, Urtheilen und Schließen.

9. Der Menschengeist besitzt Organe, um diesen Weg gehen zu können, ja ist zu diesem Wege prädestinirt. — Wie sich das Blutsystem in arterielles und venöses, wie sich das Assimilationssystem in Magen- und Dünndarmverdauung, wie sich das Nervensystem in animales und vegetatives und jedes derselben wiederum in Centrum und peripherische Strahlungen gliedert: so gliedert sich auch das Denksystem in Raum-, Zeit-, Verstandes- und Denkvermögen als in seine Glieder. Jedes dieser Vermögen ist dann ausgebildet, wenn es mit Bewußtsein vollbringen kann, wozu es seiner Natur nach prädestinirt ist, und jedes wird dadurch gebildet, daß es an ihm verwandten Objecten gereizt wird.

10. Die Raumvermögen des Geistes werden früher lebendig als die Zeitvermögen, die Zeitvermögen früher als die Denkvermögen. Von Raumobjecten muß daher alle Erziehung ausgehen, und zwar von einzelnen bestimmten Raumobjecten, und auch erst dann zu anderen, wenn die zuerst angeschauten wirklich assimilirt sind, denn nur wahrhaft im Geistesmagen verdaute Speise ernährt den Geist.

11. Indem der Zögling Objecte der Natur in der Wirklichkeit und im Bilde sieht und mit Händen greift, muß ihm der Erzieher alle Seiten des Raumes: Schwere, Farbe, Gestalt, Ort ꝛc. zum Bewußtsein bringen. Die Zeitsinne werden durch Aufmerksammachen auf das Leben und Sichentwickeln der Naturdinge und durch Vorzeigen derselben in ihren einzelnen Entwicklungsphasen, durch Geschichten und Geschichte ꝛc. geübt. Indirect ist so der Verstand schon mit angeschlagen. Direct wird das Nachahmungstalent und Constructionstalent erzogen, wenn der Erzieher Figuren zeichnet, oder aus natürlichen Gegenständen combinirt und sie nachher entfernt, um sie vom Zögling repetiren zu lassen ꝛc., — Tontalent durch musikalische Uebungen, durch Gesang ꝛc., — Sprachtalent durch Sichaussprechen über die gesehenen, gehörten, construirten Gegenstände ꝛc. Die Denkvermögen gelangen zu ihrer vollen Thätigkeit, wenn der Zögling durch Aufsuchen von Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten an Gegenständen Begriffe bilden lernt und durch Aufsuchen von Gründen und Ursachen das Schlußvermögen entwickelt, das an sein Ziel gekommen ist, wenn es die Ursache der Ursachen, den Weltgrund, aufgefunden hat. — Auf solche Weise wird auch jeder Gegenstand die ihm angemessene Lehrmethode erhalten haben. Jedes Geistesvermögen will besonders behandelt sein! — Es lernt aber die Denkwelt auf solche Weise zugleich auch ihr Gebiet und ihre Gränze kennen. Sie lernt wissen, daß alles Wissen beschränkt ist. Der Mensch ist Anfang und Ende seines Wissens. Wie der Vogel nicht über seine Federn hinausfliegen kann, so kann der Mensch mit seinem Wissen nicht über sich selbst hinaus.

12. Der Erzieher muß seine Aufmerksamkeit auf alle einzelnen Geistesvermögen wenden, denn sie sind die verschiedenen Fühlhörner, mit denen der Mensch die verschiedenen Seiten der Außenwelt in sich hineinholt. Immer aber muß er organisch bei seiner Erziehung zu Werke gehen: erst das auf der Hand Liegende und dann das hinter der Hand Liegende; erst das Gegenwärtige und dann das Abwesende; erst das Niedere und dann das Hohe; erst das Einfache und dann das Zusammengesetzte; immer angeknüpft an den Lebens- und Erfahrungskreis des Kindes, damit es sich selbst mit Fragen und Antworten beim Unterricht betheiligen kann und die Gegenstände gleichsam selbst entwickelt, um so das Bewußtsein einer That und damit Freude zu genießen, die immer weiter im Wissen, immer zu größeren Thaten treibt. Eine gute Endosmose findet nur dann statt, wenn verwandte Stoffe zur Aufnahme dargeboten werden. So gehört denn auch zum Erziehen nicht Unterricht in Vielerlei. Wenig Lectionen, aber tüchtig. Ueberall multum, non multa. Es gibt viel zu viel Unterrichtsstunden und viel zu viel Lehrgegenstände in den Schulen zur Erziehung der Denkwelt. Weil man sich den Geistesmagen verdorben hat, daher das Haschen und Laufen nach so vielen Lehrgegenständen als möglich, wie auch Derjenige, der seinen physischen Magen überladen hat, alle möglichen Nahrungsobjecte beleckt und benascht.

13. Bei dieser Entwicklung und Uebung muß der Erzieher den Gesetzen aller organischen Entwicklung und Uebung gehorchen. 1) Thätigkeit macht die Geistesvermö-

gen lebendig und kräftig. 2) Ist der Reiz, der das geistige Vermögen weckt, zu schwach, so tritt es gar nicht in Thätigkeit; ist er zu stark, oder zu lang anhaltend, so wird es abgespannt. Der Erzieher muß also darauf sehen, daß jedes Geistesvermögen geübt, aber keines überladen und gelähmt wird: angemessene Arbeit allein gibt die gehörige Lebenslust. Er wird die einzelne geistige Thätigkeit nicht zu lange anspannen. Er wird eine Abwechslung in der Anstrengung unter den verschiedenen Organen eintreten lassen. Und endlich wird er die Thätigkeit des einzelnen Vermögens nur nach und nach entwickeln, damit dasselbe stets selbst arbeiten und selbst thätig sein kann, sowie er auch bei den bereits mehr entwickelten Vermögen einen steten Wechsel zwischen höherem und geringerem Grade von Thätigkeit eintreten lassen wird.

14. Geht der Erzieher naturgemäß mit seinem Zöglinge zu Werke, so wird er die Denkvermögen desselben zum höchsten Grade ihrer Thätigkeit entwickeln. Und damit wird er zugleich auch Das mit gethan haben, was man gemeinhin Gedächtnißübung nennt. Es gibt keine allgemeine Gedächtnißübung, weil's kein allgemeines Gedächtniß gibt. Jedes einzelne geistige Vermögen hat sein Gedächtniß: sein Gedächtniß ist nichts anderes als seine durch Uebung zur Gewohnheit gewordene Thätigkeit.

15. Zu diesem Ziele, das der Denkwelt gesteckt ist, führt nur Thun, — Praxis. Nicht Abrichten zu einem bestimmten Beruf: Handwerker, Oekonomen 2c. will die allgemeine Erziehung nicht bilden. Sie will durch Selbstthätigkeit entwickeln. Sie will deshalb nicht blos das Lernen als Kraftentwicklung auffassen; sie verlangt auch, daß der Zögling sein inneres Leben durch Fertigkeiten darzustellen weiß, und daß wiederum Beschäftigungen sein inneres Leben entwickeln und klären. Es liegt in der Natur des Kindes zu schaffen, zu wirken, zu thun. Es will Das, was durch Anregung von Außen im Innern sich gebildet hat, wieder äußerlich darstellen. Diese Selbstthätigkeit muß genährt und gepflegt werden: sie wird nicht beachtet, wenn das Kind zu Hause und in der Schule zu stundenlangem Stillsitzen verdammt ist und in eben so stundenlangem Memoriren, wo möglich von Dingen, die es weder fühlt, noch versteht, seinen Geist tödtet. Sie wird genährt — die Selbstthätigkeit, — wenn das Kind von Jugend auf mit einfachen Mitteln (— nur das Einfache ist das Gesunde und Schöne; Einfachheit ist Schönheit und Gesundheit; das Einfache führt nie den Geschmack irre, weder den leiblichen noch den geistigen; das künstlich Zusammengetragene aber und das Vielerlei unter einander verdirbt leiblich und geistig den Magen —) nach den Gesetzen seiner Natur in Arbeit gesetzt ist. So thut's Fröbel's Kindergarten. So muß's die Volksschule der Zukunft thun.

b., **Erziehung der Gefühlswelt.**

16. Das Gefühl ist der Inhalt des persönlichen Seelenlebens. Mit dem Denken verglichen, ist die Gefühlsthätigkeit passiv und subjectiv. Die Denkvermögen schließen, urtheilen 2c. durch eigenes Thun, — der Glaube wird von seinem Gegenstande erfaßt; das Denken begreift, — das Gewissen wird ergriffen; die Sprache des Denkens ist das

Wort, die Sprache des Gefühls der Ton. Durch das Denken nimmt der Mensch die Welt in ihrer Bestimmtheit und mit ihren Bestimmtheiten in sich auf; das Gefühl lehnt ihn an das Herz der Welt, an das All an. Das Denken ist die spezifisch männliche, das Gefühl die spezifisch weibliche Potenz des Menschengeistes.

17. Die Gefühle entwickeln sich zum Leben, wenn sie gereizt werden. Dieser Reiz kann 1) die Gegenwart eines für die Gefühlsvermögen geeigneten Gegenstandes sein: die Wunder der Natur beseelen die Idealität mit dem Gefühl des Erhabenen 2c. 2) Die Gefühle werden gereizt durch Vorstellungen von Gegenständen, die von Natur zur Erregung der Gefühle geeignet sind: Die Vorstellung von Nothleidenden erweckt Wohlwollen. 3) Die Gefühlsvermögen können durch innere Erregung ihrer Organe thätig werden: ohne daß wir wollen, fängt das Gewissen 2c. zu sprechen an.

18. Sobald ein äußerer oder innerer Reiz auf das Gefühlsorgan einwirkt, wird dasselbe erregt. Die Regung ist die erste, aber darum auch schwächste Gefühlsthätigkeit; gesteigert wird die Regung zum spezifisch sogenannten Gefühl, dessen höchste Gradation der Enthusiasmus ist — das Glühen der Seele, furor divinus im Menschengeiste.

19. Das höchste Product der vereinten Denk- und Gefühlsthätigkeiten sind die Ideen, und deren Organ die Vernunft — Einheit von Verstand und Glauben. Die Vernunft vernimmt in allem Dasein das Wesenhafte, das Einige, das Göttliche, — die Ideen der Wahrheit, Freiheit, Liebe, Schönheit, und die Idee aller Ideen: Gott.

20. Product der Idee des Schönen ist die Welt der Schönheit — die Kunst. Die Kunst stellt die Dinge dar, wie sie vor Gott stehen. Sie läßt in den Einzelerscheinungen verkörperte Gottideen schauen. Sie schafft für den Geist Ideale, und das Ideal ist die Geliebte des Geistes, die ihn immer wieder über die Philisterhaftigkeit der Alltäglichkeit emporträgt. Ohne Ideal ist die Welt für den Menschen nur ein grauer Regenhimmel; die Ideale aber sind die Sterne, welche das trübe Gewölk durchblitzen und die Brust weit auf der engen Erde machen. — Auch dein Zögling muß für das Ideale begeistert werden: mit Begeisterung muß er dem „Kalliston", „Dikaiotaton" und „Hädiston" nachstreben, und die Schönheit muß sein heißes Lieb werden. Die Ideale aber werden nicht geweckt am Gewöhnlichen und am Häßlichen. Der Sinn für's Ideal entwickelt sich nur am Ideal. Daher muß einerseits der Erzieher Alles entfernen, was Auge und Ohr, die Bedienten der Idealität, durch Niedrigkeit, Gewöhnlichkeit und Schlechtigkeit beleidigen könnte. Andrerseits muß er dem Zöglinge Ideale vorführen, und das thut er, wenn er ihm Bilder gibt von den großen Männern der Geschichte, welche die Poesien der Geschichte sind, in denen sie all' ihre Schöpferkraft zusammengenommen hat, — oder wenn er mit ihm hinaus in die Natur geht, denn die Natur ist die größte Künstlerin und Idealistin, da, wo sie im Frühling das Repetitorium der Weltschöpfung aufführt, oder zur brennenden Pracht des Schmetterlings und zum farbenglühenden Kä-

fer rc. Sein Auge sehe die großen griechischen Skulpturwerke in Nachbildungen oder in Abbildungen, und eben so die Werke griechischer und gothischer Baukunst, sowie die Kunstschöpfungen der Malerei, — die Schöpfungen eines Rafael rc. Sein Ohr vernehme die Nachahmung der Sphärenharmonie, wie sie die Musik und der Gesang wiedergibt, damit er auch hier mitten im Endlichen zum Unendlichen emporgetragen wird. Endlich bleibe ihm das Reich der Poesie nicht fern. Er werde in dasselbe auf gleiche Weise eingeführt, wie die Weltgeschichte in ihm aufgestiegen ist. Mit dem Epos beginnt's: Vorbildung zu demselben ist das Märchen, das Thiermärchen und die Sagen-Fabel (Hey's Fabeln mit Spekters Bildern; nachher die äsopischen Fabeln — vorerzählen, dem Gedächtniß der Kinder anvertrauen, deutlich, rein, mit richtiger Betonung vortragen); sodann Reineke Fuchs (v. F. Schmidt); daneben die geselligen Spiele, durch welche das Selbstgefühl und die Abhängigkeitsgefühle zugleich Nahrung und rechte Zucht erhalten: ein Turn- und Spielplatz ist nöthig! Nun das Epos selbst: Homer's Odyssee und Ilias (v. F. Schmidt), Gudrun und Nibelungen (v. F. Schmidt), zuhöchst im Epos Hermann und Dorothea. — Es folgt die Lyrik mit Uhland's und Schiller's Balladen, worauf zur Lectüre von einzelnen Dramen Schiller's aufgestiegen wird. Daneben geht das Zeichnen von den mathematisch geformten Gegenständen an zu den Dingen der Natur und des Lebens hinauf. Soweit bis zum Jünglingsalter. Mit Beginn desselben beginnt die Lectüre des Homer in Uebersetzungen nach dem Original; eben so die von Gudrun und den Nibelungen; von Neuem darauf Hermann und Dorothea. Hiernach Schiller's Gedankenlyrik, das Volkslied des 15. und 16. Jahrhunderts, die Lyrik Goethes. Zuhöchst: Schiller's Dramen, Lessing's Emilie Galotti und Nathan, Goethes große dramatische Stücke; einzelne Stücke von Shakspeare (nach Tieck) und von Sophokles (nach Donner). Als Ergänzung dazu: Haydn, Mozart, Beethoven; — die italienischen und niederländischen Maler. Bei den Tragödien zugleich Ueberblick des Ganges der Handlung und Composition des Stückes. Nun auch Literaturgeschichte: sie ist der Schlußstein. — Das Leben in diesem Reiche der Kunst muß der von der Schönheit durchdrungene Leib des Zöglings selbst sein: die leibliche Erscheinung der Schönheit ist die Probe für den glücklichen Erfolg deiner Erziehung in der Aesthetik.

21. Auch für die Moral — die Wissenschaft von der Idee des Guten, das Product von der Thätigkeit des Gewissens und der Liebe — wird meist der Unterricht nur in der Schulstube ertheilt. Aber nicht das Herbeten von moralischen Sprüchen, nicht das sogenannte Morallesen, nicht bloße Aufforderung zum sittlichen Leben, keine Theorie überhaupt schafft ein lebendiges Gewissen und eine thätige Liebe. Vor Allem hilft eine Theorie in unserem Zeitalter nicht, wo so viel übertünchtes Laster, so viel Schein, Heuchelei, Gemeinheit und Krämeregoismus im vornehmen und geringen Pöbel einherstolzirt. Solchen Realitäten gegenüber wird sehr bald eine theoretisch eingelernte Moral = Null. Auf dem Gebiete der Moral kann daher auch gegenwärtig nicht allein der Erzieher, — die Nation muß miterziehen. So lange sie sich nicht emporhebt aus dem Schlamme

der Schlaffheit und Erbärmlichkeit zur sittlichen That, wird es für den Einzelnen eine kaum zu bewältigende Arbeit sein, seinen Zögling zur ächten Moralität zu erheben. Die Nation aber ist keine Abstractum, dem man alle Sorgen anheim geben könnte, um als Einzelner desto lässiger zu sein. Jeder Einzelne, vor Allem aber der Erzieher muß sich vor seinen Zögling hinstellen als ein ächt sittlicher Mensch, der nicht in sich zu erröthen braucht, wenn er von diesem irgend eine Pflichtübung fordert. Die Macht des Beispiels ist unbeschreiblich groß. Wenn der Erzieher und die ganze Umgebung des Zöglings stets unter den Einflüssen der Liebe und des Gewissens in ihren Handlungen stehen, so werden diese Gefühle im Zöglinge sowohl direct ausgebildet werden, indem sie sich mit ihren Forderungen an ihn wenden und die correspondirenden Gefühle in ihm erregen, als sie auch indirect, mittelst Nachahmungstriebes, in ihm zur Thätigkeit drängen. Der Anblick von Unglück erweckt Menschenliebe, und mitten in Collisionsfällen wird man sich bewußt, was Recht und Unrecht ist. Der Erzieher muß seinen Zögling oft in die Umgebung bringen, wo ihm solche Reize entgegentreten, und vor Allem muß er als Reiz zur sittlichen Entwicklung sich selbst, Aeltern und Gott benutzen, da in der Liebe zu den Aeltern und zu Gott die Wurzel der Sittlichkeit liegt. Nur erst neben der Uebung in solcher Welt der Wirklichkeit wird die Moral, sowohl in concreten Geschichten dargestellt, als in Form des reinen Gedankens gebracht, ihren Nutzen zur Entwicklung der sittlichen Anlagen haben. Die Schule also muß weiter werden. Der Unterricht muß Erziehung, die Erziehung Unterricht sein. Es reicht nicht mehr aus, daß die Schule nur die Ausbildung des Verstandes als ihren Hauptzweck verfolge und die Bildung des Characters, des Gefühls und des Wollens nur nebenbei behandle, weil dies Hauptsache des Hauses sei. Die Schule muß dasselbe sein und werden, was in den ersten Kinderjahren das Haus ist: lehrende Erzieherin und erziehende Lehrerin. So lange Unterricht und Erziehung noch getrennt sind, wirds nichts. —

22. Zur wahrhaften Religiosität zu gelangen, — zum Ausruhen in Gott bei den Unruhen der Erde, — es dahin zu bringen, daß in allen Geschicken des Lebens das „Was Gott thut, das ist wohlgethan" die Regel und Richtschnur des Denkens und Handelns bleibe: das ist das höchste Ziel aller Erziehung.

Das Denken treibt den Menschen nur bis zur Urkraft aller Bewegung und alles Lebens: das ist das Ziel des Denkens. Dies kalte Ergebniß müssen die Organe des Gefühls erwärmen und mit Fleisch und Blut beleben: das Wesen der Gottheit, zu dem die Denkkräfte gelangen, wird erst durch die Gefühle zum lebendigen Gott, zum Gott der Liebe des Christenthums. Das Denken mit seiner Welt gibt nur das Alphabet, das der Mensch haben und kennen muß, um die Wahrheiten der Religion lesen zu lernen. Die Organe des Gefühls aber, Glaube, Hoffnung und Gottgefühl, müssen die Staben erst beseelen, damit sie zu Buchstaben in dem lebendigen Religionsbuche des Herzens werden. Das Gottgefühl schaut den lebendigen Gott eben so gewiß und sicher, wie das Auge einen Gegenstand im Raume sieht; es schaut ihn als den Nenner, durch den allein der Mensch, der Zähler, zu einer Wirklich-

keit wird. Der Glaube glaubt an die unsichtbare Welt, aus keinem anderen Grunde, als weil sie in ihm lebt und ist: er schlägt den Grundton an zur Lebenssynfonie. Die Hoffnung ist der groß gewordene Glaube und belebt das gedrückte Erdleben durch die erhabene Aussicht in die ewige Zukunft. Gottgefühl, Glaube und Hoffnung sind die drei Grundpfeiler der christlichen Religion. Die Religion ruht also im Gefühl und kann daher auch nicht durch Verstandesbeweise, nicht durch auswendig gelernte Gebete und Sprüche erobert werden. Mit Bewundern und Sichanklammern an die Weltwunder beginnt sie. Also hinaus mit deinem Zöglinge in die Natur: die Natur ist der große Kanzelredner, der in lebendiger Beredtsamkeit zum Kinde zuerst in einzelnen majestätischen Erscheinungen — die du ihm ohne Interpretation zeigen sollst — von einer ewigen Weisheit, einer ewigen Liebe und einer ewigen Macht, von einem Vater, auch zum Kinde spricht. Dann hin zur Geschichte, zum Weltgericht, — und dein Zögling bringt aus ihr die Ueberzeugung mit von einer ewigen Vorsehung, deren Wege zwar wunderbar sind, die aber Alles herrlich hinausführt. Und dann hinein in die Tiefen des Geistes selbst, wo in ewiger Stille die Wogen des göttlichen Lebens rauschen. Hier erst wird wahrhaft die Religion lebendig, hier liegt und ruht sie: sie ist angeboren und darum die Ansicht Rousseau's, welcher glaubt, daß die Religion erst im mündigen Alter zum Bewußtsein gebracht, vor das Forum des Verstandes gezogen werden müsse, eine falsche, indem sie auf der Verwechslung von Religionsglauben und Religionswissen beruht, wovon letzteres allerdings erst einem späteren Alter aufbehalten bleiben muß, ersteres aber schon in den früheren Kinderjahren lebendig wird und sich in dem Suchen Gottes beim Kinde äußert. Natur und Geschichte führen nur zum Bewundern: Bewundern aber ist nicht ein Act des reinen Gefühls; im Bewundern sind neben dem Gefühl die intellectuellen Vermögen thätig. Das reinste Wesen der Religion ist Verwundern: die Religion ist „ein Seufzer im Grunde der Seele gelegen." Es ist das Wesen der Religion Staunen, Anbeten: das Gebet ist der höchste Ausdruck der Religion. Bete du darum vor dem Kinde, und wenn du wahrhaft beten kannst, so wird es Gott in deinem Gebet sehen, hören und fühlen, und so wird es, sobald Gott in ihm lebendig geworden ist und es Sehnsucht nach ihm in sich fühlet, zu beten wissen. Da darfst du aber auch nicht in deinem Sinne von Gott zu ihm sprechen: im Kindessinne muß deine Sprache von Gott gehen, wenn's das Kind fassen soll. Und nicht in armen, alltäglichen, prosaischen Phrasen darf es deine Sprache hören, in dem Wahn, als ob das Kind das Prosaischste am Besten verstände: am Schlechtesten versteht's das, und darum, so wie deshalb, damit das Kind gleich an den Worten und Klängen deiner Lippen hört, daß es aus der gewöhnlichen Welt weggehoben und in die Welt des Himmels emporgetragen ist, muß deine Sprache in Bildern von dem, den wir nur durch Bilder schauen, und in Begeisterung flammen, denn Begeisterung ist das Lebenselement von Glaube, Hoffnung und Gottgefühl. Jean Paul: „Zeigt überall dem Kinde anbetende und heilige Empfindungen; diese gehen über und entschleiern ihm zuletzt den Gegenstand, sowie es mit euch erschrickt,

ohne zu wissen wovor. Newton, der sein Haupt entblößte, wenn der größte Name genannt wurde, wäre ohne Worte ein Religionslehrer von Kindern geworden." — Hast du also in deinem Zöglinge den Religionsgrund gelegt, so wirst du ihm als Schlußstein deiner Religionslehre die christlichen Lehren als die Radien, die vom Menschen aus in Gott hineingezogen sind, aus ihrer Verstandesform in das Gefühl aufzulösen wissen und ihm damit ein Bewußtsein über seine Religion geben. Dabei durchdringe mit dem Gefühl alle Lehren des Christenthums und führe sie da, wo sie sich in Verstandesformen verfestigen wollen, zu ihrem Urquell, zum Gefühl, zurück, denn nur an der Quelle des Gefühls versteht, erkennt, ergreift das Kind die Religion. Denn der Lehrer soll nie die Seligkeit von einzelnen Verstandessätzen der Dogmen abhängig machen und glauben, daß in dem Festhalten am Buchstaben das Wesen der christlichen Religion besteht. Er soll vielmehr wissen, daß das Dogma, dem Buchstaben nach, nur das zu Verstand gebrachte Gottgefühl, und daß die Denk-, Sinnes- und Handlungsweise eines Menschen das Product seiner leiblichen und geistigen Organisation und der Beziehung dieser Organisation zu ihrer bestimmten Außenwelt ist. Die relative Stärke der Geistesvermögen ist bei den verschiedenen Menschen verschieden, und je nachdem bei dem Einen diese, beim Anderen jene Kräfte vorherrschen, ist er für diese oder jene Gegenstände und Ansichten am empfänglichsten. Die Geistesvermögen sind das geistige Alphabet der Menschheit, das in jedem einzelnen Menschen zu einer ganz besonderen, von allen anderen Menschen verschiedenen Wortverbindung zusammengestellt ist: Jeder aber fühlt sich nur hingezogen und in Harmonie mit Denen, die ihm ähnliche Verbindungen der geistigen Vermögen besitzen. Ob daher auch keine dieser Ansichten die absolute ist (— Christus, das Urbild der religiösen Menschheit, war weder Rationalist noch Supranaturalist, weil bei ihm alle Geistesvermögen in totaler Harmonie zusammen klangen —) und obschon deshalb die religiöse Erziehung dahin streben muß, diese Einseitigkeiten zu besiegen und aus jedem einzelnen Menschen ein Abbild von Christus zu schaffen; so ist doch diese Verschiedenheit der Ansichten nicht in der gewöhnlichen Manier zu beklagen, denn es muß sie der Schöpfer aller Dinge gewollt haben, weil er die einzelnen Menschen für sie organisirt hat: eine psychologische Bemerkung, der auch die Weltgeschichte ihre Beistimmung gibt, indem sie zeigt, daß es von Uranfang Rationalisten und Supranaturalisten gegeben hat und daß es gegenwärtig solche noch, nicht allein in der Theologie, sondern auch in der Medicin (Allöopathen und Homöopathen) und in der Jurisprudenz (rationalistische und historische Schule), sowie in der Politik (Konstitutionelle und Absolutisten) gibt.

Wenn du also gehandelt hast, wirst du deinem Zöglinge die Religion der Liebe gegeben und zum Bewußtsein gebracht haben. In der ersten Periode des Unterrichts ist für deinen Zögling die Religion Staunen und Wundern. Dieses Staunen und Wundern soll in seiner zweiten Lernperiode zum bewußten Abhängigkeitsgefühl werden: Erkenntniß der allgemeinsten ewigen Naturgesetze und des Lebens der Natur überhaupt, so wie Kenntniß von der biblischen Geschichte, als von der Entwicklung des Reiches

Gottes, — führen dazu. Hierauf endlich die Religion des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung in ihren einzelnen Lehren, von denen jede Lehre ihre Basis in der heiligen Schrift haben und auf die jede basirt werden muß, und wobei der Schlußstein jeder Lehre — gleichsam diese Lehre selbst im Geiste krystallisirt, diese Lehre als Erkenntnißresultat — ein dem Gedächtniß anvertrautes Bibelwort sein soll, damit sie der Wandrer durch's Leben als sein eigenstes Eigenthum mit sich trage und sie behalte, wenn Alles sich verliert und das Leben in der Welt ziellos wird. Glücklicher Mensch, der du mit solchen Schätzen des Gefühles hinaus gehst in die Welt! —

c., Die Erziehung der Wollenswelt.

23. Das Gute ist das Göttliche. Die Verwirklichung des Guten ist die Aufgabe der Menschheit. Die das Gute ausführende Persönlichkeit ist die Blüthe der Menschenwelt. Die Darstellung des Guten ist das Ideal im Reiche des Wollens.

24. Gedanken und Gefühle sind Nahrungsmittel der Wollenswelt. Was und wie der Mensch denkt und fühlt, das und so will er auch und thut er auch; und nur so weit sind seine Gedanken und Gefühle wahrhaft lebendig und von wahrhaftem Werthe, wie weit sie sich in Thaten umsetzen. Darum muß die Erziehung dahin wirken, daß der Zögling Alles, was er sinnt und denkt, zur That werden läßt, — daß in der Schule der Lehrgegenstand nicht blos nahe gebracht und zurecht gemacht wird, sondern daß der Lehrling daran seine Kraft bethätigt, daß alles Lernen Kraftentwicklung ist, — daß der Unterricht selbst ein Thun des Zöglings wird, und daß er sodann zu allen Zeiten und an jedem Orte mit Thun verbunden ist und im Thun seine höchste Blüthe hat, daß der Schüler demnach z. B. beim Sprachunterricht die Sprache sprechen, beim Geschichtsunterricht das vom Lehrer Vorgetragene selbstthätig mündlich reproduciren muß rc.

25. Nur durch Thun und zwar durch thatkräftiges Thun, durch Anstrengung, wächst, wie der Leib, so der Geist. Darum müssen aber auch die Aufgaben, an denen der Zögling seine Kraft bethätigen soll, in dem Kraftkreise desselben liegen und doch wiederum über ihn hinausreichen: jedes Alter hat sein Kraftmaß; wird ihm dieses auferlegt, so wächst und erstarkt es; wird ihm auf die Dauer mehr zugemuthet, als es bewältigen kann, so erliegt es, wird stumpf und muthlos; das zu Leichte aber, was keine Anstrengung kostet, reizt die Verdauungskraft des Geistes nicht und schwächt sie dadurch. Der Geist ist so organisirt, daß er nur Das hat, was er sich selbstthätig erobert. Thätigkeit ist das Grundgesetz aller Vervollkommnung: Kraftanstrengung ist Kraftentwicklung.

26. Das gesunde Geistesleben fordert mit Nothwendigkeit eine Umsetzung in die Praxis, eine Erhebung des Vorstellens und Fühlens zum Handeln und Ausführen. In der That offenbart der Geist sein inneres Leben.

Dieses Thun entwickelt und erwirbt aber der Mensch nur durch Thun. Durch Thun nur lernt der Mensch thun: durch Singen — singen, durch Schreiben — schreiben. Gleiches nur schafft Gleiches.

27. Das Thun hat sein Fundament im Wollen. Wollen ist verwandt mit Wohl und Wahl. Wollen ist Wahl zum Wohl, Wahl des Wohles und, da das Wohl des Menschen in der Verwirklichung seines Wesens besteht, Wahl zur Darlebung und Darstellung der menschlichen Wesenheit. In diesem Lebensprozesse des Wollens treten die Thätigkeiten der Gefühle und der Denkvermögen als Erreger und Beweger ein: „Das Interesse" erscheint als Triebfeder zum Handeln, das ist als Handelnwollen nach Gefühlen, und als Beweggrund, Motive, das ist als Handelnwollen nach den Gesetzen der Denkvermögen; „die Lust" und „das Begehren" wird zum Fordern, „die Unlust" und „das Verabscheuen" zum Verweigern. „Die Ideen" sind der Zweck des Wollens; „die Denkvermögen" suchen die Mittel zur Erreichung des Zweckes und wählen nach dem Geistesgewichte derselben, um zum Ende der Wahl, zum Entschluß zu gelangen, der, für einen künftigen Fall gesetzt, Vorsatz, und bleibend für künftige Fälle angenommen, Grundsatz, heißt. Dem Entschlusse, der inneren That, folgt die äußere That, die Handlung.

28. Der Wille ruht auf der freien Nothwendigkeit im Geistesleben. Aber dieser Wille wie das aus ihm erzeugte Thun ist ursprünglich eben so wenig fertig im Menschen, als das Denken. Es muß im Einzelnen durch die Erziehung herausgebildet und zur Gewohnheit entwickelt werden.

Freiheit und Gehorsam sind im Willen die beiden Pole, welche die Erziehung vereinen und beleben muß. Denn die sittliche Freiheit des Menschen besteht in der Harmonie des Selbstgefühls und der Abhängigkeitsgefühle. Der Erzieher hat auf die Entwicklung dieser Freiheit in seinem Zöglinge hinzuarbeiten: seine Aufgabe ist, das Thatleben seines Zöglings unter den Despotismus der Vernunft zu bringen, ihn die sittliche Lebenskunst zu lehren. Er muß ihn demgemäß vor allen schädlichen Einflüssen bewahren und behüten, alle Hinder- und Hemmnisse bei Entwicklung seines sittlichen Lebens beseitigen und sodann Denken, Fühlen und Wollen zum Ewigen und Göttlichen erregen und auf dasselbe hinrichten.

29. Solches Freisein und solches Gehorchenlernen wird nur durch Uebung erlangt. Ihr müßt eure Zöglinge nicht: am Gängelbande führen: — am Gängelbande lernen sie nicht selbst gehen! Ihr müßt ihnen nicht sinnliche Genüsse für ihre Leistungen bieten und gewähren: — durch solchen Lohn werden sie von Jugend auf gewöhnt, äußeren Vortheil aus ihrem Thun zu erwarten und zu ziehen und den Zweck und Lohn der That nicht in der That selbst zu suchen. Ihr müßt ihnen Gelegenheit geben zum Freisein und zum Gehorchenkönnen. Ihr müßt ihnen zeigen, daß ihr Vertrauen zu ihrem Thun habt, und daß ihr von ihnen stets das Gute und Rechte erwartet. Ihr müßt sie in Lagen bringen, wo Selbstbeherrschung und Besonnenheit gestählt, Entbehrungen und Entsagungen verlangt werden. Ihr müßt den Gesichtskreis ihrer Freiheit nach und nach immer weiter ziehen. Das könnt ihr schon in den gewöhnlichen Unterrichtsstunden. Aber zu den gewöhnlichen Unterrichtsstunden müssen ungewöhnliche für die Entwicklung der Wollenswelt

kommen, die der Erzieher ebenfalls leiten muß: Arbeits-, Spiel- und Thatenstunden. Hier ist noch Viel, noch Alles zu thun; was freilich erst gethan werden kann, wenn erkannt ist, daß das Wollen eine eigene Welt ist und eben so wenig wie das Gefühl durch Lehren und Lernen mit Worten erzogen werden kann, daß vielmehr jedes Gebiet des Geisteslebens seine eigene Erziehungsweise hat und nur durch Das, was ihm gleich ist, geweckt wird, — Leben also nur durch Leben, Wollen nur durch thätigen Willen.

30. Der Haupterzieher in der Wollenswelt ist der Lehrer. Der Erzieher ist für den Schüler eine Autorität, und wehe dem Erzieher, der für seine Schüler keine ist. Der überaus thätige Nachahmungstrieb des jugendlichen Geistes wird daher Das thun, was er von Dem thun sieht, vor dem er sich beugt. Der Erzieher darf also, wenn er ein Erzieher des Willens für seinen Zögling sein will, kein Augendiener und Speichellecker sein: er beuge sich nur vor dem Hohen und Beugungswürdigen, nicht vor inhaltslosem, äußeren Plunder. Er zeige sich aber auch in den Unterrichtsstunden als ein Charakter. Wenn er da lärmt und tobt, wenn da in jedem Augenblick Leidenschaft und Affect Herr seiner werden in Sprache und in That, wenn er da bei Beurtheilung seiner Zöglinge und bei ihrer Behandlung irgend einen anderen Maßstab als den, welchen ihm der Zögling gibt, nimmt: — wie kann der Erzieher dann von seinem Zöglinge verlangen, daß dieser anders als er selbst sein solle? — —

31. Bei solcher Erziehung der Wollenswelt wird dann zuletzt auch die Macht des Wortes am rechten Orte sein. Die vernünftige Freiheit des Kindes ist dann durch Beispiel und Ueberzeugung gestärkt. Aeußere Reize, die übermächtig auf deinen Zögling einwirken und ihn fortreißen könnten, sind nicht in seine Nähe gekommen. Nun wird Belehrung, Ermahnung und Zurechtweisung nicht ohne Frucht bleiben. Zur rechten Stunde findet jetzt das gute Wort eine gute Stätte. Aber so, wie's Luther dem Prediger zuruft: Tritt frisch auf; thu's Maul auf; hör' bald auf. —

32. Sprich wenig und thue viel: so heißt die Regel bei Deinem Erzieheramt in der Wollenswelt. Und wenn Du sprichst, so mußt Du ein Virtuos im Wort sein. Vor Allem, wenn Du gebietest. Die Aufmunterungen zur Erfüllung des Guten und der Gebote müssen sich an die vorragenden Geistesvermögen Deines Zöglings, an seine „guten Seiten," wenden und, wenn sie Belohnungen werden, nie unzeitig und übermäßig auftreten, damit der Ehrtrieb nicht zur Ehrsucht und zur Augendienerei hinaufgetrieben wird. Die Ermahnung werde zur rechten Zeit und am rechten Orte gegeben, — bestimmt klar, aus tieffühlendem Herzen kommend, Verstand und Gefühl des Zöglings zugleich erregend. Das tadelnde Wort sei ernst und fest und, je nach der Individualität des Zöglings, bitterer oder sanfter, jedenfalls aber kurz, nicht ausgedehnt, nicht allgemein: die langen Strafpredigten ermüden und reizen Den, dem sie gelten, daß er in Gedanken eine Gegenpredigt hält. Die Strafe gehe nur auf die Handlung, nicht auf die Gesinnung: sie bringe zum Bewußtsein, daß das Wahre und Gute die allein ewigen und gültigen Mächte in der Welt sind, die alles gegen sie Auftretende

negiren. Immer aber sei die Strafe gerecht; — sie werde nie zu etwas Gewöhnlichem; — sie sei so gelind als möglich und es trete deshalb in jedem individuellen Falle das schwächere Strafmaß ein; — sie sei dem Vergehen angemessen, so daß z. B. der Streitsüchtige allein sitzen muß 2c.; — sie sei nicht tyrannisch, aber auch nicht sentimental; — sie richte sich nach der sittlichen Entwicklungsstufe des Zöglings; — sie sei der Individualität angemessen und darum nie im Voraus für alle Zöglinge betreffs bestimmter Fälle bestimmt. Das beste Verfahren der Zucht im Allgemeinen zeigt uns, wie Comenius bemerkt, die Sonne, welche den wachsenden Dingen 1) stets Licht und Wärme, 2) oft Regen und Wind, 3) selten Donner und Blitz spendet. — — —

33. Denken, Wollen, Fühlen, — jedes will auf seine und zwar auf eigenthümliche Weise erzogen sein, aber alle drei auch in Harmonie. Jedes ist selbstständig, aber doch widersprechen sie sich nicht, es müßte sich sonst Gott widersprechen und es ginge ja, wenn Denken, Wollen und Fühlen des Menschen mit einander kämpften, ein Hiatus durch das Werk der Schöpfung. Das Kennzeichen, daß sich eine Wissenschaft, oder daß sich ein bestimmtes Geistessystem, dessen Product die einzelne, bestimmte Wissenschaft ist, naturgemäß entwickelt hat, ist, wenn es den beiden anderen Systemen nicht widerspricht und sie nicht bekämpft, sondern wenn es mit ihnen in Harmonie zusammenklingt. Das Tönen solcher Harmonie zeugt die höchsten Blüthen des Geistes: die Wahrheit, die frei macht, die Freiheit, die wahr ist, und die Liebe, welche die größte von den dreien ist und bleibt. —

34. Und wer in denen lebt und mit ihnen, — der ist reif, aus der ersten Schule der Erdlebensperiode in die zweite einzutreten, wo ihm der Staat als der lebendige Organismus des sittlichen Lebens, und die Kirche als der lebendige Organismus des religiösen Lebens, als Erzieher entgegenkommen, um ihn als Glied in ihre Entwicklung aufzunehmen. —

XII.

Ueber Charakterbildung.

(Ein Vortrag, gehalten auf der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung, den 10. Juni 1862, zu Gera.)

„Die eine Zeit braucht Männer, um zu entstehen, die andere, um zu bestehen; die unsrige hat sie zu beiden nöthig; dennoch fürchtet die Erziehung nichts mehr, als die Bemannung der Knaben, die sie entmannt, wo sie nur kann."

Dieser Ausspruch J. Paul's ist das Motto zu den Worten, die ich heute über Charakterbildung zu Ihnen sprechen will, denn er enthält in geballter Form die Gedanken, die ich vor Ihnen auseinanderzulegen habe. Unsere Zeit braucht Männer, um nicht sich selbst zu verlieren in dem Sturme, der immer erscheint, wo zwei Zeiten mit einander kämpfen und ein Frühling dem Winter seine Existenz abzuerobern hat; — Männer, um durch die Geburtswehen hindurch und aus dem chaotischen Ringen heraus, geklärt, die Ideen hervorgehen zu lassen, die den Lebensnerv der Zeit bilden. Und dennoch sendet dieselbe Zeit, die ihrer so nothwendig bedarf, so wenige Charaktere hinaus in die wogende See! — Bemühte man sich doch vielfach in der Neuzeit, den Staat, der die lebendige Sittlichkeit repräsentiren soll, zur Charakterverbildungsanstalt umzumodeln, und kam doch daher dann die Umkehr aller sittlichen Verhältnisse: das Fragen der Masse: „Was nützts?", um nach der darauf erfolgenden Antwort heute zu der einen und morgen zu der anderen Fahne zu schwören; — das Feilsein Vieler von Denen, die sich berufen wähnen, Zeugniß für die Wahrheit auf dem literarischen Markte abzulegen, und die sich dabei zu Anwälten der Unwahrheit und der Niederträchtigkeit machen; — das Auftreten von Pilatusnaturen, die mit Hohngelächter fragen: „Was ist Wahrheit?" und darum den Schein an die Stelle des Seins, Augendienerei an die Stelle des geraden Sinnes setzen. Organisirte oder vielmehr desorganisirte doch dieselbe Zeit vielfach die Schule — von der Hochschule bis zur Dorfschule — dahin, daß sie bei dem Suchen nach Wahrheit sich nicht an die Vernunft, sondern an die angeerbten Formeln und an die Vorgesetzten wenden sollte, so daß dann oft die theologischen Facultäten Pharisäergestalten erzeugen mußten, die an der Stelle der Gewissensüberzeugung die todte Satzung verkünden, — daß dann oft die Gymnasien so tief als möglich nach Rom und in den Formalismus der lateinischen Sprache hineinflüchteten und damit den Sinn für die lebendige Gegenwart, den Sinn fürs Vaterland schwächten und unter-

drückten, — daß dann oft die Volksschule in ihren Lehrern und Schülern nicht selbstständige Menschen, sondern gehorsame Diener jedes nahenden Befehles erzog. — Männer braucht die Zeit. Charaktere muß die Schule, die Erziehung der Gegenwart bilden! —

Charaktere! — Den Mann von Festigkeit und Selbstgefühl, der sich durch alle Verhältnisse des Lebens hindurch behauptet, auch wenn Umstände oder Gefahren ihn von sich abziehen wollen; — der sich immer und überall gleich bleibt und auf seinen Grundsätzen feststeht, die er einmal ausgesprochen, und bei seinen Thaten beharrt, die er einmal begonnen; — der Allem, was von ihm ausgeht, sein ihm eigenthümliches Gepräge gibt, und der ein Herr ist im Reiche der Sittlichkeit, weil er Keinem, nur dem Machtgebote seines Genius gehorcht. Der Charakterlose hingegen verfließt in Anderen, wie der Tropfen im Meere; er klebt überall an; er läßt von allen Seiten in sich eindringen; er ist ein Schwamm des Gefühls; er ist ein Sklav von Anderer Meinungen und Urtheilen; er ist ein Spielball der Verhältnisse und äußeren Umstände; er huldigt jedem herrschenden Idole; er streut heute Palmen, wo er morgen „Kreuzige" schreit; er vertauscht — beständig nur in der Unbeständigkeit — mit bewunderswürdiger Schnelligkeit eine Farbe mit der anderen, selbst mit der entgegengesetztesten. Demgegenüber: Körper hart, Herz weich, Kopf gerade, so geht der Mann von Charakter, der Stetsderselbe — wie der Verfasser des Demokrit sagt — in gerader Linie, wie ein Sonnenstrahl, und bleibt ruhig, wie die Luft auf den Gipfeln der Alpen, wenn unten Gewitter und Stürme toben.

Dieser feste und unbeugsame Sinn zum vorgesetzten Ziele hin, der dem Individuum erst einen sichern Halt und eine Bestimmtheit in sich selbst gibt, und mit dem er in all' seinen Handlungen die Uebereinstimmung mit sich selbst bewahrt, — ist jedoch nur **das Formelle** des Charakters. Hält dieser Sinn an Einzelheiten, an Gehaltlosem fest, so wird er zum Eigensinn; besteht er auf Meinungen und Handlungen auch gegen Vernunftgründe, so wird er zur Halsstarrigkeit. Ihren wahrhaften, ewigen **Inhalt** erhält diese Form erst von den Geistesvermögen der Intelligenz, der Sittlichkeit und der Religion. Zum ächt menschlichen Charakter wird daher die beharrliche, mit Freiheit angenommene Richtung des Willens nur, wenn sie von der Vernunft, dem Göttlichen im Menschlichen, geleitet wird, — wenn sie von der Liebe getragen ist, ohne die alles Thun des Menschen äußere Werkthätigkeit bleibt, — wenn ihr Begleiter das Gewissen ist, die Nabelschnur, die den Menschen an Gott bindet, der innere Gerichtshof im Menschen, der vor der That als Gesetzgeber, während derselben als Zeuge, und nach ihr als Richter erscheint, — wenn sie als Ziel ihrer Bestrebungen Gott setzt und auf ihn alles Denken und Wollen bezieht, weil er alle Wahrheit ist, dabei aber nie vergißt, daß diese Wahrheit nicht in einer bestimmten Livrée steckt und auch nicht ausschließliches Eigenthum Derer ist, die eine bestimmte Livrée tragen, sondern allen geistigen Weltan-

schauungen gegenüber tolerant bleibt, indem sie Gewissensfreiheit als ihr heiliges Recht fordert und dieselbe allen Anderen gewährt, unduldsam nur gegen die Unduldsamkeit, — wenn sie (um Alles in Ein Wort zusammenzufassen) Wahrhaftigkeit im Denken, Fühlen und Wollen, im Handeln und Thun übt: Wahrhaftigkeit, die das Gewebe der Lüge zerreißt, und frei in sich selber ist; Wahrhaftigkeit, die überall auf das Wesen des Lebens dringt, wie sie selbst der Kern des Lebens ist; Wahrhaftigkeit, die den Menschen als höchste Aufgabe stellt, er selbst zu sein, und darum fern von allem neidischen Vergleichen, das gern jede Eigenthümlichkeit in die Nebelregion der eigenen Mittelmäßigkeit herabziehen möchte, in jedem Menschen, wenn er nur in seinem tiefsten Wollen nicht von sich abgefallen ist, ein originelles Gottheitsbild erblickt.

Zum wahrhaft menschlichen Charakter gehört also nach der formalen Seite Energie, consequentes Losgehen auf's Ziel; — nach der materialen ein großer, gehaltvoller, allgemeiner Inhalt des Willens, der sich in der wahren Freiheit, in der Selbstbeherrschung, kund gibt. Es offenbart sich der Charakter in consequenter Durchführung wesentlich menschlicher, innerlich berechtigter, religiös sittlicher Zwecke. —

Solchen Charakter in seiner ganzen Größe kann sich der Mensch nicht geben. Die Anlage dazu wird ihm von Gottes Gnaden verliehen. Es gibt verschiedene Grade von Charakterstärke und Charakterschwäche, je nachdem in den verschiedenen Individuen Festigkeit und Selbstgefühl angelegt sind. Und es gibt verschiedene Richtungen des Charakters, je nachdem bei einem Menschen die Denkthätigkeiten, oder die sittlichen oder die religiösen Vermögen vorherrschen, ja es kann nach dem Vorherrschen der verschiedenen Geistesthätigkeiten eben so wohl gute als schlechte Charaktere geben. —

Die Charakter-Erziehung nun hat das von Gott Gegebene negativ vor schädlichen Einflüssen zu behüten und zu bewahren, alle Hinder- und Hemmnisse davon abzuhalten; und positiv alle Energie auf das Göttliche hin zu erregen und zu richten. Sie hat die ewigen Ideen als Zweck und Ziel des Strebens und Wollens zu setzen: diese Ideen sollen zuerst begehrt werden und treten deshalb als ein „Du sollst" an den Zögling heran; diese Begehrungen sollen zu Vorsätzen d. h. zu Entschlüssen, die für einen künftigen Fall gefaßt sind, auswachsen; und diese Vorsätze sollen sich zu Grundsätzen gestalten, zu bleibenden, für alle künftigen Fälle angenommenen Entschließungen, die dann ihren Ausdruck im „Ich will" des Erzogenen haben. Hierbei jedoch hat die Erziehung sorgfältig auf die angelegten Individualitäten zu achten, und muß sie wissen, daß ihr, um mit Stoy zu sprechen, Autodidakten der sittlichen Kunst entgegentreten, bei denen die Charaktererziehung nur, aber auch wesentlich, in der Behütung besteht, weil, wie Platon sagt, die besten Naturen in schlechten Händen um so schlechter werden; — daß es, der Anlage nach, Dutzendmenschen gibt, bei denen von Anfang an positiv gewirkt werden muß, damit sie sich aus der verschwommenen Mittelmäßigkeit zu einem eigenen Selbst herausheben; — daß endlich unschlüssige und unbeständige Geister oft schon geboren werden, an und bei denen die Erziehungskunst dennoch Bedeutendes

leisten kann und soll, wie die Turnkunst auch den Menschen mit kleinen Muskeln, wenn sie nur naturgemäße Methode übt, zum kräftigen Mann auszubilden vermag. —

Die Methode der Charakterbildung beruht auf dem Gesetz der Ansteckung und auf dem der Uebung.

Das Gesetz der Ansteckung heißt: Gleiches weckt Gleiches, Leben entzündet sich am Leben, Charakter schafft Charakter.

Es ergeht hieraus an den Lehrer und Erzieher die Anforderung: Sei zuerst und vor Allem Du selbst ein Charakter: fest und consequent, von Grundsätzen geleitet im Denken und Thun, im Sinnen und Handeln, nie nach Laune und Willkür, nach Affect und Leidenschaft; — sicher gewurzelt in Gott, in Liebe, in Recht, in Wahrheit. Wenn Du selbst ein Knecht bist und vom Speichellecken lebst; wie willst Du's zurückweisen, wenn Dein Zögling sich wegwirft durch Kriecherei oder wie soll er nicht Unterwürfigkeit für die eigentliche Aufgabe des Menschen halten lernen? — Du erregst diejenigen Geistesthätigkeiten in einem Anderen, die in Dir selbst mit größter Thätigkeit sprechen.

Weiter dann: Charakter muß die ganze Umgebung Deines Zöglings athmen. Charaktere sollen wie Schanzpfähle seines Lebens um ihn stehen. Nur wenn in der ganzen Umgebung des Zöglings nichts mehr verpönt und entfernt ist, als Hundedemuth und Sklavensinn, wird auch er sich ausleben lernen, ohne nach fremdem Winde den Mantel zu hängen.

Hierauf: Gehe mit Deinem Zöglinge in das Reich der Geschichte und der Dichtkunst, und zaubere die Helden in seine Nähe, welche in ihrer Größe die Bewunderung aller Zeiten hervorriefen, — jene sittlichen Charaktere, die Gut und Blut für die göttliche Idee, welche ihr Leben trug, einsetzen, und die wie Glanzhöhen des Lebens die Menschheit aus ihren Niederungen und Ebenen zu sich emporzogen. Hier laß Deinen Zögling in einem von diesen Lieblingen der Gottheit, den er sich selbst als seinen Liebling wählt, das Ideal seines Lebens erblicken, dem er zustrebt mit allen Händen und Füßen des Wollens, und der sein Leben auch da erleuchtet und in die Höhe trägt, wenn es die gemeine Pfiffigkeit in die Gemeinheit ihrer Kreise hinabziehen will.

Endlich: Führe Deinen Zögling in das Heiligthum selbst ein, — in die Religion: das Christenthum ist das ausgesprochene Gewissen und die offenbare Liebe; — und laß vor ihm erscheinen das Ideal der Menschheit, Jesus Christus, der auch das Ideal für die Charaktergröße in ihrer energischen That, wie in ihrer weltüberwindenden Hingabe ist.

Also: Lehrer und Leben, lebendiges Beispiel und die Welt der Bücher, Darstellungen und Schilderungen aus Religion, aus Kunst und Geschichte — müssen, und zwar sowohl planmäßig als auch gelegentlich, in dem Geiste des Zöglings die Charakterkraft entzünden, und in ihm zugleich die Liebe und den Glauben zur Menschheit anfachen, — die Grundwurzel für den Charakter. —

Neben dem Gesetz der Ansteckung muß sodann das Gesetz der Uebung bei der Charakterbildung angewandt werden. Es heißt: Jede Kraft wird um so stärker, je

öfter sie in Thätigkeit tritt; und um so schwächer, je weniger sie gereizt und demnach thätig ist. Dieses Gesetz gelangt dann zur vollen Kraft, wenn beim Thun allmählich von geringerer zu größerer Thätigkeit übergegangen wird, — wenn der das Vermögen weckende Reiz nie die Kraft desselben überschreitet, — wenn, periodisch, nach jeder Thätigkeit die angemessene Ruhe eintritt.

Nach dem Gesetz der Uebung muß die formelle und materielle Seite des Charakters entwickelt werden: die Energie, und die Herrschaft der ewigen Ideen über das sinnliche, endliche Leben, die Selbstbeherrschung.

1) Die Energie und Consequenz, welche den Geist belebt und trägt, daß er vor keiner Gefahr und keiner Schwierigkeit zurückbebt, sondern mit Entschlossenheit und Unerschrockenheit seinen einmal gefaßten Vorsatz ausführt, entwickelst Du, Erzieher, wenn Du darauf hältst, daß dein Zögling jedes Vorhaben consequent durchsetzt. Leite ihn dabei; sei sein freundlicher Gehülfe; sorge, daß ihm die Ausführung nicht zu schwer wird. Verhüte vor Allem, daß er im Anfange, wo er den Thatenschauplatz erst betritt, nicht zu viele und zu starke Niederlagen im Lebenskampf erleidet. Nur durch Siege lernt man siegen; durch Niederlagen wird der junge Held entmuthigt, denn es gehört bereits ein hohes Selbstbewußtsein dazu, wenn man in der Niederlage den Stachel zum Siege finden soll. Dulde keine Ausnahme und Ausrede, wo es gilt, Vorsätze zu realisiren, — Vorsätze, die Du freilich nicht selbst einimpfen darfst, so daß der Zögling bloßer Nachbeter wäre, sondern die er selbst faßt, und die, weil er sie selbst gefaßt hat, seiner Natur gemäß sind und in seiner Sphäre liegen. Sollten sie aber auch später, wenn er bereits stärker an Charakter geworden ist, einmal über diese seine Sphäre hinausgehen; — laß kühn darauf losarbeiten: Knaben und Jünglinge müssen gewagt werden, um Männer zu werden, sagt Herbart mit Recht. Wenn er jedoch dann auf dem Wege der Ausführung die Unausführbarkeit erkennt, so mag er abstehen; nur beschäme und höhne ihn deshalb nicht, sondern benutze selbst diese Niederlage, und zwar dazu, daß Du ihm zum Bewußtsein bringst, wie nicht alle Blüthenträume reifen, sondern wie nur die Vorsätze Frucht tragen, die mit Umsicht gefaßt und mit solcher in die Welt eingeführt werden, wie sich also immer und überall der Charakterstärke in Ausführung der schönsten Pläne und höchsten Ideen die Intelligenz als Leitstern leuchtend und erleuchtend zugesellen muß.

2) Wie auf Entwicklung der Energie, muß die Charakterbildung auf Entwicklung der Selbstbeherrschung, die die Offenbarung der sittlichen Freiheit ist, hinzielen: Nicht die Herrschaft der Leidenschaft, die Leiden schafft, ist Charaktergröße; Seelengröße besteht im Vernunftmuthe. Darum muß die Erziehung im Zöglinge nicht allein das Befehlenkönnen, sondern auch das Dienenwollen wecken und zur Thätigkeit erregen. Der Zögling muß sein egoistisches Ich aufgeben, um sein wahres, das vom göttlichen Leben durchleuchtete Ich zurückzuerhalten, — auf seine Begierden verzichten, um im Gesetz seinem Wesen zu leben. Er muß gehorchen lernen. Und obschon das letzte Ziel

hierbei ist, daß dies mit Bewußtsein und aus Freiheit und Einsicht geschieht; so ist doch im Anfange und Fortgange zu diesem Ziele das Ziel selbst noch nicht erreicht: weil Dein Zögling noch nicht die Vernunft hat, bist Du, Erzieher, seine Vernunft, und Deinen Geboten gegenüber ist er der Sklav, der dienen muß, um frei zu werden, und um nicht der Sklav seiner Leidenschaften für sein ganzes Leben zu sein. Nur muß der Gehorsam stets ein Gehorsam gegen die Vernunft, gegen die göttlichen Ideen der Wahrheit und Freiheit, der Liebe und Schönheit, die den Inhalt des wahren Menschenlebens bilden, sein sollen. Dann wird auch von ihm nicht fern die Liebe sein; — denn dann wird das Gebot einheitlich, klar, kurz, bestimmt, verständig und verständlich sein; dann wird es nur das Nothwendige, das nicht zu Schwere, das nicht Unausführbare verlangen; dann wird es ernst, ruhig und liebevoll gegeben; dann wird auf seine unverbrüchliche Beobachtung gehalten und jede Uebertretung naturgemäß geahndet; dann wird es sich mit dem Wachsen von des Zöglings Einsicht in bloßen Rathschlag umwandeln. Auf diesem Wege wird Dein Zögling ein Charakter werden: Der Mensch handelt, wie er behandelt wird. —

Zu solcher Bildung des Charakters muß schon die Kinderstube, muß vor Allem **die Familie** beitragen. Die Familie ist für das Kind im ersten Kindheitsalter die Welt, und nach ihr mißt es die große Weltfamilie, auch da noch, wo das groß gewordene Kind aus dem engen Familienkreise herausgetreten ist und objectiv zu verfahren meint. Es ist deshalb nothwendig für die Entwicklung des Charakters im Kinde, daß die Familie in sittlichen Formen und charaktervollen Thaten lebt; denn der erste Erzieher ist der mächtigste; jeder spätere hat nur geringere Kraft und wirkt weniger ein. In der Umgebung des Kindes muß also eine feste Lebensordnung herrschen; die Erziehung in der Familie muß stetig und consequent sein, in das Spiel Gesetz und Regel bringen, und vor Allem für die Gesundheit des Kindes sorgen, da Kräftigkeit der Körpers und Selbstständigkeit der Seele parallel mit einander gehen.

Ergänzend tritt zur Familie, auch bei der Charakterbildung, **der Kindergarten**, der durch Anregung und Leitung der Kinder unter einander seine kleine Welt zum lebendigen Abbild der großen Welt macht, in der alle sittlichreligiösen Tugenden durch Thaten ein- und festgelebt werden.

Im zweiten Kindheitsalter — vom 7. bis zum 14. Lebensjahre — hat sodann **die Schule** die Charakterbildung mit zu übernehmen, die für dieselbe deshalb so schwierig ist, weil neben der Wirksamkeit der Schulerziehung die Erziehung des Hauses hergeht und daher oft eine der anderen entgegenwirkt, und weil die Schule mehrere und zwar verschieden individualisirte, bis zur Schulzeit verschieden erzogene, neben der Schule von den verschiedensten häuslichen und gesellschaftlichen Verhältnissen und Lebensanschauungen influirte Zöglinge erhält. Die Schule muß, um unter diesen Verhältnissen ihr Ziel bei der Charakterbildung zu erreichen, neben den allgemeinen Charaktererziehungsmitteln, neben Dem, daß in ihr ein consequenter sittlicher Geist herrscht und Lehrer wie Schüler

beherrscht, neben Dem, daß sie für Einstimmigkeit im Lehrercollegium, für Einsetzung von Klassenlehrern und für Gruppirung im Unterricht sorgt, und neben Dem, daß sie Alles, was sie thut und thun läßt (auch das Wachsen der Vorstellungen beim Unterricht), ganz thut, weil nur ganzes Thun ganze Menschen schafft, — sie muß neben diesen allgemeinen Charaktererziehungsmitteln einen gemeinschaftlichen Spielplatz schaffen, welcher den Staat der Kinder einschließt; in dem Jeder gilt, was er durch seine That ist; wo das Gute gethan wird, weil es das Gute ist; dessen Ueberschrift heißt: Wahrheit und Wahrhaftigkeit über Alles!; auf dem die niedern Triebe gezügelt und die höheren Gefühle gepflegt, die individuelle Willkür zurückgewiesen und die gesetzvolle Freiheit gepflegt, Feigheit und Unentschiedenheit verbannt und ganze Menschen geschlagen werden. —

Nach solcher Vorbereitung wird dann der Charakter sich weiter bilden, „in dem Strom der Welt." Charaktere: — keine erbärmlichen Philisterseelen mehr, diese Pendel zwischen Furcht und Hoffnung, diese Gemengsel von Nichts, Phrase und Halbheit, diese Ketzerjäger auf alle Bestimmtheit im Denken und Thun. Charaktere: — ganze, volle, frische Menschen, die wissen, was sie wollen, und mit Energie und Consequenz wollen, was sie wissen, die das Zweckdienliche als das Gute erkennen, in der Einsicht des Guten ihre Weisheit und in der Kraft des Guten ihre Tugend haben, und die in der Selbstbeschränkung, im Despotismus der Vernunft, ihre Freiheit finden. Charaktere: — der Mensch, der die den Geist beherrschenden Mächte, die Wahrheit und die Freiheit, die Liebe und die Schönheit, zu seinem heißen Lieb erkoren hat, und der, wie J. Paul sagt, ein Fels ist, an welchem gestrandete Schiffer landen und anstürmende scheitern. —

XIII.

Was hat die Schule zur Erweckung und zur Pflege der Vaterlandsliebe zu thun?

(Vortrag, am 26. Mai 1863, auf der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung zu Mannheim gehalten.)

„An's Vaterland, an's theure, schließ Dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft!" —

Womit anders und mit was Besserem könnte ich meine Beantwortung der Frage: „Was hat die Schule zur Erweckung und zur Pflege der Vaterlandsliebe zu thun?" — einleiten, als mit diesen Worten des Dichters, der nicht nur sein Lebelang mit dem Kampfgeklirr seiner Jamben in den Eroberungskrieg für die höchsten und schönsten Kleinodien der Menschheit gezogen ist, sondern der auch der verkörperte Patriotismus war: — mit dem großen Herzen und der tiefen Seele, womit er den Schlachten des Geistes die Fahne vorgetragen und seinen Siegen den Hymnus gesungen; — mit dem Männerstolze und dem unbeugsamen Muthe der Ueberzeugung, womit er das hohe Lied der Freiheit angestimmt; — mit der tiefen Religiosität, die ihn mit jeder Faser seines Daseins an den Ewigen kettete und mit der er der verflachten Theologie seiner Zeit gegenüber ausrufen mußte: Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die Du mir nennst. Und warum? Aus Religion"; — mit seinen Tragödien vor Allem, mit denen er als Abgeordneter der ganzen Menschheit vor uns tritt, um uns aufzufordern, daß wir den Glauben an die Wahrheit und Freiheit nicht verlieren sollen, von den „Räubern" an, in denen er das Thema aller seiner Dramen anschlägt: den Kampf des sittlichen Idealismus gegen den herkömmlichen Egoismus, — bis zum „Tell", der Verherrlichung der politischen Freiheit, mit dem Mahnrufe:

An's Vaterland, an's theure, schließ Dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft! — —

Ich habe Ihnen, meine hochgeehrten Freunde und Genossen, diese kurze Charakteristik unseres großen nationalen Dichters und seiner Bestrebungen gegeben, um Ihnen an einem lebendigen Beispiele zu zeigen, was in Deutschland und für den Deutschen unter Vaterlandsliebe zu verstehen ist; denn es sind in Wahrheit alle die Eigenschaften

in Schiller verkörpert, welche das Wesen der deutschen Nation, die Natur des Germanen ausmachen. Dem deutschen Wesen eignet vor Allem eine unaustilgbare Freiheitsliebe, die aber weniger in der Gleichheit als in der Selbstständigkeit gefunden wird, die nicht zuerst nach Centralisirung, sondern nach Individualisirung strebt, und die darum nicht nach einem staatlichen Leben sucht, in dem die Verfassung das Individuelle verschlingt, sondern nach einer Verfassung, in der die persönliche Freiheit zu ihrem Rechte gelangt. Weil sich so die deutsche Freiheit wesentlich auf die Individualität stützt und von dem Gedanken ausgeht, daß nur Der sich Freiheit und das Leben verdient, der täglich sie erobern muß; weil der Deutsche alle Verantwortlichkeit in die Brust des Einzelnen legt: darum gehört auch zu seiner eigenthümlichen Natur der deutsche Fleiß, die deutsche Treue, die deutsche Redlichkeit, das deutsche Wort. Liebe zur Freiheit und zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit sind im deutschen Geiste ein einziges Ganzes. Die Wahrheit — sein heiliges Panier, mit dem er in dem Heereszuge der Menschheit voranzieht und mit dem seine größten Helden ihre Lorbeeren errungen: oder soll ich etwa vor Ihnen erst den großen Bogen der Weltgeschichte aufrollen, auf dem die Namen Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Lessing, Schiller, Goethe, Wilh. und Alexander von Humboldt als die Anführer bei Eroberung des Reiches der Wahrheit stehen? Der Deutsche sucht die Wahrheit, — ewig nach ihr als zu seinem Polarsterne hingewandt, und Jeden achtet er, der gleich ihm von demselben Streben erfüllt ist, auch wenn er auf anderem Wege als er selber geht; denn Achtung vor der Individualität, das ist die höchste Errungenschaft, die er von seinen Forschungen nach der Wahrheit mitgebracht hat. Und neben dieser Wahrheitsliebe als Kehrseite die Liebe zur Wahrhaftigkeit, die stets so spricht und lebt, wie sie im Innern denkt, und darum mit sich, mit Gott und mit dem All umher zusammenstimmt! — In ihr gründet dann die Gewissenhaftigkeit, durch die der deutsche Geist seine reformatorische That auf dem Boden der Religion vollbracht hat, denn der Charakter des deutschen Volkes ist ein durch und durch religiöser, aber ein solcher, der sich nicht an der Stelle seiner lebendigen geistigen Religion eine ausschließliche und ausschließende, auf absolute Gültigkeit Anspruch machende Theologie aufoctroyiren läßt, sondern der die Religion faßt als das ausgesprochene Gewissen und als die offenbare Liebe. Das Christenthum der Humanität ist die Religion des deutschen Volkes. —

Wenn das die Natur des deutschen Volkes ist, so wissen wir auch, was Vaterlandsliebe in Deutschland heißt und bedeutet. Sie ist die Sympathie unseres Denkens, Fühlens und Wollens mit dem Wollen, Fühlen und Denken der Nation; die Liebe nicht nur zu dem Boden, dem wir entsprossen, sondern vor Allem zu den Menschen, die mit uns dieselbe Sprache reden und dieselbe Geschichte haben, die gleiche Sitte und die gleichen Gebräuche ehren, dieselben Einrichtungen in Staat, Gemeinde und Familie verlangen und von derselben Religion an den Himmel gebunden werden, und das Alles, weil wir mit ihnen und sie mit uns von demselben Geiste der Wahrheit und

der Freiheit, der Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit getragen werden; — sie ist der Sinn für ein Allgemeines, der auf einer Seite den Familiensinn verklärt, weil er ihn von seiner egoistischen Abgeschlossenheit befreit, und der auf der anderen Seite am Humanismus sich erweitert, indem er mit Justus Moser spricht: „Fluchen würde ich dem Patriotismus, müßte ich, um mein Vaterland zu lieben, ein Feind der Menschheit sein." —

Es ist somit klar, was die Schule zur Erweckung und zur Pflege der Vaterlandsliebe zu thun hat. Sie hat deutsche Freiheit, deutsche Wahrheits- und Wahrhaftigkeitsliebe, deutsche Gewissenhaftigkeit und deutsche Treue, deutsches Wort und deutschen Fleiß in den Herzen ihrer Schüler zu beleben. In wem diese Eigenschaften lebendig entwickelt sind, der kann nicht anders, — er muß sich an das Vaterland anschließen, den er findet in dem Leben desselben nur sein eigenes Wesen, geklärt, als sein Ideal, vor sich stehen.

Wie und wodurch aber — so müssen wir fragen — kann die Schule diese Eigenschaften in ihren Zöglingen entwickeln? — Sie muß — das ist das Erste — ihren Schülern ein Vorbild aller dieser Eigenschaften, ein Vorbild ächter Vaterlandsliebe, in dem Lehrer vorstellen. Beispiel wirkt mächtiger und stärker, als Vorschrift. Haltung und Ton, Wort und That des Lehrers müssen in ihrer Wirksamkeit stets denjenigen Geistesvermögen entsprechen, die er in seinen Schülern ausbilden will. An die deutschen Lehrer geht deshalb zunächst und zuerst mein Mahnruf: Seid Deutsche in Gesinnung und Handlung, in Wort und That! Bei dem Lehrer, bei dem Flatterhaftigkeit und Oberflächlichkeit im eigenen Wissen und im Lehren herrscht, bei dem nicht eine tiefinnerliche, sittlich-religiöse Grundstimmung das Leben durchzieht, bei dem nicht Falschheit verbannt, wohl aber die alte deutsche Treue heimisch wohnt, bei dem Feigheit, Schmeichelei, Kriecherei und Doppelzüngigkeit den Mannesstolz in den Staub getreten, bei dem nicht Wahrhaftigkeit eingezogen und deutsche Wahrheits- und Freiheitsliebe zum Charakter geworden ist: da hat die Schule keine Mittel und Wege, um Vaterlandsliebe in ihren Zöglingen zu pflegen. Darum, deutsche Lehrer, seid wahr und bieder, redlich und treu, kühn und tapfer im Suchen nach Wahrheit und Recht, damit in den deutschen Schulen die Liebe zum deutschen Vaterlande aufwächst.

Wir fordern — Zweitens — zur Erweckung und Pflege der Vaterlandsliebe von der deutschen Schule, daß sie die Großthaten der deutschen Nation in Schulfesten feiert. Mit der Feier nationaler Feste feiert und ehrt sich die Nation selbst. Auch die Schule. Nationale Festfeiern, in denen sich das ganze geistige Schulleben wie in eine Einheit concentrirt, heben den Einzelnen über seine Particularität wie von selbst hinaus und entflammen ihn zur Liebe für's Allgemeine. Der 18. October, der Sieg der deutschen Freiheit über die Knechtschaft aus der Fremde; — der 10. November, Luther's und Schiller's Geburtstag; — der 25. December, der

Siegestag des Lichtes der Welt über die Finsterniß: es sollte keine deutsche Schule geben, in der nicht von der Feier solcher Nationalfeste aus die Flamme der Vaterlandsliebe in den Herzen der deutschen Jugend angefacht würde! — —

Wir fordern — Drittens, — daß die deutsche Schule zur Erweckung und Pflege des Patriotismus den Turnplatz mit seinen Spielen als Uebergang zum großen Volksleben, und damit als den Staat der Kinder betrachte, wo die niederen Triebe, Zorn, Streitsucht, Lüge unterdrückt und durch die höheren, sittlichreligiösen Gefühle geleitet werden; wo gezügelt wird die Willkür, welche das individuelle Belieben will, und an ihre Stelle die Selbstbeschränkung gesetzt, das Maß, in und mit dem allein alle menschlichen Einrichtungen bestehen können, weil Maß das Universum beherrscht und uns erhält und zieht; — und wo zurückgewiesen wird alle Feigheit und Unentschiedenheit und dagegen ganze, starke, kräftige Menschen, Charaktere gezogen werden, die kein Wind hin- oder herwehen kann. Wenn so der Turnplatz neben Dem, daß er Gesundheit, Frische und Stärke des Leibes entwickelt, auch schöne sittliche Gestalten prägt, und wenn damit die ganze Schulerziehung harmonirt, indem sie allüberall auf Wahrheit und Wahrhaftigkeit dringt und bei allem Unterricht das Selbstdenken und Selbstthun der Schüler in Anspruch nimmt: so wird die Schule auf diesem Wege nicht wenig zur Erweckung und Pflege des Patriotismus beitragen.

Vornehmlich wenn der Turnplatz im Verein mit den nationalen Festfeiern — und das ist das Vierte, was wir verlangen — den Gesang nationaler Lieder cultivirt. Die alten Griechen zogen bei der Jugendbildung die Tonweisen in Betracht und fürchteten von der Veränderung der Musik eine Veränderung des Staates, von ihrer Verschlechterung eine Verschlechterung des Gemeinwesens. Die Musik nicht zu lieben und nicht zu verstehen, galt in Griechenland als ein Zeichen von barbarischer Roheit und innerer Schlechtigkeit. Darum sang denn auch vor Königen und allem Volk an festlichen Tagen der Chor der spartanischen Greise: „Wir waren einstmals krafterfüllte Männer!", wonach der Chor der Männer antwortete: „Wir aber sind es, hast Du Lust, versuche es!", worauf dann der Chor der Knaben erwiederte: „Wir werden einst noch viel gewaltiger sein!" Es ist das Lied eine Macht in der Weltgeschichte und einer der wichtigsten Hebel zur Weckung des Nationalgefühls. Oder: Wenn im begeisterten und begeisternden Gesang: „Was ist des Deutschen Vaterland" das deutsche Herz höher schlägt und dem deutschen Geiste das Ideal seiner Wünsche und seiner Hoffnungen vorgezaubert wird; — macht's da das Lied nicht offenbar, daß der Gesang das enge Einzelleben ausweitet, daß er die Selbstsucht aufhebt und daß nur die von Liebe getragene Einheit stark macht? — Die Schule muß den volksthümlichen Gesang pflegen, wenn sie die Vaterlandsliebe wecken und pflegen will.

Sie muß dann weiter — und das ist das Fünfte, was wir von der deutschen Schule verlangen — in der Jugend das Bewußtsein wecken, daß sie einem

schönen Lande und einem großen Volke angehört. Das vermag sie durch zweckentsprechenden Unterricht in der Geographie, in der Geschichte und in der deutschen Literatur.

Der Unterricht in der Geographie muß seinen Mittelpunkt in der Betrachtung des deutschen Volkes haben und bei dieser Betrachtung vorzüglich das bei allen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Stämme Einigende, so wie die nationalen Eigenschaften, die Volksfeste, Lebensweise und Sitten, die Schönheiten und Vorzüge des Vaterlandes hervorheben und überall die Stätten signalisiren, wo eine große That gethan ist und ein großer Mann gelebt hat. Hier steht das Wunderwerk Meister Gerhard's, das größte Denkmal christlicher germanischer Baukunst; hier haben die Meister der Bildhauerei das Andenken an Lessing, Schiller, Goethe, Friedrich II. und damit zugleich sich selbst verherrlicht; hier lebten die Helden auf dem deutschen Kaiserthrone, die Hohenstaufen; hier stand Luther und sprach sein weltgeschichtliches Wort: „Ich kann nicht anders!" und hier begann er seine Bibelübersetzung; hier spottet ein kühner Eisenbahnviaduct der Wunderwerke der alten Welt; hier ward die Schlacht geschlagen, der Deutschland seine Freiheit verdankt; hier componirte Beethoven seine großen Tonstücke; von dieser Höhe blickst du in das herrliche Thüringen und auf die Stätten, wo einst die Minnesänger ihre Lieder sangen; dieser Strom und seine grüne Fluth führt dich durch die Berge mit den prächtigen Burgruinen voll edler Reben und glühenden Weines, und mit den Menschen, die, ächt deutschen Charakters, tiefes Gemüth mit lebendiger Freiheitsliebe verbinden. Wird auf diesem Wege nicht die Seele der Schüler für die Liebe zum Vaterlande wach gerufen werden? —

Unmittelbar an solchen geographischen schließt sich der Geschichtsunterricht. Auch er hat sein Centrum in der Geschichte des deutschen Volkes. Die Höhepunkte dieser Geschichte mit ihren Führern: Karl dem Großen, Heinrich I., Otto I., Friedrich I., dann Friedrich II. von Preußen, Blücher, Scharnhorst, Stein; — die großen Entwicklungsphasen der deutschen Cultur über die Barbarei und dabei Darstellungen und Charakteristiken, welche mit Bewunderung und Nachahmungslust erfüllen gegen die Männer, die im Leben und im Tode für's Vaterland einstanden, sowie mit Abscheu gegen Diejenigen, die das Vaterland ihrem Egoismus opferten; — dazu endlich die Geschichte der deutschen Erfindungen und Entdeckungen: wer da nicht mit Begeisterung erfüllt wird für das Volk, das so Großes zeugte, dem fehlt die Anlage zum wahrhaft Menschlichen, zum Idealen.

Der Unterricht in der deutschen Sprache und deutschen Literatur verstärkt diese Begeisterung noch. Die Sprache ist der zu Worte gekommene Geist des Volkes, und die großen Literaturwerke sind die großen Producte des Nationalgeistes. Wer in die Tiefe und Höhe der deutschen Sprache geblickt, und wer die Größe der deutschen poetischen Schöpfungen nur einmal bewundert hat: der sollte nicht von Bewunderung und Liebe zu der Nation erfüllt werden, der diese Sprache und diese Kunst-

werke gehören? — Darum soll Jeder in jeder Schule die deutsche Sprache verstehen, richtig sprechen und schreiben lernen. Und wenn auch in der Volksschule nicht eingehend deutsche Literaturgeschichte gelehrt werden kann, so soll doch das deutsche Lesebuch derselben so eingerichtet sein, daß ihre Schüler mit den allerschönsten Stellen der Klassiker bekannt werden, und daß ihnen die Namen Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Schiller, Goethe, Moritz Arndt und Th. Körner, Schenkendorf, Rückert und Uhland mehr als Namen werden.

Endlich — und das ist das Sechste und das Letzte, was wir fordern — soll die deutsche Schule, um die Vaterlandsliebe zu wecken und zu pflegen, ihre Schüler in die ewigen Wahrheiten der Religion einführen, denn das Christenthum gehört zum deutschen Wesen selbst und durchdringt alle Kräfte, alle Pulse und alle Erzeugnisse dieses Lebens. Aber in die Religion, wie sie der germanische Genius mit seinem Blute besiegelt hat. Nicht einen exclusiven, confessionellen Religionsunterricht soll sie geben, der an die Stelle der christlichen Liebe oftmals Haß säet und die deutsche Nation sogleich bei seinem Auftreten in zwei sich bekämpfende Parteien scheidet; sondern einen Religionsunterricht, der Christum, die persönliche erschienene göttliche Liebe, verkündet, frei von trennenden theologischen Lehren, — das Christenthum, das Leben, Liebe, Licht, Wahrheit, Freiheit ist, und als solches perfect, indeß die Lehransichten, in denen es in der Zeit erscheint, perfectibel sind, werdend, wie der Menschengeist, wie die Menschheit, weshalb auch, — wie Parker richtig bemerkt — im Laufe der Jahrhunderte Menschen verbrannt wurden, weil sie bekannten, was Andere läugneten und ebenfalls verbrannt wurden. Die Religion der Liebe, die ewig wahre, weil auf ihre Gesetze der Himmel und die Erde gegründet sind, wahr, und ob die theologischen Systeme zu den verschiedenen Zeiten noch so verschieden von ihr redeten, — wie das Gesetz, dem das Sonnensystem gehorcht, ewig wahr ist und war, mochten die Menschen auf die Theorie des Ptolemäus oder des Copernicus schwören; ich sage: die Religion der Liebe, des Christus, der immer wieder im Herzen aufersteht, und der darum nicht stirbt, — sie ist das heilige Zeichen, unter dem das deutsche Volk im Befreiungskriege der Menschheit nach Vorwärts schreitet. Wer diese Religion, die in Deutschland die Nationalität trägt, läutert und kräftigt, — wer in und mit dieser Religion die schöpferischen deutschen Persönlichkeiten, einen Luther und Melanchthon, wie einen Spener und Schleiermacher, dem Denken und Fühlen seiner Schüler nahe bringt, und damit die großartigen und eigenthümlichen Entwicklungsstufen charakterisirt, welche die Religion gerade auf deutschem Boden durchgemacht hat, — wer das Christenthum der Liebe als ein Gottbegeisterter in seiner Schule verkündet, der entzündet in seinen Schülern ächte Vaterlandsliebe. —

Natürlich muß bei diesem Religionsunterricht, wie bei dem Unterricht in der Geographie, Geschichte und deutsche Literatur, gefordert werden, daß das Herz des Lehrers voll davon ist, denn dann nur kann der Mund von Begeisterung für's Vaterland überfließen. Und somit kommen wir darauf zurück, wovon wir ausgegangen sind: Auf den

Lehrer kommt's an, wie weit und wie viel die Schule die Vaterlandsliebe wecken und pflegen kann. Ihn muß der deutsche Geist beleben, wenn er vor seinen Schülern von deutscher Herrlichkeit und deutschem Wesen reden soll. Und so endet denn mein Vortrag mit dem Mahnrufe: Deutsche Lehrer, die Ihr hier versammelt seid und durch diese Versammlung thatsächlich bekundet, daß nicht der enge Sinn des Egoismus und Particularismus in Eurem Geiste wohnt, sondern daß Ihr mit Freuden Euer Ich zum Besten des gemeinsamen einheitlichen deutschen Vaterlandes aufgeben könnet und werdet, — seid **Deutsch** in Euren Schulen! Der kommende 18. October mahnet daran. Gelobet's an diesem Triumphfeiertage des deutschen Volkes, daß Ihr durch Wort und That in den deutschen Schulen ächte Vaterlandsliebe wecken und pflegen wollt; — Liebe für das Vaterland, für das vor 50 Jahren unsere Väter todesmuthig in den Kampf zogen; — Liebe für seine ganze Größe, „so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt"; — Liebe für deutsche Gesinnung, für deutsche Sitte und deutsches Recht, für deutsche Wissenschaft und deutsche Religiosität, für deutschen Charakter und deutsche Freiheit. —

So soll's sein; — so werd' es! —

XIV.

Ueber Nationalerziehung.

(Ein Vortrag, am 19. October 1863 vor den Seminaristen, Seminarlehrern und einem weiteren ausgewählten Kreise von Lehrern und Lehrerfreunden zu Gotha gehalten.)

„Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüthes (der Charakter) ist es, welche Siege erkämpft."
Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation."

An eine Fülle von Muth und von Ruhm erinnern uns die jetzigen Tage, an einen Kampf, in dem nicht für äußere Ehre und äußere Macht gestritten wurde, sondern wo das Heiligste mit dem Schwerte wiedererobert werden sollte: Vaterland und Freiheit! So lange es ein deutsches Volk und eine Weltgeschichte gibt, werden die deutschen Freiheitskriege, wird die Völkerschlacht bei Leipzig gefeiert werden; wird man die Lehrer und Führer des deutschen Volkes in harter Prüfungszeit, einen Fichte und Schleiermacher, einen Schill und Andreas Hofer, wird man den Freiherrn von Stein, „alles Bösen Eckstein, alles Guten Grundstein, aller Deutschen Edelstein", wird man Moritz Arndt, „den treuen Eckhardt des deutschen Volkes" und den Turnvater Jahn, wird man Theodor Körner, den Sänger und Helden, wird man Scharnhorst, York, Blücher und Gneisenau und wie sie sonst noch alle heißen mögen die Helden, welche in jenen glorreichen Jahren für die Unabhängigkeit der deutschen Nation kämpften, — — man wird sie zu den Edelsten und Größten in der Walhalla der Geschichte stellen. Bringen auch wir heute, wie es mit uns die ganze deutsche Nation thut, den Unseren, die vor 50 Jahren den edelsten Patriotismus, die aufopfernste Hingebung an das Vaterland mit begeistertem Wort und tapferem Arm zeigten, tiefinnigen Dank! —

Dieser Dank aber zeige sich nicht in der passiven Erinnerung an ihre Siege: das wäre die unwürdigste Feier am Erinnerungsfeste von Männern der That. Heilige Entschlüsse, lebendige Thaten, — das ist's, wozu uns der heutige Tag begeistern soll. Denn noch gibt's viel zu thun auf dem Boden, den jener heilige Krieg zuerst zum Aufbau einer neuen Zeit geebnet hat. Noch immer sucht das Vaterland seine naturgemäße Entwicklung, für dessen Freiheit jener Heldenmuth in den Tod gegangen ist. Noch immer lebt die alte Stammeseifersucht, triumphiren veraltete Vorrechte und kleinliche Sonder-

interessen über die nationale Einigung. Noch immer muß das „verjüngte, lebenskräftige, in Einheit gehaltene Deutschland" gefordert werden. —

Was und wie aber — so fragen Sie mit Recht — können denn die Arbeiter an und die Lehrlinge in einem Seminar, das nichts weiter als die Volksschullehrer eines kleinen Stückchens von Deutschland bildet, zu dieser Einigung Deutschlands beitragen? Ich antworte: Jeder kann's und soll's in seinem Kreise. Aber die Erziehung und damit vor Allem die Schule und zuletzt, als deren Kern, das Lehrerseminar, muß es ganz besonders. Soll die deutsche Einheit eine Wahrheit werden, so muß es eine deutsche Schule geben. Sollen Süd und Nord des Vaterlandes wahrhaft geistig vereint werden, so darf die Schule nicht schon im Kinde (durch confessionellen Religionsunterricht) trennen, was nachher Eins sein muß. Soll kein häuslicher Hader mehr unter den einzelnen deutschen Bruderstämmen sein, so muß die Schule zu allererst den Frieden säen und für das gemeinsame Große durch Hinweis auf die deutsche Geschichte begeistern. Soll ein lebendiger Glaube an die politische Zukunft unseres Volkes alle Schichten der Gesellschaft durchdringen, so muß solcher Sinn in der Erziehung gepflegt werden. Mit Einem Worte: Eine Nationalerziehung thut uns Noth, wenn wir Eine Nation sein und werden wollen! —

Diese Nationalerziehung hat vor Allem die Volksschule mitzupflegen, ja in ihren wesentlichsten Theilen zu übernehmen. Und hierin liegt die Forderung, die der heutige Tag an Sie stellt. Sie feiern die Erinnerung an die deutschen Freiheitskämpfe würdig, wenn Sie den festen Entschluß fassen, deutsch-national in den Schulen zu erziehen, die Ihnen anvertraut sind und werden, wenn Sie, Zöglinge des Seminars, sich diesem Entschlusse entsprechend, würdig zu solcher Erziehung im Seminar vorbereiten, wenn Sie in Ihren künftigen Schulen alle Kraft daransetzen, um Ihre Schüler im Geiste der deutschen Nation zu entwickeln.

Damit Sie aber sehen, welch' hohe Aufgabe Ihnen damit gestellt ist, werde ich Ihnen

Das Wesen der deutschen Nationalerziehung

in seinem ganzen Umfange skizziren.

Die Bestimmung des Menschen liegt in der höchstmöglichsten Verwirklichung der Harmonie des leiblichen und geistigen Lebens, und dann wiederum auf dem Gebiete des Geistes in höchst möglichster Harmonisirung aller Geisteskräfte im Dienste von Wahrheit und Freiheit, von Liebe und Schönheit. Es ist das die Bestimmung *aller* Menschen, der *Menschheit*.

Die Menschheit in ihrer Allgemeinheit gliedert sich jedoch in bestimmte Gruppen oder Systeme, welche den Menschheitsorganismus unter besonderen Formen repräsentiren und gerade in dieser Besonderheit und durch dieselbe im Dienste des Ganzen stehen. Wir nennen diese Menschheitsgruppen *Nationen*, und verstehen unter dem *Nationalen* alles

Das, wodurch sich ein Volk von allen anderen unterscheidet, was zu einem gesonderten Ganzen innerhalb des großen Ganzen, zu einem besonderen Gliede oder Systeme in der Menschheit macht. Die Bestimmung eines solchen Gliedes oder Systems in der Menschheit, einer Nation, wird dann darin bestehen, daß sie das wahrhaft Menschliche mit ihren Eigenthümlichkeiten verschmilzt, ja in diesen Eigenthümlichkeiten das Wesen der Menschheit in sich verwirklicht.

Die Besonderheit eines Volkes beurkundet sich am wesentlichsten in seiner Geschichte, und zwar in seiner Geschichte nach ihrer weitesten Auffassung, in der Entwicklung seiner Gesetzgebung und Regierungsart, in der Entwicklung seiner Sprache, Kunst, Religion, Moral und Wissenschaft, vor Allem aber in seinen großen Genien, die gleichsam das Wesen des ganzen Volkes in sich zusammenfassen, das Volk mit seinen Vorzügen wie mit seinen Fehlern durch ihre Person repräsentiren.

Suchen wir auf diesem Wege **das Wesen der deutschen Nation** zu erforschen, so erscheint uns in ihr als das sie vor allen übrigen Völkern Kennzeichnende und Eigenthümliche 1) der Sinn für das Gemüthsleben. Das Gemüth wird konstituirt durch die Sinne der Gatten- und Kinderliebe, der Anhänglichkeit und der Vaterlandsliebe. In diesen Geistesvermögen wurzelt dann zunächst die Innigkeit und Tiefe des deutschen Familienlebens, sowie die Anhänglichkeit des Deutschen an sein Vaterland.

Die Familie ist für den Deutschen seine erste, eigentliche Heimath. Darum ist ihm auch die Ehe zwischen einem Manne und einem Weibe über Alles heilig. So war's schon bei den alten Germanen: Ehescheidungen waren durch Herkommen unstatthaft; Keuschheit bei Jünglingen und Jungfrauen war die höchstgeforderte Tugend. Und dieser Sinn für die Heiligkeit der Ehe hat im Laufe der Jahrhunderte wohl durch die von der Fremde eindringende Frivolität überschüttet, nie aber ganz ausgerottet werden können, da er in der tiefsten Liebe zwischen dem Manne und Weibe sein Fundament hat. Wer an dieser Liebe zweifeln wollte, der darf nur unsere Dichter von den Minnesängern an bis zu Goethe herauf fragen, und er wird die unendlichsten, aber immer wunderlieblichsten Variationen von dem Einen Thema vernehmen, — von der holdseligen Liebe zwischen Mann und Weib. Und diese Liebe offenbart sich dann auch in der hohen Achtung, die in Deutschland der Mann dem Weibe zollt. Schon Tacitus erzählt von dieser Verehrung; die Ritterzeit hatte ihren eigentlichen Kern in edlem Frauendienst; und im Allgemeinen hat der Deutsche diese Achtung bis in die Gegenwart herein gepflegt. — Ein gleichinniges Verhältniß wie zwischen Mann und Weib zeigt sich in der deutschen Familie zwischen Aeltern und Kindern. Die Kinder sind den Aeltern ein göttliches Geschenk, das sie Gott wieder zuführen müssen; darum wird die Familienerziehung in Deutschland so hochgehalten, und wird hier das Kind in seiner ersten Entwicklung in Mitten der Familie, trotzdem, daß noch Vieles fehlt, dennoch mehr beachtet als in irgend einem andern Lande.

Die Anhänglichkeit, die der Deutsche an seine Familie hat, trägt sich auch auf seine größere Familie, auf das Vaterland über. Mit uneigennütziger Liebe wirft er sich an dessen Herz. Nur schwer kann er sich von ihm trennen. Mit Wehmuth gedenkt er in der Fremde der lieben Sprache und der heimathlichen Sitte, ja das Bild des Vaterortes, der ihn nährte und pflegte, ist das schönste Phantasiegemälde, das er sich in der Ferne malen kann. Darum aber darf auch kein Fremder, der in der Absicht kommt, das Vaterland zu unterjochen, ungestraft — die Freiheitskriege bezeugen es — den vaterländischen Boden betreten. Und darum kann der Deutsche auch die durch Despotismus vom Vaterlande losgerissenen Glieder nie vergessen: bei dem Namen „Schleswig-Holstein" blutet ihm fort und fort das Herz.

In der Familien- und Vaterlandsliebe — da offenbart sich zuhöchst die sprüchwörtlich gewordene deutsche Treue. Schon bei den alten Germanen war ein Wort ein Mann; selbst in den rohen Zeiten des Mittelalters behielt das verpfändete Wort seine Gültigkeit; und nur erst, wo fremde Oberflächlichkeit und französische Sittenlosigkeit Deutschland überschwemmten, konnte die gewohnte Treue, der unbefangene Glaube seltener, nie aber vernichtet werden. Deutsche Treue, Biederkeit und Redlichkeit sind die durch Geburt geerbte Mitgabe des himmlischen Geistes an das Volk der Deutschen, das in und mit diesen Anlagen gerade dadurch seine Mission in der Geschichte der Menschheit auszuführen hat.

Die Geschichte des deutschen Volkes zeugt aber nicht allein von der großen Liebe der Deutschen für Familie und Vaterland. Sie offenbart noch eine andere Eigenthümlichkeit, welche die deutsche Nation vor allen andern Völkern charakterisirt: 2) Die Anlage zu den idealen Interessen des Lebens. Große Geistesvermögen der Idealität, der Ehrfurcht, des Wohlwollens und der Gewissenhaftigkeit, aber auch für das Selbstgefühl und für die intellectuellen Geistesthätigkeiten haben den Deutschen gleichsam von Natur gezwungen, sich über der beschränkten Erdsphäre das Reich der Ideen zu errichten und so die Erde zum Himmel emporzuheben, aber auch den Himmel zur Erde herniederzuziehen. Kunst, Religion, Wissenschaft und Freiheitssinn in Religion und Wissenschaft wie auf dem Gebiete der Politik — die Produkte dieser Geistesanlagen — haben deshalb auch beim deutschen Volke einen unveräußerlichen Boden.

Das Irdische mit dem Himmlischen in der Kunst zu vermählen und so ein sinnlich-unsinnliches Gebilde zu schaffen: dazu ist der deutsche Geist zu allen Zeiten von sich selber gezwungen worden. Oder zeugen nicht die wunderbaren und wundervollen Blumen in Stein, die erhabenen Dome des Mittelalters, von der genialen Kraft des deutschen Kunstgeistes, der mit gewaltiger Kühnheit das Endliche im Unendlichen sich verlieren heißt? Und wenn Sebastian Bach seine Fugen dahin rollen läßt, Händel, Graun und Haydn in ihrem grandiosen Kirchenstil schreiben, Mozart und Beethoven innig und sanft, tief und gewaltig vom einfachsten Lied bis zum vielverschlungensten Organismus

der Oper die Welt der Töne enthüllen, — — ist das nicht die geheimnißvolloffenbare Sprache, welche der deutsche Geist der Musik spricht? Soll ich dazu etwa von dem Genius Lessings reden, der durch Wissenschaft und Kunst, durch Sprache und Religion Humanität und Nationalität in Deutschland zu pflegen und zu vermählen strebte und mit der Leidenschaft der Wahrheit den Despotismus in der Wissenschaft und Kunst zu vernichten suchte; oder von Schiller sprechen, der auf dem Felde der Kunst ununterbrochen dem Ewigen diente und unverbrüchlich für Wahrheit, Schönheit und Freiheit kämpfte; endlich noch Goethe erwähnen, der mit Recht der Dichterfürst genannt ist, weil er in seinen Schöpfungen alle Tiefen und Höhen der Menschenseele mit dem Wunderstabe der Kunst hervorgezaubert hat: — — um den Beweis zu liefern, daß der deutschen Nation die Anlage zur Kunst als ein Geschenk vom Himmel mit ins Erdenleben gegeben ist? —

Und noch weniger als der Sinn für Kunst ist die Anlage zur Religion aus dem deutschen Geiste herauszureißen. Ordnete doch schon der alte Germane sein ganzes Leben den göttlichen Mächten unter, und hat doch das Christenthum seinen eigentlichen heimathlichen Boden erst bei den germanischen Völkern gefunden. Und als der Romanismus mit seinem alleinseligmachenden Kirchenthum die Geister der Völker zu knechten suchte und geknechtet hatte, da war es der deutsche Geist, der das Christenthum der Humanität proklamirte, indem er das Gewissen zum Prinzip alles Geisteslebens machte, vor dem alle Ausschließlichkeit und Alleinseligmacherei verschwinden muß.

Dadurch aber trat die Religion in innigen Bund mit der Wissenschaft, in welcher der deutsche Geist neben Kunst und Religion sein Leben hat. Indeß andere Nationen mehr nach dem Materiellen streben und in ihm untergehen, sucht der Deutsche nach den Gesetzen, in denen sich Himmel und Erde bewegen; und wenn sich der deutsche Fleiß selbst auf Bearbeitung der Materie wirft, so ist doch sein letztes Ziel dabei, sie geistig zu durchdringen und mit dem Scheine des Geistes zu verklären. Darum ist die deutsche Wissenschaft so uneigennützig wie die keines anderen Volkes: nirgends findet die Wissenschaft so selbstsuchtslose Diener, die sie allein um ihrer selbst willen treiben, als bei uns. Darum sind auch nirgends so viele Schulen, die Fortpflanzerinnen der Wissenschaft, und nirgends die Schulen von den Volksschulen an durch die Gymnasien hindurch bis zu den Universitäten hinauf so weit vorgeschritten, als in Deutschland. Man kann Deutschland das Land der Schulen im eminentesten Sinne des Wortes nennen. Und darum gibt es auch kein Volk, das so kosmopolitisch als das deutsche wäre. Der Deutsche erkennt aller Orten und in jeder Nation das wahrhaft Menschliche an; erhebt sich über die Vorurtheile der Scholle; verträgt jede Sitte; sieht den Besitz jeder fremden Sprache als einen Gewinn für sich an; er ist so wenig zu Nationalhaß geneigt, daß er sich hüten muß, nicht in Nachäfferei und in Abhängigkeit von fremden Anschauungen und Produkten zu fallen; denn — so sagt Gervinus mit Recht — es ist der Kosmopolitismus zu schätzen, wenn er sich als Wächter der Menschenrechte, als Schutz der höchsten geistigen Aufklärung geltend macht; verachten muß man ihn, wenn er die Bürgerpflichten lösen,

die Heimlichkeit der Heimath zerstören und ein ungeheueres System der Gleichmachung, das sonst nur dem Despotismus eigen ist, als demokratischen Grundsatz predigen will.

Diese Kunst, Religion und Wissenschaft, welche die Blüthen des deutschen Geistes sind, athmen allein in der Region der Freiheit, in ihrem Elemente. Einen solchen Freiheitssinn, wie das deutsche Volk auf diesen Gebieten entwickelt, hat bisher kein anderes Volk der Welt gezeigt. Es gibt kein Gesetz der Wissenschaft, keine Lehre der Religion, die der Deutsche annähme, ohne sie vorher geprüft zu haben. Und so sehr auch die lichtscheuen Fledermäuse flattern, — der deutsche Geist hat sich nicht irre machen und nicht abhalten lassen, in die Tiefen der Gottheit zu steigen und die Gesetze der Natur wie die des Menschenlebens zu erforschen. Auf diesem Terrain hat denn auch der Deutsche das Edelste errungen, was die Menschheit besitzt, — und eine Gallerie von Genien steht vor unsern erstaunten Blicken, von denen die göttlichen und menschlichen Geheimnisse verkündet werden, von Luther bis zu Schleiermacher, von Leibnitz und Kant bis zu Hegel und Alexander v. Humboldt.

Eine Nation, die solche innere Freiheit erstrebt, muß naturgemäß auch politische Freiheit zu erringen trachten. Der alte Germane konnte weder fremden noch einheimischen Despotismus ertragen. Und dieser Sinn für Freiheit im Gesetz ist durch die Jahrhunderte hindurch bis zur Gegenwart herauf geerbt. Denn wenn auch das deutsche Volk gegenwärtig seit lange schon um eine gesetzlich freie Entwicklung ringt, ohne sie bisher vollkommen erreicht zu haben; so ist doch gerade dieses ruhige und nie rastende Streben die Bürgschaft, daß diese Freiheit endlich in der Gestalt der wahren, unbeschnittenen und ungedeutelten konstitutionellen Monarchie kommen wird und muß.

So ist es denn wahr, was Fr. Schultz sagt, daß der Germanismus nicht ein bloßer Rassendünkel, sondern ein Weltprinzip ist. „Der germanische Geist ist die lebendige Kraft der persönlichen Selbstständigkeit, der Selbstverwaltung, des Familienlebens, der Frauenachtung, der Philosophie, der ächten, konservativen, weil ruhig fortbildenden Politik. Das deutsche Volk ist das höchstgestellte Kulturvolk, weil es Christenthum und Hellenismus am vollständigsten in eigenes Herzblut verwandelt hat." —

Dem Wesen der deutschen Nation muß **die deutsche Nationalerziehung** entsprechen. Wenn das Ziel der Erziehung im Allgemeinen ist, alle Geistesvermögen des Menschen im Dienste der Wahrheit und Freiheit, der Liebe und Schönheit harmonisch auszubilden; so verlangt die deutsche Nationalerziehung eine Entwicklung, Erhöhung und Befestigung des deutschen Sinnes und deutschen Lebens vom Mittelpunkte der Wahrheit und Freiheit, der Liebe und Schönheit aus.

Zuerst muß die deutsche Nationalerziehung den **deutschen Familiensinn** pflegen und heben. Er aber verkündet sich in der Treue und Festigkeit des ehelichen Verhältnisses und in der Liebe der Aeltern zu den Kindern wie der Kinder zu den Aeltern. Und dieser Familiensinn muß sich dann zur **Vaterliebe** erweitern, ja innerhalb der Familie selbst und in ihr vor Allem die Vaterlandsliebe wecken und nähren. Darauf und darin

ruhte die ganze Erziehung bei den alten Römern: im Hause, wo die Frau die Familie als Mutter und der Mann als Vater und Staatsbürger vertrat, lernte der Knabe wie das Mädchen Besonnenheit, Redlichkeit, Bescheidenheit, Einfachheit und Mäßigung; im Hause hörte der Knabe die Erzählungen von der Tugend der Vorfahren; bei den Gastmählern, wo von den Männern das Lob und die Tugend berühmter Vorfahren vorgetragen und von den Knaben die hohen römischen Charaktereigenschaften besungen wurden, da entzündete sich in der Hörer Brust Bewunderung vor den Alten und der Entschluß, es ihnen gleich zu thun; im Kreise der Familienglieder wurde durch- und besprochen, was auf dem Forum, im Lager, im Kampfe mit dem Feinde geschehen war und dadurch der Patriotismus in den jungen Familiengliedern genährt, worauf dann diese Tugenden im Jünglinge auf dem Forum und im Feldlager praktisch gepflegt und befestigt wurden. Auch bei den alten Germanen war die Familie der Mittelpunkt der ganzen nationalen Erziehung. Im Hause, wo jeder freie Germane sein eigener Priester und die Hausmutter die Priesterin war, wuchs der Knabe wie das Mädchen auf: da sogen die Kinder mit der Muttermilch schon den tüchtigen Sinn ein, der die Bewunderung der Römer so oft hervorrief, worauf nach Verlauf der ersten sieben Jahre in der Familie von Freunden und Verwandten fortgesetzt ward, was beim Vater und bei der Mutter begonnen, und später Krieg, Jagd, Volksversammlung und Gericht die in der Jugend herausgebildeten Eigenschaften praktisch beschäftigten.

Die ächt deutsche Nationalerziehung muß den alten Römern und alten Germanen in Pflege des Familienlebens und der Familienerziehung nacheifern. Die Familie ist die Urgesellschaft, die unmittelbarste Gestalt des Gemeinwesens, der embryonale Zustand der Gesellschaft. Deshalb stört und fördert die Gesellschaft in ihrem tiefsten Grunde, wer die Familie stört und fördert. Und darum ist die Behauptung wahr: Die Wiege des Kindes ist die Wiege der menschlichen Gesellschaft, und der Bund zwischen Mann und Weib ist ein Bund der Menschheit. Durch das Wesen der Familie ist das einzelne Glied derselben bestimmt. Denn der Mensch wird in seiner Denk- und Handlungsweise, in seinen Schlußfolgerungen und Anschauungsweisen von seiner Umgebung gelenkt. Auch werden im Einzelnen vorzüglich die Geistesorgane lebendig, die am meisten von seiner Umgebung gereizt und daher von ihm geübt werden. Ein Kind mit derselben geistigen Disposition (falls es nicht besonders glücklich am Geiste organisirt ist, sondern seinen Anlagen nach zu den Durchschnittsmenschen gehört) wird z. B. in einer selbstsüchtigen Familie egoistisch und in einer tugendhaften und religiösen tugendhaft und religiös werden. Weil also das Kind in der Familie und mit ihr Eins ist, weil es sich so entwickelt, wie die Familie ist: ist es auch von der größten Wichtigkeit, daß diese selbst naturgemäß, daß sie das ist, was sie im großen Welt-, Menschen- und Volksorganismus sein muß, damit ihre Zöglinge wirkliche Glieder dieser größeren Ganzen werden. Das Kind erhält von der Familie die ganze Form seines Seins. Die Kinderstube, die Spielsachen, die Familienmenschen sind seine liebste, seine einzige Welt. Von und aus

ihr nährt und bildet es sich im Wollen, Fühlen und Denken. Alle seine Begriffe werden von ihr abstrahirt; hier lernt es lieben und tugendhaft sein; der Tummelplatz der hiesigen Thaten reizt es zu Eigenthaten auf. Hier wird also das Fundament zum künftigen Menschen gelegt. Wie wichtig daher, daß es hier in seinen Familienmenschen solche erblickt, die mit weiser Ueberlegung handeln, und daß das Vaterhaus ein heiliger Altar ist, auf dem die Flamme der Tugend lodert, der alles Lasterhafte und Unheilige mit Feuerzungen verzehrt, auf dem die Weisheit der Erziehungskunst niedergelegt ist, von dem vor Allem die Liebe zum Vaterlande und mit dieser Liebe alle die Eigenschaften gepflegt werden, welche die deutsche Nation groß gemacht haben und in der Zukunft immer größer machen sollen!

Wie viel hat auf diesem Boden gegenwärtig die Nationalerziehung zu thun! Sie hat den armen und zerlumpten, hungrigen und bis zur Freude am Bösen herabgesunkenen Pöbel auf der einen Seite, sie hat den reichen und vornehmen, in prächtige Worte der Lüge sich verhüllenden, eitlen und hohlen, unsittlich koketten Pöbel auf der anderen Seite auszurotten. Sie hat vor allen Dingen, von der Ueberzeugung geleitet, daß die Ehe der eigentliche Bildungsmesser einer Nation ist, und also da, wo Mann und Weib in Wahrheit durch die Liebe in einander sich verlieren, auch ein Volk auf dem Höhepunkte der menschheitlichen Geschichte steht, indeß da, wo Ueppigkeit und Zügellosigkeit die Kräfte des Geistes und des Körpers lähmen, auch das Volk seinem Ver- und Zerfall nahe ist, — von dieser Ueberzeugung geleitet, hat sie vor allen Dingen dahin zu wirken, daß die Ehe wahrhaft heilig gehalten wird und daß darum (es ist das ein Theil der Nationalerziehung, den die Regierungen übernehmen müssen) da, wo die Ehe innerlich gelöst ist, dieselbe nicht noch äußerlich durch starres, todtes Gesetz zusammengehalten wird. Wo die ächte Liebe zwischen Vater und Mutter ist, da wächst auch das Kind in ächter Liebe auf. Das Beispiel väterlicher Treue und Anhänglichkeit wirkt ansteckend auf das Kind. „Im Schatten des Vaters wird der Sohn groß", sagt das Sprichwort. Und ein alter Volksreim heißt: „Der Sohn, er artet sich nach seines Vaters Brauch, und wie's die Mutter macht, so macht's die Tochter auch." Darum aber auch muß in der Familie neben dem ächt deutschen Vorbilde, das Vater und Mutter füe Treue, Redlichkeit und Biederkeit geben, die Liebe für's Vaterland durch Erzählungen aus dem alten Germanenthum, aus den Freiheitskriegen ꝛc., sowie durch Pflege nationaler Lieder, die im Hause mit den Kindern gesungen werden, durch Feier der Familienfeste, sowie durch Festfeiern, die den großen deutschen Männern gewidmet sind, vor Allem aber durch eine naturgemäße und harmonische Entwicklung der Kinder, der gemäß alle ächt deutschen Geistes- und Charaktereigenschaften Pflege erhalten, geweckt werden.

Um das zu erzielen, muß die Nationalerziehung zunächst für eine ächt weibliche Bildung sorgen. Große Männer haben immer große Mütter gehabt: daraus ist die

Macht ersichtlich, welche die Mutter über das Kind übt. Die Frauen sind zugleich auch von der Natur dazu bestimmt, das heilige Feuer des häuslichen Heerdes immer von Neuem anzufachen, die Sitte des Hauses zu pflegen, zu schirmen und fortzubilden. Die Frauen sind die eigentlichen Erzieherinnen des Menschengeschlechts: nur wenn sie zur Entwicklung aller ächt deutschen Eigenschaften in dem Kinde das Fundament legen, ist die rechte Unterlage für die Nationalerziehung gewonnen.

Um das aber zu können, muß das Weib noch tiefer gebildet werden, als es die bisherige weibliche Erziehung gethan hat. Es muß die weibliche Bildung in einer Herausbildung des Mädchens zur Gattin, Mutter und Hausfrau bestehen. Zur Gattin, — daß sie einst eine Freundin und Gehülfin des Mannes wird und den Schweiß des Tages von seiner Stirn trocknet; daß sie frei von Selbstsucht ihr Wesen in dem ihres Mannes aufgehen läßt; daß sie die Interessen ihres Mannes versteht. Zur Hausfrau, — daß sie für das leibliche und geistige Wohl der Familienglieder zu sorgen aus innerem Triebe und innerer Ueberzeugung gezwungen wird, und alle die Kleinigkeiten zu besorgen weiß, „die man nur vermißt, wenn sie nicht da sind"; daß sie mit Liebe und Einsicht Behaglichkeit über das Wesen und Leben der Wohnstube ausgießt. Als Mutter, — daß sie die Gesetze kennt, nach denen sich das leibliche und geistige Leben des Kindes entwickelt und daß sie praktisch diese Gesetze in der Kinderstube anzuwenden versteht. Mit Recht singt L. Schefer:

„Eh' alle Kraft nicht an das Weib gesetzt wird,
Sind aller Völker Schätze weggeworfen,
Bleibt Freiheit, Glück und Frieden nur ein Traum,
Der desto schwerer die Versunknen quält."

Zu solcher weiblichen Bildung gehört nicht große Gelehrsamkeit: das ächt erzogene Weib fühlt und denkt mit Eleonore:

„Ich freue mich, wenn kluge Männer reden,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen."

Ausbildung der Kinderliebe, der Anhänglichkeit, der Gläubigkeit, der Idealität, der Ehrfurcht, des Vergleichungs- und des Beobachtungsvermögens bedarfs vor Allem, und daneben praktische Uebung in der naturgemäßen Entwicklung des Kindes. Am Besten wird diese Ausbildung des Mädchens in der Familie selbst erreicht. Institute, welche das Mädchen aus der Familie herausreißen, auch die besten, können nie ein wirklicher Ersatz für das Familienleben werden und vermögen vor Allem nicht die weibliche Liebe zu pflegen, die allein an der Brust der Mutter groß wird, das herzliche Zutrauen und Vertrauen, welches unter Geschwistern aufwächst, die Innigkeit, welche durch die zärtliche und ernst-freundliche Behandlung der Mutter und des Vaters tief ins Mädchen gesenkt wird. Wohl aber verlangt die deutsche Nationalerziehung, daß die Tochter neben der Erziehung in der Familie in dem Kindergarten die Naturgesetze des Kindeslebens praktisch üben, sich mit dem Kinde beschäftigen lernt. Denn — das ist eine seiner

ersten Aufgaben — der Kindergarten will und soll die heranwachsenden Töchter praktisch mit den Grundsätzen der Erziehung bekannt machen und dadurch zu ihrem eigentlichen Berufe vorbereiten: Erzieherin soll und muß jedes Weib sein. Wo aber und so lange noch solche ächte Erziehung der Mutter in der Familie nicht vorhanden ist; so lange noch in der vornehmen Welt das Verständniß oder noch schlimmer die Zeit zur Erziehung der Kinder fehlt, weil die Mütter in Kaffee- und Theegesellschaften müssen; und so lange noch die Mütter in den ärmeren Gesellschaftsklassen bei der Beantwortung der Frage: „Was sollen wir essen und trinken?" alle ihre Kraft aufbieten müssen und dadurch an der Erziehung ihrer Kinder behindert werden, — soll der Kindergarten in die Familienerziehung hineingreifen, um, (fern von aller Dressur, die mit Zwang und aus Furcht vor Strafe dem Kindesgeiste Formeln einbläuet, die in ihm kein lebendiges Leben haben und gewinnen), aus dem Kinde heraus zu entwickeln, was sein innerstes Wesen fordert. Und auch selbst dann, wenn die Familienerziehung ist, was sie sein soll, muß ihr der Kindergarten zur Seite gehen, um das Kind der unerfahrnen Bonne, die allein in die Welt der Knixe einzuführen weiß, und dem noch unerfahrneren Kindermädchen, das allein aus dem gesunden Kinde einen leiblichen und geistigen Krüppel zu machen versteht, zu entreißen und in wenigen Tagesstunden seine kleine ideale Welt ihm aufzuschließen, da doch keine Mutter im Stande ist, alle Stunden des Tages ihrem Kinde zu widmen, wenn sie daneben nicht ihre Pflichten als Gattin und als Hausfrau versäumen will. Der Kindergarten wird dann auch dadurch noch die Ergänzung des Hauses, daß er bietet, was das Haus nicht geben kann, und dessen doch das Kind zu einer gesunden Entwicklung unumgänglich nothwendig bedarf: die Erziehung mit gleichalterlichen und verschieden beanlagten Kindern, indeß die Geschwister meist im Charakter zu ähnlich, an Alter und Entwicklungsstufe aber zu verschieden sind, und darum einander nicht die vielseitige Er- und Anregung zu geben vermögen, welche Kinder im Spiel mit im Alter gleichen, an Temperament und Geistesanlagen aber verschieden begabten Kindern erhalten.

Auf diesem Wege wird die Familie die ächt deutsche Nationalerziehung für die Kinder der ersten sieben Lebensjahre pflegen. Wenn sie aber nach allen Seiten hin für die Nationalerziehung, dem ächt deutschen Familiengeiste entsprechend, mitwirken will; so darf sie sich der Erziehung auch dann nicht entschlagen, wenn das Kind zur Schule geschickt wird. Sie muß vielmehr die nach den Naturgesetzen des Menschenlebens geordnete frühere Erziehung fortsetzen und mit der Schule Hand in Hand gehen.

„Nur aus der Kräfte schön vereintem Streben
Erhebt sich wirkend erst das wahre Leben.

In der Schule tritt mehr die Theorie, im Hause mehr die Praxis der Erziehung in den Vordergrund. Die Schule betreibt die Erziehung mehr planmäßig, nach festen Grundlagen, ergreift den Menschen nach allen Richtungen seines Denklebens; das Haus hingegen erzieht mehr durch Vorthun, durch Beispiel und Vorbild. Da nun aber Worte

wohl bewegen, Beispiele hingegen hinreißen; so ist auch die häusliche Erziehung die Grundlage zur Schulerziehung und diese von jener bedingt, während andererseits wiederum die häusliche Erziehung von der Schulerziehung durch geordnete Uebung, durch die Macht des Wortes und der Gründe geklärt werden muß. Beide haben sich darum mit einander zu verbinden. Wie die Schule ihrerseits die häuslichen Einrichtungen, die Sitten, Gebräuche und Anschauungen der Familie zu ehren und zu berücksichtigen hat; so darf wiederum das Haus der Schule nie entgegentreten und das Ansehen des Lehrers, des Repräsentanten der Schulerziehung, schmälern oder sogar untergraben. Und da es unter den dermaligen Verhältnissen absolut nothwendig ist, in das Haus erst noch die naturgemäßen Gesetze der Erziehung zu verpflanzen; so muß, um ein naturgesetzliches, innig in einandergreifendes Verhältniß zwischen Schule und Haus herzustellen, die Schule die Naturgesetze der Erziehung in die Familie überzutragen sich bestreben. Der Lehrer muß zugleich der Freund der Familien, ihr pädagogischer Rathgeber werden: Familie und Schule müssen sich über Natur und Wesen, über Fortschritte in Unterricht und Zucht 2c. ihrer Kinder einander stützen. Und wo, wie in Städten, ein persönlicher Verkehr zwischen Aeltern und Lehrern nicht möglich ist, da soll der Lehrer durch *öffentliche Vorträge über Familienerziehung* 2c. seinen pädagogischen Einfluß bei den Aeltern seiner Schulkinder geltend zu machen und dadurch die ächt deutsche Nationalerziehung in der Familie zu heben suchen. In derselben Absicht müssen sich *Erziehungsvereine* bilden, welche dahin wirken, daß die Familien die Stätten für den ächt deutschen Familiengeist werden, daß also Liebe und Treue, Anhänglichkeit und Sinn für's Vaterland in ihnen ihre Pflege finden, — und welche dahin streben, Krippen, Bewahranstalten und Kindergärten zu gründen und zu stützen, und mittelst ihrer dem Hause die rechte Hülfe für die Erziehung der Kinder zu bieten.

Zweitens muß die deutsche Nationalerziehung **die idealen Interessen des deutschen Volkes**, Kunst, Religion und Wissenschaft, wie innere und äußere Freiheit des Einzelnen und der Gesammtheit pflegen.

Es muß also die Nationalerziehung zunächst den **Sinn für Kunst** kultiviren. Sie hat in dieser Absicht die Geschichte der deutschen Kunst zu verfolgen und dabei das eigenthümlich Deutsche zu kennzeichnen; auch zu schildern, wie die Kunst stets und so lange groß war, als sie dem wahren Nationalgeiste folgte; daß sie sich hingegen in Niederungen verlor, sobald sie sich mit Fremdländischem zu schmücken suchte. Man vergleiche in dieser Absicht die Tiefe und Höhe der deutschen sogenannten gothischen Baukunst mit dem Rococostil des 17. und 18. Jahrhunderts; — die innige Tiefe Albrecht Dürers mit dem Zopf und Puder des vorigen Jahrhunderts und mit den welthistorischen Gemälden eines Kaulbach; — oder die Poesie von der großen Epoche der Minnesänger an über die schimpfliche Nachäfferei französischer Kultur hinweg zu dem Zeitalter ächt deutscher Nationaldichtung, deren Höhe Lessing, Schiller und Goethe charakterisiren. In die Werke all' dieser Helden auf dem Gebiete der Kunst muß Derjenige einführen, der die deutsche

Nationalerziehung pflegen will. Und nicht blos mit Worten muß er hineinführen; er muß durch Anschauung und durch Lectüre dieser Werke den Sinn veredeln und die Begeisterung für deutsches Wesen wecken.

Ebenso mit der **Religion.** Nur wo die Religion in der Erziehung gepflegt wird; da ist deutsche Erziehung. Der Germanismus hat seine höhere Weihe immer wiederholt von der Religion empfangen. Von der Religion, welche keine andere Autorität anerkennt, als das von Gott gegebene Gewissen, das auf Gott und Ewigkeit gestellte Herz; von dem Christenthum, das Leben ist, Leben in Gott, und das darum der Mittelpunkt des ganzen Menschenlebens, das eigentlich Menschliche im Menschen ist. Wer diese Religion pflegt, der pflegt die deutsche Nationalerziehung.

Denn die Aeußerungen dieser Religion stimmen mit der weiteren eigenthümlichen Schöpfung des deutschen Geistes, mit der deutschen **Wissenschaft.** Die unaustilgbare Liebe zur Wahrheit, die dem deutschen Geiste innewohnt, und die den Deutschen rastlos treibt, nach dem Grunde der Dinge zu fragen, ist die Schöpferin der Wissenschaft geworden, mit der er stolz allen Nationen vorangeht. Und diese ächt deutsche Wissenschaft muß die Erziehung pflegen, wenn sie wahrhaft deutsche Nationalerziehung sein will. Die deutsche Nationalerziehung muß dahin streben, daß von ihren Zöglingen die Wissenschaft um ihrer selbst willen geliebt wird. Und das muß sie gerade in ihrem eigenen Thun, in der Art und Weise der Erziehung zu erzielen sich bemühen. Sie darf nicht zum Brauchbaren, zum blos Nützlichen abrichten; sie muß zum wahrhaft Menschlichen erziehen. Deutsche Nationalerziehung steht nicht im Gegensatz zur Humanitätserziehung: sie schließt das wahrhaft Menschliche, das sich als Eigenthümlichkeit anderer Nationen findet, nicht aus, sondern erkennt an, daß jedes Volk ein eigenthümlich Göttliches repräsentirt. Die deutsche Nationalerziehung hat den Geist von der begränzten Scholle zu emancipiren und ihm Flügel zur Veredlung und Vollendung des Menschheitlichen zu geben.

Wenn so Kunst, Religion und Wissenschaft von der Nationalerziehung gepflegt werden; so ist der rechte Unterbau gegründet, auf den sie ihre Kuppel setzen kann: die innere und äußere Freiheit. — Die Entwicklung der **inneren Freiheit** wird von der Nationalerziehung dadurch gefördert, daß bei der Uebung der Kräfte so viel als möglich das eigene Denken der Uebenden berücksichtigt, daß Alles auf persönliche Einsicht gegründet wird. Wird bei aller Erziehung die Selbstständigkeit durch die Selbstthätigkeit erzielt, so wird damit der inneren geistigen Freiheit ihre wahre Seele gegeben.

Wer aber also innerlich frei geworden ist, für den ist und wird **die äußere, die politische Freiheit** eine Nothwendigkeit. Besonders noch muß diese Freiheit von der Nationalerziehung dadurch gefördert werden, daß sie ein unparteiisches Studium der Geschichte unserer Nation betrifft: von der ersten Verfassung der alten Germanen an durch die verschiedenen Stadien und Kämpfe hindurch, in denen sich immer wieder der natürliche Trieb rechtmäßiger Unabhängigkeit geltend machte, bis zu der Gegenwart herauf,

wo aus der ganzen vorangegangenen Entwicklung mit Nothwendigkeit die Forderung der Nation nach konstitutioneller Verfassung hervorgeht, wodurch dann zugleich zur Theilnahme an dem Verfassungsleben der Gegenwart erregt werden muß. Immer wiederholt muß die deutsche Nationalerziehung durch Wort und That darauf hinweisen, wie wahre deutsche Freiheit darin besteht, daß Niemand die Rechte des Menschen ungestraft verletzen, Jeder aber die eroberte Wahrheit furchtlos verkünden und die im staatlichen und sozialen Leben gefundenen Mängel ebenso furchtlos tadeln darf. Denn das ist der Kern aller deutschen Freiheit, daß die deutsche Nation als treue Verfechterin der Menschheitsrechte dasteht und daß von diesen Prinzipien aus die Regierungen der Einzelstaaten wie die Gesammtregierung der deutschen Nation geregelt wird. —

In welchen Anstalten — so müssen wir fragen — kann und soll die Pflege dieser idealen Elemente des deutschen Geistes auf diese Weise gefördert werden? — Die Helden und ersten großen Verkündiger der deutschen Nationalerziehung haben darauf bereits ihre Antwort gegeben:

Johann Gottlieb Fichte will in seinen „Reden an die deutsche Nation" der nicht allein in Selbstsucht versunkenen, sondern durch fremde Unterdrückung sogar die Selbstständigkeit der Selbstsucht verlorenen Nation das einzige Mittel zeigen, um vom Untergange gerettet zu werden. „Kein Mensch und kein Gott und keines von allen im Gebiete der Möglichkeit liegenden Ereignissen", sagt er, „kann uns helfen, sondern wir müssen uns helfen, falls uns geholfen werden soll. Das Rettungsmittel besteht in der Bildung zu einem durchaus neuen, allgemeinen und nationalen Selbst, in der Erziehung der Nation, deren bisheriges Leben erloschen ist, zu einem ganz neuen Leben, mit Einem Worte: eine gänzliche Veränderung des bisherigen Erziehungswesens ist es, was ich als das einzige Mittel, die deutsche Nation im Dasein zu erhalten, in Vorschlag bringe." Fichte stellt darauf die Forderungen der bisherigen alten den Forderungen der neuen Erziehung gegenüber. Die alte Erziehung — sagt er — beschränkte sich auf ein unfruchtbares Mittheilen von Kenntnissen, auf ein ebenso erfolglos äußerliches Ermahnen. Der Grundsatz der neuen Erziehung ist, daß alle Bildung dahin streben muß, ein bestimmtes und beharrliches Sein hervorzubringen, das nicht mehr wird, sondern ist, und nicht anders sein kann, als so wie es ist. Die alte Erziehung wandte ihre eigentliche Kraft nur an die Minderzahl der sogenannten gebildeten Stände; die neue Erziehung soll National-, nicht Volkserziehung sein und darum muß sie auf den sittlichen Kern des Menschen, auf die Energie seines Wollens und Thuns gerichtet sein. Die alte Erziehung fußte auf der abgeschmackten Ueberzeugung, daß der Mensch als Sünder geboren sei; die neue Erziehung erkennt, daß gerade im Wohlgefallen am Guten die Wurzel des menschlichen Lebens liege. Die alte Erziehung pflegte eine Religion, die das geistige Leben des Menschen von dem göttlichen abtrennte und durch ihre Zerreißung von Gott und Welt, durch ihren Hinblick auf das zukünftige Jenseits eine Dienerin der Selbstsucht war; die neue Erziehung will die Religion des Einwohnens unseres Lebens in Gott, denn in der neuen

Zeit bricht die Ewigkeit nicht erst jenseits des Grabes an, sondern sie kommt ihr mitten in ihre Gegenwart hinein, die Selbstsucht aber ist sowohl des Regiments als des Dienstes entlassen und zieht demnach auch ihre Dienerschaft mit ihr ab. An dieser neuen Erziehung müssen alle Kinder des Volkes Theil nehmen, denn auch die, welche sich dem Gelehrtenstande widmen wollen, sollen durch den ersten Theil der allgemeinen Nationalerziehung, durch die Entwicklung der Erkenntniß an Empfindung, Anschauung und dem, was an die letztere geknüpft wird, vollständig hindurchgehen. Auch muß die Erziehung Knaben und Mädchen in Gemeinschaft erfassen, denn beide sollen erst gegenseitig in einander die gemeinsame Menschheit anerkennen und lieben lernen, und Freunde und Freundinnen haben, ehe sich ihre Aufmerksamkeit auf die Geschlechtsunterschiede richtet, ehe sie Gatten und Gattinnen werden. In den für alle Kinder der Nation gemeinsamen Anstalten muß Lernen und Arbeiten vereinigt sein, daß die Anstalt durch sich selbst sich zu erhalten den Zöglingen wenigstens scheine, und daß Jeder in dem Bewußtsein erhalten werde, zu diesem Zwecke nach aller seiner Kraft beizutragen. Jede Anstalt ist deshalb zugleich ein kleiner Wirthschaftsstaat, in dem kein Artikel zu Speise, Kleidung rc., noch, soweit dies möglich ist, irgend ein Werkzeug gebraucht werden darf, das nicht in ihm sebst lerzeugt und gefertigt ist. Auch wisse Jeder in ihr, daß er sich dem Ganzen ganz schuldig ist, und genieße nur oder darbe, wenn er sich so fügt, mit dem Ganzen. Dadurch wird die ehrgemäße Selbstständigkeit des Staates und der Familie, in die er einst treten soll, und das Verhältniß ihrer einzelnen Glieder zu ihnen der lebendigen Anschauung dargestellt, und wurzelt unaustilgbar ein in sein Gemüth. — Diese neue Erziehung soll dann — und hierin liegt die Einseitigkeit von Fichte's Erziehungsplane — von dem Staate mit Zwang durchgesetzt werden. Es ist nicht zu erwarten, — sagt Fichte, — daß alle Aeltern sich willig finden, ihre Kinder dieser Erziehung zu übergeben; nur der Staat hat die Macht, dies zu erzwingen. Dazu aber hat er das Recht, so gut er das Recht hat, seine Unterthanen zum Militärdienst zu zwingen. — Fichte verkannte das Recht der Familie. Aber die Ideen seiner Nationalerziehung waren groß und darum fruchtbringend.

Von ihnen angeregt und getragen, entwickelte **Jahn** das deutsche Turnen. Fichte verlangt am Schluß seiner neunten Rede, an Pestalozzi sich anlehnend, die Entwicklung der körperlichen Fertigkeit in naturgemäßer Stufenfolge, da doch die Erziehung die Bildung des ganzen Menschen übernehmen muß. Das hierzu erforderliche ABC der Kunst aber — so sagt er — könne nur von einem Manne gefertigt werden, der in der Anatomie des menschlichen Körpers und in der wissenschaftlichen Mechanik auf gleiche Weise zu Hause sei und mit diesen Kenntnissen ein hohes Maß philosophischen Geistes verbände. Jahn nun trat, von Fichte's Geist angeweht, als der laute Verkündiger der Gymnastik als eines nationalen Erziehungsmittels auf. „Die Turnkunst soll — so fordert er — die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wieder herstellen, der blos einseitigen Vergeistigung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Ueberverfeine-

rung in der wiedergewonnenen Nützlichkeit das nothwendige Gegengewicht geben und im jugendlichen Zusammenleben den ganzen Menschen erfassen und ergreifen. Die Turnkunst ist eine menschliche Angelegenheit, die überall hingehört, wo sterbliche Menschen das Erdreich bewohnen. Aber sie wird immer wieder in ihrer besonderen Gestalt und Ausübung recht eigentlich ein vaterländisches Werk und volksthümliches Wesen. In Volk und Vaterland ist sie heimisch und bleibt mit ihnen immer im innigsten Bunde. Auch gedeiht sie nur unter selbstständigen Völkern und gehört auch nur für freie Leute. Der Sklavenleib ist für die menschliche Seele nur ein Zwinger und Kerker." „Jede Turnanstalt ist ein Turnerplatz leiblicher Kraft, eine Erwerbschule männlicher Ringfertigkeit, ein Wettplan der Ritterlichkeit, Erziehungsnachhülfe, Gesundheitspflege und öffentliche Wohlthat."

Nicht blos nach einer Seite der Erziehung hin, wie Jahn, sondern allseitig nahm **Friedrich Fröbel** die Grundgedanken Fichte's von dem eingebornen Triebe des Menschen zum Wahren und Guten, von dem Vorschreiten der Menschen zum Ziele der Vollendung, von dem Ineinandergreifen des geistigen Menschenlebens mit dem göttlichen Leben auf, um in sich die Idee einer Nationalerziehung geistig aufzubauen und zugleich im Leben sie zu verwirklichen. Er ging von dem Grundgedanken aus, daß eine gemeinsame und einende Volks- und Nationalerziehung der Deutschen sein müsse: eine Erziehung und Bildung für Religion, für schaffende und ausübende Wirksamkeit, für gründliches einendes und lebendiges Erkennen und Wissen; eine Erziehung und Bildung des Menschen für und durch sich, durch und für die Familie, durch und für das öffentliche Leben, die Oeffentlichkeit; also eine Erziehung des Menschen zur Einigung mit Gott, mit der Natur und mit der Menschheit. „Diese Erziehung — sagt er — geht aus von der in jedem Wesen, nur auf den verschiedensten Stufen des Bewußtseins ruhenden unmittelbaren Ur- und Grundwahrnehmung, daß alles Dasein hervorgegangen ist aus dem Sein an sich, dem Ursein, aus Gott; — diese Erziehung gründet sich auf die Anerkenntniß, auf die Pflege und Erfassung des Menschenwesens als eines Funken aus Gott; sie verwirklicht sich durch die Ueberzeugung, daß das All, die Welt, die Natur, die unmittelbare Offenbarung Gottes, seines Seins und Wesens, die unmittelbare Selbstoffenbarung Gottes; und daß der Mensch als erschienen und erscheinend, selbst ein wesentlicher Theil derselben ist; daß alles Geschehende und Geschehene, der Geist der Geschichte, das Wesen und die Bedingung des Lebens kund thue und daß die Geschichte des Einzelwesens, des Menschen selbst ein wesentlicher Theil der großen Weltgeschichte ist, und sich so die Weltgeschichte auch in ihm und durch ihn offenbare. Diese Erziehung nimmt und beachtet jedes Wesen als eine Knospe an dem großen Lebensbaume; jedes Kind, jeden Zögling nimmt und beachtet, pflegt und entwickelt sie als — ein Auge an dem großen Baume der Menschheit. Diese Erziehung knüpft als Lehre und Unterricht an die den Menschen, das Kind, den Zögling eben umgebende Außenwelt, an die Zeit und Geschichte an, in welcher das Kind, der Zögling sich findet, in welche er durch das Ganze gesetzt worden. Diese Erziehung

erfaßt und bildet den Menschen, das Kind als angehörend Gott, Natur und der Menschheit. Diese Erziehung pflegt die Entwicklung und Darlebung des Göttlichen in der Natur, in der Menschheit, im Menschen, im eigenen Sein, im Handeln, Empfinden, Denken und Erkennen." — Diese Grundsätze suchte Fröbel in der „allgemeinen deutschen Erziehungsanstalt in Keilhau" zu verwirklichen. Als Forderungen bei der Erziehung wurden in derselben festgehalten: 1) Stetiges Aus- und Fortbilden der Geisteskraft als einer aus Gott hervorgegangenen; stetiges Ausbilden und Fortentwickeln des Menschen als Kind Gottes, seines Vaters. 2) Entwickeln und Ausbilden des Körpers als Werkzeug jenes Geistes. 3) Richtiges Auffassen aller Gegenstände der Außenwelt. 4. Richtiges Bezeichnen derselben und deren Verhältnisse. Als erste Erziehungs- und Unterrichtsgegenstände wurden deshalb festgestellt: Religion, Körperübungen, Anschauung und Auffassung der Außenwelt und Sprache. Dann Zahlen- und Formenlehre, später auch Größenlehre. An die Sprache schließt sich Gesang; sowie aus der Formen- und Größenlehre das Zeichnen hervorgeht. — Ueber diese Anstalt zu Keilhau berichtet der Generalsuperintendent Zeh: „Was das Leben in seiner wirklichen Gestaltung nie und nirgends darstellt, findet man hier: eine innig geeinte, in ruhigem Einverständniß lebende Familie." „Keine schlummernde Kraft bleibt hier ungeweckt; sie findet in dieser Familie die Erregung, die sie braucht, und die Stelle, wo sie sich äußern kann; jede Neigung tritt hervor, sie findet die gleiche oder ähnliche, die sich schon entschiedener ausspricht und an welcher sie, die keimende, sich aufrichtet; dagegen kann eine Ungebühr nie herrschen, denn jeder Einzelne, der excentriren will, straft alsdann sich selbst, er ist der Menge entbehrlich, man läßt ihn außer dem Kreise stehen oder sitzen; will er wieder hinein, so muß er sich fügen und schweigen lernen und — sich bessern." Als jedoch die keilhauer Erziehungsanstalt trotz ihrer naturgemäßen Organisation an der allgemeinen Demagogenriecherei der zwanziger Jahre in unserem Jahrhundert unterging; da legte Fröbel seine Hand nicht nieder, sondern er wirkte fort für die allgemeine deutsche Nationalerziehung, indem er besonders das Moment pflegte, das von Fichte in seinen Ideen übersehen oder vernachlässigt war, — die Familienerziehung. Die Wichtigkeit der Erziehung in den ersten Lebensjahren und die Nothwendigkeit der Heranbildung tüchtiger Mütter trat lebendig vor seine Seele und er gründete seinen deutschen Kindergarten, der 4 Anstalten umfassen sollte: 1) Eine Musteranstalt für Kinderpflege; 2) eine Bildungsanstalt für Kinderführer und Kinderführerinnen; 3) eine Anstalt, welche angemessene Spiele und Spielweisen zu verallgemeinern sucht; 4) eine Anstalt, mit welcher alle in solchem Geiste wirkende Aeltern, Mütter, Erzieher und ganz besonders sich bildende Kindergärtner durch ein von ihr herausgegebenes Blatt in lebensvollem Zusammenhange stehen können. Durch die von Fröbel im Kindergarten befolgte Methode, durch seine methodologischen Prinzipien überhaupt kam ein neues Moment in die deutsche Erziehung, das bis dahin unbeachtet geblieben war und das die Erziehung der Gegenwart und Zukunft mit den pestalozzischen Grundsätzen über Entwicklung der Denkwelt verbinden muß: Es müssen von

Anfang der kindlichen Entwicklung an nicht blos die Denkkräfte, sondern auch die Fertigkeiten gepflegt werden, um die Kinder neben dem Lernen zum praktischen Handeln anzuleiten.

Es bedarf also — das ist die Folgerung, die wir in unserer Zeit und von unserem Standpunkte aus den Anschauungen von Fichte, Jahn und Fröbel machen — zunächst einer **allgemeinen deutschen Schule** d. i. einer Volksschule, welche das wahrhaft Menschliche in inniger Verschmelzung mit dem Nationalen entwickelt, die also vor Allem die idealen Interessen des deutschen Volkes befriedigt. Ihre erste Aufgabe ist eine gesunde Seele in einem gesunden Körper zu bilden. Und ihre andere Aufgabe ist der ersten gleich: Harmonische Ausbildung aller Geisteskräfte, und damit verbunden eine Charakterstärke, die sich als Energie im Wollen und als Thatkraft im Handeln zeigt. Es sind ihr hierbei die Unterrichtsgegenstände vorgezeichnet. Zuhöchst steht unter denselben die Religion, das verklärende Centrum aller Unterrichtszweige. Neben die Religion tritt die deutsche Sprache und deutsche Literatur, woran sich Charakteristiken und Abbildungen ꝛc. der größten Kunstwerke in der Bau- und Bildhauerkunst wie in der Malerei schließen: „das deutsche Lesebuch" muß hierzu die Linien vorzeichnen. Der Unterricht in der Geographie und Geschichte muß in der Nationalschule die ganze Fülle des deutschen Lebens der Gegenwart und Vergangenheit charakterisiren, das Zweckmäßige und Eigenthümliche in den staatlichen Einrichtungen hervorheben und dadurch für die Verfassung des Vaterlandes Interesse erwecken, ohne dabei einseitig und fanatisch das Große und Eigenthümliche der anderen Nationen zu verkennen. Es gehört dann weiterhin in die nationale Schule das nationale Turnen, durch das der Körper zum Werkzeug der Seele werden und der Mensch im Bewußtsein seiner Körperkraft die Glieder mit Freiheit, Gewandtheit und Sicherheit gebrauchen, auch der Sinn für Ordnung und Gesetzmäßigkeit gepflegt, das rechte Maß auf die eigene Kraft ausgebildet, an Schönheit der Formen und Bewegungen gewöhnt, sittliche Tüchtigkeit erworben und der Gemeingeist geweckt werden soll. Mit dem Turnen hat die Pflege des nationalen Gesanges in Verbindung zu treten, wodurch das Gefühl veredelt, der Sinn geadelt, der Geschmack für's Schöne gebildet, vor Allem aber Begeisterung für das Vaterland wachgerufen wird. Endlich aber müssen in der Nationalschule (die elementaren Grundlagen alles Unterrichts: Lesen, Schreiben und Zeichnen erwähnen wir als absolut nothwendige Erfordernisse nicht erst) die Naturwissenschaften von ihrem abstrakten Fundament, der Mathematik, aus, durch Physik, Chemie und Naturgeschichte hindurch, bis zur Anthropologie herauf als Unterrichtsgegenstände auftreten, weil sie am meisten den Sinn für Wissenschaft pflegen, — für die Wissenschaft, welche das heilige Gut der deutschen Nation ist.

Alle diese Unterrichtsgegenstände sollen nicht wissenschaftlich in der Nationalschule getrieben werden. Sie müssen in ihr pädagogisch behandelt werden d. h. es soll dem Zöglinge jedesmal nur das und so viel von jeder Wissenschaft gereicht werden, was und

wie viel seine Geistesvermögen auf ihrer jedesmaligen Entwicklungsstufe zu assimiliren vermögen. Und sie sollen deutsch pädagogisch gelehrt werden d. h. nicht gedächtnißmäßig dem Kinde eingestopft und eingepfropft, sondern so, daß vom Nächsten und Einfachsten durch Stufe zu Stufe hinauf stetig fortgeschritten und auf diesem Wege der geistige Selbstunterricht vorbereitet wird, — so, daß es von der Anschauung zum Begriff hinaufgeht, also nie die Grundlage fehlt oder mangelhaft ist, deren Kuppel einst „eigene Ueberzeugung" heißen soll, — so, daß neben dem geistigen Aufnehmen der Schüler fort und fort ihre Selbstthätigkeit — die Selbstbeobachtung ꝛc. — erregt wird und sie auf diesem Wege (mit Vermeidung alles fabrikmäßig Beigebrachten) zur Selbstständigkeit kommen, die der Feind aller Geistessklaverei ist, — so, daß nicht die Quantität, sondern die Qualität des Unterrichtsstoffes als Hauptsache angesehen wird und daß darum die Bildung des Zöglings nicht nach dem aufgehäuften Gedächtnißmaterial, sondern nach Dem, was wirkliches geistiges Eigenthum geworden ist, nach dem praktischen Blicke und der männlichen Entschlossenheit, mit der er auftritt, gemessen wird.

Und damit stehen denn die Forderungen vor Ihnen, welche die Nationalerziehung zunächst an Sie, Zöglinge des Seminars, macht. Sie fordert von Ihnen, daß Sie vollständig Herren des Materials werden, das Sie einst den Schulkindern vorzutragen haben, — des Materials in der Religion, in der deutschen Sprache, in der deutschen Literatur und in den Naturwissenschaften. Sie fordert dann weiter von Ihnen, daß Sie sich vollständig diejenigen Kenntnisse in der Anthropologie und Theorie der Pädagogik erwerben, die Sie fähig machen, nach den Naturgesetzen des kindlichen Geistes das entsprechende Material ihren Schulkindern zu bieten und sie dadurch naturgemäß zu entwickeln. Sie fordert vorzüglich von Ihnen, daß Sie selbst, voll deutschen Lebens, von den idealen Interessen des deutschen Volkes getragen werden und charaktervoll diese Interessen in Ihren Gemeinden vertreten, in Ihren künftigen Schulen aber durch Wort und That vor Ihren Schülern bewähren, daß deutsche Gesinnung das Blut Ihres Herzens ausmacht.

Wenn Sie auf diese Weise im Seminar sich ausbilden; so werden Sie sich dadurch zugleich befähigen, für Ihre künftigen Gemeinden nicht blos Lehrer der eigentlich sogenannten Volksschule, sondern auch der Fortbildungsschule zu sein.

Denn die Nationalerziehung fordert, daß die bisherige Volksschule sich erweitere und in der **Fortbildungsschule** fortsetze, welche die Schüler vom 14.—18. Lebensjahre tiefer in den Geist deutscher Nationalität mittelst Unterrichts in deutscher Geschichte und Literatur einführt, sowie weiter in die Naturgesetze mittelst Unterrichts in den Naturwissenschaften einblicken läßt, aber auch zugleich auf die Verwerthung der naturwissenschaftlichen Resultate in der Praxis hinweist und damit von der Schule in das Leben überleitet. Zugleich bedarf in dieser Zeit das religiösmoralische Leben noch einer besonderen Pflege, und es muß deshalb die Fortbildungsschule vor Allem auch auf Kräftigung

der sittlichen Urtheilskraft hinarbeiten, was sie dadurch thut, daß sie die sittlichen Prinzipien gründlich mit ihren Schülern durchspricht, daß in ihr Fälle aus dem täglichen Leben dem Schüler zur Entscheidung und zur Angabe der Gründe für seine Entscheidung vorgelegt werden, worauf sodann der Lehrer sein eigenes Urtheil abgibt und begründet. Damit dann aber auch außer der Schulzeit und über sie hinaus auf strenge Befolgung ächter Sittlichkeit gehalten wird, müssen in Dörfern wie in Städten aus der Fortbildungsschule heraus in Verbindung mit dem Ortsvorstande und mit dem Ortsschulvorstande **Sittengerichte** gebildet werden, die, als eine heilige Fehme das Leben der Jünglingszeit vor ihr Forum ziehen und durch liebevolle Zurechtweisung, durch Drohung und Ehrenstrafen den vom rechten Wege Abgeirrten wieder in das richtige Geleis bringen. —

Daß solche Nationalschule der Nation gehört: diese Forderung braucht nur ausgesprochen zu werden, um als gerechte anerkannt zu sein. Da aber die Nation ihre Wirklichkeit im Staate, dieser aber sein Leben in den Gemeinden und Familien hat; so müssen wir sagen: Die Nationalschule gehört dem Staate mit naturgemäßer Berücksichtigung der Gemeinden und Familien. Unter keiner Bedingung kann und darf die Nationalschule unter der Vormundschaft der Geistlichkeit stehen, der die bisherige Volksschule in den meisten Ländern Deutschlands noch unterworfen ist. Denn kein fremder Stand, und wäre es der intelligenteste, vermag die Schule zu organisiren und die organisirte zu leiten; so wenig als der intelligenteste Jurist als solcher eine Armee zu kommandiren versteht. Mit Recht sagt deshalb Rieke: „Der Staat muß das Oberaufsichtsrecht, das ihm von Rechts wegen über die Schule gebührt, selbst in die Hand nehmen. Soll aber der Staat die Zügel der Schuloberleitung in der Hand behalten, so genügt es nicht an einem Staatsminister des Schulwesens; auch die Oberschulbehörde muß eine reine Staatsbehörde sein. Abgesehen also davon, daß in der Oberkirchenbehörde der Natur der Sache nach mehr Theologen als Schulmänner sitzen, und daß Theologen, und wären sie auch Doctoren der Theologie und Philosophie, damit noch keineswegs befähigt sind, in Schulsachen ein kompetentes Urtheil abzugeben, — abgesehen, daß in der Oberkirchenbehörde die Schulsachen immer nur als Nebensachen und Anhängsel erscheinen, was weder der Wichtigkeit noch dem Umfange des Volksschulwesens entspricht: — so ist schon um ihres rein kirchlichen Charakters die Oberkirchenbehörde zur Oberaufsicht über Staatsanstalten im Namen des Staates weniger geeignet. Die Oberschulbehörde, von welcher alle allgemeinen Anordnungen in der Schule in Betreff des Lehrstoffes, des Lehrplanes, der Lehrmittel rc. ausgehen, muß aus lauter Sachverständigen d. i. Schulmännern unter dem Vorsitze eines Rechtsgelehrten bestehen und völlig unabhängig von der Oberkirchenbehörde (welcher nur das Beschwerderecht in Fällen, wo sie das Interesse der Kirche gefährdet glaubt, bleibt) sein.“ —

Die Nationalerziehung muß jedoch selbst über die Zeit der Fortbildungsschule noch hinausgehen und an die ethischen Mächte des Men-

schenlebens, an die Kirche und an den Staat, in Verbindung mit den Gemeinden, ihre Forderungen stellen.

1) Sie fordert von der **Kirche**, daß sie die Erziehung des Jünglings und der Jungfrau, des Mannes und Weibes in die Hand nimmt und das endliche Leben immer und unaufhörlich mit den menschheitlichen Idealen durchdringt, damit das göttliche Leben in dem Einzelnen wie in der Gesammtheit des Volkes lebendig und dadurch auch die Außenwelt von demselben umgestaltet wird. Freilich darf die Kirche, wenn sie diese Mission der Nationalerziehung erfüllen soll, nicht in abstrakten Glaubensformeln ihr Wesen suchen und finden. Sie muß vielmehr die große allgemeine Verbrüderung der Nation repräsentiren. Sie muß eine deutsche Landeskirche auf den Grundlagen des Gemeindeprinzips, eine deutsche National- und Volkskirche, sein.

2) Sie fordert vom **Staate** im Verein und Einverständniß mit den **Gemeinden:**

a) Daß industrielle, künstlerische, politische und religiöse Festfeiern im ganzen Volke angeordnet und geschützt werden. Industrielle Feste, in denen der Sieg des Geistes über den Stoff gefeiert wird. Musik- und Gesangfeste, in denen durch die allgemein verständliche Sprache der Töne die Gefühle für Vaterland und Recht, für Freiheit und Brüderlichkeit geweckt und gesprochen werden. Turnfeste, in denen die Herrschaft des Geistes über den Körper und der schöne, kräftig gesunde und gewandte Leib in seiner Erscheinung für die Mitwelt zur Selbstdarstellung kommt. Politische Feste, in denen die Idee der nationalen Einheit und Selbstständigkeit, die Völkerfreiheit, zur Anschauung gebracht wird. Allgemein menschliche Feste, die sich auf weltgeschichtliche Thatsachen beziehen und in denen deshalb vor Allem die Träger der humanen Ideen, Luther, Lessing, Schiller, Goethe, Stein rc. Gegenstände der Verherrlichung sind. Endlich als Krone und Gipfel von allen Festen die religiösen Festfeiern, in denen das Ideal aller Ideale für die Menschheit Gegenstand der Verehrung ist.

b) Neben solchen Festfeiern müssen die Gemeinden Sorge tragen, daß unter dem Schutze des Staates Gesellschaften zum Studium deutscher Literatur, deutscher Geschichte und deutschen Verfassungslebens sich bilden, welche den Sinn für nationales Leben wecken, welche Alles, was von Deutschen in Kunst und Wissenschaft Vortreffliches geleistet wird, bekannt machen und dadurch zum Weiterstudium anregen, daß sie Ehre und Belohnung für ausgezeichnetes Verdienst auf industriellem, künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete austheilen, in welcher Absicht alljährlich die Vereine der einzelnen Länder in einen allgemeinen deutschen Nationalverein zusammentreten. Kunsthallen und Industrieausstellungen, vor Allem aber ein Nationaltheater, das nicht als Luxusartikel und auch nicht als finanzielles Erwerbmittel behandelt wird, sondern in welchem dem Volke unsere großen nationalen Kunstwerke — keine französischen Spektakelstücke! — nahe gebracht werden, wird dann die Nation im-

mer von Neuem anfrischen und mit dem Geisteshauche beleben, welcher der Erreger jedes Fortschritts ist.

c) Die Nationalerziehung fordert weiterhin vom Staate, daß er Freiheit der Religion und der Wissenschaft, Denk- und Glaubensfreiheit in der weitesten Bedeutung des Wortes nicht nur tolerirt, sondern fördert. Vor Allem muß in dieser Hinsicht die Presse unabhängig von jeder äußeren Macht, unbeschränkt nach allen Seiten hin sein. Fesselung der Presse, polizeiliche Ueberwachung jeder freien Regung und jedes freien Wortes, Beherrschung der Kirche und der Wissenschaft, um Gehorsam und Unterwürfigkeit zu predigen: darin besteht der geistige Mord einer Nation. Darum auch hat einer der ächtesten Söhne deutscher Nation, Johann Gottlieb Fichte, schon 1793 in seiner „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europens" die Fürsten also angeredet: „Ich könnte euch beweisen, daß Denkfreiheit, ungehinderte, uneingeschränkte Denkfreiheit allein das Wohl der Staaten gründe und befestige; ich könnte es euch durch unwiderlegbare Gründe einleuchtend darthun; ich könnte es euch aus der Geschichte zeigen; ich könnte euch noch gegenwärtig auf kleine und große Länder hindeuten, die durch sie fortblühen, durch sie unter euren Augen blühend wurden: aber ich mag das nicht thun. Ich mag euch die Wahrheit in ihrer natürlichen Götterschöne nicht durch die Schätze anpreisen, die sie euch zur Morgengabe bringt. Ich traue es euch zu, ihr hört gern die Stimme der ernsten, aber biedern Wahrheit: „„Fürst, Du hast kein Recht, unsere Denkfreiheit zu unterdrücken, und wozu Du kein Recht hast, das mußt Du nie thun, und wenn Du um dich herum die Welten untergehen und Du mit Deinem Volke unter ihren Trümmern begraben werden solltest. Für die Trümmer der Welten, für Dich, und für uns unter den Trümmern wird Der sorgen, der uns die Rechte gab, die Du respektirtest."" — Die Freiheit der Presse wird jedoch erst dann wahrhaft zu einem Nationalerziehungsmittel, wenn einzelne Zeitschriften politischen und wissenschaftlichen Inhalts von der Regierung geleitet und unterstützt werden, daß sie wegen ihres Preises und wegen ihrer Sprache allen Volksklassen zugänglich werden. „Wie man — sagt Rieke — an großen Höfen zur Verherrlichung berühmter Dynastien Reichshistoriographen aufstellt, so läge es noch vielmehr im Interesse des Staates, Geschichts- und Zeitungsschreiber von entschiedenem Talente und nicht minder entschiedener Gesinnungstüchtigkeit für die unteren Klassen des Volkes anzustellen." Und damit für das Lesen und Verstehen solcher Schriften gesorgt würde, zugleich aber das lebendige Wort mittelst Vorlesen hinzukäme, müßte am Schluß jeder Woche vielleicht in zwei Stunden eine **Schule für Erwachsene** den sämmtlichen Bewohnern eines Ortes Gelegenheit bieten, sich über die wichtigsten Zeitereignisse und über die Angelegenheiten des Vaterlandes, sowie über Das, was sie selbst davon gelesen haben, belehren zu lassen.

d) Die Nationalerziehung fordert sodann vom Staate, daß er eine Volkswehr schafft, die den Körper entwickelt und stählt und mit dem Körper den Geist bildet, den Sinn für Ordnung, Pünktlichkeit, Ausdauer, Unerschrockenheit und Gehorsam übt, den

Gemeinsinn fördert und mit der Wehrhaftigkeit die Mannhaftigkeit, „die erste Bedingung jeder patriotischen Gesinnung", erweckt.

e) Die Schlußforderung der Nationalerziehung an den Staat ist dann eine wahrhaft konstitutionell-monarchische Verfassung: — mit einer Volksvertretung, die als unabhängige Aussprache des Volkes auftritt; mit einer Staatsverwaltung, die dem Volke verantwortlich ist; mit einer Rechtspflege, die als Gewissen des Staates öffentlich und mündlich sich ausspricht. Hier ist das Terrain, wo der Staat im vollsten Sinne des Wortes als **Erziehungsstaat** erscheint, und wo dann jeder Einzelne wie die Gemeinden zu ihrem Rechte gelangen, aber auch alle Klassen der Gesellschaft ihre **Pflichten** als Menschen und Staatsbürger erfüllen müssen. —

So, hochgeehrte Versammlung, sieht das Ideal aus, das uns die jetzigen Tage über Nationalerziehung vorhalten. Arbeiten Sie nun — Jeder! — nach allen Kräften in Ihren Kreisen daran, daß wir sobald als möglich seiner Verwirklichung nahe kommen! —

D.

Religion und religiöse Erziehung.

XV.

Die Theologie in ihrem Verhältniß zur Philosophie und zur Naturwissenschaft.

(Einleitungsrede, gehalten vor der allgemeinen Cöthenschen Predigerversammlung. Juni 1853.)

Was ist's gegenwärtig und was wird's mit der protestantischen Theologie? — Krieg ist's und Friede muß es werden —

Das ist die Antwort auf die Frage, mit der, meine Herren, ich unsere heutige Versammlung einzuleiten mir erlaube.

I.

Krieg ist's.

Ein doppelter Krieg. Ein Krieg zwischen Welt-Wissenschaft und Theologie einerseits, und ein Bürgerkrieg in den eigenen Lagern der Theologie andrerseits.

Ein Krieg ist zwischen Welt-Wissenschaft und Theologie.

Mit zwiefacher Heeresmacht rückt die Wissenschaft gegen ihrer Feindin Lager. Sie kommt als Philosophie und als Naturwissenschaft.

Sehet doch dort, wie **die Philosophie** anläuft und die feindlichen Verschanzungen zu erstürmen sucht. Hier Hegel, der Feldmarschall, der Despot im Gedankenreich, der die Welt als ein Monogramm des allgegenwärtigen Gedankens darstellt und nur Dem Pardon gibt, was einen Gedankenpaß vorzeigt, Alles aber niederhaut, was sich nicht als Gedanke legitimiren kann, sondern außerhalb des Gedankens als heiliges Gefühl oder als brutale Thatsache bestehen will. — Da der Anführer der Girondisten in der Denkwelt, David Friedrich Strauß. Wie die evangelische Geschichte sich auch winden und welche Vorposten sie auch in den Kampf senden mag — es ist, nach ihm, um ihr absolutes Regiment geschehen: die evangelische Geschichte ist für Strauß ein Mythus. — Dort endlich der Convent in der Philosophie, die Feuerbachs und die Bruno Bauers mit all' ihrem blutigen Gesindel, welche die Religion für nichts als für die Objectivirung der menschlichen Herzenswünsche und den Glauben an Gott für das Asyl der Ignoranz halten. Atheismus! heißt bei ihnen die Loosung, — und: Keine Religion! ihr Feldgeschrei.

Horch, wie das stürmt, und wie das kämpft mit der Theologie. Doch, ach, der andere Feind, der erzgepanzerte, der mehr noch gewappnete, **die Naturwissenschaft** in ihren verschiedenen Sectionen schreitet auf. Voran die Astronomie. Sie erobert mit ihrem Teleskop ein Terrain des Himmels nach dem anderen, jagt Gott in einen immer kleineren Winkel und betrachtet ihn in Wahrheit nur noch als das unbekannte X, um mit diesem ihre Rechnungen zu machen. Hat doch ihr Lalande den ganzen Himmel durchstöbert und Gott nirgends gefunden. — Dann die Physik, welche die Erde und ihre Entwicklung in unabänderliche Gesetze zwängt und Donner und Blitz wie Regen und Sonnenschein unter feste Normen stellt. In ihrem leidenfrostschen Versuche hat sie die Gottesurtel des Mittelalters, die Feuerproben, als Urtel von Naturgesetzen dargestellt. Und als Dove weiß sie, woher der Wind kommt und wohin er geht, indem ihm sein Entstehungs- und sein Drehungsgesetz abgelauscht ist. — Nachher die Chemie — und das buntfarbige und mannichfaltige Leben ist auf nicht viel mehr als ein halbes hundert Elemente reducirt und an die Stelle Gottes Sauerstoff und Wasserstoff gestellt. — Darauf das schwere Geschütz der Geologie, nach der unser Sonnensystem in seinem Urzustande ein mächtiger Gasball war, der sich nach und nach, indem er Wärme in das Weltenall ausstrahlte, erkältete, concentrische Ringe, die Planeten, von sich abwarf, die dann in ihrer eigenen Entwicklung sich zu selbstständigen Individuen herauslebten, wie z. B. unsere Erde in einem Werdeproceß von vielen Jahrtausenden Erdfestes, Wasser, Luft, Pflanze, Thier und Mensch ward. — Und endlich noch die Anthropologie, welche selbst den Geist des Menschen an die Materie kettet und seine Thätigkeiten unter die Gesetze der Natur legt.

Und **die Theologie?** Sie sagt dem Gedankenphilosophen, daß nicht das Denken, sondern das Gefühl das Wesen des Menschen ausmacht und der Glaube ins Innere der Gottheit hineinbricht. Sie sagt dem kalten Kritiker, daß die Bibel nicht gelesen werden will, wie der Jurist sein corpus juris und der Philologe seinen Horaz zermartert, sondern wie das gute Kind das Testament seines gestorbenen Vaters liest, und betrachtet deshalb die evangelische Geschichte als das Zeugniß von der Offenbarung Gottes durch Christum. Sie sagt dem Atheisten, daß sie an den persönlichen Gott glaubt, der über der Welt die Welt geschaffen hat, erhält und regiert, und, wenn jener den Menschen verherrlicht, daß der Mensch ein Sünder, der durch Gottes Gnade nur ist, was er ist. Sie sagt dem Astronomen, dem die Sternenwelten nur todte, mechanisch fortfliegende Körper sind, daß im Hause Gottes viele Wohnungen, die alle mit Leben und Geist, mit Boten und Engeln Gottes bevölkert sind; — dem Physiker, der die Welt in abstracte Gesetze bannt, daß der Gesetzgeber über dem Gesetz steht und daß er zur Zeit der Wunder durch Wunder die Gesetze durchlöchert hat; — dem Chemiker, der im Tode das Leben sucht, daß nicht seine Elemente, sondern Gottes Odem und Gottes Wort der Grund der Welt ist; — dem Geologen, der durch Vulkanismus und Neptunismus die Welt entstehen läßt, daß Gott der große Neptunist und Vulkanist, der durch sein

Werde Alles entstehen hieß, und daß Moses der gottgesandte Geolog, um des Ewigen Werk zu verkünden; — und dem Anthropologen, dem der Geist nur eine Function der Materie ist, daß der Geist, wie das Wesen des All, auch das Wesen des Menschen ausmache. Die Theologie glaubt überall da, wo Philosophie und Naturwissenschaften zu wissen suchen, und jede von beiden vermeint die absolute Wahrheit zu besitzen.

Daß bei solchen gegenseitigen entgegengesetzten Ansichten der Kampf brennend und blutig sein muß, — wer wollte das anders erwarten? Wer wollte es unnatürlich finden, daß die Philosophen und Naturwissenschaftler mit Stolz und Hochmuth auf die Theologen herabsehen und von ihnen glauben, — denn der Mensch glaubt immer, daß Andere eben so sein müßten, wie er sein und glauben würde, wenn er sich in ihrer Lage befände, — daß es ihnen nicht anders erginge als den römischen Auguren, von denen Cicero erzählt, während andrerseits die Theologen unaufhörlich rufen: „Die Wissenschaft muß umkehren!", oder wohl gar jede Beschäftigung mit Philosophie und Naturwissenschaft — wenn es wenigstens von Theologen geschieht — als einen Verrath an der Theologie verschreien.

Wissenschaft und Theologie — beide haben, in solchen Positionen, Recht zum Kampf. Und doch ist der Kampf nicht natürlich. Wissenschaft und Theologie sind Producte des Einen Menschengeistes. Wenn sie sich absolut widersprechen, muß die eine oder andere, oder müssen beide ihren rechten Standpunkt verloren haben. Um aber bei Untersuchung desselben über Recht und Unrecht als gerechte Richter zu entscheiden, wollen wir die gegenseitigen Waffen messen, oder vielmehr vorher zusehen, ob die Waffen, mit denen die Parteien kämpfen, zum Kampf tauglich sind.

Der Mensch hat ein doppeltes Centrum. Er hat ein Centrum in sich, er ist ein Ich, ein Selbstbewußtsein, ein denkendes Wesen. Die Denkvermögen sind in seinem Geiste die Organe, welche das Centrum in ihm ausmachen. Als denkendes Wesen stellt er die Welt sich gegenüber und betrachtet sie von sich aus: das Denken läßt Welt und Gott um sich centriren und redet alle Gegenstände vom Ich aus mit Du an, d. h. für den Denker existiren Gott und Natur nur so, als er sie denkt und soweit er sie denkt und sind sie in Wahrheit nichts als seine Gedanken. Nicht die natürliche und geistige Welt außer dem Denkenden, sondern Er ist sich der Mittelpunkt, um den die Welt kreist, wie denn consequent auch die hegelsche Philosophie allein im Universum den Menschen zum selbstbewußten Wesen gemacht hat. Die Producte der Denkwelt sind die Naturwissenschaften und die Philosophie, indem in ersteren die Beobachtungsvermögen und in letzterer Vergleichungs-, Unterscheidungs- und Causalitätsvermögen die producirenden, schaffenden Mächte sind. — Der Mensch hat jedoch auch sein Centrum außer sich: er ist von einem Anderen, außer ihm Existirenden abhängig, und das Bewußtsein von dieser seiner Abhängigkeit gibt das Gefühl. Das Gefühl ist das Geistessystem, mittelst dessen das All und Gott in den Menschen hineinsteigen, und All und Gott den Menschen um sich be-

wegen. Als Gefühlswesen bezieht sich der Mensch auf Gott, weiß er sich durch und durch von Gott bestimmt, fühlt er sich als ein Dasein, das Nichts ohne Gott, Alles aber mit Gott ist. Das Product und die That, die höchste Blüthe dieser Gefühlswelt ist die Religion. Alle Religion concentrirt im Abhängigkeitsgefühl: darum ist auch das Sündengefühl der Mittel- und Kernpunkt des Christenthums, aus dem die Versöhnung hervorgeht, weil der Mensch im Sündengefühl die Nichtigkeit des Ich anerkennt und in demselben Verhältniß, als der Mensch Nein zu seinem Ich spricht, Gott Ja zum Menschen sagt. Das Gefühl kommt nicht durch Denken zu seinen Wahrheiten: es kommt zu ihnen durch Glaube, durch Offenbarung, durch geistige Schauung, durch den intuitiven Blick, der in's Herz der Gottheit einbricht. Die Theologie, als die Wissenschaft der Religion, hat es also mit dem Gefühl und mit dem Glauben zu thun, das Denken aber insoweit und insofern in sich hineinzunehmen, als dasselbe Gefühl und Glauben zum Bewußtsein bringt und mit der Welt vermittelt. — Der ganze, volle Mensch ist die Einheit dieser beiden Centren: er gehört sich und gehört Gott; er ist ein Ich und ein Nicht; er muß hinaus in die Stürme des denkenden Zweifels und zugleich hinein in's Gefühl, um hier in den Windstillen der Gewißheit auszuruhen. Der Mensch ist nicht entweder Denken oder Gefühl, sondern er ist sowohl Denken als Gefühl; weder die Wissenschaft noch die Religion allein, sondern sowohl Wissenschaft als Religion machen das Leben des Geistes aus.

Von diesem Standpunkte aus gewinnen wir einen Blick in das Wesen der kämpfenden Parteien und da mit einen Haltpunkt zur Beurtheilung ihres Rechtes und ihres Unrechtes beim Kampfe.

Die Wissenschaft glaubt, der Mensch sei nichts anderes und sei allein ein beobachtendes und denkendes Wesen. Beweis, Experiment, Begriff, Urtheil, Schluß ist ihr Alles und gilt ihr Alles. Und dieser ihr Beweis ist so fanatisch, daß sie Alles verketzert, was vor ihrem Richterstuhl noch nicht bewiesen ist. So hat Kant den über ihn hinausgeschrittenen Fichte, so Fichte den die fichteschen Ideen über Fichte hinausentwickelnden Schelling, so Schelling den die schellingsche Philosophie zu Verstand gebrachten Hegel, — es haben so die Mediziner Harvey, den Entdecker des Blutumlaufs, die Astronomen Copernicus, den Entdecker der wahren Bewegung des Sonnensystems, die Anthropologen und Physiologen Gall, den Entdecker der Bewegungsgesetze des menschlichen Geistes verfolgt, verketzert und verdammt: und alle sind in diesen ihren Verketzerungen und Verfolgungen darum unermüdlich gewesen, weil die neuen Wahrheiten noch nicht für sie bewiesen d. h. in ihre bis dahinigen Beweise nicht einzureihen waren. Weil die Wissenschaft blos und allein in Beweisen und im Denken ihr Wesen findet, ohne das dem Denken zur Ergänzung dienende Gefühl anzuerkennen, verliert sie das Leben und geht in Abstractionen unter. Die Naturwissenschaften, die allein die Beobachtung als Richterin der Wahrheit aufstellen, sehen einerseits in und über dem Einzelnen das Allgemeine nicht und werden Kleinigkeitskrämereien und Raritätensammlungen,

während sie andrerseits nothwendig zum Materialismus gelangen, denn alle Beobachtung beruht auf den Sinnen, die Sinne aber erreichen und erlangen nichts als Sinnliches. Und die Philosophie, die sich vom Gefühl losgelöst hat, verirrt sich in Definitionen und Distinctionen, ohne an die Wirklichkeit zu reichen, sowie sie nothwendig Atheismus werden muß, da alles Denken nichts als das Centriren um das eigene Ich des Denkenden ist, von dem es aus und zu dem es hingeht. — Gegen das Alles muß die Religion kämpfen, wie der positive Pol kämpfen müßte, wenn ihn der negative absorbiren und dieser allein existiren wollte. Sie muß dagegen kämpfen, weil die Wissenschaft mit ihrem Absolutismus nicht die Wahrheit, sondern der Gegensatz gegen die Wahrheit, der Aberglaube des Unglaubens ist. Sie muß dagegen kämpfen und in diesem Kampfe der Wissenschaft das Bewußtsein bringen, daß diese selbst als ihre eigene Voraussetzung den Glauben hat und daß z. B. jeder Philosoph, selbst der größte und wunderbarste unter ihnen, der verkörperte Gedanke, Hegel, sein System auf einen Glaubenssatz basirt, d. h. auf einen Satz, der seine Wahrheit allein darin und dadurch hat, daß er den Geist des Denkers befriedigt und das Wesen dieses seines Geistes ausmacht. Sie muß dem Philosophen zurufen: „Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt.“ Und zum Naturforscher sprechen:

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern,
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.“

Aber die Religion resp. ihre Vertreterin, die Theologie, hat Unrecht, wenn sie, abgeschlossen und entgegen der Denkwelt, die alleinige Wahrheit zu sein behauptet. Wohl hat die Theologie ihr eigenes Feld: Analyse der Gefühle — heißt ihr fruchtbarer Boden. Wie der Tonsinn Töne verlangt und nur Beweise mit und in Tönen kennt, so versteht das Gefühl nur Gefühlsbeweise und es ist Unsinn und verräth eine totale Unkenntniß im Leben und Wesen des menschlichen Geistes, wenn man die Religion zu Verstand machen will. Doch darf sie darum das Denken nicht verachten und von sich ausschließen, sondern muß vielmehr als Theologie das Denken in sich aufnehmen, um mittelst desselben die Religionswahrheiten in ihr wissenschaftliches System zu bringen. Das Gefühl, das sich vom Verstande loslöst, verhärtet in der einmal ergriffenen Objectivität, bleibt ohne Entwicklung und verliert alles Leben, ja steht im Gegensatz zur lebendigen Wirklichkeit, ist materiell und stabil. Dem entgegen hat die Wissenschaft das Recht zum Kampf. Sie muß ihrer Gegnerin sagen, daß die Theologie, welche den Verstand schmäht, sich selber schmäht und der Entwicklungsfähigkeit entbehrt wie hinter dem Gange der Weltgeschichte und hinter dem sich entwickelnden Leben des Volkes, dessen Gefühlswelt auf all' seinen Lebens-

stationen sie repräsentiren soll, zurück bleibt; ja, daß sich die Theologie, welche die Gesetze und Resultate der Denkwelt nicht anerkennt und feindselig gegen die Thatsachen der Natur, wie sie in der Natur begründet sind, auftritt, gegen die Religion versündigt, ihr schadet und sie schwächt, da die Religionsoffenbarung als Ausfluß göttlicher Weisheit sowohl, mit den von Gott gesetzten Denkgesetzen, als auch mit den von Gott geoffenbarten Naturwahrheiten im Einklange und in Harmonie stehen muß, die Theologie also, falls sie Denk- und Naturwahrheiten bekämpft und mit ihnen in Widerspruch kommt, nicht die absolute Wahrheit sein kann. —

Dieser Kampf zwischen Wissenschaft und Theologie hat sich, obschon mit anderem Gesicht, in das Heerlager der Religion selbst hineingespielt, um sich hier durchzukämpfen, — in Gestalt des **Rationalismus und Supranaturalismus.**

Der Rationalismus will die Wissenschaft, das Denken innerhalb der Theologie vertreten. Er denkt — und er denkt mit dem gesunden Menschenverstande das Dogma weg und setzt an die Stelle der Glaubenssätze die Sittlichkeit in's Centrum der Religion. Gott, Tugend und Unsterblichkeit sind die Angelpunkte und die nothwendigen praktischen Forderungen der Religion, deren Wesen, wie es der Stifter des Christenthums, der gottgewordene Mensch und sittliche Religionslehrer, Christus, dargestellt hat, die Pflichterfüllung ist. Das Evangelium ist die einzige Richtschnur des christlichen Glaubens; was aber in ihm mit dem gesunden Menschenverstande nicht übereinstimmt, ist local nur und temporell. Eben so sind auch alle dogmatischen Lehren, die nicht mit dem gesunden Menschenverstande harmoniren, zu verwerfen. Der Mensch, ohne Erbsünde, ohne Glauben an die Versöhnung durch das Blut des Erlösers, ohne Glauben an die Gottmenschheit Christi, ohne Glauben an die Dreieinigkeit ꝛc. lebt seiner Bestimmung gemäß, wenn er tugendhaft im Hinblick auf die ewige Vergeltung ist. So der Rationalismus. *Er hat Recht, weil er dem Denken und dem Verstande Raum innerhalb der Religion verschafft. Er hat Recht, — und sein Recht ist in dem unaustilgbaren Bedürfniß des menschlichen Geistes begründet, daß Das, was geglaubt werden soll, nicht in Widerspruch mit Vernunft und Sittlichkeit stehen darf. Er hat aber Unrecht schon, weil er im Denken inconsequent ist und an die Stelle der Aufklärung nur eine Abklärung setzt,* die anstatt die lebendige Entwicklung der Religion anzuerkennen und zu wissen, daß die Religion als ein organisches Ganze, gleich einer Pflanze, aus ihrem Keime einen Baum des Himmels mit tausend Zweigen, Blättern und Blüthen getrieben hat, diese Entwicklung nicht sieht und nicht anerkennt und darum den ganzen Baum des Christenthums wiederum auf sein Samenkorn, vielmehr nur auf einen Theil des Samenkorns, zurückdrängen will. *Vor Allem aber liegt sein Unrecht darin, daß er den Grund der Religion, das Gefühl,* und dessen großartige Blumen und Arabesken, die Dogmen, *mit dem gesunden Menschenverstande,* der in jedem Menschen anders, und in seiner Allgemeinheit nur das Vorurtheil der Masse ist,

verdrängen will. Die Rationalisten sind die Nüchterlinge des Geistes, welche das magische Farbenspiel des Gefühls tödten, die Sadducäer, die Verstandesmenschen, die den tiefen Grund der Religion auf der Oberfläche und oberflächlich behandeln: — Nicodemusianer. Der Verstand hat nicht die entscheidende Stimme im Reiche der Religion. So sehr ihr greift mit eurem Verstande — ihr werdet's nicht ergreifen. Das Christenthum will gelebt und geliebt sein. Es ist die höchste That des Geistes, die unbedingte Hingabe an Den, den wir auch mit dem tiefsten Wissen nie ganz zu erkennen vermögen, weil er, wie Sebastian Frank von Wörd sagt, ein unaussprechlicher Seufzer ist, im Grunde der Seele gelegen. Das Christenthum hat im Religionsabhängigkeitsgefühl seinen Mittelpunkt.

Das weiß **der Supranaturalismus**, und er hat dem Rationalismus gegenüber Recht. Durch Adams Sündenfall hat der Mensch das Ebenbild Gottes verloren und er wird von da ab in Sünden empfangen und geboren. In diesem sündhaften Zustande, in dem er jeder eigenen Kraft, Gott richtig zu erkennen und zu lieben, entbehrt, kann er nie die ewige Seligkeit erringen. Darum hat der dreieinige Gott eine Rettungsanstalt beschlossen und seinen eingebornen Sohn unter die Menschen gesandt, der das göttliche Gesetz vollkommen erfüllte und die Sünden der ganzen Menschheit auf sich nahm und abbüßte, so daß fortan jeder Einzelne durch gänzliche Hingabe seines Gemüthes an den Erlöser die Seligkeit erlangen kann. — Die Supranaturalisten haben den Inhalt des Christenthums bewahrt, aber ihn in ein so abgeschlossenes System hineindistinguirt und demonstrirt, daß der Verstandesbau mit dem Gefühlsfundament im grellsten Widerspruche steht. Sie sind die Wächter, aber, wie Daub wunderschön sagt, die steinernen Wächter am Grabe des Herrn. Denn weil sie den Heiland nicht aus dem Grabe herauslassen wollen in die frische Gegenwart und in die Zugluft des Wissens, haben sie an die Stelle des Lebens den Tod gesetzt. Der Geist ist in die Schnürstiefeln fester Formeln eingeschnürt. Das Wissen, vielmehr nur das lebendige, sich entwickelnde Wissen, das nicht so aussieht, wie das Wissen der Orthodoxie, wird verachtet, aus der Kirche herausgewiesen, unvereinbar gehalten mit der Theologie, und als erster Glaubenssatz das Vorurtheil festgestellt, daß ein Widerspruch gegen einzelne Aussprüche der supranaturalistischen Dogmatik auch ein Widerspruch gegen die christliche Religion selbst sei. Da und das ist die Achillesferse des Supranaturalismus. Um sich zu heilen und unverwundbar zu werden, muß er in die Schusterstube nach Görlitz gehen und beim armen Jacob Böhm in die Lehre treten, damit er erfahre, wie das Christenthum zum Siegesliede des menschlichen Gefühls werden kann, und die Menschenseele im Centro des ewigen Bandes zu stehen vermag, — bei Jacob Böhm, gegen den die Orthodoxie einstmals in Gestalt des Hauptpastor zu Görlitz, Gregorius Richter, Bannstrahlen von der Kanzel herab geschleudert hat. Oder er soll hinwandern zu Philipp Melanchthon, der nach seiner weiter entwickelten Einsicht in den späteren Ausgaben der augsburger Confession geändert, und neben seiner Dogmatik auch Compendien

der Logik, Physik, Psychologie und Moral, so wie Reden de studiis corrigendis und de utilitate philosophiae geschrieben hat; — und zu Friedrich Schleiermacher, dem wunderbaren Manne, der in der Neuzeit Theologie und Wissenschaft in ihr richtiges Verhältniß stellte und seiner Dogmatik eine Dialektik, seinen religiösen Schriften eine Uebersetzung des Platon zugesellte. Wahrlich, wenn das Christenthum so einseitig und so exclusiv wäre, wie es der Supranaturalismus auffaßt, so daß ein Goethe und ein Schiller nicht mehr Raum darin hätten, und ein Kant und ein Hegel herausgestoßen werden müßten, — dann würde die Religion des Heilandes bald zu Grabe getragen sein, denn die Sterbeglocken hörte man alsdann jetzt schon läuten.

Unser Jahrhundert unterliegt den Schwankungen zwischen Rationalismus und Supranaturalismus. Die Zeit Friedrichs des Großen war die Zeit der Freigeisterei und Mode war's für jeden Edelmann, ein Freigeist zu heißen. Bald darauf galt das wöllnersche Edict. — Die Lichtfreundschaft erschien in der Neuzeit; und als sie Alles in der Religion zu Verstand gemacht hatte und auch im Staate die abstracte Theorie nach Vorwärts trotz aller Extrapost immer nicht schnell genug vorwärts kommen konnte, — der fanatischste Fanatismus des Fortschritts: da mußte nothwendig die Autorität gegenüber der einseitigen Entwicklung, die im Werden nur das Nichts und nicht das Sein anerkennt, und der Supranaturalismus gegen den einseitigen Rationalismus auftreten, das Extrem nach Vorwärts mußte das Extrem nach Rückwärts hervorrufen, die Epidemie der Orthodoxie trat ihre Herrschaft an. Daraus nun aber schließen wollen, daß der Supranaturalismus mehr als relatives, daß er absolutes Recht dem Rationalismus gegenüber hätte, wäre eben so falsch, als wenn man in der Uhlichperiode gefolgert hätte, daß es mit dem Supranaturalismus aus sei. Der forcirte Supranaturalismus weckt den forcirten und dabei immer halb bleibenden Rationalismus, wie dieser jenen geweckt. Jede Revolution zeugt ihre Contrerevolution — und umgekehrt. —

Das wird, das muß jedoch anders werden. Die Parteien müssen ihr relatives Recht und Unrecht und damit zugleich die Bedingungen er- und anerkennen, die zu einem wahrhaften Friedensschlusse führen. Denn Krieg ist's —

II.

Und Friede muß es werden.

Nicht darf beim Friedensschluß eine der berechtigten Parteien vernichtet und absorbirt werden. Wenn eine Partei sich selbst aufgeben muß mittelst Friedensbedingungen, — und so ist es bisher in der Theologie gewesen, wo der Supranaturalismus den Rationalismus nicht hörte und der Rationalismus den Supranaturalismus zu besiegen und zu vernichten suchte — dann ist's kein Friede, wenn auch Friede ist. Grollend lauert die unterdrückte Partei, um ihren Feind zu überfallen und an seiner Statt das eigene

Siegespanier aufzupflanzen. Nein, die Parteien müssen — ihrem Recht und ihrem Unrecht gemäß — bleiben und nicht bleiben beim Friedensschluß. Denn daß sie relative Berechtigung und also ein Recht zum Sein haben, zeigt die Entwicklung der Dogmengeschichte, wie ein Blick in das Wesen des menschlichen Geistes.

Es zeigt's die Entwicklung der christlichen Dogmengeschichte. Vom Anfange an bis in die Gegenwart herein zeigt sie, daß mit dem Supranaturalismus einer Zeit zugleich der Rationalismus, und umgekehrt, entsteht. Die Bibel ist wesentlich Darstellung und Auseinanderlegung der christlichen religiösen Gefühle; wo sie aber nicht blos das Daß hinstellt, sondern nach dem Wie fragt, also theologisch wird, da tritt auch in ihr der Rationalismus neben dem Supranaturalismus auf. Die drei ersten Evangelisten neigen zum Rationalismus: Christus ist der Sohn der Maria, vom heiligen Geist erzeugt, durch besondere Gnade und durch sein Leben der Sohn Gottes geworden, der den Vater erkannt und ihn den Menschen offenbart hat. Ihnen gegenüber und sie ergänzend der mystische, innige, minnige Johannes, bei dem das von Anfang an bei Gott gewesene Wort Gottes Fleisch wird, unter den Menschen Wohnung schlägt und die Herrlichkeit des Vaters in seiner ganzen Person darstellt, so daß Alle die daran glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Eben so, wie in der Theologie, auch in der Anthropologie und Sotereologie des neuen Testaments: Der dialectische, tiefsinnige, kühne, geniale Paulus, der nur durch den Glauben an Christum den Menschen gerechtfertigt werden läßt, welchen Christus Gott aus Gnaden gesandt hat, aus denselben Gnaden, wonach er begnadigt, wen er will, und wen er will verhärtet; und die „stroherne" Epistel des rationalistischen Jacobus, der das Werk als erste Bedingung zur Seligkeit setzt und den Glauben ohne Werke für todt hält. — So die Vorbilder für die ganze weitere Entwicklung der christlichen Lehre. Die neu aufgelebten Synoptiker erscheinen scharf einseitig in Arius: Der Sohn entsteht in der Zeit und ist auch in seinem Wesen vom Vater verschieden, ein Geschöpf, ein durch sich gewordener Gott; und der neuerstandene Johannes, gleichfalls extrem, in Athanasius, der die Gottheit Christi vertheidigt, weil Gott nöthig war zur Erlösung der Menschen. Paulus wird von Neuem geboren in der gewaltigen, leidenschaftlichen Natur des Augustin, nach dem Alle gesündigt, weil Adam gesündigt und nur die unverdiente Gnade Gottes von der Sünde und ihren Strafen erlöset, aus welcher Gnade allein auch die Freiheit kommt, denn nicht durch die Freiheit erhält der Wille Gnade, wohl aber vermittelst der Gnade Freiheit. Ihn bekämpft Pelagius, der Jacobus des 5. Jahrhunderts, welcher die Erbsünde läugnet, da der Mensch bei der Geburt im Zustande Adams, mit freiem Willen, geschaffen, und er sowohl sündigen als auch nicht sündigen kann. — Endlich formulirt sich die Religion des Mittelalters in einem Verstandssystem: Die Scholastiker wollen nichts annehmen, was sie nicht bedacht und durchdacht haben; die Religion geht unter in eitlen Gedankenkunststückmachereien. Da erscheint der

Zug des Herzens als tiefsinnige Mystik, und alles Aeußere, alle Verstandesdogmen und Verstandesformen werden in die Tiefen des Gefühles versenkt und in dessen Fluthen zum Leben umgeschmolzen: der gelassene Mensch wird entbildet von der Creatur, gebildet mit Christo und überbildet in die Gottheit. — Luther tritt auf, Athanasius und Augustin in Einem, geht auf die volle, ganze Bibel zurück, stellt an die Stelle des äußerlichen Fürwahrhaltens die allein rechtfertigende innerliche Kraft des Glaubens, an die Stelle der Werkheiligkeit die sittliche That, und verlangt, da jeder einzelne Christ ein solcher ist, wie der Herr Christus auf Erden selbst gewesen, daß jeder Christenmann sei ein Pfaffe und jedes Christenweib eine Pfäffin, es sei jung oder alt, Herr oder Knecht, Frau oder Magd, gelehrt oder Laie. Als aber Luther den lebendigen Glauben an Gott und den Erlöser wiederum zu dogmatisiren und zu systematisiren sucht, da findet sich sogleich das unabtrennbare Links zum Rechts ein: Zwingli, dem die Erbsünde nur in einem gewissen Sinne wirkliche Sünde ist, nur Krankheit, keine Uebertretung eines wirklichen Gebots, und der sich überhaupt und wesentlich — wie sich in der Abendmahlslehre zeigt — dadurch von Luther unterscheidet, daß er den einzelnen Menschen über das Dogma stellt, bei Luther aber das Dogma über dem Einzelnen steht. — Im 17. Jahrhundert wird der größte Mystiker und größte Christ nach den Aposteln, wird Luther zu Verstand verfestigt: Die Orthodoxie baut vom formalen Prinzip, nach dem die christliche Religion übernatürliche Offenbarung und die Bibel Wort Gottes ist, und vom materialen Prinzip der Erbsünde und der dadurch bewirkten Verdammniß aus — ein Verstandessystem, welches Alles verdammt, was ihm widerspricht, wie denn auch Calov's tägliches Gebet war: Imple me, Deus, odio haereticorum. Und doch kamen die Häretiker: Die rationalistischen Socinianer, welche voraussetzen, daß der Mensch aus freiem Willen Gott gehorcht und die Gnade nur nachhelfen muß, weil der Wille vieler Menschen wegen ihres Sündigens geschwächt ist; — und neben den Socinianern die englischen Deisten, welche die christliche Religion auf die Naturreligion d. i. auf folgende fünf Sätze reduciren: 1) Es ist ein höchstes Wesen; 2) Pflicht der Verehrung dieses Wesens; 3) Tugend und Frömmigkeit; 4) Reue und Besserung; 5) Unsterblichkeit und Vergeltung. — Bald darauf tritt eine neue Phase ein, in Opposition gegen das todte Verstandesdogma: Die Pietisten unter der Fahne des tiefreligiösen gefühlvollen Spener, welche dem Fleische sterben, um dem Geiste zu dienen und die Vernunft auffordern, sich unter den Gehorsam Christi zu begeben, und die deutschen Aufklärer, welche Christus als einen von Gott besonders begnadigten, tugendhaften Menschen betrachten und alles Wunderbare auf natürliche Verstandesweise erklären. — Endlich als Einheit von Orthodoxie und Pietismus der gegenwärtige Supranaturalismus, und mit ihm im Kampf der aus semmler'scher Kritik und deutscher Aufklärung zusammengesetzte gegenwärtige Rationalismus. —

Was bedürfen wir weiter Zeugniß? — Wenn wir glauben, daß nicht blinder Zufall, sondern die allwaltende Vorsehung, wie das Weltenall, so auch die Geschichte der

Menschen regiert, muß uns zur Gewißheit werden, daß Gott auch die entgegengesetzten Parteien des Supranaturalismus und Rationalismus gewollt hat, um in ihnen und mittelst ihrer die Menschheit seinen ewigen Zwecken zuzuführen. —

Und was die Geschichte 18 Jahrhunderte hindurch mit ehernem Griffel auf ihre Blätter gezeichnet hat, **bestätigt zugleich die Naturbeobachtung.** Die Anthropologie hat mittelst Beobachtung gefunden, daß der menschliche Geist ein Organismus ist, der sich wesentlich in drei Systeme, in das centripetale: das Denksystem, in das centrifugale: das Wollenssystem, und in das centrale: das Gefühlssystem gliedert, von denen sich, analog den leiblichen Systemen z. B. dem Blutsystem, jedes wiederum in Organe trennt, so daß das Denksystem in Beobachtungs- und Denkorgane, das Wollenssystem in Organe zur Erhaltung des Ich und der Gattung, das Gefühlssystem in die Organe der Moral: Gewissen und Wohlwollen oder Liebe, und in die Organe der Religion: Abhängigkeitsgefühl oder Ehrfurcht, Glaube und Hoffnung zerfällt. Die Ansichten, Gedanken, Gesinnungen, Gefühle und Handlungen des Menschen sind das Resultat dieser geistigen Organe, die sämmtlich jedem Menschen eignen, — Resultat des ganzen geistigen Organismus. In gewissem Grade sind sie jedoch unabhängig von einander, und die relative Stärke resp. Thätigkeit derselben kann bei den verschiedenen Individuen verschieden sein, ja es bestimmen bestimmt vorragende oder ein vorragendes Geistesorgan den individuellmenschlichen Charakter. Der eine Mensch zeichnet sich schon in seiner Kindheit durch Neigung zur Naturkunde oder zu mechanischen Wissenschaften und Künsten aus; der Andere sucht Alles, was er sieht, unter das Gesetz von Ursache und Wirkung zu bringen. Der Eine treibt sich unaufhörlich auf dem Thatenschauplatze herum; der Andere hat seine Lust in der engen Zelle des Denkers. Der Eine ist ein ächt sittlicher Mensch, aber ein Skeptiker, der Welt und Gottheit läugnet; der Andere ist voll von Religion, voll Ehrfurcht gegen das Heilige und Unsichtbare, während er alle Verstandesbeweise von sich abweist. Nur dem Prädestinirten ist es möglich, in die Tiefen einer beethovenschen Synfonie hinab-, oder in die Höhen goethescher Poesie hinaufzusteigen: wem der Sinn dafür fehlt, der sieht in der Synfonie nur Geklimper und bei Goethe nur Reimerei. Je nachdem beim Einzelnen verschiedene Geistesvermögen verschieden groß sind, wird er für verschiedene Objecte verschiedene Empfänglichkeit besitzen und sie verschieden beurtheilen. Denn Jeder ist am empfänglichsten für die Gegenstände und Anschauungen, die den mächtigsten Vermögen seines Geistes entsprechen, und hält diese Gegenstände und Anschauungen für Wahrheit, während er alles Das, was diesen Geistesvermögen widerspricht, als Unwahrheit von sich weist. Gefühlsmenschen können die nüchternen Beweise des Verstandesmenschen nicht begreifen, und Verstandesmenschen verstehen Gefühlsmenschen nicht,

weil sie die Gefühle, die diese haben, niemals empfanden; woher es auch kommt, daß die Philosophen, welche die Welt aus ihrem Geiste und nach ihm construirten, den Menschen wesentlich als ein denkendes Wesen betrachteten, weil in ihnen die Denkorgane alle anderen Geistesvermögen bedeutend überragten: vermöge der einseitig großen Entwicklung ihrer Denkorgane mußten sie glauben, das Gefühl sei keine absolut berechtigte, selbstständige Kraft. Und wie bei Einzelnen, so bei ganzen Völkern: Die Juden sahen in Gott einen zornigen und rachsüchtigen Gott, weil bei ihnen Vorsicht, Verheimlichungstrieb und Zerstörungstrieb vorwiegend entwickelt waren. Bei den Griechen waren Wohlwollen, Idealität, Gestalt-, Bau- und Tonsinn groß, und ihre Religion war Kunstreligion. Das Christenthum hat die höheren Gefühlsvermögen ins Centrum und die Denk- und Willensvermögen in die Peripherie gelegt, und es waren die europäischen Nationen, die, ihrer Anlage gemäß, dasselbe als ihr Eigenthum aufnahmen, jedoch auch hier wieder, je nach den verschiedenen Volksindividualitäten: die slavischen Nationen als griechische, die lateinischen als katholische, und die germanischen als protestantische Kirche. Diesen seinen Anlagen und Ansichten gemäß wird dann auch jedes Volk und jeder Volksstamm der Ueberzeugung sein, daß seine religiöse Auffassung die absolut wahre ist, und jede andere als unwahr, weil seinem Wesen fremd, von sich abweisen, — obschon vom Standpunkte Gottes aus diese Auffassung nur relativ wahr ist. Es ist eine Menschenwelt bunter, individueller Mannichfaltigkeit. Ein anderes ist die Sonne, ein anderes der Mond, ein anderes sind die Planeten. Gott hat die einzelnen Menschen, wie die einzelnen Völker und Rassen verschieden, wie leiblich, so geistig organisirt und dieser verschiedenen Organisation gemäß sich auch verschieden in der Religion und in der Auffassung derselben offenbart. Je nach den dem Menschen von Gott verliehenen Anlagen leuchtet die ewige Sonne der Christusreligion aus dem Menschen in verschiedenen Strahlen heraus. So lange es nicht erkannt, daß die religiöse Auffassung von den Anlagen und von der Individualität des Einzelnen bedingt ist, hält Jeder seine Ansicht mit absoluter Wahrheit für gleichbedeutend. Sobald aber gewußt wird, daß der Eine göttliche Geist mancherlei Gaben verliehen hat und die große Welt des Lebens nicht nach Einem absoluten Normalmaße gemessen haben wollte, weiß der Mensch, daß man jeden Geist, dem man eine seiner Organisation nicht entsprechende Ansicht octroyren — d. h. nicht bloß den Sinn auf geistige Weise dafür wecken, sondern dieselbe mit Gewalt als absolut wahre aufzwängen — will, zum Heuchler und gleichgültig gegen die Religion macht, und hat man nicht allein die göttliche Toleranz begründet, welche Jedem auf seine Weise und auf seinem Wege gewähren läßt, wenn er den Anderen nur dasselbe thut, sondern auch den kämpfenden theologischen Parteien einen anderen Standpunkt und eine neue Wendung gegeben. Denn der Rationalismus, der den Grund der Toleranz erkannt hat, hat zugleich erfahren, daß nicht

der Verstand, sondern das Gefühl der Grund der Religion im Menschen ist, er hat dann also bewußt seinen Grund entdeckt, den er früher nur unbewußt festhielt, als er mit dem Schmerzensschrei: „Du gehst zu weit, Wislicenus!" bekundete, daß trotz der Verstandessucht immer noch Gottgefühl, Glaube und Hoffnung bei ihm Mittelpunkt der Religion seien. Der Rationalismus aber, der im Gefühl gründet, ist nicht mehr der bisherige Rationalismus; es ist der Rationalismus, den Schleiermacher angebahnt hat, nach dem die objectiven Thatsachen des Christenthums zugleich Thatsachen des menschlichen Abhängigkeitsgefühles sind, welche die Theologie, als die Wissenschaft über dieselben, mit den Denkvermögen analysiren, d. h. ihre Harmonie mit den menschlichen Geistesthätigkeiten nachweisen muß. Aber auch der Supranaturalismus ist alsdann ein anderer geworden. Er hält die Wahrheiten des Christenthums fest, aber er macht sie nicht in einem bestimmten theologischen System fest, sondern er läßt sie lebendig und flüssig werden, daß sie mit der Welt und den Völkern sich entwickeln und daß sie mit Natur- und Menschengeist in Einklang stehen, denn der Verstand ist dann als die Polizei angestellt, die unaufhörlich controlirt, daß die Gefühlswahrheiten nicht sterben, und doch todt das Leben repräsentiren wollen, und daß sie nicht phantastisch aller Wirklichkeit entgegenfliegen. Und das ist der Supranaturalismus, den Schleiermacher angebahnt hat, wenn er das Abhängigkeitsgefühl als Grund aller Religion und das Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit als Mittelpunkt des Christenthums aussprach.

Auf solchem lebendigen Standpunkte der Religion sind die Dogmen, welche die christliche Geschichte aus sich entwickelt hat, nicht mehr Wahn und Aberglaube, sowenig als todte Verstandesformen; sondern Glieder im Organismus der christlichen Kirche, aber nicht abgeschlossen, sondern sich immer weiter entwickelnd, wie die Zweige und Blätter und Blüthen, wie der Baum aus dem Samenkorn hervorwächst, — und alle berechtigt, wenn sie aus den Grundwahrheiten der Christusreligion, aus dem Begriffe des selbstbewußten Gottes, aus dem Begriffe des Gottmenschen und dem Begriffe der Erlösung hervorgehen, sowie wenn sie vor den Vermögen des menschlichen Geistes ihren göttlichen Ursprung documentiren können. Die Dogmatik ist dann der Nachweis, daß die offenbarten Wahrheiten in der Geistesorganisation des Menschen begründet sind. Es ist so vom Supranaturalismus das Dogma und vom Rationalismus die Denkfreiheit erobert. Gott erscheinet Dir dann als die allebende und allwaltende Liebe, als der Athem des Menschengeistes, die Temperatur der Menschenseele, der Seufzer des Menschenlebens, der unaufhörlich in Dir zu Dir spricht und draußen auch in der Natur mit tausend Lebenstönen Dich anredet und aufjubelt von der Sphärenmusik des Nachtigallenliedes bis zum Donnergange der Sternenwelten, von den Moosen, die sich am Felsen anklammern bis zu den indischen Palmen, die stolz zur Sonne aufwipfeln, vom sanften Säuseln der Lüfte, wo das Leben seine Pausen spielt, bis zum Kampf der Elemente, wo im Donnersturm die Zeder stürzt, vom unbewußten Thiere, das seine ganze Welt in und auf dem Baumblatte hat, von dem es lebt, bis zum gottgefeieten Menschen mit dem Glauben,

der Welten erstürmt, und mit der Hoffnung, die Welten belebt, und mit der Liebe, die Welten vereint, weil sie in ihnen nur Flammen der weltbelebenden Liebe schaut. Christus erscheinet Dir dann, nicht blos in den engen Tabellen der Theologen, sondern auf dem großen Bogen der Weltgeschichte als der Gott-Mensch, durch den das Erwachen aus der Finsterniß der Endlichkeit in die Welt hineingeboren, der Egoismus mit Erkennung der Nichtigkeit des Ich getödtet, und die Liebe auf die Fahne gehoben, die Liebe, welche das Eigensein und den Eigensinn begräbt und die Brandungen des göttlichen Lebens am Menschenherzen anklatschen läßt, daß es in allen Selbst- und Mitlautern gottüberwindendes Liebesleben wiederklingt, — als der Gott-Mensch, an den der Christ glauben d. h. in den er sich hineinimaginiren und dem er sich annaturen muß, so daß er ein Christusleben lebt und ein Christus wird, denn so Du tausendmal historisch an Christus glaubst, und so Christus tausendmal gelebt, gelehrt, gelitten und gestorben, aber nicht in Dir, — sein Leben, Lehren, Leiden und Sterben ist Dir nichts nütze. Der Mensch erscheinet Dir dann nach Gottes Bilde geschaffen, ein lebendiger, daseiender Gottgedanke, der mit unwiderstehlicher Gewalt um Gott herumkreisen muß, wie der Planet um seine Sonne, in dem das Bewußtsein der absoluten Abhängigkeit in das schlechthinnige Freiheitsgefühl umschlägt, da der Abgrund, welcher Gott und Menschen scheidet, durch die Liebe ausgefüllt wird, und der, indem er Christus in sich wiedergebärt, unerschütterlich, auch wenn das Leben fürchterlichwitzig mit ihm sein Spiel treibt, vor den Thoren der Unmöglichkeit selbst nicht still steht, sondern mit der Zauberkraft göttlicher Liebe möglich das Unmögliche macht. Es ist Friede geworden im Bürgerkriege der Theologie. —

Aber der Weg auch gebahnt zum Friedensschluß zwischen Theologie und Wissenschaft.

Nicht die Theologie soll Philosophie werden und nicht die Philosophie Theologie. Wer das fordert, der hat weder das Wesen der Philosophie noch das der Theologie erkannt. Oder vielmehr es müssen die Männer, welche vorwiegend zum Denken organisirt sind, fordern, daß sich die Gefühlswelt in der Denkwelt auflöse, weil sie die Gefühlswelt nicht kennen; und es müssen diejenigen, welche starke Gefühlsvermögen und schwache Denkkräfte besitzen, glauben, mit dem Denken sei's nichts, weil sie dessen Gewalt nicht an sich selbst erfahren haben. Das aber sind nur Ausnahmen, Abnormitäten, Disharmonien in der Harmonie des Geistes, der Mensch heißt, deren Weltanschauungen wir als großartige Torso's bewundern müssen, die aber nie unseren Glauben erhalten können, weil sie nur einseitig das Leben des Menschengeistes darstellen. Die Theologie fängt nicht in und mit der Beobachtung an: ihr Anfang ist Offenbarung im Gefühl, unmittelbare Gewißheit vom unsichtbaren Geisterreich, — und aus diesem Anfange und von diesem Grunde leitet sie all' ihre Wahrheiten ab. Die Philosophie fängt mit den Sinnen an; ihre Wahrheiten können deshalb nur im Sichtbaren liegen, aus dem sie auf das Unsichtbare schließt, so daß ihr letzter Schluß der ist, mit dessen absoluter Wahrheit die Religion und Theologie beginnt: Gott. Sobald aber Theologie

und Philosophie diese ihre gegenseitigen Gränzen erkannt haben, werden sie im Freundschaftsbunde sich ergänzen und kräftigen. Die Theologie wird mit dem Scharfsinne der Philosophie ihre Wahrheiten vor den Vermögen des menschlichen Geistes rechtfertigen, indem sie selbige als seine Bedürfnisse darstellt, und so, im steten Flusse, sie mit dem lebendigen Leben vermitteln. Und die Philosophie wird den lebendigen Gott des Gefühls als unmittelbare Thatsache der Religion aufnehmen und sich von der Theologie nur dadurch unterscheiden, daß sie das unmittelbare Verhältniß zwischen Gott und Mensch vermittelt d. i. die Zwischenstufen dazu sucht, eine Himmelsleiter des Denkens und Gedankens vom Menschen zu Gott und von Gott zum Menschen aufstellt, damit der Geist daselbst aufsteige, um im Schließen von Wirkung zur Ursache auf die Ursache der Ursachen zu gelangen, und von da absteige, um die Welt als die That der Allursache zu erfassen. Das Wissen wird zu Gott und die Religion zur Welt geführt, indem das Denken die Einwirkungen des Gefühls vernimmt und anerkennt, und das Gefühl am Denken sich reinigt und kräftigt. Die Philosophie ist dann zu ihrem Grunde und zu ihrem wahren Wesen gelangt, und es gilt deshalb das Wort Baco's von Verulam von ihr: „Philosophia obiter libata a deo abducit, profundis hausta ad eum reducit.“ Und wenn der Wahlspruch der Theologie ist: „credo ut intelligam,“ wird die Philosophie als ihr Motto aufstellen: „intelligo ut credam.“ Die Welt tritt dann vor der Philosophie als ein lebendiger Organismus auf, in dem, wie die Glieder im Menschenorganismus, so die Fixsternhimmel und die Menschengedanken eingegliedert sind, und in dem kein Punkt zu finden ist, der nicht als Leben aufkeimte. Alle Einzelwesen sind Symbole Gottes, die sel'gen Spiegel seiner Seligkeit, „des Göttlichen theilhaftig, in Abschnitten des Lebens wieder dahinfließend zu dem Urquell,“ wie Platon schön sagt; — und alle unterschieden von einander und doch auch in ewiger Harmonie. Gott in der Welt, und die Welt in Gott, aber nicht die Welt Gott, darum vom Einzelwesen und von der Welt aus Gott transcendent, da er das noch für sich ist, was weder das Einzelwesen noch die ganze Welt ist, der in sich selige, selbstbewußte Geist, und doch wiederum auch Dir immanent, weil das Sein, das er nicht durchwohnete, das Nichts wäre. Geheimnißvolles Band alles Lebendigen, wo das Himmlische irdisch und das Irdische himmlisch, das Kleine groß und das Große klein, das Hohe niedrig und das Niedrige hoch, das Erste das Letzte und das Letzte das Erste ist — vor ihm, dem Auge und der Sonne der Welt. Und so einen sich denn Philosophie und Theologie, und beide enden mit Klopstocks Psalmenworten:

„Ich hebe mein Aug' und sehe,
Und siehe, der Herr ist überall.
Euch Sonnen, euch Erden, euch Monde der Erden
Erfüllet rings um mich seine göttliche Gegenwart.“

Auf gleiche Weise muß der Streit zwischen Theologie und Naturwissenschaft geschlichtet werden. Die Theologie wird die Resultate der Natur-

wissenschaft nicht mehr bekämpfen, weil sie weiß, daß nur das die wahre Theologie und die Wahrheit der Theologie ist, welche die Thaten der übrigen Geistesorgane d. i. die übrigen Wissenschaften nicht verneint, sondern sich in Harmonie mit ihnen stellt, und weil sie erkannt hat, daß die Religion mit der Natur und demnach auch die Wissenschaft von beiden, die Theologie mit der Naturwissenschaft nicht im Widerspruche stehen kann und darf, da beides Offenbarungen desselben göttlichen Geistes sind. Die Theologie wird darum vielmehr, statt zu bekämpfen, ihre eigenen Wahrheiten an den Resultaten und Fortschritten der Naturwissenschaften erfrischen, entwickeln, läutern und veredeln. Andrerseits wird aber auch die Naturwissenschaft aus einer materialistischen, eine solche werden, die es überall mit Organismus d. i. mit Leib-Geist zu thun hat, die also nichts Materielles ohne Geistiges anerkennt und zu finden weiß, weil die ganze Natur eine Verorganisirung Gottes ist und darum Gottleben d. i. Geist aus allem Dasein herausspricht. Die Astronomie wird dann in den Sternenwelten die Zeugen und Zeugnisse Gottes erblicken und zugleich zum Bewußtsein gelangen, daß mit der Kenntniß der Himmelsmechanik nur der äußerste und kleinste Theil des Himmels erkannt ist. Die Physik wird die Gesetze der Natur als die Worte und den Willen Gottes verehren und bekennen, daß sie nur von einem kleinen Theile der Erde und damit von einem Minimum des Weltalls das Gesetz erforscht hat. Die Chemie wird erfahren, daß die Welt da noch nicht aufhört, wo ihre Schmelztiegel zu schmelzen aufhören, sondern daß da erst das Leben wahrhaft beginnt, und somit nicht absolute, nur relative Wahrheit, um mittelst ihrer Formeln die Herrschaft über die Materie zu gewinnen, in Anspruch nehmen. Die Geologie wird vor dem Schöpfungsproceß den Schöpfer nicht vergessen, sondern immer mehr vor ihm sich beugen, je mehr sie in die Werkstatt des Werdenden einsteigt und die Blätter der vergangenen Erdgeschichte durchblättert. Und die Anthropologie wird den Menschen als Erdglied und damit als kosmisches Glied einerseits, andrerseits aber als individuelles Original darstellen und damit ihn eingliedern in den Geistorganismus Gottes und der Welt. Die gesammte Naturwissenschaft wird also wissen, daß ihre Thätigkeitssphäre eine beschränkte, eine endliche ist, daß sie mit all' ihren Resultaten nur von einem kleinsten Raume des Universums die Gesetze gefunden, und daß zwar im kosmischen Ganzen nichts wahr sein kann, was diesen gefundenen Gesetzen widerspricht, wohl aber unendlich Vieles noch, was über diese Gesetze hinausgeht, und daß es so lange noch etwas über diese Gesetze Hinausgehendes geben wird, als die Naturwissenschaft noch nicht das Weltall durchexperimentirt hat, d. h. für den Naturforscher und für den Erdmenschen auf alle Ewigkeit. Unaustilgbar und glänzend werden am Himmel der menschlichen Geistesentwicklung die Entdeckungen der Naturforscher stehen und immer fortan die treuen Bundesgenossen des Geistes im Befreiungskriege der Menschheit sein, wie sie bisher gethan, wo sie im Dampfwagen dem Leibe und in der electromagnetischen Telegraphie dem Geiste Flügel geliehen. Aber all' ihre Wahrheiten gehören doch nur endlichen, erdigen, irdischen Kreisen und Sphären an. Dies anerkannt, sind sie dann zugleich die Lebens-

gesetze von Gliedern im Allorganismus der Welt, die nicht im Gegensatz, sondern in Harmonie mit dem Reich des Geistes stehen müssen, als deren eigentliche Wissenschaften Theologie und Philosophie auftreten. —

Herrliche Zeit, wo nicht mehr Denken oder Glaube, Autorität oder Autonomie, Abhängigkeit oder Freiheit, sondern sowohl Denken als Glaube, sowohl Autonomie als Autorität, sowohl Freiheit als Abhängigkeit das Feldgeschrei, und Toleranz und Liebe als Panier der Wissenschaft und Theologie erhoben sein wird, — wann wirst du kommen? — Wir stehen an ihrem Vorabend. Lessing und Herder waren die Geweihten des neuen Geistes, und Schleiermacher war sein großer Prophet. Die Hitze der Parteifieber zeigt, daß die Krisen nahe sind. Ueberall brechen Merkmale hervor, die zeugen, daß die Zeit bald erfüllet ist: „Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Todten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Wahr, — auch mit dem Commentar, den der große Schleiermacher dazu gegeben: Wann erkennen wir das Kommen einer neuen Zeit? fragt er, und antwortet darauf: „Wenn lang genährte Vorurtheile endlich zu schwinden anfangen — die Blinden sehen. Wenn gelähmte Kräfte sich neu beleben — die Lahmen gehen. Wenn das sittliche Verderben erkannt und tief empfunden wird — die Aussätzigen werden rein. Wenn tausendmal verkündigte, aber immer überhörte ernste Wahrheiten endlich Eingang finden — die Tauben hören. Wenn das Veraltete und Abgestorbene einem neuen frischen Leben Platz macht — die Todten stehen auf. Wenn die ewigen Rechte des Menschen in jedem Menschen, auch dem ärmsten, erkannt und geehrt werden, und so eine Kraft von unten nach oben, das ganze Volk begeisternd, durchdringt — den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ — Ob **wir** noch in das volle Licht des neuen Geistes hineinschauen werden? Das weiß ich nicht. Der Geist der Vorsehung, wie er sich in der Weltgeschichte darlegt, addirt und subtrahirt nicht mit Menschenjahren. Menschenalter und Jahrhunderte sind seine Einheiten, mit denen er zählt. Daß der neue Geist aber kommt, das kann dem ruhigen Beobachter so wenig ungewiß sein, als es Huß ungewiß war, daß, obschon und dieweil die Gans gebraten ward, kommen müsse der Schwan, den sie sollen ungebraten la'n. Ob darum heute, ob morgen, ob in Jahrhunderten erst — er kommt. Daß er recht bald komme —

Das walte Du! —

XVI.

Die Methode der religiösen Erziehung in Haus und Schule.

A. Vom Wesen der Religion und Theologie.

1) **Die Religion*)** ist das Ineinanderspielen der endlichen und der ewigen Liebe. Beflügelung des Geistes, um in die Gottheit hineinzufliegen, das ist Religion: würden der Psyche diese Flügel geraubt, so würde sie ewig auf der Erdscholle liegen. Ohne Bild: Die Religion ist das Abhängigkeitsgefühl des endlichen vom unendlichen Geiste. In der Religion ist der Mensch von Gott und Gott vom Menschen nicht zu trennen: der Ursprung der Religion ist gottmenschlich — sie geht vom Menschen, aber vom Göttlichen im Menschen aus. Das Göttliche im Menschen sucht Gott, — seinen Lebensursprung und seinen Lebensmittelpunkt. Denn in ihm gelangt der Mensch erst zu seinem wahren Wesen; das Gefühl der Abhängigkeit wird und ist deshalb zugleich das Freiheitsgefühl des Menschen, denn wäre der Mensch nicht ursprünglich aus Gott und lebte Gott nicht ursprünglich im Menschen, so könnten beide auch nicht zusammenkommen. Die Religion ist Lebensbegeisterung und Seligkeitsgefühl, Gottsein in mir.

2) Es gibt im Menschengeiste ein besonderes Organ zur Erfassung der geistigen Welt: den Glauben. **Der Glaube** ist eine für sich selbstständige und von allen anderen verschiedene Geisteskraft. Glaube ist nicht Resultat der Denkwelt: wenn Denken den Glauben zeugte, müßten auch die denkendsten Menschen die gläubigsten sein, welchem Schlusse jedoch die Erfahrung oft widerspricht. Eben so wenig ist Glaube Ausspruch und Ausdruck der Phantasie: die größten Dichter besitzen als solche noch nicht den größten Glauben. Der Glaube kann mit und ohne große Denkkraft, Idealität 2c. auftreten. Er ist ein eigenes und eigenthümliches Gefühl.

*) Anmerkung. Als Abhängigkeitsgefühl hat zuerst Schleiermacher die Religion begriffen und damit derselben ihren heimathlichen Boden wieder erobert. Ihm nach definirt A. Schweizer: „Die Religion, auf dem thatsächlichen Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen beruhend, ist das Innewerden im menschlichen Selbstbewußtsein. Das religiöse Selbstbewußtsein ist ein Innewerden der Abhängigkeit des Endlichen vom Unendlichen. Alle Religion ist subjectiv, d. h. ein Innewerden im menschlichen Subject, sei dieses ein einzelnes oder das einer Genossenschaft; sie ruht aber auf Voraussetzung eines Objectiven und Thatsächlichen, nämlich eines thatsächlichen Bezogenseins alles Endlichen auf das Unendliche, eines thatsächlichen Bedingt- und Abhängigseins alles Daseins von der schaffenden und erhaltenden Gottheit."

Glaube ist unmittelbare Gewißheit, Wissen von Dem, was nicht durch Gründe bewiesen ist, Fühlen der Wahrheit. Der Glaube staunt und wundert. Der Glaube ist prophetische Begeisterung, aus der Gott herausredet, Herzensseufzer, Natursprache des Geistes. Der Glaube ist ein Be- und Umgreifen Gottes und des Geisterreichs. Hineinfallen in Gott, den Schwerpunkt des Menschengeistes; Aufflammen der menschlichen Persönlichkeit zu Gott; Hineindringen in's Menschheitscentrum; Sichhineingebären in die Universal-Sonne: das ist Glaube. Glaube allein zieht das Irdische in's Ueberirdische, weil er das Band ist, das beide verbindet, das Eine herunter- und das Andere hinaufzieht. Durch den Glauben organisire ich mich in's Geisterreich hinein. Der Glaube geht über das Irdische hinweg zur Wollust, in Gott einzurücken.

Glaube: Griechisch Pistis, Hebräisch Aemet, — das Sichstützen, das Sichverlassen auf Etwas, — die Treue. So auch in der lateinischen Sprache: fides, — in der italienischen: fede, — in der französischen: foi, — in der englischen: faith. Das deutsche „Glaube" kommt vom Altdeutschen „Laub", die Vorsilbe „Ge" zeigt die Menge des Laubes an, das einen Baum umhüllt; auf den Geist übertragen, bedeutet es die ganze Summe des geistigen Lebens; zugleich ist davon auf ethischem Gebiete ge-laubjan d. i. geloben, versprechen, sich mit dem ganzen inneren Wesen an Etwas hingeben — abgeleitet. Nach unserer Sprache ist also Glaube im religiösen Sinne die ganze volle Hingabe an das Ewige, — an Das, was man mit dem äußeren Auge nicht sieht.

Was der Causalitätssinn für die Denkwelt, das ist der Glaube für die Gefühlswelt. Der Glaube weiß das Unsichtbare, wie die Denkvermögen das Sichtbare. Der Glaube hat das Geisterreich eben so gewiß, als das Auge die Außenwelt. Die Denkwelt hält für wahr, was vor den Reflectionssinnen besteht; die Gefühlswelt glaubt, schaut, hat intuitiven Blick. Alles Denken geht aus von den äußeren und von den inneren Raum- und Zeitsinnen; nur was uns in Raum und Zeit erschienen ist, kann das Vergleichungsvermögen zusammenfassen, um aus ihm Begriffe zu bilden, und um daraus von Wirkung auf Ursache zu schließen: die Denkwelt jedes einzelnen und aller Menschen ist ihrem Grunde nach beschränkt; sie reicht nur, soweit das Auge sieht und das Ohr hört; sie muß im Verhältniß des Gewußten zu Dem, was gewußt werden kann d. i. im Verhältniß zur Welt und zu Gott mit Sokrates bekennen: Ich weiß, daß ich nichts weiß. Wollen sich aber die Denkvermögen, will sich der Verstand von der Sinnenwelt emancipiren, so erfaßt er nichts als sich selbst, erkennt er keine Objectivität, negirt er vielmehr alle Objectivität, reicht er nicht an das Sein, weder an das sinnliche, noch an das geistige, ist er Skeptiker von Profession. Der Glaube allein bricht in das Geisterreich und schaut es. So das Verhältniß von Glauben und Wissen.

Ist die Gläubigkeit in einem Menschen mehr als die Denkvermögen entwickelt, so betrachtet er, falls er mit der Natur seines Geistes unbekannt ist, alle von dem Glaubensorgan kommende Eindrücke als unmittelbare Eingebungen Gottes; und sind die Denkorgane wesentlich klein im Vergleich zum Organ des Glaubens, so führt letzteres

zum Aberglauben und zur Religionsschwärmerei. Ueberwiegen die Denkvermögen gänzlich die Gläubigkeit eines Menschen, so tritt uns in ihm ein Charakter entgegen, der Alles natürlich findet, Alles in die allgemeinen Schöpfungsgesetze einrangirt, was aber seinen Verstand übersteigt, als Schwärmerei verlacht; — und erscheinen neben großem Glauben kleine Gewissenhaftigkeit, kleines Wohlwollen, mittelmäßige Entwicklung der Denkkräfte, aber großer Zerstörungstrieb, oder großer Verheimlichungstrieb; so kann der also organisirte Mensch Falschheit und Grausamkeit besitzen, trotzdem daß sein Glaube sehr groß ist und ohne daß er ein Heuchler zu sein braucht. Heuchelei überhaupt wird so lange der Mensch, ohne zu wissen, welch' furchtbares Ketzergericht er übt, gar zu leicht Demjenigen vorwerfen, der nicht mit ihm in Gesinnungen und Handlungen übereinstimmt, an dessen Anschauungen er selbst nicht glauben kann, oder bei dem er nach seiner eigenen Geistesentwicklung Widersprüche zwischen einzelnen Anschauungen, zwischen Gesinnungen und Handlungen 2c. erblickt; — so lange man nicht weiß, daß die Widersprüche eines Charakters von der Entwicklung und Thätigkeit der einzelnen unter einander in gewissem Grade unabhängigen Grundkräfte des Geistes herrühren. Nur erst mit Annahme einzelner, in sich auf eigenthümliche Weise thätiger Geistesorgane haben die Widersprüche im einzelnen menschlichen Charakter eben so gut, wie die Erscheinungen, daß der Franzose eitel, der Deutsche ein Denker, der Caraibe grausam und der Hindu kein Fleischesser ist, ihre Erklärung gefunden.

Glaube ist das Element der Religion. Glaube ist die Thätigkeit eines bestimmten und besonderen Geistesorganes, und zwar eines Organes, das dem Gefühlssystem des Geistes angehört. Verstand und Denken reichen nicht an den Grund der Religion: Philosophie — Verstand und Denken — können die Religion weder vernichten, noch ersetzen.

Die Religion ist eine Angelegenheit des Gefühls. Kein kirchliches Dogma kann sie erzeugen. Man ist noch nicht religiös, auch wenn man alle kirchlichen Dogmen herbeten kann. Es müßten sonst die Theologen das Privilegium besonderer Religiosität besitzen.

Glaube ist von Natur in den Menschen gelegt. Sein Dasein hängt nicht von der Willkür des Menschen ab. Der Mensch kann nicht glauben und wiederum glauben, was er will und wie er will. Darum bedarf der Glaube keines officiellen Schutzes und darum kann ihn keine Polizei einpflanzen. Regierungsbefehle und Polizeinachsuchungen bringen und finden den Glauben nicht, wenn er nicht dem Volke wie dem Einzelnen inne wohnt. Die Religion läßt sich nicht befehlen.

Von hier aus auch muß die Frage über das Verhältniß von Philosophie und Theologie beantwortet werden. Wenn man die Dogmen der Kirche mit dem Maßstabe des Verstandes mißt und dieselben den jetzigen Verstandesanschauungen nicht angemessen erscheinen: so folgt daraus, daß sie, die das Bewußtsein über den Inhalt der Religion aus einer ganz bestimmten Zeit ausdrücken, nach dem Bedürfniß der gegenwärtigen Bildung revidirt werden müssen; — nicht aber folgt daraus, daß mit den ver-

alteten Dogmen auch die Religion selbst antiquirt wäre. Sie ist ewig wie der Menschengeist. Die Bildung der religiösen Vorstellungen aber geschieht nicht einseitig durch Reflectionen und darf deshalb nicht einseitig mit theoretischen Gründen beurtheilt werden, sondern ist ein Product des frommen Gefühls: der Maßstab für Beurtheilung der Dogmen ist darum das wahre religiöse Bedürfniß. Spinoza hat recht, wenn er sagt: Die Religion verlangt nur fromme, nicht wahre Dogmen. Religiöse Vorstellungen und philosophisches Wissen können sich nicht decken, ohne daß darum die eine oder die andere Seite in der „Unwahrheit" zu stehen oder „Heuchelei" zu treiben braucht. Die Philosophie sucht (wenn sie wahre Philosophie ist) von dem Boden der Beobachtung aus, also innerhalb des Raumes und der Zeit, Begriffe, Urtheile, Schlüsse zu ziehen und dadurch zum Grund der Gründe zu gelangen. Die Theologie hat (wenn sie wahre Theologie ist) die religiösen Gefühle zu analysiren, ihnen einen bestimmten Ausdruck zu geben und die vorhandenen dogmatischen Lehren nach dem religiösen Bedürfniß, nach den Forderungen des religiösen Selbstbewußtseins, zu kritisiren. Da jedoch der Menschengeist ein einheitlicher Organismus ist, so kann und darf der relative Unterschied zwischen religiöser Vorstellung und philosophischer Erkenntniß nie zum absoluten Gegensatz und Widerspruch sich verhärten. Wie Denken und Fühlen im Geiste gleichberechtigt sind, so müssen auch die Ansprüche des Denkens und die Bedürfnisse des religiösen Gefühls in lebendiger Wechselwirkung stehen, sich einander corrigiren und harmonisch verbinden. —

3) Es gibt im Menschengeist **ein Gottgefühl**, — ein Abhängigkeitsgefühl des Menschen von Gott. Ein Gefühl des Gottsuchens und In-Gott-Lebens ist im Menschengeist prädeterminirt: darum strebt auch der sinnlichste Wilde unbewußt-bewußt zu dem Unbedingten, Alles Bedingenden hin, in welchem der Mensch sich erst seines angestammten Wesens bewußt wird. Ja, Augustinus hat Recht: Tu nos fecisti ad Te, et cor nostrum inquietum est, donec requiescat in Te. Der Mensch hat ein eingebornes, ihm „von Gottes Gnaden" verliehenes Gottgefühl: ohne dasselbe könnte er Gott nicht fühlen und finden. Mit Recht singt darum Goethe:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nicht erblicken:
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Dieses Abhängigkeitsgefühl des Menschen von Gott ist nicht das Resultat des Denkens. Wohl kommt auch das Denken in seinem Schließen von Wirkung auf Ursache als Abschluß und beim Abbrechen seiner Schlußreihen zur Ursache der Ursachen; aber die innige Hingabe, die Anbetung Gottes, worin das Gottgefühl centrirt und die oft dem Einfältigsten am meisten eignet, fehlt dem Denken. Es ist ein Gott, dem ich gehöre und der mir gehört! das ist das Dictat des Gefühls.

Doch gibt das Geistesorgan des Gottgefühls nur die Erregung und die Hingabe, nicht aber die Idee des Gegenstandes, auf den sie sich

zu richten hat. Diese Idee wird durch die übrigen Geistesvermögen, besonders auch durch die Denkkräfte, gebildet. Daher gestaltet sich „die Idee Gottes" und damit die Vorstellung über die Abhängigkeit des Menschen vom Göttlichen verschieden, je nachdem die Geistesorgane der Völker und Menschen verschieden combinirt und verschieden entwickelt sind. Anders ist die Abhängigkeit des Fetischdieners von seinem Fetisco, anders die des Inders von seinem Brahm, anders die des Parsen von seinem Lichtreich, anders die des Aegypters von seinem Osiris, anders die des Griechen von seinem Zeus, anders die des Römers von seinem Jupiter, anders die des Juden von Jehovah, anders die des Muhamedaners von Allah, anders die des Christen vom Gott der Liebe; -- und dieses Abhängigkeitsgefühl dieser Völkermassen von ihren Gottheiten ist so viel und so weit verschieden von einander, als Fetisco und Brahm, Ormuzd und Osiris, Zeus, Jupiter, Jehovah, Allah und der Vater der Liebe andere sind; und diese wiederum gerade um so viel verschieden, als sich Inder und Griechen, Juden und Römer, Asiaten und Europäer in ihrer geistigen Organisation und Entwicklung von einander unterscheiden. Jedes Volk hat eigenthümliche vorwiegende Geistesanlagen, jedes Volk eine eigenthümliche Sprache, jedes Volk einen eigenthümlichen Vorstellungskreis, in dem es seine Idee von der Gottheit darstellt. Jedes Volk hält sich darum mit diesen seinen religiösen Anschauungen, da sie das Gepräge, der Ausdruck seiner Eigenthümlichkeit und seiner Bildungsstufe sind, nicht blos für berechtigt, sondern für göttlich auserwählt, indeß es von den anderen Völkern mit anderen Göttern und anderen Religionssystemen glaubt, daß diese im Götzendienst und Aberglauben befangen sind. Erst da kam das Abhängigkeitsgefühl zu seiner Ruhe und zu seiner Wahrheit, als die Idee des Gegenstandes, auf den es sich richtet, der höchstmöglichen Entwicklung des menschlichen Geistes entsprach: — im Christenthum. Das Christenthum ist darum und dadurch die absolute Religion, weil es alle Thätigkeiten des menschlichen Geistes am Harmonischsten und am Vollkommensten befriedigt. Das Causalitätsvermögen — und die Ursach der Ursachen, die alle Ursachen gezeugt hat; das Unterscheidungsvermögen — und der Unterschied des Unendlichen von allem Endlichen; das Vergleichungsvermögen — und sein Urbild aller seiner Gleichnisse, der Unvergleichliche; der Gestalt- und Individualitätssinn und die Thätigkeit der gesammten Denkvermögen, deren Resultat das Selbstbewußtsein ist, — und das unendliche Selbstbewußtsein; die Idee der Wahrheit und — der Wahrhaftige mit der absoluten Wahrheit; die Idee der Freiheit — und der absolut Freie; die Idee der Liebe — und die ewige Liebe. So der Menschengeist — und ihm entsprechend der Christengott. Darum ist auch die christliche Religion die Menschheitsreligion.

Wenn man also den menschlichen Geist und die christlichen Wahrheiten resp. das Wesen der christlichen Gottheit vergleicht und dann die staunenswerthe Harmonie zwischen den Geistesanlagen des Menschen und den Aussprüchen Christi erblickt: — dann erst wird es recht klar, wie die christliche Kirche ihren Begründer Jesus Christus mit der allem bloßen Verstande Hohn sprechenden Benennung „Gott-Mensch" bezeichnen

konnte, da durch ihn und in ihm der Gott Mensch geworden, damit der Mensch Gott, göttlich werde; — wie er der Erlöser der Menschheit ward, da durch ihn der Eigenwille gebrochen und ein einigend Band um alle Menschen gelegt, daß sie sind Glieder Eines Leibes; — wie er als Mittelpunkt der Weltgeschichte dasteht, da er als eine auf Erden nie dagewesene und nie wiederkehrende, also in ihrer Art einzige Ursache nie dagewesener, ewig fortgehender und sich immer mehr ausbreitender Wirkungen aufgetreten ist; — wie alle großen Heroen der Geisterwelt vor ihm Stillstand machen, anstaunen und anbeten mußten, da er die Gottheit faßte, wie sie sich selber faßt, da er den Menschengeist in seinem wahren Wesen darstellte, da er das Urbild und der Urtypus der in Gott gebornen Menschheit war.

Man hat eingewandt, daß die göttliche Offenbarung überflüssig sei, wenn es ein Gottorgan im menschlichen Geiste gibt. Es ist jedoch darauf zu antworten: Wenn nicht eine natürliche Fähigkeit, das Ewige, die Gottheit zu fühlen zuvor im Menschengeiste da wäre; so müßte die Offenbarung für den Menschen eben so nutzlos sein, als für die Thiere; — göttliche Offenbarung und menschliches Gottorgan sind nicht Gegensätze: sie sind im tiefsten Grunde Eins. Die Offenbarung des Christenthums in Jesus hat einerseits den menschlichen Geistesorganen erst ihre wahre und höchste Thätigkeit angewiesen, und andrerseits sich zuerst und zumeist an die höchst entwickelte und höchst begabte kaukasische Menschenrasse gewandt, weil sie hier die ihren Lehren angemessene Organisation und damit willige und freudige Aufnahme fand.

Gott erscheint den Nationen ihrer Organisation gemäß. Jede Nation schafft mit den ihr gegebenen Geistesorganen die Gestalten ihrer Gottheit und schauet dieselben nach der Beschaffenheit ihres Geistes an. Rückert:

In allen Zonen liegt die Menschheit auf den Knieen
Vor einer Gottheit, sie empor zu ziehen.
Verachte keinen Brauch und keine Flehgeberde,
Womit ein warmes Herz emporringt von der Erde.
Ein Kind mit Lächeln kämpft, ein andres mit Geschrei,
Daß von der Mutter Arm es aufgenommen sei.

Auch vor dem Einzelmenschen tritt Gott, dessen Anlagen entsprechend, auf. Der Mensch schafft nach seinem Bilde Gott, wie und weil Gott nach seinem Bilde den Menschen geschaffen hat. Der Gottesgeist ist so groß, daß Du ihn nie seinem ganzen Wesen nach erfassen kannst. Wie Du bist, so siehst Du ihn. Goethe:

„Wie Einer ist, so ist sein Gott,
Darum ward Gott so oft zum Spott."

Je nach ihrer geistigen Organisation setzen die verschiedenen Menschen verschiedene Eigenschaften Gottes in den Gottmittelpunkt. Bei wem Liebe und Wohlwollen neben den Denkvermögen herrschen, der glaubt vor Allem an den Gott der Liebe und Barmherzigkeit, und fordert Toleranz in der Welt. Bei wem Gewissen überwiegt, für den ist die Gerechtigkeit die centrale Eigenschaft

Gottes. Bei wem der Individualitätssinn klein, der kann sich Gott nicht als Person denken. Bei wem besonders Causalitätssinn entschieden größer, als die Gefühlsvermögen sind, der denkt Gott als die allgegenwärtige Weltursache und sieht darin das Grundwesen Gottes. Bei wem neben den religiösen Anlagen das Vergleichungsvermögen dominirt, der begreift Gott nur pantheistisch. Ist Gottgefühl und sind daneben einseitig die Triebe groß, so ist der so beanlagte Mensch bigott und fanatisch; dazu besonders starker Zerstörungstrieb, so wird Gott als zorniger und rachesüchtiger Gott dargestellt; und dabei kräftigwirkendes Selbstgefühl mit kleinem Wohlwollen, so glaubt man im Namen seines Gottes Verfolgungen anstellen zu müssen. — Das sind Unterlagen zur Charakterisirung von Persönlichkeiten, die im Leben wirklich da sind und deren Abnormität und Einseitigkeit erst dann aufgehoben wird, wenn die Erziehung mit Auffassung des Christenthums in seiner Totalität und mit Erkennung der wahren menschlichen Geistesnatur den Menschen in seiner Harmonie entwickelt.

Wie verschieden sich aber auch die Menschen ihren Gott vorstellen, — nicht der Gottesbegriff, sondern die Innigkeit und Hingebung des Gefühls, des ganzen Menschen an das Göttliche ist der Gradmesser für die Tiefe der Religion des Individuums. Die Religion ist ihrem Grunde nach nicht Wissen und Erkennen; — sie ist Leben in Gott.

4) Im Gefühlssystem des menschlichen Geistes liegt ein Geistesvermögen, dessen Thätigkeit **die Hoffnung** heißt. Die Hoffnung ist ein Grundgefühl im Leben des menschlichen Geistes. Sie hofft, und keine Argumente können ihr ihre gehofften Gegenstände entreißen. Schön hat Schiller die Hoffnung als Grundgefühl also dargestellt:

„Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.“
„Die Hoffnung führt ihn in's Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben:
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.“
„Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne der Thoren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Beſſrem sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.“

Aus der Hoffnung geht der Begriff der Zukunft hervor, der den Geist in wachsenden Progressionen in die Unermeßlichkeit einer ewig dauernden Zeit hinaus trägt und ihm — mit Beihülfe der Reflectionssinne — damit den Begriff der Unsterblichkeit reicht. Gott hat dem Menschen den „Glauben an Unsterblichkeit“ (besser: den Glauben

an die Ewigkeit seines Seins) mit in's Dasein gegeben, und es ist nicht zu fürchten, daß derselbe der Menschheit von Einzelnen, die ihn nicht theilen, entrissen werden könnte. Der Glaube an Unsterblichkeit wird von denjenigen Menschen geläugnet, bei denen das Organ der Hoffnung klein und die Denk- resp. Beobachtungsfähigkeiten einseitig und extrem groß entwickelt sind. Diese Menschen sind jedoch nur Ausnahmen von der Regel, und sie prallen mit ihren Beweisen an der Hoffnung zurück, die in der Mehrheit der Menschen lebt, weil sie eine Gattungseigenschaft, ein reales Verhältniß des menschlichen Geistes ist. Der Glaube organisirt den Menschen in die ewige Welt hinein; die Hoffnung gibt ihm diese Welt zum ewigen Besitz. Sie ist der großgewordene Glaube. Beweise nicht die Unsterblichkeit; sie steht über allen Beweisen: sie ist! So gewiß Du bist, so gewiß ist sie! Und so gewiß Gott der ewige Geist ist, so gewiß muß der Geist, der aus ihm hervorgegangen, ewig sein: Gott kann nichts Vergängliches schaffen. Nur Metamorphosen, aber keinen Tod gibt's vor Gott! — Das ist die Sprache der Hoffnung.

Das Daß der Unsterblichkeit gibt die Hoffnung. Das Wie construiren die übrigen Gefühle im Verein mit den Denkvermögen. Darum ist und wird der Begriff der Unsterblichkeit verschieden festgestellt, je nach der verschiedenen Geistesentwicklung der Völker und der Menschen. Bei welchen Völkern besonders nur die niederen Sinne und Triebe entwickelt waren, die faßten auch die Unsterblichkeit als die ungehemmte Fortsetzung ihrer Sinnes- und Triebesthätigkeit: alte Griechen, alte Germanen, Muhamedaner. Je vollkommner die Geistesentwicklung eines Volkes und eines Menschen, um so vollkommner sind seine Begriffe von der Unsterblichkeit. Christus hat auch hierüber das Höchste ausgesprochen, wenn er sagt: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, und ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten." Und Paulus hat mit seinem Tiefsinne, das Schärfste gegeben, wenn er spricht: „Möchte aber Jemand fragen: Wie werden die Todten auferstehen? Und mit welcherlei Leibe werden sie kommen? Du Narr, das Du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn. Und was Du säest, ist ja nicht der Leib, der werden soll, sondern ein bloßes Korn, nämlich Weizen oder der anderen eins. Gott aber gibt ihm einen Leib, wie er will, und einem jeglichen von dem Samen seinen eigenen Leib. Nicht ist alles Fleisch einerlei Fleisch, sondern ein anderes Fleisch ist der Menschen, ein anderes des Viehes, ein anderes der Fische, ein anderes der Vögel. Und es sind himmlische Körper und irdische Körper. Aber eine andere Herrlichkeit haben die himmlischen, und eine andere die irdischen. Eine andere Klarheit hat die Sonne, eine andere Klarheit hat der Mond, eine andere Klarheit haben die Sterne, denn ein Stern übertrifft den andern nach der Klarheit. Also auch die Auferstehung der Todten. Es wird gesäet verweslich, und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesäet in Unehre, und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesäet in Schwachheit, und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesäet ein natürlicher Leib, und wird

auferstehen ein geistlicher Leib." — Jedes einzelne Geistesvermögen gibt einen Baustein zur Unsterblichkeitsidee, und je nach den verschiedenen Geistesvermögen stellt ihr Wesen sich vor dem Geiste des Einzelmenschen verschieden auf. Das Gewissen faßt das Jenseits als Vergeltungsort auf: die Folgen des Diesseits müssen in's Jenseits reichen; seine Werke folgen dem Menschen nach; was er säet, das ärntet er. Bei wem Zerstörungstrieb vorwaltet, der glaubt an die Ewigkeit der Höllenstrafen. Das Vergleichungsvermögen sieht im Schmetterling das treffliche Symbol für Unsterblichkeit: Die Raupe ist für unser Auge nichts als Raupe; sie stirbt — an ihrer äußeren Gestalt merkst Du nicht, daß ihre Seele in und bei diesem Sterben in neuer Form sich entwickelt; — — doch die Raupe stirbt und — der Schmetterling steht auf.

5) Die Fundamente des sittlichen Lebens im Menschen sind **Liebe** und **Gewissen.**

Liebe, Wohlwollen, ist eine Grundthätigkeit des menschlichen Gefühls. Ihre Lebenssphäre verbreitet sich über alle Geschöpfe, vorzüglich über den Menschen. Sie bringt der ganzen Menschheit nahe: „Seid umschlungen Millionen", spricht sie. Sie ist das Gefühl für Anderer Leiden und die Mitfreude bei Anderer Freude, gibt Großmuth und Versöhnlichkeit gegen Freunde und die Grundlage der Nächstenliebe. Christus hat auch hier am Tiefsten das Wesen des Menschen gefaßt, wenn er die Liebe zum Centrum der menschlichen Sittlichkeit macht: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und von allen deinen Kräften. Das ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst." Das ist das Grundgesetz der Moral für ewige Zeiten, und unabänderlich, weil es im menschlichen Geiste tief begründet, aus ihm herausgewachsen ist.

Die Liebe allein würde sich, ohne Unterschied, für Andere aufopfern, ohne daß der Menschheit oft damit gedient wäre. Darum ist ihr die göttliche Polizei im Menschengeiste, **das Gewissen**, beigefügt. Die Gewissenhaftigkeit ist das Gefühl für Recht und Unrecht, — die Grundlage zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit, — zur Wahrheitsliebe, zur Gerechtigkeit, zum Pflichtgefühl. Das Gewissen gibt jedem Geistesorgan seine Gränzen an, innerhalb deren es sich ausdehnen kann und muß, deren Ueberschreitung aber wie deren Nichtausfüllung zum Unrecht wird. Das Gewissen verleiht dem Worte Wahrheit, dem Urtheil Unparteilichkeit, der That Mäßigung. Es ist das gesetzliche Maß im Menschengeiste. Bei wem Gewissen groß, der übt Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person und der Verhältnisse. Bei wem Gewissen klein, von dem gilt das Wort: Jeder Mensch hat seinen Preis; denn wenn Erwerbstrieb bei ihm groß, so kann er durch Geld rc., bei großer Beifallsliebe durch Ehrenstellen rc. gekauft werden.

Gewissen und Liebe bilden das ganze Fundament der Moral: die Moral hat also ihre Grundpfeiler in der Natur des Menschen selbst. Liebe und Gewissen

können nicht angelernt werden. Sie sind im Menschen. Wohl aber können sie durch Uebung erstarken. Nicht durch Unterricht in der Schulstube, sondern draußen — durch Thaten — in der Welt des Lebens. Wenn ringsum Liebe durch Thaten gepredigt wird und Gerechtigkeit im Denken und Fühlen geübt; dann entwickeln sich Gewissen und Liebe und werden die niedern Triebe unter deren Zucht gestellt. Daß der Mensch diese Triebe beherrschen und daß er an der sittlichen Idee des Guten und zwar im absolut Guten, in Gott, seine eigene Wesenheit finden kann: darin besteht die sittliche Freiheit des Menschen. Die sittliche Freiheit des Einzel-Menschen, der ein stets werdender, in das Leben und in die Entfaltung des All mit hineinverpflochtener ist, ist nicht wie bei Gott, dem absolut Seienden, wo (wie Giordano Bruno sagt) necessitas et libertas unum sunt, absolute Freiheit, sondern endliche reale Entwicklung. Die sittliche Freiheit hat als ihr Resultat die Handlungen des Willens, welche vom Selbstgefühl in Uebereinstimmung mit den Abhängigkeitsgefühlen wie mit den Denkvermögen dictirt, unabhängig von solchen Bestimmungsgründen sind, die außerhalb des Willens liegen: nicht ein ruhiger Besitz, sondern ein immer von Neuem zu Erwerbendes, denn die Freiheit und das Leben verdient sich nur, der täglich sie erobern muß, — ein starker Kampf gegen die Begierden und Leidenschaften, denn „das Fleisch gelüstet wider den Geist, den Geist aber wider das Fleisch“, bis durch allmähliche innere Erstarkung des sittlichen Gefühls die schmerzlich gefühlte Knechtschaft in der „ich nicht thue, das ich will, sondern was ich hasse, thue,“ überwunden und der Mensch Gottes Tempel wird, in dem der Geist Gottes wohnt, d. i. die Idee der Wahrheit und Freiheit, der Liebe und Schönheit thronen. Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Da ist das Thun nicht mehr ein blindes, naturnothwendiges; sondern ein Product klar bewußter, aus der Menschennatur herausgezogener Bestimmungsgründe. Schiller:

Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt,
Sind nicht wie Meeres leicht bewegte Wellen.
Die innre Welt, sein Mikrokosmos ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht:
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht umwandeln.
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Im sittlich freien Menschen sind die religiös sittlichen Gefühle die Centren des Lebens, — durchleuchtet von den Thätigkeiten der Intelligenz. Die Intelligenz ist nicht der Grund der Moral: die Moral hat ihre Quelle im Gefühl, in Liebe und Gewissen. Doch die Intelligenz soll Liebe und Gewissen auf- und verklären. Mehr aber noch, als die Moral der Intelligenz, bedarf die Intelligenz der Moral, da diese jener ihre richtige Mitte im Leben anweisen muß, während die Intelligenz sich ohne Liebe und Gewissen zur Dienerin aller Laster hergibt und das Niederträchtigste und Gemeinste, wie das Edelste und

Schönste gleichsehr mit Gründen vertheidigt. Vor Allem muß Liebe und Gewissen mit den religiösen Organen in Harmonie stehen, da der Mensch als moralischer sich aus Gott herausleben soll, wie er sich als religiöser in Gott hineinlebt. Glaube, Hoffnung, Gottgefühl sind im Menschengeiste die Elemente, welche den Menschen in die Geisterwelt und zu Gott emportragen. Liebe und Gewissenhaftigkeit sind die von Gott in die Seele gepflanzten Vermögen, deren Thätigkeit den Menschen zum göttlichen Leben im Endlichen erregen soll. Ja, in und durch Liebe und Gewissenhaftigkeit soll sich das Fühlen und Wissen des Göttlichen bewähren. Nicht der ist der Religiöse, der das meiste Wissen von Gott und dem Göttlichen hat und der am meisten in göttlichen Dingen schwärmt; sondern der, welcher sich scheut, auch das Geringste gegen das Gewissen zu thun, und der sich bestrebt, stets in der Liebe zu leben. Andächtig schwärmen ist leichter als gut handeln, — hat Lessing gesagt. Aber auch wiederum: Nicht das ist die rechte Sittlichkeit, die sich von der Religion emancipirt, sondern die, welche sich im göttlich-religiösen Leben vertieft.

6) Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen der Theologie und der Religion. **Die Religion** ist ein Gefühl: Leben des Menschen in Gott; Beziehung alles Endlichen auf das Unendliche; Sehen, Hören, Fühlen, Finden Gottes in Allem, was in der Geschichte der Menschheit, wie in der Deinigen geschieht; das Ergreifen des Ewigen in der Zeit, des Gesetzes im Veränderlichen, des Einen in dem Vielen; Erkennen alles Endlichen als Offenbarung des Ewigen; Unterwerfung Deines Willens unter den göttlichen Willen. Wer so sein Leben an das göttliche Leben hingibt und aus diesem Leben heraus in der Welt handelt: der hat Religion, mag er seine Gottheit mit einem Namen nennen, mit welchem es sei.

Die Theologie macht Reflectionen über das religiöse Gefühl, zieht es vor das Forum der Denkvermögen, beleuchtet es mit dem Verstande. Sie bildet das Religionsgefühl zum Dogma um und gibt ihm damit einen äußerlichen Leib. Alles Verstandeswissen aber ist eingeschlossen in Raum und Zeit, ist deshalb auch veränderlich und vertieft sich immer mehr, je mehr die menschliche Erkenntniß den Raum durchdringt, d. i. je vollständiger der Mensch die Gesetze der Natur erkennt, und je mehr die Menschheit in der Zeit sich entwickelt d. i. je weiter die Weltgeschichte sich zur Gottheit hinauf- und hineinhebt und ihre Ideale, die Wahrheit und Freiheit, die Liebe und Schönheit, verwirklicht. Wenn die Dogmen, als Denkresultate über den religiösen Gefühlsproceß, an dieser steten Entwicklung Theil nehmen, und in den Producten der Wissenschaft nicht einen Gegensatz gegen sich und (— wie man vom dogmatischen Standpunkte aus, wo man Dogma mit Religion identificirt, zu schließen beliebt —) gegen die Religion finden, sondern vielmehr in ihnen nur neue Zeugnisse von der inneren Durchdringung des Unendlichen und Endlichen sehen: so sind sie der jedesmalige Ausdruck und Ausspruch des Denkens über die religiösen Gefühle und damit die nothwendige Hülfe, um diese Gefühle zum Bewußtsein und zur Klarheit zu bringen. Die sogenannte ortho-

doxe Theologie, welche eine veraltete Form, die zu einer bestimmten Zeit die berechtigte Verstandesdarstellung religiöser Gefühle war, für die allein wahre Dogmatik und Religion hält, schreit, wenn sie von dieser Perfectibilität der Theologie hört, über Untergang der Religion. Ihrem Geschrei gegenüber bleibt jedoch wahr, was Schenkel sagt: „So wenig der wirkliche Reichthum eines Landes verschwindet, wenn dessen alte Münzen außer Cours gesetzt und an ihrer Stelle neue geprägt werden, eben so wenig verschwindet das in der Tiefe des persönlichen Geistes ruhende fromme Leben, wenn es sich einen erneuerten Ausdruck in neuen Begriffen und Vorstellungen verschafft. Es selbst fährt fort, in tausend lebendigen Adern und Kanälen durch alle Ordnungen und Einrichtungen der Familie, der Gesellschaft, des Staates, der Menschheit ewig frisch zu pulsiren, auch wenn die Bilder- und Zeichensprache stets auf's Neue wechselt, deren sich die Menschen bedienen, um sich doch nur mehr oder weniger unzureichende Gedanken davon zu machen. In dem Grunde seines Geistes bewahre darum nur ein Jeder den heiligen Quell, in welchem das ewige Leben aus den Tiefen der Gottheit für ihn quillt." Und auch die in einer bestimmten vergangenen Zeit von Menschen dieser Zeit verfaßten symbolischen Bücher einer bestimmten Kirche können und dürfen diesem Entwicklungsproceß der Dogmen nicht Einhalt gebieten. Es ist eine Selbstquälerei, wenn man sich abmüht, sich geistig in den Sehkreis von theologischen Anschauungen früherer Jahrhunderte (und dies und nichts anderes sind für den Protestanten seine symbolischen Bücher) einzuhausen, und es führt diese Selbstquälerei doch nur zuletzt zu einem Selbstbetrug. Sagt doch selbst ein orthodoxtheologischer Professor, Kahnis: „Wenn der Protestantismus auf dem Grundsatz ruht, daß die Schrift die alleinige Glaubenswahrheit ist; so ist doch klar, daß er, der jede Autorität der alten und mittelalterlichen Kirche der Schrift unterstellt hat, seine eigenen Bekenntnißlehren der Schrift nicht gleichstellen kann. Das strengste Bekenntniß, die Concordienformel, sagt: „Wir bekennen uns zu der ungeänderten augsburger Confession, nicht deswegen, daß sie von unseren Theologen gestellet, sondern weil sie aus Gottes Wort genommen und darinnen fest und wohl gegründet ist, als dieser Zeit unsrem Symbol." Hier ist doch sonnenklar ausgesprochen, daß man weit entfernt war, die augsburgische Confession für den für immer erschöpfenden Ausdruck der Schriftwahrheit zu halten. Was an der augsburgischen Confession Wahres war, konnte doch Niemand besser wissen als ihr Verfasser oder Redacteur, Melanchthon. Jedermann weiß aber, daß dieser später nicht blos an der Form, sondern auch an dem Inhalt geändert hat, namentlich im Punkte des Abendmahls. Dieser also hat sie nicht für untrüglich gehalten. Wenn man sich aber sagen muß, daß die augsburgische Confession eine menschliche, irrthumsfähige Seite hat, die nach der Schrift gerichtet werden muß, das Schriftverständniß doch aber zunimmt, und zwar sowohl im Einzelnen als in der Kirche, so liegt doch ganz auf der Hand, daß, wenn sich ein Protestant zu ihr bekennt, es unter Voraussetzung der alleinigen Norm der Schrift geschieht. Somit kann sich ein Protestant nur bedingter Weise zur augs-

burgischen Confession bekennen. Ohne Zweifel hat Melanchthon Taufe (9), Abendmahl (10), Beichte und Buße (11, 12) zusammengestellt, weil er, wie er in der Apologie mit dürren Worten sagt, drei Sacramente lehrt. Dies aber nimmt kein Lutheraner an, weil die Annahme von drei Sacramenten schriftwidrig ist. Es gibt also keinen Lutheraner und kann keinen geben, welcher die augsburgische Confession in allen Punkten annimmt." „Nach dem Wesen des Protestantismus kann also das Bekenntniß zur augsburgischen Confession nur ein bedingtes und auf das Wesentliche gehendes sein." „Eine freie Stellung zum Bekenntniß fordert aber auch die Geschichte des Protestantismus. Man darf sagen, daß jedem Zeitalter der Kirche ein besonderes Licht geschenkt wird, welches natürlich auf das Bekenntniß auch ein neues Schlaglicht wirft. So ist — um nur Eins anzudeuten — die Stellung der protestantischen Theologie zur Schrift eine durchaus andere geworden: zu der des 16. Jahrhunderts zurückzuführen, ist platterdings unmöglich. Und wenn Niemand aus der Schrift die Stelle tilgen kann, daß die Kirche mehr und mehr hinankommen soll zur Einsicht des Glaubens und der Erkenntniß des Sohnes Gottes (Ephes. 4, 13), so liegt doch hier deutlich ausgesprochen, daß es einen Fortschritt im Reiche Gottes gibt, der, wenn man die Stellung zum Bekenntniß nicht frei faßt, nothwendig zum Bruch führt." Der Auseinandersetzung von Kahnis ist noch hinzuzufügen, daß auch die augsburgische Confession erklärt: „Man soll auch den ordentlichen Bischöfen nicht gehorchen, wo sie irren oder etwas halten wider die heilige Schrift." Die Entscheidung über Das, was Irrthum oder Wahrheit ist, gehört dem heiligen Geiste. „Der heilige Geist — sagt die augsburgische Confession — gibt Glauben, wo und wann er will, in Denen, die das Wort hören." Dieser heilige Geist, der in der Entwicklung des Christenthums energirt, hat auch die heilige Schrift geschaffen. Der Geist ist's deshalb, der die Wahrheit in der Bibel hervorhebt. Dieser Geist gibt darum dem Christen die vollste Freiheit in der Schriftforschung, das weiteste Recht der Kritik, die innere Nöthigung, Schriftoffenbarung mit Natur- und Geschichtsoffenbarung in Harmonie zu stellen und der lebendigen, nach Inhalt und Form ununterbrochenen Weiterentwicklung der christlichen Lehre keine Schranken zu setzen. Gottes Wort in der Schrift ist die Wahrheit: kein menschliches Wort. Sagen doch auch die schmalkaldischen Artikel: „Gottes Wort soll Artikel des Glaubens stellen und sonst Niemand, auch nicht ein Engel." Die kirchlichen Bekenntnisse sind nichts anderes, als der Ausdruck des Glaubens Derer, von denen sie ausgehen.

Nur in der Theorie läugnet die sogenannte orthodoxe Theologie diese Wahrheit. In der Praxis ist sie selbst ihr zugethan. Hat sie sich doch wider ihren Willen im Laufe der Zeit fort entwickeln müssen: Man vergleiche die Inspirationstheorie der Theologen des 16. mit der des 19. Jahrhunderts! Und dann: Das orthodoxe System der einzelnen Theologen! Man kann mit Recht behaupten: Jeder Theologe hat seine

eigene Theologie, wie jeder Philosoph seine eigene Philosophie. Es ist das psychologisch in der Menschennatur begründet: Warum haben Theologie und Philosophie zu den verschiedensten Zeiten die verschiedensten Definitionen vom Wesen und Begriff der Religion gegeben und auf ihre verschiedenen Definitionen die verschiedensten theologischen Systeme gestellt? Es war natürlich, daß jeder einzelne Theolog und jeder einzelne Philosoph den Begriff und alle einzelnen Theile der Religion verschieden auffaßte und ansah, da jeder unmittelbar und allein nur sein eigenes geistiges Wesen reflectirte und im eigenen Geiste dem Werden der Religion zuhorcht. War also Derjenige, welcher auf diesem Wege, um Aufklärung über das Wesen der Religion zu erhalten, dem Wesen der Religion nachspürte, ein starker Denker, so daß alle übrigen Vermögen seines Geistes von den Denkvermögen im Zaum gehalten wurden, so fand er beim Beobachten seiner selbst das Denken als die höchste Grundkraft seines Geistes und (— weil Jeder glaubt, daß alle Menschen so sein müssen, wie er selbst ist —) des menschlichen Geistes überhaupt, hielt demgemäß auch das Denken für das Element, aus dem heraus und in dem die Religion wachsen müsse. Ist hingegen bei einem Andern das Gefühl, besonders Ehrfurcht ꝛc. in einem hohen Grade thätig, sind aber dabei die Denkvermögen wenig entwickelt; so faßt er die Religion zwar als Gefühl, läßt aber dasselbe in der Form, in der es zu einer bestimmten Zeit aufgetreten ist, für immer erstarren, — und auch er spricht dadurch das Wesen seines eigenen individuellen Geistes aus, aber ohne ein Bewußtsein davon zu haben, daß er nur seine, nicht die absolute Wahrheit hat, und darum im Kampfe gegen den Verstandesmenschen, weil nicht dieser, sonder nur er und die mit ihm Uebereinstimmenden im Besitz der absoluten Wahrheit seien. Beide bringen Gründe für ihre Ansicht vor. Beide sind erstaunt, daß nicht alle Menschen ihre Gründe anerkennen und sich von ihnen überzeugen lassen. Beide wissen nicht, daß nur ähnlich organisirte Naturen zum Verstandes- wie zum Gefühlsmenschen und zu der Ansicht jedes von beiden Ja sagen. Aehnliches versteht nur Aehnliches, wirkt nur auf Aehnliches, wird nur von Aehnlichem angenommen, wird nur von Aehnlichem überwunden. Was jedem Geiste Bedürfniß d. i. was seinen Anlagen gemäß ist, das nimmt er an und hält er fest. Du vermagst auf das bestimmte Geistesvermögen eines Anderen nur dadurch zu wirken, daß eben dasselbe in Dir selbst thätig ist: mit Gefühl erregst Du Gefühl, mit Verstand Verstand. Kommst Du mit thätigen Geistesvermögen an einen Anderen, in dem nicht dieselben thätig sind, weil sie sich nur wenig bei ihm vorfinden; so wirst Du bei ihm keinen Boden gewinnen, in den Du Samen streuen könntest, um Frucht zu hoffen. — Mit tiefem Blicke hat von solchen Anschauungen aus Schleiermacher über die Religion gesprochen. Er sagt: „Was irgendwo, sei es unter Vielen oder Wenigen als durch seine eigene Weise und Bestimmtheit des Gefühls auftritt, das ist auch ein in sich Geschlossenes und Nothwendiges durch seine Natur, und nicht etwa könnte eben so gut unter den Christen vorkommen, was ihr als religiöse Erregung bei den Türken findet oder bei den

Indern. Aber in einer großen Mannichfaltigkeit von Kreisen dehnt sich diese innere Einheit der Religiosität aus und zieht sich zusammen, deren jeder, je enger und kleiner, um desto mehr Besonderes als nothwendig in sich aufnimmt, und aus sich ausscheidet als unverträglich. Denn wie z. B. das Christenthum in sich ein Ganzes ist, so ist auch jeder von den Gegensätzen, die zu verschiedenen Zeiten darin aufgetreten sind, bis auf den neuesten des Protestantismus und Katholizismus, ein Abgeschlossenes für sich. Und so ist zuletzt die Frömmigkeit jedes Einzelnen, mit der er ganz in jener größeren Einheit eingewurzelt ist, wieder in sich Eins und als ein Ganzes gerundet und gegründet in Dem, was ihr seine Eigenthümlichkeit nennt oder seinen Charakter, dessen eine Seite sie eben ausmacht. Und so gibt es in der Religion ein unendliches Sichbilden und Gestalten bis in die einzelne Persönlichkeit hinein, und jede von diesen ist wieder ein Ganzes und einer Unendlichkeit eigenthümlicher Aeußerungen fähig. Wenn ich die Religion in dieser Beziehung vergleichen soll, so weiß ich sie mit Nichts schöner zusammenzustellen, als mit einem ihr ohnedies innig Verbundenen, die Tonkunst meine ich. Denn wie diese gewiß ein großes Ganzes bildet, eine besondere in sich geschlossene Offenbarung der Welt, und doch wiederum die Musik eines jeden Volkes ein Ganzes für sich ist, und dies wiederum in verschiedene ihm eigenthümliche Gestalten sich gliedernd, bis zu dem Genie und Stil des Einzelnen herab, und dann doch jedes lebendige Hervortreten dieser innern Offenbarung in dem Einzelnen, zwar alle jene Einheiten in sich hat, und eben in ihnen und durch sie, doch aber mit aller Lust und Fröhlichkeit der ungehemmten Willkür, wie eben sein Leben sich regt und die Welt ihn berührt, in dem Zauber der Töne darstellt: so ist auch die Religion, ohnerachtet jenes Nothwendigen in ihrer lebendigen Gestaltung, dennoch in ihren einzelnen Aeußerungen, wie sie unmittelbar im Leben heraustritt, von nichts weiter entfernt als von jedem Scheine des Zwanges und der Gebundenheit." — „Die Religion ist unendlich nach allen Seiten. Dieses Bewußtsein ist aber so unmittelbar für die Religion zugleich gegeben, wie für das Wissen zugleich auch das Wissen um seine ewige Wahrheit und Untrüglichkeit gegeben ist; es ist das Gefühl der Religion selbst, und muß daher Jeden begleiten, der wirklich Religion hat. Jeder muß sich bewußt sein, daß die seinige nur ein Theil des Ganzen ist, daß es über dieselben Verhältnisse, die ihn religiös afficiren, Ansichten und Empfindungen gibt, die eben so fromm sind und doch von der seinigen gänzlich verschieden, und daß anderen Gestaltungen der Religion Wahrnehmungen und Gefühle angehören, für die ihm vielleicht gänzlich der Sinn fehlt." — „Schon von Alters her ist der Glaube nicht Jedermanns Ding gewesen; und immer haben nur Wenige die Religion erkannt, indeß Millionen auf mancherlei Art mit den Umhüllungen gaukelten, welche sie sich lächelnd gefallen läßt." — „Man muß unterscheiden die Entwicklung der Religion als inneren Principes im Leben überhaupt, und das Heraustreten desselben für sich allein. In der ersten Form ist die Religion dem Menschen angeboren und die Bedingung alles anderen menschlichen Erkennens und Handelns. Die andere Form ist wesentliches Element der vollendeten menschlichen Bildung; die Begriffe sind darin, da

sie immer inadäquat bleiben, nicht die Hauptsache, sondern nur Mittel. Zweck ist die gegenseitige Mittheilung und Anregung, welche statthaben kann trotz des irrationalen Elementes in dem Begriffe." —

B. Folgerungen aus dem Wesen der Religion für die Erziehung in der Religion.

1) Religion kann im eigentlichen und wahren Sinne des Wortes nicht gelehrt und gelernt werden: sie will gelebt und gethan sein. Es ist einer der größten Irrthümer, wenn man meint, daß man mit gewisser Einübung von Meinungen und Einrichtungen im Gedächtniß und Klarmachung derselben vor dem Verstande dem Kinde Religion gibt, — ein Irrthum der darauf beruht, daß man die Religion im Verstande suchte, die Quelle derselben in den Denkvermögen zu finden glaubte. Der einseitige, vulgäre Rationalist, wenn er seinen abgeflachten und abgeblaßten, mit gewissen Kenntnissen von Himmel und Erde ꝛc. vermengten Kirchenglauben in Wissensformeln dem Kindesgeiste einbläut und dadurch den Religionsunterricht zu Denkübungen herabsetzt, thut auf diesem Standpunkte für Belebung der Religion im Kindesgeiste nichts anderes und nichts besseres, als der Orthodoxe, der die Dogmen der Kirche in Gestalt des lutherischen Katechismus einlernen läßt. Religion im Kinde kann ihrem tiefsten Wesen nach nur erregt werden durch Vorleben der Religion. Religion ist das tiefste Element des persönlichen Lebens; sie ist die unmittelbare Verbindung des Menschen mit Gott. Sie ist darum die Grundlage, auf welche alle Bildung und Erziehung der Jugend gegründet werden muß: aber man wähne nur nicht, daß man sie durch religiösen Unterricht dazu machen könne; — religiöser Geist, der Geist der Zucht, der Liebe, der Gottesfurcht, des Gehorsams, gehört in die Schule, wenn sie wahrhaft religiös bilden soll und will. Vorleben ist die rechte Anregung zur inneren Erregung, — und dann Begleitung des Zöglings, daß er auf dem Wege nicht fällt, und guter Rath, wie er den Weg am Besten zurücklegt. Darum ist **die Familie** die erste und vorzüglichste Pflanzstätte für das regiöse Leben des Kindes, sind **die Aeltern** die eigentlichen Lehrer ihrer Kinder in der Religion, indem sie durch ihr eigenes, alle Worte und Werke durchdringendes religiöses Leben im Kinde das Leben in der Gemeinschaft mit Gott wecken und durch ihre Behandlung des Kindes — durch Liebe die Liebe im Kinde wach rufen.

2) **Pestalozzi** hat diese hohe Bedeutung des Hauses, besonders der Mutter, für die erste, vorzüglich sittlich-religiöse Erziehung des einzelnen Menschen und damit des menschlichen Geschlechtes erkannt, wenn er fordert, daß der Grund aller Bildung von der Mutter ausgehen muß, welcher der Vater nächster Beistand sein soll. Er hat in dieser Absicht ein Buch geschrieben, um die Bildung des rechten Muttersinnes zu fördern: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt." Vor Allem aber hat er in seiner Schöpfung

„Lienhard und Gertrud“ an Gertrud eine **Muster=Mutter** aufgestellt: das Ideal einer bescheidenen, fleißigen, ihre Kinder mit aller Mutterliebe an sich schließenden Mutter, in deren Reden und Thun die Kinder stets Erregung zum Guten und Göttlichen finden, deren Leben selbst die Lehre und der Lehrer ist, indem dasselbe auf jedem Punkte mit ihren Worten im innigsten Zusammenhange und in innerster Uebereinstimmung steht, — in der Wohnstube wie in der Küche, im Garten wie im Felde sinnig durch ihre Thätigkeit und durch ihre Theilnahme an den Erscheinungen, Vorfällen, Freuden und Leiden des Lebens ihre Liebsten mit in das lebendige Leben hineinziehend und dadurch das Verständniß dafür weckend. So legt sie nichts hinein in den Geist der Kinder, — sie entfaltet nur die Kräfte desselben und lehrt ihn die ersten Flügelschläge. Gertrud's Kinder lernen beten, weil Gertrud vor ihnen zu beten weiß. Gertrud's Kinder lernen wohlthun und Barmherzigkeit üben, weil ihnen aus ihren eigenen Lebenserfahrungen heraus diese Tugenden klar werden. Gertrud's Kinder leben's, wie es die größte Freude frommer Kinder auf Erden ist, wenn Vater und Mutter mit ihnen zufrieden sind. Gertrud ist, was Pestalozzi von der Mutter fordert: „Die erleuchtete und fromme Mutter — sagt er — lebt für ihr Kind im Dienste ihrer Liebe, aber nicht im Dienste seiner Launen und seiner thierisch gereizten und belebten Selbstsucht.“ In der höchsten Einfachheit und Unschuld hatte sie eine Festigkeit des Willens und eine Reinheit des Herzens, die ihr in allem ihren Thun eine seltene selbstständige Kraft gab. Merkwürdig, wie sie nach alter Großmutterart vielerlei Sprüchlein hatte, mit denen sie sich selbst und anderen Leuten immer leicht den rechten Weg weisen konnte: „Zu Allem schweigen, was Einen nicht angeht;“ — „Von Dem das Maul nicht aufthun, was man nicht wohl versteht;“ — „Das wohl lernen, was man nothwendig brauchen muß;“ — „Mit Kopf und Herz immer am rechten Ort sein, und nie an gar vielen auf einmal, aber immer bei sich selber;“ — „Und Denen, so man schuldig, und Denen, die man liebt, mit Leib und Seele dienen.“ Solche kleinen Sprüche waren dieser Frau der Leitfaden zu einer häuslichen und bürgerlichen Weisheit, über die sich Bücher schreiben ließen. Die Kinder bei ihr lernten täglich mehr auf sich selber Achtung geben und auf Alles, was um sie her war. Bei ihrem Spinnen und Nähen lehrte sie dieselben auch noch zählen und rechnen, denn Zählen und Rechnen, so glaubte sie, ist der Grund aller Ordnung im Kopfe: sie ließ daher die Kinder während dem Spinnen und Nähen ihre Fäden und Nadelstiche hinter sich und für sich zählen und mit ungleichen Zahlen überspringen, zusetzen und abziehen. Zwischenhin sangen sie Lieder. Am Morgen und Abend las sie ein Kapitel aus der Bibel und betete mit ihnen, und wenn eine Stelle in diesem Kapitel sie vorzüglich rührte, so sprach sie dieselbe ihnen den Tag über, während dem Arbeiten, so oft vor, bis sie selbige auswendig konnten. Nie vergaß sie das Kleine auf Den hinzuweisen, von dem Alles kommt und dem Alles unterworfen ist: auf den Gott, dessen (— so sagte sie —) Du bedarfst, wenn Du meiner nicht mehr bedarfst, — den Gott, der Dich in seine Arme nimmt, wenn ich Dich nicht mehr zu schützen vermag, — den Gott, der

Dir Glück und Frieden gibt, wenn ich es nicht mehr zu geben vermag. — Das sprach und that Gertrud, die Mustermutter. So, wie sie „geht die Sonne Gottes vom Morgen bis am Abend ihre Bahn. Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte und Dein Ohr höret ihren Lauf nicht. Aber bei ihrem Untergange weist Du, daß sie wieder aufsteht und fortwirkt, die Erde zu erwärmen, bis ihre Früchte reif sind. Dieses Bild der großen Mutter, die über der Erde brütet, ist das Bild der Gertrud und eines jeden Weibes, das seine Wohnstube zum Heiligthum Gottes erhebt und ob Mann und Kindern den Himmel verdient."

3) **Schleiermacher** sodann hat klassisch für alle Zeiten in seinen drei herrlichen Predigten „Ueber die christliche Kinderzucht" die Aufgabe der Aeltern bei der religiösen Erziehung ihrer Kinder dargelegt. „Ihr Väter, erbittert eure Kinder nicht, daß sie nicht scheu werden," ruft er den Aeltern zu. Denn — so erklärt er — wenn dieses geschiehet, so ist es das Unnatürlichste von Allem und das Verderblichste von Allem. „In der unmittelbaren Nähe der Aeltern wachsen die Kinder heran; der erste Blick des Kindes fällt auf das liebende Auge der Mutter; sie ist es, von der das erste frohe Lächeln des Säuglings gleichsam bemerkt zu werden wünscht, und das Erste, was die Mutter es mittheilend lehrt, ist, den Vater kennen und lieben; je mehr die jungen Seelen sich entfalten, um desto mehr müssen sie fühlen, wie ihnen Alles von den Aeltern und durch sie kommt. Hier ist also das innigste, ungestörteste Heiligthum der Liebe; und wenn hier dennoch in den Kindern, die ja ursprünglich ganz Liebe und Anhänglichkeit sind, Entfernung, Zorn, Unwille entsteht; wenn die Liebe, die nie auszurotten ist, in ihrem Gemüth, statt sich Denen zuzuwenden, die ihnen von Gottes und der Natur wegen die nächsten sind, eher auf fremdere Gegenstände ablenkt, so daß sie irgend von Andern ertragen können, was von den Aeltern sie erbittert: so ist das gewiß das Unnatürlichste, was erfolgen kann." Und auch das Verderblichste, denn um die fehlerhaften Anlagen unserer Kinder zu heilen, müssen sie das Vertrauen hegen, daß wir es wohl mit ihnen meinen und machen, auch mit Manchem, was ihnen schwer eingeht. Haben sich aber die Herzen der Kinder gegen uns erbittert und sind sie dadurch scheu geworden: — nur eine lange Reihe von Erfahrungen des Gegentheils, von welchen selbst das kalt und argwöhnisch gewordene Herz nicht mehr die Vermuthung aufstellen kann, wir wollten sie wiedergewinnen und umlenken, kann den Argwohn allmählig austilgen und, der Liebe in ihnen wieder Raum verschaffend, auch uns den Zugang zu dem versperrt gewesenen Herzen wieder öffnen. „Das Beste geht verloren für unsere Kinder und für uns selbst, wenn wir sie erbittern. So wie sie ihrerseits sich gegen das Bitterwerden nicht besser schützen können, als durch den ehrfurchtsvollen Gehorsam, der das erste Gebot ist, welches Verheißung hat; so laßt uns unsrerseits nie weichen von der hingebenden Liebe gegen die Kinder, welche nie das unsrige sucht, sondern nur das ihre, und welche in der Klarheit und Ruhe, die uns aus einem ungetrübten Leben mit dem jungen Geschlecht so natürlich entsteht, ihren unmittelbaren Lohn hat." — „Ziehet

sie auf (die Kinder) in der Furcht und Vermahnung zum Herrn": ruft Schleiermacher dann weiterhin den Aeltern zu. „Zucht ist nicht etwa, obgleich wir im gemeinen Leben öfters so zu reden pflegen, dasselbe wie Strafe, sondern ganz etwas anderes. Denn die Strafe folgt auf den Ungehorsam, die Zucht aber setzt den Gehorsam voraus; die Strafe gibt den Kindern nur zu leiden, die Zucht aber zu thun; die Strafe verknüpft bald mehr bald minder willkürlich mit dem Unrechten und Tadelnswerthen etwas Unangenehmes und Bitteres; die Zucht aber legt auf eine löbliche Anstrengung der Kräfte zum Leisten oder zum Entbehren, aus welcher von selbst eine innere Freude hervorgeht, den meisten Werth. Und wie aus dem Gesetz nie etwas Besseres hervorgehen kann, als die Erkenntniß der Sünde, nicht aber die Kraft zum Guten; so kann auch aus der Strafe, deren Kraft auf der Furcht ruht oder auf der bittern Erfahrung, nie etwas anderes entstehen, als ein äußeres Verhüten der Sünde, nicht aber eine Abwendung des Herzens vom Bösen. Denn das Herz zum Guten hinzuneigen, das kann nur die Liebe bewirken, welche alle Furcht und mit ihr alle Kraft der Strafe austreiben soll. Die Zucht aber, indem sie mit ihren Uebungen darauf abzweckt, alle Erregungen des Gemüthes in Maß und Besonnenheit zu erhalten, und die niederen Triebe der Natur unter die Herrschaft der höheren zu zwingen, bewirkt eine heilsame Erkenntniß von der Kraft des Willens und eine Ahnung von Freiheit und innerer Ordnung. Das ist die Zucht; und so sehr ist sie etwas ganz anderes, als die Strafe, daß, wie Jeder leicht zugeben wird, je mehr wir noch der Strafe Spielraum vergönnen müssen bei unseren Kindern, zu einer Zeit, wo sie schon einer Aufregung des Willens und einer Erweckung der Scham fähig sind, um desto unverwerflicheres Zeugniß wir ablegen gegen uns selbst, daß wir es versehen und zu wenig gethan haben in der Zucht. Denn fühlten wir, daß wir sie recht aufzögen in der Zucht, daß sie also nach allen Seiten begriffen wären in der Uebung der Selbstherrschaft und lenksam durch das edlere Gefühl der Scham: so würden wir nicht nöthig finden, die Furcht zu Hülfe zu rufen, um durch ein Sinnliches das andere zu dämpfen. Und eben so werden wir auch erfahren haben, daß, je mehr die Zucht Raum gewonnen hat, um desto mehr die Strafe an Wirksamkeit verlieren muß, weil das junge Gemüth schon geübt ist, sich nicht bestimmen zu lassen durch den Reiz der Lust oder Unlust. — Wie nun aber die Zucht auf der einen Seite der Strafe entgegengesetzt ist: so auf der andern auch ist sie entfernt von jener unthätigen Ruhe, in welcher leider so Viele glauben, der freien Entwicklung ihrer Kinder zusehen zu dürfen, ohne zu bedenken, daß Gott der Herr den Himmel zwar uns vor Augen gestellt hat, nur um ihn zu beschauen und uns der Segnungen zu erfreuen, die aus seinen Kräften und deren Bewegungen uns zufließen; in die menschliche Welt auf dieser Erde aber uns nicht gesetzt hat nur als Zuschauer, sondern als Herrscher in seinem Namen, als seine Werkzeuge, durch welche er, indem jeder Stärkere den Schwächeren und am meisten das reife Alter die Jugend leitet und bearbeitet, Dasjenige, was seine Gnade dem menschlichen Geschlecht zugedacht hat, an demselben erfüllen will. Diese Herrschaft und Bearbeitung

nun wird an der Jugend ausgeübt durch die Zucht; sind wir aber unthätig, so hindern wir die göttlichen Verheißungen. Und wenn, wo die Strafe vorherrscht, da auch schon die Hoffnung gleichsam aufgegeben ist, als könne sich der Geist Gottes der jungen Gemüther bemächtigen, indem man ja, als gäbe es nichts Höheres, nur danach trachtet, jede Seite der sinnlichen Natur durch eine andere im Zaume zu halten: so herrscht da, wo man sich begnügen will, der Entwicklung der Jugend sorglos zuzusehen, wiederum eine falsche Hoffnung, welche nur gar zu leicht zu Schanden werden läßt. Denn entweder, wenn die Ermahnung allein auch die Stelle der Zucht vertreten soll, liegt dabei der leere Wahn zu Grunde, als könne das Wort Alles thun und es bedürfe nicht der That; oder, wenn die Sorglosigkeit nicht nur ohne That sein soll, sondern auch ohne Wort, liegt ein verderblicher Wahn zu Grunde, entweder der, als könne eine Wirksamkeit des göttlichen Geistes auf die Kinder beginnen, ohne daß Gott sich dazu der Aeltern und Anderer als seiner Werkzeuge bediene, oder gar der, als könne das Gute geweckt werden und sich entwickeln von Natur ohne jenen Geist, der in der Gemeine der Christen lebt und uns durch den Apostel zuruft, unsere Kinder aufzuziehen in der Zucht. Je mehr wir also auf der einen Seite entfernt sind von jener ebenso knechtischen, als tyrannischen Armseligkeit, welche sich mit Dem begnügen will, was durch die Strafe zu erreichen ist; je mehr wir auf der anderen uns frei halten von diesem verderblichen Wahn, der sich überhebt, als ob unsere Kinder in Dem, worauf es am Meisten ankommt, etwas werden könnten durch sich selbst: um desto mehr müssen wir erkennen und fühlen, was für ein Werth liegt in der Zucht. — Dies also ist es, was auch wir vermögen und was auch uns geboten ist, daß wir, in dem täglichen Leben mit unserer Jugend die großen Thaten Gottes preisen, und somit jene Sehnsucht nach dem seligeren Zustande des Menschen, durch welche angelockt der göttliche Geist in das Herz der Menschen herabsteigt, in den jungen Gemüthern zu erregen suchen. Dieses aber ist es, was der Apostel nennt, sie aufziehen in der V e r m a h n u n g z u m H e r r n. — Diese Lehre des Apostels, die Kinder „aufzuziehen in der Ermahnung zum Herrn" findet ihre Stelle neben der Zucht, sobald wir gewahren, daß das Ungöttliche sich den jungen Gemüthern einschmeichelnd naht. Denn weder können wir es gewähren lassen, noch wissen wir demselben etwas Anderes entgegenzustellen, weil wir ja nur Eines kennen, worin Heil zu finden ist, nämlich die Kraft der Erlösung. Darum, sobald die Zeit der Unwissenheit vorüber ist, sobald die Sünde sich regt und das Gesetz auch schon Erkenntniß der Sünde gebracht hat, ziemt es uns, der verirrenden Seele das Bedürfniß eines höheren Beistandes fühlbar zu machen, ihr Gott nahe zu bringen, und sowohl die Liebe zu dem Erlöser, der die Quelle des Lebens und der Seligkeit ist, als auch die Liebe zu Gott, der uns seinen Sohn geschenkt hat, in ihr aufzuregen. Das aber ist die Vermahnung zum Herrn. — Wenn wir sie von, sei es auch noch halb kindischem, Uebermuth gehoben oder von Mißmuth gedrückt sehen, dann sogleich (wie viel mehr also, wenn schon größere und ernstere Ereignisse auch in ihr Leben eingreifen), können wir sie hinführen auf die Abhängigkeit des Menschen von

Gott und auf die Seligkeit Dessen, der, indem er nur den Willen Gottes zu erfüllen trachtet, auf der einen Seite bei allen menschlichen Widerwärtigkeiten den Trost festhält, daß ohne den Willen des Vaters, von dem nur gute Gaben kommen, auch nicht ein Haar von seinem Haupte fallen kann, auf der anderen Seite aber alle irdischen Güter nur gebraucht als anvertraute Gabe Gottes, um sein Werk zu fördern. — Mehr aber, als alle Worte, muß unser ganzes Leben, mit ihnen in wahrer und treuer Liebe geführt, die kräftigste Ermahnung zum Herrn sein, so gewiß, als Gott die Liebe und eben deshalb auch Liebe die allgemeinste und vornehmlichste Offenbarung des ewigen Wesens ist. Wenn sie unsere Liebe überall fühlen, nicht als einen Wiederschein der Selbstsucht, welche Ergötzung und Schmeichelei sucht, nicht als ein Spiel der Willkür, welche launisch vorzieht und hinterstellt, auch nicht als einen veränderlichen Trieb der sinnlichen Natur, der eben so leicht erkalten kann, als in schwache Weichlichkeit ausarten, sondern als einen, sei es auch schwachen, doch nicht allzutrüben und nie ganz unkenntlichen Abglanz der ewigen Liebe, und als im engsten Zusammenhange mit dem Dienste, den wir dem Erlöser als unserem Haupte geweiht haben: so wird das die kräftigste Ermahnung zum Herrn werden, durch welche sie erst alle übrigen verstehen und aufnehmen lernen. — — „Ihr Kinder, seid gehorsam euren Aeltern in dem Herrn; denn das ist billig. Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, das Verheißung hat, auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden." Das verlangt Schleiermacher von den Kindern. Das Bibelwort will demnach keinen anderen Gehorsam, als der aus jenem natürlichen Verhältniß der Kinder gegen die Aeltern hervorgeht, welches zugleich das allgemeine Verhältniß der Jugend gegen das reifere Alter ist, daß nämlich Kinder die Aeltern ehren. Und darin liegt schon die Warnung vor denjenigen Abweichungen des väterlichen und mütterlichen Verfahrens, welche am meisten den Gehorsam verunreinigen und stören. Wie oft, zum Beispiel, geschieht es nicht, daß wir unseren Kindern den Gehorsam dadurch erleichtern wollen, daß wir ihnen Belohnungen vorhalten oder Strafen androhen. So gewöhnlich das aber ist: so ist es doch nur heilsam in den ersten Anfängen des Lebens, wo der Kinder geistiges Wesen noch so wenig erwacht ist, daß sie auch der Ehrerbietung nicht einmal fähig sind; und wenn wir dem Apostel folgen wollen, darf der Gehorsam nicht mehr durch diese fremden Mittel bewirkt oder vielmehr ersetzt werden, sobald Ehrfurcht gegen die höhere Geisteskraft der Aeltern in den Seelen der Kinder Wurzel gefaßt. Wenn ihr die junge Seele, um sie zu Diesem oder Jenem zu bewegen, mit der Vorstellung einer sinnlichen Lust erfüllt, die ihr zu Theil werden soll: so erstickt ihr für den Augenblick wenigstens das noch zarte und schwache höhere Gefühl, das jenem heftigeren weichen muß. Ihr selbst beweiset dadurch ein vielleicht voreiliges Mißtrauen gegen die Kraft der Ehrfurcht; und was sie nun thun, das thun sie nicht etwa erfüllt von dem Gefühl eures Ansehens und eurer bewegenden geistigen Macht; sondern vielmehr, indem sie ganz auf jene Lust gerichtet ihres eigentlichen Verhältnisses zu euch vergessen. Ebenso, wenn ihr ihnen Strafe

androht im Voraus für die Uebertretung eures Gebotes, so erfüllt ihr sie freilich mit dem Gefühl einer Macht, die ihr über sie habt; aber es ist nur das Gefühl einer leiblichen Gewalt und das Bild, wie ihr eure Drohung erfüllt und ihnen Schmerz oder Pein verursacht, läßt das einer andern Bewegung Raum, als Furcht? Und die Furcht, wie sie mit der Liebe nicht besteht, so drängt sie auch die wahre Ehrerbietung zurück, welche eine so sinnliche Beimischung nicht verträgt. — Aber ebenso ist es eine Abweichung von der Regel des Apostels, wenn, indem wir Gehorsam von den Kindern fordern, wir ihr voreiliges Verlangen nach Gründen befriedigen. Denn wo Gründe mitgetheilt werden, da ist eigentlich kein Gehorsam mehr. Geben wir Gründe, so setzen wir auch voraus, daß sie können eingesehen werden, und stellen unser Recht auf die Ueberzeugung, die wir bewirken. Folgen nun die Kinder ihrer Ueberzeugung, so ist das kein Gehorsam mehr; nicht ihre Ehrerbietung gegen uns ist die Quelle ihres Thuns, sondern ihre Achtung für ihren eigenen Verstand. Was sie aber in diesem Sinne unserem Willen gemäß thun, das leistet uns nicht die Gewähr, die wir suchen. Denn dem eigenen Verstande werden sie folgen, auch wenn sie erbittert sind gegen uns; und manches Heilsame kann ihnen so abgewonnen werden, wenn auch Zucht und Vermahnung zum Herrn nicht zu ihrem Heil sind angewendet worden. Aber noch mehr, wer Gründe mittheilt, der gestattet, daß auch Gegengründe entweder laut entgegengestellt werden oder wenigstens innerlich in der Stille aufgesucht und angehört; und mit wem wir so in Gründen und Gegengründen verhandeln, den setzen wir uns gleich, und auch er muß sich uns gleich setzen. Unter Gleichen aber als solchen ist die Ehrfurcht nicht, auf die der Apostel sich beruft, sondern man verehrt nur, wen man höher hält. — Die Kinder sollen gehorchen. Aber es kommt eine Zeit, und wohl den Aeltern, welche sie noch recht lange mit genießen, da die Kinder, ihre eigene Stelle einnehmend in der bürgerlichen Gesellschaft, selbst verantwortlich sind für ihr Thun, welches vielleicht in vieler Hinsicht dem der Aeltern fremd und auch ihrem Urtheil weniger unterworfen ist; ja zuletzt, indem sie selbst Aeltern werden, werden sie auch ihren Aeltern gleich, und dies ist also eine Zeit, wo aller Befehl sich in wohlgemeinten Rath, alles älterliche Ansehen sich in väterliche und mütterliche Freundschaft verwandelt. Die Veränderung aber erfolgt nicht plötzlich: die Seele reift nach und nach zur Selbstständigkeit; allmählig verlangt das eigene Urtheil einen größeren Spielraum und eine bestimmtere Anerkennung, und in demselben Maße muß also auch weniger Gehorsam verlangt werden. Wie aber alle menschlichen Dinge unvollkommen sind: so kann auch hier gar leicht der gesteigerte Anspruch der Kinder auf eigene Entscheidung in Streit gerathen mit dem fortgesetzten Anspruch der Aeltern auf unverkümmerten Gehorsam. Und dieses ist von Anfang an das Schwierige in der Forderung des Gehorsams, daß Aeltern, so wie er anfängt sich zu vermindern, das Maß, in welchem er sich zu jeder Zeit halten muß, so genau finden, daß auch das Gefühl der Kinder damit übereinstimme. Von Seite der Aeltern muß dieses Maß die Liebe finden, die, wie sie nicht das Ihre sucht, sondern das Wohl der Kinder, sich auch freut, wenn diesen

die Kräfte wachsen, und immer die schöne Zeit im Auge hat, wo ihr ganz gereiftes Leben uns berechtigen wird, unser Werk als vollendet anzusehen, und dem gemeinsamen Herrn unsere Rechenschaft abzulegen über Das, was er uns anvertraute. Die Kinder aber können dieses Maß nur finden, wenn die Ehrerbietung sie beherrscht, welche auf die vergangene Zeit zurücksehend und eingedenk, daß die Aeltern nicht nur das menschliche Leben eher erkannt und behandelt, sondern auch ihr eigenes Wesen in seinen Tiefen eher ergründet haben, als sie es selbst vermochten, gern vertraut, daß Alles, was die Aeltern von ihnen verlangen, in demselben Sinn und Geist verlangt werde, dessen wohlthätigem Einfluß sie jedes frohe Kraft- und Lebensgefühl verdanken. —

4) Wie von den Aeltern, so fordert die Religion von dem **Religionslehrer**, daß er seinen Schülern ein Vorbild ächter Religiosität sei. Der Religionslehrer muß dieselben Eigenschaften mitbringen, welche die Aeltern zur religiösen Erziehung ihrer Kinder befähigen, also vor Allem Liebe — zu dem Kinde, zu dem Menschen, zur Gottheit. Wer beim Religionsunterricht einen Stock gebraucht, — wer herauf- und heruntersetzen muß in diesen Stunden der Weihe, — wer sich zur Leidenschaft fortreißen läßt, da, wo er in Gott ruhen sollte: der ist kein Religionslehrer. Die Hauptsache beim Religionsunterricht ist — so sagt Harnisch, — daß man Das hat, was man den Kindern beibringen soll: Glaube an das Göttliche und damit auch an das Göttliche des Kindesgeistes. Hoffnung, die Morgenröthe des Jenseits im Diesseits, damit der Zögling nie an der Ewigkeit verzweifelt. Und Liebe, die größte unter ihnen. Nicht Wortliebe, sondern thätige Liebe; — darum auch nicht etwa allein in den Religionsstunden, sondern überall und so lange der Lehrer mit den Kindern zusammenlebt, — und auch da noch, wo er nicht mit ihnen zusammenlebt, damit er beim Eintreten in seine Schulgemeinde gleichen Geist in dieselbe pflanzt und so aus seiner Schulstube und aus seiner Wohnstube hinüber auf die religiöse Erziehung in der Familie wirkt. Darum muß sein Leben Demuth, Gottergebenheit, Sanftmuth, Geduld, Mäßigkeit und Treue, Versöhnlichkeit und Gewissenhaftigkeit, Ehrfurcht vor Dem, was über ihm und Dem, was unter ihm ist, offenbaren, — ohne daß er von dem Eigenthum dieser Tugenden vor Anderen viel spricht; denn wer viel Gerede von seinen Tugenden macht, der hat sie nicht. Je mehr der Religionslehrer sich selbst versteht, je mehr er die Banden der Endlichkeit durchbrochen hat, je edler und freier sein Wille, je weniger er vor einer äußeren Macht stille steht, weil er sich zum Bewußtsein des Ewigen erhoben hat: um ein desto besserer Religionslehrer ist er. Ueberall muß er durch Thaten zeigen, daß das Heilige ihm heilig ist. Ueberall soll er sich vor den Idealen der Menschheit beugen. Du mußt, Erzieher, in Gott vor Gott wandeln; mit Herz und Mund und Händen mußt Du Gottes sein, — wenn Du zu Gott erziehen willst. Du mußt besitzen, wenn Du ein rechter Religionslehrer sein willst, was J. Paul fordert: Milde gegen alle Wesen, unvergängliche Wärme für die nächsten, ein offenes Auge für den Zauberpalast des Lebens und der Natur und ein erhabenes zu dem gestirnten Himmel, der über den Gräbern steht — Einen Zweck, Ein Glück, Ein Herz, Einen Gott.

— Aber Religionslehrer, werde nicht manirirt mit und in Deinem Beispiel. Bei allem Gemachten merkt man die Absicht, und man ist verstimmt. Auch das Kind merkt's bewußtunbewußt. Nur das Natürliche, nur das Gesunde packt. Nicht der gibt Anderen ein gutes Beispiel, der's geben **will**, sondern der ein solches ist! — Daneben mußt Du Dich, als Religionslehrer, unablässig und immer tiefer in die Gottwissenschaft hineinstudiren. Laß es auch für Dich von Goethe gesagt sein, daß wir in göttlichen Dingen niemals auslernen. Man muß von Dir sagen können: Nicht der Mensch hat die Religion, sondern die Religion hat ihn.

5) Dem Kinde ist die Anlage zur Religion von Gott gegeben. Der Religionslehrer hat das Kind deshalb nur in den geeigneten Boden zu setzen und — es wird wachsen. Das heißt: Der Religionslehrer hat die Anlagen der Gläubigkeit und des Gottgefühls zu entwickeln, — sie von Außen anzuregen, indem ihnen die entsprechenden Nahrungsmittel (Gott und das Göttliche) geboten werden, um dadurch in ihnen den religiösen Stoffwechsel zu erregen und also religiöses Wachsthum und Leben zu fördern. Nicht ein Einbläuen und ein gedächtnißmäßiges Anlernen fertiger dogmatischer Lehrsätze von Außen, damit der innere, durch die Erbsünde verdorbene Mensch von ihnen er- und unterdrückt werde; sondern von den gottgegebenen religiösen Anlagen abhalten, was ihre Entwicklung hemmen könnte, und diese Entwicklung so leiten, daß die religiösen Gefühle in Harmonie mit allen anderen Geistesanlagen treten. Die Religion muß nicht von Außen in den Menschen hineingebracht, sondern durch eigene freie Thätigkeit aus ihm hervorgebracht werden. Und dadurch den Zögling nicht zu etwas Anderem machen wollen, als wozu er von Gott angelegt ist; sondern ihn zu seinem wahren Sein, zu sich selbst erheben. Ihn nicht der Erde, seinem angewiesenen Wirkungskreise, entziehen, sondern ihm von ihr aus den Einblick in das Göttliche eröffnen. Ihm nicht das Irdische verleiden, sondern ihn dahin leiten, daß er mitten im Endlichen das Ewige ergreift, darum mit seiner That in die Außenwelt hineingreift und ihr, soviel er vermag, den Stempel seines Geistes aufdrückt, ja selbst Druck und Widerwärtigkeiten nicht scheut, wenn Wahrheit und Freiheit, Liebe und Schönheit zum Siege gelangen sollen. — In diesem Sinne habe ich in meinem „Buch der Erziehung" also gesagt: „Wenn Du meinst, es bedürfe der Einpflanzung der positiven (d. i. der Lehre von der Gottmenschlichkeit des Menschen und von der Liebe als des Gesetzes Erfüllung) christlichen Lehren in den Kindesgeist nicht, da die wahre Religion von Geburt in demselben liege und nur herausentwickelt zu werden brauche; es brächte vielmehr dieses objective Christenthum entweder nur Fremdes in den Geist hinein, oder doch nur Das, was er durch sich selber fände: so stellst du damit die Behauptung auf, daß die menschlichen Verdauungsorgane, weil sie geschickt sind, die ihnen dargebotenen Nahrungsmittel aufzunehmen und sie in Chymus und Chylus zu verwandeln, auch geschickt sein müßten, den Speisebrei aus sich, ohne dargebotene Nahrungsmittel, zu erzeugen. Nur erst, wenn die

rechten Nahrungsmittel geboten werden, können die Verdauungsorgane naturgemäß arbeiten, und Nahrungsmittel und Verdauungsorgane im Verein schaffen erst das Product, von welchem der Mensch lebt. So können Gottgefühl, Glaube, Hoffnung, Gewissen und Wohlwollen des Menschengeistes nur im Verein mit ihren Nahrungsmitteln, mit den Lehren des Christenthums (— das wahre Christenthum, nicht die Dogmatik irgend eines Jahrhunderts und irgend einer Partei, sondern das Christenthum, dessen Wesen der Gott der Liebe und die Gottmenschheit des Menschen ist, bringt dem Menschengeiste nichts ihm Widersprechendes, sondern einzig und allein Das, was seiner eigenen Natur entspricht, was der Mensch, wenn er sich harmonisch entwickelt, nothwendig werden muß —) die lebendige Religion des Individuums, die Religion erzeugen, von welcher der Menschengeist lebt. Das Christenthum ist das Fleisch für den menschlichen Geist: ohne diese Nahrung verkümmert Dein Geist. Aber eben so sehr bist Du auf Irrwegen, wenn Du meinst, durch die von Außen gegebenen Grundsätze etwas anderes in den Menschengeist hineinlegen zu können, als wozu er ursprünglich angelegt ist. Ist das Gegebene dem Geiste fremd, so ist es ihm ein Unverdauliches, ist es ihm Gift. Der religiöse Sinn wurzelt und gründet in Deinem Geiste. Du brauchst ihm nur die rechte Nahrung zu geben und ihn zu bewahren, daß er nicht von Unkraut überwuchert wird. Dann thust Du Alles, was Du für ihn thun kannst. *Schaffen* kannst Du ihn nicht. Glaube nur nicht, daß Du in Religionsstunden *die Religion zeugen* kannst. Nahrung nur geben kannst Du den Religionsorganen des Menschengeistes, und wie diese in jedem Individuum individuell groß, stark, kräftig und lebendig sind, so bildet auch jedes Individuum die Nahrung, die Du ihm reichst, nach sich um. In Jedem ist die Religion wie er ist. Jede Natur macht aus der gegebenen Religion *seine* Religion. Die religiös-moralischen Organe im Menschengeiste sind der Geistesmagen, der die gegebene religiöse Nahrung verdaut: ohne diese Organe könnte der Menschengeist das Christenthum nicht aufnehmen, ohne sie wäre es für ihn gar nicht da.

6) *Die Religion ist Leben: darum muß sie durch Leben geweckt werden. Sie soll sich jedoch auch, dem Organismus des menschlichen Geistes gemäß, im Denken zu Vorstellungen und Begriffen gestalten und dadurch ihrer selbst gewiß und bewußt werden, wie sie andrerseits den Willen beleben und ihn zu Thaten treiben muß, die in Gott gethan sind.* Durch diese Uebersetzung der religiösen Gefühle in Vorstellungen und Begriffe wird die Religion zur „*Lehre*.“ Nie aber ist diese Lehre mit der Religion selbst zu verwechseln, wie denn auch durch sie nicht die Erkenntniß erweitert, sondern das Gefühl geweckt, belebt, erhoben, der Wille geheiligt und zur That getrieben werden soll. *Es ist also die Lehre nicht Zweck, sondern bloßes Mittel. Demnach ist auch der Religions***unterricht** *nur ein untergeordneter Theil der religiösen Erziehung.* Wer da meint, blos in Religionsunterrichtsstunden religiös zu werden und zu machen, hat eben so wenig eine Ahnung vom Wesen des menschlichen Geistes und dem

der Religion, wie der, welcher glaubt, er selbst habe Religion, wenn er die Religionslehren begriffen und dieselben seinem Gedächtniß anvertraut hat. — Dennoch darf der Religionsunterricht nicht unterschätzt werden. Von diesem Unterrichte hängt wesentlich ab, daß der Mensch einen richtigen Begriff vom Wesen der Religion und von der Entwicklung der Religionen erhält; — daß er eine innere tiefere Einsicht in das Wesen der Gottheit und deren Offenbarungen, der Natur und der Menschheit, gewinnt; — daß er vor Allem sich selbst erkennen, d. h. seine eigene Natur verstehen und damit sich im All und in Gott erfassen lernt.

7) Die Lehren, die Du, Religionslehrer, Deinen Zöglingen mittheilst, müssen zwei hervorragende Eigenschaften haben: 1) Sie dürfen keinen Anspruch auf Infallibilität machen, wie sie aber auch keinem anderen Menschen dieselbe zugestehen sollen. — 2) Sie sollen tolerant sein und Toleranz wollen, weil Toleranz in dieser intoleranten Zeit vor Allem Noth thut, um an die Stelle des Hasses und der Verfolgungssucht der Parteien Versöhnung und Liebe zu bringen. Darum sollen sie Toleranz verkünden, selbst auf die Gefahr hin, als Bekenntnisse des Indifferentismus verschrien zu werden. Wäre es dann doch auch Indifferentismus Gottes, daß die Sonne die Erde in ihrer eigenen Bahn laufen läßt, und daß jegliches Wesen dem anderen Raum zum Sein gibt und gönnt. Toleranz! heißt ein großes Naturgesetz, und dieses Gesetz straft und rächt sich an seinen Uebertretern, mögen sie es anerkennen oder nicht. Auch bleibt es bestehen, obschon sich Zeiten und Menschen finden mögen, die da wähnen, es sei längst aus der Mode gekommen. Das Naturgesetz altert und veraltet nicht, wie Menschenmeinungen altern und veralten, obschon sie sich zu bestimmten Zeiten als absolute Wahrheit hinstellen, während jenes seine Wahrheit und sein Sein durch seine That bekundet. Selig sind, — sagt deshalb Daub eben so wahr als schön, — die Anderen ihr Wissen nicht aufdringen wollen! Und auch Goethe hat ein großes Wort über diese Materie gesprochen. Er sagt: „Ich bin alt geworden und habe die Wege des Herrn betrachtet, soviel ein Sterblicher in ehrfurchtsvoller Stille darf; wenn Ihr eben so alt sein werdet als ich, sollt Ihr auch bekennen, daß Gott und Liebe Synonymen sind, wenigstens wünsche ich's Euch. Zwar müßt Ihr nicht denken, daß meine Toleranz mich indifferent gemacht habe. So wenig die ewige einzige Quelle der Wahrheit indifferent sein kann, so tolerant sie auch ist, so wenig kann ein Herz, das sich seiner Seligkeit versichern will, von der Gleichgültigkeit Profession machen. Um wie viel Meilen verrechnet sich der Astronom? Wer der Liebe Gottes Gränzen bestimmen wollte, würde sich noch mehr verrechnen. Weiß ich, wie mancherlei seine Wege sind? So viel weiß ich, daß ich auf meinem Wege gewiß in den Himmel komme, und ich hoffe, daß er Andere auch auf dem ihrigen hineinhelfen wird. Ich überlasse alle Ungläubigen der ewigen wiederbringenden Liebe, und habe das Zutrauen zu ihr, daß sie am besten wissen wird, den

unsterblichen und unbefleckten Funken, unsere Seele, aus dem Leibe des Todes auszuführen, und mit einem neuen und unsterblich reinen Kleide zu umgeben. Luther arbeitete, uns von der geistlichen Knechtschaft zu befreien; möchten doch alle seine Nachfolger so viel Abscheu vor der Hierarchie behalten haben, als der große Mann empfand. Es gibt Leute, wo der Kopf das Herz überwiegt. Mit diesen leb' ich in zärtlicher Eintracht und bitte Gott, daß er Jedem Freude und Seligkeit gebe nach seinem Maß; denn der Geist Gottes weiß am besten, was einer fassen kann. Wenn man's bei Lichte besieht, so hat Jeder seine eigene Religion, und Gott muß mit unserem armseligen Dienste zufrieden sein, aus übergroßer Güte; denn das müßte mir ein rechter Mann sein, der Gott diente, wie sich gehört. Laßt uns Friede halten. Ich weiß nicht, wie ein Pastor sich unterstehen kann, mit Haß im Herzen auf einen Stuhl zu treten, wo nur Liebe erschallen sollte; und um keinem Zwist Gelegenheit zu geben, laßt uns alle Kleinigkeiten fliehen, wo man Grillen für Wahrheit, und Hypothesen für Grundlehren verkauft." — Hieran knüpft sich Goethes weitere feine Beobachtung: „Wer mit sich selbst einig ist, — sagt er, — ist es auch mit Anderen. Ich habe bemerkt, daß ich den Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar ist, sich an mein übriges Denken anschließt und zugleich mich fördert. Nun ist es nicht allein möglich, sondern natürlich, daß sich ein solcher Gedanke dem Sinne des Anderen nicht anschließe, ihn nicht fördere, wohl gar hindere, und so wird er ihn für falsch halten. Ist man hiervon recht gründlich überzeugt, so wird man nie controversiren."

Um zu dieser **Toleranz zu erziehen**, muß der Lehrer (nicht in besonderen Reflectionen, sondern durch allen Unterricht und bei aller Erziehung) zum Bewußtsein seiner Zöglinge bringen, daß die göttliche Vernunft noch etwas anderes als die Einzelmenschenvernunft, ist (— es zeigt davon das Leben und die Entwicklung des Weltalls, der Weltgeschichte, des Einzelmenschen: keine Menschenvernunft würde die dort herrschenden Gesetze a priori construiren, setzen, berechnen können! —); — daß sich die Menschenvernunft davor hüten muß, die ihrem Wissen auf dem Felde des Daseins gesteckten Gränzen zu überspringen; — daß die verschiedenen Denkweisen in der Verschiedenheit der Menschen gegründet sind, eben deshalb eine durchgehende gleichförmige Ueberzeugung unmöglich ist, und daß es nur nothwendig ist, zu wissen, wie Goethe sagt, auf welcher Seite man steht und wo man auf dieser Seite steht, weil man alsdann ruhig gegen sich und billig gegen Andere ist; — daß dem Menschen — um mit demselben Genius zu reden — zuletzt die Ueberzeugung bleiben soll, wie gar Vieles neben uns bestehen kann und muß, was sich gern wechselseitig verdrängen möchte, wie aber „der Weltgeist toleranter ist, als man denkt;" — endlich, daß der Mensch nicht geboren ist, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht und sich sodann in der Gränze des Begreiflichen zu halten. — — Um zur **Toleranz zu erziehen**, muß der Lehrer Ehrfurcht vor jeder religiösen Ansicht zeigen, in welcher theologischen Partei, Confession, Religion, sie sich auch offenbart, wenn sie nur das Eine Göttliche, die Liebe bewahrt; — darf er keine

religiöse Darstellungsform und Ceremonie, in welche die Menschen ihr Göttliches hineinlegen, verachten und verdammen, auch wenn sie noch so weit von seiner eigenen Gottesverehrung abbiegen sollten, da er nie zu vergessen hat, wie sein Standpunkt nicht der aller Menschen ist, wie aber jeder nur von seinem Standpunkte aus zu Gott emporzuschauen vermag. Und wenn er auch bei der Auffassungsform und bei der Darstellung der religiösen Wahrheiten vor seinen Schülern auf das Unhaltbare anderer Anschauungen hinzeigen muß; so soll er doch nie durch Spott, Eifer und Verdammungssucht Zwietracht und Haß in die Menschheit säen, vielmehr immer eingedenk sein, daß in Christo nur der Glaube gilt, der in der Liebe thätig ist. Um diese Duldung anders Denkender recht tief in Herz und Geist seiner Zöglinge einzupflanzen, soll er bei seinem Unterricht darauf hinweisen, daß auch die religiösen Vorstellungen, die wir für den wahren Ausdruck unseres Gefühlslebens halten, erst das Resultat einer längeren Entwicklung sind und darum nicht zu allen Zeiten dieselben waren, — sowie, daß jeder einzelne Mensch nach seinem vorherrschenden Denk- und Gefühlsvermögen die religiösen Wahrheiten aufnimmt und darum nicht zwei Menschen, selbst wenn sie Etwas mit denselben Worten sagen, ganz denselben Gefühls- und Gedankeninhalt haben. Nur für sich hat Jeder die Wahrheit d. i. die Selbst-, Menschen- und Welterkenntniß, die er mit den ihm „von Gottes Gnaden" gegebenen Geistesvermögen erreichen kann; — er muß deshalb dabei stets das Bewußtsein bewahren, daß diese seine Wahrheit objectiv nur relative Wahrheit, ein Stück der absoluten Wahrheit ist. — Damit soll das Individuum seine Wahrheit und seine Ueberzeugung nicht aufgeben; auch das von ihm Gefundene anderen Menschen nicht vorenthalten: aber es soll sich beim Mittheilen seiner Wahrheit keines anderen Mittels zu bedienen wagen, als der Ueberzeugung aus eigener Einsicht der Individuen.

Bei aller dieser Toleranz soll jedoch Jeder sein und bleiben: Intolerant gegen die Intoleranz! Die Intoleranz will das anders geartete Geistesindividuum mit seiner Geisteswelt vernichten. Kein Leben aber will, kann und darf (— es ist von Gott gesetzt! —) von anderem Leben sich selbst vernichten lassen. Darum bewußten Kampf gegen den blinden Kampf — gegen Fanatismus und Intoleranz! —

8) Um zu diesem Ziele zu gelangen, muß der Religionslehrer einerseits eine wahre Erkenntniß vom Wesen der Religion und ihren Organen im Menschengeiste, sowie eine Einsicht in die Entwicklung der kindlichen Natur besitzen, und andrerseits die entsprechenden religiösen Nahrungsmittel kennen und nach den Naturgesetzen zu verwerthen wissen.

a. **Kenntniß des Menschen und seiner Entwicklung:** das ist die erste Forderung an den Lehrer und Erzieher überhaupt, besonders aber an den Religionslehrer. Er muß den menschlichen Organismus in seiner zweiseitigen Erscheinung als Leib und Geist, und die gegenseitige Bedingung und Durchdringung dieser beiden Seiten kennen. Er muß

vor Allem einen Einblick in den Geistesorganismus des Menschen gewonnen haben, dadurch zum Verständniß der einzelnen Geistesvermögen unter einander, insbesondere der religiösen Thätigkeiten zu den übrigen geistigen Sinnen gelangt sein, und damit des Menschen wahres Wesen, daraus aber die Bestimmung desselben erkannt haben. Er muß dann weiter wissen, daß sich der Mensch von Innen heraus entwickelt; vorzüglich aber, wie im kindlichen Sein die Geistesorgane nach und nach zum Leben aufdämmern und nach Nahrung und Thätigkeit streben; er muß also auch die einzelnen Stationen der kindlichen Geistesentwicklung kennen. Dann nur wird er wissen, daß und wie der Kindesgeist frei wächst. Dann nur wird er erkennen, daß der Mensch auf jedem Stadium seiner Entwicklung Selbstzweck ist. Dann auch wird er mit seinem Religionsunterricht nicht blos **in** der Religion, sondern vor Allem **zur** Religion **hin** unterrichten. Er wird dann die religiösen Gefühle seines Zöglings nicht durch Gedächtnißarbeit (überhäuften Memorirstoff) tödten, und damit das Gegentheil von Dem thun, was er thun will, da es doch seine Absicht ist, die Religion in seinem Zöglinge zu wecken, nicht aber sie zu vernichten. Und eben so wird er seinen Zögling nicht, wie es Daub schön ausdrückt, zu einem Genossen seiner Kirchenpartei oder zu einem Gemeineglied dressiren. „Wenn er diese Dressur übt — so fährt der tiefe Denker fort — und ihm die Religionssätze und Meinungen seiner Kirche bis zu einer gewissen Fertigkeit und Geläufigkeit beizubringen strebt; so weiß er freilich wohl, was er will, aber er thut, oder weiß nicht, was er soll; sein Zweck ist dann, daß die Kirche seinen Lehrling als Mitglied, oder daß ihn der Staat als einen Blindgläubigen, nicht aber, daß sein Lehrling Religion, oder die Religion ihn habe. Religion ist nur durch und mit Selbstthätigkeit im Menschen vorhanden.“ Man verhilft dem Zöglinge nur zum Lebendigwerden seiner religiösen Gefühle, wenn man ihm je nach dessen Entwicklungsstandpunkte die religiösen Nahrungsmittel in naturentsprechender Qualität und Quantität reicht.

b. **Das religiöse Nahrungsmittel** ist Gott, und zwar (— da ihn der Mensch nicht anders fassen kann —) in seiner Offenbarung. Diese Offenbarung ist eine doppelte: Natur und Mensch, und zwar der Mensch in seiner Entwicklung als Menschheit, die wir Weltgeschichte nennen, wie in der Entwicklung des Einzelmenschen. Diese religiösen Nahrungsmittel müssen deshalb dem Zöglinge zugeführt werden.

A.) **Die Natur** d. i. der Inbegriff der durch die Sinne wahrnehmbaren, nicht von Menschen hervorgebrachten, ewig werdenden Dinge, — oder die Welt, das große organische und harmonische Ganze, in dem Gott waltet. „Die Welt ist eine Entdeckung der Ewigkeit in Gott,“ sagt J. Böhm. Die Welt ist das Gedanken- und Thatenreich Gottes. Sie besteht nur in und durch Gott, wie unsere Gedanken nur in und durch uns. Die Welt ist das Sichkundgeben Gottes. Gott ist das Herz und der Kern der Natur. Jegliche Creatur entspringt aus Gott und bleibt in Gott: wenn sie nicht in ihm bliebe, wäre sie nicht, — ein Nichts. In Gott urständen alle Dinge; aber kein Ding ist Gott, denn es gibt nur den Einen, der über allen Dingen ist, weil in ihm alle Dinge sind. —

Die Natur, die Welt zeigt Deinem Zöglinge Gott, — wenn Du dem Zöglinge Gott in der Natur zeigst. Denn nicht von selbst lebt sich Gott aus der Natur in den Menschen hinein. Der Gott im Menschen muß geweckt werden, und dieser muß dann in die Natur hinausgehen, um dort Gott zu finden und zu fühlen. Wer Gott nicht im Herzen hat, der sucht ihn auch in der Natur vergebens. Im wilden Sturm und im sanften Säuseln, in dem flammenden Lichte des Tages, wie in den funkelnden Sternen der Nacht, im Blüthenmeer des Frühlings, — in allen den Weltsynfonien, die das Leben aufführt und die aus dem Leben Dir entgegentönen: da zeige Gott! Und nicht allein in den nur einzelnen Aufzügen, die nur zuweilen in Scene gesetzt werden; — auch in den Gesetzen der Natur, die nichts anderes, als die Gedanken und Worte, die continuirlich fortlaufenden Thaten Gottes sind.

B.) Einen systematischen, zusammenhängenden Religions-Unterricht kann weder die Natur in ihrer Ganzheit und Lebendigkeit, noch die Naturwissenschaft mit ihren Experimenten, Regeln, Gesetzen 2c. geben. Ihrer wesentlichsten Seite nach sind die Naturwissenschaften vielmehr Nahrungsmittel für die Denkwelt; mit ihren großen Schauspielen aber tritt die Natur nur in Unterbrechungen vor das Menschenauge. So soll sie denn auch der Religionslehrer benutzen. Dagegen ist **die Geschichte** die Entwicklung und Erziehung der Menschheit durch Gott zu Gott; und wer dahinein einen Blick thut, vor dem löst sich das Ohngefähr in eine allweise Lenkung der Schicksale auf und das Schicksal selbst in eine Fügung der Gottweisheit. Die Historien sind — wie Luther sagt — nichts anderes, denn Anzeigung, Gedächtniß und Merkmal göttlicher Werke und Urtheile, wie Er die Welt, sonderlich die Menschen, erhält, regiert, hindert, fördert, strafet, ehret, nachdem ein Jeglicher verdient Gutes oder Böses. An den großen schöpferischen Persönlichkeiten, an der Entwicklung großer geschichtlicher Nationen, an dem großen Strome, in dem die Menschheit immer nach Vorwärts dem Meere der Gottheit zufließt: daran lasse, Erzieher, die religiösen Vermögen sich groß nähren.

Ein Volk aber ist es besonders, dessen Geschichte ein vorzüglichstes Nahrungsmittel für die religiösen Geistesvermögen ist, — das Volk, dessen Aufgabe in der Weltgeschichte die Ausarbeitung des Gottesbegriffes war: **das israelitische Volk.** Und Eine Geschichte ist es besonders, die den Geist zur Religion anregt, — die Geschichte des Mannes, der das lautere Wort Gottes war, das Gott den Menschen offenbart hat, damit sie dieselben Söhne Gottes seien, wenn sie Gott suchen, wie er: **die Geschichte Jesu Christi und seines Reiches,** das er als ein Reich der Freiheit und Gleichheit aller Menschen vor Gott gegründet hat. Die Geschichte dieses Einen Volkes und dieses Einzigen Menschen ist niedergelegt in dem Buche, das Alles in Gott schaut, alles Vergängliche nur als ein Gleichniß des Ewigen betrachtet und dem Endlichen seinen Werth nur nach der Beziehung desselben zum Unendlichen zuspricht: — in der Bibel. **Die Bibel** ist das höchste und tiefste Religionsbuch: in ihr ist deshalb auch die entsprechende Nahrung für den Religionsunterricht zu suchen und zu holen. Der Religions-

lehrer hat Schüler und Bibel mit einander zu vermählen. Der Religionsunterricht soll nichts anderes als Unterricht in und aus der Bibel sein. Die Bibel zeigt, was die Menschheit ist und was sie werden soll; sie zeigt aber auch dem Einzelmenschen, was er als Kind, als Jüngling, als Mann, als Greis ist, sein muß und nicht sein soll. Sie zeigt Dir Deine Gestalt, — wahr, unverfälscht. Sie zeigt Dir, was alle Tage in der Welt geschieht, was in Deinem Herzen vorgeht, was die anderen Menschen als Menschen denken und thun. Sie erzählt Dir nicht eine vergangene, sie erzählt die gegenwärtige Geschichte der Menschheit und des Einzelmenschen (weil sie ewige Wahrheiten darlegt; was aber ewig und was die Wahrheit ist, — die Wahrheit ist ewig, — das hat keine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft: es ist! wie die Gottheit selbst), wobei sie mit dem Anfange und mit dem Ende in der Ewigkeit Anker wirft. Freilich mußt Du, Erzieher, die Bibel verstehen, und deshalb für Deinen Zögling die Entwicklung des Reiches Gottes und die Stellung des Einzelmenschen in ihm klar darzustellen vermögen. Die biblische Geschichte ist die Religion in den anschaubaren Thaten Gottes, in lebendiger Entwicklung: sie ist das Wort Gottes als Geschichte, — in Hände und Füße, Herz und Kopf habenden Persönlichkeiten, — als Entwicklung der Geschichte Gottes in der Menschheit und der Menschheit in Gott. Für den ersten Religionsunterricht gibt es deshalb kein anderes Lehrmaterial, als die biblische Geschichte, auch alle späteren Nahrungsmittel für die religiösen Geistesvermögen müssen ihrem tiefsten Nahrungsgehalte nach aus der biblischen Geschichte genommen werden. Der Lehrer darf aber dabei nie vergessen, daß das Wissen dieser Geschichte nur von untergeordneter Bedeutung ist, daß vielmehr der Hauptzweck ist, durch sie im Kinde Religion zu wecken, es zu göttlichen Gesinnungen und Handlungen zu erregen. Darum muß sein Ziel sein, die Schüler lebendig bei den biblischen Geschichten zu betheiligen, sie in die Zustände, Begebenheiten 2c. 2c. mit hineinzuziehen, so daß ihr Gefühls- und Wollensleben auf- und niederwogt, je nachdem in der Geschichte das göttliche Leben im Freudenfeuer angezündet ist, oder je nachdem die Geschichte in dem schlammigen Fahrwasser der Sünde 2c. einhergeht. Mitleben soll das Kind die biblischen Geschichten, sei's daß schon in seiner eigenen Seele früher bewußt oder unbewußt vorhandene Begebenheiten sich zugetragen, die nun geweckt und nachgelebt werden, sei's daß in seinem inneren Leben neue Saiten durch die Geschichte angeschlagen werden, die jetzt zuerst anklingen, um immer weiter in seine Zukunft hineinzuklingen, also Geschichten, welche das Kind in Lagen führen, die es in diesen Geschichten vorlebt d. h. auf seinem Entwicklungsstandpunkte vorleben kann. Der Lehrer erreicht dieses Ziel, wenn jede Geschichte in ihm selbst lebt d. i. wenn er des Inhaltes und des Stoffes vollständig Meister ist, wenn er in seinem Innern die Geschichte wirklich reproducirt, und wenn er dann im Wort durch Schilderung der äußeren Umstände, unter denen sich die Begebenheit zutrug, und der inneren Verhältnisse, unter denen die Vorgänge derselben auftraten, die Geschichte noch einmal vor seinen Zuhörern sich ereignen läßt. Versteht er daneben die biblischen Erzählungen

weder zu knapp zu fassen, noch durch Breite zu verwässern, und stellt er dabei (was absolut nothwendig ist) den Kindern eine Karte von Palästina und das entsprechende Bild von Schnorr zur Ansicht und Einsicht vor; so werden diese aus der biblischen Geschichte selbst die sittlichreligiösen Wahrheiten herausschöpfen, ohne daß weitschichtige Nutzanwendungen gemacht, breite Bettelsuppen gekocht zu werden brauchen. Fühlt sich der Lehrer dennoch bewogen, solche einzelne Anwendungen für's Leben einzuflechten und hervorzuheben, so hüte er sich, daß er das Bibelwort nicht verdunkelt, statt es zu erhellen, — daß er das Großartige desselben nach Form und Inhalt nicht durch seine Salbadereien entkräftet, — daß er nicht Fremdartiges in die Erzählung hineinzieht und je nach seinem theologischen Standpunkte z. B. Jagd auf sogenannte Glaubens- oder Sittenlehren macht, so daß er dabei Goethes Wort zur Ausführung bringt: „Im Auslegen seid munter; legt ihr's nicht aus, so legt ihr's drunter." Nur die Hauptsachen d. i. die Gedanken, Ausdrücke, Gebräuche, Gegenstände, deren Sinn den Kindern nicht klar und deutlich ohne Erklärung sein kann, soll der Lehrer erklären; aber bei diesen Erklärungen soll er Vieles in Weniges zusammenfassen; — er soll bei und mit ihnen belehren über Gott und göttliche Dinge, ermahnen und warnen, um den Willen zu regeln und die Handlungen auf das Gute zu richten, beruhigen und trösten, um die Furcht aus dem Gemüthe zu entfernen und die Hoffnung zum Leitstern im Leben zu erheben, — aber wo möglich durch die Geschichte selbst. Das erreicht er, wenn er zuerst die jedesmalige biblische Geschichte so gruppirt, daß der Hauptgedanke äußerlich in der Erzählung und innerlich, dem Gedankengange nach, in den Mittelpunkt tritt. Hat er auf diesem Wege die Geschichte vorerzählt, so zergliedert er durch Fragen zunächst die Sätze, dann aber den Inhalt; wobei seine Aufgabe ist, die sittliche Urtheilskraft der Zöglinge zu entwickeln, das Gewissen derselben zu stärken. Er lasse von ihnen finden, ob das von der biblischen Persönlichkeit inne gehaltene Thun ein frommes oder unfrommes genannt werden müsse, ob es mit den göttlichen Geboten übereinstimme oder nicht; er steige mit ihnen in ihr eigenes Innere hinein und suche die Keime auf, welche von diesem Innern aus zu solchen Handlungen ꝛc. emporwachsen können ꝛc. Hüte Dich aber, Erzieher, die Dir Anvertrauten zum Splitterrichten ihrer Nebenmenschen zu erziehen! — Nun erst, nachdem auf diese Weise die biblischen Geschichten vom Lehrer erzählt und analysirt sind, erzählen die Schüler die Geschichte nach. Aber kein wörtliches Auswendiglernen und kein wörtliches Wiedererzählen! Das dressirt und mechanisirt den Geist der Kinder, statt ihn organisch zu entwickeln; — das macht geistig unselbstständig und unselbstthätig, statt durch Selbstthätigkeit zur Selbstständigkeit — auch auf dem Gebiete des Religionsunterrichtes — zu erheben! —

Welche biblischen Geschichten in den Geist des Kindes hineingelebt werden sollen? Alle, welche irgend eine Seite des religiössittlichen Lebens im Kinde anschlagen. Alle auch, welche irgend einen Schritt und irgend einen Höhepunkt in der großen göttlichen Geschichte von der Schöpfung des Menschen nach seinem Ebenbilde bis zur Emporhebung des Menschen zu Gott durch den Geist nach Vorwärts andeuten.

Damit ist zugleich das Princip angegeben, nach dem **das Bibellesen** in der Schule (das nur erst bei den geistig vorgeschrittenen Kindern eintreten darf) getrieben werden soll. Es ist mit der biblischen Geschichte auf's Innigste zu verschmelzen und hat sich auf diejenigen Stellen und Abschnitte der Bibel zu beziehen, welche das Denken, Fühlen und Wollen des Zöglings erweitern, also auf diejenigen, welche eine wahrhaft religiöse Wahrheit aussprechen, welche warnen oder ermuntern, welche demüthigen und erheben; besonders auch diejenigen, welche die weise und liebreiche Erziehung des Menschengeschlechtes durch die Gottheit übersichtlich darstellen, welche die Allgegenwart Gottes hervorheben: dahin gehören eine Auswahl der Psalmen, eine Auswahl aus den Sprüchen, aus Hiob, besonders aber die vier Evangelien, Stücke aus dem 1. Korintherbriefe und, wo und wann die geistige Kraft der Schüler und Lehrer ausreicht, der Römerbrief. **Nicht gelesen** werden alle Stellen und Bücher der Bibel, die nicht unmittelbar in das Glaubensleben des Zöglings einzugreifen vermögen, — alle Namens- und Geschlechteraufzählungen; alle Stellen, die nur das Aeußere des jüdischen Volkslebens behandeln; alle Erzählungen unsittlicher Handlungen, bei denen nicht die Strafen auf dem Fuße folgen; alle Aussprüche, über deren Verständniß sich die Theologen noch nicht geeinigt haben; alle Kapitel und Verse, welche den einfachen keuschen Sinn des Kindes verletzen oder den geringsten Reiz zur Aufwachung von Begierden geben könnten. — Was gelesen wird, soll nicht zur Leseübung dienen, sondern zur Erhebung und Erbauung — mit frommem Ernst, mit sinnigem Nachdenken, — mit stetem Hinblick auf des Kindes eigenes Leben, so daß es sich gewöhnt, Alles, was es in der Bibel liest, auf sich anzuwenden. — Bei der Lectüre Erklärung des sprachlichen Ausdruckes und des inneren Sinnes; und zugleich das Nothwendige aus der Geographie des jüdischen Landes (— nicht statistische Notizen, sondern ein lebendiges Bild von der Gestaltung des Landes und von seinen Bewohnern, von ihren politischen, religiösen und häuslichen Einrichtungen 2c. —), sowie das Wissenswürdigste über die Verfasser, den Inhalt und den Zweck der Bücher, aus denen gelesen wird, so daß die Schüler Fragen zu beantworten wissen, wie z. B.: Wo steht die Geschichte Josephs, — wo die Geburt Mosis, — wo die zehn Gebote, — wo die Bergpredigt, — wo das Unser Vater, — wo die letzten Reden Jesu und das hohepriesterliche Gebet, — wo der Siegeshymnus der Liebe von Paulus? 2c. 2c. — —

Dadurch, daß die Schule den Religionsunterricht auf die biblische Geschichte gründet, erhält sie zugleich das objectivste System der Religion selbst. Denn die organische Entwicklung dieser Geschichte läßt sich nicht nach subjectiven Ansichten modeln, und weist deshalb sowohl den theologischen Orthodoxismus zurück, der keine Entwicklung der Offenbarung anerkennt, sondern dieselbe auf bestimmte Punkte der Vergangenheit fixirt, wie auch den einseitigen Rationalismus, der keinen Sinn für geschichtliche Entwicklung hat und darum die Vergangenheit mit seinem gegenwärtigen subjectiven Verstande, die Gegenwart als Elle, mißt. Der Religionslehrer muß einen historischen Sinn haben und bei Auffassung der Bibel und ihrer Geschichte stets festhalten, daß hier

nicht ein Lehrbuch der Physik, der Geologie ꝛc., auch nicht ein Compendium der Weltgeschichte, sondern eine religionsgeschichtliche Darstellung vom Verhältniß Gottes zum Menschen und des Menschen zu Gott gegeben werden soll, daß aber die Darsteller dieser Geschichte, weil sie keine philosophischen abstracten Gedanken producirten, aus ihren eigenen Anschauungen und aus der Anschauung ihrer Zeit heraus durch ihr Wissen von der Natur ꝛc. dieses gottmenschliche Verhältniß erläuterten. Das eigentlich Wissenschaftliche und blos Historische der Bibel darf darum nicht für alle Zeiten Norm und Maßstab der Wissenschaft sein. Vielmehr ist alles Wissenschaftliche und Dogmatische in der Bibel (im Gegensatz zum Reinreligiösen) entwicklungsfähig und entwicklungsbedürftig, flüssig, veränderlich, werdend wie der Menschengeist. Weiterhin ist zu betonen, was Bunsen erwähnt, daß die Bibel in semitischer Anschauungsform die religiösen Wahrheiten darstellt, und daß wir nur dann zu dem unserem Geistesleben entsprechenden Verständniß gelangen, wenn wir uns diese Form in's Japhetische übersetzen. Das heißt: Statt der Producte des Vergleichungsvermögens, des Centrums im Geiste der Semiten, und des daraus hervorgehenden Schließens und Beweisens, sowie der daraus entspringenden Neigung zum Symbolisiren nach Analogien, — treten bei uns neben dem Vergleichungs-, das Unterscheidungs- und Causalitätsvermögen und mit ihnen die Beobachtungssinne bei Begründung unserer religiösen Weltanschauung, in den Vordergrund der Geistesthätigkeit und den Schluß und Beweis nach Analogien verdrängt deshalb bei unserem Denken die Induction und Deduction. Für den Semiten **ist** die Wahrheit; für den Germanen **wird** die Wahrheit. Bei den Semiten überwiegen die Abhängigkeitsgefühle; bei den Germanen das Selbstgefühl. Bei den Semiten herrscht in der Religion Substantialismus und auf staatlichem Gebiete Despotismus, — bei den Germanen Individualismus, Persönlichkeits- und Freiheitsgefühl. Der Semite verkehrt unmittelbar mit seinem Gott: Gott erscheint ihm, greift für ihn willkürlich in die Weltgeschichte ein; — der Germane steht mittelbar mit seinem Gott in Verkehr: Die Welt- und Menschengesetze, als die von der göttlichen Freiheit gesetzten unabänderlichen, in seinem Sein begründeten und darum aus ihm mit Nothwendigkeit hervorgehenden Lebensacte Gottes, sind, nach germanischer Anschauung, die Sprache und die Vernunft Gottes, welche der Einzelne außer sich und in sich vernimmt, die aber keine Durchlöcherung mittelst spezifisch sogenannter Wunder duldet.

Von hier aus erhält der Lehrer den richtigen Standpunkt bei Behandlung der **Wundergeschichten** in und nach der Bibel. Es ist der semitischen Anschauung eigenthümlich, alle endlichen Vermittlungen zwischen Gott und Welt, zwischen Gott und Menschheit, zwischen Gott und Einzelmenschen zu überspringen, und den Menschen unmittelbar mit Gott in Beziehung zu setzen: das ist der Gesichtspunkt, von dem aus alle biblischen Geschichten zu erzählen sind. Er tritt in den Darstellungen der Wunder nur am Eclatantesten hervor. — Von dieser Erkenntniß aus würde es deshalb ganz falsch sein, wenn der Lehrer bei Erzählung der biblischen Wundergeschichten die Kinder mit breitspurigen

Phraseologien von der die Naturgesetze durchbrechenden Macht rc. Gottes speisen wollte: die großen Wunder, die täglich und fortdauernd in der Natur und in und am Menschen geschehen, erheben den Kindesgeist viel tiefer in das göttliche Geisterreich, als die kleinen Wunder, die uns als im jüdischen Lande einstmals geschehen erzählt werden. Eben so falsch aber wäre es, wenn er nach altrationalistischer Manier die Wunder, welche in der Bibel wirklich als solche erzählt werden, in natürliche Begebenheiten aufzulösen versuchte: die Wissenschaft hat längst die Nichtigkeit dieses Standpunktes nachgewiesen, der einerseits einen gänzlichen Mangel an geschichtlichem Sinn verräth, indem er seine d. i. die Verstandesanschauung von Menschen des 19. Jahrhunderts in die Zeit hineinträgt, in welcher das Christenthum entstand, und der andrerseits auf einer totalen Unkenntniß des kindlichen Geisteslebens beruht. Wenn Du an Deinen Schülern das Wort Goethes: „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind" bewahrheitet findest und siehst, wie sie bei der Erzählung eines Mährchen's nicht einmal fragen: „Ist's wahr?", und wie selbst der Gymnasiast in den Sagen der Mythologie lebt, als ob sie heute vor seinen Augen geschehen: wirst Du es wagen, das schönblumige Leben des alten und des neuen Testamentes vor Deinen Schülern zu zerpflücken, um nach Beraubung aller Schönheit, die Gott gemacht hat, zu zeigen, wie das ganze wundervolle Werk aus nichts als aus Blättern und Befruchtungswerkzeugen besteht? In diesem Sinne habe ich in meinem „Buch der Erziehung" gesagt: Beuge Dich, Erzieher, vor den großartigen Anschauungen der Bibel: der Volksschulmeister soll in seiner Schule kein Reformator der Religion sein und nicht das Kind mit seiner subjectiven Weisheit und mit seinen subjectiven Kritiken belasten, die wohl für den einzelnen Schulmeister Wahrheit sein können, aber doch darum noch nicht im Weltensturme für den Menschen Stand halten. Weißt Du denn, wie lange Deine „Reflections-Wahrheit", die Du durch den Verstand erlangt hast, bei Dir und für Dich aushält, und ob sie nicht morgen von einem schärferen Verstande umgeworfen wird und Du aus Verstandesgründen gezwungen bist, dieser neuen Verstandeswahrheit zuzuschwören? Und was wird nun aus Deinem Zöglinge, den Du gestern noch an der Hand hattest, der aber heute für immer von Dir weg in die Welt gegangen ist und der nun mit Deiner gestrigen Wahrheit, die heute eine Unwahrheit für Dich ist, sein ganzes Leben hindurch wandert? Die christliche Religion ist nicht Meinen von sich mit dem Winde ändernden Meinungen; sie ist Glaube an das Ewigwahre, an die Gott-Menschheit des Menschen. Und von diesem Glauben geht alles wahre Wissen erst aus und zu ihm geht alles wahre Wissen erst hin. Geibel:

> Studire nur und raste nie,
> Du kommst nicht weit mit Deinen Schlüssen;
> Das ist das Ende der Philosophie,
> Zu wissen, daß wir glauben müssen.

Doch nur der Kern, das Religiöse, ist das Wesenhafte und Ewige; nicht die Schale, das Theologische. Halte Dich an den Kern: der Kern widerspricht nicht der Denkwelt;

er harmonirt mit ihr. Denkwelt und Gefühlswelt, so selbstständig auch jede für sich sein mag; widersprechen — können, dürfen sie sich nicht; es müßte sonst sich Gott widersprechen, und es ginge, falls sie mit einander von Natur in nicht zu einenden Gegensatz gestellt wären, ein Widerspruch durch das Werk der Schöpfung. Wohl kann das Gefühl noch zu Resultaten gelangen, die der im Endlichen, in Raum und Zeit lebende Verstand nicht begreift; immer aber dürfen diese nur über das Denken hinaus, nicht gegen die Denkresultate gehen. Und so ist die Religion allerdings ein eigenthümliches Gebiet, das im Gefühl gründet; aber nicht können und dürfen ihre Resultate, und auch nicht der Religions*wissenschaft*, dem Denken widersprechen. — Der Religionslehrer hat sich bei seinem Unterricht in der Volksschule auf den *pädagogischen Standpunkt* zu stellen, und auf diesem stehend, auch bei den Wundererzählungen zu fragen, ob sie geeignet sind, die religiöse Anlage im Kinde zu entwickeln. Darum hat er sich bei den heiligen Poesien der Wunder den Fragen der Kritik gegenüber, ob diese sich so oder anders in der Wirklichkeit zugetragen haben und wie viel **historische Wahrheit** ihnen zu Grunde liegt, indifferent zu verhalten. Er hat vielmehr bei der Erzählung derselben **die ewige Wahrheit** hervorzuheben, die ihnen zu Grunde liegt. Darum soll er dabei nie die objective Seite derselben, die Verneinung der Naturgesetze, betonen. Die Darstellung in der Bibel weist selbst auf diese Forderung hin, indem stets *der Glaube*, die Hingabe an das Göttliche, als Grundbedingung, als Ausgangs- und Zielpunkt des Wunders hingestellt wird. *Das ethische Leben des Schülers* soll eben so, wie bei den Parabeln, beim Darstellen der Wunder und durch dieselben gefördert werden. Darum muß Das bei und in ihnen hervorgehoben werden, was der sittlichreligiöse Kern ist: bei den Heilungen des Dämonischen, der Gelähmten, Aussätzigen und Blinden, der verdorrten Hand, des Wassersüchtigen 2c.: Die Macht der von Gott getragenen, erbarmenden Heilandsliebe; — die Heilung der Blutflüssigen, der Hauptmann von Capernaum, der königliche Beamte: Die Kraft des Glaubens an das Göttliche, wie sie Krankheiten des Leibes und Geistes überwindet, oder wie sie von Gott (der Hauptmann) unbedingte Hülfe erwartet; — die Todtenauferweckungen: Christus hat — aus und mit Liebe — dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht; auch die Bewahrheitung von Christi Wort: Ich bin die Auferstehung und das Leben; — Jesus stillet das Meer: Wo der Herr nicht ist und gebietet, da wogen die Begierden und Leidenschaften im Menschen gleich den ungestümen Wellen des Meeres; wo er als Sonne das Menschenleben durchleuchtet, wohnt die gottvertrauende Seelenruhe; — Jesus wandelt auf dem Meere: Die Liebe, welche keine Gefahr scheut, um die Geliebten zu retten (Jesus, der kommt, wo die Seinen auf dem Lebensschiff Noth leiden), und der Glaube (Petrus), der so lange auf den Wellen des Lebens nicht untersinkt, so lange er seinen Blick nicht vom Herrn wegwendet; — die Speisungen von Tausenden in der Wüste mit wenigen Broten und Fischen und mit den vielen Ueberbleibseln: Wer mit den geringsten äußeren Hülfsmitteln muthig daran geht, um leibliches Elend (Hunger) zu mildern, weil er aus dem unerschöpflichen Borne der Liebe schöpft und weil er

aber mit abstracten Beweisen den Glauben geben, nicht durch äußere Beweggründe zur Tugend leiten, nicht durch Verstandes-Gründe Trost bringen wollen. Religiöse Ergüsse, durch das Wissen geläuterte Resultate des Glaubens, Geistesleben in Gott hinein und aus Gott heraus — müssen die religiösen Dichtungen zum Inhalt haben, wenn sie die Schule in ihren Religionsunterricht hereinziehen soll. Also wirkliche „Kernlieder", der religiösen Begeisterung entsprungen, — nicht zurechtgestutzte und modernisirte, aber auch nicht solche, welche den ästhetischen Forderungen widersprechen und deren Sprache den Schülern unverständlich ist, weil sie einem längst überwundenen Standpunkte in der Sprachentwicklung angehören, so wie nicht einseitig einer Zeit entsprossene allein, sondern die vom Gottesgeist im Menschengeist erzeugten aller Zeiten; — mit ihnen verknüpft die Charakteristik der vorzüglichsten Kirchenliederdichter. Der Geist, nicht das Alter des Liedes (zu empfehlen: Julius Hammer, Leben und Heimath in Gott) müssen der Leiter bei der Wahl des Liedes sein. — Und irgend eine Seite des göttlichmenschlichen Religionsprozesses, der religiösen Psychologie, einen großen ethischen Gedanken müssen die Bibelverse enthalten, welche Stützen des religiösen Glaubens sein sollen. Mit einem solchen Spruche soll jede einzelne biblische Geschichte in ihrem Grundgedanken aufgefaßt und dargestellt werden: es muß aber solcher Bibelspruch auch wirklich den Grundgedanken der Geschichte enthalten; nur nicht einen Spruch mit Haaren heranziehen, — lieber gar keinen, als einen verfehlten. — Von derartigen Liedern und Sprüchen, die beim Religionsunterricht zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung und zur Züchtigung in der Gerechtigkeit angewendet werden, sollen dann die allerwichtigsten dem Gedächtniß der Jugend so fest (durch stetes, auf den verschiedenen Entwicklungsstufen immer wieder auftretendes Repetiren und Hineinziehen in den Religionsunterricht) anvertraut werden, daß sie für den Menschen Begleiter durchs Leben bleiben und Hinüberleiter aus der Zeit in die Ewigkeit werden. Um Beidem (— den Liedern wie den Sprüchen —) diese Festigkeit im Geiste der Zöglinge zu geben, muß sie der Erzieher denselben durch seine Behandlung lieb machen: er muß selbst an sie glauben, in ihnen leben, aus seinem Leben heraus sie vorlesen und so sie erklären, daß er sie zwar auch sprachlich (Wort- und Satzstellung) analysirt, und dadurch das Verständniß der Wörter und des Inhaltes im Allgemeinen vermittelt, dabei aber nie breitspurig und nie zum Sprachlehrer wird, — daß von ihrem Hauptgedanken aus alle einzelnen Theile Licht erhalten und die Schüler in den Geist des Liedes und Spruches eingeführt werden. — Zur innigen Aneignung der religiösen Dichtungen wird der Gesang derselben nicht wenig beitragen. Denn wenn große religiöse Lieder an sich schon von der Erde zum Himmel emportragen; so erfassen sie das Menschengemüth mit unwiderstehlicher Gewalt und greifen sie ichvernichtend ein, wenn mittelst ihrer viele Stimmen sich vereinen wie zu Einer Stimme, um zu loben und sich zu einen mit dem Einen. Darum sollen die Religionsstunden und nicht sie allein, — sollen die alltäglichen Schulstunden mit dem Gesange eines religiösen Liedes (— dieser Gesang darf nicht als Singübung betrachtet werden: „wer zu ihm den Tact schlagen kann, dem fehlt es

an Tact eben so sehr, als dem, in dessen Schule der Gesang am Anfange und Ende der Stunden in einen Wettkampf ausartet, bei welchem die Schüler sich im Schreien überbieten" —) beginnen, deren Ende das Gebet ist.

Das Gebet ist Losgelassensein der Seele von der Erde, um in Gott zu sein, — In=Gott=Leben, — Anfang, Mitte und Ende der Religion. Im Gebet wird das wahre Wesen des Menschen im Menschen — Gott — lebendig, leibhaftig. Im Gebet steht Gott im Menschen auf und geht der Mensch in Gott unter. Im Gebet erfaßt Du ihn und hast Du ihn. Im Gebet ergreift er auch Dich. Darum muß und will er Dein Gebet erhören, wenn es ein wahres, dem Wesen des Menschen und dem Wesen Gottes entsprechendes Gebet ist: dieses Bewußtsein des Betenden im Gebet belebt den Geist mit neuem Leben, klärt das Denken, läutert das Gefühl, kräftigt den Willen. Wie einerseits das Gebet eine Wendung und einen inneren Vorgang in Gott erzeugen muß, weil es für ihn ein innerer Act, ein Vorgang in ihm, Etwas, das in ihm wirkt, ist, da der Betende in Gott lebt und webt und ist; so wandelt es andrerseits den inneren Menschen um und gibt ihm Kraft zum Kampf für's Dasein. Das Gebet ist das Herz der Religion. — Darum ist auch das Gebet für die Schule das wichtigste religiöse Erziehungsmittel. Zu diesem Erziehungsmittel wird es jedoch nur, wenn es aus dem Herzen des Betenden kommt, denn nur was aus dem Herzen kommt, das geht zum Herzen, — wenn es von der Wahrheit und Wahrhaftigkeit, von der innersten Ueberzeugung dictirt und kein Lippengebet ist, — wenn es sich nicht in Wortschwall ergeht, sondern wenn es in einfachen, kurzen, (je jünger die Kinder, um so kürzer die Gebete), schlagenden Worten vor Gott tritt, denn lange, weitschichtige Gebete zerstreuen das Kind, anstatt es zu sammeln und machen das Gebet für dasselbe zu einem rein Aeußerlichen, während es doch das Innerlichste von allem Innerlichen, das Sichsammeln in dem ewigen Grunde alles Daseins, sein soll. Am Meisten hat man sich zu hüten, daß das Gebet nicht eine bloße Uebung im Gesetz, — Pharisäismus, statutarische Formel wird. Darum muß das Beten in der Schule der Regel nach Aufgabe des Lehrers sein, denn er nur kann die gestellte Aufgabe lösen, — und er löst sie nur dann, wenn sein Beten aus seinem Innersten herausströmt, sei's daß er es zu improvisiren vermag, sei's daß er sich dazu vorbereitet hat. Nur kein Ablesen! Ablesen des Gebetes ist eine Entweihung des Gebetes. Nur keine Künstelei: Einfachheit ist das Kriterium der Wahrheit und Gesundheit. Nur nicht immer dieselben Worte: Worteplappern, Gewohnheit im Beten ist Vernichtung des Gebets. Beten kann nur, wer in Gott lebt, wer Gott liebt: Beten ist dieses Leben und Lieben. Bete: Ich will dem Herrn dienen. Bete: Nimm Deinen heiligen Geist nicht von mir. Bete: Ich will mein Leben unter die Herrschaft der Liebe stellen. Bete: Ich will vor Allem nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten. Bete: Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe. Bete das Gebet aller Gebete; denn von ihm sagt Luther: „Das Vater Unser, weil es vom Herrn den Ursprung hat, ist ohne Zweifel das höchste, edelste und

des ewigen Segens gewiß ist, dem hört der Vorrath nie auf, er verdoppelt sich vielmehr im Geben und an die Stelle des Mangels tritt Ueberfluß; — die Hochzeit zu Kana und die Verwandlung des Wassers in Wein: Ein Bild von der Hochzeit des Seelenbräutigams mit der Menschheit, bei der nicht Entsagung und Entbehrung, sondern Freude und volle geistige Genüge sein und das Endliche (Verwandlung des Wassers in eine werthvollere Substanz) in's Ewige umgewandelt werden soll; oder: Das Wasser als Element und Symbol des Täufers, der Wein der hohe Vorzug des Messias vor seinem Vorläufer, die Verwandlung des Wassers in Wein der Uebergang und Fortschritt von der Vorbereitungsstufe des Täufers zur Epoche der messianischen Thätigkeit und Herrlichkeit, die Hochzeit das messianische Hochzeitmahl, auf dem der Messias der Bräutigam, welcher die Gäste mit der Fülle seiner Gaben bewirthet und es an nichts, was zur Freude gehört, fehlen läßt. — So sind also die Wunder großartige, plastisch dargestellte Parabeln und Typen. Und so und nicht anders sollen die Kinder sie anzusehen sich gewöhnen. Man fragt bei der Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus nicht, ob sie wörtlich historisch dargestellt ist, sondern was Christus für eine Wahrheit in und mit ihr hat ausdrücken wollen. So soll der Religionslehrer bei den Wundern nicht nach ihrer historischen, sondern nach ihrer ewigen Wahrheit fragen. Wie würde man Den nennen, der die wunderschöne Tragödie Shakespeare's „Romeo und Julia“ in Aufführung geschaut hätte, und der dann am Schluß, wo alle anderen Zuschauer entzückt von der großen Idee der Liebe und tragisch erschüttert von der Macht der Sittlichkeit, die nicht eine Idee gegenüber allen andern (hier die Idee der Liebe gegenüber der Idee der Familie und ihres Rechtes) sich gewaltsam Bahn brechen läßt, — kalt und kritisch fragen würde, ob denn die Geschichte von Romeo und Julia auch so historisch geschehen wäre, wie sie der Dichter dargestellt hat? — — —

c. **Eine zusammenhängende christliche Lehre** ist der Abschluß des Religionsunterrichtes in der Schule. Sie wird je nach den verschiedenen Schulen und je nach den verschiedenen Bildungsstufen der Schüler mehr oder weniger tief und weit dargestellt werden können. In welchen Schulen und vor welchen Schülern sie aber auch vorgetragen werden mag: immer hat sie die biblische Geschichte als Grundlage zu bewahren und darum immer (— auf die großen Entwicklungsphasen derselben gestützt —) abzuhandeln: Gott als Schöpfer der Welt und des Menschen (dabei das Wesen Gottes und des Menschen Entwicklung), Gott als Gesetzgeber (dabei die Gebote), und Gott als Vater, der sich in Christus als die Liebe offenbart und damit dem Menschen seine Lebensaufgabe in dem Gottleben der Liebe stellt. Nie aber darf zu zeitig mit der Systematisirung angefangen werden: erst muß mit der rein biblischen Geschichte eine tüchtige Grundlage gelegt sein, ehe die Religionslehre in systematischer, in Begriffs-Form voranstehen und die biblischen Geschichten nur als Exempel herangezogen werden können. Etwa aber biblischen Geschichtsunterricht, und die christlichen Lehren im Zusammenhange vortragenden, besonderen Religionsunterricht **neben** einander geben zu wollen, verstößt gegen eines der wichtig-

sten pädagogischen Gesetze, welches verlangt, daß man die Unterrichtsgegenstände möglichst nach einander, in keinem Falle aber in **einem** Unterrichtsobject verschiedene Zweige neben einander legen darf.

Der Confirmandenunterricht hat je nach der Confession rc. den entsprechenden Katechismusunterricht zu übernehmen. Er unterscheidet sich vom Schulunterricht in der Religion wesentlich dadurch, daß in ihm neben dem „erbaulichen" das systematische, besonders das **dogmatische** Element vorherrscht, während jener wesentlich ein pädagogischer ist, der seine Wahrheiten nach den Gesetzen der Anthropologie an den Kindesgeist bringt. Der Religionsunterricht in der Schule fragt zuerst: Wie weit ist der Geist des Kindes entwickelt und welche religiösen Wahrheiten und in welcher Form kann er auf dieser Entwicklungsstufe, auf der er sich gerade befindet, dieselben aufnehmen. Der Confirmandenunterricht fragt zuerst: Welches sind die Lehren der Kirche, die ein Kind kennen muß, um zur Confirmation hinzugelassen zu werden. — Doch stehen sich Schule und Kirche in ihrem Religionsunterricht nicht extrem gegenüber. Wenn die Schule ihre Zöglinge wahrhaft religiös unterrichtet hat, sind sie mit dem 14. Lebensjahre so weit entwickelt, daß sie die dogmatischen Lehren z. B. die Erklärungen Luthers zu den Hauptstücken geistig zu verarbeiten vermögen: die Hauptstücke selbst haben sie bereits in der Schule dem Gedächtniß fest einverleibt und zugleich ein Verständniß derselben, ihrem geistigen Entwicklungsstandpunkte entsprechend, erlangt. Und wenn der Geistliche seine Confirmanden im Katechismus d. i. in den Lehren der Confession, zu der er mit seinen Hörern sich bekennt, so unterrichtet, daß er denselben nicht in magere Begriffsbestimmungen zerreißt, und den Geist des Kindes nicht mit Memorirübungen überfluthet, sondern die vorgetragenen Lehren mit der Bibel belebt, die einzelnen Sätze und Satzungen mit Bibelabschnitten durchwebt, und dadurch Gefühl und Willen seiner Katechumenen mit der Begeisterung zum Ewigen erfüllt, dabei aber nie fanatisch die Confession über das Christenthum stellt — (— etwaigen fanatischen Dogmatismus würden die in obigem Schulreligiosunterricht entwickelten Zöglinge nicht vertragen —), sondern dieselbe nur als ein Glied in dem großen Organismus der Religion darstellt: so genügt er mit den von der Kirche an ihn gestellten Forderungen zugleich den psychologischen Gesetzen. —

In den religiösen Unterricht sind die entsprechenden **Bibelverse** und **religiösen Lieder** einzufügen. Von beiden sind diejenigen für den Religionsunterricht auszuwählen, die nicht theologisiren und Dogmatik in Poesie oder in Prosa, in gebundener oder ungebundener Rede treiben, — die nicht blos beweisen, sondern die zugleich erheben d. i. in Gott hineinheben, — die nicht Begriffserklärungen, sondern Gemüthserregungen entfalten, — die zum Guten begeistern und vor dem Bösen warnen, sowie das gebeugte Gemüth beruhigen und trösten, — die Dem, der den rechten Weg von der Erde zum Himmel verloren hat, oder der am Kreuzwege steht und nicht weiß, wohin, zeigen, wo er gehen muß; nicht

beste Gebet. Denn hätte er ein besseres gewußt der fromme, treue Schulmeister, er würde es uns gelehret haben. Es ist eine Mauer und Wall der Kirche, eine starke Waffe aller gottseligen Christen, ein Gebet über alle Gebete. Das Vaterunser bindet die Leute zusammen und in einander, daß Einer für den Andern und mit dem Andern betet, und macht stark und gewaltig, daß es auch den Tod vertreibt." Also: Wärme, Kürze, Inbrunst, Andacht — so das Gebet, das der Lehrer betet. Er vergesse nie, daß seine Gebete Mustergebete sein müssen, an denen seine Schüler beten lernen sollen, denn beten lernt das Kind nur, wenn es beten sieht und hört, und es lernt so beten, wie es beten sieht und hört. Daneben gebe man den Schülern — doch nur erst dann, wenn Gott lebendig in ihnen ist — zuweilen ein Gebet, das sie dem Gedächtniß anvertrauen sollen. Es ist solches Lernen eines Gebetes nur ein Nothbehelf, weil dem Kinde noch die Worte fehlen, um seine Gefühle zur Sprache zu bringen. Aber es ist doch ein Anregungsmittel, durch das im Kinde das Gebet aus dem Herzen erregt wird, indem es durch das Einlernen auf die rechte Art und auf den rechten Inhalt eines Gebetes aufmerksam gemacht wird. Ein solches Gebet, das die Kinder auswendig lernen, darf deshalb aber auch nicht allgemeine Bitten vortragen, die dem innern Leben des Kindes noch fern liegen — wie soll es diese aus dem Herzen vom Herzen beten? Das Gebet muß dem Kinde seine eigenen geistigen Bedürfnisse zum Bewußtsein bringen und diese vor Gott aussprechen. Und wenn das auch die Gebete des Lehrers thun: so erfüllt er bei seinem Unterricht im Gebet die Gesetze der Pädagogik.

6) **Die Methode** beim Unterricht ist je nach dem Stoffe, der behandelt wird und je nach dem Entwicklungsstandpunkte des Kindes mehr akroamatisch oder mehr heuristisch. **Die akroamatische Lehrform** ist die Unterlage beim Relionsunterricht: ohne vorhergegangene Lehre fragen und entwickeln wollen, ruht auf Mißverständniß der kindlichen Natur. Denn wenn auch der Glaubensinhalt der Anlage nach im Kinde liegt, so hindert doch schon die Sprache, daß es denselben aus sich heraus zu produciren vermöchte, abgesehen von dem allergrößten Hinderniß, daß das Kind noch kein Denker ist. Darum sind die sogenannten vielgerühmten synthetischen Katechesen, denen nicht vorher durch Lehren eine Unterlage gegeben ist, oft nichts anderes, als Taschenspielerkünste, indem die Kinder nur Das antworten, was ihnen so eben in den Mund gelegt ist. Das Kind muß die religiösen Gefühle, die in ihm traumartig weben, erst durch äußere und innere Anschauung zu klaren Vorstellungen und durch Zergliederungen eines gegebenen Stoffes, durch Auflösung des Ganzen in seine Theile, zu deutlicher Erkenntniß bringen. Ist dieses durch lehrendes Fragen geschehen, so soll zur **heuristischen Methode**, zum **Entwickeln** hinaufgestiegen werden, wobei der Lehrer von Dem, was dem Schüler bereits bekannt ist, ausgeht: es soll mit den Vorkenntnissen begonnen werden, welche der aufzufindenden Wahrheit am Nächsten liegen; — weiter dann vom Bekannten durch Fragen zum Auffinden des Unbekannten; — sodann zur Aufsuchung der einzelnen Bestandtheile des religiösen Begriffes; — hiernach zur Wiedervereinigung der gefundenen Glieder in ein organisches Ganzes, das zuletzt den ihm

entsprechenden Namen erhält. So, aber auch nur so wird der Schüler mittelst der Entwicklung durch eigenes Denken zur Ueberzeugung gelangen, sowie seine Erkenntniß erweitern. Aber so gewiß es ist, daß das Entwickeln das Selbstdenken übt, — daß es den Schüler durch stetes Mitarbeiten zur Aufmerksamkeit zwingt und an Selbstthätigkeit gewöhnt, — daß es jede Wahrheit, weil sie der Zögling selbst schafft, dem Gedächtniß tief einprägt, dieselbe zu fester Ueberzeugung und damit zum unverlierbaren Eigenthum des Geistes macht: so gewiß ist es auch, daß nur da das Entwickeln diese Früchte trägt, wenn beim Lehrer ein religiöser Sinn und auf dessen Grundlage eine vollständige Erkenntniß der religiösen Wahrheiten, sowie Klarheit und Ordnung im Denken gefunden wird. Nur dann wirst Du — und das ist hier, Lehrer, Deine Aufgabe — in und mit Deiner eigenen geistigen Thätigkeit die Thätigkeit Deiner Schulkinder erregen. „Die Erzeugung der Gedanken — sagt Harnisch — hängt einerseits von einem reichen Wissen, andrerseits von einem scharfen Denken und endlich drittens von der Fertigkeit ab, von einem Gedanken zum anderen überzugehen. Das letzte Stück ist bei der gesprächsweisen Entwicklung besonders nöthig. Die Hauptgedankenzusammenhänge sind aber folgende: Ganzes und Theile, so daß man, wenn man das Ganze hat, zu den einzelnen Theilen übergeht, oder hat man einen Theil, die anderen aufsucht und daraus das Ganze bildet; — Ding und Eigenschaften; — Ding und Zustände; — Wesentliches und Unwesentliches; — Nothwendiges und Zufälliges; — Ding und Verhältnisse und Umstände; — Ursachen, Beisachen (Beförderungen und Behinderungen) und Wirkungen; — Thätigkeit, Leidentlichkeit, Gleichgültigkeit; — Freiheit (Selbstständigkeit) und Abhängigkeit (Gebundenheit); — Unter-, Ueber- und Nebenordnung; — Vorhergehendes und Nachfolgendes; — Haupt- und Nebensachen; — Mittel, Zweck und Endzweck; — Entstehen, Verwandeln und Vergehen; Entgegensetzung als Bestätigung und Verneinung (Leben und Tod, Licht und Finsterniß, Gutes und Böses, Freundschaft und Feindschaft); — Neigungen auf und ab; — Sinnliches und Uebersinnliches (Leibliches und Geistiges); — Zeichen und Bezeichnetes (Abbild und Urbild); — Verglichenes und Vergleichendes (Gleichnisse); — Sache und Beispiel; — Lehre und That. —

XVII.

Der Religionsunterricht in der Volksschule.

Vergl. hierzu den „Entwurf eines Religionsunterrichts für die Volksschulen des Herzogthums Gotha" in meiner „Geschichte der Volksschule und des Lehrerseminars im Herzogthum Gotha."

Nach den in der vorhergehenden Abhandlung aufgestellten Principien müssen an den Religionsunterricht in der Volksschule folgende Anforderungen gemacht worden:

1) Der Religionsunterricht in der Volksschule beginnt mit dem Eintritt des Kindes in die Schule d. i. mit Erfüllung des sechsten Lebensjahres, denn in dieser Zeit dämmert das religiössittliche Leben bereits und sucht nach Nahrung.

Auf jeder Stufe der Entwicklung hat die Volksschule dem Kinde die religiösen Nahrungsmittel in **der** Form und **den** Inhalt von ihnen zu bieten, wie sie das Kind verdauen kann, wie sie für dasselbe passend und faßlich sind d. i. wie sie die Geistesvermögen des Kindes aufzunehmen vermögen. Für jede Abtheilung nach den Schuljahren also ein besonderes Gebiet religiösen Stoffes, — aber dieses als ein nach psychologischen Gesetzen in sich geordnetes Ganzes.

Der Religionsunterricht in der Volksschule hat der Jugend **alle** religiösen Nahrungsmittel zu bieten. Er hat die Wunder der Natur hereinzuziehen, um durch sie den Kindesgeist zum Verwundern, — der Gefühlsäußerung, dem Anfange aller Religion, — zu erregen, und ihn von da zum Bewundern, dem Fortgange in der Religion, zur Aufnahme in die Denkvermögen, zu erheben. Er hat große Persönlichkeiten und Begebenheiten aus der Geschichte für die Erregung der religiösen Gefühle und für die Erwärmung der Denkvermögen durch die Religionswahrheiten zu verwerthen, — und die Geschichte dadurch zur tiefsten Moralpredigerin zu machen. Er hat durch das Gebet die Kindesseele in die mystischen Tiefen der Gottheit einzutauchen. Seinen eigentlichen Centralpunkt aber hat der Religionsunterricht in der biblischen Geschichte, an die sich der religiöse Spruch und das religiöse Lied ankrystallisiren, oder aus der sich beide emporheben.

2) **Die Unterklasse** (oder das erste, zweite und dritte Schuljahr) umfaßt das Kindesalter, in dem geistig die Anschauung vorherrscht, die Reflection noch gänzlich zurücktritt. In ihr und in ihm muß der Religionsunterricht deshalb auch ein reiner Anschauungsunterricht sein. Er besteht in Auf- und Darstellung biblischer Bilder.

Im ersten Schuljahre hat sich der Religionsunterricht gänzlich an das Familienleben anzulehnen und die Familienverhältnisse, in welchen das Kind unbewußt gelebt hat, zum Bewußtsein zu erheben. Das Kind hat das Leben des Vaters und der Mutter unter einander, das Leben der Geschwister mit einander und zu den Aeltern, das Leben der Aeltern für sich und mit ihren Kindern, seinen Geschwistern, das Leben der Aeltern mit Freunden, sowie das der Geschwister zu ihren Genossen gesehen, gefühlt, mitgelebt. Dieses Leben soll ihm jetzt durch Anschauung biblischer Bilder zum Bewußtsein gebracht werden. Da — das Princip, nach denen die biblischen Geschichten auszuwählen sind, denn nur dann werden die Kinder wirklich verstehen, was sie hören, weil es ihrem geistigen Standpunkte angemessen ist; — und eben so Einsicht in die Bibelsprüche gewinnen, welche in die einzelnen biblischen Geschichten hineingewebt und so oft repetirt werden, daß sie das Kind von selbst, ohne eigentliche Gedächtnißübung anzustellen, behält. Wie die Mutter ihren Kindern erzählt, so muß auf dieser Stufe der Lehrer seinen Schülern erzählen, und so muß er sich von ihnen die Geschichten wieder erzählen lassen — natürlich anfangs mit viel, dann mit nicht wenig, nach und nach erst mit weniger Beihülfe, denn nur allmählich kann der Kindesgeist seine Schwingen so gebrauchen, daß er sich zum Fliegen erhebt. Geschichten aus Josephs Leben, — Moses Jugend und Berufung, — David und Goliath, — die Geburt Jesu und die Hirten auf dem Felde, — die Weisen aus dem Morgenlande und die Flucht nach Aegypten, — der zwölfjährige Jesus, — Jesus der Kinderfreund, — Gethsemane und Kreuzigung, — das Grab des Herrn und seine Auferstehung: das sind die biblischen Geschichten, an denen die Kindes-, Geschwister- und Nächstenliebe zum Bewußtsein erhoben, das Gefühl für Freundschaft und Verträglichkeit geweckt, Liebe zum himmlischen Meister und zu Gott dem Vater angeregt und erregt, so wie die ersten Blitze der Gottliebe angezündet, Gottesfurcht gepredigt, Vertrauen auf Gott in das Herz gegraben, die Stimme des Gewissens an Anderen hörbar und dadurch auf das eigene Gewissen aufmerksam gemacht, und dieses dadurch wachgerufen und gekräftigt wird. Sprich dabei und laß das Kind selbst sprechen — über seine Stellung zu Vater und Mutter, zu Brüdern und Schwestern 2c., und die eben genannten Begriffe werden ohne breite Begriffserklärungen lebendig im Kindesgeiste auferstehen. Oeffne daneben dem Kinde Auge und Ohr für die Werke der Natur: mache es aufmerksam auf Himmel und Erde, Pflanzen, Thiere, Menschen, Steine, — vergleiche, zerlege, setze zusammen: das führt das Kind mitten in die Natur hinein und damit für das Kind in Gott, denn im Kinde herrscht der Sinn für das Gleiche, indeß der Sinn für die Unterschiede noch nicht hervortritt; darum sieht es überall, auch in dem Entgegengesetzten, das Aehnliche; darum fühlt es sich mit der Natur wie mit Gott noch Eins. Lebt sich dabei das Kind in den sittlichen Organismus der Schule ein d. h. ist der Lehrer und sind die ganzen Schuleinrichtungen der Art, daß sie von Pünktlichkeit und Ordnung, von Gehorsam und von Liebe zeugen, und wird das Kind durch Wort und That aufgefordert, diese Tugenden

darzustellen, sowie sich an Fleiß und Aufmerksamkeit, an Anstand und Reinlichkeit zu gewöhnen: so ist im ersten Schuljahre Alles gethan, was die Religion im Kindesgeiste zum Leben erregen kann.

Das zweite und dritte Schuljahr hat dieselben Geschichten, wie das erste Schuljahr, wiederzuerzählen, aber dabei die Erzählung zu vertiefen und den Gesichtskreis derselben zu erweitern. Folgende Geschichten sind, angemessen der weiteren Entwicklung des Kindesgeistes, plastisch in Bild und Wort vor den Kindesgeist, und in denselben hineinzuführen: Abraham, — Isaak und seine Söhne, — Jacob und Joseph, — Moses, — Samuel, — Saul, — David, — Absalon und Salomo, — Zacharias und Johannes Geburt, — Maria und die Geburt Jesu, — die anbetenden Hirten, — die Flucht nach Aegypten, — der zwölfjährige Jesus, — Petri Fischzug, — die Hochzeit zu Kana, — des Jairus Töchterlein, — der Jüngling zu Nain, — die Auferweckung des Lazarus, — Jesus der Kinderfreund, — der Einzug in Jerusalem, — letzte Feier des Osterfestes, — Gethsemane, — die Kreuzigung, — das Grab und die Auferstehung des Herrn. Liederverse und Bibelsprüche, sowie kurze Erklärung derselben und Memoriren der wichtigsten von ihnen — geht mit dem Erzählen der Geschichte Hand in Hand. Kein Quälen der Kinder mit Behalten vieler Namen! Die im ersten Schuljahre aus den Geschichten herausgeschaffenen religiösen Begriffe werden vertieft und erweitert, — wie es die angegebenen Geschichten naturgemäß fordern. G o t t, J e s u s C h r i s t u s a l s E r l ö s e r, F r ö m m i g k e i t u n d T u g e n d, P f l i c h t, e w i g e s L e b e n, P f l i c h t e n g e g e n d e n N ä c h s t e n u n d g e g e n G o t t: das sind die Gedanken, die dem Kinde aus den Geschichten heraus, in und an den Persönlichkeiten und Ereignissen derselben bewußt werden müssen. Also nicht abstract, von den biblischen Geschichten losgetrennt, vielmehr als Ergebnisse und Resultate der Geschichten, ohne zu dogmatisiren und zu moralisiren, anschaulich versinnlichend, Gefühl und Einbildungskraft der Schüler erregend, — die Vorstellungen früher als den Begriff, die Sache eher als den Namen, das Lebendige vor dem Todten, vom Sinnlichwahrnehmbaren zum Geistigen, — in herzlicher, kindlicher, einfacher, verständlicher Sprache, in einfachen Sätzen, mit kurzen Fragen, — Alles in, mit, durch Liebe, — das Auswendiglernen ein Lernen des Lehrers mit den Schülern, das Wiederholen des Behandelten ein freundliches Erinnern, kein strenges examinatorisches Abfragen. Vergesse der Lehrer nie, daß seine Aufgabe in der Unterklasse die schwerste ist, und gebe er sich nie dem Wahne hin, als sei bei den Kleinen von seiner Seite geringere Sorgfalt in der Vorbereitung und weniger Tüchtigkeit beim Unterricht erforderlich.

Was ist denn klein?
Das Kinderspiel am Gartenstein?
Was siehst du in Correggio's Nächten?
Vom Kinde aus geht aller Schein.
Und das wär' klein? —

3) **Die Mittelklasse**, oder das vierte und fünfte Schuljahr, b e h a n d e l t d i e b i b l i s c h e G e s c h i c h t e a l s e i n e G e s c h i c h t e d e s R e i c h e s G o t t e s. Ihre Auf-

gabe habe ich in meinem „Entwurf" also gezeichnet: „Aus Gott heraus, — von Gott weg, — zu Gott zurück: das ist der Weg der Menschheit und des Einzelmenschen. Davon müssen jetzt die Kinder durch den Unterricht eine Ahnung bekommen. Darum sollen nun die Erzählungen der Bibel chronologisch aus der Bibel selbst von den Kindern gelesen und im Geiste der Schrift von dem Lehrer erläutert werden." Es muß dem Schüler die Erziehung des Menschengeschlechts an dieser idealen Weltgeschichte der Bibel klar werden: darauf hat der Lehrer bei seinen Erzählungen hinzuzielen, deren einzelne Theile er darum auf der nun erlangten Entwicklungsstufe seiner Schüler zusammenfaßt und als Ganze vorführt, so daß sich die Geschichten in einer Entwicklungsreihe von Thatsachen darstellen. In licht- und lebensvollen Auslegungen und Anwendungen für und auf die Schüler, mit Begründung der einzelnen Wahrheiten durch Autoritäts- und Erfahrungsbeweise, werden die früher schon erläuterten Wahrheiten von Gott, dem Menschen, der Erlösung, der Gnade rc. an den biblischen Erzählungen, an den Bibelsprüchen und Liederversen von Neuem wachgerufen, den Denkvermögen deutlicher, den Gefühlsvermögen theurer gemacht. Der Schüler muß — ohne ängstlich an Worten zu kleben — die biblischen Geschichten im Zusammenhange frei vortragen, mit Beispielen die in ihnen enthaltenen Wahrheiten belegen und die von denselben an ihn gestellten Anforderungen darlegen können. Und eben so mit den religiösen Liedern und Bibelsprüchen, die jetzt sein vollständiges Eigenthum und zugleich aus dem allgemeinen Bekannten volles Erkanntes werden müssen, so daß er auf alle innerhalb dieser Sehweite an ihn gerichtete Fragen sofort antwortet: Welches Lied spricht von unbedingter Gottergebung? Welches fordert Dankbarkeit gegen Gott? An welche Eigenschaft Gottes denkt Der nicht, der im Verborgenen Böses thut? Welcher Ausspruch eines Frommen aus dem alten Bunde wird uns vor Sünden bewahren, wenn wir in schwerer Versuchung sind? rc. — Die Höhepunkte in der Entwickelungsgeschichte des Gottesreiches, wie sie in der Mittelklasse vorgetragen werden soll, sind: a., Abriß der Weltgeschichte: die Schöpfung als Offenbarung Gottes; der Mensch und seine Gottebenbildlichkeit; die erste Sünde als Wegkehr von Gott und darum Verkehrtheit des Menschen; Kain und Abel: die hartnäckige Abkehr von Gott und die gläubige Hingebung an Gott — die beiden Richtungen, welche die Menschheit eingeschlagen hat; — die Sündfluth als Vernichtung der Sünde. b., Die Familiengeschichte als Vorbild der neuen Weltgeschichte: Abraham; Isaak; Jacob; Joseph. c., Das Werden des göttlichen Oppositions-Volkes: Israel in Aegypten, — das Wachsen und die Zucht des Volkskindes; der Auszug aus Aegypten: — die Geburt des Volkes; Moses und die Gesetzgebung: — die Taufe des Volkes. d., Das Volk und seine beiden Leiter: Volksthum, gegründet auf göttliches Sittengesetz, — und Priesterthum, Ausführer des Ritualgesetzes: Der Zug durch die Wüste; die Eroberung Kanaa's. Zum Volksthum und Priesterthum treten zwei neue Elemente: Königthum und Prophetenthum, — Propheten neben den Königen: Die Könige Saul, David und Salomo; der Zerfall des Reiches und der Abfall von Jehova; die Propheten; Untergang von Juda und Israel; Daniel; Ende

der babylonischen Gefangenschaft: Esra und Nehemia; die Maccabäerzeit; — der Mund der Propheten ist verstummt; man sammelt den Schatz der heiligen jüdischen Schriften; es bildet sich ein besonderer Stand zu ihrer Auslegung: die Schriftgelehrten, die ängstlich am Buchstaben kleben müssen, weil ihnen der Geist entschwunden ist; — die jüdischen Secten: die Pharisäer werden zu abgesonderten, frommen und scheinheiligen Heuchlern; die Sadducäer werden zu den geistig Satten, zu den religiös Gleichgültigen, verbunden mit den Vornehmen und Reichen; die Essäer leben in Enthaltsamkeit, in Abgeschiedenheit von der Welt und in Gütergemeinschaft. e., Der Erlöser der Welt: Der Vorläufer des Herrn; die Geburts- und Jugendgeschichte Jesu, des Weltheilandes, den die ewige Liebe gesandt, damit er durch Liebe die Menschheit zur göttlichen Liebe zurückführe; der Eintritt in sein Amt: Taufe, Versuchung; Jesus als Lehrer und seine Jünger; die wichtigsten Gleichnisse und Wunder; Christi Kampf mit den Pharisäern; der Einzug in Jerusalem und die Leidensgeschichte; Tod, Auferstehung, Himmelfahrt Jesu; die Ausgießung des heiligen Geistes und die Gründung der ersten Christengemeinde.

4) **Die Oberklasse**, oder das sechste, siebente und achte Schuljahr, gibt die in der Bibel niedergelegten religiösen Wahrheiten als solche, und behandelt die biblischen Geschichten als Belege, als Erläuterung, Veranschaulichung, Begründung dieser Wahrheiten. Es tritt neben der zergliedernden fortan die entwickelnde Methode beim Religionsunterricht auf. Auffinden allgemeiner Begriffe, wie Gesetz, Pflicht, Eintheilung der Pflichten; — Definitionen, Zusammenfassen der einzelnen, früher behandelten Merkmale der Begriffe zu ihrer Einheit, oder das Aufsuchenlassen aller einzelnen Merkmale, die zu einer Einheit gehören: aber nur keine weitläufigen Katechesen, die ausschließlich oder vorherrschend Verstandesbildung und Sprachfertigkeit erzielen! „Sonst lernen die Schüler wohl, wie man die Güte könne mit anderen Worten ausdrücken, aber ihr Herz wird von der Güte nicht ergriffen, und lernen, wie man statt des Wortes Glauben in einzelnen Fällen andere Worte setzen könne, aber es entsteht kein Glaube in ihnen!“ Neben den Autoritäts- und Erfahrungsbeweisen werden jetzt Vernunftbeweise gegeben. Die vom Lehrer anzustellenden Wiederholungen müssen zugleich Vertiefungen und Erweiterungen des Behandelten, vorzüglich aber übersichtliche Zusammenfassungen desselben sein! —

Der Unterrichtsstoff gliedert sich (neben der Lectüre eines ganzen Evangeliums, der letzten Reden Jesu bei Johannes, des 12., 13. und 15. Capitels aus dem 1. Korintherbriefe) an der Hand der Bibel also:

I. Gott als Schöpfer: 1) Gott der Geist hat die Welt erschaffen: sie ist durch Gott gesetzt, — sie ist seine Vernunft, seine That. Die Weltschöpfung ist eine Entwicklung: vom Allgemeinen, Unbestimmten, Chaotischen geht's allmählich hinauf bis zum höchsten Lichtgeschöpf, zum Menschen. 2) Die Schöpfung spricht: Gott ist!

Keine Wirkung ohne Ursache, — keine Ordnung ohne Ordner, — keine Wohlthat ohne Wohlthäter, — kein Gesetz (Natur- und Sittengesetz) ohne Gesetzgeber. Gott ist aller Dinge erste Ursache, stete Fortdauer, letztes Ziel: alle Wesen stehen in Beziehung auf Gott. Die Geschichte der Welt ist die Ausführung göttlicher Gedanken und Thaten. Gott ist das geistige Ursein Dessen, was in der Welt räumlich und zeitlich abgebildet ist. So die Eindrücke, welche Gottes Werke auf das menschliche Abhängigkeitsgefühl machen. — Darum ist alles Einzelne wie der ganze Naturzusammenhang abhängig von Gott; die Naturordnung aber ist die unabänderliche Bethätigung Gottes in der Natur. Darum ist Sinn und Geist in den einzelnen Dingen wie im Ganzen. Darum ist alles Geschehene in dieser göttlichen Weltordnung so berechtigt, wie es im Zusammenhange aller Dinge auftritt. Darum sind die Lebenshemmungen, welche wir Uebel nennen, eben so schlechthin von Gott abhängig, wie die Lebensförderungen, die wir als Güter bezeichnen. Erhaltung und Regierung der Welt sind für Gott und in Gott ein und dasselbe und nur im menschlichen Bewußtsein unterschieden: Erhaltung und Regierung sind die fortgehend gedachte Schöpfung, und die Schöpfung ist die beginnend gedachte Leitung. 3) Die Schöpfung sagt: Gott ist der Allmächtige, der Allwissende, der Allweise, der Einfache und Unveränderliche. Er ist der Grund der Welt, also der Urheber ihres Entstandenseins und damit der Allmächtige. Er ist die Ursache der Welt in ihrem geordneten Verlauf, der Weltenlenker, und als solcher der Allwissende. Mit Verneinung der Zeit wird dieser Allmacht und Allwissenheit die Ewigkeit zugeschrieben: die allwissende Allmacht ewig wirksam; — und mit Hinsicht auf den Raum, wird von ihr die Raumlosigkeit, die Allgegenwart, ausgesagt. Bei Betrachtung der Harmonie im Weltganzen erscheint Gott als der Allweise. Und diese Eigenschaften sind in Gott Eins und Dasselbe: Einfachheit und Unveränderlichkeit Gottes. 4) Der Mensch ist das Ebenbild Gottes. Gott ist die absolute Wahrheit, die in Allem sich selber erkennt, — die absolute Freiheit, die in Allem sich selber bethätigt, — die absolute Liebe, die in Allem sich selber genießt, — die absolute Schönheit, die in vollkommenster Harmonie ihres Inneren und Aeußeren ihre Seligkeit hat. Der Mensch ist gottebenbildlich der Anlage nach bei seinem Eintritt in das Erdleben; — er soll es in seinem Erdensein selbstbewußt werden durch Entwicklung. Sein Denken kann und soll zur Wahrheit gelangen, welche Gott im eigenen Inneren und in allem Dasein außer sich schaut. Sein Wollen kann und soll in der Freiheit zur That drängen, — in der Freiheit, die nicht in dem sich verhärteten Ich, sondern in der Hingabe dieses Ich an das Göttliche und sein Gesetz, im Guten als der durch Selbstbestimmung vollbrachten Einheit der Selbstheit mit der Gottheit, ihr Wesen hat. Sein Gefühl kann und soll in der Liebe den Mittelpunkt seines Lebens haben, — in der Liebe, der schöpferischen und schaffenden Lebendigkeit. Sein leibliches und geistiges Sein und jedes von beiden in seinen einzelnen Theilen kann und soll als Schönheit harmonisch zusammenklingen, — als Schönheit d. i. als die die Harmonie der Welt gestaltende Kraft. 5) Der Mensch

kann sich von Gott wegkehren: er kann sein Selbstgefühl zum Mittelpunkt seines Denkens, Fühlens und Wollens, sowie des daraus hervorgehenden Handelns machen, anstatt daß dieses Selbstgefühl im Gottgefühl sich läutert und erhebt; er kann mit seinem Leben um sein Ich kreisen, anstatt sich um Gott, seine ewige Geistersonne, zu bewegen; er kann ichsüchtig werden, anstatt gottsüchtig zu sein. Das heißt: Der Mensch kann sündigen: Sünde ist Abkehr von Gott und Einkehr in die eigene Selbstsucht. 6) Jeder Mensch, der Mensch als solcher, als Repräsentant der Menschheit, hat gesündigt und sündigt. Der Sündenfall in der Bibel ist von jedem Menschen erzählt: in jedes Menschen Leben steht der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen; jedes Individuum reizt die Befriedigung der Sinnlichkeit zur Uebertretung des göttlichen Gebotes; an Jeden tritt die Schlange der Sünde d. i. die Begierde, in deren Dienste die List des Verstandes den Zweifel am göttlichen Gebote in die Seele wirft; in jedem Einzelnen geht der Zweifel am Göttlichen zum Unglauben an dasselbe und vom Unglauben zur Unthat, zur Sünde fort, — zur Sünde, der Selbstsucht des Menschen, die frei zu sein wähnt, wenn sie den Trieben die Zügel schießen läßt und damit die Sklavin der Leidenschaft wird. In jedem Menschen auch wiederholen sich die Folgen des Sündenfalls: die Scham d. i. das vom Gewissen erregte Schmerzgefühl über die begangene That; — die Furcht, das vom Gewissen und von der Vorsicht im Verein mit den Denkvermögen geweckte Gefühl vor der Strafe, die auf Uebertretung des Gottesgebotes gesetzt ist: Gott erscheint dem Sünder als zürnende, feindselige, äußere Macht; — die Lüge, die das eigene Gewissen zu beschwindeln sucht, indem sie ihm vorspiegelt, wie die Sünde nicht Sünde, nicht eigene Schuld sei, und welche Welt und Gott gegenüber sich in der Schuld ohne Schuld weißzubrennen sucht. — Und in jedem Menschen sollen sich die Strafen der Sünde wiederholen, damit er, sich selbst sühnend, wieder in die Einheit mit Gott zurückkehrt: die Strafe der Schlange ist, daß ihr vom Menschen auf den Kopf getreten wird: — die Begierden und Leidenschaften müssen von der Vernunft beherrscht werden; — das Weib, das von Gefühlen und Begierden ohne Verstand geleitet wird, soll in der Vernunft des Mannes seine Herrschergewalt erkennen und zugleich das Bewußtsein empfangen, daß das sich von Gott isolirende Leben die natürlichen Lebensprozesse als Schmerz empfindet. Der Mann soll ein Kämpfer in der Welt sein, damit er das Paradies, die Kindesharmonie, wieder erringt, in dem er mit erlangtem Bewußtsein von der Sünde nicht mehr lebt, das aber auch nicht mehr hinter ihm, sondern vor ihm liegt. — 7. Die Selbstsucht ist der Selbstbetrug. Der Böse glaubt sich selbst zu dienen, sein Wesen zu befriedigen, sich selbst zu finden; und doch verliert er sich selbst in der Sünde und entwurzelt er mit ihr sein eigenes Dasein: der Todschläger mordet den Frieden seines Herzens, der Dieb zerstört die Sicherheit seiner eigenen Habe 2c. Er, der allein sich im Auge hatte, steht vereinsamt und verlassen, denn nur das Gute verbindet die Menschen, die Eigensucht trennt sie. Darum erreicht er auch nicht das Menschenziel und nicht Befriedigung seines Wesens. Die böse

That biegt sich um und wendet sich gegen den Thäter, und wider Willen muß dieser ein Werkzeug göttlicher Allmacht werden. Denn nur das Gute kann der Mensch mit freier Kraft vollführen; das Böse wendet Gott nach seinem Zweck. Gott läßt es zu; aber er will es — wie Carriere sagt — als einen Gegensatz, der überwunden werde, damit das Sittliche That und Wahrheit sei; er will es als eine Möglichkeit der Unehre, die dem Menschen allererst die Ehre der Freiheit möglich macht; er will es als den Reiz der Lust, dessen Besiegung die stille Wonne der Tugend würzt; er will es als die Bedingung dazu, daß der Menschengeist nicht blos in ihm geboren werde, sondern sich selber in ihm erzeuge. 8) Schon die ersten Menschen erfuhren, daß es der Fluch der bösen That ist, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Die Sünde führt immer neue Sünde mit sich, — das ist ihre Strafe: Der Lohn des Guten ist ein neues Gutes und der Lohn des Bösen ein neues Böses. 9) Durch die Sünde ist der Friede des Menschen mit Gott, das Einheitsband des menschlichen mit dem göttlichen Willen zerrissen. Gott wird dem Menschen entfremdet, und mit dem Einheitsgefühl in Gott verliert er zugleich das Gefühl der Einheit mit den Menschen. Die Eine Menschheit gruppirt sich in besondere Völker, die sich von einander scheiden, weil sie sich einander nicht verstehen: — Babylonische Sprachverwirrung. Gott aber erscheint dann den Menschen als eine jenseitige Macht. Dem Sünder gegenüber steht Gott mit dem Gesetz in der Hand. —

II. Gott als Gesetzgeber: Die zehn Gebote als Sittengesetz gültig für alle Zeiten. 1) Erste Gesetzestafel: Ehrfurcht vor der Einheit und Ewigkeit, vor der Geistigkeit, vor der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes; heilige dich darum, Mensch, vor ihm; und verehre in Vater und Mutter seine Stellvertreter. 2) Zweite Gesetzestafel: Ehrfurcht vor dem leiblichen und vor dem geistigen Leben, vor dem leiblichen und vor dem geistigen Eigenthum des Nächsten; hüte dich darum, Mensch, vor der bösen Lust, die der Urgrund aller Sünde ist. — Die zehn Gebote enthalten die Sittenordnung Gottes für die Menschheit: Gott ist der Begründer der sittlichen Welt, wie er der Grund der natürlichen Welt ist. Darum wird er aus der Art und Weise, wie im Verlauf der sittlichen Welt das Böse mit Uebeln belegt, bestraft und gerichtet wird, als die Gerechtigkeit, und aus der Art und Weise, wie das Böse nur als ein gemißbilligtes erscheint, das vom wahren Sein zurückgewiesen ist und wird, als die Heiligkeit offenbar. Diese sittlichen Eigenschaften sind gleich denen, welche aus der Schöpfung dem Menschen kund werden, in Gott Eines und Dasselbe; auch gleich jenen ewig und überall wirksam, wo sie es der Natur ihres Begriffes nach sein können. Die Einfachheit und Unveränderlichkeit aber erscheint, sittlich bestimmt, als Wahrhaftigkeit und Treue. —

III. Gott als Vater: 1) Die christliche Religion ist lebendig in der Person Jesu Christi. **Jesus Christus** ist das Ebenbild Gottes: er ist die vollständige Harmonie des Menschlichen und Göttlichen, — sein Menschenleben ist zugleich das Leben Gottes im Menschen. Und weil er das Ebenbild Gottes ist, darum ist er das Urbild der

Menschheit. In ihm stellt sich Das dar, was der Mensch seiner Wesenheit nach ist und was darum der Zweck und das Ziel des Menschenlebens und Menschenstrebens sein soll. Weil er aber das Urbild der Menschheit ist, darum ist er das Vorbild aller wie jedes einzelnen Menschen: Er hat gezeigt, daß der Mensch Gottes sein kann — in Wort und That, im Leben wie im Sterben. Darum konnte er sprechen: „Ich bin der Weg", der zu Gott führt, denn nur das Leben, das göttlich ist, und von Gott sich nicht wegverirrt, gelangt zu Gott; — „ich bin die Wahrheit", weil er Eins war und sich Eins wußte mit Gott, denn das Einssein und das Sicheinswissen mit Gott und dadurch das Wissen von Gott ist die Wahrheit; — „ich bin das Leben", denn nur das Bewußtsein der Gotteinheit gibt das wahre Leben, das ewig ist, selbst in der Zeit. So ist er, wie J. v. Müller sagt, der Schlüssel der ganzen Weltgeschichte. — Das Christenthum ist das Weltevangelium der Liebe; — Jesus Christus die persönlich erschienene Liebe Gottes. An seiner Liebe soll sich die Liebe in der Menschheit entzünden: dann ist er der Erlöser. Der Glaube an ihn erhebt zu ihm, — hebt dich in ihn hinein: nicht ein bloßes Annehmen historischer Begebenheiten, sondern Leben in Christus, aus Christus, wie Christus — das ist „Glaube."

Ist Christus tausendmal in Bethlehem geboren,
Und nicht in dir: du bleibst doch ewiglich verloren!

2) Jesus Christus will und soll mit seinem göttlichen Liebesleben die ganze Menschheit befruchten. Dazu hat er **das Himmelreich auf Erden** gegründet, das da ist, wo die menschliche Natur mit dem göttlichen Wesen zur unauflöslichen Einheit des Willens in wahrhaftiger Liebe vereinigt ist. Es ist das Himmelreich die Herrschaft Gottes im Geiste der Menschen. a. Der Herrscher im Himmelreich ist der Gott der Liebe, der „Vater aller Menschen." Der menschlichen Sünde gegenüber erscheint die Liebe als die Gnade, und der in der Entwicklung des Gottesreiches noch mitgehenden Sünde gegenüber als die langmüthige Barmherzigkeit. Als Vaterweisheit aber tritt sie auf, wenn sie das Geschick der Menschheit lenkt und leitet, und dein Leben vom Anfange auf der Erde bis zur Entwicklung in die Ewigkeit hinein in ihren Schutz nimmt. Diese Vaterweisheit liebt ihre Kinder, selbst wo sie nach Menschenermessen dieselben vergessen zu haben scheint: darum fürchte dich nicht, wenn auch die Welt untergeht und dein Leben an den Klippen des Lebensmeeres zu zerschellen droht, — die ewige Liebe wacht! Sie ernährt ihre Kinder: leiblich und geistig; — verrichte nur deine Lebensaufgabe, die dir nach deinen gottgegebenen Anlagen geworden ist, und verrichte sie an der Stelle, an die du gesetzt bist, — das Andere bringt der Herr! Sie erzieht ihre Kinder: selbst die Stationen des Unglücks und der Leiden sind nur Entwicklungsstufen, auf denen es nach Aufwärts geht; Gott hat die Natur so eingerichtet, daß Leiden den Menschen fertig machen müssen; was aber nicht blos dich und mich, was alle Menschen, jeden auf seine Weise, was Jeden, weil er ein endliches Wesen ist, trifft, kann kein absolutes Leid sein; Leiden ist viel-

mehr die höchste christliche Akademie, — so ist gesagt worden; und Paulus spricht: „Wir rühmen uns auch der Trübsal, dieweil wir wissen, daß Trübsal Geduld bringt, Geduld aber bringt Erfahrung, Erfahrung aber bringt Hoffnung und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.“ Lerne entsagen und dich ergeben! Das ist die Sprache der Leiden zu dir.

b. Das Verhältniß des Stifters zu den Gliedern und zu den Gegnern des Himmelreiches:*) Der Gründer des Himmelreiches steht mit den Gliedern desselben in innigster Einheit, wie der Weinstock mit den Reben, wie der gute Hirte mit seinen Schafen; im strengsten Gegensatz aber mit Denen, welche nicht völlig ihrer Selbstsucht entsagen: die zehn Jungfrauen, der Feigenbaum; anlockend Die, welche Empfänglichkeit für das Göttliche haben, weß Volkes sie auch sein mögen und wie weit sie auch noch von Gott entfernt sind: Nikodemus, die Samariterin, die Pharisäer und die Sünderin; strafend gegen Die, die sich dem Gottesreiche widersetzen: die Pharisäer und Sadducäer. c. Das Wesen des Himmreichs: Es entwickelt sich aus kleinen Anfängen zu unendlicher Größe und Kraft: Senfkorn und Sauerteig; — diese Entwicklung geht stufenweis: der wachsende Samen; — nicht in ausgeschiedener Reinheit tritt es in die Erscheinung, doch reift das Unreine zum Gericht: Unkraut unter dem Weizen; — den äußeren Gütern gibt es erst ihren wahren Werth: Schatz und Perle; — in den verschiedenen Menschenherzen wird's verschieden aufgenommen: der Säemann. d. Der Ruf zum Himmelreich und die Bedingungen zum Eintritt: Der Ruf geht an alle Menschen, aber der natürliche Mensch verschmäht ihn (die Einladung zum Mahl); ja verhöhnt den Ruf (die bösen Weingärtner). Eintreten kannst du zu jeder Zeit (die Arbeiter im Weinberge); nur

---

*) Unsere Eintheilung der „Gleichnisse“ macht nicht auf absolute Berechtigung Anspruch. Wir geben deshalb noch die Mangolds in seinen „Gleichnissen“ und die Bormann's in seiner „Erklärung der biblischen Geschichten“ zur Vergleichung. **Mangold:** I. Wesen und Natur des Himmelreichs. 1) Die Ausbreitung des Himmelreichs. Gl. v. Senfkorn. 2) Die erneuernde Wirksamkeit des Himmelreichs. Gl. v. Sauerteig. 3) Das stille Wachsthum des Himmelreichs. Gl. v. wachsenden Samen. 4) Der herrliche Werth des Himmelreichs. Gl. v. Schatz und von der Perle. 5) Die himmlische Natur desselben. Gl. v. den anvertrauten Pfunden. II. Der König des Himmelreichs. 6) Seine Liebe zum Sünder. Gl. v. verlornen Schafe und Groschen. 7) Seine Langmuth. Gl. v. unfruchtbaren Feigenbaume. 8) Seine Gnade. Gl. v. Weinberge. 9) Seine Hirtentreue. Gl. v. guten Hirten. III. Bedingungen zum Eintritt in's Reich Gottes. 10) Die Buße. Gl. v. verlornen Sohne. 11) Die Wiedergeburt, Erneuerung. Gl. v. dem Lappen und den Schläuchen. 12) Die Entschiedenheit für Jesum. Gl. v. Thurmbau und vom Kriegführen. IV. Hindernisse. 13) Die Unbußfertigkeit. Gl. v. bösen Weingärtnern. 14) Der Ungläubige. Gl. v. reichen Manne und armen Lazarus. 15) Der Pharisäismus — religiöser und sittlicher Hochmuth. Gl. v. Pharisäer und Zöllner. 16) Der irdische Sinn. Gl. v. großen Abendmahle. 17) Die Sicherheit. Gl. v. reichen Thoren. 18) Die Heuchelei. Gl. v. den beiden ungleichen Söhnen. 19) Mancherlei Hindernisse. Gl. v. der königlichen Hochzeit. 20) Stufen der Hindernisse. Gl. v. Säemann. V. Reichsgenossen. 21) Das Gebet in seiner Nothwendigkeit. Gl. v. ungerechten Richter. 22) Das Gebet in seiner Beschaffenheit. Gl. v. bittenden Freunde. 23) Die Liebe zum Herrn. Gl. v. Wucherer

mußt du nicht mit Werkgerechtigkeit, sondern mit Demuth (der Pharisäer und Zöllner), nicht mit Worten, sondern mit reuigem Thatbekenntniß (die zwei Söhne), auch nicht mit Rangsucht (die Geladenen, die sich oben ansetzen) kommen. Wer von dem Wege der Sünde sich zur Gnade wendet, der wird Reichsglied (der verlorne Sohn); ja die göttliche Gnade sucht selbst, wo Reichsgenossen, die verloren schienen, zu finden sind: das verlorne Schaf und der verlorne Groschen. e. Das wahre Gut des Himmelreichs ist seliges, göttliches Leben. Wer darum den Lebenszweck in endliche Güter setzt (der thörichte Reiche), der erreicht ihn nicht; also auch Der nicht, der diese endlichen Güter im Ueberfluß hat, ohne sich um das Ewige zu bekümmern: der reiche Mann und arme Lazarus. Die Lebensaufgabe der Reichsgenossen ist, das göttliche Leben als höchstes Gut zu erwerben, mit den zeitlichen Gütern die ewigen zu suchen (der ungerechte Haushalter), — mit dem göttlichen Leben das endliche zu durchdringen (der barmherzige Samariter), — durch Dankbarkeit empfangene Wohlthaten anzuerkennen (der dankbare Samariter), — und im Bewußtsein, daß Jeden nur unverdiente Gnade in das Himmelreich aufnimmt, dem Nächsten seine Fehler zu verzeihen: der Schalksknecht. Wer so handelt, der wird als Lohn das ewige Leben genießen, denn Jeder erhält seinen Lohn nach dem Maße der Treue und der ihm verliehenen Kraft (die Talente). g. Das höchste Lebensgesetz im Himmelreich: Matth. 22, 37—40. Du sollst lieben Gott, deinen Herrn ꝛc. Die Erklärung dieser ganzen christlichen Sittenlehre liegt in den Worten: So Jemand spricht, ich liebe Gott und er hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner;

und den beiden Schuldnern. 24) Die Liebe gegen den Beleidiger — vergebende Liebe. Gl. v. Schalksknecht. 25) Die Samariterliebe — barmherzige Liebe. Gl. v. barmherzigen Samariter. 26) Die Demuth in ihrem Wesen. Gl. v. Verdrängen bei Tisch. 27) Die Demuth in Beziehung auf das Gute. Gl. v. arbeitenden Knecht. 28) Die wahre Klugheit. Gl. v. ungerechten Haushalter. 29) Die Weisheit. Gl. v. den beiden Bauherren. 30) Die Wachsamkeit. Gl. v. den verschiedenen Knechten. 31) Die Wachsamkeit in ihren Gründen. Gl. v. den zehn Jungfrauen. 32) Die Treue. Gl. v. den anvertrauten Centnern. 33) Die seltsame Mischung. Gl. v. Unkraut unter dem Weizen. 34) Das Gericht. Gl. v. Fischernetz. 35) Habt ihr das Alles verstanden? Gl. v. Hausvater. — **Vormann: I. Vom Reiche Gottes:** A. sein Wesen: 1) Vom Schatz im Acker. Matth. 13, 44. 2) Von der Perle. Matth. 13, 45—46. 3) Vom hochzeitlichen Kleide. Matth. 22, 1—14. B. seine Geschichte: 1) Vom Senfkorn. Matth. 13, 31. 32. 2) Vom Unkraut unter dem Weizen. Matth. 13, 24—30. 3) Von den bösen Weingärtnern. Matth. 21, 33—41. C. seine Vollendung; 1) Vom Sauerteig. Matth. 13, 32. 2) Vom Fischernetz. Matth. 13, 47—50. 3) Vom reichen und armen Lazarus. Luc. 16, 19—31. **II. Von den Reichsgenossen: A. wie sie es werden:** 1) Vom verlornen Schaf und Groschen. Luc. 15, 3—10. 2) Vom verlornen Sohn. Luc. 15, 11—32. 3) Von den Arbeitern im Weinberge. Matth. 20, 1—16. **B. wie sie sich erweisen sollen;** a. an sich selbst; 1) Von den ungleichen Söhnen. Matth. 21, 28—32. 2) Vom unfruchtbaren Feigenbaum. Luc. 13, 6—9. 3) Vom ungerechten Richter. Luc. 18, 1—8. b. gegen Gott und sein Wort; 1) Vom Säemann. Matth. 13, 1—23. 2) Von den zehn Jungfrauen. Matth. 25, 1—13. 3) Vom Pharisäer und Zöllner. Luc. 18, 9—14. c. gegen die Brüder; 1) Vom barmherzigen Samariter. Luc. 10, 25—37. 2) Vom Schalksknecht. Matth. 18, 21—35. 3) Vom bittenden Freunde. Luc. 11, 5—8. d. gegen die Welt; 1) Vom großen Abendmahl. Luc. 14, 16—24. 2) Von den anvertrauten Centnern. Matth. 25, 14—30. 3) Vom ungerechten Haushalter. Luc. 16, 1—9. —

denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet. Und in dem anderen Ausspruche: Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. Das Endziel alles menschlichen Strebens wird in Matth. 5, 48 aufgestellt: Ihr sollt vollkommen sein ꝛc. Gott ist der vollkommenste Geist: das ganze Weltenall sein Tempel; die lebendige Natur seine Offenbarung; die Menschen seine Kinder, die ihm in Denken, Fühlen und Wollen ähnlich werden sollen. Denn der Mensch ist ein Kind des Staubes, das der Erde angehört und von der Erde bedingt wird. Er ist aber auch ein Kind Gottes, das als Reichsglied des Geistes frei nach göttlichem Gesetz sich entwickeln und bestimmen kann. Darum ist er ein vervollkommnungsfähiges Wesen, dem die Vollkommenheit Gottes als Ideal vorgestellt ist, und der sich dieser Vollkommenheit immer mehr nähert, je mehr er die göttliche Regel beachtet: In deinem Nächsten achte und liebe dich selbst, so achtest und liebst du in dir selbst Gott; — und je mehr er dabei die menschliche Regel, den Kanon für alles Handeln, nicht vergißt: Matth. 7, 12. Alles, was ihr wollt ꝛc. Wer diesen Forderungen gemäß zu leben sich bemüht, der erfüllt das Gesetz, wie es Christus erfüllt wissen will: Matth. 5, 21—48. Und der versenkt sich in Gott, wie es Christus verlangt: Das Unser Vater — ein Gebet in Jesu Geist und um Jesu Geist.

Auch sollt ihr nicht viel wie die Heiden plappern.
Sie meinen, daß die Götter sie erhören,
Wenn sie mit vielen leeren Worten klappern.
Der Geist läßt sich durch Worte nicht bethören.

Er weiß zuvor, was frommt, euch zu gewähren.
Drum betet: Unser Vater in dem Himmel,
In des Gedankens ungetrübten Sphären,
Vom Scheine fern und von des Staubs Gewimmel.

Geheiligt sei dein Name! Keiner wage
Sinnlos zu nennen ihn und zungenfertig,
Auf daß, wo immer eine Lipp' ihn sage,
Du auch im Geist seist wahrhaft gegenwärtig.

Und dein Reich komme! Nicht ein leeres Drüben
Bleib' es, mit unsrer Welt in ew'ger Zweiheit!
Nein! wirklich komm' es zu uns her, im Ueben
Göttlicher Liebe und im Sieg der Freiheit!

Und deinen Willen laß gescheh'n auf Erden,
So wie im Himmel! Wie du uns ersonnen
Bei dir, laß uns hienieden göttlich werden,
Daß wir vollenden hier, was du begonnen.

Gib unser täglich Brot uns heut! Nicht rastet
Behaglich unser Geist beim Freßgelage;
Nur daß, der dunklen Erdennoth entlastet,
In's Lichtreich ihn die freie Schwinge trage.

Vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben
Den Schuldigern! In deines Geistes Lohen
Laß unsrer Schlacken Wust als Rauch verschweben,
Wie unsrem Geist des Nächsten Schuld entflohen!

Führ' uns nicht in Versuchung! Halte ferne
Die Uebel, so die Seel' uns trüben wollen,
Auf daß wir, leuchtende, durchsichtge Sterne,
Bewußt und fest in deinen Sphären rollen.

Erlös' vom Uebel außen uns und innen,
Daß nicht der Dorn erstickt den guten Samen!
Denn dein ist Reich und Kraft von Anbeginnen
Und Herrlichkeit in Ewigkeiten. Amen. —

h. Die Seligkeiten im Himmelreich. Selig ist, d. h. das Gefühl des Einklanges mit Gott und dadurch mit sich selbst hat: wer kindlichen Sinnes ist (Unschuld), — wer Thränen über die Sünde vergießt (Sündenreue), — wer mit Sanftmuth sich und die Welt besiegt (Seelenruhe), — wer nach Wahrheit hungert und nach Liebe dürstet (Geistesgesundheit), — wer ohne Ansehen der Person Barmherzigkeit übt (Menschenliebe), — wer reines Herzens Gott inne wird (Gottesweisheit), — wer Frieden hat und Anderen Frieden bringt (Himmels- und Weltruhe), — wer im Kampfe für Wahrheit und Recht Gott zuwächst (Gottstreiter) (Matth. 5, 3—10). — i. Die Hoffnung der Genossen im Himmelreich. Wer diese Seligkeit genießt, der fühlet in der Zeit schon die Ewigkeit, in der er dann sein wird, wann er nicht mehr zeitlich ist. Es ist ihm der Ausgang aus der Endlichkeit der Eingang in die Ewigkeit. Er lebt göttliches Leben, und göttliches Leben kann nicht untergehen. Er glaubt darum, weil's in ihm lebt, was der Begründer des Himmelreiches, sein Urbild, Jesus Christus, ihm verkündet: Ich lebe, und ihr sollt auch leben! Er weiß beim Hinblick auf den Tod, daß das Weizenkorn sterben muß, wenn es als fruchttragender Halm zum Lichte des Tages emporsteigen soll. Und in die Unendlichkeit der Welten hineinschauend, hält er das Wort Christi fest: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, und ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten. Darum getrost: „Ich werde, was ich nicht bin, und wenn ich nicht sein werde, dann werde ich erst recht sein." Und wiederum auch: Wenn ich schon hier bin und lebe, was ich einst sein werde; dann werde ich einst sein, was ich wahrhaft bin. — k. Die Hineinbildung des Himmelreiches in die Welt: Das Himmelreich muß sich, wenn es sich als lebendige Kraft erweisen will, einen Leib schaffen. Dieser lebendige Leib ist die christliche Kirche. Der Kirche Haupt ist Christus; ihre Glieder sind Alle, die sich zu Christus als zu ihrem Herrn bekennen. Der Geist der Gemeinde ist der Geist der Wahrheit und der Liebe; der Wahrheit und der Liebe Leben aber ist die Freiheit. Mitglied des Reiches wird also Jeder, der in der Wahrheit, in der Freiheit und in der Liebe nach den ihm verliehenen Gnaden und Gaben lebt. Nach Außen wird er es durch die Taufe, welche seine Berufung zum Reiche Gottes in der

Wiedergeburt aus der Selbstsucht in die Liebe symbolisirt. Zu den von Gott dem Menschen in seinem eigenen Wesen verliehenen Gaben tritt ihm sodann als Erregung dieser Gaben von Außen das Wort Gottes entgegen, das in der Bibel enthalten ist, — und das Abendmahl, welches in der Gemeinschaft mit Christus und mit der Gemeinde erhalten soll. Das sind die äußeren Mittel, deren sich der Geist bedient, um die Gemeinde in alle Wahrheit zu leiten. Diese Aufgabe hat er am ersten Pfingstfest mit der Stiftung der ersten Gemeinde begonnen. Er hat sie fortgesetzt in der Beseelung des Paulus, des gewaltigen Heidenapostels, der das Christenthum aus den jüdischen Schranken, die es einengten, befreite, und zur Weltreligion emporhob, indem er lebte und lehrte, daß alle Menschen aus Gnaden durch den Glauben selig werden sollen. Er hat die Gemeinde bei Feststellung ihrer Gottesverehrung geleitet: Rüstzeit (Adventssonntage), — Christzeit (Weihnachten bis Himmelfahrt), — Gemeindezeit (Pfingsten und Trinitatissonntage). Er hat weiterhin die Christenheit geführt, daß trotz der verschiedenen Völkermassen, welche die Religion der Liebe annahmen und daher trotz der verschiedenen Anschauungen, welche diese Völkermassen nach ihren verschiedenen Geistesanlagen vom Christenthum haben, doch der Eine Grund nicht verloren ging, außer welchem kein anderer gelegt werden kann — Jesus Christus. Und so wird der Geist das Leben des Einzelnen immer von Neuem in die Ewigkeit hineinzuheben suchen, — das Gesammtleben der Menschheit aber zum Reiche Gottes auf Erden verklären, — bis Gott Alles in Allem sein wird! — Auf dem Wege, der zu diesem Ziele führt, muß der Pilger wissen und leben: a.) Freie Vernünftigkeit und vernünftige Freiheit führen an's ersehnte Endziel. Vernunft hat, wer Gott vernimmt, — vernimmt in Natur, Geschichte, in sich selbst; wer die Vernunft verachtet, der verachtet Gott, denn Gott ist das Leben in der Vernunft, er ist alle Vernunft. Die Freiheit ist der Dienst in Gott. b.) Der Mensch besteht aus Zeit und Ewigkeit. Seine Aufgabe ist, die Zeit mit der Ewigkeit zu erfüllen. Er thut es, wenn er von der Natur weg einkehret in Gott. c.) Gott ist dem Menschen allezeit nahe. Aber der Mensch ist nicht Gott immer nahe; er macht oft eine Scheidewand zwischen sich und Gott, indem er die endlichen Dinge mehr liebt, als die göttlichen. d.) Der Mensch gehört nicht sich, sondern Gott; sobald er nur sich selbst gehören will, verliert er, was er will — sich selbst. e.) Die Vereinigung mit Gott ist das Schönste, das Süßeste, das Beste. Wer mit Gott Eins ist, der versteht Gott, und wer Gott versteht, der versteht alle Dinge.

5. Das sind die Gedanken, die zu dem Ziele des Religionsunterrichts in der **niederen — von der einklassigen bis zur vierklassigen Volksschule** führen. In der **ungetheilten Volksschule** müssen zur rechten Verarbeitung des vorhergehenden, wenn auch zusammengezogenen Unterrichtsstoffes **zwei besondere Klassen** gebildet werden, von denen die untere die drei ersten, die andere die fünf folgenden Schuljahre umfaßt. In jeder der beiden Ab-

theilungen bestehen dann wiederum zwei Unterabtheilungen, die beim Unterricht zugleich und zwar so geistig beschäftigt werden, daß der Lehrer, wenn er sich speziell an das erste Schuljahr wendet, von den Schülern des zweiten und dritten Schuljahres das Vorerzählen der biblischen Geschichten rc. verlangt, — wenn er das zweite und dritte Schuljahr vornehmlich beim Unterricht im Auge hat, das erste Schuljahr dann thätig heranzieht, wenn es sich um die biblischen Geschichten und Bibelsprüche handelt, die ihm gehören. In der Oberabtheilung wird beim vorwiegenden Unterricht des 4. und 5. Schuljahres von den Zöglingen des 6., 7. und 8. Schuljahres das Vorerzählen der biblischen Geschichten, sowie der Nachweis der diesen Geschichten zu Grunde liegenden Gedanken verlangt, und beim vorwiegenden Unterricht des 6., 7. und 8. Schuljahres das Erzählen der biblischen Geschichten, welche als Beweise für die gerade zu behandelnden religiösen Wahrheiten dienen, vom 4. und 5. Schuljahr gefordert. —

6. **Die höhere Volksschule** hat den für die niedere Volksschule gegebenen religiösen Unterrichtsstoff zu vertiefen. Sie hat deshalb das Wesen des Menschen nach seiner leiblichen und geistigen Seite darzulegen und auf die das religiös sittliche Leben des Menschen constituirenden Geistesvermögen hinzuweisen. Natur des Glaubens: Gefühlsleben; im Gegensatz zum todten Glauben; — Unglaube, Indifferentismus und wahre Toleranz; Sceptizismus, Atheismus, Materialismus; — Aberglaube, Schwärmerei, Fanatismus. Die verschiedenen Religionen: im Gegensatz zu den heidnischen die beiden biblischen Religionen. Hieran knüpft sich **die Bibelkunde:** Die Bibel ist die Sammlung heiliger Schriften, welche religiöse, Gott begeisterte Männer geschrieben haben, in denen die ewigen Wahrheiten der Religion enthalten sind, und die darum den Christen zur alleinigen Richtschnur des Glaubens und Lebens dienen sollen (Bibel, biblia = Bücher; heilige Schrift; Wort Gottes; Offenbarung). Eintheilung der Bibel: Der Zeit nach: altes und neues Testament; dem Ansehn nach: kanonische und apokryphische Schriften; dem Inhalte nach: Geschichts-, Lehr- und prophetische Bücher. Testament = Bezeugung, Zeugniß Gottes an die Menschen von Dem, was Gott will. Sprache: Das alte Testament in der Ursprache meist hebräisch, das neue griechisch; älteste Uebersetzung des alten Testaments die griechische, genannt Septuaginta, weil sie von 72 gelehrten Juden (6 aus jedem Stamm) unter Ptolemäus Philadelphus (277 v. Ch.) innerhalb 72 Tagen auf der Insel Pharus bei Alexandria (darum auch alexandrinische Uebersetzung) abgefaßt sein soll; die Vulgata, lateinische Uebersetzung, theilweise von Hieronymus († 420), auf dem Concil zu Trident (1545) der Grundsprache gleichgestellt; die lutherische Bibelübersetzung, 1534 vollendet. Werth der Bibel: Wie immer frisch geschaffene Gedanken Gottes treten uns aus ihr die ewigen Wahrheiten entgegen. Nicht philosophische Reflectionen — jedoch auch die tiefsinnigsten, die je gedacht; — sondern Lebensworte, die das Leben allein erprobt, die darum gelebt sein wollen und die durch das Leben und im Leben ihre Göttlichkeit beweisen. Luther: „In Summa, die heilige Schrift ist das höchste und beste Buch Gottes,

voll Trostes in aller Anfechtung. Lasset uns die Bibel nur nicht verlieren, sondern sie mit Fleiß und Gottesfurcht und Anrufung lesen und predigen; denn wenn die bleibet, blühet und recht gehandelt wird, so stehet Alles wohl und gehet glücklich von Statten." Calvin: „Die heiligen Schriften athmen etwas Göttliches, das alle Gaben und Talente des menschlichen Geistes weit übertrifft." Herder: „Kein Buch in der Welt liest sich so gut, mit solch' innerer Lust und Freude. Wie ein Kind die Stimme seines Vaters, wie der Geliebte die Stimme seiner Braut, so sollen wir Gottes Stimme hören und den Laut der Ewigkeit vernehmen, der in ihr tönt." Goethe: „Die Bibel ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, weil sie die Geschichte eines Volkes zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwicklungen, nothwendiger und zufälliger Ereignisse bis in die entferntesten Regionen der äußersten Ewigkeiten hinausführt." Bunsen: „Die Bibel ist Gottes Wort an die Menschheit. Allerdings ein Wort in Knechtsgestalt, aber so ist alles Göttliche, was über die Erde zieht. Allerdings ein Buch von Trümmern, aber in diesen Trümmern weht ein lebendiger Geist. Allerdings ein Buch in armer Rede, aber in Worten, die nicht vergehen, weil jedes Menschenherz ihnen Zeugniß gibt. Ein Buch voller Jahrtausende, voller Widersprüche, wie die Natur und der Mensch und die Geschichte unseres Geschlechts. Aber immer jung und in sich eins durch die Einheit des Geistes, aus welchem sie hervorgegangen; gerade wie die Schöpfung in sich eine ist mit allen ihren Gegensätzen, ja durch alle ihre Gegensätze. Ein Buch der Weisen und doch jedem Kinde verständlich wie Gottes Natur, nämlich nach dem Maße seines Verständnisses, ein Buch, verfaßt in todten Sprachen und doch lebend in den Zungen der Völker."

Das alte Testament mit 38 kanonischen und 14 apokryphischen Büchern (letztere von den Katholiken auf dem tridentinischen Concil den kanonischen gleichgestellt; für den Protestanten „nützlich" zu lesen). a.) **Geschichtsbücher.** Die 5 Bücher Mosis (Pentateuch), und zwar: Genesis (Schöpfungsgeschichte, Urgeschichte der Menschen, Sündfluth, Patriarchen, Joseph); — Exodus (Moses, Auszug der Israeliten aus Aegypten, Gesetzgebung auf Sinai); — Leviticus (Ceremonialgesetze, Gottesdienst- und Priesterordnung); — Numeri (Zählung des Volkes, Wanderung vom Sinai bis zum Jordan); — Deuteronomium (Wiederholung des Gesetzes): die letzten Schicksale des Moses bis zu seinem Tode und die Erneuerung des Bundes. Das Buch Josua: Eroberung und Vertheilung Kanaan's unter Josua, nebst genauer Angabe der Landesgränzen. Das Buch der Richter: Von den 16 Richtern sind die wichtigsten: Debora, Barak, Gideon, Abimelech, Jephthah, Simson (Eli und Samuel); unter ihnen Kämpfe mit den abgöttischen Gränzvölkern. Das Buch Ruth: eine Familiengeschichte der davidischen Voreltern; Charakteristik der Stammmutter David's. Zwei Bücher Samuelis: Eli's und Samuel's Leben, Saul's und David's Regierung. Die zwei

Bücher der Könige als Fortsetzungen der Bücher Samuelis: Theilung des Reiches (975), Geschichte der 19 Könige Israels (975—722), der zwanzig Könige Juda's (975—588), Wegführung Israels von Salmanasser in die assyrische (722) und Juda's in die babylonische Gefangenschaft (588). Zwei Bücher der Chronik (Jahrbücher), Wiederholungen aus den Büchern der Könige und Ergänzungen zu denselben, mit vorzugsweiser Betonung der Geschichte Juda's. Buch Esra, Fortsetzung des 2. Buches der Chronik: Rückkehr der Juden aus der Gefangenschaft; Wiederherstellung des Tempels und des alten Gottesdienstes. Nehemia: Reformation des Volkes; Reinigung des Landes von Ausländern; Vorlesung des Gesetzes; Laubhüttenfest. Esther — nationaljüdische Geschichte aus der Zeit der Perserherrschaft unter Ahasveros (Xerxes), um die Begründung des Purimfestes nachzuweisen. — b. **Lehrbücher**: Hiob: Des Menschen Kurzsichtigkeit kann die Rathschlüsse der göttlichen Weisheit nicht durchschauen. Prolog (K. 1. 2); Wechselreden zwischen Hiob und seinen Freunden (K. 3—31); Zwischenkunft des Elihu (K. 32—37); Rede Gottes (38—41); Schluß (42). Psalter (Psalmen, Liedersammlung, Synagogengesangbuch): 5 Bücher (1—41. 42—72. 73—89. 90—106. 107—150) mit 150 Liedern nach den später zugefügten Ueberschriften von Moses, Assaph, Kindern Korah, Heman und Ethan, David und Salomo; — voll von Lob, Dank, Demuth, Buße, Trost, Hoffnung. Sprüche Salomonis: Gedanken über Religion und Tugend, Sünde und Laster: — in 31 Kapiteln ein Schatz voll Lebensweisheit. Prediger Salomo: Betrachtungen über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens; darum Empfehlung eines vernünftigen Lebensgenusses. Das hohe Lied: Eine Liedersammlung, in der die auf Treue gegründete Liebe besungen wird. — c. **Die Propheten**: Vertreter der Theokratie gegen untheokratische Entartungen bei den Königen und im Volke, — der Mund Gottes und das Gewissen des Staates. Jesaias, der Fürst unter ihnen (zwischen 759 und 700), klagt und bedroht die Juden und die auswärtigen Völker, läßt aber auch Blicke thun in die Zeit des errettenden Messias (K. 1—12: Strafreden und Verheißungen, Gleichniß vom Weinberg; — 13—27: Weissagungen wider Assyrer, Philister, Moabiter ꝛc.; — 28—33: Weissagungen vom Einbruch der Assyrer; — 36—39: Geschichtliches aus Hiskia's Zeit. Der spätere Jesaias: 40—66: Trostreden an die Verzagten; „der Knecht Gottes" 42, 1—9; 49, 1—9; 50, 4—11; 52, 13—53, 12.). Jeremias: Weissagungen und Geschichten aus der Zeit vor und nach der Gefangenschaft, sowie „Klagelieder" (5 Kapitel) über den Untergang des jüdischen Staates, — der größte elegische Dichter im alten Bunde (K. 1—39 Weissagungen vor, K. 40—45 nach der Zerstörung Jerusalems, 46—51 über auswärtige Völker). Hesekiel: Reden von Jerusalems Zerstörung, gegen heidnische Völker, nach der Zerstörung; Verheißung eines neuen Messiasreiches: — von Herder der Aeschylos und Shakespeare der Hebräer genannt. Daniel: Daniels Geschichte und Weissagungen; die Weissagungen beziehen sich nicht blos auf das israelitische Volk, sondern sprechen von vier hinter einander folgenden Weltmonarchien (von dem chaldäisch-babylonischen, dem medischpersischen, dem makedonischen und dem römischen Weltreich), an deren

Stelle zuletzt als Ende der Entwicklung das messianische Reich treten wird. Von den zwölf kleinen Propheten leben Joel, Amos, Hosea, Micha in der syrisch-assyrischen Periode, Nahum, Zephanja, Habakuk in der chaldäischen Periode, Haggai, Sacharja, Maleachi, Obadja, Jona nach dem Exil. Sie alle weisen theils in Poesien, theils in Symbolen auf die Zeit hin, wo das Volk, durch Trübsale hindurchgegangen, zu der von Gott ihm bestimmten Herrlichkeit gelangen wird. d. **Die apokryphischen Bücher** sind entweder griechisch jüdisch: Das Buch der Weisheit; oder chaldäischpalästinensisch, in denen viel Wunderglaube: 2. Maccabäer, Tobias, Baruch; oder rein palästinensisch: Jesus Sirach. —

Das neue Testament mit den 4 Evangelien, der Apostelgeschichte, 21 Briefen der Apostel und der Apokalypse — enthält die Grundlage für die christliche Lehre und für das christliche Leben. Evangelium: frohe Botschaft (von der Erscheinung des Heilandes). Die Evangelien — Lebensbeschreibungen Jesu. Das Evangelium nach Matthäus führt durch Hinweis auf die alttestamentlichen Weissagungen den Beweis, daß Christus der verheißene Messias sei. In ihm allein findet man: Die Verkündigung Jesu an Joseph, die Weisen aus dem Morgenlande, Josephs Flucht nach Aegypten, die Tempelsteuer, die zehn Jungfrauen, Gleichnisse von Christi Wiederkunft, Versiegelung des Grabes; — die Bergpredigt ausführlich (5—8). Marcus gibt weniger Reden; charakterisirt vor Allem das öffentliche Leben Jesu. Eigenthümlich ist ihm die Heilung eines Taubstummen und eines Blinden. Lucas hebt besonders hervor, daß Jesus der Heiland aller Völker ist. Eigenthümlich sind ihm: Verkündigung der Geburt von Johannes und Jesus, Maria's Besuch bei Elisabeth, Johannis und Jesu Geburt, Darstellung des 33tägigen und Auftreten des 12jährigen Jesus, Jesus in Nazareth, Petri Fischzug, der Jüngling zu Nain, die Sünderin im Hause Simonis, Zachäus, Rangstreit der Jünger. Die evangelische Geschichte enthält nach den „Synoptikern" folgende Hauptstationen: 1) Geburts- und Kindheitsgeschichte Jesu: Matth. 1—2 und Luc. 1—2. — 2) Die öffentliche Wirksamkeit Jesu: a., Vorbereitung durch Taufe und Versuchung: Matth. 3, 4—11. Marc. 1, 1—14. Luc. 3, 1—4, 13. b., Thaten und Reden in Galiläa, Berufung der Jünger und erste Aussendung der Apostel. Matth. 4, 12—18, 35. Marc. 1, 14—9, 50. Luc. 4, 13—17, 10. c., Thaten und Reden auf der Reise nach Jerusalem und in Jerusalem: Matth. 19, 1—25, 46. Marc. 10, 1—13, 37. Luc. 17, 11—21, 38. — — 3) Die Leidensgeschichte: Matth. 26, 1—27, 66. Marc. 14, 1—15, 47. Luc. 22, 1—23, 56. — — 4. Auferstehung (und Himmelfahrt): Matth. 28. Marc. 16. Luc. 24. — Johannes: Schilderung der Herrlichkeit des Sohnes Gottes. Eigenthümlich sind ihm: Hochzeit zu Kana, Gespräch mit Nikodemus und der Samariterin, Heilung am Teiche Bethesda, der Blindgeborne, Auferweckung des Lazarus, die letzten Reden Jesu (14—16) und das hohepriesterliche Gebet (17), Thomas, Jesus nach seiner Auferstehung am galiläischen Meer. Chronologie nach den jüdischen Festen: Joh. 2, 13: Das erste Osterfest nach Jesu öffentlichem Auf-

treten. 5, 1: ein Fest der Juden. 6, 4: das zweite Osterfest. 7, 2: das Laubhüttenfest; 10, 22: das Fest der Tempelweihe. 12, 1: das dritte Osterfest. — Die Apostelgeschichte: Fortsetzung vom Evangelium des Lucas: Die Himmelfahrt Christi (Kap. 1); das erste Pfingstfest und die Ausgießung des Geistes (Kap. 2); die erste Wirksamkeit des Johannes und Petrus (Kap. 3 u. 4); die Einrichtung der ersten Christengemeinde, Ananias und Sapphira; Gamaliel. (Kap. 5.); Diakonenwahl, Ende des Stephanus (Kap. 6. u. 7.); Verbreitung des Christenthums durch Philippus, Petrus und Johannes (Kap. 8.); die Berufung des Paulus (Kap. 9.); die erste Heidenbekehrung (Kap. 10); in Antiochien zuerst der „Christenname" (Kap. 11); Hinrichtung des älteren Jacobus, Petrus befreit, Tod des Herodes (Kap. 12.); — Kap. 12—28: die Wirksamkeit des Paulus bis zu seinem Aufenthalte in Rom. Die Briefe des Paulus haben ihren Mittelpunkt in dem Grundgedanken, den er besonders im Römerbriefe (Inhalt: 1, 1—1, 18: Einleitung und Thema. 1, 18—8, 39: Die Lehre vom seligmachenden Glauben. 9. 10. 11: Ausschließung der ungläubigen Juden vom christlichen Heil. 12—16: Ermahnungen) und im Galaterbriefe (Nachweis der apostolischen Würde des Paulus, Rüge des Abfalls vom wahren Christenthum, Ermahnungen) darlegt, daß der Mensch nur gerecht vor Gott wird durch den Glauben an Christus mittelst der Gnade Gottes. Neben diesem Gedanken stehen Ermahnungen zum christlichen Wandel, zur Demuth und Eintracht in Christo, wie in allen Briefen, besonders auch im Philipperbrief (die Stelle über Christi Erniedrigung und Selbstentäußerung Kap. 2, 5—11), und zum treuen Festhalten am reinen Evangelio Jesu, wie im zweiten Korintherbriefe (Wichtige Stellen: des Paulus hohe Zuversicht im Leiden um das Evangelium 1, 3. ꝛc., 3, 4. ꝛc., 4. u. 5.; — seine treue Liebe zu der Gemeinde 3, 2. 3.; — herzliche Ermahnungen: 13.). Im Epheserbrief und im Kolosserbrief wird das Christenthum als Offenbarung der tiefsten Weisheit gepriesen, die auch den Heiden zu Theil werden soll (Epheserbrief: a., Christus das Haupt der Gemeinde K. 1. u. 2.; b., Des Apostels Amt und Leiden nebst Fürbitte für die Gemeinde Kap. 3.; c., Sittliche Ermahnungen. Im Kolosserbrief: Kap. 1.: Die vorweltliche Existenz Christi. Kap. 2.: Warnung vor Irrlehrern. Kap. 3. u. 4.: Ermahnungen.). Die Briefe an die Thessalonicher geben neben ihren Ermahnungen Belehrungen über Christi Wiederkunft und das Weltgericht (Kap. 1—2, 16: Lob der bisher bewiesenen Standhaftigkeit. 2, 17—5: Besorgnisse und Warnungen; Erörterungen über die Parusie); und der 1. Korintherbrief enthält neben den Ermahnungen an die Gemeinde Belehrungen über die christliche Freiheit, über die Geistesgaben, über die Herrlichkeit der christlichen Liebe und über die Auferstehung. (Wichtige Stellen: 11, 28 und 29: über den würdigen Genuß des Abendmahls; 12 u. 14: Gebrauch der Geistesgaben, Weissagungen und Zungenreden; 13: die christliche Liebe; 15: die Auferstehung). Die Pastoralbriefe (Hirtenbriefe) an Timotheus und Titus geben vornehmlich Vorschriften über Führung des christlichen Lehramtes, verbunden mit ernsten Warnungen vor einbrechenden Irrlehren; der Brief an Philemon — ein Zeugniß, in welches Verhältniß sich

Paulus zu einzelnen Gemeindegliedern stellt. Der Brief an die Hebräer: Beweis, daß der neue Bund nach allen Seiten hin herrlicher, als der alte ist, da in Christus, dem ewigen, über alle Engel und Propheten erhabenen Sohne Gottes, alle Weissagungen und Vorbilder erfüllt sind; Christus der einzige wahre Hohepriester, dessen Opfer das Ende aller Opfer ist. Die 7 katholischen oder ökumenischen d. i. allgemeine (entweder wegen ihres allgemeinen, auf keine einzelne Gemeinde Rücksicht nehmenden Inhalts; oder zum allgemeinen kirchlichen Gebrauch bestimmt — vom 4. Jahrhundert ab so genannt) Briefe, nämlich die 2 Briefe Petri, die 3 Briefe Johannis, der Brief des Jacobus und der des Judas, sind eine eigene Gruppe von Schriften für sich. Der erste Brief Petri wurde an die Christen in Pontus, Galatien, Kappadocien, Asien, Bithynien durch Silvanus aus Babylon gesandt; er enthält Ermahnungen zur Standhaftigkeit im Bekenntniß und zu einem demgemäßen Leben — gegenüber den hereinbrechenden Verfolgungen. Den zweiten Brief Petri zählte die alte Kirche zu den Antilegomena d. i. zu den widersprochenen Schriften: er bestreitet die Irrlehrer und stimmt fast wörtlich mit dem Briefe Judä überein. Der Inhalt des ersten Briefes Johannis ist: Gott ist Licht, darum sollen wir im Lichte wandeln; — die wahre Liebe zeigt sich im Halten der Gebote; — nur der Gerechte und Liebende ist ein Kind Gottes; — prüfet die Geister und liebet; — das Kennzeichen des wahren Christenthums ist Liebe und weltüberwindender Glaube. Der zweite und dritte Johannisbrief sind, sagt Luther, nicht Lehrepisteln, sondern Exempel der Liebe und des Glaubens. Der Brief Jacobi an die zwölf Stämme in der Zerstreuung (Diaspora). Sein Inhalt ist: 1. Ermahnung zur Geduld in der Versuchung; Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen; seid nicht Hörer, sondern Thäter des Worts. 2. Nicht „Ansehn der Person" und nicht Mundglaube (Opposition gegen Paulus)! 3. Wer in keinem Worte fehlt, ist ein vollkommener Mann; die irdische und die himmlische Weisheit. 4. Hütet euch vor Streit- und Schmähsucht. 5. Strafrede gegen die Reichen; Ermahnung zur Geduld und zum Gebet. Der Brief Judä bekämpft das durch die Irrlehre eingerissene sittliche Verderben und ermahnt zum christlichen Leben. — Die Offenbarung des Johannes (Apokalypse), das prophetische Buch des neuen Testamentes, enthält, eine prophetische und dichterische Schilderung der Siege des Christenthums (des neuen Jerusalems) über das Judenthum (das alte Jerusalem) und über das Heidenthum (Babylon). —

Die aus jedem biblischen Buche zu lesenden vorzüglichsten Abschnitte und Aussprüche müssen dagegen verwahren, daß die Bibelkunde eine bloße Gedächtnißlection wird. In dieser Absicht sollen die zu lesenden Abschnitte durch Besprechung und Analyse dahin führen, daß die Jugend in Gefühl und Verstand erhoben und begeistert wird: ist doch dieses das Ziel, das wir bei der Lectüre und bei den Proben aus den deutschen Klassikern an unseren Schülern zu erreichen streben; warum wollten wir nicht zu diesem Ziele bei der Lectüre und bei den Proben aus dem klassischsten aller klassischen Bücher hinarbeiten? — Zum rich-

tigen Verständniß der Bibel gehört eine kurze Landes- und Verfassungskunde von Palästina: Größe, Gränzen, Gewässer, Gebirge, Wüsten, Klima und Producte, Eintheilung des Landes, Ortschaften, Sitten, Gebräuche, Zeitrechnung, Münzen und Maße, der religiöse Cultus; Beschreibung der Stiftshütte und des Tempels; Priester und Leviten; Feste, Opfer. —

Aus der Bibelkunde heraus müssen dem Zöglinge **die Wahrheiten des Christenthums** als Sterne des Menschenlebens entgegentreten: a. Es ist ein Gott! 1) **Er ist:** Beweise! 2) Es ist **Ein** Gott. 3) Es ist ein **Gott**, ein allmächtiger, ewiger, allweiser, allgerechter Geist, dessen Wesen die Liebe ist, — der nicht blos die Welt erschaffen hat, sondern der sie immerfort schafft, und der selbst durch die in der Welt auftretenden Leiden und den Einzelmenschen treffenden Uebel nur zu ewigen, von der Liebe gestellten Zielen hinleitet. b. Die Liebe beherrscht das Weltall und ist deshalb das Ziel jedes Einzelwesens. Auch des Menschen. Wie Gott der Vater aller Menschen ist, so sind alle Menschen seine Kinder und unter einander Brüder: Gott zu lieben ist deshalb die erste Aufgabe des Menschen, und die zweite: Liebe zu bethätigen gegen alle Menschen wie gegen sich selbst. Wer diese Gebote übertritt, der sündigt; doch auch den Sünder verläßt die ewige Liebe nicht; sie will, daß er sich bekehre und lebe. Dieses Leben aber gewährt das von Christus gestiftete Himmelreich: wer in diesem Reiche lebt, der fühlt schon hier in der Zeit das ewige Leben und ihm ist deshalb dieses ewige Leben nach diesem Leben Gewißheit. — Es kann und soll diese „Lehre" nichts anderes, als eine Vertiefung der oben gegebenen Wahrheiten für die Oberklasse in der unteren Volksschule sein. —

Daneben soll die höhere Volksschule in die **Geschichte der christlichen Lehre und des christlichen Lebens** einführen. Sie hat deshalb zu behandeln: 1) **Das Urchristenthum**: Jesus Christus und die zwölf Apostel (Matth. 10, 2—4). Ausbreitung des Christenthums: Die Stiftung der ersten christlichen Gemeinde. Durch Petrus, Johannes, Jacobus und Paulus, sowie durch deren Schüler breitet sich das Christenthum in Antiochien, Ephesus, Kolossä, Philippi, Thessalonich, Korinth, Rom aus. Der Name Christen zuerst in Antiochien (Apostelg. 11, 26). — Verfolgungen der Christen: von den Juden (Märtyrer: Stephanus, Jacobus der Aeltere und der Jüngere); — von den Heiden unter 10 römischen Kaisern (Nero 54—68 (Paulus, Petrus), Domitian 94, Trajan 104, Antoninus 163, Septimius Severus 202, Maximin 235, Decius 250, Valerian 257, Aurelian 274, Diocletian 303). Die urchristliche Gemeinde: Zusammenkünfte, Schrifterklärung, Liebesmähler (Agapen); Leiter in derselben: Presbyter (Aelteste), später Episkopi (Bischöfe), Diakonen (Diener, Almosenpfleger); die zur Aufnahme in das Christenthum vorbereitet wurden, hießen Katechumenen (Hörende). Die Lehre im Urchristenthum: von Paulus kämpfend gegen das Judenchristenthum durchgesetzt, daß nicht blos über den Sinai der Heiden Weg zu Christus führt, sondern daß unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet, ihm angenehm ist. Ihm gegenüber die Apostel Petrus, Johannes und Jacobus und mit ihnen die ersten

christlichen Gemeinden, (— die aus dem Judenthum in das Christenthum Getretenen —) die Ebjoniten und Nazarener, die großen Werth auf das Ceremonialgesetz legten, und glaubten, daß es nur durch das Judenthum hindurch zum Christenthum gehe. Die heidnische Philosophie und griechische Weisheit suchte als Gnosis (Gnostiker) in's Christenthum einzudringen. Mani (Manichäer) verkündete ein Gemisch persischer und christlicher Vorstellungen als neue Weisheit. Mantanus proclamirte sich als der verheißene göttliche Tröster und lehrte eine fortlaufende unmittelbare Geistesoffenbarung. In der Kirche selbst, auch bei ihren größten Lehrern Irenäus († 202), Tertullian († 220), Origines († 252) waren noch vielfache Schwankungen und Verschiedenheiten über die einzelnen christlichen Lehren: einig war man nur in dem Einen Bekenntniß, daß Jesus der Christ sei. Es gab ein Christenthum, ehe es bestimmte formulirte christliche Bekenntnisse gab; und die größten Heldenthaten im Urchristenthum sind von Menschen vollbracht, die noch keine weitläufigen theologischen Glaubensformeln herbeten konnten. War denn Christus selbst ein Katholik, oder ein Lutheraner, oder ein Calvinist? —— 2) **Das Christenthum als Staatsreligion** in der morgenländischen und abendländischen Kirche. Konstantin der Große machte das Christenthum zum Beherrscher des römischen Reiches (333). Nur noch einmal wurde unter Julianus Apostata (dem Abtrünnigen) 363 der Versuch gemacht, die heidnische Religion durch griechische Philosophie zu restauriren und dieses restaurirte Heidenthum als höhere religiöse Bildung und als tiefere Befriedigung des religiösen Gefühls dem Christenthume gegenüberzustellen. Vergebens. — Innerhalb des Christenthums selbst entstanden Kämpfe über die wahre (orthodoxe) christliche Lehre. Im Morgenlande stritt Athanasius († 373) für die Gottheit und Arius für die menschliche Seite Christi: die Entscheidung gab die Synode zu Nicäa, welche 325 das sich nach und nach entwickelte, erst von Rufinus 380 aufgezeichnete apostolische Symbolum ergänzte. Im Abendlande hatte der Kampf seinen Mittelpunkt in Augustin († 430), der die Lehre von der Erbsünde, von der gänzlichen Untüchtigkeit zum Guten und von der Alleinwirksamkeit der göttlichen Gnade vertheidigte, — gegenüber dem Pelagius, der festhielt, daß der Mensch auch nach Adams Fall noch im Stande sei, sich des Heils würdig und theilhaftig zu machen, daß er aber durch das Christenthum in der Heiligung wesentlich gefördert werde. —

Das im Morgenlande zur Streittheologie ausgeartete Christenthum war eine der vorzüglichsten Ursachen, daß Muhamed weithin der christlichen Religion Boden abgewann. Muhamed, 569 zu Mekka geboren, stiftete den Islam, nach dem es nur Einen Gott, Allah, gibt, dessen erster und größter Prophet Muhamed ist. Flucht 622 von Mekka nach Medina (Hedschra). Muhamed starb 632. Seine Nachfolger — Kalifen; seine Bekenner — Moslemim; seine heilige Urkunde — Koran; die Bethäuser Moscheen; der Feiertag — der Freitag; die Priester — Imam; das kirchliche Oberhaupt — Mufti; der geheime Rath — Divan. —

Die Verfassung der christlichen Kirche wurde aus der demokratischen des Urchristenthums seit Constantin eine monarchische. Zunächst wurden die Bischöfe zu

Rom, Constantinopel, Alexandria und Antiochien die angesehensten; seit der Theilung des Römerreiches unter Theodosius 395 traten sodann die Bischöfe von Constantinopel (Patriarchen) und Rom (seit Gregor dem Großen 590—604 mit dem Namen „Papst" bezeichnet) in den Vordergrund, worauf „die Päpste", jedoch im Kampfe mit dem Morgenlande, die Herrschaft über die ganze Christenheit zu führen strebten, bis sich 1053 unter Michael Cerularius, dem Patriarchen zu Constantinopel, die abend- und morgenländische Kirche von einander trennten.

3) **Die abendländische Kirche.** Unterdeß hatte das Christenthum seinen eigentlichen heimathlichen Boden bei den Germanen gefunden. Der gothische Bischof Ulfilas hatte bereits zwischen 360—380 die Bibel den Gothen in ihrer Sprache zugänglich gemacht. 496 nahm der Frankenkönig Chlodwig das Christenthum an. Von 718 ab wirkte Bonifacius als Apostel der Deutschen. Karl der Große zwang die Sachsen (Taufe Wittekind's 785) zum Christenthum. ꝛc. Aber noch konnte die christliche Religion nicht in ihrer Reinheit vom germanischen Geiste ergriffen werden; dieser mußte erst unter der harten Zucht des Romanismus herausgebildet werden. Den Höhepunkt dieser Zucht bezeichnet Papst Gregor VII. (1073—1085), der die Simonie (Erwerbung geistlicher Aemter durch Geld) verbot, den Cölibat (die Ehelosigkeit der Geistlichen) anordnete, die Investitur (Einsetzung der Bischöfe durch Laien) untersagte und den deutschen Kaiser (Heinrich IV.) mit Füßen trat.

Die christliche Lehre entartete unterdeß zu äußerer Formel. Heiligenanrufung wurde von Gregor dem Großen geboten; Reliquien d. i. Ueberreste von Heiligen wurden verehrt; sogenannte gute Werke d. i. Wallfahrten, Klosterleben, Rosenkranzbeten, Selbstpeinigungen machten heilig; das Fegefeuer war bereits von Gregor dem Großen 600 verkündet; das Bibellesen wurde von Innocenz III. um's Jahr 1199 verboten; an die Stelle der beiden von Christus eingesetzten heiligen Religionshandlungen traten 7 Sacramente: Taufe und Abendmahl (seit Radbertus 831 wurde die Transsubstantiation d. i. die Verwandlung des Brotes und Weines in das Fleisch und Blut Christi gelehrt, und seit 1147 das Abendmahl unter einerlei Gestalt angeordnet), Firmung (Concil zu Lyon 1274), Ohrenbeichte (Innocenz III.), Priesterweihe (Ordination), Ehe, letzte Oelung. Diejenigen, welche sich derartigen Lehren des Papstthums nicht unterwarfen, wurden als Ketzer d. i. Anders- und darum Falschgläubige verdammt. Auf der Synode zu Trier war 385 bereits die erste Ketzerverurtheilung zum Tode ausgesprochen. Innocenz III. führte 1215 gegen die Ketzer die Inquisition ein, welche Güter einzog und Hinrichtungen (Auto da fé) anordnete: Konrad von Marburg wüthete als Inquisitor am Rhein; Torquemada mordete 1481—1498 etwa 10,000 Menschen in Spanien; erst 1810 wurde die Inquisition gänzlich abgeschafft. —

Dieser geistigen Vernichtung der christlichen Religion traten entgegen: in Frankreich Peter Waldus (1170) und seine Waldenser; in England Wiklef (1324—1384) und die Wiklefiten; in Deutschland Huß (1373—1415) und die Hussiten. Sie alle eiferten

gegen die päpstliche Gewalt, gegen Ohrenbeichte, Seelenmessen, Ablaß, Heiligen- und Reliquienverehrung. In ihre Verbindung traten: die Erfindung der Buchdruckerkunst 1440; die Eroberung Konstantinopels durch die Türken 1453, wodurch die griechische Wissenschaft nach Italien gebracht ward; die Entdeckung Amerika's 1492.

4) **Die Reformation:** Nun war der Boden geebnet, auf den Luther treten konnte. Martin Luther (— geb. in Eisleben 10. Nov. 1483, gest. 18. Febr. 1546); gebildet zu Magdeburg 1497, Eisenach 1498, Universität Erfurt 1501, Augustinerkloster 1505; — 1507 Mönchspriester, 1508 Professor zu Wittenberg, —) schlug am 31. October 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze an, deren Kern die Gedanken waren, daß Vergebung dem reuigen Sünder auch ohne Ablaß zu Theil werden könne, und daß der Papst solche göttliche Vergebung nur zu erklären und Ablaß allein für verwirkte Kirchenstrafen zu ertheilen vermöge. Er vertheidigte seine Ansicht 1518 vor dem Cardinal Cajetan, 1519 vor dem päpstlichen Legaten Miltiz und gegenüber dem Professor Eck, sowie auf dem Reichstage zu Worms, den 18. April 1521. Auf die Verbrennung seiner Schriften zu Rom antwortete er mit Verbrennung der päßtlichen Bannbulle zu Wittenberg, den 10. Dezember 1520. Zum Schutz gegen das wormser Edict mit Veranlassung Friedrichs des Weisen auf die Wartburg gebracht, begann er dort seine Bibelübersetzung, vermählte sich 1525 mit Katharina von Bora, schrieb 1529 seinen großen und kleinen Katechismus, und kämpfte 1529 mit Zwingli zu Marburg über das Verständniß der Einsetzungsworte beim Abendmahl (Lutheraner und Reformirte); — unterstützt bei allen seinen reformatorischen Bestrebungen von Melanchthon (geb. 1497, gest. 1560), von Franz v. Sickingen († 1522), von Ulrich von Hutten († 1523). In dem Jahre des marburger Religionsgespräches protestirten die Evangelischen auf dem Reichstage zu Speier gegen die Zurücknahme der ihnen einstweilig versprochenen Duldung (Protestanten). Den 25. Juni 1530 übergaben die protestantischen Fürsten dem Reichstage zu Augsburg die von Melanchthon gearbeiteten 28 Artikel (augsburgische Confession), in denen sie die Uebereinstimmung der neuen und der apostolischkatholischen Lehre darlegten. Der Reichstag verwarf die neue Lehre; — das Schwert wurde aus der Scheide gezogen; — die protestantischen Fürsten schlossen zu Schmalkalden 1531 ein Bündniß zur Erhaltung der Glaubensfreiheit; — der schmalkaldische Krieg brach (1546) aus und die Protestanten erhielten durch den Religionsfrieden zu Augsburg, den 25. Sept. 1555, in dem größten Theile Deutschlands gleiche Rechte mit den Katholiken. — Mit Luther zu gleicher Zeit kämpfte Ulrich Zwingli (1484—1531) in der Schweiz gegen den Ablaßkrämer Samson; und setzte Joh. Calvin (1509—1564) die Reformation fort: die Stifter der reformirten Kirche, in welcher der 1562 von Ursinus und Olevianus verfaßte heidelberger Katechismus als Bekenntnißschrift am meisten allgemeine Geltung erlangte.

5) **Die Verbreitung der Reformation.** In Schweden bestätigt die Reformation 1527 Gustav Wasa; — in Dänemark bekennt sich (1523—1533) Friedrich I. öffentlich zu ihr; — in Frankreich erhalten die Anhänger Calvin's (Hugenotten) an Heinrich IV. einen Be-

schützer gegen die Guisen (katholische Partei), die den 24. August 1572 in der pariser Bluthochzeit die Reformirten zu vertilgen suchten und dieselben nach Heinrich's Tode in die Flucht (Refugié's) trieben; — in Italien und Spanien vernichtete die Inquisition die Freunde des Protestantismus; — in der Niederlande erkämpften sich die Protestanten nach vielfachen, unter Philipp II. und Herzog Alba erlittenen, schweren Verfolgungen ihr Recht (utrechter Union 1579); — in England sagte sich Heinrich VIII. vom Papstthum los, brachte aber die Kirche unter sein Scepter, wonach unter Eduard VI. die Reformation einige Fortschritte machte, die jedoch unter der katholischen Maria wieder vernichtet wurden, worauf Elisabeth „die bischöflich evangelische" oder „hohe anglikanische" Kirche mit bischöflicher Verfassung weiter ausbildete und sodann in Opposition zu derselben die Puritaner ohne Bischöfe mit Presbytern auftraten; — in Schottland brachte John Knox 1560 die presbyterianische Verfassung zur Anerkennung. —

Dem Protestantismus gegenüber versuchte **die katholische Kirche** ihren Glauben auf dem Concil zu Trident (1545—1563) zusammenzufassen. Der von Ignaz von Loyola (1491—1556) gestiftete Jesuiterorden (1540 vom Papst bestätigt) suchte und sucht mit seinem Grundsatze: „Der Zweck heiligt das Mittel" den Protestantismus zu vernichten: 1773 von Clemens XIV. aufgehoben, wurde er 1814 von Pius VII. wieder bestätigt, um sein Werk fortzusetzen. Doch ist und wird der Protestantismus von ihm eben so wenig vernichtet, als er es durch den dreißigjährigen Krieg (1618—1648) geworden ist, dessen Friede (der westphälische am 24. October 1648) den Evangelischen mit den Katholiken gleiche Rechte zugestehen mußte.

6) **Der protestantische Glaube** setzte sich im Kampfe mit dem römischen Katholicismus und zufolge der in der evangelischen Kirche selbst entstandenen Streitigkeiten in einem rechtgläubigen (orthodoxen) System fest, das den Buchstaben der Schrift an die Stelle des Geistes theologische Rechtgläubigkeit an die Stelle des christlichen Glaubens-Lebens setzte. Dieser Orthodoxie gegenüber suchte Spener (1635—1705) und Francke (1663—1727) das Wesen der Religion in einer lebendigen Frömmigkeit, (Pietisten); und vereinigte Graf Zinzendorf (1700—1760) zu Herrenhut die in Sachsen eingewanderten böhmischen und mährischen Brüder zu einer Brüdergemeinde — die Herrenhuter, — die sich aller weltlichen Vergnügungen enthalten und im Glauben an den blutigen Versöhnungstod Christi den Mittelpunkt der Religion finden. Auch Johann Arnd versuchte mit seinen „Büchern vom wahren Christenthum" und Paul Gerhard († 1676) mit seinen geistlichen Liedern lebendiges Christenthum zu wecken. Daneben lehrten die von Georg Fox 1649 in England gestifteten Quäker, daß das innere Licht in jedem Menschen den Geistlichen mache, — und glauben die von John Wesley († 1791) und Georg Whitefild begründeten Methodisten an eine unmittelbare Eingebung vom heiligen Geist. In Deutschland aber machte sich, vom englischen Deismus und der französischen Freidenkerei angestoßen, im 18. Jahrhundert eine Aufklärung geltend, welche die religiöschristlichen Wahrheiten in ihre Verstandessätze

umdeutete: weithin verbreitete sich der vulgäre Rationalismus, dessen Consequenz die Freigemeinder und, auf katholischem Gebiete, die Deutschkatholiken sind. Eine weitere innere Entwicklung erhielt die protestantische Kirche durch die seit dem Jubelfeste der Reformation 1817 angebahnte Union der Lutheraner und Katholiken; — weitere äußere Verbreitung des Christenthums aber ward durch das Missionswesen und durch die seit 1804 gegründeten Bibelgesellschaften (Uebersetzungen der Bibel in nahe an 200 Sprachen) gefördert. Betreffend ihre Verfassung, so sucht sich die lutherische Kirche aus der ihr von Luther gegebenen Konsistorialverfassung (nach der die Kirchenangelegenheiten besonderen Behörden — den Consistorien — übergeben sind) herauszuarbeiten und an deren Stelle gleich der reformirten Kirche die Presbyterial- (Vertretung der Gemeinden durch Aelteste) und Synodal-Verfassung (Leitung der kirchlichen Angelegenheiten durch Synoden d. i. Versammlungen von Geistlichen und Laien) zu setzen. —

XVIII.

Der Religionsunterricht für die höheren Unterrichtsanstalten, für Lehrerseminare, für realistische und für humanistische Gymnasien.

Vorbedingungen für den Religionsunterricht in den höheren Lehranstalten.

I. Voraussetzung für unseren nachfolgenden Religionsunterricht im **Seminar** ist die Bildung eines Abiturienten von der Realschule, — nach preußischer Organisation „der Realschule zweiter Klasse. — Wir verlangen sodann im Seminar eine dreijährige Arbeit der Seminaristen, um zum Ziele zu gelangen.

A. Die untere Klasse des Seminars hat ihren Zöglingen das in der niederen und höheren Volksschule gegebene Material des Religionsunterrichtes so vollständig anzueignen, daß sie es selbstständig reproduciren und deshalb nach Vollendung des Cursus über den religiösen Unterrichtsstoff gebieten können, den sie in der Volksschule gebrauchen.

B Die beiden oberen Seminarklassen haben sodann ihre Zöglinge zur eigenen Förderung von deren religiösem Leben und zur Weiterentwicklung von deren religiöser Erkenntniß, so wie zur Aneignung einer von den göttlichen Ideen getragenen Weltanschauung überhaupt, in den inneren wesentlichen Zusammenhang der Religionen und dadurch in den innersten Kern des religiösen Fühlens und Denkens einzuführen. Die Seminaristen sind in diesen Klassen auf derjenigen Entwicklungsstufe angelangt, wo das Denken zum lebendigen Leben aufbricht und bei diesem Aufbrechen oft extrem im Rausche Gott und Welt zu läugnen, sowie Alles, was nur als äußere Autorität auftritt, zu bezweifeln sucht. Es kommt fortan auf den Religionslehrer an, daß seine Zöglinge nicht Wissen und Glauben so gegenüberzustellen sich gewöhnen, daß sie nur beim Wissen im Sonnenlicht, beim Glauben aber im Nebel zu sein wähnen. Er hat deshalb die äußere Autorität in die innere zu verwandeln, welche das Gewissen dictirt: keine angelernte leere Aufklärerei; sondern „die Grundbegriffe der Religion selber — wie Biedermann sagt — nach ihrer psychologischen Seite in ihrem rationellen Zusammenhange mit dem gesammten Wesen des menschlichen Geistes durchsichtig gemacht, womit der Schlüssel des Verständnisses gegeben, um die Religion in ihrer geschichtlichen Erscheinung als das höchste Moment der Gesammtentwicklung des Menschheitslebens zu verstehen." Demgemäß hat der Religionsunterricht mit einer Uebersicht über den Entwicklungsgang der Naturreligion zu beginnen, um sodann in das historisch wahre Verständniß der biblischen Religionen einzuführen, wobei als Hauptaufgabe gestellt wird, das wahre Wesen und Leben der Religion von dem bloß Historischen und Dogmatischen zu unterscheiden und darum nicht das ewige Gottes-Wort mit dem Buchstaben der Bibel zu verwechseln, — auf der einen Seite nicht religiöse Zweifel zu erregen, auf der anderen aber den Sinn für wahrheitsliebende Unbefangenheit in allen Fragen über Abfassungszeit und Inhalt der biblischen Bücher zu wecken und darum die Resultate der wissenschaftlichen Untersuchung, soweit sie zum Verständniß der geschichtlichen Wahrheit nothwendig sind, nicht vorzuenthalten. Das letzte Seminarjahr hat dann die Zöglinge von einem nochmals zusammengefaßten lebendigen Bilde Jesu Christi und seiner Apostel aus, die Entwicklung der christlichen Lehre und des christlichen Lebens darzustellen, dabei vorzugsweise auf die

Entstehung und die Bedeutung der symbolischen Schriften der einzelnen christlichen Kirchen Rücksicht zu nehmen und mit dem in und von der Gegenwart erarbeiteten Gesammtresultat des christlichen Glaubensinhaltes zu schließen.

II. Das religiöse Unterrichtsmaterial für **die Anfangsklasse bis zur drittobersten Klasse in den realistischen und humanistischen Gymnasien** bietet unser unter XVII. gegebener Religionsunterricht für die untere und obere Volksschule, und zwar so, daß der für die Volksschule im Allgemeinen aufgestellte Stoff bis incl. **Quarta** ausreicht, in **Tertia** aber (— mit welcher Klasse in den Gymnasien ein relativer Abschluß in der Bildung ihrer Zöglinge gemacht wird —) das für die obere Bürgerschule aufgestellte Material zur religiösen Geistesnahrung dient. **Der Secunda und Prima** beider Anstalten fällt sodann die Verarbeitung nachfolgenden Unterrichtsstoffes anheim, und zwar so, daß in der **Secunda** besonders das alte und neue Testament, und in der **Prima** die Geschichte der christlichen Lehre und des christlichen Lebens behandelt wird, woneben der zweiten Klasse die Lectüre der drei ersten Evangelien, der obersten Klasse die des Evangeliums des Johannes, des 1. Briefes von Johannes, des Jacobusbriefes und wo möglich des Römerbriefes gehört: in den humanistischen Gymnasien nach dem Urtext, in realistischen nach Luthers Uebersetzung, in beiden mit genauer Angabe der Disposition und Organisation des Ganzen und mit der wichtigsten Erklärung im Einzelnen. —

Der Religionsunterricht in den höheren Lehranstalten.

I. Begriff und Werdeprozeß der Religion.

Die Religion ist das Abhängigkeitsgefühl des Bedingten vom Unbedingten, des Endlichen vom Unendlichen. Die Religion ist dem Menschen angeboren, — sie ist prädestinirt; und doch zugleich auch die freie That des seine Anlage zur Wirklichkeit bringenden Menschengeistes, denn der Geist wird nur Das, wozu er sich selbst macht.

H. Fichte begreift gleichfalls das Wesen der Religion als Anerkennungsact des Absoluten im frommen Gefühl und das Sichhingegebenfühlen einer unendlichen Macht, als Andacht. Er folgert dann daraus, daß man das religiöse Gefühl auf die innigste concentrirteste Weise in sich entwickelt haben kann, ohne doch zugleich geläuterte theoretische Begriffe vom göttlichen Wesen und von den ewigen Dingen zu besitzen. „Umgekehrt ist aber auch zu sagen, und die sämmtlichen „orthodoxen“ Theologen aller „orthodoxen Kirchen“ der Welt mögen es zur Warnung sich gesagt sein lassen: man kann die (vermeintlich oder wirklich) richtigsten theoretischen Begriffe von Gott und göttlichen Dingen an sich bringen, mit seinem Gefühl und seinem Willen aber in der religionsfeindlichsten Selbstsucht verharren, ja in unseliger Verblendung meinen, weil man theoretisch den „einzig richtigen Glauben“ besitze, darum auch wahrhaft religiös zu sein und seine Glaubensmeinungen und Velleitäten für die „heilige Sache Gottes“ selbst

halten zu dürfen. Alle Glaubensspaltungen und theologischen Kämpfe stammen aus dieser Quelle, aus der unheilvollen Verwechslung von Theologie und Religion, von theoretischem Denken über Göttliches und von Gemüthsstimmung, die uns zum Göttlichen hinzieht."

Je nachdem in den einzelnen Völkern und Menschen die ihnen „von Gottes Gnaden" verliehenen Geistesvermögen in geringerer oder größerer Anlage und Entwicklung vorhanden, und je nachdem ihre Naturumgebungen (die Umgebung des Menschen schafft seinen Geist nicht, aber sie fördert oder hemmt die Entwicklung seiner Anlagen) und die Entwicklungsstadien ihres Einzellebens andere und anders sind: wird dieses Unbedingte und Unendliche minder oder mehr klar und vollkommen vorgestellt und in Gedanken gefaßt; und um so mehr oder weniger vollkommen wird das vorgestellte und gedachte höhere Wesen durch den Cultus in der Festfeier und im sittlichen Leben verehrt.

Das innerliche Gefühlsleben der Religion drängt mit Nothwendigkeit (da der Geist ein Organismus ist, dessen Systeme — Denken, Fühlen und Wollen — sich gegenseitig bedingen und durchdringen) in die Aeußerlichkeit: nach der Seite des Denkens hin setzt es sich in Vorstellungen und Gedanken, nach der Seite des Wollens in die sittliche That um.

a. Die Formen der religiösen Vorstellung. Die Vorstellungen, in welche das religiöse Bewußtsein auf seinen verschiedenen Entwicklungsstufen seine Gefühle umsetzt, heben das wahre Wesen der Religion, das Sichgetragenwissen des Individuums vom Göttlichen, nicht auf, denn sie sind nur die endlichen Aeußerungen des Grundtriebes der Religion. — Die unterste Stufe der religiösen Vorstellungswelt ist das symbolische Bewußtsein, wo die Beobachtungsvermögen aus der unmittelbaren Naturanschauung die Hülfsmittel für Veranschaulichung der religiösen Gefühle nehmen: das Symbol ist der sinnliche Gegenstand als Bild und Zeichen, in und an dem das Wesentliche, die göttliche Idee, angeschaut wird. Auf der niedersten Stufe des Geisteslebens ist dieses Symbol ein zufälliges, in der unorganischen Natur vorgefundenes Einzelding: Idol oder Fetisch; auf weiterer geistiger Entwicklungsstufe wird das Symbol aus der Pflanzen- und Thierwelt genommen; zuhöchst wird es die sichtbare Menschengestalt oder die Form persönlicher Wesen. Neben der symbolischen tritt im Entwicklungsgange der Religionen die mythische Ausdrucksform der religiösen Gefühle auf: sie ruht in dem Grundtriebe des religiösen Geistes, über seine Gegenwart hinaus in die Vergangenheit und Zukunft sich zu vertiefen und aus dieser Vertiefung heraus freie, aber unbewußte und absichtslose Gebilde zu schaffen: — Poesien der Erinnerung und der Hoffnung, vom Volksgeiste erzeugt. Der Mythus ist entweder der historische oder die heilige Sage, deren Inhalt die Heroen und ihre Thaten (die Anfänge jedes geschichtlichen Volkslebens) bilden, — oder der eigentliche Mythus und das Wunder. Der Gegenstand des eigentlichen Mythus sind die Götter selbst mit ihren Geschichten: Theo-

gonien, Kosmogonien, Menschwerdung der Götter, Vergöttlichung der Menschen, Theophanien &c. Das Wunder ist das Product des Geistes, der den ihm verloren gegangenen oder noch unbekannten Zusammenhang der Weltentwicklung, oder die scheinbare Unterbrechung der die Wirklichkeit beherrschenden Naturgesetze dadurch herzustellen sucht, daß er ein unmittelbares Eingreifen in die Welt- und Lebensgesetze des Universums annimmt: im Wunder vergegenständlicht sich der religiöse Geist sein (in Gott hineingelegtes und in diesem anschaubares), alle Schranken und Bedingungen der wirklichen Welt überspringendes und darum phantastisches Freiheitsgefühl.

b. Der Cultus. Beim Erwachen des Bewußtseins treibt das religiöse Gefühl neben der Bildung der Theorie, der religiösen Vorstellung, — seinen Inhalt durch eigenes freies Thun zu verwirklichen, sowie sein eigenes Leben Anderen mitzutheilen oder in Anderen sich hingebend wieder zu finden. So offenbart sich der Cultus in zwei parallel neben einander herlaufenden Lebensformen, — in Hingebung und in That, in passivem und activem Verhalten, als religiöse Feier und als religiöse Sittlichkeit. 1) Die Mächte der religiösen Gemeinschaft, welche die nothwendige Voraussetzung des Cultus ist, denn nur im Aether des religiösen Gemeingeistes gelangen die Individuen zur wahrhaften Gewißheit und zum Genuß ihres innersten religiösen Lebens, — sind die großen schöpferischen religiösen Persönlichkeiten innerhalb eines bestimmten Menschheitskreises. Denn das wahre religiöse Selbstbewußtsein eines Volkes und die Weiterentwicklung seiner religiösen Weltanschauung geht nicht vom allgemeinen Geiste des Ganzen, sondern von großen Individuen aus, die, als schönste Blüthen des Volkes, das in diesem dumpf webende religiöse Leben zum Bewußtsein bringen und dadurch die persönlichen Ideale für das Volk und Gegenstände des Glaubens für dasselbe werden. In höchster Vollendung sind diese Persönlichkeiten Religionsstifter, — die religiösen Genien, die entweder in der Gestalt des Patriarchen, oder des priesterlichen Gesetzgebers, oder als heroisch aristokratische Individualität des Staatengründers, oder als religiössittlicher Heros mit einem in sich vollkommen harmonischen Dasein auftreten. Fortsetzer des Berufes, den der religiöse Heros hatte, sind die Priester als Leiter des Cultus und als Ausleger der religiösen Offenbarung: das Priesterthum prägte sich geschichtlich als patriarchalisches Priesterthum, als hierarchisch abgeschlossene Priesteraristokratie und zuhöchst als freies allgemeines Priesterthum aus. — Ueber die jedesmal gegenwärtige Gestalt des religiösen Volkslebens zu einer künftigen höheren Vollendung weisen die Propheten hin: — die Reformatoren der religiösen Gemeinde. — — Der eigentliche Cultus hat seinen Mittelpunkt in der Andacht, in der das Individuum sich in Gott sucht, in ihm findet und dann Eins mit ihm fühlt. Historisch tritt die Andacht zu unterst in der Form der Ekstase auf, wo das Individuum sich bei der Hingabe an Gott noch selbst entrückt wird, — sodann in der Form des Mechanismus, wo äußerer Ritus an die Stelle innerer Versenkung gesetzt wird, — zuhöchst in der Form freier individueller Selbst-

besinnung, wo sich das Subjekt in Gott nach seiner Wahrheit selbst wiederfindet. Der höchste Ausdruck des Cultus ist das Gebet — das Hinabsteigen des Individuums in seine tiefsten Tiefen, wo Gott wohnt, um von ihm und aus ihm Kraft für's Dasein zu empfangen. — Die rein innerliche Hingabe an Gott bethätigt sich reell im Opfer, — in der Hingabe des eigenen Endlichen an das Unendliche. Seine geschichtlichen Hauptformen sind: das Opfer der Unschuld, der Verehrung, der Huldigung, des Preises, — Speise- und Trankopfer; das Opfer des nach Versöhnung mit Gott ringenden Geistes, — Schuld- und Sühnopfer; das Opfer des aus der Entzweiung zur Versöhnung gelangten Geistes, — das Reinigungsopfer. — Die religiöse Rede ist die Darlegung der religiösen Innerlichkeit, des religiösen Gemeindegeistes im geistigsten Material, — im Worte: sie kommt deshalb erst in den geistigeren Religionsformen zu ihrem Rechte und wird erst im Christenthum die religiöse Mitte des Cultus. — Ihre vollendete Darstellung erhalten Andacht, Opfer &c. in der religiösen Gemeinschaft, die in den Festzeiten zusammentritt, das Individuum aus den Zerstreutheiten des täglichen Lebens in die Tiefen seines eigenen Innern hinabführt und aus seiner Einzelnheit von der Einförmigkeit seines particulären Daseins innerhalb der religiösen Gemeinschaft loslöst. — Die religiöse Feier führt dann selbst in die religiöse Praxis, in die religiöse Sittlichkeit über, welche die wirkliche Welt mit dem religiösen Princip gestalten und umgestalten will und soll. Auf ihrer untersten Stufe besteht die religiöse Sittlichkeit in, durch Volkssitte geheiligten Cultushandlungen, Ceremonien, Wallfahrten, Kirchenbesuch &c.: der Standpunkt der Werkheiligkeit. Ein höherer Standort ist die Askese, welche zwischen profaner und heiliger Praxis unterscheidet, die sittlichen Beziehungen und Bedingungen des wirklichen Lebens verkennt und vernachlässigt, und die wahre Sittlichkeit fälschlich in müßiger Andacht, in Ertödtung des Fleisches, in Kasteiungen, im Zurückziehen aus der Welt sucht. Die höchste Form der religiösen Sittlichkeit ist die von der freien geistigen Individualität bewirkte Hineinbildung des religiös sittlichen Geistes in's wirkliche Leben, — in Familie, Gemeinde und Staat, in Volks- und Menschheitsleben. —

Die im Wesen des Menschen begründete Religion stellt sich in einer Mehrheit von Religionen dar, die, mit einander verglichen, Entwicklungsstadien des Göttlichen in der Menschheit sind, und diese Menschheit vom Unvollkommeneren zum Vollkommeneren, aus dem sinnlichen in das geistige Leben, aus der Knechtschaft der Natürlichkeit zur Freiheit des Geistes emporheben: — einerseits die Thätigkeit des Menschen, der sich entwickelnden Vernunft, — die nothwendige, im Spiel äußerer Zufälligkeiten ihres Zieles sichere Entfaltung der menschlichen Natur; andrerseits, und zugleich in und mit dieser menschheitlichen Entfaltung, die Darlegung und Fleischwerdung des göttlichen Lebens im Menschenleben, die Offenbarung Gottes in der Menschheit und an sie, — auf jedem Standpunkte so, wie es die jedesmaligen natürlichen menschlichen Bedingungen zulassen, — die göttliche Erziehung des Menschengeschlechts. —

II. Die Naturreligionen

finden Gott noch nicht als geistiges, sondern nur als natürliches Wesen.

a. Bei denjenigen Naturvölkern, bei denen die höheren Denk- und Gefühlssinne noch gänzlich zurücktreten und nur die Vorstellungsvermögen thätig sind, heftet sich die Anschauung und Verehrung des Göttlichen an Gegenstände der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung. So bei den **Wilden der kalten und heißen Zone**; bei den Bewohnern der Polarländer, des mittleren und südlichen Afrika, bei den Urmenschen Australiens, bei den Ureinwohnern Süd- und Nordamerika's. Einzelne Naturgegenstände, Gestirne, Flüsse, Elephanten, Steine, Felsen, und Naturerscheinungen, Gewitter &c., oder willkürlich gemachte Fetische (das Wort „Fetisch" leitet man ab vom portugiesischen feiticeira, welches „Zauberkraft" bedeutet; dann auch Idol, Götze, Holz, Baum, Thier &c., die göttlich verehrt werden), endlich Naturgeister, Gespenster &c. sind ihre Gottheiten. Der Mensch erfaßt sich noch nicht als persönlichen Geist; er geht deshalb auch mit dem Tode des Leibes unter, oder weilt als Naturgeist in der Nähe der Lebenden, oder kommt in ein abgetrenntes sinnliches Todtenland. Der Gottheit gegenüber hat der Mensch das Gefühl der Furcht; die Erfüllung seiner Wünsche will er ihr mittelst Beschwörung und Opfer abgewinnen. Durch Zauberei, d. i. durch sinnliche Mittel strebt er die göttliche Macht zu seinem Dienste zu gewinnen. Eine höhere geistige Aufgabe, ein ideales Ziel hat sich der Mensch auf dieser Entwicklungsstufe noch nicht gestellt: sinnliche Begierde und Furcht treiben ihn bei seinen Handlungen.

b. Bei den **Chinesen** treten die eigentlich religiösen Geistesvermögen hinter die mechanischen und moralischen Thätigkeiten zurück. Darum ist auch die Glaubenslehre derselben (— die Reichsreligion des Fohi wurde im 6. Jahrh. v. Chr. durch Kongfudsö reformirt —) wenig, die Sittenlehre hingegen weit ausgebildet, und Religion heißt bei ihnen: „den Herrn in Allem sehen und nichts sehen, als ihn." In ihrer religiösen Weltanschauung ist der Himmel das männliche Princip, welches Maß und Ordnung aller Dinge enthält, — die Erde das weibliche, passive Princip, der Stoff, — der Mensch der Sohn und die Mitte von Himmel und Erde, wie China das Reich der Mitte, — der Kaiser der unbeschränkte Herr über Natur und Menschenwelt. Die Mandarinen (Priester) lernen und lehren die Religionslehre, die als Pflichtgebote aufstellt: Ehrfurcht, Dankbarkeit und Gehorsam gegen den Kaiser, die Aeltern und Alten, sowie die Beobachtung des himmlischen Maßes, der Mitte, in allem Thun.

c. Die Geistesanlagen des **Inders** haben ihr Centrum in Ehrfurcht, Idealität, Vergleichungsvermögen, indeß Selbstgefühl und Causalität entschieden zurücktreten. Daher das reiche phantastische Geistes-Naturleben des Inders, begünstigt von der umgebenden Welt, in der er lebt und zu der er gehört. Darum auch seine Menschen- und Weltauflösung im Pantheismus. In der ursprünglichen Veda-Religion der Arija wurden ein-

zelne Naturerscheinungen, besonders das Licht, als göttliche Mächte personificirt und verehrt. Die eigentliche Brahma-Religion, die sich etwa um 700 v. Chr. mit der Eroberung der Gangesländer ausbildete, verehrte Brahma als schaffende, Vischnu als erhaltende und Siva als vernichtende Macht. Außer dieser Dreiheit (Trimurti), die ihre Einheit in Brahm (neutrum — das Brahm) hat, suchte die trunkene indische Phantasie Jegliches oberflächlich zu personificiren: den Ganges, die Sonne, den Himalaja, die Liebe, den Betrug, die Naturkräfte in Pflanzen und Thieren ꝛc. Diesem Zwiefachen, der abstracten Freiheit Brahm's und der sinnlichen Besonderheit der vielen Götter, entspricht ein zweifacher Cultus: einmal daß der Mensch im wilden Rausch der Lust mit den Buhlerinnen der Pagoden sein höheres Leben betäubt und in die bewußtlose Natur hinabsinkt; dann: daß er mit Aufgabe seiner Individualität in Brahm sich versenkt. Durch Leiden und stumme Hingabe — das war der indische Glaube — wird der Mensch vergöttert, wird die menschliche Natur mit der göttlichen wieder vereinigt. Darum betet er nicht zum Einen und Höchsten, sondern sagt: Wenn ich mich niedersetze in schweigender Meditation, die Beine über einander verschränkt, die Hände gefaltet, die Blicke gen Himmel gerichtet, und meinen Geist ganz in ihn selber sammle; so sage ich zu mir: Ich bin Brahm, das höchste Wesen. Die höchste moralische Aufgabe ist deshalb in der Bhagavadgita, einer Episode des großen Gedichtes Mahabharata, also ausgesprochen:

In der Vertiefung der Mensch muß so vertiefen, sinnentfremdet sich,
Tilgend jeder Begier Streben, von Eigenwillens Sucht erzeugt,
Der Sinne Inbegriff bändigend mit dem Gemüthe ganz und gar;
So strebend nach und nach ruh' er, im Geiste gewinnend Stätigkeit,
Auf sich selbst das Gemüth heftend und irgend etwas denkend nicht;
Wohin, wohin herumirret das unstät leicht Bewegliche,
Von da, von da zurück führe es in des inneren Selbstes Gewalt. —

Das ist die Vertiefung in Den, von welchem es in der „Bhagavadgita“ heißt:

Ich bin des ganzen Weltalls Ursprung sowie die Vernichtung auch.
Außer mir gibt es kein anderes Höheres mehr, o Freund!
An mir hängt dies All vereint, wie an der Schnur der Perlen Zahl,
Ich bin der Saft im Flüssigen, bin der Sonn' und des Mondes Licht,
In heil'gen Schriften die Andacht, Schall in der Luft, im Mann der Geist,
Der reine Duft von der Erdkraft, bin der Glanz auch des Strahlenquell's,
In allem Ird'schen das Leben, bin die Buße im Büßenden,
Alles lebendigen Same bin ich, wisse, von Ewigkeit.
Bin in den Weisen die Weisheit, ich der Glanz auch der Strahlenden;
Dann die Stärke der Starken auch, die von Begier und Stolz befreit,
In den Lebendigen die Liebe bin ich, durch kein Gesetz beschränkt, o Freund.

Als Reformer der indischen Religionsanschauung trat im 6. Jahrhundert v. Chr. Gautama als Buddha (d. i. Erleuchteter) auf, und ward der Gründer der **buddhistischen Religion**, nach der die Welt, ohne Gottheit, ein endloser Kreislauf ist, in wel-

chem die Seelen auf 6 Stufen von Wesen durch die endlose Materie hindurchgehen, um in der farblosen Welt des seligen Erlöschens, in Nirvana, zu versinken. Das Princip der buddhistischen Ethik ist die Liebe. In Besonderem lehrt sie 10 Verbote: 1) Du sollst nicht tödten; 2) Du sollst nicht stehlen; 3) Du sollst nicht Unkeuschheit treiben; 4) Du sollst kein falsches Zeugniß geben; 5) Du sollst nicht lügen; 6) Du sollst nicht schwören; 7) Du sollst schändliche Worte vermeiden; 8) Du sollst nicht habsüchtig sein; 9) Du sollst dich nicht rächen; 10) Du sollst keinen Aberglauben haben.

c. Bei den **Persern** (d. i. den alten Völkern, welche Medien, Persien, Arien und Baktrien bewohnten) macht der Menschengeist zum ersten Male den Versuch nach seiner Selbstbestimmung — als Streiter in die Mitte gestellt zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Gutes und Böses. Die persische Religion ist im Zend-Avesta, d. i. im „lebendigen Worte" niedergelegt. Der Prophet des Volkes war Zarathustra (Zerduscht, Zoroaster, im 6. Jahrhundert v. Chr.). Es ist die persische Religion ein natürlicher (Licht—Finsterniß) und sittlicher (Gutes—Böses) Dualismus: Ormuzd, das Lichtprincip, und Ahriman das böse, finstere Princip. Beide Principe kämpfen mit einander durch vier Weltperioden, bis endlich die vollständige Herrschaft des Lichtreiches proclamirt wird. In der Gegenwart waltet der Streit, — aber das Böse, ohne ewige Dauer, wird besiegt und Ahriman, der ja doch von Anfang an nichts anderes vermochte, als den Sieg des Ormuzd möglich machen, wird diesem versöhnt werden. „Es wird kommen Sosiosch, der Siegerheld, der Wiederbringer der Heiligkeit, der die ganze Welt glücklich und groß machen und die Leiber der Welt reinigen wird; er wird aus der Welt schaffen allen Schmerz, aller Sünde Keim, und die Plager der Reinen zerschmettern." Der Mensch ist in den gegenwärtig zwischen Licht und Finsterniß bestehenden Kampf mitten hineingestellt. Er soll sich rein erhalten, Reinigkeit verbreiten, soll sein, wie das Licht. Vollführt er diese ihm gestellte Aufgabe, so geht seine Seele nach dem Tode über die Brücke Tschinevad in das Reich der Seligen, während die unreine in den Duzakh zur Peinigung hinabstürzt.

d. **Die vorderasiatischen Völker** (Araber, Babylonier, Phönizier, Karthager, Kananiter) verehrten die göttlichen Mächte in den Gestirnen und in dem Geschlechtsgegensatz der Natur. In ihrem Denken und Handeln von den Vorstellungsvermögen und vom Geschlechtstriebe geleitet, stellten sie Bel, Baal, Moloch, Melkart, Adon als männliche Gottheiten auf, — als erzeugende und verzehrende Mächte, zunächst in der Sonne repräsentirt; Anahit, Mylitta, Baaltis, Aschera und Astarte, Cybele, die ephesinische Artemis als weibliche Gottheiten, die bald mehr Himmelsköniginnen, bald mehr Allesgebärende Erdmütter sind. Der Cultus war einerseits Deutung und Verehrung des Einflusses der Gestirne auf das Leben durch Astrologie, andrerseits ausgelassener Taumel zwischen Lebenslust und Todesschmerz. Auch das sittliche Leben schwankte zwischen Rohheit und Ueppigkeit.

e. Während die Perser den menschlichen Kampf zwischen Gutem und Bösem, also die anthropologische Seite in die Gottheit hineintrugen; trat bei den **Aegyptern** die theologische Speculation entschieden in den Vordergrund. Hier übte Gott auf den Menschen, die Religion auf das Leben, der Glaube auf die Sittlichkeit überragenden Einfluß. Darum sind die Aegypter schon im Alterthume das „religiöseste Volk" genannt. Sie sind das Volk des Jenseits, der Götterwelt und des Todtenreiches zugleich. Ursprünglich ging die ägyptische Gottesanschauung vom Thierdienst aus; und auch später erscheinen die Thiere entweder als Symbole der Götter oder als Verkörperungen der Gottheit (der Stier Apis). In der ausgebildeten Religion sind die allgemeinen kosmischen Begriffe als Gottheiten personificirt (Kneph und Neith), oder die Naturmächte mit Rücksicht auf die Jahreszeiten (Ra — die Sonne, Nepte — die Erde, der Nil). Concentrirt sind die verschiedenen Modificationen einer männlichen und weiblichen Naturkraft, wie sie an das Jahresleben des Nil geknüpft waren, in dem Mythus und Cultus von Osiris und Isis, mit ihrem bösen Bruder Typhon und ihrem Sohne Hor. — Der Menschengeist ist in die Körperwelt herabgefallen; daher ist das Leben eine Läuterungszeit. — Dem Aegypter war die ganze Welt der Vielheit die Zerreißung des einzigen Gottes. Darum trachtet die Menschenseele nach Wiedervereinigung mit Gott, wird Leiden und Tod (die in das Göttliche selbst verlegt sind) als Wiedergeburt angesehen. Doch irrt der ägyptische Geist noch im „Labyrinth" der Welt umher, ohne den göttlichen „Ariadnefaden" festhalten zu können, — er ist sich selbst noch ein Räthsel, wie die Sphinx, Thierleib mit Menschenhaupt, — ein Räthsel, das erst der Grieche löste, da er, als frei wissenden Geist sich erkennend und damit sich selber findend, auf die Frage des räthselaufgebenden Ungeheuers „Was ist das, das Morgens auf vier Beinen geht, des Mittags auf zweien, des Abends auf dreien" antwortete: Es ist der Mensch, — worauf die Sphinx sich in den Abgrund stürzte.

f. In **Griechenland** wurde der Mensch zur schönen Individualität ausgebildet. In dem Geiste des alten Hellenen standen große Beobachtungs- und Denkvermögen unter der Herrschaft der noch größeren Idealität. Darum lag es in seinem Charakter, das sinnlich Schöne zu verehren, während der Blick sich vom übersinnlich Heiligen wegwandte. Homer und Hesiod gaben den volksthümlichen religiösen Vorstellungen und Gestalten Worte: sie waren die eigentlichen Schöpfer der Griechengötter, welche Ideale und Vorsteher einzelner Seiten des menschlichen Wesens sind. Vor denselben lag eine Theogonie, in welcher die einzelnen, aus einander hervorgehenden Theile des Weltganzen zu Gottheiten (die vorhomerischen Götter der Griechen sind die allgemeinen Naturkräfte) personifizirt werden: Chaos und Eros; Uranos und Gäa; deren Kinder, die Titanen, die hundertarmigen Riesen und die Kyklopen; der jüngste Titan, Kronos, verschlingt seine Kinder, wird aber von Zeus gestürzt, mit dessen Regiment die Herrschaft der schönen Griechengötter, der Repräsentanten der ethischen Principien beginnt, welche der Individualität als Strebeziel dienten, wie der sittlich politischen Principien, denen das Staatsleben

unterworfen war. Sie sind: Zeus, der Vater der Götter und Menschen, zugleich aber auch der Gott des Eides, der Verträge, des Gastrechts, Blitz und Donner in der Rechten, das Zepter in der Linken, — mit seiner erhabenen, stolzen, kalten, ernsten Here, der Vorsteherin der Ehe, ursprünglich Erdgottheit, die unter dem launischen Wechsel des Aethers, d. i. ihres Gemahles Zeus, leidet. Poseidon, die Meeresgottheit, aber auch der Städtegründer, mit dem Dreizack in der Hand und mit dem brausenden Viergespann, wohnt als Herrscher des inneren Meeres, mit seiner Gemahlin Amphitrite, im Meere bei Aegä. Aïdes, der schreckliche, unerbittliche, Göttern und Menschen verhaßte Herrscher und Richter der Unterwelt, thront mit seiner Persephone im Schattenreiche. Phöbos Apollon, der Lichtgott, dem zugleich die Priester heilig, mit Nektar und Ambrosia genährt, spricht als Kind schon seine Bestimmung aus: „Die goldene Zither soll meine Freude sein, der gekrümmte Bogen meine Lust, und in Orakelsprüchen will ich die dunkle Zukunft verkünden." Seine Schwester Artemis, Freundin des Bogens und der Jagd, in steter Jungfräulichkeit, ist Göttin des Lebens und des Todes. Zeus blauäugige Tochter (— seinem Haupte entsprungen —) Pallas Athene tritt, als Göttin der Weisheit, der weisen Mäßigung und zugleich der erfindenden Kraft des Verstandes, auf. Ares ist der Kriegsgott, begleitet von seiner Schwester Eris (— dem Streit —) und von seinen Kindern Phobos und Daimos (— Furcht und Schrecken —). Aphrodite, die Göttin der Liebe und das Ideal der Schönheit, fährt auf ihrem mit Tauben bespannten Wagen, von Genien der Liebe, von Grazien und vom Eros mit Pfeil und Bogen umgeben, zu Göttern und Menschen und besiegt beide. Ihr Gemahl, Hephästos, ist tüchtig und kunstreich in Bearbeitung der Metalle, und der Gott des Feuers. Hermes tritt als Götterbote auf und als Schutzgott der Reisenden und der Kaufleute. Hestia's Wesen ist die Häuslichkeit und der Heerd. Dionysos zieht als blühender Jüngling, mit dem Thyrsusstabe bewaffnet, das Haupt mit grünem Laube umkränzt, auf einem von Löwen und Tiegern gezogenen Wagen durch die Lande und lehrt die Menschen den Weinbau: der menschgewordene Gott, der die persönliche Freiheit aus dem strengen Dienste der staatlichen Ordnung in der Fülle der Natur wiederherstellt und in den eleusinischen Mysterien den Gedanken des Todes und Lebens an dem Samenkorn klar macht, das in der Erde wiedergeboren wird. Demeter ist Göttin des Ackerbaues und der Geselligkeit.

So stehen alle Seiten des menschlichen Seins vor dem Griechen in seinen Göttern verkörpert. Und wie das menschliche Dasein und die menschlichen Eigenschaften in Gottheiten idealisirt sind, — so ist auch die ganze Natur mit göttlichen Mächten belebt: Nymphen beseelen die Wälder, Oreaden die Berge, Najaden die Quellen, Dryaden die Bäume. Es ist eine heitere Welt, diese griechische Götterwelt, in der die Natur durch die Schönheit der Kunst zu Geist verklärt ist, — alle Mächte des Menschengeistes und der Natur als Kunstgestalten in freiem Dienst verehrt. Die ursprüngliche Einheit jedoch, welche in diese Vielheit von Göttern aufgelöst ist, steht am lichten Griechenhimmel nur als dunkler Hintergrund, und über der Lebensfreude hängt die Nacht. Die Erynnien:

Alekto, Tisiphone und Megära sind die lebendigen Gewissensbisse des Frevlers; und jedes Einzelnen Lebensfaden schneidet, wenn ihn Klotho und Lachesis gesponnen, Atropos ab. Selbst über den Göttern waltet die Heimarmene, das dunkle, unbekannte, ahnungsschauerliche Etwas, die neidische, tückische, willkürliche und launische Macht, das Schicksal, der eiserne Arm der Nothwendigkeit, — dem gegenüber der Mensch weiter nichts als den Mannesmuth der Ergebung hat.

Neben dem Göttergeschlechte steht der Mensch. Prometheus, der Sohn des Titanen Japet, befeuchtet die noch mit ätherischem Stoffe geschwängerte Erde und formt, den Göttern ähnlich, den Menschen, dem er mit einer Fackel von der göttlichen Flamme des Sonnenwagens die Seele einhaucht. Zeus nimmt ihm das Feuer, er aber stiehlt es von Neuem und bringt es in einer Pflanzenröhre zum Menschen. Zeus sendet ihm jetzt die Pandora zum Geschenk, und während er sie ausschlägt und dafür an einen Felsen geschmiedet wird, wo ihm Geier unaufhörlich die immer wieder wachsende Leber ausfressen müssen, nimmt sie sein Bruder, Epimetheus, auf, worauf sie ihre Büchse öffnet und alles Unglück über die Menschheit strömen läßt. Die Sage von Prometheus, dem Erdensohne, der sich in selbstbewußter Stärke als Herrn der Erde fühlt, bedeutet den Menschengeist, der sich im Erwachen seines Selbstbewußtseins dem Gott gegenüberstellt und sich ihm widersetzt; — doch das ewige Gesetz vermag der Menschenwille nicht zu brechen und wenn er es verachten will, wird es ihm zur drückenden Fessel; — darum kann nur Herakles, der freiwillig den Willen der Himmlischen vollbringt, in schwerer Dienstbarkeit dem Gebote des Gottes sich fügt und die sittliche Kraft im Siege über die widerstrebende Natürlichkeit zur Erscheinung bringt, dadurch aber auch zum Olymp emporsteigt, mit seinem Pfeil den Geier, der des Prometheus Leber zernagt, erlegen; — und darum kann nur Chiron, der Freund und Lehrer der Heroen, dadurch daß er freiwillig in den Hades hinabgeht, den Prometheus befreien: der Kentaur, die Menschenbrust an den Pferdeleib gebunden, die ungebrochene Kreatürlichkeit des Menschen, muß sterben, wenn die Versöhnung von Geist und Natur im verklärten Leben auferstehen soll.

Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Der Grieche fühlt sich in Harmonie mit seinen Göttern, wie mit der Natur, mit seiner Familie, mit seinem Stamme, mit seinem Volke. Und wenn er auch mit seiner ästhetischen Sittlichkeit nicht die Macht hatte, die Naturgewalt zu brechen, sondern dieselbe als blindes Geschick hinter ihm stehen bleibt; so verbindet er doch auch mit dem Schicksal eine sittliche Tendenz: es ist Rächer der Schuld, und die Hauptschuld ist die Maßlosigkeit des Menschen, die übergroße Thätigkeit des Selbstgefühls, welche den Oedipus in die Hände der Heimarmene liefert, welche den Agamemnon in den Streit mit Achilleus treibt, welche den Hektor schuldig werden läßt. Dieses Gefühl der Schuld, das die

Menschen der verschiedensten Nationen beseelt und den Zug der Wemuth und der Trauer wie einen Schleier über das Gottebenbild wirft, — in dem der Inder glaubte, daß die Seele hienieden in vielgestaltige Finsterniß begraben sei, — in dem Buddha das Verlöschen der Seele in Nichts als ersehntes Ziel des Menschendaseins ansah, — in dem die Priester Kleinasiens aus wilder Festlust heraus die wollüstige Grausamkeit der Selbstverstümmlung übten: — es lag auch auf der sonnigheiteren Stirn der Griechen. Unter seinem Drucke sprach der Philosoph Empedokles von einem Selbstmord des seligen Geistes, den er durch Frevelthaten an sich geübt, wodurch verbannt von den Göttern er nun umherirren müsse, unterworfen dem unsinnigen Zanke und Streite dieser Welt. Singt Homer schon:

Denn nichts Anderes wo ist jammervoller auf Erden,
Als der Mensch, von Allem, was Leben haucht und sich reget.

Dichtet Sophokles:

Nie geboren zu sein, wo ist
Höhrer Wunsch? Doch wer da entstand,
Weg von hinnen geschieden gleich
Geh' er, von wannen er kam, zurücke.
Denn so lange die Jugendzeit
Nährt den flatternden Unverstand,
Wer entirrte je der Noth?
Trübsal, quält sie nicht überall?
Aufruhr und Blutvergießen, Streit,
Hader, Neid; und endlich noch graunvoll
Kommt das Alter hergezogen,
Schwach und finster,
Ungesellig, das der Uebel
Uebel all' umwohnen.

Um des Bösen willen schickt Zeus die Sündfluth, die Alles bis auf Deukalion und Pyrrha tilgt, welche Gründer eines neuen Geschlechtes werden, indem sie die Gebeine ihrer Mutter hinter sich werfen.

Nach dem Tode gelangen die griechischen Menschen in's stille Schattenreich, an dessen Pforten der dreiköpfige Kerberos Wache hält, und das von Acheron, Kokytos, Periphlegethon, Styx und Lethe umflossen wird. Ueber den Styx führt Charon in einem morschen Kahne die Seele gegen ein Fahrgeld. Minos, Rhadamanthos und Aeakos halten alsdann über sie Gericht und zeigen ihr ihren Aufenthaltsort. Gleich jenseits des Styx schweben die Seelen der nach der Geburt gestorbenen Kinder; neben und nach ihnen die Selbstmörder und die unschuldig zum Tode Verdammten; hinter diesen liegt das Land der Seufzer und Wehklagen Derer, welchen unglückliche Liebe das Leben genommen; links davon wälzt der Periphlegeton seine Gluthwogen durch den Tartaros über die Seelen der Bösen; und dem zur Rechten ist Elysium, die blühende Aue mit ewiger Seligkeit.

Dem marklosen Leben seines Jenseits, wie dem langhinschleppenden Dasein im Diesseits gegenüber, — erstrebt der Grieche den Nachruhm als seine wahre Unsterblichkeit. Das Ideal des Hellenismus, Achilleus, der Grieche in seiner Unschuld und Jugendschönheit, Löwenmuth in der Brust und Milde im Herzen, zieht einem ruhmlosen langen Leben den Kampf und die Ehre des Siegers, die Unsterblichkeit, vor. —

Und wie in der Religion, so in der Kunst, die bei dem Griechen mit der Religion zusammenfällt, wie auch im ethischen Leben die Kallokagathie d. i. das Schön-Gute als Ideal gesteckt ist. Die Kunst als die Ineinsbildung des Ewigen und Endlichen, der Idee und der Erscheinung, des Inhaltes und der Form, ist das Element, in dem das griechische religiöse Leben athmet, — und zwar die Kunst, wie sie von der gegebenen Wirklichkeit aus die einzelnen Gegenstände im Lichte der Idee schaut und darstellt, weshalb sie die klassische oder hellenistische geheißen wird, im Gegensatz zur romantischen, welche, von der Idee ausgehend, für diese einen Leib sucht, vom Himmel zur Erde herniedersteigt, für die Innerlichkeit des Geistes die äußere Form schafft. Mit seinem wundervollen Kunstsinne erzeugte der Hellene jene ebenmäßigen, nicht in das Unendliche strebenden, sondern in der Wirklichkeit sich ausbreitenden, säulengezierten Tempel, das Parthenon zu Athen, den Zeustempel zu Olympia, — die mit gesättigter Großheit und hehrem Adel ausgestatteten Götterstatuen, (des Phidias Pallas im Parthenon und seinen als Herrscher der Götter- und Menschenwelt gebildeten Zeus zu Olympia; — die argivische Juno des Polyklet, vor deren colossalem Kopfe in der Villa Ludovisi Goethe ausrief: „Wie ein Gedicht Homers!"; — die Aphrodite des Praxiteles; — die Niobidengruppe &c.), die absoluten Muster für alle Zeiten, da in dem Erfassen der vollen, sinnlichen Realität, mit idealem Leben überhaucht, der Höhepunkt des griechischen Lebens besteht, indeß die vorwiegend innerlichen Künste, wie Malerei und Musik, dem griechischen Geiste ferner liegen. Darum auch hat das Griechenthum in dem plastischen Elemente der Poesie gleichfalls für alle Zeiten das absolute Beispiel in den homerischen Gesängen dargestellt, — dieser „griechischen Bibel," in der dem Griechen seine Idealwelt abgezeichnet ist: ein Weltzustand, in welchem Recht und Gesetz des Volkes der Wille des Einzelnen ist, in dem die Helden, voll von heroischem Muth, von List und Verschlagenheit, mit dem eigenen Geiste, wie mit der Natur und dem Volksbewußtsein Eins sind, weshalb jeder von ihnen auf eigenthümliche Art den Nationalcharakter repräsentirt: Achilleus, die Jünglingsnatur, der heftigsten Regungen wie der zartesten Empfindungen fähig; — Agamemnon der hochfahrende, aber auch nimmer zagende Herrscher; — Nestor, der conservative Greis und weise Berather des Völkerkönigs; — Hector, der dämonische Krieger voll schonender Milde gegen den Feind, der liebende Gatte, der zärtliche Vater; — Andromache, das Idealbild innigster Liebe und Treue; — Hellena, der persönliche Leichtsinn und das tiefe Schamgefühl; — — die schlaue und kluge Mäßigung und Selbstbeherrschung, das männliche Ausharren und Dulden des Odysseus; die Treue der Penelopeia; die liebliche Gestalt der Nausikaa. Homer's Gesänge sind

Welt- und Göttergedichte, welche in dem Spiegelbilde vom Völkerleben eines bestimmten Zeitalters das ewige Bild der Menschheit vorführen, und in denen neben den Menschen die Göttergebilde thätig handelnd auf- und eintreten, damit sich das heroische Selbst der Helden stets der Abhängigkeit von den ewigen Mächten bewußt bleibt, — sinnlich geistige Naturen, Götter wie Menschen, und beide in Harmonie. Im Drama sodann erscheint die ganze griechische Religion persönlich: die dunkle Nothwendigkeit tritt der freien Selbstbestimmung des Menschen als das Unabänderliche entgegen, obschon es auf das Wollen und Thun des Einzelnen ankommt, wie er sich das Verhängniß entwickelt, und obschon der Gedanke sich im Griechenthum durchzuringen sucht, daß das Hohe und Gewaltige der rächenden Nemesis anheimfällt, weil es sich selbst überhebt und das Maß nicht anerkennt: dem Oedipus hat das Geschick den Pfad vorgezeichnet, aber seine unüberlegte Heftigkeit ist zugleich das Netz, in das er sich verstrickt; — Antigone verletzt die Satzung des Staates, indem sie das ewige Recht der Familie einseitig vertritt, der König hingegen versündigt sich am Heiligthum der Familie, indem er das einmal ausgesprochene Gesetz und mit ihm die bürgerliche Ordnung einseitig aufrecht erhalten will, darum auch wird er in seiner Familie bestraft, denn er bereitet durch sein Thun dem Sohne und der Gemahlin den Untergang.

Die Philosophie der Griechen endlich erhebt die religiösen Anschauungen des Griechenthums in das Reich der Gedanken und gelangt dadurch zur Einsicht von der Einheit Gottes. Sokrates setzt die innere freie Entscheidung des Menschen auf den Thron des Geistes, nach welcher Nichts absolute Verbindlichkeit für den Einzelnen hat, als was er innerlich als wahr und verpflichtend anerkennt: er hat damit die Macht und das Recht des Gewissens, als Quellpunkt alles ethischen Lebens, der Welt zum Bewußtsein gebracht. Personifizirt erscheint ihm dieses Princip der freien Entscheidung des Geistes aus sich selber als das Daimonion, die göttliche Stimme in der Menschenseele, die Gottheit selbst in der Menschenbrust, die sich als eine allgegenwärtige und allweise offenbart, die überall nach dem Gesetz des Guten waltet und dem Menschen das Bewußtsein ihrer Allmacht eingepflanzt hat. Platon sodann erkennt die allgemeinen geistigen Mächte als das Göttliche, das sich zu einem Kreise von Ideen (— den Ideen des Schönen, Guten, Gerechten, den Gedanken des Einen und Vielen, des Endlichen und Unendlichen &c. —) entfaltet, deren Abbild die Welt — ein Organismus der Ordnung Harmonie und Schönheit — ist, weshalb auch alle Dinge an den Ideen Theil haben und durch sie erst Persönlichkeit bekommen, damit aber zur Unsterblichkeit erhoben werden (Platon's Phädon). Aristoteles faßt das Reich der Ideen in eine Einheit zusammen, zum sich selbst erkennenden Geist, zur reinen Denkthätigkeit, zu Gott, der ewig und auf's Herrlichste lebendig ist, und dem Leben und unvergängliches ewiges Wesen zukommt. Von diesem Einen Gott, Zeus, dessen Eigenschaften die Namen der anderen Götter erhalten, singt der Stoiker Kleanthes:

Zeus, der Unsterblichen Haupt, Vielnamiger, Vater des Weltalls,
Das nach Deinem Gesetz Du lenkst mit ewiger Allmacht,
Sei mir gegrüßt! Es geziemt uns wohl Dich anzurufen,
Dessen Geschlecht wir sind, der einzig uns auf der Erde
Sein Wort nachzusprechen die herrliche Gabe verliehn hat.
Dich drum preist mein Lied, Dich feiert es immer und ewig.
Dir folgt, wie Du gebeutst, der Himmel, und alle Gestirne
Drehen sich freudig und gern, wie Deine Gewalt sie beweget;
Der als Diener und Boten in unantastbaren Händen
Du den entflammenden schwingst, den unauslöschlichen Blitzstrahl:
Vor ihm bebt die Natur, doch durch sein Feuer entzündest
Du den gemeinsamen Geist, der Alles belebt, und in Allem
Leuchtenden Glanzes erscheint, im Größesten wie in dem Kleinsten.
Also wohnest im All und herrschest Du königlich! Ohne
Dich mag nimmer ein Werk auf grünender Erde geschehen,
Noch in des Himmels ätherischem Reich, noch tief in dem Meere,
Als was Thörichtes thun im eigenen Sinne die Bösen:
Du doch weißt hienieden zum Heil auch das Schlimme zu lenken,
Ordnend das Ordnungslose, den Haß auflösend in Liebe,
Daß sich das Böse der Harmonie einfüget des Guten,
Daß ein einiger Geist in Jeglichem webet und waltet.

Das sind Zeugnisse des Christus vor Christus., — des Christus in der Weltgeschichte.

g. Die Religion der Griechen, des Kunstvolkes, war Kunstreligion, welche ohne äußere Rücksicht die Gottheiten rein um ihrer selbst willen gestaltete. **Die Religion der Römer**, des thatkräftigen und practischen Volkes, ist die der Zweckmäßigkeit: eine Tendenzreligion, welche die Götter zu dienstbaren Mächten des irdischen Lebens macht, — eine Staatsreligion. In Rom waren die Menschen nicht der Götter, sondern die Götter der Menschen wegen da; der Himmel wegen der Erde, wie die Wissenschaft für das Leben und die Theorie für die Praxis. Alle Begriffe von Naturelementen und Kräften (Jupiter, Juno, Sol, Luna, Vulkan 2c.), — alle menschlichen Verhältnisse und Zustände, der Familie und des Hauses (Vesta, Laren, Penaten), — alle physischen Zustände des Menschen (Genius, Levana, Salus, Asklepios, Apollo), — alle intellectuellen (Minerva, Mars) und moralischen Eigenschaften (Pudicitia, Pietas, Fides, Concordia, Spes, Venus, Amor und Cupido), — alle menschlichen Beschäftigungen (Terminus, Ceres, Flora 2c.) 2c. wurden zu Gottheiten personifizirt und dazu die Götter der eroberten Völker gesammelt, um sie in einem Pantheon unter der Herrschaft des Jupiter Capitolinus aufzustellen. Der Cultus wurde bei den Römern mit höchster, scrupulöser Gewissenhaftigkeit geübt: Gebete vor und nach jedem Unternehmen, Opfer, Gelübde, Reinigungen, Weihungen 2c. Wer diese Gewissenhaftigkeit beobachtete, war religiosus. — Das Gefühl der Endlichkeit und der

sündhaften Menschennatur überkommt jedoch auch den Römer. Nitimur in vetitum, semper cupimusque negata — singt Horaz. Cicero fühlt, daß der Mensch in die Fesseln des Leibes eingeschlossen und schwerer Mühsal anheimgegeben ist. Darum schaut auch der Römer über die Gegenwart hinaus in eine selige Zukunft. Horaz gedenkt der alten sybillinischen Weissagungen von einer Welterneuerung. Virgil singt, obschon einen Sohn Pollios im Sinne habend, prophetisch:

Siehe von Neuem beginnt der Zeiten gewaltiger Kreislauf,
Goldenes Alter kehret zurück, es kehret die Jungfrau,
Und schon steigt ein neues Geschlecht vom erhabenen Himmel.

Tacitus endlich hat das Orakelwort aufbewahrt, daß einem aus Judäa Kommenden die Weltherrschaft beschieden sei. Die Seele nannten die Römer divinae particulam aurae. Ovid dichtete: Est deus in nobis, agitante calescimus illo. Und Virgil sang von dem Einen Gott:

Gott gehet durch alle
Land' und Meere dahin, und durch den unendlichen Himmel;
Thiere des Feldes und Waldes und alle Geschlechter der Menschen
Nehmen sich bei der Geburt von ihm das keimende Leben,
Und so kehren in ihn sie aufgelöset zurücke.
Nie bleibt Raum für den Tod, und des Daseins freuet sich Alles.
Schaue den Himmel an und die Erd' und die brausende Woge,
Schaue die leuchtende Scheibe des Mond's und die Sonnengestirne.
Innen ernährt sie der Geist, und rings in die Glieder ergossen
Regt und bewegt er die Masse, dem ganzen Körper vereinigt. —

III. Die geistigen Religionen

bringen — gegenüber den Naturreligionen — den Gegensatz von Gott und Welt zum Bewußtsein, um dann in und bei dem Gegensatze beider innige Durchdringung zu erfassen. Dieses Ziel erreichen sie mittelst einer Entwicklung, in der sie (—wie es Biedermann ausdrückt —) als Religion des alten und des neuen Bundes, der Knechtschaft und Kindschaft, der Verheißung und der Erfüllung, der Hoffnung Eines Volkes auf ein Reich Gottes auf Erden, und des Eintritts desselben für die ganze Menschheit erscheinen.

a. Die Religion des alten Bundes

ist das Eigenthum des **hebräischen Volkes**, — des wunderbarsten in der ganzen vorchristlichen Welt, da es gegenüber den Naturreligionen (— dem Heidenthum —) mit seiner Religion den Glauben an Einen Gott, in dem alles creatürliche Wesen gründet, hoch emporhielt.

1. Die Geschichte des jüdischen Volkes.

Als seinen Stammvater verehrt **das hebräische Volk**, das den Namen „Hebräer" d. i. „die Jenseitigen" von den kananäischen Völkern erhielt und selbst sich so nannte, bis dieser Name seit Jakob hinter die Stammbenennung „Israeliten" zurücktrat, — den **Abram**

d. i. den großen Vater — später **Abraham** d. i. Vater vieles Volkes. Auf ihn wurden alle Tugenden und Vorzüge des Volkes, die Reinheit der Abstammung, der wahre Jehovaglaube, die Ansprüche auf das Land Kanaan, sowie alle Tugenden des Morgenlandes, Friedfertigkeit, Uneigennützigkeit, Treue, Gastfreundschaft und Gottesfurcht übertragen. In ihm sah das Volk sein höchstes Ideal: er war im Judenthum und dem Charakter des Judenthums gemäß dasselbe, was bei den Griechen Achilleus war, nur daß dieser, dem Griechenthum entsprechend, als ewiger Jüngling auftritt, indeß Abraham als religiöser Heros erscheint. In der Charakteristik, welche das alte Testament von ihm gibt, (Auswanderung aus Kanaan, Aegypten, Abraham und Lot, Kampf mit Kedor-Laomor, das Bundesopfer, Sarai und Hagar, die Beschneidung, Besuch der Himmlischen, Lot's Errettung und Sodoms Untergang, Sarah am Hofe Abimelechs, Geburt Isaaks und Vertreibung Ismaels, Vertrag mit Abimelech, Opferung Isaaks, Abrahams letzte Thaten) erscheint er als „der Held des Glaubens", dem zuerst die Ahnung an den Einen Gott („Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sei fromm") aufgegangen, nachdem vorher ein religiöser Naturdienst geherrscht zu haben scheint, wie auch in und mit ihm die bis dahin stattgefundenen Menschenopfer aufgehoben werden: seit Abraham will Jehova keine Menschenopfer mehr; er begnügt sich mit einem Widder und mit der Beschneidung der Vorhaut als Zeichen, daß der männliche Theil des Volkes, mit dem Gott einen Bund geschlossen, ihm zum Eigenthum geweiht sei. — Diesem Glaubenshelden ist „der Held des Duldens", das Vorbild des milden, ruhigen Geistes, ein Muster rechtschaffenen Lebens, **Isaak**, untergeordnet: ein guter gehorsamer Sohn, ohne Energie und Thatenlust, die Ismael eigneten; — seine Verheirathung eine liebliche Idylle aus dem Nomadenleben — voll Poesie und voll Gottvertrauen. Sein Sohn Esau ist der Typus des sinnlichen Lebens und der physischen Kraft, und Jakob, das mehr weibliche Gemüth und die höhere geistige Begabung, mit der er sich das Recht über jenen erkämpft. Letzterer ist besonders in den Vordergrund der Patriarchengeschichte gestellt. Er, **Jakob-Israel**, gibt in seinem Namen zugleich seine Natur und Geschichte (Geburt, Jakob und Esau, der Segen, Jakobs Flucht, Jakob bei Laban, Versöhnung mit Esau, seine zwölf Söhne): auf einer Seite der feine, listige, verstandeskluge Versenhalter, der sich mit weltlichen Mitteln den göttlichen Segen erschleicht — die eine Haupteigenschaft des jüdischen Nationalcharakters; auf der anderen Seite der Glaube an das Ideale, in dem er den Himmel offen erblickt und einen Ringkampf mit Gott unternimmt, worin die menschliche Beharrlichkeit den Sieg gewinnt — das reale Abbild des Volkes in seinem Suchen nach Gott; — durch beides der volksthümlichste der drei Erzväter, in denen das hebräische Volk die Anfänge seiner Geschichte zusammenfaßt. Abraham die ideale Gestalt des Volkes. Isaak das Bindeglied und der Uebergang von diesem Ideale zur realen Gestalt Jakobs. Jakob der hebräische Odysseus: wie Odysseus bei den Griechen das Ideal des bürgerlichen Lebens (gegenüber dem staatlichen Gesammtvolks-

ideale Achilleus), die idealisirte Stärke und idealisirte Schwäche desselben ist; so war Jakob-Israel der Bürgerheld für das nach ihm sich nennende Volk.

Mit Jakob schließt die Familiengeschichte der Hebräer, und wir blicken von da in die Geschichte des werdenden Volkes. An der Pforte dieser Geschichte steht **Joseph** (— nach der lebensvollen Klarheit und plastischen Form der alttestamentlichen Geschichte: Joseph, sein Vater und seine Brüder; die Verkaufung; Joseph in Aegypten, in Potiphar's Hause, im Gefängniß, beim Könige; Joseph und seine Brüder; Jakob in Aegypten, Jakob und Josephs Tod —): ein Vorbild gesetzgeberischer Weisheit und einer Reichsklugheit, die für das Wohl der Völker wie für Stärkung der königlichen Macht sorgt; ein Vorbild auch der Sittlichkeit und Tugend, ein „von reinster Liebe erglühender und von unermüdeter Thätigkeit zum Guten für Alle getriebener Held; die Lieblingsgestalt des semitischen Orients in Dichtung und Sage." Ihm war die Aufgabe geworden, die immer mehr zum Volke anwachsende Familie, welche, um sich in Kanaan zu halten, entweder einen Kampf auf Tod und Leben mit den kananäischen Völkerschaften eingehen, oder sich mit diesen verschmelzen und dadurch den Jehovakultus mit heidnischem Götzendienst vermischen mußte, in das Land der den Hirten freundlichen, weil selbst aus dem Nomadenthum hervorgegangen Hyksos zu führen, damit sie sich in Aegypten, dem Lande der Intelligenz und Religiosität, zu bürgerlicher Bildung und Betriebsamkeit, zu Kunstfertigkeit und Verständigkeit heranentwickle.

Nachdem Israel ein Volk geworden war, mußte die früher an die Familie ergangene „Offenbarung" zum „Volks-Gesetz", „der Glaube" an die Verheißungen Gottes zum „Gehorsam" gegen die Gebote Gottes erhoben werden. **Moses**, der größte Prophet des alten Bundes, erhielt und fühlte in sich den Befehl, diese Aufgabe zu lösen, — die durch lange Knechtschaft in Aegypten leiblich und sittlich verkommene, doch auch durch Züchtigung erzogene Masse zu befreien, und dem ihr gestellten Ziele zuzuführen. Ein Kind des Wunders und der Drangsale (Romulus, Cyrus: Wunder bei der Geburt &c. — sollten den Alten den von Gott besonders begnadeten Helden anzeigen; wie sie auch von dem Gedanken ausgingen, daß nicht Ruhe und Wohlleben, sondern Kampf und Noth große Männer entwickelt), in ägyptischer Weisheit und Priesterlehre erzogen, ohne darin Befriedigung zu finden, erwachte, durch die ihn umgebende mächtige Natur angeregt, in seinem groß angelegten Innern mit der Entwicklung desselben das Wesen und Leben des Ewigen, — der Gottheit, wie sie sich im Gewissen der Menschheit und in der Welt offenbart. Er glaubte sich dadurch berufen (— gerufen in seinem Innern von der göttlichen Stimme —), die ihm im Geiste gewordene Offenbarung seinem Volke mitzutheilen und sie zur bindenden Norm für das Leben desselben hinzustellen. Schwer war es, das Volk aus der Last der Knechtschaft zu erlösen und von der Dumpfheit, in die dessen Geist versunken war („die zehn Plagen" stellen sinnbildlich dieses Ringen zwischen Jehova und den ägyptischen Göttern, sowie die höhere Wahrheit des ersteren dar), zur Geistesfreiheit emporzuheben: doch es gelang. Moses führte das Volk aus Aegypten durch die Wüste und erprobte

dabei sein Gottvertrauen und seine Weisheit, die überall Rath fand, wo das kleinmüthige Volk vor dem nachsetzenden Feinde, vor dem Mangel an Speise, bei der langen Wanderschaft verzagte. Am Sinai schloß er sodann den Grundvertrag zwischen Gott und seinem Volk: das Fundament des mosaischen Gottesreiches, auf das alle übrigen Gesetze zurückgeführt, aus dem alle übrigen Gebote hergeleitet werden sollten. **Die zehn Worte** (— kurze, schlagende, gebieterische, in Granit gegrabene Herrscherworte! —) dieses Grundvertrages zerfallen in 2 Hälften, von welchen die eine das Verhältniß und die Pflichten der Unterthanen zum Herrscher, Jehova, darlegt, die andere das Verhältniß des Menschen zum Menschen regelt. Sie lauten in ihrer ursprünglichen Fassung:

Erste Tafel: 1) Ich der Ewige, bin dein Gott, der ich dich aus Aegyptenland, aus dem Diensthause geführt habe; Du sollst keine anderen Götter neben mir haben. — 2) Du sollst Dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen, weder Deß, das oben im Himmel, noch Deß, das unten auf Erden oder Deß, das im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht. — 3) Du sollst den Namen des Ewigen, deines Gottes, nicht mißbrauchen. — 4) Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest. — 5) Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.

Zweite Tafel: 6) Du sollst nicht tödten. — 7) Du sollst nicht ehebrechen. — 8) Du sollst nicht stehlen. — 9) Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten. — 10) Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses.

Die Israeliten ziehen durch die Wüste. Moses stirbt. Josua führt sie in das Land Kanaan ein. **Josua** (— nach griechischer Form und Aussprache „Jesus", d. i. Gotthilf, Heiland —) war der große Schüler seines großen Meisters, stark in Thatkraft und männlicher Entschlossenheit, aber auch voll gottgewissen Glaubens, mit dem er sich dem immer wieder nach Götzendienst lüsternen Volke in dem Worte widersetzte: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" Nie ist er sich seiner Aufgabe unklar geworden: „der Offenbarung Jehova's eine sichere Stätte zu bereiten durch Einbürgerung seines Volkes in Kanaan." — Unter Josuas geschickter Leitung eroberte sich das zu religiöser Begeisterung angefachte und in ihr fanatisirte Volk (so z. B. die feste Stadt Jericho im Sturmschritte, welche Thatsache die Ueberlieferung dahin ausschmückte, als seien die Mauern auf den Schall der Posaunen umgestürzt, — eine Sage, welche die priesterliche Ueberarbeitung noch weiterhin als „Wunder" hinstellte) eine Wohnstätte in Palästina. Das Zeitalter Josua's war das schöne Abendroth von der untergehenden Sonne der mosaischen Zeit: mit Josua schließt die große Jugendzeit des hebräischen Volkes. —

Vereint hatten sich die israelitischen Stämme durch Josua Raum zwischen den kananitischen Völkern verschafft. Als jedoch Josua gestorben war und der Zusammenhang in Folge der Zersplitterung der Interessen sich lockerte, das Volk der Thaten vergaß, welche Jehova an ihm gethan, und es ungeneigt wurde, sich einer geistlichen Macht zu unterwerfen, auch jede Art von Bundesobrigkeit fehlte, — hatten die einzelnen Stämme nicht die Kraft, sich ihrer Nachbarn zu erwehren. Da standen in der Zeit der Noth

Richter (bei den Phöniziern „Suffeten"; hebr. Schoffetim: „das Volk des Gesetzes erblickt in den Männern, welche bei den Griechen „Heroen" genannt wurden, nur den „Richter") auf, die vom Heldengeist der Vaterlandsliebe, des Kriegsmuthes und des Zornes wider die Feinde Israels geleitet wurden und auch ihrer Umgebung Muth einflößten. Ihre Geschichte ist mit Poesien (Simson — das Ideal der Körperkraft, der hebräische Herkules) durchflochten; aber doch erblickt man aus der frei gestalteten Ueberlieferung die historische Zeit heraus, „wo Jeder thun konnte, was ihm gut däuchte."

Aus dieser Zerrissenheit und Ohnmacht des Reiches glaubte sich das Volk durch Einsetzung eines Königs retten zu können, weil dadurch allein die Gesammtkraft aller Stämme zu einer einheitlichen Macht zusammengefaßt würde. **Samuel**, der das Priesterthum in seiner wahren Gestalt repräsentirte, indem er für sich nie die Richtung auf das Göttliche verlor, kämpfte als Stellvertreter und erster Diener des unsichtbaren Königs im Himmel gegen die Einsetzung eines irdischen Königs mit aller Macht und versuchte durch eine Schilderung der Leiden und Drangsale, der Bedrückung und Knechtschaft, welche des Volkes unter einem Könige wartete, die Aeltesten von ihrer thörichten Forderung abzubringen. Doch die Umstände, die Kriegsleiden ꝛc. zwangen ihn endlich nachzugeben: Jehova, — so heißt es, — in dem Wunsche des Volkes eine Schmälerung seiner eigenen Ehre erblickend, gewährte im Zorn die Erfüllung und bewog Samuel zum Nachgeben.

Die Könige: — **Saul** wurde der erste König. Das Volk wollte ihn zum Herrscher und Samuel willigte ein, weil er in ihm den Mann erblickte, der das Vaterland zu retten vermöchte, weßhalb er ihn vielleicht auch vorher, wie die Sage meldet, zum König bestimmt hatte. Als sich jedoch Saul nicht unter das Gesetz, durch das Samuel als Priester im Namen Jehova's das Königthum einzuschränken gedachte, fügen wollte, erwachte in dem Repräsentanten des Priesterthums der alte Groll gegen das Königthum. Es kam zum Zwiespalt zwischen dem Priester und dem Könige. Letzterer aber herrschte fort als ein Heldenkönig von patriarchalischer Natur, von ehrbaren Sitten, mit häuslichen Tugenden.

Auf Seite des Priesterthums stand bei dessen Kampfe mit dem Königthum ein junger Held, — aufgewachsen als Hirt in der stillen Flur seiner Heimath, in musischen Künsten, in Gesang und Dichtung, in Lautenspiel und kunstreichem Tanz bei den Heerden sich übend und bei Beschützung derselben körperliche Kraft und Gewandtheit erworben, so daß er sich im Kampfe mit den Philistern auszeichnete und durch seine Tapferkeit die Freundschaft Jonathans erwarb, sowie von Saul so hoch geehrt ward, daß dieser ihn an seinen Hof zog und mit seiner Tochter vermählte. Es war **David**, der sich also auszeichnete und daneben durch besondere Frömmigkeit vorragte, so daß Samuel den Plan faßte, das Königthum in Israel auf das Haus Isai zu übertragen. Der Plan wurde durchgesetzt: — Feindschaft entstand zwischen David und Saul. Um so mehr

aber wandte sich die Hoffnung und Zuneigung der Priesterschaft, wie die Liebe des Volkes, auf David. Er bestieg nach Saul's Tode durch die freie Wahl des ganzen Volkes den Thron. Als König bewährte er seine Klugheit, seinen Kriegsmuth, seine Tapferkeit, seinen thatkräftigen Charakter. Sein Hofstaat, seine Güter und Weinberge, seine Kriegsmacht 2c. zeugen aber auch zugleich, daß er sein Königsvorbild in den orientalischen Herrschern sah, nach deren Sitte er eine Anzahl Frauen um sich sammelte und von ihnen 20 Söhne und mehrere Töchter erhielt: — der Grund zu vielen Lastern und Frevelthaten (Uria — Bathseba), von Leid und Ungemach. David's Leben ist voll von Flecken: er war grausam, als er die gefangenen Moabiter und Ammoniter unter Sägen und Dreschwagen legte und in Ziegelöfen verbrennen ließ; seine Trauer um Saul und Jonathan steht im schreienden Widerspruch mit der Ausrottung ihrer Familie; üppige Geschlechtsliebe suchte er durch Verschlagenheit und Hinterlist zu befriedigen. Aber dennoch dürfen ihm die höchsten Verdienste um sein Volk nicht abgesprochen werden: er gab der Nation Einheit und feste staatliche Gestalt; er verlieh dem Volke Kraft und Selbstvertrauen; er belebte und stärkte den Jehovacultus; auf seiner dichterischen Leyer aber entströmten der Brust die schönsten Hymnen zu Gott: die Vorbilder der religiösen Dichtung der Hebräer für alle Zeiten. Vor Allem aber — ein ächt menschlicher Zug, der den Herrscher zierte: — David war demüthig und erniedrigte sich selbst, wo er sich seiner sittlichen Verirrungen bewußt ward, und das war's, was ihn zu einem „Mann nach dem Herzen Gottes" machte.

Sein Sohn und Nachfolger **Salomo** befestigte das Reich nach Außen, centralisirte den Cultus durch den Pracht-Tempelbau nach Innen, — brachte Wohlstand im Volke durch seine Handelsunternehmungen mit Tyrus und Aegypten hervor und regierte in der ersten Hälfte seiner Herrschaft als Werkzeug des himmlischen Königs, Weisheit von Oben sich erbittend, die er als Vater der gnomischen Spruchweisheit, der didaktischen und erotischen Poesie der Hebräer bewährte. Eine imponirende Persönlichkeit; ein mit allerlei Wissenschaft gezierter Geist; ein mit feinem Kunstsinn ausgestatteter Mann; der hebräische Friedensfürst; der weise Richter, von dem sich die Orientalen mit Bewunderung erzählten, wie er bei einem Rechtsstreite zweier Weiber, von denen die eine des Nachts ihr Kind erdrückt hatte, die rechte Mutter des lebenden Kindes erkannte. In der zweiten Hälfte seiner Regierung tritt in ihm immer mehr der absolute König „von Gottes Gnaden" hervor, der die alten Stamm- und Volksrechte zu beseitigen und die ganze Nation in das gleiche Verhältniß der Dienstbarkeit bringen wollte, — der zwar die Priesterschaft durch reiche Spenden an sich kettete, aber den Mund des volksthümlichen Prophetenthums zu verstopfen suchte, weil neben dem absoluten Herrscherworte kein anderes Wort Raum hatte, — zugleich Aergerniß bei den eifrigen Jehovadienern durch die Toleranz erregend, die er gegen den Naturdienst der Nachbarvölker übte. So stieg Salomo von seiner Höhe nieder, — der kosmopolitische Weltweise mit dem, von erschlaffenden Sinnengenuß dictirten, gottverhöhnenden Spruche, daß Alles eitel sei.

Nach Salomo's Tode siegte die Reaction gegen das Königthum zu Jerusalem mit seinem Abgabendruck und seinem glänzenden Priestercultus. Die Volksgemeinde griff nach ihrem alten Wahlrecht. Aber ihr Vorhaben, die ganze Nation in die Bewegung hineinzuziehen, scheiterte an der Stammeseifersucht Juda's gegen Ephraim, der Urheber der Erhebung, und an der Vorliebe der Hauptstadt für das priesterlich monarchische Wesen. Das Land trennte sich (975) in das Reich **Israel** mit den 10 nördlichen Stämmen unter Jerobeam, und in das Reich **Juda** unter Rehabeam, dem Sohne Salomo's. Das Reich Israel war von Anfang an der innerlichen Zersplitterung anheimgegeben: es fiel vom reinen Mosaismus ab, indem Jerobeam, um den Verkehr mit dem Tempel in Jerusalem abzuschneiden, einen nationalen Bilderdienst zu Dan und Bethel errichtete. Juda hingegen war durch seine Hauptstadt, durch seine regelmäßige Thronfolge in Davids Hause, durch seinen Tempel und seine Priester concentrirter. In beiden Reichen aber wucherte Gestirn-, Baals-, Molochs- und Astartedienst bis zu ihrem Untergange, der für Israel, nachdem das Volk zuerst tributflüchtig gemacht war, 722 durch Salmanasser erfolgte (assyrische Zeit), den einen Theil der Bewohner wegführte und fremde Colonisten an ihre Stelle setzte, wodurch eine gemischte Bevölkerung mit gemischter Religion — die Samaritaner — entstanden. — Ueber Juda kam der Untergang, nachdem es vorher Aegypten und dann den Chaldäern anheimgefallen war (chaldäische Zeit), durch Nebukadnezar 588: babylonische Gefangenschaft.

In der Zeit der Spaltung des Reiches entwickelte sich **das Prophetenthum** zur höchsten Blüthe. Seitdem Samuel die Prophetenschulen gegründet hatte, in denen die nationale und religiöse Bildung gepflegt, Musik und Redekunst geübt, das hebräische Schriftthum ausgebildet und die volksthümlichen Ueberlieferungen in Religion und Sitte, in Recht und Gesetz erhalten und fortgepflanzt wurden, erlangten naturgemäß die also gebildeten Männer ein geistiges Uebergewicht über ihre Zeitgenossen, das selbst die ersten Könige anerkannten, die sowohl den Propheten ergeben waren, als auch persönlich mit den Prophetenschulen in Verbindung standen. Die gesteigerte Volksbildung unter Salomo verminderte jedoch das prophetische Ansehen. Als aber nach der Theilung des Reiches die Gräuel in den Königsfamilien, die Unfälle des Landes und die Mißachtung der Religion der Väter in den Herzen der Masse Zwiespalt, Unsicherheit, Unruhe und Sehnsucht nach Belehrung erweckte; da suchte das Volk, dem gleich den anderen Nationen des Alterthums der Glaube an weissagende Wunderkräfte, an Orakelsprüche, welche die Zukunft enthüllen 2c. tief eingeprägt war, bei den Männern Rath, die den heiligen Schatz der Volkserinnerungen in Verwahrung hatten, und denen Religion, Sitte und Recht zur Hut anvertraut zu sein schien — (Elia: wider den Baalsdienst, und Elisa: die Propheten-Häupter). Dadurch gelangten die Propheten zu einem Ansehen, daß sie selbst Könige ein- und absetzen konnten. Sie sanken jedoch dadurch wieder zur Unbedeutendheit herab, daß die von ihnen eingesetzten Könige oft nicht besser, als die abgesetzten, waren. Sinn-

lichkeit und Genuß herrschte ungestraft auf den Thronen und unter dem Volke. — — Da traten neue **Propheten** auf, — göttliche Demagogen, wie Herder sagt, die aufmunterten, wenn Alles schlief, und im Namen Jehova's sprachen, wenn die Priester schwiegen und die Großen drückten, mahnend und strafend, erhebend und tröstend, religiöse Redner und Volksführer, Träger des theokratisch-patriotischen Geistes, gegen Götzendienst und äußerlichen Gottesdienst, gegen Ungerechtigkeit und Sittenlosigkeit der Fürsten, der Priester und des Volkes kämpfend und sich zum Ziele setzend, das religiöse und sittliche Volksleben zu veredeln, Gotteserkenntniß und Gottesfurcht zu beleben, Nationalgefühl und Vaterlandsliebe zu erwecken. Mit neuen ethischen Forderungen traten sie an das Volk heran: nicht Brandopfer und Schlachtopfer verlangt Jehova, sondern Gehorsam und sittlichen Wandel, Gerechtigkeit und Reinheit des Herzens, unsträfliches Thun und heilige Gesinnung. In der Gegenwart entspricht das Volk in seinen Sünden seiner göttlichen Bestimmung nicht; darum straft Gott mit seiner Zuchtruthe die Sünden und Missethaten. Er ist jedoch der Wahrhaftige, der hält, was er verspricht, und der das zu seinem Eigenthum erwählte Volk nicht verläßt, sondern durch die Strafgerichte hindurch eine vollkommenere Zukunft heraufführt — ein neues davidisches Reich, das nach dem Fall von Jerusalem in der prophetischen Schauung zu einem Messiasreiche wird, unter einem vollendeten König aus Davids Stamm, dem „Knechte Gottes", „der das geknickte Rohr nicht zerbricht, und das glimmende Docht nicht auslöscht."

Nach der Eroberung Babels gestattete der Perserkönig Koresch den Juden die **Rückkehr nach der Heimath.** Josua und Serubabel (536) suchten Stadt und Tempel wieder herzustellen. Esra (458) und Nehemia (445) führten die Restauration der Gottesgemeinde auf Grundlage des Gesetzes durch. Es bildete sich eine selbstständige Hierarchie aus. Das Synedrium wird oberste Behörde, an deren Spitze der Hohepriester steht. In seinem Staatsleben war das Volk ziemlich selbstständig; auch als es seit Alexander (332) unter makedonische Herrschaft kam, und nach dessen Tode bald den Ptolemäern in Aegypten (seit 301) bald den Seleukiden in Syrien (seit 204) unterworfen war. Als aber seit 175 Antiochus Epiphanes von Syrien die jüdische Religion ausrotten wollte, begann unter Anführung der **Makkabäer** (Judas 167—161, Jonathan 161—143, Simon 143—137, Johannes Hyrkan 137—107, dessen Reich sich beinahe zu den davidischen Gränzen ausdehnte) ein heldenmüthiger Befreiungskrieg. Das makkabäische Fürstenhaus ging jedoch durch Zwist und Frevel unter: Pompejus erschien 63 in Jerusalem und — das jüdische Reich gehörte den Römern. Der Idumäer Antipater war der major domus des letzten Makkabäers Hyrkan. Dessen Sohn, Herodes der Große, wurde von 34—3 v. Chr. König der Juden unter römischer Oberhoheit und behauptete diese Stellung durch Klugheit, Thatkraft, Hinterlist und Grausamkeit. —

In Bezug auf seine geistige Entwicklung hatte sich das jüdische Volk seit der Heldenzeit der Makkabäer den Monotheismus zum festen Eigenthum gemacht, aber denselben

auch zugleich durch die Satzungen der mündlichen Ueberlieferungen wie mit einem „Zaun" umgeben, und seit dem Exil aus der persischen Religion und griechischen Bildung neue Elemente in denselben aufgenommen. Es gab fortan ein alexandrinisch-griechisches (hellenistisches) und palästinensisches Judenthum, und seit der Makkabäerzeit drei Richtungen, in die sich der religiöse, oder vielmehr der dogmatisch theologische Geist gespalten hatte. 1) Die Pharisäer d. i. die Abgesonderten, Frommen, denen es daran gelegen war, sich durch Frömmigkeit vor dem Volke hervorzuthun: „überlieferungsgläubig, gesetzeseifrig, werkheilig." 2) Die Sadducäer: religiös indifferent, ohne Unsterblichkeitsglauben, strenge, aber äußerliche Sittenrichter. 3) Die Essäer (Essener), welche als Ziel ihres Strebens stilles geräuschloses Wirken, Bezähmung der Begierden und Leidenschaften aufstellten und ein inneres Leben im Gemüth forderten, das mit Gelübden, Kasteiungen, Ehelosigkeit den heiligen Geist zu gewinnen und zu fesseln glaubte. Mit den Secten ward das wahrhaft religiöse Leben des Judenthums aufgehoben und die Religion durch theologische Parteien zerrissen. —

2. Die heiligen Schriften und die Lehren des jüdischen Volkes.

Die religiösen Lehren des hebräischen Volkes sind in den heiligen Schriften aufbewahrt, welche das „Alte Testament" genannt werden. Sie beginnen mit Erschaffung der Welt und enden mit den ersten Zeiten nach der Rückkehr des jüdischen Volkes aus der babylonischen Gefangenschaft, — mit der Zeit, in welcher nach der gewöhnlichen Annahme der Kanon des alten Testamentes durch Esra und Nehemia gesammelt wurde. Den Kern und Stamm dieser Bücher bildet das Gesetz (die 5 Bücher) als Wort Gottes durch Moses. Daran schließt sich die Sammlung der Propheten, — sowohl der prophetisch-geschichtlichen Bücher: Josua, Richter, Samuel, Könige; als der eigentlichen Propheten: Jesaia, Jeremia, Ezechiel und die 12 kleinen Propheten. Die dritte Sammlung enthält die anderen heiligen Schriften, Hagiographen: Psalmen, Sprichwörter, Hiob, das hohe Lied, Ruth, Klagelieder Jeremiä, Prediger Salomon, Esther, Daniel, Esra, Nehemia und die Chroniken. Neben diesen kanonischen Schriften erhielten sich die Apokryphen, welche der Septuaginta als Anhang zugegeben wurden.

1) **Der Pentateuch**, Thora, Gesetzsammlung, — in 5 Bücher getheilt, von den Juden als Ein Ganzes gefaßt und auf Moses zurückgeführt, — ist allmählich dadurch entstanden, daß sich an den darin enthaltenen Grundstamm der mosaischen Gesetzgebung immer neue Bestimmungen ankrystallisirten, und die aus der Urzeit des Volkes stammenden mündlichen Sagen zugefügt wurden. Die Kritik hat nachgewiesen, daß das letzte Buch des Pentateuch, das Deuteronomium, erst in der Zeit des Josia (638--608) entstanden ist, wo das Gesetz durch den Götzendienst fast ganz abhandengekommen und zugleich unter der fortschreitenden Bildung die religiösen Vorstellungen sich vielfach geändert hatten: darin der Grund zur Aufstellung dieses „zweiten Gesetzes," welches die alten Ueberlieferungen, die vergessenen Rechts- und Religionsdogmen in einer geordneteren

und klaren Zusammenstellung geben sollte. Die anderen vier Bücher des Gesetzes bestehen, nach den neueren Forschungen, aus zwei Hauptbestandtheilen: aus dem „Grundbuche," dessen Verfasser nach mündlichen Ueberlieferungen und einzelnen aufgezeichneten Urkunden die Urgeschichte des hebräischen Volkes in epischer Darstellung und in großen poetischen Zügen vorführt, und sich dadurch charakterisirt, daß in der vormosaischen Zeit von Gott immer in der Mehrheit „Elohim" gesprochen wird; — und aus der „Ergänzung," die am Ende des 9. oder im Anfange des 8. Jahrhunderts entstanden, in rein prosaischer Sprache erzählt, und Gott stets, selbst in der von ihr herrührenden Schöpfungsgeschichte, in der Fluthsage, in der Darstellung der Plagen und Wunder zu Aegypten rc. mit dem Namen „Jehova" benennt. Die großen religiösen Gedanken, welche der Pentateuch vorführt, sind:

a. **Die Schöpfungsgeschichte.** Sie ist eine Doppelte. Die erste Erzählung im 1. Kapitel der Genesis ist mehr eine poetische Kosmogonie — ein Schöpfungshymnus, der sich symbolisch (den Juden waren die sechs Arbeitstage durch den siebenten, den Ruhetag, geheiligt) in die heilige Siebenzahl kleidet. Sie enthält als religiöse Grundwahrheiten: daß Gott, Jehova, Jahveh d. i. der Ewige, die Welt erschaffen hat und daß dieser Weltschöpfer der Eine, der Allmächtige, der mit seinem Geiste Allgegenwärtige und Allwissende, sowie in seiner Weisheit Unerforschliche ist; — daß die Welt dieses Gottes Offenbarung ist, und zwar aus seinem göttlichen Willen hervorgegangen: — er spricht in der Schöpfung sich aus — die geschaffenen Dinge sind Worte und Gedanken, Thaten Gottes, denn Gottes Wort ist Gottes Wille und Gottes Wille Gottes That; — daß die Schöpfung eine lebendige Entwicklung ist: aus dem Gestaltlosen und Ungeschiedenen scheiden und trennen sich die Elemente zu organischer Form, aus dem Flüssigen geht das Feste hervor, das wiederum flüssig in den lebendigen Pflanzen und Thieren wird; jede höhere Lebensstufe hat die vorhergehende zur Voraussetzung und Unterlage, so daß die Geschöpfe in wohlgeordneter Folge und nach bestimmtem Plane, aber „ein jegliches nach seiner Art" geschaffen; — daß der Mensch die Krone der sichtbaren Schöpfung ist, einerseits aus Staub gebildet und darum vergänglich, andrerseits aus Gottes Geist, und darum ewig; — daß der Mensch seine Bestimmung im Gehorsam gegen die göttlichen Gebote erfüllt, hingegen sündigt, wenn er den heiligen göttlichen Willen übertritt, worauf ihn als Strafe äußeres und inneres Uebel trifft, das (fortan nach seiner Anschauung) im Tode gipfelt, indeß der Gute als Lohn äußerer und innerer Segnungen theilhaftig wird. — Das zweite Schöpfungsgemälde, das mit 1. Mos. 2, 4 beginnt, geht — während das erste in scharf markirten Zügen nur die großen Entwicklungsphasen des Weltalls andeutet — mehr in's Detail: eine Geogonie, die zugleich das „Wie" und „Warum" in's Auge faßt, und nicht blos sagt, daß Gott die Menschen geschaffen, sondern auch wie er sie gebildet hat; — keine Stufenfolge der Schöpfung; die Erschaffung der Pflanzen und Thiere wird vielmehr nur erwähnt, um das Verhältniß des Menschen zu ihnen anschaulich zu machen.

Als ein Lehrbuch der Geologie darf der Schöpfungsbericht nicht aufgefaßt und mit den Resultaten der gegenwärtigen Forschungen nicht gemessen werden. Daraus wird lauter unnatürliche, verdrehende Zusammenstellung. Anfang und Ende, wie die Fortschreitung im Allgemeinen stimmt; aber nicht das Einzelne. Pfaff stellt die Theorie des Laplace in folgende Hauptsätze zusammen: 1) Der Stoff sämmtlicher Himmelsgebilde war früher chaotisch im Raume ausgebreitet als eine gasartige Masse. 1) Innerhalb dieser chaotischen Masse begann eine Sonderung zu einzelnen Massen, die sich, nach den Gesetzen der Anziehungskraft, zu Dunstkugeln bildeten. 3) Unsere Erde mit den übrigen Gliedern des Sonnensystems bildete nach Beginn dieser Sonderung Eine ungeheuere Dunstkugel, aus deren Aequatorialgegend sich zuerst die fernsten Planeten, dann die Erde und zuletzt die Sonnenkugel zu ihrem jetzigen Umfange ausbildeten. — Dem entspricht das Biblische: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. — Eine weitere Vergleichung der einzelnen Schöpfungsstadien zeigt dann, daß die Erzählung der Genesis und die gegenwärtigen Resultate der Geologie sich nicht decken:

Erster Schöpfungstag. Das Eintreten des Lichtes.	Zweite Epoche der ersten Erdperiode. Ein Urmeer verdichtet sich aus dem gasartigen Zustande und bedeckt Alles.
Zweiter Schöpfungstag. Es wird eine Scheide zwischen dem oberen und unteren Wasser. Dritter Schöpfungstag. a. Das Land steigt empor über das Meer.	Zweite Erdperiode. Ländermassen werden über das Urmeer hervorgetrieben.
Dritter Schöpfungstag b.) Gras, Kraut, Fruchtbäume sprossen empor auf dem Lande.	Dritte Erdperiode. Die organische Schöpfung beginnt mit dem Pflanzenreich.
Vierter Schöpfungstag. Sonne, Mond und Sterne werden gebildet, um die Erde zu beleuchten und die Zeit auf ihr zu bestimmen.	Entspricht keine Erdperiode.
Fünfter Schöpfungstag. Fische entstehen im Meere, Vögel fliegen empor zum Himmel.	Vierte Erdperiode. Die Landthiere, schließend mit den Säugethieren.
Sechster Schöpfungstag. a.) Die Landthiere werden geschaffen: Vieh, (Hausvieh) Gewürm, und Thiere der Erde (Wild). b.) Der Mensch.	Fünfte Erdperiode. Der Mensch.

Nach Bunsen finden wir als allgemeinen geistigen Gehalt der Erzählung, von **des Menschen Schöpfung und Fall:** 1) Gott ist weder die Dinge, noch ist er außerhalb der Verwirklichung in der Schöpfung. Er ist nicht ein Einzelwesen, sondern das bewußte Wesen der Dinge. Und zwar ist dieses Wesen Eines im Weltall. Die An-

nahme der Einheit des Weltalls liegt schon darin, daß „Himmel und Erde" die Schöpfungsthat des Einigen, Ewigen sind. Wenn nun der bewußte unendliche Geist Einer ist, so ist auch der bewußte endliche Geist der Erde, der Erdenmensch, Glied einer in sich harmonisch (als Kosmos, Ordnung) zusammenhängenden Welt ähnlicher Geister und organischer Bildungen im übrigen Weltall. Denn der Mensch ist uranfänglich in unmittelbarer Verbindung mit Gott: er ist eben sowohl Gotteskind als Erdenkind: er ist der wesentliche Ausfluß seines wollenden Denkens, seines göttlichen Hauchs, der Endzweck seiner Schöpfung, sein Ebenbild auf der Erde.

2) Die Ebenbildlichkeit ist nichts Aeußerliches, auch nicht blos Verwandtschaft: es ist Gottes Bewußtsein wesentlich dem Menschen eingedrückt, nur innerhalb der Schranken von Zeit und Raum. Gott wird deshalb im Menschen erkannt als der Ewige und als der Gute: und wiederum wird des Menschen innerstes Wesen nicht verständlich, als indem es göttlich gefaßt wird. Gott ruht nach der Schöpfung des Menschen, d. h. der Mensch ist Ziel des Weltgedankens: alles Geschaffene ist „gut", aber im Menschen ist das Göttliche unmittelbar, der bewußte Geist. Der Mensch weiß, daß das Sein gut ist, und daß das Gute die Wirklichkeit ist.

3) Mit dem Einzelnen ist zugleich die Menschheit gesetzt: nicht allein durch die ursprünglichen Erscheinungen derselben in Mann und Weib, Vater und Kind, sondern auch in der Bestimmung des Menschen, über die Erde zu herrschen, das Göttliche in sie einzuprägen und in ihr geltend zu machen, als das Wahre und als das Gute. Dies setzt voraus, daß die Ebenbildlichkeit sich in der Menschheit nicht etwa nur vervielfältigt darstelle, sondern daß ihr Ganzes erst die volle Ebenbildlichkeit in Raum und Zeit verwirkliche.

4) Die ganze übrige Schöpfung auf der Erde ist für die Menschheit gemacht. Die Bibel versteht dieses weder hier, noch in den Psalmen (8, 103), noch in den Propheten, noch im Evangelium, nach dem falschen Zweckbegriffe der abgelebten Philosophie, nach jener sogenannten Zwecklehre, wodurch der lebendige Organismus der Thiere und der ganzen Natur verkannt wird. Jedes organische Wesen stellt einen Gedanken Gottes dar, jeder Organismus hat eine Zweckmäßigkeit in sich selbst, nämlich als Ausdruck jenes Gedankens. Aber der Gedanke Gottes ist wesentlich ein Gedanke des Ganzen. Der Mensch ist nicht blos ein Theil dieses Ganzen, wie die übrigen Geschöpfe, sondern der Inbegriff der Welt: er ist es durch seinen Organismus und noch mehr durch sein Gottesbewußtsein. Insofern ist Alles für den Menschen geschaffen: er ist der Endzweck der einheitlichen Schöpfung, in der wir leben. Folglich ist er ebenso gut der Letzte, wie der Erste: der Letzte in der Reihenfolge, der Erste im Gedanken Gottes. Er ist der erstgeborne Sohn Gottes wie der jüngste Sohn der Erde: jenes dem Geiste nach, dieses nach der Erscheinung. Es kann aber auch in dem Weltall des Schöpfers von Himmel und Erde keinen andern Endzweck, kein anderes Ziel der Schöpfung geben, als den in Gottes

Ebenbildlichkeit geschaffenen und mit entsprechenden Organen ausgerüsteten bewußten Geist.

5) Da in dem Menschen Gottes Geist ist, so ist des Menschen Geist unsterblich, seiner Anlage nach; seine Fortdauer ist unabhängig von den Veränderungen, welchen der Mensch unterworfen ist, infolge seines Zusammenhanges mit dem Sterne, welchen wir die Erde nennen. Denn sein Geist ist nicht von der Erde gekommen. Durch Gott ist er Weltbürger im höchsten Sinne: Die Gewähr und Bedingung dieses göttlichen Lebens ist aber nur das bewußte Leben in Gott, die sittliche Persönlichkeit.

6) Der in Gott gedachte Mensch dieser Erde (und also der Mensch des Weltalls) ist folglich nicht zum Fluche gemacht und zur Verdammniß, sondern zur Seligkeit: sonst wäre Gott nicht gut, nicht die ewige Liebe und Güte.

7) Durch die Fähigkeit der freien sittlichen Selbstbestimmung ist das Böse, der Möglichkeit nach, in die menschliche Seele gesetzt; und die creatürliche Selbstsucht hat ihre Wurzel im natürlichen Selbsterhaltungstriebe. Aber der Verwirklichung des Bösen ist der Mensch sich bewußt als seiner eigenen That, durch das Gewissen. Vermittelst des ihm einwohnenden sittlichen Gottesbewußtseins erkennt er jedoch dieses Thun als einen leidenden Zustand, und darin, daß er dieses anerkenne und das Bewußtsein von Gott als dem Guten festhalte, liegt die Bedingung seines Sieges über das Böse. Die Schlange ist nicht die Lust, sondern der selbstsüchtige Verstand. Also die Bibel setzt das Böse in den Menschen: sie weist den Irrthum jenes Dualismus Zoroasters zurück, und den Fatalismus, an welchem Muhamed Schiffbruch litt.

8) Der Kampf des Menschen mit dem Bösen bringt Gutes hervor, nicht durch den selbstsüchtigen Willen des Menschen, sondern einzig und allein durch das sittliche Grundgesetz der Welt. Alles wirkt zusammen zur Bildung des großen Werks der sittlichen Freiheit, des Gottesreiches auf der Erde.

9) Der Trieb, jenes Doppelbewußtsein von der Sünde des Menschen und von der ewigen Güte Gottes zu bethätigen, ist dem Menschen eingepflanzt, ist ihm ursprünglicher Lebenstrieb. Die zuerst verlangte Bethätigung ist die durch ein Leben nach Gottes Willen, also im Gehorsam gegen sein Gebot im Gewissen. Erst später wird die Verehrung erwähnt durch Anrufung des Namens des Ewigen, oder der sogenannte Gottesdienst. Damit ist uns denn auch der bezügliche Werth angegeben, welchen allein der Gottesdienst und alle ritualistischen Formen haben können. An sich haben sie höchstens einen Kunstwerth: und wenn sie den Begriff einer Vermittlung durch Priester, Opfer, Bilderdienst und Aehnliches hervorrufen oder befestigen; so treten sie dadurch in Widerspruch mit der biblischen Schöpfungsgeschichte. Denn diese hat die Unmittelbarkeit des Menschen zu Gott in jedem Worte beider Urkunden zur Voraussetzung, zum Grundgedanken. Gott spricht zum Menschen nach dessen eigenstem Wesen, durch das Gewissen: dieses Gewissen ist aber nichts anderes, als die von der Selbstsucht des Verstandes be-

freite, auf Gott, als das höchste Gut gerichtete Vernunft. Alle Offenbarung geschieht also hiernach durch Gewissen und Vernunft im Menschen.

10) Die Ausbildung des Gedankens der Schöpfung in der Jahvehurkunde stimmt innig zusammen mit dem Namen, womit Gott in ihr genannt wird. Die Bezeichnung Gottes als des Ewigen ist nicht willkürlich, noch steht sie einzeln da; sie ist mit Nothwendigkeit aus der Grundanschauung jenes durch Abraham geläuterten und aus schauderhaftem Mißbrauche wieder hergestellten Gottesbewußtseins hervorgegangen. Denn Jahveh heißt der Seiende, also der Ewig-Seiende, also der Ewige.

b., **Die Gesetzgebung.** Das Zehngebot, wie es gegenwärtig im Pentateuch vorliegt, ist eine Erweiterung des ursprünglichen Staats- und Religionsgrundgesetzes, und heißt im vergleichenden Texte:

Ex. 20, 2—17.	Deut. 5, 6—18.
2. Ich, der Ewige, bin dein Gott, der ich dich aus Aegyptenland, aus dem Diensthause geführet habe. 3. Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.	6. Ich, der Ewige, bin dein Gott, der ich dich aus Aegyptenland, aus dem Diensthause heraus geführt habe. 7. Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.
4. Du sollst dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen, weder Deß, das oben im Himmel, noch Deß, das unten auf Erden, oder Deß, das im Wasser unter der Erde ist. 5. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht: denn Ich, der Ewige, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern, bis in das dritte und vierte Glied, bei Denen, die mich hassen; 6. und thue Barmherzigkeit bis in's tausendste Glied, bei Denen, die mich lieb haben und meine Gebote halten.	8. Du sollst dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen, weder Deß, das oben im Himmel, noch Deß, das unten auf Erden, oder Deß, das im Wasser unter der Erde ist. 9. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht: denn Ich, der Ewige, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern, und bis in's dritte und vierte Glied, bei Denen, die mich hassen; 10. und thue Barmherzigkeit bis in's tausendste Glied, bei Denen, die mich lieb haben und meine Gebote halten.
7. Du sollst den Namen des Ewigen, deines Gottes, nicht mißbrauchen, denn der Ewige wird Den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.	11. Du sollst den Namen des Ewigen, deines Gottes, nicht mißbrauchen: denn der Ewige wird Den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.
8. Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest:	12. Halte den Sabbathtag, daß du ihn heiligest; wie dir der Ewige, dein Gott, geboten hat.
9. sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken, 10. aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Ewigen,	13. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken; 14. aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Ewigen,

deines Gottes. Da sollst du keinerlei Werk thun, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist:

11. denn in sechs Tagen hat der Ewige den Himmel und die Erde gemacht, das Meer und Alles, was darin ist; und ruhete am siebenten Tage. Darum segnete der Ewige den Sabbathtag und heiligte ihn.

12. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren:
auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Ewige, dein Gott gibt.

13. Du sollst nicht tödten.

14. Du sollst nicht ehebrechen.

15. Du sollst nicht stehlen.

16. Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten.

17. Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses:
laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes, noch seines Knechts, noch seiner Magd, noch seines Ochsens, noch seines Esels, noch Alles, was dein Nächster hat.

deines Gottes. Da sollst du keinerlei Werk thun, weder du, noch dein Sohn. noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Ochse, noch dein Esel, noch all dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist; auf daß dein Knecht und deine Magd ruhe, gleich wie du. 15. Und gedenke, daß du auch Knecht warst in Aegyptenland, und der Ewige, dein Gott, dich von dannen herausgeführt hat mit mächtiger Hand und ausgerecktem Arme. Darum hat dir der Ewige, dein Gott, geboten, daß du den Sabbathtag heiligen sollst.

16. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren,
wie dir der Ewige, dein Gott, geboten hat, auf daß du lange lebest, und daß dir's wohlgehe in dem Lande, das dir der Ewige, dein Gott, gibt.

17. Du sollst nicht tödten.

Und du sollst nicht ehebrechen.

Und du sollst nicht stehlen.

Und du sollst kein nichtiges Zeugniß reden wider deinen Nächsten.

18. Und laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes,
und du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Acker, Knecht, Magd, Ochsen, Esel, noch Alles, was dein Nächster hat. —

Unter den erhabensten Naturerscheinungen, unter Donner und Blitz (— Erscheinungen, die, wie Bunsen bemerkt, den Israeliten fremd waren, da es in Aegypten keine Gewitter gibt —), verkündete Moses den göttlichen Willen. Mit und in diesem Willen gab er seinem Volke eine Verfassung, — „die erste der Weltgeschichte". Das Volk nahm sie an. „Sie war göttlich, weil sie unmittelbar das Sittengesetz aussprach, auf welchem alle Ordnung unter den Menschen ruht." Der Gott in der Höhe, den schon die Erzväter auf Bergesgipfeln angebetet, dem sie Denksteine errichtet und dem sie geopfert hatten, der aber immer nur Hausgott und dann Familiengott, immer nur einer unter den Elohim gewesen war, wurde durch Moses Jahveh (Jehova), Schöpfer Himmels und der

Erde, der Einzige, der absolute Geist, und zugleich der Führer und Schutzgott von Israel. Ein himmlischer Bund für ewige Zeiten sollte durch einen Vertrag zwischen Gott und dem Volke festgestellt werden: und dieser Vertrag war das Gesetz. „Das Gesetz sollte einen Bund darstellen, auf freie Zustimmung des Volkes hin, welches erkannt, daß das ihm als Gottes Forderung Gebotene seinem innersten Bewußtsein, seinem Gewissen, entspreche, und welches, auf diese Erkenntniß hin, sich heilig verpflichtet, das Gesetz zu halten und die Strafe seiner Uebertretung zu tragen." (Bunsen).

Von den Zehn Worten standen auf jeder Tafel fünf Gebote: so die älteste Ueberlieferung. Philo und Josephus stimmen darin überein. Durch Augustin wurde das Bilderverbot (2. Mos. 19, 4) entfernt. Vers 17 wurde darauf in zwei Gebote zerlegt. Daneben folgte die römische Kirche in der Anordnung der Gebote dem Deuteronomium, statt dem Exodus. Luther gab die Gebote in seinem Katechismus nach der augustin'schen Darstellung, nach der er sie in seiner Jugend gelernt hatte. Die reformirte Kirche hat die richtige Eintheilung der zehn Gebote nach der Fassung des Exodus. „Die erste Tafel des Gesetzes — sagt Bunsen — ist der Grund der zweiten, das Gottesbewußtsein ist Grund des Sittengesetzes: die zweite Tafel ist die Bethätigung der ersten, aber in der Form der Verneinung, des Verbots. Die Vermittlung macht das letzte Gebot der ersten Tafel, das fünfte: es enthält kein Verbot, sondern nur ein Gebot des Gewissens, das Gebot ehrfürchtiger Liebe gegen die Aeltern, die an Gottes Statt stehen. Aber schon das zusammenfassende Zehngebot des Leviticus (19) spricht das Gebot der Bruderliebe gegen den Nächsten aus, und es bedurfte nur der Zusammenfassung der Gebote in der Liebe Gottes und des Nächsten, um den verhüllten positiven Sinn beider Tafeln zur vollen Offenbarung zu bringen." Der Grundgedanke, auf welchem das Zehngebot steht, ist die Einheit Gottes in der Welt als des bewußten Guten. Das erste Gebot verlangt, daß neben Gott, dem ewig Guten, dem Wesen der Wesen, dem Ewigen im Vergänglichen, kein endliches Princip steht: mit der Einheit, Alleinheit, Einzigkeit Gottes ist die Nichtwirklichkeit aller anderen Götter gegeben und damit die absolute Macht Jehova's. Nur Gott ist das höchste Gut; darum muß ihn der Mensch über alle Dinge, mehr als Jedes und Alles in der Welt, ja mehr als die Welt und als sich selbst fürchten, lieben und vertrauen: — das Böse meiden und die Sünde fliehen; — das Gute lieben und das Rechte üben; — Alles mit Gott, durch Gott, zu Gott, — „was Gott will, wie Gott will, weil Gott will, wann Gott will." — Das zweite Gebot kämpft für die Geistigkeit Gottes und damit gegen den Bilderdienst, da die Abbildung und Anbetung von etwas Geschaffenem unvereinbar mit der Verehrung des Ewigen ist. Da Gott selbst der Eine und Einzige nur dadurch ist und sein kann, daß er mit den endlichen Dingen nicht zusammenfällt, nicht Einer neben oder unter Anderen ist, vielmehr als Schöpfer Himmels und der Erde mit seiner Alles durchdringenden Kraft über Alles gebietet; so kann er auch nicht durch Bilder, im Endlichen und als Endliches, dargestellt werden. Darum ist in dem zweiten

der zehn Worte die Geistigkeit Gottes proclamirt und damit der Anfang zur Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit gemacht; — denn nur geistig kann dem Geiste (— nicht im Bilde, nicht in dem von ihm Gesetzten —) gedient werden. Wo dieser alleinige Dienst des Geistes der Geister fehlt, wo Irdisches und Endliches angebetet wird; da ist Ichsucht an die Stelle der Gottliebe getreten, da herrscht die Sünde, „der Leute Verderben", die von Vater zu Kind und Kindeskind forterbt: als Naturgesetz, das zugleich das Gottesgesetz ist, — eben so wie die Verehrung des Geistes im Geist, die Uebung des Guten vom Vater „den Kindern Häuser bauet", in das Familienleben den Keim des Guten als Lohn des Guten von Geschlecht zu Geschlecht legt. — Das dritte Gebot stellt Gott als Heiligen hin und fordert Verehrung dieser Heiligkeit. Wenn Gott der absolute Geist ist, so ist nothwendig, daß er von allem blos Irdischen, nur Endlichen und darum Nichtigen abgesondert bleibt, und daß darum auch der Mensch bei eitlen, nichtigen Dingen, oder gar um die Unwahrheit wahr zu machen, seinen Namen d. i. Ihn nicht mißbraucht. Das Leben soll ein Psalm Dessen sein, in dem Du lebst und webst und bist; — nicht eine Verhöhnung des Unendlichen durch das Endliche. — Das vierte Gebot verlangt darum Heiligung vom sündigen Volk, wenn es sich dem Heiligen nahen will, — die Heiligung des Sabbaths: der „Tag des Herrn", von den übrigen Tagen ausgesondert, ist dazu das wirksamste Mittel. Feiern und fröhlich in Gott sein, den Herrn loben und nicht vergessen, was er Dir Gutes gethan: das ist Deine Aufgabe am siebenten Tage. — Das fünfte Gebot betrachtet die Aeltern als Stellvertreter Gottes bei ihren Kindern und verlangt deshalb vor Vater und Mutter Hochachtung: in Vater und Mutter wird Gott geehrt, der durch sie dem Kinde Leben und Dasein gibt! Darum nicht ungehorsam, undankbar und unfreundlich, sondern voll Liebe, Hingabe, Aufopferung, mit treuem Herzen gegen die Aeltern immerdar! — So die ersten fünf Worte, welche Ehrfurcht vor Gott und seinen Stellvertretern fordern und in der Liebe und Dankbarkeit gegen Gott gründen. — Die zweite Fünfzahl ruhet gleichfalls auf dieser Liebe gegen Gott, denn ohne Gottesliebe keine Nächstenliebe. Diese Nächstenliebe wird 3. Mos. 19, 18 gefordert: „Du sollst Deinen Nächsten lieben, wie Dich selbst." Das ist die Wurzel für die zweiten fünf Worte, die sämmtlich als Verbote, und zwar deshalb als solche auftreten, weil die Leidenschaften der Menschen meist nicht vom Positiven, sondern nur durch das Negative in Schranken gehalten werden. Das sechste Gebot will Heilighaltung von des Nächsten Leben: Gott lebt im Menschen; darum will die Ehrfurcht vor Gott als dem schöpferischen Leben des All die Achtung vor dem Leben des Menschen, dem Ebenbilde Gottes. Das siebente Gebot sagt: „Du sollst nicht ehebrechen": es verlangt Heilighaltung des sittlichen Familienlebens, das in der Heilighaltung der Ehe, der Menschheit Lebensgesetz, seine Wurzel hat; damit zugleich Ehrfurcht vor dem sittlichen Leben des Nächsten und der menschlichen Gesellschaft überhaupt, da die Familie der Grund- und Eckstein alles gesellschaftlichen und staatlichen Lebens ist. Das achte Gebot will Achtung vor dem äußeren, leiblichen

Eigenthum des Nächsten: Eigenthum ist Erweiterung des eigenen Selbst; soweit das Eigenthum des Menschen geht, soweit hat er zu gebieten; mit der Sicherstellung von dem Leben des Nächsten und mit der Unverletzbarkeit der Familie mußte auch die Integrität seines Eigenthums, seiner Icherweiterung, ausgesprochen werden. Das neunte Gebot will dieselbe Achtung auch für das geistige Eigenthum: für die „Ehre" und den „guten Namen". Darum sollst Du den Nächsten nicht durch Falschheit kränken, nichts Böses wider ihn reden; vielmehr Verläumdern gegenüber ihn vertreten und aufrichtig und wahr in allen Stücken gegen ihn sein. Das zehnte Gebot zeigt auf die Quelle aller Gesetzesübertretung hin: die vorhergehenden Gebote der zweiten Tafel traten gegen die sündhafte That, gegen die Aeußerungen der sinnlichen Begierden auf; das letzte kämpft gegen den Ursprung des sündigen Thuns, gegen die böse Lust: es geht auf die Gesinnung. „Dieses letzte Wort, indem es vom Aeußeren in's Innere der Gesinnung zurückkehrt, steigert die vorangegangenen und schärft sie zur Spitze, während das erste Gebot der ersten Tafel von der obersten Spitze, dem innersten geistigsten Grunde alles Lebens, ausging, und das letzte derselben Tafel mit der äußeren objectiven Darstellung des göttlichen Lebens in der Familie schloß."

Das Zehngebot bildete den Ausgangspunkt der religiösen, sittlichen und gesellschaftlichen Ordnung des hebräischen Volkes. Mit der steigenden Volkscultur erzeugte dasselbe sodann aus sich selbst die ergänzenden Bestimmungen. Auf diesem Wege wurde die Rechtspflege geordnet und dem Richter befohlen (Deuter. 16, 19): „Du sollst das Recht nicht beugen und keine Person ansehen und kein Geschenk annehmen; nur dem Rechte sollst Du nachtrachten." Bei dem Verhör (19, 18. 19.) soll der Richter wohl forschen; und ist der Zeuge ein falscher, hat er Falsches geredet wider seinen Bruder, so soll er ihm thun, so wie er gedachte seinem Bruder zu thun. Todesstrafe soll nur bei Verbrechen gegen Jehova oder bei vorsätzlichem Mord angewendet werden. — Das Leben des Menschen galt nach dem Zehngebot für heilig: darauf basirt die uralte Sitte der Blutrache: den nächsten Anverwandten oder Erben eines absichtlich Ermordeten lag die Pflicht ob, den Thäter, selbst am Altare Jehova's, zu verfolgen und zu tödten; für den zufälligen Todschlag hingegen war eine Sühne gestattet. — Das Eigenthum wurde heilig gesprochen: Jehova, als der wahre Grundherr des Landes, hatte jedem Hause seines auserwählten Volkes einen Erbacker gegeben, der auf den Erstgebornen als den eigentlichen Erhalter und Fortsetzer des Geschlechts, weitererbte; war kein Sohn vorhanden, so erbten die Töchter, mußten aber innerhalb ihres eigenen Stammes sich verheirathen. — Auf derselben Fürsorge für Erhaltung des Hauses ruhte die Leviratsehe (Lev. 18): „So ein Mann oder Sohn stirbt, soll der Bruder dem Weibe des Verstorbenen beiwohnen, und der Erstgeborne, den sie gebiert, soll auf den Namen des verstorbenen Bruders kommen, daß nicht sein Name erlösche in Israel." — Gegen Verletzung des Eigenthums durch Diebstahl und Gränzverrückung trat die Gesetzgebung gleichfalls entschieden auf: sie legte dem Dieb

einen doppelten Ersatz des Gestohlenen auf, wenn sich das entwendete Gut noch unversehrt bei ihm vorfand, und einen vier- und fünffachen, wenn es durch Gebrauch entwerthet war; Denjenigen aber, der die Gränzen des Nächsten, welche die Vorfahren gezogen, verrückte, verfluchte sie. — Das Haus war heilig: Der Mann und Vater hatte die Gewalt im Hause; das Kind, das seine Aeltern schlug oder sie verfluchte (Ex. 21, 15. 17. Levit. 20, 9), war des Todes schuldig. Als Herr und Gebieter konnte der Vater die Tochter als Sklavin verkaufen und den Sohn verstoßen. Eben so hatte er über die Ehefrau, als erworbenes Besitzthum, volle Herrschaft; er hatte das unbedingte Recht, sich der Frau, „die nicht Gunst fand vor seinen Augen", durch Verstoßung zu entledigen; doch soll er ihr einen Scheidebrief mitgeben, damit sie sich anderweitig verheirathen konnte. Weil die Frau sein Gut war, darum war auch der Mann berechtigt, bei der Verlobten Aechtheit, jungfräuliche Reinheit zu verlangen, — und darum bedrohte das Gesetz den Ehebruch von Seiten der Frau mit dem Tode beider Schuldigen. Ueber den Leib und das Leben der Sklaven sollte der Herr nicht verfügen können: körperliche Züchtigung, welche den Tod zur Folge hatte, sollte gestraft, und eine stärkere Verwundung mit der Freilassung gesühnt werden. — Wie im Hause das Kind den Aeltern Ehrfurcht und Gehorsam schuldig war, so sollte jeder Junge vor dem Alten einen heiligen Respect bewahren (Lev. 19, 32): „Vor einem grauen Haupte sollst Du aufstehen und das Alter ehren." — Die Armen wurden vom Gesetz der Berücksichtigung empfohlen: „So Du Deine Ernte erntest auf dem Felde und vergissest eine Garbe, so sollst Du nicht umkehren sie zu holen; für die Waise und Witwe soll sie sein." — Und auch die Fremdlinge wurden, so sehr auch das Gesetzbuch den Haß gegen die kanaäischen Völkerschaften festhielt, unter das Gebot der Humanität gestellt: „Liebet die Fremdlinge, denn Fremdlinge seid ihr gewesen im Lande Aegypten." „Verflucht, wer das Recht des Fremdlings, der Waise und der Witwe beuget." (Deuteron. 10, 19. 27, 19). — Wer alle diese Gesetze hält und also Gott gehorsam ist, dem geht's wohl auf Erden; wer sie übertritt, der wird mit zeitlichem Unglück gestraft: irdisches Glück und Tugend, irdisches Leiden und Sünde wurden als im innigsten Zusammenhange stehend aufgefaßt, woraus dann der Schluß gemacht wurde, daß Derjenige, dem es im Leben glücklich ergeht, auch gut, und Derjenige, der elend und unglücklich ist, auch böse sein muß. — Wie der Einzelne, so das Volk (3. Mos. 26. 5. Mos. 28). Das irdische Glück und Unglück (Uebel) steht mit dem moralischen Verhalten des Einzelmenschen und des Volkes in directem Verhältniß. —

Das Zehngebot ist das sittliche Grundgesetz des Menschenlebens, des Menschen Grundbestimmung: Gott ist heilig, darum sollt ihr heilig sein d. h. euer Leben der Erfüllung seines Willens weihen. Darum sollen auch alle Ceremonien im Cultus Ausdruck und Vermittlung der menschlichen Beziehung zu Gott sein: — eine Forderung und ein Ziel, dessen Erstrebung eine Klippe wurde, an der

die weitere religiöse Entwicklung im Hebraismus scheiterte, indem Priester wie Volk dem äußeren Gottesdienst die Versicherung der göttlichen Gnade zuschrieben und damit die Frömmigkeit in äußerer Werkheiligkeit, in Scheinheiligkeit und starrem Particularismus suchten und fanden. So erging's vor Allem mit den heiligen Handlungen, und zwar a. mit **den Opfern** von der Beschneidung an, dem partiellen Opfer am eigenen Leib, als Sinnbild der Gottangehörigkeit desselben mit allen seinen Trieben, — bis zu den Dank- und Sühnopfern (der Bedeutung nach) und (der Form nach) zu den Schlachtopfern und unblutigen d. i. Speis-, Trank- und Rauchopfern, wie zu dem Brandopfer, welches Dank- und Sühnopfer zugleich war, und zu dem Sünd- und Schuldopfer, das zur Sühne religiöser Verschuldung dargebracht ward: die religiösen Thaten zu den religiösen Gesinnungen, die Heiligung des Erdenlebens durch Hingabe desselben an die Gottheit, — von welchem Gedanken in der weiteren Entwicklung nur die Form übrig blieb und das Aeußere der Handlung, das nur Mittel sein sollte, zum Zweck erhoben ward. b. **Die heiligen Zeiten** hatten ihren Grundtypus im Sabbath: der siebente Tag ist Gott geheiligt, zum Zeichen, daß ihm alle Zeit gehört.*) Der potenzirte Sabbath war der erste Tag des siebenten Monats, — der Monatssabbath. Der große Volkssabbath war das siebente Jahr, zur Ruhe von der Hauptarbeit des Landbaues, — das Brachjahr, in welchem die Armen die Früchte von den Brachäckern einsammeln konnten. Nach dem sieben mal siebenten, in jedem funfzigsten Jahr, trat das Jobeljahr ein: „der Idee nach eine Rückkehr alles Eigenthums an Jehova, den alleinigen Herrn, zu neuer Verleihung"; sämmtliche Sklaven aus israelitischen Geschlecht wurden frei und die veräußerten Grundstücke kamen ohne Kaufschilling wieder an den ursprünglichen Besitzer oder dessen Erben. Die drei hohen israelitischen Feste waren ursprünglich Naturfeste, und wurden daneben historische Feste zur Erinnerung an die Erlösung des Volkes aus der ägyptischen Knechtschaft: das Passafest, — Fest der Erstlinge und Erinnerung an den Auszug aus Aegypten; Pfingsten, — das Erntefest und Erinnerung an die Gesetzgebung auf Sinai; das Laubhüttenfest, das Herbstfest und Erinnerung an den Aufenthalt in der Wüste. Der Versöhnungstag war das Hauptfest des zur Heiligkeit berufenen Volkes: es symbolisirte die stete Bedürftigkeit des Volkes, sich in Reue und Buße der Gnade Gottes zu versichern. Diese Sühnung des ganzen Volkes am großen Versöhnungstage war jedoch der Priesterschaft noch nicht genug;

---

*) Die Aegypter und Inder verehrten die fünf Planeten, die man kannte und zu denen man Sonne und Mond rechnete. Man weihte ihnen die Lebenstage und dadurch entstanden die sieben Wochentage: 1. Sonne (Suria, Re). 2. Mond (Soma, Joh). 3. Mars (Mangala, Arueris Heracles). 4. Mercur (Buddha, Horus). 5. Jupiter (Brihaspati, Osiris). 6. Venus (Schakra, Isis). 7. Saturn (Sani, Kronos). Jeder Tag war Feiertag. Um die Anbetung Jehova's von dem Naturdienst loszulösen, verordnete Moses, socialen und psychischen Gesetzen folgend, und an die Sage von den sechs Schöpfungstagen anknüpfend, den siebenten Tag als Sabbathtag.

sie stellte deshalb das Leben jedes Einzelnen unter ein strenges Ceremonialgesetz: man bestimmte, daß einzelne Thiere, als unrein, nicht gegessen werden durften, wie das Kameel, die Bergmaus, der Hase und das Schwein 2c.; — daß schon das Berühren gewisser Thiere und Naturdinge Befleckung verursache; — daß Alle, die mit einer Leiche in Berührung kommen, als Unreine auf einige Zeit von der Gemeinschaft auszuschließen seien 2c. Nach dem Grade seiner Verschuldung mußte dann der Verunreinigte längere oder kürzere Zeit das Heiligthum und den Umgang mit Menschen meiden; erst nach abgelaufener Frist konnte er sich der vorschriftsmäßigen Reinigung unterziehen. c. **Der heilige Ort** des Einen Gottes war seit Moses das wandernde Bundeszelt mit der Bundeslade, seit Salomo der Tempel in Jerusalem. Die Bundeslade barg das Gesetz Gottes; ihr Deckel (Gnadenstuhl nach Luther; hebr. Kaporeth d. i. Sühndeckel) als Thron des barmherzigen Gottes, an dessen beiden Enden zwei Cherubim (der Leib eines Cherub war zusammengesetzt aus einem Löwenkörper mit den Füßen eines Stiers, aus dem Kopf eines Menschen und den Flügeln des Adlers) mit ausgebreiteten Armen und gesenktem Antlitz: die sichtbare Schöpfung huldigend dem unsichtbaren Schöpfer. Der salomonische Tempel zerfiel in den Priestervorhof, wo sich der Brandopferaltar und das eherne Meer befanden; in das Heilige mit dem Rauchopferaltar, dem Schaubrottisch und den Leuchtern; in das Allerheiligste mit der Bundeslade. Die Synagogen, die seit dem Exil entstanden, dienten zum Gebet und zur Vorlesung und Auslegung des Gesetzes. d. **Die heiligen Personen** waren aus dem Stamme Levi; — für den eigentlichen Opferdienst als Priester aus dem Geschlecht Aarons; an ihrer Spitze stand der Hohepriester, als Vermittler zwischen Gott und Volk. Die Aufgabe der Priester war die Verrichtung der Opfer und Religionshandlungen, die Aufsicht und Ordnung der Maße und Gewichte, sowie die Zeitrechnung, das Lehren und Reden vor der Gemeinde. „Des Priesters Lippe soll Kunde bewahren, (Maleachi 1, 7) und Belehrung soll man suchen aus seinem Munde; denn ein Bote Jehova's der Heerschaaren ist er." —

2) Neben dem Gesetz enthalten die heiligen Schriften der Hebräer als zweite Sammlung: **Die Propheten.** Diese Sammlung umfaßt A. **Die prophetischen Geschichtsbücher:** historische und dogmatische Darstellung gemischt; vom Standpunkte des prophetischen, religiös-politischen Pragmatismus aus abgefaßt. „Die älteren Erzählungen geben in naiver Treue Sage und Geschichte; in den späteren beherrscht das priesterliche Interesse die Anschauung." Das Buch Josua stellt die Eroberung des gelobten Landes dar und die Vertheilung desselben unter die zwölf Stämme: „mit Benutzung älterer, zum Theil poetischer Quellen, — im Lichte des späteren Judenthums." Das Buch der Richter, das Heldenbuch der Nation, umfaßt einen Zeitraum von 300 Jahren und beschreibt den weiteren Verlauf des Krieges zwischen den Hebräern und den ursprünglichen Bewohnern des Landes, — von priesterlich prophetischer Anschauung aus, nach der alles Leid als Strafe des Volkes für seinen Abfall von Gott, und die Errettung aus

diesen Bedrückungen nur durch Buße und Besserung erreicht werden kann: eine in die Zeit nach dem Untergang Israels fallende, aus der Sammlung uralter Heldensagen entstandene, den ursprünglichen Charakter der Volkssagen unvermischt beibehaltende, in losen Zusammenhang gebrachte Geschichte. Den Anhang dazu bildet die Erzählung von der Ruth: eine liebliche Idylle, in der ein sinnigfrommes Stillleben voll Einfachheit, Pietät und häuslicher Tugend abgeschildert wird, — von Goethe das lieblichste Naturgemälde genannt, das uns episch und idyllisch überliefert ist, — nach E. Meier kurz vor oder nach dem Jahre 500 entstanden. Aus annalistischen Aufzeichnungen, Biographien, Familiendenkwürdigkeiten und Bruchstücken alter Heldengesänge wurde einige Jahrzehnte nach der Spaltung des Reiches von einem dem Priesterstamme in Juda angehörigen Verfasser das große „Buch der Könige" zusammengestellt. Dieses Buch ward im Laufe der Zeit wiederholt überarbeitet, verkürzt, vermehrt und endlich um die Mitte des 6. Jahrh. im prophetischpriesterlichen Geiste dahin ausgeführt, daß der historische Maßstab der Beurtheilung der einzelnen Könige sich lediglich nach ihrer Haltung gegenüber Jehova richtet, fast alle Könige Israels darum und die meisten in Juda Sünder vor Jehova sind, die den Untergang von Reich und Volk herbeiführen. Es sind besonders diese, bei jeder Herrschaft wiederholten, stehenden Urtheile — sagt Ewald, — die dem Werke das Zeichen derselben traurigen Oede aufdrücken, welche zur Zeit seiner Abfassung auf dem ganzen zerstreuten Volke schwer lastete. So gestaltet, gibt uns der alttestamentliche Kanon die Bücher Samuelis und der Könige. Die zwei Bücher Samuelis (von den Juden auch „erstes Buch der Könige" benannt), geben die Geschichte der Entstehung des Königthums bis zum Ende der Regierung Davids: „aus verschiedenen, zum großen Theil historisch treuen Ueberlieferungen zusammengearbeitet, mit prophetischem Pragmatismus und vom Standpunkte des davidischen Hauses." Die zwei Bücher der Könige (bei den Juden „das zweite Buch der Könige") erzählen die Geschichte der Reiche Israel und Juda bis zu ihrem Untergange, vom Standpunkte des Reiches Juda: „zum Theil aus den gleichzeitigen Reichsanalen, zum Theil, besonders für Israel, aus der Sage." Nach Herstellung des „neuen Jerusalems" unternahm ein Levit niederen Standes die Bearbeitung der Geschichte des Volkes Gottes vom hierarchischen Standpunkte aus mit fast ausschließlicher Berücksichtigung des Religionswesens, der Priesterschaft und des Tempels zu Jerusalem. So entstanden die Bücher der Chronik, sowie die Esra's und Nehemia's: abgeschlossen, nach Ewald, in der Zeit, als der Heldenlauf des großen Alexander schon seinem Ende zuneigte. Ein enger Geist, ein beschränkter Gesichtskreis eines Volkes, das in seinem selbstständigen Leben geknickt und vom Weltverkehr ausgeschlossen, nur noch von seiner Vergangenheit zehrt, lebt in den Büchern. Die beiden Bücher der Chronik (Paraleipomena; von den Juden wegen der späteren Abfassung zu den „Hagiographen" gezählt) geben zum Theil einen Auszug aus den Büchern der Könige, zum Theil eine Ergänzung zu denselben. „Sie betrachten die Welt und die Menschheit nur von dem beschränkten Gesichtspunkte des jüdischen Volkes. Eine

allgemeine Geschichte anstrebend, beginnen sie ihre Erzählung mit der ganzen Menschheit, ziehen sich aber bald in den engen Kreis des Volkes Juda zusammen und verfolgen dieses letztere nur in den geringen Resten, die sich in der Hauptstadt und deren nächster Umgebung niedergelassen, bis sie endlich zu einer Geschichte der Religion und des Tempels von Jerusalem mit seinen Einrichtungen und Festen, seiner Priesterschaft und seinen heiligen Handlungen zusammenschwinden." Die Bücher Esra und Nehemia (zu den „Hagiographen" von den Hebräern gerechnet) „enthalten zum Theil Aufzeichnungen dieser Männer und geben ein treues Bild der ersten Zeit nach dem Exil." — Den Abschluß der historischen Schriften des alten Testamentes bildet das Buch Esther: — von einem mit den persischen Sitten und Hofleben vertrautem Judäer in der Absicht gedichtet, um die Feier des Purimfestes in Palästina zu empfehlen und seiner Entstehung eine historische Unterlage zu geben, — ohne poetischen Werth, aber auch ohne die höhere Auffassung des Lebens, die den übrigen hebräischen Schriften ihre Bedeutung verleiht; statt der großartigen theokratischen Anschauung waltet in „Esther" der reine Zufall und die menschliche Willkür.

B. **Die eigentlichen prophetischen Schriften** enthalten künstlerische Ausführungen der im Drange des wirklichen Lebens gehaltenen Ermahnungen, Warnungen, Drohungen der Propheten. Diese Reden waren aber „nicht in der Stille des Gemüthes ersonnen, sondern mitten aus dem bewegtesten Leben herausgeboren; darum auch in den Aufzeichnungen noch neben der künstlerischen Form und dem rhythmischen Periodenbau der volksthümliche Charakter, die anschaulichen Bilder und Gleichnisse, die frischen Naturschilderungen, die Wortspiele und Sprichwörter. Besonders bei den älteren Propheten herrscht religiöse Kraft und poetischer Schwung; bei den späteren wiegen symbolische Handlungen und Visionen über.

a. **Die ältesten prophetischen Schriften** gehören der **syrisch-assyrischen** Periode (800—700) an: 1) Joel erkennt in einer Heuschreckenplage ein Strafgericht Gottes, das zur Reue und Buße auffordert, um dann eine Zeit des Glückes und des Sieges über alle Feinde Israels in Aussicht zu stellen, — voll von religiöser Begeisterung, mit zarten Bildern und lebendigen Naturschilderungen. 2) Amos, ein Hirt, verkündet „in starkem Tone natürlicher Derbheit und mit der schneidenden Schärfe witzigen Spottes" dem entarteten Volke die Strafgerichte des Herrn, wenn es in seinem sündigen und götzendienerischen Leben verharrt. 3) Hosea sucht in naturwüchsiger, stürmischer Volkspoesie das Volk von seiner Buhlerei und seinem Ehebruch mit den Götzen zu seinem eigentlichen Gatten, zu Jehova, zurückzuführen, der ein Gott der Liebe und Versöhnung ist. 4) Der ältere Sacharja (Kap. 9—14), dessen Reden man später denen des nachexilischen Sacharja beigefügt hat, verkündet, voll Feuer und Leben, das Strafgericht, das über das sündhafte und götzendienerische Israel und seine ungerechten Machthaber ergehen wird. 5) Jesaja: — nach Form und Inhalt die

höchste Stufe künstlerischer Vollendung unter den prophetischen Schriften, — eine hohe majestätische Ruhe der Rede, hervorgehend aus der vollen sicheren Beherrschung des Gegenstandes, wie Ewald sagt. „Durch eine schöne Harmonie des Inhaltes und der Form, sowie durch eine seltene maßvolle Haltung tragen alle Reden das Gepräge des wahrhaft Klassischen an sich. Die kräftige, gesunde, in sich abgeschlossene Natur des Südens, der sittliche Kern und ernste Charakter Juda's ist in Jesaja am schönsten zur Erscheinung gekommen." (E. Meier). Jesaja erscheint als der eigentliche Repräsentant des Prophetenthums, weßhalb ihm auch mehrere prophetische Reden von unbekannten Verfassern zugeschrieben wurden, so daß die jetzige in den Zeiten der Verbannung veranstaltete Sammlung eine prophetische Anthologie ist, die Kapitel 1—12. von Jesaja Sprüche über Juda, Kap. 13—23. Sprüche über fremde Völker (einige nicht von Jesaja), 24—27 Stücke aus dem Exil, 28—33 solche von Jesaja aus der Zeit Hiskia's, 34—35 aus dem Exil, 36—39 geschichtliche Zusätze, Erzählung der Belagerung Jerusalems, enthält. „Wenn der Herr (— so spricht, um Herder's Worte zu gebrauchen, der Adler mit dem Flammenblick und dem ätherischen Sonnenschwung —) abgewaschen den Unflath der Töchter Zions und die Blutschuld Jerusalems gefegt aus ihrer Mitte durch den Geist des Gerichts und der Vertilgung, dann erbarmt er sich seines Volkes, denn er ist ein gerechter Gott, der da schlägt und heilet. Dann schießt ein Reis vom Stamme Isai's aus, auf dem der Geist Jehova's ruht, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rathes und der Stärke, der richtet mit Gerechtigkeit die Armen und bescheidet mit Billigkeit die Elenden im Volke."

Babel's Fall.

Wie bist du gefallen vom Himmel, du Morgenstern,
Der Morgenröthe Sohn!
Bist hin zur Erde geworfen,
Der Völker niederwarf.
Du sprachst in deinem Herzen: „Ich will zum Himmel hinan!
Ueber die Sterne Gottes erhöh' ich meinen Thron.
Ich werde hoch auf dem Berge der Götter thronen,
Im höchsten Nord.
Ueber der Wolken Höhen steig' ich auf.
Ich werde gleich sein dem Erhabensten!" —
Zur Hölle nieder wirst du gestürzt —
Ins tiefe Grab.
Und die dich sehen, blicken hin auf dich,
Schau'n auf dich nieder: „Ist das der Mann,
Der zittern macht' die Erde,
Der Königreiche erschütterte?
Rings um hat er die Welt zur Wüste gemacht,
Hat ihre Städte zerstört,
Hat ihren Gefangenen nimmer eröffnet das Kerkerthor.
Die Völker Könige alle schlafen in Ruh,

Jeder in seinem Hause, dem Grabesmal;
Nur du liegst hingeworfen aus deiner Gruft
Wie eine Mißgeburt.
Bedeckt mit Leichen, die das Schwert erwürgt,
Die in die Grube fahren mit Schutt bedeckt,
So liegst du da, wie ein zertreten Aas;
Du solltest nicht mit jenen ein Grabmal haben,
Denn selbst hast du dein eigen Land verderbt,
Dein eigen Volk erschlagen
Der Uebelthäter Geschlecht werd' nicht genannt,
In Ewigkeit.
Gebt ihren Söhnen den Tod um ihrer Väter willen,
Daß sie nicht wieder kommen empor und erben das Land
Und füllen mit Städten umher die Welt!
Aufstehen will ich ihnen entgegen,
Spricht Jehova Zebaoth.
Ausrotten will ich Babels Namen und Geschlecht
Und Sohn und Enkel, spricht Jehova;
Will sie zur Igelwohnung machen, zum Wassersumpf;
Sie legen in den Schutt, die Verwüstung,
Spricht Jehova Zebaoth."

Von Kap. 40—60. ist dem Werke des Jesaja die zusammenhängende Schrift eines großen Propheten aus dem Ende des Exils angefügt, den man gewöhnlich den „Deuterojesaja," den aber besser E. Meier den „babylonischen Jesaja" und Ewald den „großen Ungenannten" nennt. Sein Buch ist „ein reiches, tiefsinniges Gemälde, darin die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Israels zu einer lebensvollen Totalanschauung verschmolzen ist." 6) Micha schildert, aber ohne die Kraft und Genialität seines großen Vorbildes, des Jesaja, zu erreichen, die durch die sittlichen Gebrechen des Volkslebens herbeigeführten Strafgerichte Jehova's, tröstet aber zugleich die Frommen mit der Aussicht auf eine glänzende Zukunft, denn Jehova hat Gefallen an Gnade und hält nicht ewig fest am Zorn, darum wird er einen Retter senden, — nicht wie bei Jesaja ein Reis aus dem Königsstamm, sondern einen Hirten aus dem kleinen Orte Bethlehem: aus ihm wird Der hervorgehen, der ein Herrscher sein soll in Israel, deß Ursprung aus der Vorzeit, aus den Tagen der Vergangenheit. — b. **Die Propheten der chaldäischen Periode:** 1) Nahum weissagt mit poetischer Kraft den nahen Fall Ninive's, — Bilder auf Bilder scharf wälzend, gedrungen und stark, wie Umbreit sagt. 2) Zephanja verkündet Jehova's Strafgerichte gegen Jerusalem, wie gegen die kananäischen Völker und über Assyrien und Ninive; aber hinter dem göttlichen Strafgericht zugleich eine Reihe des Glückes, in dem alle Völker mit reiner Lippe den Namen Jehova's anrufen werden. 3) Habakuk, wie Umbreit urtheilt, ausgezeichnet durch eine gewisse lyrische Weichheit, verbunden mit einer hohen Männlichkeit, ja Heftigkeit des Sinnes; Sturm der Seele und sanfter milder

Hauch des Geistes wunderbar sich durchdringend: so erhebt er seinen Klageruf zu Jehova und so erhält er die göttliche Antwort. 4) Jeremia, der charakterfeste Mann, der Opponent gegen Zedekia, als dieser „that, was böse war in den Augen Jehova's," — mit den Exulanten in Babylon, angeklagt, daß er der bethörte oder bestochene Wortführer des Weltbezwingers sei, da er mit seinem scharfen Blick das bevorstehende Verderben erkannte und darum dem patriotischen Ringen des sterbenden Volkes gegenüber fügsame Resignation als das einzige Mittel der Rettung pries, in den Chaldäern das alleinige Mittel sehend, den nothwendig erscheinenden Tag des Gerichts so weit als möglich hinauszuschieben. Darum schildert er bald in elegischen Tönen der Wemuth, bald in schauerlichen Bildern des Schreckens, die Zeit, wo der Herr Jerusalem in einen Steinhaufen verwandeln und die Städte in Juda zur Einöde machen wird; doch wird auch der Tag kommen, wo „Jehova wieder das Joch vom Halse seines Volkes abnehmen und die Bande der Dienstbarkeit zerreißen wird." In's Gefängniß — nach Aegypten geworfen, stieß sein zerschlagenes Herz nach Juda's Verwüstung die „Klagelieder" aus, fünf psalmenartige Elegien auf den Untergang Jerusalems: — „der Prophet der Handlung," „der größte Dichter der Wüste und des Schmerzes." 5) Obadja's Prophetenrede, eine Weissagung gegen Edom, stimmt fast wörtlich mit Jeremia 49, 7—21. überein: wahrscheinlich haben beide Verfasser eine ältere Prophetenschrift benutzt. 6) Ezechiel, der eigentliche Prophet der Verbannung, stellt die Rückkehr seines Volkes Israel in das Land der Väter und den Wiederaufbau des Tempels in Aussicht. Sein gelehrtes Kunstproduct enthält von Kap. 1—24.: Aussprüche über Israel von der Zerstörung Jerusalems: Verkündigungen des Propheten, der schon in der Zahl der mit dem König Jojachim nach Babylon weggeführten Gefangenen war, vom Untergange Juda's; — von Kapitel 25—32.: Weissagungen über fremde Völker, die gleichfalls ihren Untergang durch die Chaldäer finden sollen; — Kap. 33—48.: Weissagungen von der Auferstehung Israels und dem Untergange seiner Feinde. — c. **Die nachexilischen Propheten:** 1) Haggai treibt unter Serubabel zum Tempelbau an: der zweite Tempel wird herrlicher werden, als der erste, denn Jehova wird seinem Volke Frieden geben. 2) Maleachi züchtigt die gottlosen Priester, welche den Altar des treuen Bundesgottes der Liebe beflecken; eifert gegen die Mischehen mit heidnischen Frauen und gegen die lieblose Verstoßung des Weibes der Jugend; bekämpft die Zweifel an der göttlichen Gerechtigkeit durch die Verheißung eines gerechten Gerichtstages. 3) Jona: „Eine in die Geschichte eines alten Propheten (2. Kön. 14.) eingekleidete sinnbildliche Darstellung des Prophetenberufes." Bunsen ist der Ansicht, jener alte Seher sei bei einem Schiffbruch aus Sturmesnoth gerettet und an's Ufer geworfen; daselbst habe er in begeistertem Dankgefühl den dichterischen Lobgesang (Kap. 2.) angestimmt, worin er geredet „von dem dunklen Schoß des Meeres, der ihn empfangen, von den Riegeln der Tiefe, hinter denen er verschlossen lag, von den grausamen Wogen, die ihn verschlungen hatten und wieder hergeben mußten;" er sei in dem Abgrunde (Bauche) der Meerestiefe gelegen und aus-

gespien worden. Zur Erklärung dieses Liedes sei in der Folge die dichterische Volkssage „vom verschlingenden und wiedergebenden Fische" entstanden und mit dem älteren Psalm zu einem Ganzen verbunden worden. 4) Das Buch Daniel (wegen seiner späteren Entstehung, in der Drangsalszeit unter Antiochus Epiphanes 164, von den Juden unter die „Hagiographen" gestellt) legt einem Propheten Daniel aus dem Exil, dessen Leben Kap. 1—6. als trostreiches Vorbild treuer Gesetzlichkeit geschildert wird, Kap. 7—12. apokalyptische Gesichte in den Mund, „die den nahen Sturz des Drängers und das Kommen des messianischen Reiches in symbolischen Bildern verkünden:" unentschiedene Streitfrage ist es, ob die symbolisch angedeuteten 4 Weltmonarchien das assyrisch-chaldäische, das medo-persische, das makedonisch-griechische und das römische seien, oder ob man nur die älteren asiatischen Reiche und die alexandrinischen darunter zu verstehen hat.

Die Lehre der Propheten ist die mosaische, — auf ihre Innerlichkeit zurückgeführt, — immer theokratisch, bezüglich auf das Verhältniß Jehova's zu seinem Volke. Mit beißendem Spotte wird die Nichtigkeit und Thorheit des Götzendienstes behandelt; mit ergreifender Wahrheit der allmächtige, heilige und gerechte, aber auch der liebende, frei waltende, die Welt erhaltende und regierende Ewige geschildert, welcher Schöpfer Himmels und der Erde ist, der aber mit dem Volke Israel besonders eine Ehe eingegangen, so daß Alles, was im Volks- und Staatsleben geschieht, in Folge des theokratischen Verhältnisses zu Jehova, eine Anordnung, Fügung und Leitung des höchsten theokratischen Königs selbst ist. Dieser Jehova hält seine schützende Hand über das Volk und bringt dessen Feinde zu Fall, wenn es auf dem Wege der Tugend und Gerechtigkeit wandelt, Jehova's Geboten in Reinheit des Herzens und des Wandels nachkommt; läuft es aber in seiner Verstocktheit den fremden Göttern nach, so wird es Jehova unrettbar dem Verderben preisgeben. Warnend, strafend, beschwörend treten deshalb die Propheten dem seinem Gerichtstage zueilenden Volke entgegen; doch zeigen sie zugleich auch über den Trümmern der Zerstörung eine glückliche Zukunft, ein neues Reich David's, dessen altes als Ideal hinter der Gegenwart lag. Dieses Reich entrückte sich, als Jerusalem sank und der Tempel in Trümmern fiel, dem Seherblick in eine weite Zukunft hinaus, wo „der Knecht Gottes" die Getreuen um sich sammeln und ein goldenes Zeitalter begründen wird. Die Hoffnung auf ein herrliches Gottesreich unter einem vollendeten Könige aus Davids Stamm wurde der Stecken und Stab des hebräischen Volkes in den Tagen der Trübsal und Knechtschaft. Biedermann: „Die innere Wahrheit oder die göttliche Verheißung in dieser messianischen Hoffnung ist die Idee eines Reiches Gottes auf Erden, dessen geschichtliche Grundlage der wahre und unzerstörbare Gottesglaube Israels war. Die besondere nationale Form des prophetischen Gemäldes von der Verheißungszukunft war dagegen bedingt durch die wechselnden Zeitverhältnisse des Volkes. Einzelne Züge wurden durch die Reihe der Propheten herab stehend. Weil aber die messianische Verheißung ein Ideal war, das in seinem innersten Kern über die Schranke nicht nur des israelitischen Volksthums, sondern der äußeren Realität über-

haupt hinaus reichte; so mischten sich dem Bilde übernatürliche Züge bei, und zwar um so mehr, je gespannter durch den Contrast der Gegenwart die Erwartung sich unmittelbar auf Gott richten mußte. Unter Einwirkung der persischen Lehre von einer Auferstehung der Todten beim endlichen Siege des Ormuzdreiches und der Unsterblichkeitslehre erhielt im Judenthum die messianische Hoffnung die Gestalt, daß bei der Ankunft des Messiasreiches eine leibliche Auferstehung der Todten zur Theilnahme an demselben stattfinden werde, bis zu welcher die Seelen in einem vorläufigen Vergeltungszustand im Scheol (Hades) mit dem unteren Paradies und der Gehenna sich befinden. — Die messianische Verheißung des alten Testamentes ist die positive, wie sein Gesetz die negative Vorbereitung auf die Weltreligion des Christenthums, des im wahren, gottgeeinten Geistesleben der Menschheit sich verwirklichenden Reiches Gottes auf Erden." —

C. Der dritte Hauptheil der hebräischen Schriften sind die **Hagiographen** oder „die heiligen Erbauungsschriften." Sie enthalten die Poesien des alten Testamentes, — die in Worte übersetzten ergreifenden Musikstücke, welche in die innerste Tiefe des Gemüthes eindringen, wie Fortlage mit Recht von ihnen sagt. Die älteste Poesie der Hebräer bestand aus Volksgesängen und Volkssprüchen. Aus denselben ging die älteste Geschichtsschreibung hervor, welche die Stelle der epischen Dichtung vertrat, die sich als solche deshalb nicht entwickeln konnte, weil dem Volke eine lebendige Mythenbildung und Göttergeschichte fehlte, und die darum nicht Bedürfniß wurde, weil die prosaischen Darstellungen über die Urzeit, über die Patriarchen, über Joseph &c. in reizendster Form auftraten und durch das persönliche Eingreifen Gottes wie ein Heldengedicht Jehova's sich darstellten. Auch die dramatische Poesie kam nicht zur eigentlichen Entwicklung, schon weil das eine Moment des Drama's fehlte, das Epos; dann aber, weil bei den Hebräern das Selbstbewußtsein im Gottesbewußtsein aufging, alles bürgerliche und sociale Leben von dem Verhältniß zu Jehova bedingt war, dieses darum kein Interesse an sich und als solches hatte, das Drama jedoch nur da in seiner ganzen Größe erscheinen kann, wo sich das bürgerliche, sociale und sittliche Bewußtsein eines Volkes, selbstständig aus dem Volke heraus, zur höchsten Höhe entwickelt hat. Das hebräische Volk besaß keine künstlerische Gestaltungs- und plastische Formbildungs-Kraft. Seine ganze Geistesthätigkeit ging in dem Verhältniß zu seinem Gott auf. Darum war die Lyrik allein seine eigentliche Poesie. Die lyrische Dichtkunst im Verein mit der Musik sprach bei den Hebräern Alles aus, was ihr Herz bewegte: — die Macht und Herrlichkeit, die Gnade und Treue Jehova's, der auch in der Welt und im Menschen den Abglanz seiner Weisheit und seiner Macht schauen läßt. So im eigentlichen Lied (das Brunnenlied 4. Mos. 21, 7. und das Spottlied 4. Mos. 21, 27., das Deboralied), in Psalmen und Hymnen (Psalmenbuch), im Lehrgedicht, dessen Wurzel das Sprichwort ist und das sich bei den Hebräern als Spruchweisheit (in den salomonischen Schriften) darstellt, unter denen sich zugleich das reinweltliche Liebeslied,

„das hohe Lied", befindet. Ein episch-lyrisch-dramatisches Gedicht endlich hat der Hebraismus im Buch Hiob geboren. — Die Form der hebräischen Poesie ist der Parallelismus der Glieder: — ein rhythmisches Ebenmaß der Redeabschnitte oder Sätze, mit Vernachlässigung der Abwechslung in den Silben, weil es dem Hebräer mehr um den Gedanken, als um äußere Form und um Klang zu thun war. Die einfachste Form dieses Parallelismus ist die synonyme, tautologische: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes — und die Veste verkündet seiner Hände Werk;" oder wenn das zweite Glied das erste ergänzt: „In sechs Nöthen hilft er dir, und in der siebenten trifft dich nichts Böses." Dieser Parallelismus wird auch der synthetische genannt, im Gegensatz zum antithetischen: „Die Reichen müssen darben und hungern; aber wir stehen und sind aufrecht." Der zweigliedrige Parallelismus ist ähnlich dem griechischen Distichon; es gibt jedoch auch drei-, viergliedrigen ꝛc. Parallelismus: „Heil dem Manne, der: 1) nicht wandelt in der Frevler Rath, 2) den Weg der Sünder nicht betritt, 3) und im Kreise der Spötter nicht sitzt." Die einzelnen Parallelismen verbinden sich dann wieder symmetrisch zu äußeren Satzgefügen — Strophen, die zu einander in Beziehung gesetzt, zu Strophe und Antistrophe, zu Aufgesang und Abgesang werden.

1) Das gegenwärtige **Psalmengesangbuch** ist eine Sammlung von 150 lyrischen Gedichten, die theils in einfachem oder zusammengesetztem Parallelismus der Glieder auftreten, theils als alphabetische und Stufen-Psalmen (Stufenpsalmen, „Lieder im höheren Chor," Pilgerlieder, Wallfahrtslieder beim Hinaufgehen nach Jerusalem gesungen; oder von der steigenden Melodie und dem stufenweisen Fortschritt in der Rede, wonach das letzte Wort eines Verses wieder das erste des folgenden ist, benannt, Ps. 120—134) erscheinen. Das Psalmenbuch ist allmählich in 5 Büchern (Ps. 1—41.; 42—72.; 73 bis 89.; 90—106.; 107—150.) gesammelt. Nach den Ueberschriften, die jedoch erst von späterer Hand zugesetzt sind, werden dem Könige David 73 (in den Septuaginta noch 10 mehr) Psalmen, dem Moses der 90., dem Salomo der 72. und 127., dem Assaph der 50. und 73—83., dem Heman der 88., dem Ethan der 89., und den Kindern Korahs 11 Psalmen zugeschrieben. Unzweifelhaft ist, daß einige Psalmen von dem Dichterkönige David herrühren, — dem theokratischen Herrscher in höchster Glorie. Auf ihn, auf seine Kapelle ꝛc. führte man deshalb während und nach der Verbannung, wo man von den Erinnerungen der großen Vergangenheit zehrte, alle im Laufe der Zeit entstandenen und von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbten Lieder zurück. Gebete um göttlichen Schutz und Hülfe gegen den Feind, Danklieder und Lobgesänge; festen Muth und zuversichtliches Vertrauen auf die rettende Hülfe Jehova's in drangsalvollen Zeiten: das ist der Charakter der Psalmen vor der Verbannungszeit. Tiefe elegische Wemuth, Angst- und Klaggetöne, Sehnsucht nach der Heimath und dem Tempel, „Kinder des Schmerzes und der Noth," aber auch Erhebung über alles Vergängliche in dem Gefühl der Hinfälligkeit alles Irdischen und in dem Glauben an eine gerechte Weltordnung (Ps. 51 und

90.): das ist das Wesen der Psalmen während der chaldäischen Periode. Nach dem Exil sind die Psalmen zunächst freudig erregt im Gefühl der Befreiung; sie werden dann zu Gebeten um die völlige Wiederherstellung des Tempels; sie gestalten sich nach der Vollendung desselben zu den schönsten und innigsten Tempelliedern, in denen die Gemeinde ihr Dankgefühl für die Rettung und ihr Gottvertrauen ausströmt; bis endlich der Dichtergeist, gleich dem Volke, geschwächt und gebrochen, nur noch Wiederholungen und Nachahmungen älterer Vorbilder hervorbringt. — So die schönsten Blumen des hebräischen Dichtergeistes, wie J. von Müller die Psalmen nennt, — in Wahrheit eine Bibel im Kleinen, von der Luther wünschte, daß jeder Christ sie von Wort zu Wort auswendig wüßte. Besonders groß unter ihnen sind die aus der Betrachtung der Größe und Allmacht Gottes erzeugten und aus der Versenkung in das großartige und ruhige Walten der Natur herausgedichteten Lieder: vom 104. Psalmen sagt A. von Humboldt, daß in ihm das Bild des Kosmos dargelegt sei, wo dem bewegten Elementarleben der Natur des Menschen stilles, mühevolles Treiben vom Aufgange der Sonne bis zum Schluß des Tagewerks am Abend entgegengestellt ist.

Psalm 139:

Jehova, du erforschest mich
Und kennest mich.
Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es,
Siehst meine Gedanken weit von fern.
Geh oder lieg ich, Herr, du bist um mich,
All meinen Wegen bist du tief vertraut.
Ich hege nichts auf meiner Zunge:
Sieh, Herr, du weißt es ganz.
Denn um und um hast du mich ja gebildet,
Hast ringsum deine Hand auf mir gehabt;
Ein Wunder ist dies dein Erkenntniß mir,
Ist mir zu hoch, ich reiche nicht daran.
Wo soll ich hingehn, Herr, vor deinem Geist?
Wo soll ich hinflieh'n, Herr, vor deinem Anblick?
Stieg ich gen Himmel: du bist da!
Macht ich mein Bett im Abgrund: da bist du!
Schwäng' ich mich auf der Morgenröthe Flügel
Und wohnt' am letzten Meer:
Auch da muß deine Hand mich führen,
Auch da mich deine Rechte leiten.
Und spräch ich: Finsterniß soll um mich lauern,
Die Nacht soll Licht mir sein;
Auch Finsterniß verfinstert nicht mich dir,
Die Nacht ist hell dir wie der Tag,
Licht und das Dunkel ist dir gleich.
Denn du hast inne mich im Innersten,
In meiner Mutter Leib umgabst du mich;
Dich preis' ich, daß ich ward! — Ein hohes Wunder! —
Wunder sind deine Werke alle,
Das fühlet meine Seele tief.
Nicht war dir mein Gebein verhüllt,
Als in der Hülle ich gebildet ward,
Als ich in tiefer Erdennacht
Ein Kunstgeweb' gestickt ward;
Umwickelt noch, sah schon dein Auge mich,
Auf deinem Buch war Alles schon geschrieben,
Die Tage meines Lebens schon bezeichnet.
Wie schwer sind Gott mir deine Gedanken!
Es überwält'gen ihre Summen mich;
Sollt' ich sie überzählen,
Mehr als der Sand am Meer' wär ihre Zahl. —

2) **Die salomonischen Schriften** sind Sammlungen von Sprichwörtern, von Räthseldichtungen, von philosophischen Reflectionen und von weltlichen Liebesliedern, die sich eben so um den Namen Salomo, den weisen König und den Frauenverehrer, gruppiren, wie sich die Psalmen um den Dichterkönig David herumstellten. Das salomonische Spruchbuch — etwa um 500 entstanden — besteht aus 4 Theilen. Kap. 1—9.: Er=

mahnungen eines alten Weisen an seinen Sohn d. i. Schüler, unter allen Verhältnissen des Lebens nach Weisheit zu streben, weil sie allein Glück und Freude bringe; Anfang und Grundlage aller Weisheit aber sei die Gottesfurcht: „die Weisheit ist hier in anderer, späterer Form, was bei den Propheten als „Geist Gottes" erscheint, — die allgemeine Intelligenz, die vernünftige, sittliche Weltordnung, in der Form der Reflection;" Kap. 10—22, 16: 400 Denksprüche, in Gegensätzen sich bewegend, besonders als „Sprüche Salomo's" bezeichnet, — namentlich an die Jugend gerichtet und die Monogamie betonend; Kap. 22, 17—24.: Nachträgliche Ermahnungen, „Anhang" genannt; Kap. 25 bis 29.: „Die Sprüche Salomo's, welche die Männer Hiskia's zusammengetragen." Die beiden letzten Kapitel enthalten „Lehren für Könige" und das „Lob eines tugendhaften Weibes." — Der Prediger (Kohelet) ist ein dem Salomo in den Mund gelegtes, noch später als das Spruchbuch erzeugtes skeptisches Product, welches von der Ueberzeugung ausgeht, daß „Alles eitel ist," daß „weder in der Natur noch in der sittlichen Welt eine vernünftige Zweckmäßigkeit und ein endliches Ziel der Entwicklung sich erkennen lasse, vielmehr Alles in einem zwecklosen Kreislaufe sich bewege," — weshalb es auch zu dem Schluß kommt: „Da des Menschen Leben in der Erscheinung sichtlich dem Zufall preisgegeben ist, so soll man Zeit und Umstände klüglich benutzen, die Lust des flüchtigen Augenblicks, die man erhaschen kann, dankbar genießen, dabei aber nie den Glauben an die göttliche Vorsehung und an eine gerechte Vergeltung aufgeben." — Das hohe Lied, das Lied der Lieder, — im 8. Jahrhundert entstanden, — ist ein dramatisch-episches Liebesgedicht in sieben idyllischen Bildern, welche die reine, sittliche Liebe, die mit der Treue Eins ist, gegenüber der unsittlichen, die nur im Sinnenrausch ihren Zweck hat, verherrlichen wollen. Erst seit Herder ist die Ansicht durchgedrungen, daß das hohe Lied von rein menschlicher Liebe handle; früher faßte man dasselbe religiös-allegorisch, indem man unter dem Bräutigam Gott oder Christus, unter der Braut das jüdische Volk, oder die Kirche, oder die liebende Seele sich dachte.

Das Stelldichein.

„Ich beschwör' Euch, Jerusalems Töchter ihr,
Bei den Gazellen, den Hindinnen auf dem Feld!
Wecket die Liebste mir
Nicht eh', als bis ihr's gefällt!"
— „Vernimm.
Des Liebsten Stimm':
O, sieh! wie kommt er jetzt
Ueber die Berge gesetzt!
Gesprungen über die Höhn!
Mein Liebster ist schön!
Er gleicht an Schnelle
Dem Hirsch, der jungen Gazelle.
Schau hinter der Wand ihn stehn
Und durchs Geländer ihn sehn
Und blinzeln in's Gitter hinein!
Er flüstert mit leisem Laute
Und ruft, der Liebste mein:
„Auf, Traute!
Schöne, komm!
Auf! komm!
Der Winter ist vergangen,
Der Regen, er verschwand,
Und Lenzesblumen prangen
Im ganzen weiten Land.
Die Zeit der Lieder
Kehret wieder,
Es girrt die Taube
Wohl in der Laube,

Und Knospen, die am Zweige
Der Feige
Sich entfalten,
Und Reben,
Die daneben
Ansetzend sich gestalten,
Verbreiten durch die Luft
Wohlgeruch und Duft.

Auf, Traute! Schöne, komm!
Auf, komm!
Mein Täubchen, wiß'!
An des Felsens Riß,
Wo die Schlucht hinein
Sich so heimlich bricht,
Dort, du Traute mein,
Zeig' mir dein Gesicht! ꝛc.

3) **Das Buch Hiob**, wahrscheinlich nicht vor der babylonischen Verbannung abgefaßt, Anfang und Ende von epischem Charakter, im Hauptinhalte dramatische Wechselreden, mit lyrischen Ergüssen, das Ganze ein Lehrgedicht, — ist eine der großartigsten Kunstschöpfungen älterer und neuerer Zeit. Herder sagt: „Seine starke und tiefe Poesie macht das Buch Hiob zu einer Geschichte, wie es wenige gibt: es wird die Geschichte aller leidenden Rechtschaffenen auf der Erde." Und A. von Humboldt: „Das Buch Hiob ist eben so malerisch in der Darstellung einzelner Erscheinungen, als kunstreich in der Anlage der ganzen didactischen Composition. Die meteorologischen Processe, welche in der Wolkendecke vorgehen, die Formbilung und Auflösung der Dünste bei verschiedener Windrichtung, ihr Farbenspiel, die Erzeugung des Hagels und des rollenden Donners werden mit individueller Anschaulichkeit beschrieben, die Sitten der Thiere geschildert ꝛc. Wir sehen den reinen Aether in der Schwüle des Südwindes wie einen gegossenen Spiegel über die dürstende Wüste hingedehnt." Der Hauptzweck des ganzen Gedichtes geht dahin, das Verhältniß des irdischen Uebels zum Menschen und zur göttlichen Weltregierung scharf zu bestimmen und die Anschauungen der Theorien zu berichtigen, die über dieses Problem von der alten Vergeltungstheorie aus, (— der gemäß Gott Jedem in seinem Geschicke nach den eigenen Werken vergilt und man darum in jedem Leiden nur Strafe für begangene Sünde zu erkennen hat —) aufgestellt und im Fortgange der Zeit mit sich selbst in Widerstreit gerathen waren. Es ist das Gedicht eine Theodicee: es soll in ihm an einer uralten Volkssage gezeigt werden, daß von dem Uebel, das in der Natur, in der menschlichen Gesellschaft wie im Einzelmenschenleben auftritt, allem Endlichen anhaftet, daß es darum sowohl den innerlich Schuldigen wie Unschuldigen trifft, daß aber in den Kämpfen des Bösen mit dem Guten doch endlich letzteres gekräftigt aus dem Kampfe hervorgeht und triumphirt, daß also auch in den Menschen-, wie in den Weltgeschicken nicht der Zufall, sondern eine ewige Gerechtigkeit waltet. Wenn aber das Uebel als etwas im Wesen der Welt selbst Begründetes betrachtet wird, das an Jeden mehr oder weniger herantreten kann; so ist es in Wahrheit kein Uebel mehr, sondern wird es erst zu einem solchen, wenn es sich auf das Bewußtsein eigener Schuld gründet. Darum darf der Mensch beim Anblick fremder Leiden nie engherzig aburtheilen und ungerecht dem Bedrängten die Schuld seiner Bedrängniß aufbürden; beim eigenen Leiden aber soll er nicht verzagen, vielmehr im Vertrauen auf Gott den Kampf mit dem unverschuldeten Uebel wagen, stets aber, in der Gewißheit, daß die Unglücksschläge nur zu

seinem Besten dienen und von kurzer Dauer sind, geduldig sich den unergründlichen Rathschlüssen Gottes ergeben und in den Wundern der Natur wie in der sittlichen Welt die unerforschliche Weisheit des Schöpfers ahnen, um sie auch auf sich zu beziehen. Diese Gedanken führt der Verfasser in seinem Kunstwerke durch, das im Großen wie im Kleinen dreitheilig geordnet ist: I. Der Prolog Kap. 1 und 2.: a) 1, 1—5. Hiob's Glück; b) 1, 6—22. Hiob's Verluste; c) 2. Hiob's Krankheit. — II. Die Reden. Kap. 3 bis 42, 6.: a) der Redewechsel zwischen Hiob und seinen 3 Freunden und zwar erster Redewechsel 3—14.: 1) Eliphas 4 und 5.; Hiob 6 und 7.; 2) Bildad 8, Hiob 9 und 10.; 3) Zophar 11, Hiob 12—14.; — zweiter Redewechsel 15—21.: Eliphas 15, Hiob 16 und 17.; Bildad 18, Hiob 19.; Zophar 20, Hiob 21.; — dritter Redewechsel 22—31: Eliphas 22, Hiob 23 und 24.; Bildad 25, Hiob 26.; Zophar schweigt; Hiob 27—31. — b) Die Reden Elihus 32—37.: erste Rede 32 und 33., zweite 34., dritte 35—37. — c) Die Reden Jehova's 38—42, 6.: erste Rede 38—39, 30.; zweites Wort Jehova's an Hiob und Hiobs Antwort 39, 31—35.; dritte Rede Jehova's und Hiobs zweite Antwort 40—42, 6. — III. Der Epilog 42, 7—17.: Hiob's Erlösung und Verherrlichung: a) die Zurechtweisung der drei Freunde Hiob's durch Jehova 42, 7—9.; b) Hiob's Ehre und Ansehen 42, 10 und 11.; c) Hiob's erneuter Wohlstand und langes Leben 42, 12 bis 17. — Der dramatisch gehaltene Prolog (Nachahmung davon in Goethe's Faust), in dem zum ersten Male der Satan als Widersacher der Menschen auftritt, hat die Bestimmung, sogleich zu Anfang in das göttliche Geheimniß des Leidens der Frommen einzuführen: Gott verhängt im himmlischen Rathe auf Veranlassung und Verdächtigung Satans über Hiob die schwersten Leiden zur Prüfung seiner Frömmigkeit und in der Voraussicht, daß Hiob diese Prüfung bestehen wird. Der Epilog ist die Bestätigung des Prologs: Hiob tritt in sein früheres Glück ein und erhält dadurch — auch vom Standpunkte der alten Vergeltungslehre aus — die thatsächliche Erklärung seiner Unschuld. Der Redewechsel ist unter vier Personen vertheilt: Hiob, der Held kämpft, im Bewußtsein seiner Unschuld gegen die dogmatischstarren Satzungen seiner Gegner mit der Wahrheit, daß Leiden nicht immer gerechte Strafe für begangene Fehler seien, daß vielmehr auch Leiden ohne besondere Schuld stattfinden könnten, — er allein gegen drei Streiter. Die drei Freunde repräsentiren die alte Orthodoxie des Hebraismus: sie erkennen in jedem Leiden ohne Unterschied Schuld und Sünde als Ursache des Leidens, ohne einen anderen Grund zu haben, als den einen, daß doch nun der Mensch einmal ein so schwaches Geschöpf sei, welches in der Sünde wie in seinem Stoffe lebe und darum gar nicht genug gestraft werden könne. So beurtheilen sie deshalb auch Hiob's Leiden: Eliphas, der Themanite, der tiefste Denker unter ihnen und darum auch der mildeste Beurtheiler; — Bildad, der Schuchite, leidenschaftlich und flach, hinter allgemeine Weisheitssätze des Alterthums sich versteckend; — Zophar, der Naemathite, stürmisch, schwülstig, nur wiederholend, was seine Mitkämpfer schon kräftiger gesagt haben. Nach dem schon beendigten Kampfe nimmt denselben Elihu aus Bus noch ein-

mal auf: keck, mit jugendlicher Anmaßung; — einen gewissen Zusammenhang zwischen Schuld und Leiden annehmend, den letzteren aber auch den Zweck beilegend, daß sie den inneren Menschen wecken und zu sittlicher Besserung führen sollen; — mit dem Hinweis auf die Ungöttlichkeit des menschlichen Herzens und auf die göttliche Allmacht und Weisheit. Da tritt diese göttliche Allmacht und Weisheit, Jehova, persönlich ein: er zeigt hin auf sein in der Natur sich offenbarendes Walten, das schon dem Menschen unbegreiflich sei; er weist hin auf seine Regierung der menschlichen Schicksale, für Jeden, der sehen kann, sichtbar, wie weit dieselbe über alles menschliche Begreifen hinausgeht; er verweist damit zugleich die Thorheit, welche mit ihm über die Weltordnung hadern will: die Weltordnung ist von ihm und in seiner Hand allein.

Jehova antwortet aus dem Gewittersturm:

Wer ist's, der hier verdunkelt Rath
  Mit Worten ohne Einsicht?
Auf, gürte deine Lenden wie ein Held:
  So will ich fragen dich und du belehre mich.
Wo warest du, als ich die Erde gründete?
  Verkünd' es, wenn du tiefe Einsicht hast!
Wer ordnet' ihre Maße, daß du's wüßtest?
  Wer zog die Meßschnur über sie?
Worauf sind ihre Gründe eingesenkt?
  Und wer warf ihren Eckstein hin?
Als jauchzeten zusammt die Morgensterne
  Und jubelten die Gottessöhne alle?
Und schloß mit Pforten ein das Meer,
  Als sprudelnd es aus Mutterschoße brach,
Als ich Gewölk zu seinem Kleide
  Und Nebelnacht zu seinen Windeln gab?
Und brach ihm meine Gränze ab
  Und setzte Riegel hin und Pforten
Und sprach: Bis hierher kommst du und nicht weiter,
  Und hier setzt man ein Ziel dem Stolze deiner Wogen?
Gebotest du, seitdem du lebst, dem Morgen?
  Bestimmtest du dem Frühroth seinen Ort?
Daß es der Erde Säume fasse
  Und Frevler flieh'n vor ihm verscheucht?
Es wandelt diese sich wie Siegelthon
  Und jene treten vor wie Festgewand,
Den Frevlern aber wird ihr Licht entzogen
  Und hoch geschwung'ner Arm zerbrochen.
Bist du gekommen zu des Meeresstrudeln
  Und hast du auf der Tiefe Grund gewandelt?
Eröffneten sich dir des Todes Thore?
  Und schautest du des Todesschattens Thore?
Gibst du wohl Acht bis zu der Erde Breiten?
  Verkünde, wenn du Alles dieses weißt.
Wo ist der Weg, auf welchem wohnt das Licht?
  Und Finsterniß, — wo ist ihr Ort?
Daß du es brächtest hin zu seiner Gränze,
  Und daß du merketest die Pfade seines Hauses?
Du weißt's, — denn damals wurdest du geboren,
  Und deiner Tage Zahl ist groß! —
Bist du gekommen zu des Schnee'es Kammern
  Und sahest du des Hagels Vorrathskammern?
Wo ist der Weg, auf dem das Licht sich theilt,
  Der Ostwind sich verbreitet über's Land?
Wer theilt dem Wolkenbruch Kanäle ab
  Und einen Weg dem Donnerstrahl?
Zu regnen auf ein menschenleeres Land,
  Auf Wüstenei, worin der Mensch nicht weilt,
Zu sättigen die Oede und Verödung
  Und zu entlocken Keime jungen Grüns?
Ist für den Regen wohl ein Vater da?
  Und wer erzeugete des Thaues Tropfen?
Aus wessen Mutterleib ging wohl das Eis hervor
  Und wer gebar des Himmels Reif?
Dem Steine gleich verbergen sich die Wasser,
  Der Fluten Fläche klebet fest zusammen. —
Kannst knüpfen du der Siebensterne Bande
  Und lösest du die Fesseln des Orion?
Führst du des Nordens Kron' zu seiner Zeit heraus,
  Und leitest du den Bär mit seinen Jungen?
Kennst du des Himmels feste Satzungen;
  Bestimmst du seine Herrschaft auf der Erde?
Kannst du zur Wolke deine Stimm' erheben,

Daß Wasserfülle dich bedecke?
Kannst Blitze du entsenden, daß sie gehen,
Und sagen sie zu dir: Sieh, da sind wir?!
Wer legte Weisheit in die Luftgebilde,
Wer gab der Lufterscheinung Einsicht?
Wer zählt die Wolken ab mit Weisheit
Und läßt des Himmels Schläuche sich ergießen,
Wenn Staub zusammenrinnt zu Gußwerk
Und Schollen an einander kleben? —

Die Grundgedanken der poetischen Bücher des alten Testamentes sind die Grundgedanken der jüdischen Religion selbst, — die Gedanken, zu welchen sich die jüdische Religion auf ihrem Höhepunkte im Prophetismus entwickelt hatte: 1) Bei allen Veränderungen in der Natur und Menschenwelt ist der lebendige Gott unmittelbar gegenwärtig und wirksam; alle, auch die physischen Ereignisse sind dem höheren sittlichen Zwecke dienstbar. Aber zugleich: Gott als Heiliger, abgesondert von allem Natürlichen, erhaben über demselben! — 2) Tiefes Gefühl der Heiligkeit und Verbindlichkeit des Gesetzes: daher das zerknirschte Bewußtsein der Schuld bei Uebertretungen und die heiße Sehnsucht nach Gnade und Vergebung. 3) Demuth und Anbetung, Vertrauen und Furcht als vorherrschende Gefühle, Gott gegenüber; — gegen die Mitmenschen Gerechtigkeit, aber auch Mitleid und Barmherzigkeit. 4) Wie es der Entwicklungsgang der jüdischen Geschichte mit sich brachte, daß das religiöse Bewußtsein sich verinnerte und vergeistigte; so hatten auch — wie Baur bemerkt — die Schicksale des Volkes die Folge, daß es nur um so mehr an seinem beschränkten Particularismus, seinen nationalen Vorurtheilen und überlieferten Satzungen festhielt. Daher Verkündigung des Nationalegoismus und des Hochmuthes — als auserwähltes Volk anderen Nationen gegenüber — auch in den poetischen Büchern. —

D. Eine durchgreifende Veränderung, vielfach neue und fremde Elemente erhielten die jüdischen religiösen Anschauungen durch die von Persien gekommene Engellehre, und durch den unter persischem Einfluß entstandenem Auferstehungsglauben, besonders aber durch den Einfluß der Bildung von Alexandria, wodurch eine alexandrinisch jüdische Religionsphilosophie aufwuchs, deren Repräsentant **Philo** war, und durch welche Gott so weit vergeistigt ward, daß jede Berührung mit der Welt aufhörte, weshalb man Mittelwesen (*λόγος* und *λόγοι*) erdichten mußte, um die Kluft auszufüllen: die Aufgabe der Mittelwesen war und sollte sein, die ungöttliche Materie zum Nachbilde der Ideen zu formen. — Einen Abschein von dieser letzten Entwicklungsstufe des jüdischen Religionsbewußtseins geben **die Apokryphen**, die sich in 3 Klassen gliedern: a) Chaldäisch-palästinensische Schriften: das zweite Buch der Makkabäer und Tobias, wahrscheinlich auch Baruch, die Geschichte der Susanna und die Stücke aus Daniel. Charakteristisch ist für sie der entschiedene Abscheu vor Götzendienst, der hohe Werth der Almosen, eine weit ausgesponnene Lehre von den Engeln und Dämonen, der Wunderglaube, die bestimmten Begriffe von der Auferstehung der Frommen. b) Die rein palästinensischen Bücher, welche sich besonders durch Ehrfurcht vor dem Gesetz, der heiligen Stadt, dem Tempel,

durch rohe Begriffe von der göttlichen Strafgerechtigkeit, durch gänzliches Stillschweigen über die Auferstehung auszeichnen: das erste Buch der Makkabäer, das Sittenbuch Jesus, Sirach's Sohn, vielleicht auch Judith. c) Die alexandrinisch-jüdischen Schriften, welche platonische Ideen von der menschlichen Seele, wie von der göttlichen, Alles schaffenden und regierenden Weisheit vertreten, vorzüglich auf Enthaltsamkeit und Bezähmung der Leidenschaften dringen und dem Aeußeren des Mosaismus gegenüber wahre Gottesfurcht und heiliges Leben betonen. —

Die hebräische Religion hat in ihrer Entwicklung die ihr immanenten Widersprüche nicht überwunden: Gott als Weltgott, und doch wieder als spezifischer Nationalgott; — die Aufgabe des Israeliten die Nächstenliebe, und doch wieder der Nächste nicht der Mensch, sondern nur der Israelit; — Gott als der die Welt Durchdringende, und doch wieder der Welt als despotischer Herrscher gegenüber, die jenseitige Heiligkeit und Gerechtigkeit, darum der Mensch nur der Knecht vor dem Herrn. Die Aussöhnung und Vernichtung aller dieser Widersprüche schaute das israelitische Volk nur in der Zukunft als Ideal, — in der Messiasidee. —

Das Christenthum.

I. Die Gründung des Christenthums.

a. Die Schriften des neuen Testamentes.

Das Christenthum, die Religion des Geistes der Liebe, hat seine erste, alle weitere Entwicklung bestimmende Anschauungs- und Gedankenwelt in den **Schriften des neuen Testamentes** erhalten, — eine Gestalt, die sich seit der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. in der gegenwärtigen Sammlung als Schriften von Aposteln oder Apostelschülern festformte. In dieser Zeit nämlich findet sich die früheste Spur einer Sammlung neutestamentlicher Schriften bei Marcion: zehn sogenannte paulinische Briefe und ein Evangelium, wahrscheinlich die Grundlage des Lucasevangelium. Zu Anfang des 3. Jahrh. sind den Kirchenvätern Irenäus, Clemens von Alexandria und Tertullian 4 Evangelien, 13 paulinische Briefe, die Apostelgeschichte, die Offenbarung des Johannes, der erste Brief Petri und Johannis bekannt und als Regel und Richtschnur des christlichen Lebens anerkannt. Origenes kennt außerdem den Brief an die Hebräer, den Brief Jacobi, den Brief Judä, den zweiten Brief Petri und den zweiten und dritten Brief Johannis, obschon er in deren Anerkennung noch schwankt.

Ueber die Entstehung dieser einzelnen neutestamentlichen Schriften, über das Motiv und die Zeit ihrer Abfassung, über ihre Authenticität sind die neuesten Forschungen noch zu keinem abschließenden Resultat gekommen. Baur, der größte Kritiker des neutesta-

mentlichen Kanon in der Neuzeit, weist mit seiner „Tübinger Schule" darauf hin, daß das Christenthum von Anfang an nicht ein fertiges, sondern ein sich entwickelndes war, daß es zuerst unter der Leitung des Petrus und Jacobus als Judenchristenthum erschien, daß dem gegenüber Paulus mit seinem Universalismus auftrat und dadurch ein Kampf entstand, der das Urchristenthum bis in's zweite Jahrhundert hinein bewegte, und aus dem eine Entwicklung hervorging, in der die einzelnen neutestamentlichen Schriften Knotenpunkte sind und von der sie, als Producte derselben, Zeugniß ablegen. Von diesen Forschungen und ihren Resultaten ab ist die bis dahinige dogmatische Behandlung des neutestamentlichen Kanon in eine wahrhaft historische verwandelt.

Die Schriften, welche sich in den ersten Jahrh. des Christenthums als das neutestamentliche Wort Gottes geltend machten und von der Kirche des 3. Jahrh. als Kanon zusammengefaßt wurden, gliedern sich in das Evangelium und den Apostel. **Das Evangelium,** die frohe Botschaft, daß Jesus der Christ ist, schloß sich in vier auf Namen von Aposteln und Apostelschülern zurückgeführten Beschreibungen des Lebens Jesus ab. Die drei ersten Evangelien nach Matthäus, nach Marcus und nach Lucas, die sogenannten synoptischen Evangelien, haben zur gemeinschaftlichen Grundlage die christliche Ueberlieferung, wie sie im Urchristenthum sowohl das ursprünglich Geschichtliche durch die Predigt von Christus mündlich fortpflanzte, als auch wie sie durch den von Jesus empfangenen Eindruck neue Anschauungen ausprägte und mit der durch das alte Testament ausgesprochenen Messiasidee verband. „Nach Maßgabe des ihm zu Gebote stehenden mündlichen und schriftlichen Materials, seiner christlichen Richtung, seines speziellen Zweckes und überhaupt seiner Eigenthümlichkeit" hat jeder von den drei Verfassern, die von einander bei ihren Arbeiten nicht unabhängig waren, seine Darstellung des Lebens Jesu gegeben: die drei zusammen in Bezug auf den Genius, dessen Leben sie zeichnen wollen, nicht unähnlich Xenophon bei seiner Lebensbeschreibung des Sokrates. Ihnen gegenüber erscheint das Evangelium des Johannes analog einer platonischen Biographie seines Meisters: hier handelt's sich nicht um Glaube und Werke, wie in dem Kampfe zwischen Judenchristenthum und Paulinismus, der den ersten Evangelien ihre Farbe gegeben hat, sondern um die Liebe, die beide voraussetzt und aus der beide folgen. Den zweiten Theil zum Lucasevangelium bildet die Apostelgeschichte: sie entspricht den historisch prophetischen Schriften des alten Testamentes und ist nicht eine rein historische, sondern eine dogmatische Schrift, der es daran liegt, „den Petrus soviel als möglich paulinisch und den Paulus so viel als möglich petrinisch sprechen zu lassen." — Den zweiten Haupttheil des ganzen neutestamentlichen Kanon bildet **der Apostel,** der aus einer ursprünglichen Sammlung von Briefen des Apostels Paulus entstand: 13 Briefe unter des Paulus Namen, und der anonyme Hebräerbrief, der die Erhabenheit des Christenthums über das Judenthum darstellt und zur Gewinnung von Judenchristen für die paulinischen Grundlehren abgefaßt ist. In

erster Reihe dieser Episteln stehen die Briefe an die Galater, an die Römer und an die Korinther, die mit Entschiedenheit das Judenthum im Christenthum bekämpfen. Es folgen dann die Briefe an die Epheser, Kolosser, Philipper, an Philemon und an die Thessalonicher, in denen der Paulinismus abgeschwächt ist. Als dritter Kreis bezeichnen sich durch ihre systematische Bekämpfung der Gnosis die Pastoralbriefe: die Episteln an Timotheus und an Titus. — Von den katholischen Briefen treten die johanneischen in dem Anschauungskreise des Johannesevangeliums auf, legt der erste Brief des Petrus dem Judenapostel ein Rechtfertigungszeugniß für Paulus in den Mund, will der zweite Brief des Petrus einen Friedensschluß zwischen den Petrinern und Paulinern herbeiführen, und sucht der Brief des Jacobus, aus judenchristlichen Lehrkreisen hervorgegangen, die Rechtfertigung von Glaube und Werk abhängig zu machen, indeß der Brief Judä blos practische Irrungen bekämpft. — Während der Drangsale des jüdischen Krieges (68) hatte die Erwartung der nahen Zukunft des Herrn eine prophetische Schrift hervorgerufen: die Offenbarung des Johannes, welche in den Kanon der neutestamentlichen Schriften aufgenommen wurde und den Abschluß desselben bildet.

Diese Schriften sind die Quelle für unsere Kenntniß des Urchristenthums und die Norm für die Erkenntniß des Wesens der christlichen Religion. Damit sie aber diesem letzteren Zwecke dienen, muß in ihnen das Religiöse und das Dogmatische unterschieden werden. Sie enthalten das Wesen des Christenthums, in Worte gefaßt, — und damit die ewigen, unveränderlichen Wahrheiten, soweit und überall da, wo die Einheit des Göttlichen und Menschlichen, die Beziehung der Gottheit zur Menschheit und der Menschheit zur Gottheit geschildert, wo die Geschicke der Völker wie des Einzelnen im Lichte Gottes geschaut, und das Leben des Zeitlichen und Räumlichen, alles Werden, in dem Ewigen, im absoluten Leben, begriffen wird. Das ist das Princip, von dem aus die schriftlichen Documente des neuen Testamentes gemessen werden müssen, und das auch Luther bereits aufgestellt hat, wenn er sagt: „Das ist der rechte Prüfstein, alle Bücher zu tadeln, wenn man suchet, ob sie Christum treiben oder nicht. Was Christum nicht lehret, das ist nicht apostolisch, wenn es gleich Petrus oder Paulus lehrete. Wiederum, was Christum prediget, das wäre apostolisch, wenn's gleich Pilatus oder Herodes thät." Alles, was dieses Princip trübt oder aufhebt, was aus den Anschauungen einer bestimmten Zeit, aus den dogmatischen, geschichtlichen, naturwissenschaftlichen Auffassungen der damaligen Juden und Heiden, in die biblischen Bücher eingegangen, — Alles, was spezifisch der semitischen Vorstellung und Sprache angehört, innerhalb deren die Urkunden entstanden, — Alles, was als Reflection über das christliche Princip auftritt, ist nur als das erste Glied der sich fort und fort ent-

wickelnden Dogmatik anzusehen und darum der Correctur vom christlichen Princip aus zu unterstellen. Dadurch wird in letzter Instanz das Göttliche im Menschengeiste, ja im Individuum, zum Richter über die christliche Wahrheit gesetzt —: und das ist der Richter, welcher in Wahrheit auch der Einzige ist, der im Reich des Geistes zu entscheiden hat. Von hier aus erhält dann das Wort seine Wahrheit: Die Schrift ist ein Spiegel, in welchem Jeder, der hineinblickt, nur sich selbst wieder sieht, — der Gläubige einen Gläubigen, der Ungläubige einen Ungläubigen.

b. Die Voraussetzungen des lebendigen Christenthums.

Die klassischen Menschen des Alterthums, — die Griechen und Römer — lebten in naiver Einheit mit der Natur. Ihre Natur bestand nur aus Natürlichkeiten, aus Dingen, aus Einzelheiten. Das Denken der antiken Menschen war Nachdenken: ihre Gedanken waren in und an den Dingen, nicht ohne die Dinge. Der Marmorblock gehörte zum Gedanken der Gottheit: die Gottheit war der durch die Kunst mit Leben angehauchte Marmorblock. Das klassische Alterthum kannte nur den erscheinenden Geist, den Geist als vollständige sinnliche Erscheinung und die sinnliche Erscheinung als Geist. Die höchste Gestaltung und Erscheinung seines Geistes ist die schöne Gestalt, die ästhetische Form, die Erhebung der Sinnlichkeit in die Idealität, — Apollon, — der Mensch. Das Product vom Geistesleben der klassischen Menschen ist Philosophie der Idealität, ästhetische Philosophie, Kunstreligion. Diese Religion mußte aber an ihrem Ende, — wie das Volk selbst — weil sie der Vermittlung des selbstbewußten Geistes entbehrte, einestheils bei der Masse in die rohe Sinnlichkeit umschlagen, andrerseits aber, beim Gebildeten, für den die Mythen zu Fabeln geworden waren, im skeptischen Selbstbewußtsein versinken. Das griechische Volk ging an seinem Ende in den mysteriösen Cultus des Orients, von dem es ausgegangen war, zurück. Der griechische Weise fand sich zuletzt in einer Philosophie, welche alle Gegensätze des Daseins als sich widersprechend aufzeigt, und den Widerspruch so löst, daß sie ihn im Selbstbewußtsein vernichtet und sagt, es sei mit ihm Nichts. Diese Zerrissenheit des griechischen Lebens konnte der Römer mit seiner Alles verschlingenden Praxis nicht aufheben, sondern nur zur vollendeten Skepsis und zum Stoizismus, der den Trotz des Inneren den Geschicken gegenüberstellt, zum unendlichen Schmerze des geistigen Unbefriedigtseins steigern.

Ein solcher Schmerz war auch das letzte Resultat, das der Jude aus seiner Religion zog. In dieser Religion, in der Gott und Menschen von einander getrennt gegenüber standen, fand am Ende das jüdische Volk keine Befriedigung mehr, und sein politisches Unglück zeigte ihm immer deutlicher die Unzulänglichkeit derselben. Die Masse griff deshalb nach Elementen fremder Religionen und bereicherte ihre religiöse Anschauung durch den Glauben an Unsterblichkeit und an ein Reich von Dämonen, während die Gebildeten ihre Religion mit griechischer, besonders platonischer Philosophie vermischten. —

Doch hinterließ die vorchristliche Welt bei ihrem Untergange zugleich ein positives Resultat, welches die Voraussetzung des Christenthums wurde: die Götteranschauung, in und mit der das Heidenthum endete, hatte das Göttliche zugleich entnationalisirt und universell gemacht, sowie der Universalismus des römischen Weltreiches den Universalismus des Christenthums stützte, und der Untergang der staatlichen Freiheit den Einzelnen in sein eigenes Innere zurückwies, das nach einem lebendigen Inhalt suchte. Im Judenthum konnte das Formelwesen, in das die Religion zerfallen war, das Herz nicht mehr ausfüllen, weshalb die äußere und innere Rathlosigkeit das Bild des alttestamentlichen Messias immer bestimmter ausbildete und immer mehr verhimmelte: er wurde zum Inbegriff der göttlichen Eigenschaften gestaltet, — zu Jehova's „eingebornem Sohn," der mit dem Vater die himmlische Herrlichkeit theilt, der zur Rechten Gottes sitzend einst in Menschengestalt zur Erde niedersteigen wird, um als „Knecht Gottes" durch Leiden und Drangsale das Volk Israel zu sühnen und die Gottherrschaft einzurichten, vor der alle heidnischen Machthaber in Staub sinken werden. —

c. **Jesus Christus.**

Solche Zerfahrenheit der klassischen und jüdischen Welt mit den neuen Keimen, die sich in beiden gebildet hatten, war die Voraussetzung, auf der **Jesus Christus** stand. Er war in und kraft seiner Persönlichkeit Das, was die griechische Philosophie vom Menschen forderte, was aber dort nur Aufgabe geblieben war: ein individueller, selbstbewußter Mensch, der auf sich steht und sich auf sich stellt, — und Das, was im Judenthum die Vermittlung zwischen dem jenseitigen Gott und der diesseitigen Welt bilden sollte, aber nicht wirklich bilden konnte: der Gott-Mensch. Er repräsentirte in seiner Person das Wesen der wahren Menschlichkeit; deshalb fiel in ihm — in seinem tiefen Gottgefühl, vor seiner lichten Erkenntniß, in seinem lauteren Willen, bei seiner freien That — der Gegensatz von Gott und Mensch zusammen, sowie die Schranke, welche in der alten Welt Völker von Völkern geschieden hatte. Er war die religiöse Persönlichkeit, welche kraft ihrer Begeisterung das erschienene Himmelreich verkündete, durch ihr Leben dem Menschen das Bewußtsein der Gottmenschlichkeit gab und durch das Princip der Liebe die wahre und ewige Sittlichkeit schuf. Er war dem orthodoxen Judenthum gegenüber der freche Gotteslästerer, der große Atheist, — im Entwicklungsgange der Weltgeschichte hingegen „ein Sohn Davids nach dem Fleisch, kräftiglich erwiesen als Sohn Gottes durch den Geist." —

Ein Kind des Volkes, — der Sohn Josephs und der Maria, — in der an schönen Gebirgsthälern, üppigen Wiesen und fruchtbarem Ackerlande reichen, zahlreich bevölkerten Landschaft Galiläa,*) durch welche im Alterthum eine stark besuchte Handelsstraße zog, —

*) Die lebendige Schilderung Renan's: „**Nazareth** war eine kleine Stadt, gelegen auf der Höhe der Berggruppe, welche die Ebene Esdrelon im Norden einschließt. Die Bevölkerung besteht jetzt noch aus drei bis viertausend Seelen, und sie kann sich nicht sehr geändert haben. Der Winter ist dort ziemlich kühl

wuchs Jesus in der Frömmigkeit und Volkssitte seiner nächsten Umgebung auf, — die Leiden und Freuden in den unteren und mittleren Volksklassen von Kindheit an theilend und in seinem lebendigen Geiste mitfühlend. Daß Wahrheitsdurst und Gottgefühl schon in seiner Jugend das Centrum seines Sinnens und Strebens waren, berichtet die Reisegeschichte des zwölfjährigen Knaben nach Jerusalem in Gemeinschaft mit seinen Aeltern. Eine besondere gelehrte Bildung wurde ihm nicht zu Theil: er war weder Schüler der Pharisäer, noch der Sadducäer, noch der Essäer. Seine Lehrer waren die lebendige Natur, der heitere Himmel Galiläa's, der See von Tiberias; — das Treiben der religiösen Parteien seiner Zeit lernte er aus seiner Umgebung, sowie aus dem unmittelbaren Verkehr mit ihren Häuptern kennen. Mit Recht sagt Schenkel in seinem „Charakterbilde Jesu": Von Innen ist er nach Außen, nicht von Außen vorzugsweise nach Innen gewachsen. Der Genius *) bedurfte das von Außen an ihn Herantretende, auch der religiösen Schriften seines Volkes, nur als Anregung, um sein religiöses Innenleben und sein persönliches Selbstbewußtsein aus sich herauszuentwickeln. Als älterer Zeitgenosse war, ihm zuvor, Johannes aufgetreten, der, die jüdische Weissagung vom Messias in ihrer ganzen Tiefe erfassend, ein Insichgehen, eine innere Abwendung vom Bösen und eine Zuwendung zum Guten forderte, und darum mit dem Zurufe taufte: Thut Buße und bekehret euch, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Von ihm erhielt Jesus die erste Anregung zum eigenen öffentlichen Auftreten. Als er selbst sich von Johannes taufen ließ, durchblitzte ihn zum ersten Male die Ahnung, daß er in seiner Person der Bringer des Himmelreiches, der geliebte Sohn Gottes werden könne, — als Verkündiger des freien Geistes der Liebe, gegenüber den jüdischen Messiashoff-

---

und das Klima sehr gesund. Die Stadt war, wie zu jener Zeit alle jüdischen Oerter, ein Haufe von Häusern, die ohne besonderen Baustil aufgeführt waren, und mußte jenen trockenen und armen Anblick gewähren, welchen die Ortschaften in den semitischen Ländern darbieten. Der Gesichtskreis der Stadt ist eng; jedoch wenn man etwas höher steigt und eine Anhöhe erreicht, welche die höchsten Häuser überragt, so ist die Aussicht herrlich. Im Westen dehnen sich die schönen Linien des Karmelgebirges aus. Weiterhin entfalten sich der Doppelgipfel, welcher Megiddo beherrscht, die Gebirge von Sichem mit ihren heiligen Oertern aus der Zeit der Erzväter, die Berge von Gilboa, die kleine malerische Gruppe, an welche sich die theils lieblichen, theils schrecklichen Erinnerungen an Sulem und Endor knüpfen, der Tabor mit seiner schönen abgerundeten Gestalt. Durch einen Einschnitt zwischen dem Gebirge von Sulem und dem Tabor sieht man das Thal des Jordan und die Hochflächen von Peräa, welche im Osten eine fortlaufende Linie bilden. Im Norden neigen sich die Gebirge von Safed zum Meere, von welchem der Golf von Khaifa sichtbar wird." — —

*) Th. Keim: „Bei einem Großen, wie er war, ist nicht zuerst nach den Einflüssen, sondern nach den persönlichen Anlagen zu fragen. Aber auch hier entdecken wir leicht: schon seine Geburt ist vom Volksgeist befruchtet. In dem melancholisch weichen Elemente seiner Natur entdecken wir den Propheten Jeremia, in dem cholerischen den Elia; den Galiläer erkennen wir unschwer in der Fülle von Natürlichkeit, Gutherzigkeit, Tapferkeit, Hochsinnigkeit, welche Josephus den Galiläern nachrühmt, und in dem Anflug sanguinischer Beweglichkeit, ohne welche dieser ideale Wurf mitten hinein in den störrigen Realismus der Welt kaum geschehen konnte. Das Geistesleben, welches sich über diesem Boden aufbaut, ist ächt hebräisch die unendliche Vertiefung des Gemüthes in die Gottheit und der brennende Eifer für die Nation und für

nungen, gegenüber auch dem in der Furcht Jehova's gebundenen Geiste von Johannes dem Täufer. Um diesen Gedanken zur vollen Klarheit zu bringen, und zu der Höhe des sittlichreligiösen Lebens zu gelangen, auf der er sprechen konnte: „Ich und der Vater sind Eins; wer mich siehet, der siehet den Vater", — und um dieses Selbstbewußtsein dann zum ganzen Pathos seines Lebens zu machen, bedurfte es erst einer Reihe von inneren Kämpfen. Den symbolischen Inbegriff aller dieser Kämpfe im eigenen Innern, sowohl um in sich selbst zur vollendeten Klarheit der Idee zu gelangen, der er sein Leben weihen wollte, als auch einen bestimmten Plan zu gewinnen, wie er mit derselben vor das Volk treten sollte, bildet die Versuchungsgeschichte, die vornehmlich drei große Züge aus diesen inneren Kämpfen (— aus den Kämpfen, welche jedes wahrhaft geistige und durchgeistete Menschenleben zu bestehen hat —) vorführt: auf der einen Seite ruhiger, sorgenloser Genuß des äußeren Lebens, auf der anderen die Entbehrungen des Kämpfers für die göttliche Wahrheit: — Jesus entschied sich für das Trachten nach dem Reiche Gottes, weil sein göttliches Innere ihm sagte, daß nur in der unbedingten Hingabe an das Göttliche die Kraft und das Leben des wahren Menschen bestehe; — betreffend die Mittel und Wege zur Ausführung seines Werkes: auf einer Seite Benutzung des Wunderglaubens der Menge, um Staunen und Aufsehen zu erregen, und dadurch die neuen Wahrheiten zu verbreiten und in die Herzen der Menge einzuführen; auf der anderen Seite: „Du sollst Gott Deinen Herrn nicht versuchen": — Jesus entschied sich für die Verkündigung des Geistes durch den Geist, indem ihm sein göttliches Bewußtsein den Weg äußerer und darum scheinbarer Wunderthaten als den der ewigen Wahrheit unwürdigen zeigte, und indem ihm klar ward, daß nur ein Leben aufopfernder Menschenliebe der Begründung und Verbreitung der ewigen Wahrheit angemessen ist; —

die höheren sittlichen Ordnungen des Menschenlebens. In der Gravitation aller Geistesfunctionen zur Religion ist er völliger Israelit. Sein sittliches Pathos ist im Voraus gänzlich religiös bestimmt; seine sittliche Weltgestaltung läuft aus religiösen Impulsen und für sittliche Thätigkeiten; außerhalb der unmittelbaren Religion fehlt ihm der Antrieb. Seine Erkenntnißthätigkeit eilt mit liebender Beobachtung in die Natur und in's Leben der Menschen und dringt mit jenem Scharfblick des Orientalen, den nur die tiefsinnigste Beschaulichkeit begränzt, in den Grund der heiligen Schriften des Volkes, ja in's Wesen Gottes selber. Sein Erkennen Gottes beschränkt sich im wesentlichen Unterschied von der alexandrinischen Weisheit, an welcher sich sein größter Schüler, Paulus, nährte, auf die Enträthselung seiner Liebesgedanken über die Creatur, und in den Dingen der Welt genügt es ihm, mit Salomo das Spiegelbild göttlicher Herrlichkeit, Erbarmung und Geduld zu sehen. Man kann diese Schranken menschlicher Ausrüstung anerkennen, man kann ruhig aussprechen, daß Jesus weder zum Philosophen, noch zum Naturforscher, noch zum Staatsmann geboren war, man kann daher auch die Phantasiebilder der Dogmatik von einer Allseitigkeit der Begabung vom Boden der Geschichte und Wissenschaft aus getrost belächeln; um so stärker aber wird man es betonen dürfen, daß zu einem Helden und Sprecher der Religion das großartigste Material vorhanden war, eine sittliche Natur scharf geschnitten, aber vielseitig und ohne schroffe Kanten, ein religiöses Gefühl so warm und klar wie anschauungsreich, ein Gestaltungstrieb voll Glut und Ueberlegtheit und mit der Waffe einer Rede, die säuseln und stürmen, in lieblichen Gleichnissen dichterisch spielen und in furchtbaren Ironien schneiden, in jesajanischen Donnern erschüttern konnte. —

betreffend den Beruf und den Zweck seiner Sendung: auf einer Seite die irdische Königskrone, wenn er den in seinem Volke herrschenden Geist und dessen Idee vom Messias vertrat; auf der anderen Seite die himmlische Dornenkrone: — Jesus entscheidet sich für die Herrschaft des geistigen Reiches, im Sinne der allgemeinen Nächsten- und Gottesliebe, das nicht blos Israel, sondern alle Nationen mit gleicher Berechtigung umfassen soll. Damit waren die Seelenstürme beschwichtigt: bei Dem, der auf eigenen Lebensgenuß, auf äußere Macht und Ehre verzichtet hatte, konnte „der Satan", der symbolische Repräsentant des Egoismus, die menschen- und gottfeindliche Macht, nicht länger weilen. Jesus ging hinaus in die Welt, um sein Werk zu beginnen.

An das geistig unbefangene Volk wandte er sich mit seiner Wahrheit, — nicht an die durch Theologie und Zeitbildung beschränkten Gelehrten. Aus dem Volke sammelte er Die, welche ihm als Stütze dienen sollten: die 12 Jünger (Matth. 10, 2—5), die von ihm ihre Erziehung empfingen, wodurch sie fähig wurden, nach und nach immer mehr von seiner Lehre zu verstehen, — und die bei allen Vorurtheilen, die sie mit ihrer Nation theilten, doch, sittlich tüchtig, zu allen Zeiten ihrem Herrn das treue Herz bewahrten. So Petrus, der Bruder des Andreas, aus Bethsaida am See Genezareth, von Jesus mit dem Ehrennamen „Fels" genannt, — eine sanguinische Natur voll von Widersprüchen zwischen Sinnlichkeit und Geist, der spätere besondere Vertreter des Judenchristenthums; — Andreas, Simon's Bruder, der besonders in Griechenland gewirkt und zu Paträ in Kleinasien hingerichtet sein soll; — Johannes, Sohn des Fischers Zebedäus und der Salome, aus Bethsaida: „als Jüngling unduldsam, zornig, stolz, tiefsinnig, dichterisch"; nach der evangelischen Darstellung durch die Liebe zum Herrn in seinem ganzen Leben zur unendlichen Liebe verklärt, der Platon unter den Aposteln — in Ephesus predigend, nach Patmos verwiesen, zu Ephesus gestorben; — Jacobus (der Aeltere), Bruder des Johannes, der erste Märtyrer unter den Aposteln, 44 auf Befehl des Herodes Agrippa durch's Schwert hingerichtet; — Philippus aus Bethsaida, der nach der Tradition in Phrygien das Evangelium predigte; — Bartholomäus („Bar" d. i. Sohn, „Tholmai" d. i. des Ptolomäus) aus Kana in Galiläa, soll das Evangelium in Indien verkündet haben; — Thomas, vorlaut, stürmisch, der mit eigenen Augen hell sehen wollte, aber dann, wann er überzeugt, rasch mit voller Hingebung handelte; — Matthäus, nach dem Zeugniß der alten Kirche der Verfasser des ersten Evangeliums, aus Galiläa, nach der Sage Verkündiger des Evangeliums in Aethiopien (Meroë); — Jacobus der Jüngere und Judas Thaddäus, zwei Brüder, Söhne des Alphäus, der auch Kleophas hieß, und der Maria, der Schwester der Mutter Jesu; — Simon von Kana und Judas Ischarioth, der seinen Beinamen wahrscheinlich von Karioth, einer Stadt in Juda, erhielt. — Diesen „Jüngern" suchte Jesus eine freie ethische, religiöse und intellectuelle Bildung zu geben, — zurückweisend jede abgöttische Verehrung, die nicht aus geistiger Ueberzeugung hervorging, und jede Vergötterung der Form, da der Geist es ist, der lebendig macht

(Luc. 11, 27). Mit solchem Sinn ausgerüstet, im geduldigen Gottvertrauen, in demüthiger Entsagung aller Genüsse und Ehren, wollte er sie „wie Schafe mitten unter die Wölfe" (Matth. 10, 16) senden: — an physischer Macht schwach, darum mit sittlichen Waffen kämpfend; mit klarem, besonnenen Verstande, aber in Einfalt und Geradheit des Herzens; „klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben"; — immer des Siegs und des endlichen Erfolgs gewiß; — immer unabhängig von Geld und Gut, von Rang und äußerer Ehre. „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst sollt ihr es geben." —

Es war — sagt Noack mit Recht — ein erhabener feierlicher Anblick, als Jesus unter seinen Landsleuten und Jugendgenossen in Nazareth auftrat, und in der Synagoge am Sabbath aus dem Propheten Jesaja die Stelle vorlas: „Der Geist des Herrn ist mit mir, darum hat mich der Herr gesalbt und gesandt den Elenden zu predigen, die gebrochenen Herzen zu heilen, zu predigen den Gefangenen, daß sie frei sein sollen, und zu verkünden das angenehme Jahr des Herrn"; und er nun, da die Augen aller Anwesenden auf ihn gerichtet waren, die bedeutsamen Worte hinzufügte: „Heute ist diese Schrift erfüllet vor euren Ohren!" Es war dies die Geburtsstunde der neuen Geisteswelt. Darum lud er sofort die Mühseligen und Beladenen zu sich ein, damit er sie erquicke, und predigte er den Armen das Evangelium vom Himmelreich, das ihnen gehöre. Darum kehrte er nun bei den Gefallenen und Verirrten ein, um zu suchen, was verloren war, um die Sünder zur Buße zu rufen, — bald in einzelnen inhaltsschweren Sprüchen, bald in tiefen, aus hoher Dichterkraft erzeugten Gleichnissen, immer aber mit dem vom Joche des Buchstabens befreienden Worte predigend, um so Glauben an das ewige Reich des Geistes zu gewinnen. Denn an die Stelle der mosaischen Religion des Rechtes und Gesetzes wollte er das Princip der Liebe und der Freiheit setzen.

So trat er zunächst in seinem Programm auf: in der Bergpredigt, sowohl in der ausführlicheren des Matthäus (Kap. 5—7), als in der kürzeren des Lucas (6, 20 rc.). Sie ist von Herder die Magna charta des Reiches Gottes genannt, denn sie enthält die Grundzüge und Grundrechte des Reiches Gottes — zugleich im Gegensatz gegen die jüdische Hirarchie und Theologie. Die dieselbe einleitenden Makarismen — Seligpreisungen — centriren um den Einen Gedanken, der ein Grundgedanke des ganzen Christenthums ist, um den Gedanken, daß den geistig Armen das Himmelreich gehört. Je ärmer sich der Mensch geistig fühlt, um so mehr Sehnsucht hat er nach dem Göttlichen, und diese Sehnsucht ist das Zeichen seines geistigen Wachsthums, wie an sich selbst schon Seligkeit. Wer diese göttliche Sehnsucht in sich trägt, der fühlt auch die Betrübniß des Bösen und den Schmerz der Reue: das Zeichen, daß der rechte Geist will geboren werden. Die göttliche Sehnsucht macht zugleich sanftmüthig, so daß er in dieser Sanftmuth den Sieg über sich und die Welt feiert. Die Sehnsucht nach Gott offenbart sich weiterhin in der Sehnsucht nach dem ewigen Recht und der ewigen Wahrheit, die kommen müssen, weil sie der Menschheit gehören. Gegen den Nächsten muß sie sich als Barmherzigkeit zeigen, denn nur wer fremde Noth als die eigene fühlt, und hülfebereit ist, wo Hülfe nöthig ist, kann

selbst von Gott und Menschen Barmherzigkeit erwarten. „Je mehr ein Mensch diesem Rufen zur Seligkeit nachgeht, desto edler wird sein Herz, desto klarer sein Geist, desto einheitlicher seine Kraft: sein Selbstbewußtsein wird Gottesbewußtsein, seine Seligkeit wird Gottseligkeit;" und „nur durch ein gottseliges Leben wird man Gott inne." Und je gottseliger die Menschenseele wird, um so mehr göttlichen Frieden hat sie in sich, und um so mehr Frieden bringt sie überall hin, wo sie erscheint. Von der Welt muß der also Lebende verfolgt werden, denn die Finsterniß haßt das Licht; dennoch dürfen die Genossen des Himmelreiches fest auf ihrem Standorte beharren, denn sie sollen — wie die ersten Jünger — das Salz d. i. die reinigende und erhaltende Kraft der Menschheit werden, und was das Licht der Welt für die Erde, das sollen sie für die Menschenwelt sein: das Licht der Wahrheit! — Immer und überall wird in der Bergrede dem Aeußeren das Innere, der blos äußerlichen That die innere Gesinnung als Das gegenübergestellt, was allein den sittlichen Werth des Menschen bestimmt. Nur auf diesem Wege wird der sittliche Inhalt des alttestamentlichen Gesetzes erfüllt, obschon damit zugleich auch in Gegensatz zu demselben getreten wird, da die Entgegensetzung des Inneren und des Aeußeren, der Gesinnung und der That, des Geistes und des Buchstabens, und das Dringen auf die Gesinnung als auf das Eine, worin der sittliche Werth des Menschen besteht, ein wesentlich Neues ist, das nicht in alte Schläuche gefüllt werden kann. An die Stelle der Gesetzesreligion stellt die Bergpredigt die ewige Religion der Menschheit. Alles Charakteristische der neuen Religion verwandelt sich deshalb in das Gegentheil von der des alten Testamentes um: den Sinai mit dem Donnergott nimmt der Berg der Seligkeiten ein; an die Stelle der Knechte Jehova's treten die Kinder Gottes; die Furcht weicht und die Liebe zieht ein; dort den Menschen knechtendes Priesterthum, hier freie Menschen; dort Theokratie, hier Gemeinschaft im Geiste; dort das „Du sollst", hier das „Ich will"; dort der Mensch um des Sabbaths, hier der Sabbath um des Menschen willen, also dort theokratische Satzung, hier Naturordnung in Gottes Welt; dort Untersagung des Ehebruchs als vollzogene Handlung, hier als begehrlicher Blick; dort Verbot des Meineides, hier Forderung einfacher Wahrheitsversicherung. Weil nur die über das Endliche und Einzelne sich erhebende sittliche Gesinnung dem Menschen seinen wahren Werth verleiht; so wird in Bezug auf die Menschheit gefordert, daß der Mensch den Menschen als ein ihm selbst gleichberechtigtes Individuum betrachte, — gegenüber der Rachsucht, gegenüber dem „Auge um Auge, Zahn um Zahn", — geduldiges Ertragen selbst des zugefügten Unrechts. Duldende und thätige Liebe, die ohne Selbstsucht und Eigennutz auch da geübt wird, wo keine Hoffnung zur Wiedervergeltung von Seiten der Liebe Bedürftigen, wohl aber bei ihnen Noth oder dringende Verlegenheit ist: das ist die Aufgabe der Reichsgenossen, die sich in der Nächstenliebe im Allgemeinen nicht allein, sondern in der Feindesliebe bewähren sollen, weil darin sich offenbart, ob sie wahrhafte Kinder Gottes sind. Eben so ist das Sittliche der Gesinnung der Maßstab für das Verhältniß des Menschen zu Gott. Für dieses Verhältniß wird dem sittlichen Bewußtsein die höchste Aufgabe ge-

stellt: Vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist. Damit ist das Ideal der Sittlichkeit, der Idee, welcher der Mensch zustreben soll, ausgesprochen.

Nachdem Jesus so das Princip des Himmelreiches aufgestellt und die innere Gesinnung im Gegensatz gegen die pharisäische Werkheiligkeit als das Wesen aller Sittlichkeit erwiesen hat, führt er den Gegensatz fort in Bezug auf Almosengeben, Beten und Fasten. Wenn das herrschende Judenthum auf Darreichung von Almosen einen besonderen Ton legte, dabei aber seine Mildthätigkeit ausposaunte und nur gab um seinetwillen, nicht um Gottes willen, — „um von den Leuten gesehen zu werden": so soll von den Genossen des Himmelreiches bei ihrem Geben nicht lange überlegt und nachgerechnet werden; es soll vielmehr — weil das Geben seinen Antrieb im innersten Gefühl hat, — die linke Hand nicht wissen, was die rechte thut.

Wenn die Pharisäer zur Schaustellung an den Ecken der Gassen beten und die Heiden viel plappern, weil sie glauben, dadurch erhört zu werden; so soll der Genosse des Himmelreiches für sich und in sich mit seinem Gott sich aussprechen, — oder vielmehr schweigend sich in ihn vertiefen, denn das wahre Gebet ist unaussprechbar. Wenn aber die Menschenseele mit ihrem Gott in Wesensgemeinschaft aufgeht und dieses Leben zu Worten werden will; so soll ihr „das Gebet aller Gebete" zum Muster dienen, in dem die ganze Tonleiter einer religiösen Gefühlsstimmung abgespielt wird: in den ersten drei Bitten der ungehemmte Aufschwung des Geistes zu Gott, als Freiheitsgefühl der Gotteskindschaft, — in den folgenden drei Bitten die Hemmung dieses Aufschwunges durch das Gefühl der Abhängigkeit vom Irdischen und durch den Kampf mit der Sünde, — worauf die letzte Bitte die Lösung dieses Zwiespaltes anzeigt, und das Ganze dann mit vollem Schlußaccord endet, indem die Menschenseele im Bewußtsein ihres In-Gott-Geborgenseins den Triumpf der Gebetserhörung feiert. Das „Unser Vater, der Du bist im Himmel" (— die Einleitung des Ganzen —) soll zu dem Gott der Welt und der Menschheit erheben, weil er „unser", Dein „Vater" ist; und vor dem Gott, dem Schöpfer des Universums, zugleich demüthigen, weil er „im Himmel" d. h. unendlich erhaben ist: — es soll vor den Gott stellen, der Geist ist und darum im Geist und in der Wahrheit angebetet sein will. Zu diesem Gott, der ein Vater der Menschen und dessen Kinder diese sind, der Dein Vater, aber zugleich der Gott der Macht ist, in dessen Händen der Himmel liegt, betet der Genosse des Himmelreiches. Er betet: „Geheiligt werde Dein Name", denn nur wenn der Mensch nicht im Endlichen das Wesenhafte sucht, sondern seinen Willen mit dem Göttlichen eint, und darum Gott, dessen Name sein Wesen bezeichnet, nicht in das Nichtige herabzieht, sondern über alles Endliche erhebt, kann „das Reich kommen," um das er weiter betet: das Reich des Geistes, das Reich der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe, — das Reich, das inwendig im Menschen ist (Luc. 17, 20), das nicht von dieser Welt ist (Joh. 18, 36), das nichts anderes als die Religion der Liebe in ihrer ewigen Objectivität, der Gott der Liebe selbst ist, das darum nicht in abgeschlossenem Priesterthum und in erstarrten Dogmen erscheint, sondern das dauernd in der Menschheit sich entwickelt, — das Reich,

das aber auch die einzelne Menschenseele in sich trägt, und das sie aus sich herausarbeitet, wenn sie den Willen Gottes erfüllt. Denn das Reich kann nur kommen, wenn der Wille Gottes, wie im Weltenall, so in der Menschheit geschieht, wenn die Ichsucht der Menschen schweigt und die Liebe ihr Panier aufsteckt. In dem „Dein Wille geschehe!" ist das ganze Wesen der Religion niedergelegt: Es wird damit die absolute Hingabe des Endlichen an das Unendliche ausgesprochen. Der Wille Gottes geschieht in der Natur: die Naturgesetze sind der Gotteswille; er geschieht in und an der Menschheit: die Entwicklungsgesetze der Geschichte sind die göttlichen Willensgesetze; er geschieht in und am Einzelmenschen: die Gesetze des Menschenlebens sind von Gott gewollt und gesetzt. Mag das Individuum wollen oder nicht: Gott führt es! Seine Freiheit und damit seine Seligkeit aber erlangt der Einzelne wie das Ganze nur, wenn diese Gesetze von ihm anerkannt und im freien Willen bethätigt werden, — wenn Du zufrieden bist mit Dem, was Gott schickt, was Gott gibt und nimmt, und wenn Du so Dich in seinen Willen hineinlebst, daß Du nicht anders als aus diesem Willen herausleben kannst. — Nachdem der Reichsgenosse um die wahre Seelenspeise gebetet, bittet er um den Bedarf des irdischen Brotes, damit die Lebenssorge ihn nicht vom Reiche Gottes scheidet: „gib", denn das Leibliche wie das Geistige kommt von Gott; „tägliches", was wir jeden Tag bedürfen, denn jeden Tag bedürfen wir's; „heute", denn sorge nicht für morgen; „unser" Brot, das wir uns erarbeiten sollen, denn nur durch Arbeit wird es „Unser"; „Unser" nicht blos „Deines": Deine Sorge für das irdische Leben schließe auch die für das des Nächsten ein. Also die Sorge um den Geist darf die Sorge um den Leib nicht ausschließen, weil der Leib das Organ des Geistes, weil die Sinnenwelt die Unterlage der sittlichen Welt ist, weil alle Entwicklung zum Geistigen von der Naturseite des Menschen ausgeht. Daran knüpft Jesus die weitere Bitte: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern": Er weist damit auf die Freiheit des Menschen hin, der die Sünde seine „Schuld" nennt, weil er sich bewußt ist, anders handeln zu können, als er handelt: die Sünde liegt, ihrem Ursprunge nach, im Herzen (Matth. 15, 18) d. i. in der Gesinnung, ihrer Erscheinung nach ist sie eine Krankheit (darum betrachtet Jesus seinen Beruf als den eines Arztes unter den Kranken, Luc. 5, 31), in ihrem Wesen ist sie ihr eigener Fluch, und an ihrem Ende der Tod, denn sie zerstört das geistige Leben und muß mit diesem naturgemäß sich selbst vernichten (Jac. 1, 15): — die Schuld der Sünde fällt dem Sünder nach dem Grade des besseren Wissens zu (Joh. 15, 22); — ohne Sünde aber ist kein Mensch, weil sich seine sinnliche Natur als Basis seiner sittlichen entwickelt und das Leben des Menschen im Kampfe zwischen dem Guten und Bösen besteht. In diesem Bewußtsein soll der Mensch dem Menschen seine Fehler vergeben, weil er selbst dieser Vergebung von Gott bedarf, und weil ihm Gott nur vergeben kann, ja die Vergebung Gottes darin besteht, daß er seine Ichsucht (die Quelle der Sünde) aufgibt und als ein wahres Glied des Himmelreiches das Leben der Liebe lebt, von der Sünde sich losmacht, in der Gottliebe und aus dieser Liebe heraus alle Menschen liebt und in der Liebe

ihnen ihre Fehler verzeiht. In dem steten Kampfe der Sinnlichkeit und der Sittlichkeit muß dem Menschen, der sich selbst erkennt, — und das ist die Aufgabe jedes Reichsgliedes, — aller Stolz und aller Hochmuth auf eigene, von Gott losgerissene Kraft schwinden. Darum muß er, durch das Gebet in Gott sich vertiefend, ausrufen: „Führe uns nicht in Versuchung." Der Mensch muß kämpfen, weil Kämpfen sein Leben ausmacht; er soll, selbst wenn der Reiz der Begierden mit aller Macht zum Bösen drängt, in Verein mit den Guten das Böse besiegen: — sowohl den äußeren, objectiven Verführer, wie die innere, subjective Lust. Zum Sieger in diesem Kampfe kann nur das Göttliche im Menschen machen. Darum betet der Mensch, der im Hinblick auf die Vergangenheit seine Hände um Befreiung vom Schuldbewußtsein erhob, — im Hinblick auf die Zukunft um Beistand des Göttlichen zur Ueberwindung des Sündenreizes. Frei von der Sünde und ihren Folgen kann dem Genossen des Himmelreiches dann alles Leid, „das Uebel", was die Sünde und die Endlichkeit im Gefolge hat, das selige Gefühl des In-Gott-Seins nicht mehr rauben. Er betet darum in dem „Erlöse uns von dem Uebel" nichts anderes, als: Laß uns in dem sittlichen Lebensprozesse, trotz aller Sünde und Sündenschuld und trotz aller Leiden und Trübsale, nie das Bewußtsein verlieren, daß wir in Dir und mit Dir leben, daß darum das Leid und Unglück nur das Endliche an uns, nicht das Ewige in uns, zu ergreifen vermag. So muß's sein; denn der zu erhören hat, ist des Reiches mächtiger Herrscher, welcher in der Regierung desselben seine Herrlichkeit kund thut. Darum schließt, wer also Gott seine heilige Bittschrift vorgelegt hat, mit dem „Amen" — dem Siegel der Petition; denn er spricht mit und in diesem Amen aus: die Gewißheit, daß seine Bitte Gott wohlgefällig ist, — die Zuversicht, daß seine Bitte von Gott erhört wird, — den Jubel, daß göttlicher und menschlicher Wille Eins geworden sind.

Wie das eigentliche Almosengeben und das äußerliche Beten (wenn beiden nicht die wahre sittliche Gesinnung zu Grunde liegt); so verwirft der Bergredner auch das äußerliche Fasten: der Mensch, der zu Gott will, zieht ein Feierkleid, nicht ein Büßergewand an; und nicht Kasteiung, sondern leben mitten in der Welt und doch über der Welt — das ist's, was Gott wohlgefällt.

Nachdem Jesus also an den sittlichreligiösen Hauptübungen den Unterschied zwischen der Frömmigkeit der Pharisäer und seiner Reichsgenossen gezeigt hat; geht er zu der Gottseligkeit der Seinen weiter, — zu dem himmlischen Sinn, der, weil er das Ewige ergriffen, von endlichen Sorgen befreit ist. Es ist dieser Sinn frei von jeder Halbheit, von jedem Schwanken zwischen dem Göttlichen und dem Irdischen; frei darum vom Mammonsdienst, denn wer sein Herz an endliche Dinge hängt, der kann nicht dem ewigen „Gut" angehören; wer aber das Unvergängliche als Schatz erworben hat, der gebietet auch über die Schätze der Erde, weil er ihr Herr, nicht ihr Sklav ist. Und eben so wenig wie die Sorgen des Reichthums können die Sorgen der Nahrung Den, der in Gott seine Seligkeit hat, bedrücken. Denn der Gott, der

in Allem Alles ist, der die Lilien kleidet, ohne daß sie arbeiten, der also in der unbewußten Natur (die Naturgesetze sind sein Wille) mit Nothwendigkeit herrscht, will nicht, daß der Mensch, der seine Sorge dem Reiche Gottes zuwenden soll und dem er Geist, Thatkraft, Selbstthätigkeit gegeben hat, um sich das zum Leben Nothwendige von der Natur abzuringen, in niederen Sorgen untergehe: weß Geistesstreben von diesen Sorgen unterdrückt wird, der ist noch kein Genosse des Himmelreiches.

Am wenigsten aber (Cap. 7, 1—6) Der, welcher in Tugendhochmuth über den Nächsten Gericht hält, der in der Verdammungssucht gegen seine Mitmenschen groß ist, dadurch der Selbstsucht verfällt oder vielmehr verfallen und darum in sich selbst gerichtet ist, indem er wohl den Splitter in Anderer Augen, nicht aber den Balken in seinem Auge zu sehen vermag. Die Liebe greift nicht voreilig in das Gewissen des Nächsten ein und wird kein Gewissensrath, ohne vorher geprüft zu haben, ob ihr durch sittliche Höhe und durch ihr eigenes göttliches Leben das Recht dazu ertheilt ist. Vor Allem aber drängt sie dem Nächsten nie die eigenen Ueberzeugungen auf, ohne die Eigenthümlichkeit desselben und damit seine Empfänglichkeit und Fassungskraft zu kennen: sie wirft das Heiligthum nicht vor die Hunde, zwingt die Wahrheiten des Himmelreiches mit fanatischer Bekehrungssucht nicht Denen auf, in deren Geiste keine Anknüpfungspunkte dafür vorhanden sind, die sie also nicht verstehen und darum mit Spott und Hohn in die Endlichkeit und Gemeinheit herniederziehen. „Milde in allen Angelegenheiten des Gewissens, Duldsamkeit gegen den fremden religiösen Standpunkt, freundliche Schonung des Nächsten in seinen heiligsten Ueberzeugungen“: das ist's, was den Genossen des Himmelreiches als schönste Krone zieren muß.

Doch nicht in Worten, — in Thaten, in unablässigem, unermüdlichen Streben (7, 7—12) muß der Reichsgenosse seinen Seelenadel, sein Gottleben, bewähren. In stetem Ringen muß er bei dem Gott in sich bitten, suchen, anklopfen, bis der Gott außer ihm sich ihm gegeben, bis Gott gefunden, bis Gott sein Sein ihm eröffnet hat. Denn das In-Gottleben des Menschen ist nicht — wenn auch schon erworben — ein ruhiger Besitz: wer Gott haben will, der muß sich ihn unaufhörlich erobern. In eben so unablässigem Ringen muß er sich von allem Egoismus dem Nächsten gegenüber befreien, — vom Egoismus, der die Scheidewand zwischen Menschen und Menschen ist; hingegen in allen Menschen dasselbe Menschliche anerkennen, und darum gegen Andere eben so handeln, wie er wünscht, daß Andere gegen ihn handeln, denn das sittlich Gute ist Das, was für Alle gleich recht und gut ist (7, 12).

Um alle diese Aufgaben zu lösen: dazu gehört (7, 13—28) ein Heldmuth, welcher der Welt absterben, ja mit ihr in Kampf treten und von ihr Schmach hinnehmen, und der dabei — die eigene Selbstsucht besiegend — dennoch das Reich der Liebe durch Wort und That verbreiten muß: dadurch allein nur erlangt er das Himmelreich; wird das göttliche Selbst im sterblichen Menschen frei; wird der endliche Geist mit dem unendlichen Geiste versöhnt. Die falschen Propheten gehen einher im gleißnerischen Ge-

wande der Unschuld und Frömmigkeit, unter dem die Selbstsucht verborgen ist, welche die leichtgläubige Menge, die den breitgemachten Weg ohne Mühe wandeln will, mit sich fortreißt und zu ihren Zwecken benutzt: der genauere Betrachter dagegen sieht an ihren Früchten d. i. an ihren Thaten, daß die Lebenswurzel, die Gesinnung verdorben ist. Ihre Lehren sind darum aus dem Himmelreich verbannt, wie jedes bloße, leere Wort, dem keine That folgt, wie das Herr=Herr=Sagen, das hohle Formenwesen, dem die sittliche Gesinnung fehlt; denn wie der Mensch, so sein Geschick — im Dißseits und im Jenseits. —

In der **Bergpredigt** ist das tiefste und innerste Wesen der christlichen Religion niedergelegt: die rein sittliche Tendenz; das Streben, den Menschen unaufhörlich auf sein eigenes sittlich=religiöses Bewußtsein hinzuweisen. „Das Christenthum ist — so sagt Baur von der Betrachtung der Bergpredigt aus — in den ursprünglichsten Elementen seines Wesens eine rein sittliche Religion; sein höchster, eigenthümlichster Vorzug ist eben dies, daß es einen durchaus ethischen, in dem sittlichen Bewußtsein des Menschen wurzelnden Charakter an sich trägt. In welches Verhältniß man auch alles Andere, was zum Charakter und Inhalt des Christenthums gehört, zu jenem Ursprünglichen und Unmittelbaren setzen mag, gewiß ist doch, daß das rein Sittliche, von welchem es ausging, die unwandelbare, substantielle Grundlage geblieben ist, welcher es nie entrückt werden konnte, ohne seinen wahrsten und eigentlichsten Charakter zu verläugnen, auf welche man daher auch immer wieder aus allen Verirrungen eines überspannten Dogmatismus zurückgehen mußte, wenn so oft die aus ihm gezogenen Consequenzen den innersten Grund des sittlich=religiösen Lebens unterwühlt hatten.“ —

Dieselben sittlich=religiösen Grundpfeiler setzt Jesus in seinen **Gleichnissen** ein, in denen er das Wesen, den Ursprung, die Entwicklung, den Zweck und das Ziel des **Reiches Gottes** darlegt. Das Reich Gottes ist das Königreich des Geistes im Einzelmenschen wie in der Menschengesammtheit, es ist das Geistesreich ohne äußere Bräuche, ohne Tempel, ohne Priester — in seiner Entwicklung die Weltgeschichte selbst, das Weltgericht. „In dem Reiche Gottes wird der Wille Gottes, dessen Erfüllung die absolute Forderung für jeden Einzelnen ist, die gemeinsame Aufgabe einer bestimmten Gemeinschaft, in welcher alle zusammen, je enger sie unter sich verbunden sind, den durch den Willen Gottes gesetzten Zweck um so vollkommener in sich verwirklichen sollen.“

a., Vom Wesen des Himmelreiches:

1. Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn (Matth. 13, 31—32): Es ist klein und unscheinbar in seinem Anfange; es wächst still, organisch, aber sicher — wie alles wirkliche Leben; es entfaltet sich zuletzt zu unendlicher Größe und unendlicher Kraft, wobei äußeres Wachsthum und innere Entfaltung fortdauernd sich stützen. Aus kleinstem Keime das Größte! — Und es ist gleich einem Sauerteige (Matth. 13, 33): Es gelangt dadurch zu solcher inneren und äußeren Höhe, weil es Alles, was es berührt, mit seinem eigenen Leben ansteckt und in sich hineinzieht: wenig Sauerteig

belebt das ganze Mehl; das kleine beginnende Himmelreich erobert die ganze Menschheit! — — 2. Das Himmelreich ist gleich dem Samen, den der Mensch in's Land wirft; er stehet auf Tag und Nacht und sorget; aber der Same gehet auf und wächst, — er weiß es nicht: zuerst Gras, darnach die Aehren, darnach der volle Weizen; zuletzt die Ernte (Luc. 4, 24—29): Allmählich entwickelt sich das Himmelreich — nicht in Sprüngen, denn weder die Natur noch die Geschichte springt: stufenweise innere Entwicklung ist sein Wesen; aber organisch wächst und gedeiht es selbstständig, aus eigener Kraft heraus, seinem inneren Triebe folgend, nicht von menschlicher Kunst beherrscht, sondern von innerlich göttlichem Leben geführt; darum muß im Vertrauen auf seine göttliche Kraft von Stufe zu Stufe an seiner Entwicklung gearbeitet werden, an deren Ende erst seine Vollendung liegt. — — 3. Das Himmelreich ist gleich dem Säemann, der guten Samen auf vielerlei Acker mit verschiedenem Erfolge streut (Matth. 13, 3—23; Luc. 8, 4—15): Der ausgestreute Same, das Wort der Wahrheit, kann nicht aufgehen, wenn es nicht auf natürliche, ihm entsprechende Anlagen in der Menschenseele trifft; das bloße Wort verhallt, wenn das empfängliche Herz, der Sinn und der Geist für das Göttliche, fehlt; es hilft auch nichts, wenn es, nur äußerlich angenommen, nicht zur Gesinnung wird und darum im Sturme der Zeiten nicht Stand hält — wo's nur leichter, oberflächlicher Sinn erfaßt, aber die Tiefe des Gefühls, der Geist für das höhere Leben nicht vorhanden ist; — auch bei Denen hat es seine Heimath nicht, welche die Fähigkeit besitzen es zu verstehen, in welchen das göttliche Leben aber von den Begierden und Leidenschaften überwuchert wird: Sinn und Geist für das Göttliche und Lust am Endlichen und an der Selbstsucht können nicht neben einander bestehen; — nur in Denen wird's volles Leben, in welchen es, vom reinen Geist und mit tiefem Gefühl erfaßt, zur Gesinnung geworden, in Thaten sich bewährt. — — 1. Das Himmelreich ist gleich einem Acker, wo der Feind „Unkraut unter den Weizen" gesäet (Matth. 13, 24—30 und 34—43): Auf dem Boden der Welt entwickelt es sich zugleich mit dem Endlichen; doch siegt es mit Sanftmuth und Geduld über das Böse, das sich selbst vernichtet: — es wächst mit dem guten Samen auch das Unkraut, das der Feind, — d. i. die subjective Sinnlichkeit, objectiv in der Welt die Summe der Sinnlichkeit, das Böse, das unvermerkt zwischen das Gute sich hineinschleicht, — gesäet hat; ja es kann nicht einmal vor der Ernte das Unkraut von dem Weizen gesondert werden, weil der Mensch, wegen der Aehnlichkeit von beiden, die That des Schlechten, die nur äußerlich ist, oft nicht von der aus ächter Gesinnung hervorgehenden Handlung zu unterscheiden vermag, und weil mit dem Unkraute auch die guten Pflanzen ausgerauft werden könnten, da die Wurzeln des Unkrautes tief gehen und sich mit den Weizenwurzeln auf's Innigste verschlingen. Wenn aber die Ernte kommt, wenn das Himmelreich zum mächtigen Baum emporgewachsen: dann wird das Ungleichartige getrennt und Jedem folgt nach seiner Natur und seinem Wesen der Lohn. — — 4. Das Himmelreich ist gleich einem Schatz und einer köst-

lichen Perle (Matth. 13, 44—46): Wer den Schatz im geistigen Acker kennt, der verkauft Alles, um den Acker zu kaufen und den Schatz zu heben; und wer die Perle des ewigen Lebens in ihrem reinen Glanze geschaut hat, der gibt alles Andere hin und tauscht sie ein, da ohne sie, ohne das ewige Gut, alle anderen natürlichen Güter keinen Werth haben, denselben vielmehr erst von ihm empfangen.

b., Der Ruf zum Himmelreich:

1. Das Himmelreich ist wie ein großes Hochzeitmahl (Matth. 22, 2—14 und Luc. 14, 16—24). Es ist groß dieses Abendmahl nach seinen Gaben, die es reicht: Kindschaft mit Gott; und groß in seiner Dauer, denn seine Tische sind für immer zum Genuß gedeckt. Die geladenen Gäste aber kommen nicht oder tödten die Boten: die Liebe zum Irdischen, äußere Ehre und Macht, menschliche Verbindungen halten sie ab. Doch die Strafe bleibt nicht aus. Die Armen an irdischen Gütern, die Krüppel an der Seele, die Lahmen, welche auf dem Weg dieses Lebens nicht mit fortkommen, die Blinden, welche allein sich in das Himmelreich nicht hineinzufinden wissen, werden geladen und — nur die schmutzigen Seelen werden ausgeschlossen. — — 2. Zum Eintritt in's Himmelreich ergeht der himmlische Ruf von Gott immerfort, gleich einem Weingärtner, der seinen Sohn sendet (Matth. 21, 33—46). Aber je lauter der Ruf erschallt, um so größer wird auf der anderen Seite die Verstockung. Und diese Verstockung bleibt nicht außerhalb des Reiches stehen; sie tritt in dasselbe ein, pachtet es und glaubt als Pächter Herr zu sein; tödtet deshalb auch die rechten Kinder des Geisterreiches. Doch der Herr kommt, — die Wahrheit und das Recht erlangt die Herrschaft und vertreibt die falschen Priester des Geistes, die vermeintlichen Pächter des Himmelreiches. — — 3. Der Ruf zum Himmelreich ist wie der eines Hausvaters, der Arbeiter in seinen Weinberg miethet (Matth. 20, 1—16). Es ist kein Contract vorher aufgesetzt; der Contract beruht auf freier gegenseitiger Liebe; darum bestimmen nicht Länge und Last des Dienstes den Lohn: der Herr ruft nach seiner Gnade d. i. nach den Jedem verliehenen Anlagen, nach der Zeit, in welcher der Einzelmensch lebt 2c., — in seinen Weinberg, wenn, wo und wann er will; den Lohn bestimmt allein Demuth und Vertrauen; wer mit ihnen kommt, kommt nie zu spät.

c., Die Bedingungen zum Eintritt in's Himmelreich:

1) Die subjectiven Bedingungen:

1. In's Himmelreich kann eintreten, wer gleich ist einem Kinde (Luc. 18, 16 und 17.) Jesus sprach: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solchen ist das Reich Gottes; wahrlich, ich sage euch, wer nicht wie ein Kind das Reich Gottes aufnimmt, der kommt nicht hinein." Nur der unbefangene, durch keine Ichsucht getrübte Sinn ist selbst für den Erwachsenen der Schlüssel zum Himmelreich. Den Reinen und Schuldlosen, die im bewußten Leben den unbewußten, reinen und schuldlosen Kindern gleichen, welche Christus „umarmte, segnete, die Hände auf sie legend" (Marc. 10, 16. 9, 36), gehört das Reich Gottes. — — 2. Die Bedingung

zum Eintritt in's Himmelreich wird erkannt an den zweien Söhnen (Matth. 21, 28—32), von denen der eine anfangs in sinnliches und sündiges Leben sich verliert, dann aber Reue, Buße und Gehorsam beweist, indeß der andere, scheinbar gehorsam und gesetzmäßig, in seinen Thaten seinen Worten widerspricht: der Heuchlerglaube kommt nicht in's Himmelreich, nur das reuige Thatbekenntniß. — — 3. In's Himmelreich tritt der Zöllner und nicht der Pharisäer ein (Luc. 18, 9—14): Stolzen Schrittes stellt sich der Pharisäer bei seinem Beten im Tempel vor, um von den Leuten gesehen zu werden; der Zöllner hingegen bleibt demüthig im Hintergrunde stehen. Der Pharisäer betet „bei sich selbst", — selbstgefällig nur ganz mit sich beschäftigt und darum voll Lobes über sich in stolzer Selbstbespiegelung; — der Zöllner erkennt seine Schuld, darum bekennt er sie; er hat in sein Herz geschaut, darum auch in das Herz Gottes; also glaubt er an Gott und an die Vergebung der Sünde. Der Pharisäer beginnt mit seinem „Ich", der Zöllner mit seinem „Gott": darum empfängt der Pharisäer nur sich, nichts anderes, weil er um nichts gebetet hat, ja, der, der sich vermessen neben Gott gestellt, hat durch sein Gebet von Gott sich getrennt, während der Zöllner gerechtfertigt in sein Haus geht, denn „wer sich selbst erhöhet, soll erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, soll erhöhet werden." — — So auch im Gleichniß (Luc. 14, 7—11) 4. Von den Geladenen, die sich untenansetzen: Der Selbstsüchtige und Stolze geht des Himmelreiches verlustig; es fehlen ihm die Eigenschaften, die zum Eintritt befähigen. Der Demüthige, in Gottes Gnade sich Bergende, steigt im Gefühl seiner Abhängigkeit von Gott immer höher in der Erkenntniß Gottes, damit in seiner Heiligung, damit in seiner Seligkeit.

2) Die objectiven Bedingungen zum Eintritt in's Himmelreich:

1. In das Himmelreich kann nur eintreten, wer wiedergeboren wird: Das Gespräch mit Nikodemus und mit der Samariterin (Joh. 3 und 4). „Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen." Nicht blos Reue und Buße, nicht allein Ablegung der alten Sünden und Reinigung des Gewissens, wofür die Wassertaufe der symbolische Ausdruck ist, sondern die Freiheit der göttlichen Liebe, in der das alte egoistische Ich erstirbt und das neue göttliche Ich an dessen Stelle aufersteht, wobei alle Selbstgerechtigkeit und Selbstgenügsamkeit begraben wird und in der Demuth der Gottesmuth erweckt ist: das ist die Wiedergeburt aus dem Wasser und Geist. Sie geschieht im Glauben und durch den Glauben d. i. durch das Leben Gottes im Menschenleben, — unmeßbar mit dem endlichen Verstande, geschaut und erfahren aber vom ächten Menschen-Sohn, der ein Gottes Sohn ist, weshalb auch er die Lebensquelle für Alle bleibt, die sich in ihn hineinleben d. i. an ihn glauben, wodurch sie, neue Menschen, gerecht vor Gott sind, während Die, welche dieses göttliche Leben in Christus von sich stoßen, dem geistigen Tode verfallen. — Eben so im Gespräch mit dem samaritanischen Weibe bei Sichem, am Fuße des Garizim, am Jakobsbrunnen:

Nur wer geistigen Durst hat; wer, über fleischliche Lust und irdischen Sinn sich erhebend, Gott, seinem Wesen gemäß, als Geist erfaßt und ihn im Geist und in der Wahrheit anbetet: der gelangt in das Reich, in dem man nicht auf Garizim und zu Jerusalem anbetet, weil die Gottesverehrung nicht mehr im Aeußeren und Sinnlichen gesucht wird. — — 2. Das Wesen des Herrschers im Himmelreich ist gleich der suchenden Liebe des guten Hirten (Luc. 15), der alle seine Schafe als sein Eigenthum gleich lieb hat, aber dennoch nach dem einen, das abhanden gekommen und in der Wüste der Gefahr und dem Verderben preisgegeben ist, suchend eilt, und wenn er's gefunden, dasselbe auf seiner Schulter in die Gemeinschaft derer trägt, die sein Eigenthum bilden. Aus Gnaden nimmt der Herr auf: das Himmelreich ist ein Gnadenreich. 3. Auch ist sein Wesen gleich dem Weibe, das seinen verlornen Groschen sucht (Luc. 15): Der Gedanke, daß der eine Groschen von ihrem wohlerworbenen Eigenthum fehlt, läßt sie nicht ruhen; sie kehret das Haus und freut sich, wenn sie ihn gefunden. So fegt der Herr des Himmelreiches die verjährte Sünde, die alten Vorurtheile, aus, und freut sich, wenn er unter dem Wust der Selbstsucht den reuigen Sünder wiederfindet. Der Herr suchet: aus Gnaden trägt er in's Himmelreich. — — 4. Der Herrscher des Himmelreiches gleicht einem Vater, der seinen verlorenen Sohn wiederfindet und mit Freuden aufnimmt (Luc. 15). Der Vater hatte zwei Söhne; beide gehörten ihm, waren bei ihm. Aber der eine will von ihm weg; er will sich auf sich selbst stellen, und fordert, wo er doch nicht zu fordern hat (er hat den Kindessinn verloren), — sein Eigenthum, das Seine. Der Vater gibt's, denn er will, daß allein freie Liebe an ihn kettet. Der Sohn geht, folgt seinem Willen und verzehrt sein Gut in Leidenschaft und Begierde; im falschen Vertrauen auf die eigene Kraft und im Eigendünkel will er nun erarbeiten, was ihm Noth thut; aber der Knecht kann sich nicht einmal die Speise sichern, die man dem Vieh gibt. Da steht er am Abgrunde der Verzweiflung. Aber — ehe er hinabstürzt, kehrt er freiwillig um, findet sich selber wieder, geht zum Vater zurück, bekennt ihm sein Unrecht, bittet um Gnade, — und der Vater sieht mit den Augen der Liebe auf ihn nieder, erbarmt sich des reuigen Sünders. Dem gegenüber steht der andere Sohn, der stets beim Vater blieb und mit ihm arbeitete, was von ihm verlangt ward, — neidisch niederblickend auf den Bruder, welchen die Gnade aufnimmt: der bloße Gesetzesmensch, die stolze Selbstgerechtigkeit kann die Gnade nicht begreifen, weil ihr die Liebe im Herzen fehlt. Der Mensch darf in der Einheit mit Gott nicht die Gleichheit fordern, noch die Einigkeit mit Gott als eigenes Verdienst betrachten! Das Himmelreich ist ein Gnadenreich! —

d., Die wahren Güter des Himmelreiches:

1. Der thörichte Reiche (Luc. 12, 16—21), der, im Besitz der irdischen Güter, auf diese pocht, aber mitten aus diesem seinen Genuß vom Tode abgerufen wird. Der Weltsinn setzt seinen Lebenszweck in irdische Güter; darum fehlt ihm der Reichthum in Gott, welcher der allein wahre und darum unvergänglich ist, indeß Alles, was nicht gött-

lich ist, jeden Augenblick entschwindet. — — 2. Der reiche Mann und der arme Lazarus (Luc. 16, 18—31): Das Himmelreich im Elend wird verachtet vor des selbstsüchtigen Reichen Thür; wer in ihm lebt und es verkündet, muß oft leiblich darben, denn der Seligkeit, welche der Reichsgenosse genießt, entspricht nicht immer das äußere Glück: das an allen äußeren Gütern Mangel leidende Leben kann reich in Gott sein; — und umgekehrt: der Seele des in Erdenlust versunkenen Menschen fehlen die Flügel, um in die Seligkeit des Himmelreiches hineinzufliegen; bei allem äußeren Reichthum ist sie also arm, und es muß deshalb die Zeit kommen, wo sie beim Gefühl dieser Armuth im Ueberfluß darbt und nach dem Trunke des Seelentrostes sich sehnt. — — 3. Das Himmelreich schließt gleich dem Haushalter der (scheinbaren) Ungerechtigkeit (Luc. 16, 1—9) mit dem Streben nach dem Ewigen nicht die kluge Besonnenheit im Zeitlichen aus; es sucht vielmehr mit den irdischen die himmlischen Güter zu erwerben und fordert von seinen Genossen, daß sie mit den ihnen gebotenen Mitteln die Rechnungen der Schuldner Gottes tilgen und diese sich und damit dem Himmelreich zu Freunden machen.

e., Die Arbeit im Reiche Gottes:

1. Die Talente (Matth. 25, 14—30): Gott hat die Gaben verschieden vertheilt, — nach der Zeit, nach den Verhältnissen, nach dem Stande 2c., in dem der Einzelne geboren, nach den Kräften, die jeder Individualität vorwiegend in's Leben mitgegeben sind. Und nach diesen mitgegebenen Kräften ist Jedem seine eigenthümliche Lebensaufgabe gestellt: der Zins richtet sich nach der Einlage! Darum hat Jeder bei der Schlußrechnung nicht eine mit Allen gleiche, wohl aber eine seinem Capital entsprechende Zinssumme vorzuzeigen, und dem armen aber treuen Knechte, welcher mit zwei Talenten andere zwei gewonnen hat, wird's zum nicht geringeren Verdienst angerechnet, als Dem, der mit fünf Talenten fünf errungen; indeß Der, der nicht mit den ihm anvertrauten Pfunden wucherte, der reich werden wollte, ohne die ihm verliehenen Gaben durch Thätigkeit im Dienste des Göttlichen zu entwickeln und zu nutzen, auch Das verliert, was ihm gegeben war: das ihm Verliehene, das er sich nicht erworben, um es zu besitzen, schwindet ihm, und er geht außerhalb Gottes in Unseligkeit unter. — — 2. Der barmherzige Samariter (Luc. 10, 25—37): Das Himmelreich verlangt von seinen Genossen Menschenliebe ohne Ansehen der Person, des Standes, der Nation, des Bekenntnisses; es verlangt von ihnen Universalität (allgemeine Menschenliebe) gegenüber dem Particularismus, der nur in dem Genossen der Nation 2c., im Freunde 2c. den Nächsten sieht; es verlangt, gegenüber dem Negativen, der umgränzenden Bekenntnißformel, das Positive: die thatsächliche Erfüllung der Nächstenliebe. Priester und Levit, die aus der Religion ein Geschäft machen, gehen vor dem der Barmherzigkeit Bedürfenden ohne Erbarmen vorüber; der von dem „auserwählten Volk" verachtete Samariter erbarmt sich, ohne zu fragen und zu überlegen, wer und was der Hülfsbedürftige ist: er war der Nächste, nicht als Samariter, son-

dern als menschlicher Mensch. Thaten allgemeiner Menschenliebe sind die Arbeiten im Himmelreich. —— 3. Der dankbare Samariter (Luc. 17, 11—19): Neun „Fromme" werden gesund und haben keinen Dank; nur „der Ketzer" kommt und dankt Dem, der ihm half. Also: Nicht Dogmen, nicht Formeln erzeugen die ächte sittliche Gesinnung; sie entströmt dem Herzen! Der Genosse des Himmelreiches ist dankbar — dem Mitmenschen, — vor Allem aber Dem, von deß Gnade er lebt, der ihm täglich hilft, weil er ohne ihm nicht und Nichts wäre, und in dieser Dankbarkeit kommt er zu ihm, sucht ihn, erkennt ihn, verkehrt mit ihm, kehrt unaufhörlich zu ihm zurück. —— 4. Der Schalksknecht (Matth. 18, 23—35): Wie Barmherzigkeit und Dankbarkeit; so muß der Genosse im Himmelreich unaufhörlich Vergebung üben, — dem Nächsten die Schuld verzeihen, weil er selbst stets von Gott dieser Verzeihung bedarf. Es ist ein innerer Zusammenhang zwischen dieser Vergebung von Seiten des Menschen und von Seiten Gottes, denn wer mit seinem Mitmenschen rechnet und keinen kleinsten Fehler dabei zu verzeihen weiß, dem fehlen die Bedingungen, unter denen er sich die Vergebung Gottes erringen kann: die Selbsterkenntniß, der demüthige Sinn, die gänzliche Hingabe an die Gnade Gottes.

f., Der Stifter in seinem Verhältniß zu den Genossen des Himmelreiches:

Er steht mit ihnen in innigster Einheit:

1. Der Weinstock und die Reben (Joh. 15, 1—16): Die Genossen zehren von seiner Lebenskraft der Liebe, die er Allen mittheilt, denn vom Weinstock gehen alle Lebenssäfte aus; nur so lange die einzelnen Reben mit ihm verbunden sind, sind sie lebendig; die dürren und schwachen, sowie die üppigen Auswüchse — die Maulbekenner im Gottesreich — werden abgeschnitten. Darum: Nur wer in Christus bleibt (die Rebe kann keinen Augenblick vom Weinstock abgeschnitten werden, ohne zu verdorren) und nicht blos in momentaner Gefühlsregung sich ihm hingibt, sondern ununterbrochen neues Leben aus seinem Liebesleben schöpft und dasselbe durch die That bewährt, ist ein wahres Glied am Weinstock, der an ihm wie an den ihm Gleichen seine eigene Entfaltung hat und darum ihrer bedarf, wie sie seiner. —— 2. Der gute Hirte und die Schafe (Joh. 10): Ein Hirt ohne Heerde wäre kein Hirt; darum hat er sein Leben an das seiner Schafe geknüpft. Aber die Schafe ohne Hirten wären dem Verderben preisgegeben. So haben die Genossen des Himmelreiches nur in Christi Willen eigenen Willen, durch ihn Geisteskraft, Wahrheit, Weisheit: er führet gut und schützet vor allen Feinden der Selbstsucht. Aber er führet auch immer mehr Genossen in das Reich ein, weil mit ihrer Zahl sein eigener Besitz, sein eigenes Leben wächst.

b., Der Stifter des Himmelreiches steht mit Denen, die seinem Geist widerstreben, im schärfsten Gegensatz; denn je entschiedener das Gute auftritt, um so schroffer wird sein Gegensatz zum Bösen, aber um so mehr auch die eigene Nichtigkeit desselben offenbar: es erscheint als Das, was es in Wahrheit ist — Nega-

tion, Verkehrtheit am Guten, als Nichtseinsollendes und darum zum Verschwinden Bestimmtes. 1. Die zehn Jungfrauen (Matth. 25, 1—13): Nur wer unaufhörlich in Liebe wacht, der geht mit Christus in's Himmelreich ein; wer abläßt vom Streben und in die Sinnlichkeit versinkt, kann nicht eintreten, und lange erst muß er mit sich kämpfen, ehe ihm die Thür des Geisterreiches geöffnet wird, — denn nicht gegeben, nicht von Anderen geschenkt kann dem Menschen die Seligkeit werden; sie will, obschon auf dem Boden göttlicher Gnade erwachsen, dennoch errungen sein. — — 2. Der Feigenbaum (Luc. 13, 1—9): Gott wartet; er schaut lange dem Sünder nach; er ist der Gnädige, der Langmüthige und Geduldige: die Gnadenzeit ist die Versuchszeit für den Stifter des Himmelreiches, ob er durch seine Führung Den, der im Reich geboren ward, noch auf den Weg zum Reiche führen und auf ihm festhalten kann; — es ist die Gnadenzeit die Wartezeit für den in die Selbstsucht Hinabsteigenden, um sich zu besinnen und in das göttliche Liebesreich heimzukehren: Nur wenn er kommt, erreicht er ewiges göttliches Leben, und damit Seligkeit; auf der anderen Seite steht vor ihm sittlicher, geistiger Tod und damit die Unseligkeit. — —

Seine höchste Zuspitzung und seinen positiven Gehalt erhält dieses sittlich-religiöse Reich in des Menschen **höchstem Lebensgesetz,** das Jesus Matth. 22, 37—40. und Marc. 12, 28—34 ausspricht. Das Grundgesetz des Gottesreiches heißt Liebe zu Gott, die sich in der Liebe zum Menschen und in der Selbstliebe bewahrheitet, denn je mehr der Mensch sich wesensverwandt mit Gott erfaßt, um so mehr muß er in jedem Menschen den Menschen sehen und diese Verwandtschaft bethätigen. In Liebe soll der Mensch Gott umfassen, ihn an sich nehmen und sich an ihn geben, so daß aus Beiden Eins wird: das ist das Höchste, was der freie Mensch wollen und vollbringen kann, — die Tugend aller Tugenden. Nur wenn vom Menschen Alles auf Gott bezogen, durch Gott vereinigt, in Gott gewollt wird, — was Gott will, wie Gott will, weil Gott will; — nur wenn Gott des Menschen Weg und Ziel, sein Leben und seine Kraft ist; — nur wenn er so Gottes voll, im Sichtbaren das Unsichtbare ergreift, im Zeitlichen das Ewige sucht, im Irdischen das Himmlische treibt: — ist er der ächte Bürger des Himmelreiches. Dann liebt er Gott und in Gott und mit Gott zugleich seinen Bruder — den Menschen: als Bewohner desselben Hauses und als Glied derselben Familie, aus demselben Lande, mit denselben irdischen und himmlischen Interessen. Und in dem Menschen und in Gott liebt er dann zugleich sich selbst, wie den Nächsten, weil den Nächsten wie sich selbst, so, daß er seine Eigensucht verläugnet, aber sein Selbst nicht verliert, — daß er, was an ihm wider Gott ist, aus Liebe zu Gott vernichtet, damit er Gott gewinnt im eigenen Leben: was sein wahres Selbstgefühl und seinen Selbstgenuß, — die Hauptbedingung zu seiner eigenen Seligkeit ausmacht. —

Diese Forderungen der Gott-, Menschen- und Selbstliebe haben ihre Begründung in der weiteren Lehre Jesu, daß **Gott die Liebe** ist. **Liebe** ist ein Sichfinden und Sichhaben im Anderen, so daß der Liebende im Geliebten und der Geliebte im Liebenden

lebend, beide Eins sind. So ist die absolute Liebe der absolute Geist, der frei aus eigener innerer Nothwendigkeit sich in der Welt als seinem Wort, seiner That, Aussprechende und Bethätigende, — in seinem Werk sich selbst darstellend, sich in der Welt und die Welt in sich bewegend, in Allem bei sich selber bleibend. Liebe ist der Schöpfungsgrund: Aus Liebe hat Gott die Welt geschaffen; denn die Liebe hält's bei sich nicht aus; sie muß sich mittheilen, weil im Mittheilen ihr Leben, ihre Freiheit besteht. Liebe ist der Schöpfungsstoff: Alles, was ist, sind Liebenswerke Gottes, Liebesthaten; jedes Einzelsein ist (— nicht bildlich nur, sondern in Wahrheit und in seiner Wesenheit —) ein Liebeswort Gottes; jedes Wesen ist ein Liebeswesen, ein Ausfluß der ewigen Liebe, das von allen anderen Liebeswesen begränzt wird, — eine Begränzung, die wir: „Materie," „Stoff," „Leib" nennen. Liebe ist das Schöpfungsziel, denn was ein Wesen seiner Natur nach ist, das will es auch selbstthätig aus sich heraus werden: darum streben alle Wesen, in Liebe aufzugehen, um dadurch und dann in ihrem Wesensgrunde zu ruhen; darum kreisen alle Lebendigen, der Fixsternenhimmel so gut, wie das Menschenleben und die Eintagsfliege, um immer höhere Centren, bis sie zuletzt bei Gott, ihrem Urquell, landen; darum ist es die Aufgabe aller Individuen, besonders des bewußten Menschen, durch Verklärung des eigenen Wesens mittelst der Liebe sich zu vergotten.

Diese absolute Liebe, die Gott ist, ist **der absolute Geist**, der Alles in Allem erfüllt, der im Weltenall, und in dem das Weltenall ist. Dem Einzelmenschen gegenüber ist er transscendent: er ist „im Himmel." Darum sagt Jesus: „Der Vater ist größer, denn ich". Nicht das Weltenall, und noch weniger der Mensch, auch der edelste, und der größte, kann ihn ganz umspannen, denn er ist unzählbar und unaussprechbar mehr und größer als Alles. (Joh. 10, 29.) Auch Jesus ist nur der Endliche im Unendlichen, — Ihm gegenüber, dem Unendlichen im Unendlichen. Aber, in Allem, — ist er auch dem Menschen immanent. Darum spricht Jesus: „Ich und der Vater sind Eins" (Joh. 10, 30.), und „der Vater ist in mir und ich in ihm" (Joh. 10, 31—39.); — ohne mit diesen Aussprüchen die Gott-Einheit für sich allein in Anspruch zu nehmen, da er vielmehr seine Jünger seine Brüder nennt und den Juden gegenüber, die von ihrem dualistischen Standpunkte aus seine Aussprüche für Gotteslästerung erklären, sich mit Hinweis auf die Bibel vertheidigt, da Jehova sage (Psalm 82, 6): „Götter seid Ihr, Söhne des Höchsten, Ihr Alle." Jesus erkannte Gott als das Weltall durchdringend, wesenhaft in demselben wirkend; aber besonders wesenhaft sah er ihn in den Menschen, die deshalb auch zur bewußten Einheit mit Gott gelangen sollen (Matth. 6, 24.), indem sie ihn als ihr sittliches Ideal, als den absolut Guten („Niemand ist gut, als der alleinige Gott") ergreifen.

In dieser bewußten Realisirung des göttlichen im menschlichen Wesen besteht die Freiheit des Menschen: er, der Endliche im Unendlichen, soll doch zugleich der Unendliche im Endlichen sein. Zu dieser Freiheit will Jesus erziehen, denn „wen der Sohn frei macht, der ist recht frei." — —

Mit diesen Lehren hatte sich Jesus zu seinen höchsten geistigen Anschauungen emporgerungen. Die Entwicklung in seinem Innern, das Bewußtsein von seiner Aufgabe und von seinem Wesen hat darin seinen Gipfel erreicht. Er füllte mit diesem Bewußtsein seiner Gottmenschlichkeit die Kluft aus, die zwischen Gott und Mensch zeither befestigt war. Das ewige Wesen Gottes ist nun sichtbar anzuschauen in Dem, der seinen Willen thut, denn der ist sein lieber Sohn, an dem er Wohlgefallen hat. Das Evangelium von der Kindschaft trat von nun ab an die Stelle des Gesetzes, das als der Wille des jenseitigen Gottes im Knechtsdienst befolgt werden mußte, indeß jetzt die Stimme Gottes in der eigenen Brust des Menschen redet, so daß der ihr Folgende frei ist, weil er in ihr nur sein eigenes Wesen verwirklicht.

Ein epochemachendes Ereigniß in dem Leben Jesu war es deshalb, als den Jüngern Das, als was er sich selbst im Geist erfaßt hatte, gleichfalls offenbar wurde, und als Petrus dafür der Mund seiner Schüler wurde, indem er sprach: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes." — Nachdem ihn die Apostel so als den Vollender Dessen anschauten, was Moses begonnen und Elias fortgebildet hatte: sahen sie auch auf dem Berge Tabor in Verzückung und Geistestrunkenheit ihren Meister in Mitten der beiden Helden des alten Bundes: — ihr ganzes geistiges Sinnen und Denken begann sich zu wandeln, denn es erschien nun an der Stelle des weltlichen der geistige Messias vor ihnen. —

Durch das Bewußtsein der Kindschaft Gottes, in dem Jesus selbst lebte und das fortan den Jüngern, wenn auch immer wieder mit irdischen Messiashoffnungen vermischt, aufdämmerte, wurde er der Schöpfer eines neuen Geistes für die Welt, denn mit und in diesem Bewußtsein hat er die absolute Religion begründet, — das Christenthum, das seiner Wesenheit nach mit dem absoluten Begriff der Religion identisch ist, — die Religion, welche die Menschheit erobern muß, weil die Weltgeschichte nur dann vorwärts schreitet, wenn sie den Grundgedanken Jesu zu realisiren strebt und überall da im Rückschritt begriffen ist, wo sie sich von demselben entfernt. Jesus ist der Sohn Gottes; aber nicht exclusiv; denn alle Menschen können und sollen es — jeder nach seinen Anlagen — gleich ihm werden und sein. Darum ist er nicht ein vom Menschen verschiedenes Wesen: er ist des Menschen Sohn, — der Mensch, welcher die dem Menschen überhaupt gestellte Aufgabe löste und damit das wahre Wesen des Menschen in und mit seiner Person offenbarte. —

Jesus stellte seine Lehren nicht theoretisch als Dogmen, nicht als eine christliche Dogmatik oder als ein philosophisches System auf: sie waren für ihn und sollen nur das Licht sein, das die Praxis, das sittliche Leben durchleuchten muß. Nicht eine supranaturalistische oder rationalistische Dogmatik, — die Idee der vollendeten Frömmigkeit ist Das, was er als Ideal aufstellt, und für das er sein Leben opfert. Darum fordert er auch überall von seinen Jüngern, daß sie seine Lehre durch Thaten bewähren sollen. Darum gibt er als Prüfstein für

die Göttlichkeit seiner Anschauungen, daß sie gethan werden sollen, denn nur dadurch wird man „inne, ob sie von Gott sind, oder ob er von sich selbst redet." Nicht auf's Wort, — auf die That kommt es ihm an, und die Wahrheit seiner Lehre soll sich an ihren Früchten zeigen.

So ward Jesus in und mit seiner Person selbst auch nicht durch Worte allein, sondern wesentlich durch seine That der Erlöser der Menschheit, indem er durch sein ganzes Leben bewies, daß der Mensch seinen persönlichen Willen mit dem göttlichen einigen, die persönliche Freiheit mit der göttlichen Nothwendigkeit in Einklang setzen kann. Völlig mit seinem Leben dem Ewigen ergeben, — die Vollbringung des göttlichen Gesetzes aus eigenster Freiheit, — ein beständiges Opferfest seiner selbst für Andere, —

Auf heitrer Stirn der Menschheit Siegel,
Und in der Brust der Gottheit ganze Fülle, —

in ungetrübter Klarheit sich selbst in der Menschheit und mit ihr sich in der Gottheit fassend, — darum voll innigsten Mitgefühls für das Höchste wie für das Niedrigste: das war sein Leben der Liebe. —

Als dieser größte aller Propheten, als der Verkündiger der göttlichen Liebe, stand er vor dem Volk — ein Mensch in wirklicher, realer Einheit mit Gott, — sein göttlicher Gedanke seine göttliche That, — sein Leben der volle Ausdruck und Abdruck seines Geistes: ein Trost der Bekümmerten, ein Freund der Reinen, — wie Spinoza sagt, nicht sowohl der Prophet, als der Mund Gottes. Und diese den Geist neuschaffende Persönlichkeit trat auch in der Leiblichkeit so imponirend und kräftigend für Andere auf, daß, fortgerissen von dem magischen Einfluß seiner Erscheinung die Besessenen ihn als den Messias begrüßen mußten, und geistig wie leiblich Kranke durch den Glauben an ihn geheilt wurden. „Wie ein mächtiger Lehrer der Wahrheit — sagt Schenkel — erscheint er dabei, der das geistig und sittlich befreiende Wort gefunden hat, welches die verwirrten Köpfe wieder zurecht bringt und die kranken Seelen wieder gesund macht. Die persönlich beruhigende Einwirkung Jesu ist's, die hilft. Aber immer sind es nur Wirkungen des persönlichen Menschengeistes, die, wie Alles, was von diesem Geiste ausgeht, der sittlichen Vermittlung bedürfen, eine entsprechende Empfänglichkeit voraussetzen und eine begränzte Tragweite haben." So ziehen sich Heilungswunder durch sein ganzes Leben hin, von denen in den Evangelien, die das Zerstreute sammelten, einzelne Typen erzählt werden, während andere die Veranlassung wurden, — das von dem Messias Erwartete auf ihn beziehend, — durch Bilder und poetische Gestaltungen ihn als den Heiland anschaubar zu machen: Der Beschwichtiger der Seelenstürme wurde zum Herrn der Meeresstürme; der Oeffner der geistigen Augen und Ohren wurde zum Verleiher des verlornen Gesichts und Gehörs; der Tausende als alleiniger mit seiner Seelenspeise Nährende, so daß am Ende mehr vorhanden war, als ausgegeben ward, wird zum leiblichen Speiser von

Tausenden mit wenig Fischen und Broten; der die Auferstehung und das Leben ist, wird zum Herrn über den leiblichen Tod. Naturentsprechende Thaten (— es gibt keine andere Herrschaft des Geistes über die Natur, als das Eingehen und Sicheinordnen in ihre Gesetzmäßigkeit, denn diese Gesetzmäßigkeit ist die Vernunft Gottes selbst —), oder poetische Darstellungen von Ideen als Fortentfaltung prophetischer Weissagungen sind die von Jesus vollbrachten Wunder, -- von Ihm, der strafend zu den wundersüchtigen Juden sprach: „Ein böses treuloses Geschlecht verlangt ein Zeichen; keines soll ihm gegeben werden, als nur das des Propheten Jonas" d. h. das Zeichen, das Zweifelnde erhalten sollen, ist das Zeugniß der Geschichte. Die Wundererzählungen, welche, entgegen den Gesetzen der Natur und der Geschichte, um einzelne große historische Persönlichkeiten gewoben sind, sind nichts anderes, als die poetische Philosophie der Weltgeschichte selbst, um die große Bedeutung der Person oder auch eines Ereignisses, oder den inwohnenden Geist der Sache ꝛc. mit glänzenden Bildern, mit bunten Arabesken, mit blühenden Sagengewinden zu schmücken, so daß die äußere Erzählung (— ein Wunder, des Glaubens liebstes Kind d. i. das Erzeugniß der gläubigen Anschauung, —) nur das Geländer wird, hinter dem eine ewige Wahrheit steht: wie den großen sophokleischen Tragödien keine wirkliche, aber eine wahre Geschichte zu Grunde liegt. So stellen auch die Erzählungen von den Anfangs- und Schlußpunkten des Lebens Jesu ewige Wahrheiten dar: — der Genius, und hier auf dem Gebiete der Religion der höchste religiöse Genius, stammt aus Gott und geht zu Gott! Mit diesem Gedanken verwoben sich die Schilderungen des alttestamentlichen Messias, dessen Verwirklichung man in Jesus sah, zu den wundervollen plastischen Gebilden im neuen Testament. Die Judenchristen, welche in Jesus den alttestamentlichen Messias erblickten, verfaßten noch die Geschlechtsregister Josephs und der Maria, um den Heiland äußerlich, dem alten Testament gemäß, mit den alten Größen in Zusammenhang zu bringen. Den Heidenchristen war das Gezeugtwerden aus Gott ein geläufiger Begriff; man trug ihn deshalb auf Den über, der sich selbst als Gottes Sohn bezeichnet hatte, indem man der festen Ueberzeugung war, daß nicht Menschen durch die Zeugung, sondern nur Gottes Geist Jesus zum Gottmenschen, zum Erlöser, machen konnte. Darum nun ließen ihn die Christen, die sich des jesajanischen Spruches erinnerten von der Jungfrau (jungen Frau), die schwanger werden und einen Sohn gebären sollte, einen Emanuel, — von der „Jungfrau" Maria geboren werden: — das Symbol für die Wahrheit, daß das Weib in reiner ehelicher Liebe nicht befleckt wird, und daß nur das Jungfräuliche im Menschen, das unbefangene, rein gottergebene Gemüth zur Aufnahme des Göttlichen und zu seiner Gestaltung im Stoffe der Welt geeignet ist. Als Zeichen, daß das Reich Jesu nicht von dieser Welt ist, liegt der Neugeborne in der Krippe. Den Armen wird das Evangelium gepredigt und sie verstehen es zuerst; darum erscheinen Hirten als die ersten an seiner Wiege. Aber der Heiland ist auch der Ersehnte der Völker, die aus

ihrem Sternendienst heraus die Hindeutungen auf ihn lesen: darum kommen die Weisen des Morgenlandes, vom Stern in der Höhe geleitet, und beten ihn an. Die Weissagungen der jüdischen Religion erhalten in ihm ihre Erfüllung: Simeon und Hanna sind die Repräsentanten des altgewordenen Judenthums, das ihm huldigt. Aber es fürchtet ihn auch die bestehende Tyrannenmacht, die ihn erwürgen möchte: Herodes und der bethlehemitische Kindermord. Doch die äußere Gewalt vermag nichts gegen die Idee und ihre Träger: — die Flucht der Aeltern Jesu mit ihm nach Aegypten. Der in seinem ganzen Dasein ewiges Leben lebte, kann durch den Tod dieses Leben nicht verlieren; er muß vielmehr, gestorben, doch unvergänglich, geistig wiederkommen („Er ist — sagt Paulus — auch mir erschienen und Gott hat seinen Sohn offenbaret in mir, und da wir todt waren in Christus, hat er uns sammt Christus lebendig gemacht und hat uns sammt ihm auferwecket und sammt ihm in das himmlische Wesen gesetzt"): das war der Grundgedanke, der die an ihn Gläubigen, die einerseits niedergedrückt durch den scheinbar unglücklichen Ausgang und andrerseits erhoben durch das großartige Leiden und Sterben, wie durch die Einsicht in die Nothwendigkeit desselben, — in ein so gesteigertes Geistesleben versetzte, daß sie den innerlich Auferstandenen auch äußerlich erblickten. Der von Gott Gekommene und geistig Auferstandene kann sodann keine andere Heimath als in Gott haben: das ist die große Wahrheit, die durch die Himmelfahrt verkündet wird. Darum ist auch zur weiteren Erklärung und Fortsetzung der ewigen Lebensgeschichte Jesu von der alten Kirche hinzugefügt: „Sitzend zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters," womit nichts anderes gesagt ist, als daß er, der Sohn des Vaters, in den Vater, in dessen Grund und Wesen, zurückgegangen ist. „Von dannen er wieder kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten:" Darin und damit spricht dann das Christenthum zuletzt die Ueberzeugung aus, daß sich das durch die persönliche Thätigkeit Jesu begründete Gottesreich auf Erden mit allen in ihm enthaltenen Entwicklungsphasen vollständig darlegen wird, — eine Darlegung, welche der Thätigkeit des Geistes zugeschrieben wird, der die Gemeinde in alle Wahrheit leiten soll. —

So groß war die Persönlichkeit Jesu, daß das christliche Bewußtsein so Großes und so ewig Wahres, wie es in den Wundergeschichten geschehen ist, von ihr aussagen konnte. — —

Natürlich war es, daß solche Persönlichkeit mit den alten bestehenden, besonders mit den Kirchengewalten, in Gegensatz und Widerspruch und damit in Kampf treten mußte. Bei seinem ersten Auftreten hatte Jesus den Zusammenstoß mit der theokratischen Partei unter den Juden noch zu vermeiden gesucht Bald jedoch kam er zum Bewußtsein, daß bei der Feindseligkeit seiner Gegner ein Kampf eingegangen werden müsse, nach dessen Beginn an einen Friedensschluß mit ihnen nicht zu denken sei, — da bei der äußeren Gesetzlichkeit und Werkheiligkeit des jüdischen Volkes die Gewissenswahrheit nur durch Kampf durchzusetzen sei. „Niemand flicket neue Lappen auf ein altes Kleid;" — „Man gießet nicht neuen Wein in alte Schläuche;" —

„Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert;" — „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich:" so steigerte sich in ihm immer mehr das Bewußtsein des Gegensatzes mit der endlichen, auf das Aeußere und Vergängliche den Sinn richtenden Welt, die nicht in der Wahrheit war, und dieses Bewußtsein wurde um so lebendiger, je heftiger die Gegner gegen ihn ankämpften; und sie kämpften um so mehr gegen ihn an, je mehr sie in ihm den religiösgefährlichen Agitator, den Feind der überlieferten heiligen Schranken und Zäune, den Volksverführer sahen, der — das wurde ihre Ueberzeugung — sobald als möglich unschädlich gemacht werden müsse. Darum bestrebten sie sich zunächst ihn dem öffentlichen Abscheu preiszugeben, indem sie ihn als einen Abgesandten und Verfechter des Teufelsreiches verschrien. Sodann versuchten sie ihn mit spitzfindigen Fragen, um Anklagewerthes auf ihn zu bringen und ihn dadurch aus dem Wege zu schaffen. Den so an ihn Herankommenden trat Jesus mit seiner Geistesgröße entgegen und schlug ihre Fragen zurück. Der jüdische Tyeologe, der ihn nach dem ersten Gebote fragt, muß nach der Unterredung mit ihm bekennen: Du hast wohl geredet, daß nur Ein Gott ist und sonst keiner mehr. Der frivolen Frage der Sadducäer, weß Frau diejenige im Himmel sei, welche sieben Männer gehabt habe, erwidert er, daß im Jenseits, wo der Mensch eine seiner höheren geistigen Bestimmung angemessene Form haben wird, das irdisch nothwendige Thun des Erdmenschenlebens aufhört, — und ihrer Unsterblichkeitsläugnung hält er entgegen, daß Gott nicht ein Gott der Todten, sondern der ewig Lebenden ist, daß „der Glaube an Unsterblichkeit auf dem Glauben an die ursprüngliche und unaufhörliche Lebensgemeinschaft mit Gott" beruht. Der Pharisäer mit dem Zinsgroschen erhält zur Antwort, daß dem Kaiser zu geben ist, was des Kaisers ist, Gott, was Gottes ist, — mit welchem Ausspruche er die Religion von der Politik trennt und dadurch „die Freiheit der Gewissen und die Unabhängigkeit der religiösen Ueberzeugung von der Staatsgewalt für alle Zeiten begründet." — Jesus vertheidigte sich jedoch nicht blos den Hierarchen gegenüber; — er trat positiv ihrer lediglich äußeren Gesetzlichkeit, ihren Festanordnungen, ihren Reinigungsgeboten, ihren Sabbathsgesetzen, ihren Cultuseinrichtungen entgegen, und machte ihnen vornehmlich den Vorwurf einer heuchlerischen Gesinnung, da es ihnen nur um das Vorhängen einer Maske der Gottseligkeit, nicht um das innere Wesen derselben zu thun sei: — Sie seigen — sagt er — den Wein, ehe sie ihn trinken, um nicht eine Mücke zu verschlucken und statt dessen schlucken sie ganze Kameele hinunter; sie sind treu in unbedeutenden und gleichgültigen Dingen und die heiligsten Rechtsnormen, die unerläßlichen Pflichten der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit versäumen sie; sie halten lange Gebete und plündern dabei die Häuser der Witwen und Waisen. „Silbenstechender Rigorismus in der Form, und — gränzenlose Frivolität in der Sache!" —

Jesus war sich bewußt, daß er in diesem Kampfe mit seiner Person erliegen mußte; so gewiß ihm andrerseits war, daß die von ihm verkündete ewige Wahrheit siegen werde. Er sah sich im Geiste zu Tode gemartert. Er sah aber auch im Geiste die Apostel als

Kirchengründer und das Evangelium über den Erdkreis ausgebreitet. Er sah bei der Ausbreitung desselben Haß und Feindschaft um des messianischen Bekenntnisses willen von allen Seiten. Er sah aber auch die ganze weltgeschichtliche Zukunft unter dem großartigen Gesichtspunkte eines Gerichtes, in welchem der Sohn des Menschen selbst der König ist, der das Gericht über die Glieder des Himmelreiches hält: — seine Weissagung über die Zukunft der Weltgeschichte, die vom apostolischen und nachapostolischen Zeitalter dahin mißverstanden ward, daß man die Zukunft des Menschensohnes zur geistig-sittlichen Vollendung seines Reiches für eine sinnlich-sichtbare Wiederkunft desselben hielt. —

Im Bewußtsein, daß seine Wahrheit der Kämpfe mit der Welt bedürfe, hatte Jesus stets schon von seinen Jüngern als erste Aufgabe Selbstverläugnung, Selbstaufopferung, gefordert, denn in dem von ihm zu stiftenden Geisterreich muß das endliche Leben für das ewige hingegeben, der Werth aller irdischen Güter gegenüber den himmlischen für nichts geachtet werden können. Daß nicht alle ihn umgebenden Bekenner auf diese Höhe sich erheben und auf ihr feststehen werden, daß es an Abfall und Verläugnung nicht fehlen wird, sah er voraus. Konnten sich doch Die, welche ihm am Nächsten standen, immer wiederholt von irdischen Messiashoffnungen nicht los machen. Darum weisen seine letzten Belehrungen an sie noch auf das Loos hin, das ihnen in dieser Zeit bevorsteht: Keine bleibende Stätte, viel weniger ein ruhiger, genußreicher Besitz; Theilnehmen an seinem Leiden und Sterben; Verfolgt- und Mißhandeltwerden um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen! Seine Nachfolger sollen sie werden: sein Lebenswerk vollenden: er aber ist „nicht gekommen, bedient zu werden, sondern zu dienen und sein Leben zu geben als ein Lösegeld statt Vieler." (Marc. 10, 45.; Matth. 20, 28.) Es war sein Leben wie sein Tod — ein Dienst der Armuth, des Elendes, des Jammers, der tiefsten Verlassenheit und Verkommenheit. Symbolisch noch macht er den Jüngern diese seine Aufgabe in der Fußwaschung (Joh. 13, 1—17.) anschaubar: Es spiegelt sich in ihr die dienende Liebe seines ganzen Lebens. —

Diese That gehört bereits Jesu letzter Festfeier an. Trotz aller Erfahrungen von dem Widerstande seiner Gegner hatte er sich von Galiläa nach Judäa, und zwar nach der Hauptstadt selbst, zu dem Sitze der Machthaber, zu dem Mittelpunkte des herrschenden Glaubenssystems, begeben, — von der Ueberzeugung geführt, wie Baur sagt, daß seine zur Entscheidung reife Sache sich jetzt auch wirklich entscheiden müsse durch die Annahme oder Verwerfung seiner Lehre und Person, — mit der thatsächlichen Erklärung der ganzen Nation, ob sie bei ihrem traditionellen, das sinnliche Gepräge des jüdischen Particularismus an sich tragenden Messiasglauben bleiben, oder einen solchen Messias anerkennen wolle, wie er war und durch sein ganzes Leben und Wirken bethätigt hatte. — Die Antwort auf diese Frage hatte er sich bereits selbst gegeben, ehe sie ihm von Außen gegeben wurde. Worte des tiefsten

Schmerzes sind's, mit denen er ausspricht, wie sehr er sich in Galiläa getäuscht hat (Matth. 11, 20—24. Luc. 10, 13—15.); und an Jerusalem wiederholt sich dasselbe, wie er mit thränenden Augen bekennt (Luc. 19, 41.). „Er kam in sein Eigenthum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf.“ (Joh. 1, 11.) — Mit diesem Bewußtsein ging er hinauf gen Jerusalem, bei dessen Anblick das Schicksal der Stadt klar vor seinen Augen steht: er kennt Israels Schuld; — er hat es versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Fügel nimmt; aber es hat nicht gewollt; — darum wird kein Stein auf dem anderen bleiben; — doch über den Trümmern wird das Reich Gottes sich aufbauen. Falsche Messiasse werden kommen; — aber wie der Blitz wird seines eigenen Geistes Zukunft sein; — und das Evangelium vom Reich wird gepredigt werden in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker (Matth. 24, 14.). — Mit dieser Siegesgewißheit zieht er in Jerusalem ein, — durch die Feierlichkeit des Einzugs von Seiten seiner Anhänger, in die er einging, sich als den Messias ankündigend. Wohin aber dieser Messias führen wolle, — das zeigte er sogleich beim Eintritt in den Tempel, wo er mit der Geißel seiner Hand und seines Geistes die Krämerseelen und Tempelschänder hinwegtreibt, — im heiligen Zorne der Liebe donnernd und blitzend, — sonst die zarteste Hingebung, Duldung und Entsagung, hier unbeugsam, mit Feuer und Geist taufend, — den Tempel des Geistes an die Stelle dieses herabgewürdigten steinernen setzend, den er, wenn er abgebrochen, in dreien Tagen wieder aufbauen d. h. an dessen Stelle und seines äußeren Gottesdienstes er den geistigen Tempel für alle Völker der Erde errichten werde! —

Die Hierarchen sahen in solchem Auftreten sich selbst und ihr ganzes mühsam aufgebautes theokratisches Werk gefährdet. „Es ist besser, daß Ein Mensch sterbe für das Volk, als daß das ganze Volk verderbe:“ dieses Wort des Kaiphas, des Schwiegersohnes des Hannas, des Mitgliedes der Familie, die fast 50 Jahre das Hohepriesterthum als priviligirtes Eigenthum innehatte, „wie der ganze Adel des Tempels“ zur Secte der Sadducäer gehörend, — dieses Wort des orthodoxen Conservativismus aller Zeiten, der damit den Justizmord bei Vernichtung neuer Ideen rechtfertigen will, — wurde das Losungswort des reactionären Fanatismus der Ruhe in Jerusalem, der von der Begeisterung der neuen Predigt eine Bewegung, damit aber den Fall des äußeren Tempelcultus und damit die Versiegung der Quelle seiner Macht und seines Reichthums fürchtete. —

Während aber der Hohepriester mit der Geistlichkeit und den Obersten des Volkes berieth, wie sie Jesum „ohne Aufsehen“ (Matth. 26, 3.) umbrächten: feierte dieser noch ein Mal himmlisch schöne Stunden jenseits des Oelberges, in Bethanien, wo er sein müdes Haupt so oft niedergelegt, — im Hause der Maria und Martha, der hingebenden und der werkthätigen Liebe, der Ideale aller Frauen: — ein Zeugniß von Jesu eigener Seelenruhe mitten in den Stürmen, — und die daselbst stattfindende Salbung ein Beweis, daß der einfachen, schlichten, aber göttlichen Frauenseele aufge-

gangen, was den Weisen und Priestern verborgen geblieben war, — der Welt zum ewigen Gedächtniß. —

Von Todesahnung ergriffen, und in der Ueberzeugung, daß er zum letzten Male das Osterlamm mit den Seinen esse, spricht er diese Thatsache seines Innern klar und bestimmt vor diesen aus, ihnen Brot und Wein als Zeichen seines Leibes und Blutes reichend, das er für sie Alle dahingeben werde. Damit hatte er ihnen das Versöhnungswerk verkündet: — die Hingebung des eigenen göttlichen Lebens in göttlicher Liebe.

Gespräche voll Weihe und Weisheit füllen — (nach dem johanneischen Bericht: Ev. Joh. 14—17.) — den bedeutungsvollen Abend aus. Er beruhigt die Jünger über die ihnen bevorstehende Trennung. Trost soll ihnen das Verhältniß seiner zu seinem Gott sein (14, 1.): Glaubet an Gott und glaubet auch an mich, der ich mit ihm auf's Innigste vereinigt bin. Trost soll ihnen sein der Segen, den sein Leiden für sie und alle Menschen haben wird (14, 2—7.): Sein Tod und seine Erhöhung in den Himmel ist der Grund ihrer Seligkeit, denn er selbst ist nicht nur der Weg, durch den man zum Vater kommt, sondern auch das Ziel, nämlich die Wahrheit d. i. der Begriff des Weges von Seiten der zu Gott führenden Erkenntniß, und das Leben, nämlich das göttliche Leben d. i. die die Gemeinschaft mit dem Vater und die Wahrheit umfassende Idee, in deren Ergreifen Ewigkeit und Seligkeit liegt. Er zeigt ihnen sodann (8—12.), daß in ihm die göttliche Natur in der menschlichen Natur offenbar und wirklich geworden ist, weil sein ganzes Leben in jedem Punkte eben so sehr durch sich als durch Gott bestimmt war, oder daß er immer in Gott und durch ihn sich selbst, sich also nie als nur in Gott bestimmte, also in ihm der Unterschied, der zwischen Gott und dem Menschen stattfindet, nie zum Widerspruch gegen Gott fortgetrieben wurde. Er macht sie aufmerksam auf den Segen der Gemeinschaft mit ihm und auf die Segnungen seines Hingangs (12—14.): Durch den Glauben d. i. durch die gänzliche Hingabe an ihn, durch das Leben in ihm und aus ihm, werden sie größere Werke als er selbst thun, und durch das Gebet in seinem Namen das ist durch das Gebet, das allen Eigenwillen in den Willen Gottes aufgibt, sollen sie seine Macht erhalten. Der höchste Trost bei seinem Scheiden aber soll ihnen das Kommen des Geistes der Wahrheit (17—31.), des Geistes Gottes sein, der sie in alle Wahrheit leitet, ihnen Kraft, Selbstständigkeit, Entschlossenheit verleiht, mithin die Stelle des in Jesus verlornen Beistandes vertritt; — er (Jesus) selbst aber will in ihrem Innern wiederkommen, so daß er in ihnen und sie in ihm sind, wie wiederum er mit dem Vater Eins und beide im Menschen Wohnung nehmen: — er der lebendige Mittelpunkt eines Organismus, von dem das Leben ausströmt und zu dem es zurückkehrt: „Die höchste Idee des religiösen Lebens, die unio mystica, Einheit mit Gott nach allen Seiten hin, nach der Seite der Gemeinschaft mit Christus, als dem Haupte der Gemeinde, der Gemeinschaft mit den Gläubigen und der absoluten Gemeinschaft mit dem Vater.“ In dieser innigen Verbindung wird er stets mit den Seinen bleiben, weil er und sie nur

in und mit einander Leben haben, wie der „Weinstock und die Reben:“ — Ein Leben, Ein Blut durchströmt sie, und nur in dieser Verbindung können wahre Früchte gebracht werden (15, 1—8.). Liebe ist die Seele dieser Verbindung, und das Eigenthümliche dieser gegenseitigen Liebe ist die Seelenfreundschaft, in welcher der Freund des Freundes innerste Absichten kennt (9—16.). Diese Liebe ihrer unter einander ist um so dringender geboten, je mehr Feinde und Widersacher gegen die Jünger, die nicht von der irdischen Welt sind, sondern das Ewige erwählt haben, auftreten werden; und zwar werden die Gegner mit einem Haß erscheinen, der darum strafbar ist, weil sie nicht aus reiner Unwissenheit, sondern bei Bekanntschaft mit der Wahrheit gegen dieselbe kämpfen (18—27.). Die Leiden der Jünger werden also nicht ausbleiben: Jesus macht sie darauf aufmerksam, damit sie beim Eintritt derselben in ihrem Glauben nicht irre werden (16, 1—4.). Ganz voll vom Schmerze über die Trennung weist er sie sodann auf die Wirksamkeit des heiligen Geistes hin 16, 5—15.: Der heilige Geist wird durch die Jünger auf die ungöttlich gesinnte Welt wirken; er wird die Menschheit durch Verkündigung des Heils von ihrer Sünde überzeugen und strafen — um die Sünde des Unglaubens; — um die Gerechtigkeit, wenn sie durch die Verherrlichung Christi ihn als den Gerechten erkennen, — und um das Gericht, wenn die Macht und Herrschaft der endlichen Dinge mit ihrem Herrscher, der Selbstsucht, vernichtet wird: der Geist also enthüllt die Einsicht in die Sünde; neben dieser negativen aber auch die positive Seite, die Gerechtigkeit, denn an die Einsicht der Sünde schließt sich der Blick in den Zustand, wo die Sünde entfernt ist d. i. in den der Gerechtigkeit. Darum brauchen sich die Jünger Jesu bei den Gedanken an seinen Weggang nicht zu fürchten: Nur kurze Zeit, und — sie sehen ihn geistig, in seinen Wirkungen, wieder; — und diese geistige Vereinigung mit ihm wird Grund unzerstörbarer Freude für sie sein, weil ihnen dann zugleich auch eine tiefere Einsicht in ihr Verhältniß zu Gott und zu ihm offenbar werden wird (16—26.). — Zum Schluß endlich faßt der Erlöser alles bisher Gesagte in höchster Gedanken- und Gefühlserhebung zusammen, — in dem G e b e t, das man das h o h e p r i e s t e r l i c h e nennt, weil er in demselben für seine Jünger und für seine ganze künftige Gemeinde, die aus ihnen hervorgehen soll, betet (Kap. 17.): schlicht und tief, reich und weit, das Erhabenste der evangelischen Geschichte! Zuerst betet er für sich selbst: Der Vater soll ihn durch die Leiden hindurch verklären, wie er, der Sohn, den Vater verklärt, (Einer den Anderen in seinem Wesen offenbaret), damit er das ewige Leben allen seinen Genossen gebe. Er betet dann für seine Jünger: Die für die göttliche Wahrheit empfänglichen Seelen haben diese Wahrheit von mir angenommen und wissen nun durch eigene Erfahrung, daß meine Wahrheit deine Wahrheit ist; so sind sie denn Dein und der Fürbitte würdig, sowie bedürftig, weil ich hinfort nicht mehr bei ihnen bin! Der Inhalt der Fürbitte für sie ist: Erhalte sie in lebendiger Gemeinschaft mit Dir — mitten in der sündigen Welt; vollende sie selbst innerlich in der Wahrheit, so daß ihr ganzes geistiges Sein mit deinem göttlichen Wesen erfüllt wird, und zwar durch dein göttliches Wort, weil alle Mittheilung durch dasselbe wesent-

lich geschieht d. i. durch deinen lebendig waltenden Geist. Er betet endlich für alle Gläubigen, — für Alle, die durch der Jünger Wort an ihn glauben werden; denn sie alle sollen mit ihm wie er mit Gott in innigster Liebeseinheit stehen; und diese Gemeinschaft wird der Welt den Beweis des göttlichen Ursprungs derselben, sowie Beweis seiner eigenen göttlichen Sendung sein. Es soll diese Gemeinschaft nicht eine vorübergehende, — sie soll eine dauernde, ewige sein, in der alle Genossen seine Seligkeit mitgenießen. Die beseligende Gemeinschaft in Gott hebt dann die menschliche Natur in ihre volle Ebenbildlichkeit mit Gott hinein, und diese beseligende Gemeinschaft ist das Himmelreich, das er gestiftet, in dem er ist und lebt, sammt Allen, die ihm gegeben sind. —

Unter diesen himmlischen Reden war die Entscheidung zum Tode nahe gerückt. Jesus geht mit seinen Jüngern zur Stadt hinaus nach dem Landgute Gethsemane am Fuße des Oelbergs. Hier nun treten uns seine letzten großen Kämpfe, die so menschlich und darum so göttlich sind, entgegen. Er wußte, daß sich die ihm bisher vom Volke gezollte Liebe, weil es sich in den auf ihn gesetzten Hoffnungen getäuscht sah, in Haß verwandeln und darum seine Feinde sich ermuthigt sehen würden, die lang beabsichtigte Tödtung zu vollziehen. Der Jünger, der um irdisches Habe das Göttliche verrathen konnte, war bereits als Werkzeug in den Händen der Widersacher. Ringend im angstvollen Seelenkampf fragt er seinen Gott, ob der Kelch des Leidens nicht an ihm vorübergehen könne. Doch seine göttliche Ergebung siegt. „Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe:“ mit diesen Worten, in die sich alles wahre Gebet zusammenfassen muß, nimmt er die göttliche Nothwendigkeit in den eigenen Willen auf und — geht der bewaffneten Schaar, an deren Spitze der Verräther steht, entgegen. —

Man nimmt Jesus gefangen. Rohe Gesellen führen ihn vor den Richter. Sein offenes Bekenntniß vor dem Hohepriester, daß er der Sohn des lebendigen Gottes und Eins mit dem Vater sei, wird als eine vom Gesetz mit dem Tode bedrohte Gotteslästerung erkannt. Aber der hohe Rath kann nur das Urtheil fällen, nicht die Strafe vollstrecken. Dieses Vollstrecken gehört dem römischen Statthalter Pilatus, — dem charakterlosen Römer, der keine Schuld an Jesus findet, bis ihm klar gemacht wird, daß derselbe der Messias zu sein vorgebe, ein jüdischer Messias aber ein weltlicher König und Jesus demnach ein Empörer gegen den Kaiser sei. Der Skeptiker, den der zelotische Glaubensfanatismus der Juden anfangs empörte, glaubte nun aus Furcht an den Hochverrath Jesu, oder vielmehr an die Anklagen, die gegen ihn selbst nach Rom gehen und seine Stellung gefährden würden, und unterschrieb (Jesum als Staatsverbrecher behandelnd, und darum die römische Strafe des Kreuzestodes über ihn verhängend, die gegen Sklaven und in den Fällen angewandt wurde, in denen dem Tode die Schmach zugesellt werden sollte, indeß Jesus nach dem mosaischen Gesetz den Tod durch Steinigung hätte sterben müssen —) das Urtheil zum Tode am Kreuze. Auf Golgatha d. i. Schädelstätte (wahrscheinsich ein kahler Hügel, der die Gestalt eines nackten Schädels hatte, im

Norden oder nordwestlich von der Stadt auf der ungleichen Hochebene, die sich zwischen den Mauern und den beiden Thälern Kidron und Hinnom erstreckt) wurde er an das die Gestalt eines T habende, aus zwei Balken bestehende, niedere (so daß die Füße fast auf die Erde reichten), in der Mitte des Schaftes mit einer Stange (die zwischen den Beinen des Verurtheilten hindurch ging) versehene Holz gehängt, — alle Qualen des martervollen Todes durchkostend, von den Jüngern verlassen, nun von den Frauen in der Nähe betrauert, am Kreuze noch von der Gemeinheit und Dummheit der Umstehenden und Vorübergehenden gefoltert. Er starb: ein Lästerer Jehovas und ein Hochverräther gegen den Kaiser nach der Auffassung des alten bestehenden Princips, — als Heiland der Welt, der mit seinem Tode alle zeitlich persönlichen Messiashoffnungen vernichtete und das ewige Messiasreich, das Reich des Geistes der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe besiegelte. „Seht, welch' ein Mensch!" tönt's deshalb sogar aus dem Munde eines römischen Hauptmannes von Golgatha herab, als er sein Werk vollbracht und seinen Geist in Gottes Hände befohlen hatte.

Lamennais: „Die Passion Jesu — das ist die Geschichte und die Prophetie, das was war, was ist und was sein wird, das vollendete Gemälde des großen Opfers, welches begonnen hat mit dem menschlichen Geschlecht und dauern wird so lange als dieses, beständig erneut in der Folge der Zeitalter, bis das Heil erschienen sein wird. Denn das Heil ist die Entwicklung und Gestaltung der Wahrheit und der Liebe in der Welt, und wer irgendwann kommen wird zu helfen bei dieser großen Entfaltung des Lebens, zu streiten gegen das Reich des Bösen, um aufzurichten das Reich Gottes, der findet dieselben Hemmnisse, denselben Neid, dieselben Schmähungen, denselben Haß und wird leiden, wie Christus gelitten hat. Die Heuchelei wird ihm Fallstricke legen und durch tausend schändliche Liste die Menge betrügen und vorübergehend durch die Finsternisse, mit denen sie rings umnebelt, das verleitete Gewissen verwirren. Dann wird die Zeit der Gewalt sein. Der Gesandte des Vaters wird sehen, wie sich rings um ihn die Wogen eines wüthenden Meeres erheben. Die Tags zuvor Hosianna sagend ihm vorangingen, werden ihn verspotten und ihm fluchen. Verrathen durch die Einen, verläugnet von den Anderen um der Furcht willen, die sie ergriffen hat, wird er allein mit seiner Seele bleiben, und seine Seele selber, verwirrt, ermattet, in Angst und Todeskampf, wird fordern, daß dieser Kelch, wenn es möglich ist, an ihm vorübergehe. Menschensohn, trinke, trinke bis zur Hefe, das Heil ist auf dem Grunde des Bechers! Aber siehe, da kommen die Kaiphas, die Pilatus, die Herodes, die Gewalten aller Art. Sie sind verbunden gegen dich; denn was sind sie anders als das Vergangene, als das, was erlischt, als das, was sterben muß, damit die Zukunft geboren werde, als das, was das Menschengeschlecht hinter sich läßt auf seinem Wege, wie die Trümmer des Nachtlagers am anderen Morgen? Wenn dann auch eine Stimme erschallt an das Volk, daß es sich erhebe zu seinen Gezelten, so trachten sie bleich vor Furcht diese Stimme zu ersticken.

Und was ist nun nöthig nach ihrem blinden Sinne? Vier Nägel und ein Kreuz. Das findet sich immer, sie haben gesiegt: und was ist ihr Sieg? Drei Tage des Schweigens im Grabe. Dann öffnet sich das Grab, der Gekreuzigte wirft sein Leichentuch ab und nimmt Besitz von der Welt, die sein Wort erneuen wird." —

d. Die Theologie der Bibel: die Synoptiker und Johannes.

Durch seinen Tod ist Christus aus dem Reiche der Wirklichkeit in das der Idealität übergegangen. Seine ideale Gestalt bildet von nun ab den Inhalt des Glaubens, der im Urchristenthum noch fern von Gründen und Beweisen die unmittelbare Gewißheit der Erlösung in dem geistig wiedergebornen Christus hat. Die Person Jesu, als die Vermittlung zwischen Gott und dem Menschen, ist der Mittelpunkt der ursprünglichen Lehre und des ursprünglichen Glaubens.

Die Synoptiker gestalten die ihnen von der Tradition übergebene und in ihnen lebende Persönlichkeit Jesu so, daß sie diese Vermittlung von der menschlichen Seite ausgehen lassen, in welche die göttliche eingetreten ist und eingewirkt hat. Doch macht sich hierbei noch eine doppelte Auffassung geltend: nach der einen ist Jesus in Maria durch den heiligen Geist erzeugt; nach der anderen erst bei seiner Taufe mit dem heiligen Geiste erfüllt. Nach beiden wird er als Menschensohn Gottessohn, und kommt er als solcher in alleinigen Besitz, den Vater zu erkennen und ihn den Menschen zu offenbaren. Er predigt eine Frömmigkeit, die That und Wahrheit ist und zeigt in seinen Wundern die Macht und Liebe seiner Person. In seinen Leiden und in seinem Tode vollführt er den göttlichen Rathschluß, — damit er wieder auferstehe, gen Himmel fahre und von dort, wo er nach dem Zustande seiner Erniedrigung und Verachtung die Herrlichkeit und Seligkeit Gottes genießt, himmlisch verklärt in den Wolken erscheine, um die Lebendigen und die Todten zu Gericht zu rufen.

Bei Johannes erscheint das Christenthum als Liebe, als Geisteseinheit des Göttlichen und Menschlichen. Der Gegensatz, der zwischen Judenchristenthum und Paulinismus als Werk und Glaube bestand, ist in weite Ferne gerückt. Glaube und Werke haben ihre höhere Einheit in der Liebe gefunden und der Streit zwischen Particularismus und Universalismus verschwindet hinter dem Gegensatz der beiden sittlichen Principien, des Lichtes und der Finsterniß, des Guten und des Bösen. Die Vermittlung zwischen Gott und der Menschheit in der Person Christi geht von der göttlichen Seite aus. Das Wort, das im Anfang bei Gott war und das selbst Gott war, hat Fleisch angenommen, unter den Menschen gewohnt und ihnen seine Herrlichkeit, die Herrlichkeit des Vaters voller Gnade und Wahrheit gezeigt. In der Person Christi schaut daher der Mensch Gott persönlich: wer ihn siehet, der siehet den Vater. Christus redet deshalb auch nichts von sich selber, sondern nur das Himmlische, was er im Himmel gesehen, — nur Das, was ihm der Vater zu reden aufgegeben hat. Durch ihn allein, der zwar vom Vater gesandt und daher auch von ihm abhängig, andrerseits aber dem Vater

gleich und mit ihm Eins ist, kann die Welt zum Himmel gelangen: Er ist der Weg und die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater, denn durch ihn: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Der Glaube, — das Geborensein aus Gott, ist die Bedingung der Einigung mit Christus, der geehrt sein soll, wie der Vater geehrt wird. Wie er in seiner Präexistenz beim Vater als der Schöpfer aller Dinge war, so ist er auch bei seiner Menschwerdung derselbe Gott geblieben, ohne Zuwachs und ohne Beschränkung: er im Vater und der Vater in ihm, — eine Persönlichkeit, unvergleichlich und einzig, der in der Welt erschienene göttliche Logos. —

Die Synoptiker, wie Johannes, setzen die gottmenschliche Persönlichkeit Christi voraus, nur daß jene anfangs Gott und Mensch aus einanderhalten und erst durch Entwicklung beide in einander übergehen lassen, bei Johannes aber Christus sogleich als Einheit von Gott und Mensch auftritt, ohne daß in seinem Erdleben eine Entwicklung stattfindet. —

II. Das Urchristenthum.

Die Zeit vom apostolischen Zeitalter bis auf Origenes, oder bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts.

A. Die christliche Lehre.

1. Der erste Kampf im Urchristenthum und der erste Friedensschluß: das Judenchristenthum, der Paulinismus und beider Einigung.

a. Der christliche Gemeinde-Geist.

Jesus hat seinen Jüngern den Geist verheißen, der sie nach seinem Weggange in alle Wahrheit leiten solle. Er hat damit zugleich bezeugt, daß die göttliche Offenbarung eine ewige, fort und fort sich entwickelnde, — daß seine eigene Lehre eine in der ununterbrochenen Arbeit der Geschichte immer weiter und freier sich entfaltende ist und sein soll. Der von Jesus den Jüngern verheißene Geist, — der heilige Geist, — ist der Geist Christi: damit dieser auf sie, über sie, in sie komme, mußte Jesus selbst leiblich von Hinnen gehen; nicht unter der gewaltigen Wucht der Autorität des Lehrers kamen sie zum eigenen Forschen und zum eigenen Erkennen. Auf sich selbst gestellt aber mußten sie in das Reich des Geistes eingehen, und auf eigene Gefahr und Rechnung sich in ihm orientiren, in ihm arbeiten lernen. — Es ist der heilige Geist der Geist Christi und damit der Geist Gottes: — der Geist, der von Anfang an über den Wassern schwebte und der die Welt erschaffen

hat, — dessen Bethätigung die unabänderliche Naturordnung, wie die eben so unabänderliche Ordnung der sittlichen Welt ist, — der in der Entwicklung der Weltgeschichte als der Geist der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe erscheint. Es ist der Geist der Wahrheit — der Einen, ewigen Gott-Wahrheit, die alle Wahrheit ist und aus der alle Wahrheit strömt; — der Geist, der das Bewußtsein und die Gewißheit verleiht, daß Gott die Liebe ist, aus der, durch die und in der Alles ist; — der Geist, von und in dem alle Zeugen von der Gottheit in der Weltgeschichte gelebt haben, und aus dem Christus heraus lebte, als er sprach: Ich bin die Wahrheit; — der Geist, dessen Bruchstücke und Biographien die Thaten aller der Helden sind, die im Laufe der Geschichte von der Ewigkeit der Wahrheit zeugten, gleich wie die ganze Kirchengeschichte eine in die Zeit hineingeführte Lebensbeschreibung Christi, der verklärte Christus, der heilige Geist ist; — der Geist, der alle Dinge erforschet, auch die Tiefen der Gottheit, der das Princip und die Offenbarung aller Erkenntniß ist. Es ist der Geist der Freiheit, — darum der Freiheit, weil der Wahrheit Geist, denn die Wahrheit macht frei, Wahrheit und Freiheit gehören zusammen, wie Himmelsbahn und Himmelserbe, Blume im Keim und Blühen an's Licht, Gesinnung und Handlung, Gedanke und That. Wer Gott hat, der kann nicht anders als aus Gott handeln; wer an Christus glaubt, der kann nicht anders, als in und aus Christus leben, — in Dem, der auf dem Wege von Bethlehem bis nach Golgatha hin nichts anderes that, als den Tod und die Knechtschaft der Endlichkeit sterben, um in das Freiheitsreich des Geistes einzugehen. Der Geist der Freiheit, der den dunklen egoistischen Grund des eigenen Ich mit göttlichem Lichte durchleuchtet und damit frei macht von der Selbstsucht, wie er befreit von dem Haß und der Verfolgung Andersdenkender, da er zur Erkenntniß bringt, daß dasselbe Gottheitsbild, das in dem Einen Menschen des Daseins sich freut, aus Aller Menschen Munde redet und aus allen Sprachen spricht, nur in immer neuen Originalausgaben, weil Gott nichts zwei Mal macht. Es sind — so schreibt darum der Apostel der Freiheit — mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist; es sind mancherlei Aemter, aber es ist Ein Herr; und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist Ein Gott, der da wirket Alles in Allem. Das heißt: Mit verschiedenen Leibes- und Geistesgaben sind die Einzelmenschen ausgestattet, aber Alle haben aus gemeinsamer Quelle empfangen, und der Wirkende, der heilige Geist, ist in Allen derselbe; — mannichfaltig sind die Berufs- und Wirkungskreise der Menschen, in denen sie diese Gaben verwerthen sollen, aber die Bestimmung, der Endzweck, die Aufgabe im Dienste Gottes zum Wohle der Menschheit ist für Alle ein und dieselbe; — und mannichfach sind die Kräfte, in und mit denen die Gaben und Aemter wirken, aber alle Kräfte und alle Aemter, wie alle Berufssphären stammen aus dem Einen ewigen Urgrunde und Urheber alles Lebens. Darum ist auch höchste und gemeinsame Bestimmung aller Gaben liebevolle, von aller Selbstsucht entfernte Wirksamkeit für Andere. Denn gleich wie Ein Leib ist und hat doch viele Glieder, und wiewohl der Glieder viele sind, sind sie doch Ein Leib. Wir sind durch Einen Geist alle zu Einem Leibe getauft, wir seien Juden

oder Griechen, Knechte oder Freie, und sind alle zu Einem Geiste getränket. Auch der Leib ist nicht Ein Glied, sondern viele. So aber das Ohr spräche: ich bin kein Auge, also bin ich des Leibes Glied nicht; sollte es um deswillen nicht des Leibes Glied sein? Wenn der ganze Leib Auge wäre, wo bliebe das Gehör? So er ganz Gehör wäre, wo bliebe der Geruch? Nun aber hat Gott die Glieder gesetzt ein jegliches sonderlich am Leibe, wie er gewollt hat. So aber alle Glieder Ein Glied wären, wo bliebe der Leib? Nun aber sind der Glieder viele, aber der Leib ist Einer. Es kann das Auge zur Hand nicht sagen: Ich bedarf dein nicht; noch wiederum das Haupt zu den Füßen: Ich bedarf eurer nicht; sondern vielmehr die Glieder des Leibes, die uns dünken die schwächsten zu sein, sind die nöthigsten. Und so Ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit, und so Ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit. Darum lasset uns rechtschaffen sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken an Dem, der das Haupt ist, Christus, aus welchem der ganze Leib zusammengefügt, und ein Glied am andern hanget durch alle Gelenke; dadurch eines dem anderen Handreichung thut nach dem Werke eines jeden Gliedes in seinem Maße, und machet, daß der Leib wächst zu seiner selbst Besserung, und das Alles in der Liebe. Denn der heilige Geist ist der Geist der Liebe, — der Liebe, die Paulus im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes unübertrefflich herrlich preist und von der er sagt, daß sie allein den wahren Werth des Menschen bestimmt, weil es außer ihr nichts Beglückendes und Dauerndes gibt. Denn wenn ein Mensch auch die glänzendste und hinreißendste Beredtsamkeit besäße und alle Fertigkeiten hätte, — ohne Liebe wäre er dabei gleich dem schöntönenden, aber gefühllosen Instrument, der klingenden Schelle. Und wenn Jemand mit der tiefsten wissenschaftlichen Bildung in Gottes verborgene Geheimnisse und in die Gesetze alles Lebens blickte, ja im festen Vertrauen auf Gott Wunderwerke thäte, — ohne Liebe wäre all' sein Thun nichts und nichtig. Ja, wenn Einer die größten Thaten der Selbstverläugnung, Almosengeben und Märtyrerthum, übte, — ohne Liebe ist das größte Opfer nichtig und ihr Mangel ist durch nichts in der Welt ersetzbar. Denn sie ist das Band, das die ganze Welt und darum auch die Menschheit im Innersten zusammenhält, — alles Wissens und Thuns Kern, — unendliche Hingabe des ganzen Menschen an und in den unendlichen Gott. Darum höret sie auch nimmer auf: ihr Werth ist ein unbedingter und unvergänglicher, indeß alle anderen Gnadengaben nur einen vorübergehenden, bedingten Werth besitzen, — sie allein etwas Vollkommenes, indeß alles Wissen, alles Weissagen ꝛc., alle anderen Gaben, mangelhaft und beschränkt sind. Wie sich das Kindesalter zum Mannesalter verhält, so verhält sich das jetzige Leben zum künftigen in Hinsicht auf die Erkenntniß: jetzt erlangen wir alles Wissen von himmlischen Dingen nur als Spiegelbild und Räthsel, verhüllt und nur mit Mühe erkennbar; erst jenseits wird die Erkenntniß auf unmittelbarer Anschauung des Wesens der Dinge beruhen; hier bleibt all' unser Erkennen und Wissen mangelhaft, dort werden wir Gott erkennen, wie wir von Gott erkannt sind. So ist denn allein für dieses Leben der Glaube, denn jenseits geht er in Schauen

über. Auch die Hoffnung ist nur diesseitig, denn sie wird einst, im Besitz des Gehofften, zum Genuß. Die Liebe hingegen ist gleich ewig hier und dort: in und mit ihr genießen wir das ewige Leben in der Zeit; sie ist die größte von den Dreien, denn sie gibt erst dem Glauben und der Hoffnung vollen Werth, sie bringt den Menschen in die reale Gemeinschaft mit Gott, sie vergeht nicht, wenn alles Andere aufhört. Wer in ihr lebt, der lebt im Element der Unendlichkeit. Wo die Liebe frei gegeben, ist keine Trennung mehr; es wogt das volle Leben wie ein unendlich Meer.

Als Zeichen, daß der Mensch in dieses Reich der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe aufgenommen werden soll, so daß es nur auf ihn ankommen wird, entwickelt, mit Bewußtsein, ein lebendiger Bürger in demselben zu sein, dient die Taufe: die Einweihung des Menschen, der Anfang seiner göttlichen Weihung, aus der sein Erdleben bestehen soll. Die Erneuerung dieses Gefühles vom Gliedsein im Gottes-Reiche soll durch das Abendmahl stattfinden: in der bewußten Aneignung der durch Christus gebrachten göttlichen Liebe; — Ein Leib und Ein Geist, Ein Gott und Vater Aller, der über Allem, durch Alles und in Allem. —

Der heilige Geist der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe hat die ersten kleinen Quellen des Christenthums im Laufe von 18 Jahrhunderten zu einem gewaltigen Strome anschwellen lassen. Das die Welt zum Theil erobert habende und immer weiter erobernde Christenthum ist das Zeugniß von seinem Werth. —

b. Das Judenchristenthum.

Bei der Feier des jüdischen Pfingstfestes in Jerusalem wurden die Jünger Jesu nach seinem Weggange beim Warten auf das Kommen seines Geistes so lebhaft von dem Geistesauferstehen des Heimgegangenen ergriffen, daß ihr Sprecher, Petrus, mit begeisterten Worten den Auferstandenen verkündete und alle Anwesenden aufforderte, sich taufen zu lassen auf den Namen Jesu zur Vergebung der Sünden und zu empfangen die Gabe des heiligen Geistes. So entstand die erste christliche Gemeinde oder die neue jüdische Secte der messiasgläubigen Nazarener, die noch streng am mosaischen Gesetz, auch am Ritualgesetz, festhielt. Das Neue und Eigenthümliche, was sie von den übrigen Juden unterschied, war der Messiasglaube, die Hoffnung auf die in nächster Nähe bevorstehende Wiederkunft des bereits erschienenen Messias, — gegründet auf das Mißverständniß, daß die Zukunft Christi d. i. die geistigsittliche Vollendung seines Reiches im Laufe der Weltgeschichte, eine sinnlichsichtbare Wiederkunft wäre. **Das Judenchristenthum** erfaßte sich also nur als die wesentliche Vollendung des alten Bundes, ohne zu dem Bewußtsein zu gelangen, daß durch den neuen sittlichen Standpunkt der vollendeten Hingabe an das göttliche Gesetz der Standpunkt des alten Testamentes vollständig überwunden ist. Ursprünglich mit dem wechselnden Namen Nazarener oder Ebjoniten (die Armen) bezeichnet, wurden seit Hieronymus unter „Nazarenern" diejenigen Juden-

christen verstanden, denen Christus der Sohn Gottes vom heiligen Geist erzeugt und von der Jungfrau Maria geboren war, indeß Jesus nach Ansicht der „Ebjoniten" als altjüdischer Messias und als Sohn der Maria und des Joseph bei der Taufe erst mit dem Geiste gesalbt wurde. — Seine letzte und höchste Zuspitzung erhielt dieses Judenchristenthum im Montanismus, der auf der durch die Verfolgung des Christenthums zum Höchsten gespannten Erwartung des wahren Weltendes beruhte. In die Zeit der göttlichen Strafgerichte als ein von Gott gesandter neuer Prophet, ja als der wirklich und persönlich erschienene heilige Geist, Paraklet, wollte der Christ gewordene phrygische Priester Montanus die sichtbare Kirche durch Erneuerung ihres Lebens auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit, in ihr Mannesalter, einführen. Im Zeitalter des Paraklet, das als das dritte nach dem des Gesetzes und dem der Uroffenbarung durch Christum auftritt, ist — das war seine Lehre und Forderung — Ekstase die höchste Autorität, und Kasteiung und Fasten in härtester Form die Disciplin. —

c. Der Paulinismus und die Anthropologie des Urchristenthums.

Dem Particularismus des Judenchristenthums gegenüber trat **der Paulinismus** mit seinem Universalismus auf. Das Christenthum ist ihm ein völlig neues Heils- und Religionsprincip. Der Eine Gott ist der Gott der Heiden wie der Juden. Christus, am Kreuze gestorben, hat damit alles Leibliche abgethan: darum gilt nur der Christus nach dem Geist, und auch seine Religion ist die des Geistes und der Freiheit, — die Religion, welche die Bedingungen des Heils in nichts Aeußerliches, sondern allein in das sittliche Wesen des Geistes setzt, so daß der Mensch, der mit Christus sein Fleisch kreuzigt und mit ihm am Kreuze der Endlichkeit abstirbt, den alten Menschen abgelegt und damit den Leib der Sünde vernichtet hat, um, von der Sünde losgesprochen, in einem neuen Leben zu wandeln. Der so in Christus und mit ihm auferstandene Mensch lebt im Reiche des Geistes, — des Geistes, der mit dem Geiste Christi identisch ist, — des Geistes, der nichts anderes, als der in der geistigen Welt lebendig wirksame Gottesgeist ist, zugleich der tiefste Grund des Geistes der Gläubigen, — so daß er für sie der Geist der Freiheit und der Kindschaft, gegenüber dem Geiste der Knechtschaft und des Gesetzes, wird. Der Zwiespalt zwischen dem göttlichen und menschlichen Willen ist auf diesem Standpunkte aufgehoben; — auch hat auf ihm kein natürlicher Unterschied und kein Vorrecht Werth.

Das sind die Grundgedanken des Paulinismus, zu denen sein Begründer, **Paulus**, durch seine persönlichen Verhältnisse und durch seine eigenthümliche Lebensstellung gekommen war, indem er nicht aus dem persönlichen Verkehr mit dem geschichtlichen Träger des christlichen Bewußtseins, sondern aus dem ursprünglichen Gegensatz gegen die christliche Offenbarung, in Folge tiefster innerer Kämpfe, zum Jünger Christi geworden war. In seinem Innern stand auf einer Seite das ererbte, mit allen Gründen der Dialektik gestützte Judenthum und suchte dem gegenüber der gekreuzigte Christus einen Platz einzunehmen, — sich behauptend und immer mehr Raum und Gestalt gewinnend durch den

Messiasglauben, den Saul als Jude mit den Christen theilte, und durch die Glaubensgründe der Christen, mit denen er täglich im Kampfe lebte: ein Streit, (— der tiefste und höchste im Innern einer Menschenbrust —) aus dem endlich, nicht auf dem Wege verständigen Räsonnements, sondern durch eine Vision, der Glaube an den auferstandenen Christus siegreich hervorging. Er, der heißblütige Jüngling voll kräftiger Leidenschaften, hatte in sich selbst den Gegensatz des neuen und alten religiösen Lebens, den Zustand des Menschen unter dem Gesetz, den Widerspruch zwischen Wollen und Vollbringen, auf das Tiefste und Schwerste durchgekämpft: er erfaßte deshalb auch den Anfang des christlichen Lebens bei sich selbst nicht als einen durch den unmittelbaren Lebensverkehr mit Jesus vermittelten, sondern als eine innere gegenständliche Offenbarung des verklärten, idealen Christus. So riß er das Christenthum geschichtlich vom Judenthum los, und kehrte seine universale weltüberwindende Macht als die eines neuen Lebensprincipes siegreich hervor.

Vom Standpunkte des Menschen aus schaut Paulus in die Erlösung: Wie gelangt der Mensch zum Gefühl der Versöhnung? Das ist die Frage, die er als die wesentlichste in seinen Briefen zu beantworten strebt.

Durch den Glauben an Christus: — das ist die Antwort, um die sein theologisches System kreist. Der Heide konnte das Heil nicht erreichen; denn obschon er Gottes unsichtbare Eigenschaften in den Werken durch Nachdenken schauen konnte, so gelangte er doch durch sie nicht zu Gott als Gott, sondern betete das Geschöpf an und verehrte es vor dem Schöpfer. Auch der Jude ist unter der Sünde und damit unter der Unseligkeit geblieben; denn obschon er das Gesetz hatte und durch dasselbe den Willen Gottes kannte, so konnte er doch, da der Mensch nicht nur Geist, sondern auch Sinnlichkeit ist, dasselbe nicht absolut befolgen: durch Werke des Gesetzes kann vor Gott kein Mensch gerechtfertigt werden; das Gesetz bringt die Sündhaftigkeit des Menschen erst zum Bewußtsein und schafft dadurch die Sünde, die nur im Bewußtsein von ihr besteht; deshalb ist es der Zuchtmeister geworden auf Christus hin, auf daß wir durch den Glauben gerechtfertigt würden. „Durch den Glauben*) an Christus: Christus ist das Ebenbild Gottes, des Unsichtbaren, — der Erstgeborne aller Schöpfung, in dem, durch den und für den Alles geschaffen, das Sichtbare und Unsichtbare, — das Haupt der Gemeinde und der Anfang der Auferstehung, auf daß er unter Allen der erste sei, — göttlicher Natur, aber Knechtsgestalt annehmend und den Menschen ähnlich, damit er sich für ihre Vergehungen hingebe und um ihrer Recht-

*) Glaube und Werke werden von Paulus gegenübergestellt: 1) Auf dem Gesetzesstandpunkte wird von Rechtswegen für die Werke Lohn verlangt; der Glaube hingegen ist ein Bekenntniß des Nichtzureichens der eigenen Kraft und ein Vertrauen auf Gott. 2) Der Glaube ist ein rein Innerliches, eine Gemüthsbeschaffenheit; die Werke sind rein äußerlich, Thun. 3) Der Glaube ist allgemein, Juden und Heiden umfassend; das Gesetz nur die Juden umspannend. Der Glaube ist eine geistige That, — der Glaube an Christus das Vertrauen auf die in Christus erschienene Liebe Gottes und das Leben in Gott gleichwie Christus.

fertigung willen auferstehe, nachher aber von Gott erhöht werde und einen Namen erhalte über alle Namen. Nur durch den Glauben an diesen Christus, der, entgegengesetzt dem ersten Adam, welcher Sünde*) und Tod über Alle brachte, als zweiter Adam durch seinen Tod und seine Auferstehung Sünde und Tod überwunden hat, — nur durch den Glauben an ihn, d. i. durch das Mit-ihm-leben und Mit-ihm-sterben, kann die Rechtfertigung erreicht werden. Der Glaube ist die subjective Bedingung, durch die allein der Mensch in das wahrhafte und reine Verhältniß zu Gott eintritt, d. i. die Gerechtigkeit erlangt. Die objective Bedingung der Rechtfertigung**) ist die Gnade Gottes, denn aus Gnaden hat der Gerechte für uns sterben müssen, damit wir dem Gesetze getödtet würden mittelst des Leibes Christi, und mit ihm wieder

---

*) Röm. 5, 12. Wie von Christus Heil und Leben über die Menschheit verbreitet ist, so von Adam Tod und Verderben. Der Vergleichungspunkt ist die Abhängigkeit des Menschen von dem einen wie von dem anderen. Durch Einen Menschen, durch Adam, ist die Sündhaftigkeit in die Welt gekommen; durch die Sündhaftigkeit aber ist der Tod gekommen, und insofern alle Menschen gesündigt haben (welches Sündigen von der durch Adam auf alle übertragenen Sündhaftigkeit abhängig ist), so ist auch der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen. Die kirchliche Theorie von der Erbsünde ist weder in dieser Stelle, noch in der Bibel überhaupt zu finden. Die Bibel sagt nur, daß alle Menschen Sünder sind. Moses, David, Jesaja bekennen ihre Schuld; Sirach mahnt, daß kein Mensch zu schelten ist, der sich bekehrt, weil wir zu bedenken haben, daß wir alle in richterlicher Bestrafung sind. So auch die Weisen und Dichter der vorchristlichen Zeit. In Plat. de republ. bezeichnet Sokrates das moralische Uebel als eine bei allen Völkern herrschende Krankheit. Aristoteles nennt in der nikomachischen Ethik das Uebel „ein- und mitgeboren." Platon erklärt im Meno die Kinder nicht gut von Natur. Cicero hält in den Tusculanen das Verderben für angeboren. Philo sagt, daß selbst der Vollkommene, wenn er geboren würde, dem Sündigen nicht entfliehen könne. Seneca: „Keiner ist ohne Sünde und Schuld." „Es war die Klage der Vorfahren, es ist die unsere, es wird die Klage der Nachwelt sein, daß Verdorbenheit herrscht, daß die Menschheit sich verschlimmert; es wird immer dasselbe sein, nur daß jetzt dieses, jetzt jenes Laster überwiegt." Plutarch: Ein Lauteres, Leidenschaftsloses, von Schlechtigkeit Reines ist nicht zu finden. Epictet: Sündlos sein ist Unmöglichkeit. — Die Wahrheit von dem Dogma der „Erbsünde" ist: Adam ist der Mensch im Allgemeinen: mutato nomine de te narratur fabula. In diesem Sinn hat Augustin Recht, wenn er sagt: Er war wir, wir sind er; nos omnes sumus ille unus. Wie in Adam die menschliche Natur fiel, so fällt sie in jedem Individuum, weil jeder Einzelmensch ein endliches Wesen ist, und weil in Jeden die Möglichkeit gesetzt ist, sein Centrum in sich anstatt in Gott zu suchen. Auch ist es anthropologisch wahr, daß nicht blos die leiblichen Eigenschaften, sondern auch die geistigen Eigenheiten von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzen. In diesem Sinne gibt's eine Erbsünde, — aber auch eine Erbtugend — für den Menschen, der seinem Wesen nach „göttlichen Geschlechts" ist. —

**) Die Bekehrung und Heiligung des Menschen geschieht eben so sehr durch Gottes Geist als durch den Menschen selbst. Die höhere menschliche Thätigkeit entsteht im Menschen nicht ohne die göttliche, und die göttliche wirkt in ihm nicht anders, als durch die menschliche. In diesem Sinne gibt's eine Gnadenwahl; weil Jeder das in ihm wirkende göttliche Princip, dessen er sich bewußt ist, als göttliches Gnadengeschenk anerkennen, und sich stets von Gott abhängig fühlen muß. Der Mensch kommt erst zu sich selbst, wenn er zu Gott gekommen ist d. h. zu dem Bewußtsein, daß Gott zu ihm gekommen, d. h.: In Christus wird der Mensch zum Menschen, durch Gottes Gnade in Christo wird er frei. Die Freiheit des Menschen hat zwei Momente: Gottes freie Gnade und des Menschen freie Thätigkeit.

auferstehen und das göttliche Leben der Liebe leben, in der wir wirklich und realiter Eins werden mit Gott. Diese Seligkeit der Rechtfertigung genießt jedoch nur der nach dem Rathschlusse Gottes dazu Berufene: nur welche Gott hat vorher erwählet, hat er auch vorher bestimmt, gleich zu sein dem Bilde seines Sohnes, daß er der Erstgeborne sei unter vielen Brüdern; die er aber vorher bestimmt hat, diese hat er auch berufen; und die er berufen, hat er auch gerechtfertigt, die er aber gerechtfertigt, diese hat er auch verherrlicht. Diese Begnadigung liegt nicht an Jemandes Wollen oder Streben, sondern an Ihm, der begnadigt, wen er will, und wen er will, verhärtet, damit er seinen Zorn zeige, aber auch seine Langmuth und seine Liebe, mit der er am Ende Alle zu sich emporhebt, denn er hat Alle, Juden und Heiden, dem Ungehorsam unterworfen, auf daß er Alle begnadige, — so daß Berufung und Ausschließung nur verschiedene Stufen sind, auf denen es in's Gnadenreich geht.

Das sind die Gedanken, die dem Paulus aus der Tiefe seines Gemüthes und aus der Seligkeit seines Herzens strömten, und die er so Vielen als möglich mitzutheilen sich bemühte. Arabien, Syrien, Kleinasien, Griechenland und die Inseln des mittelländischen Meeres sind Zeugen davon. Die Gemeinden zu Philippi, Korinth, Galatien und Thessalonich verehrten ihn als ihren Stifter. Eine Feuerseele in einem kleinen, schwächlichen, gebrechlichen Körper; ein Idiot in der Redekunst, aber mit einer unerbittlichen scharfen Logik, welche die feinsten Unterschiede der Begriffe zergliedert und alle Erscheinungen bis zu ihren letzten Gründen verfolgt. Mit diesem scharfen selbstständigen Geiste hat er alle die Fragen, welche die christliche Anthropologie und Soteriologie von Sünde und Gnade, von Gesetz und Evangelium, von göttlichem Rathschluß und menschlicher Freiheit, von Erwählung und Verwerfung aufzuwerfen hatte, richtig gestellt und selbstständig gelöst. Der Mann, der voll von Gesichten und Offenbarungen war, zugleich nüchtern und scharf im Denken. Der Enthusiastischste zugleich der Klügste. Der Kräftigste und Consequenteste, dabei der feinste Mann im Umgange. Wie Jesajas — sagt Jowett — heißt er uns auf den Mann der Schmerzen blicken; wie Ezechiel regt er die Menschen auf zu einem mehreren Gefühl der Wege Gottes in seinem Gebahren mit ihnen; wie Jeremias trauert er über seine Landsleute; wie alle Propheten, die je gewesen sind, erhebt er sich über die Welt und ist „im Geiste am Tage des Herrn." Gesättigt und gedrungen in seiner Persönlichkeit, Feind von aller Halbheit und trägen Lässigkeit, Selbstständigkeit, Geistesautonomie, ein religiöstiefes, kräftiges, glaubenerfülltes und liebestarkes Gemüth, das natürlich durch seine Größe den Haß der Kleinen erwecken mußte und daher das Loos mit allen Denen theilte, die, über ihrer Zeit stehend, dieser Zeit, vom Gottesgeiste beauftragt, ein neues Princip einimpfen müssen. Darum konnte er sein äußeres und inneres Leben also charakterisiren, (2. Korinth. 6, 4—10): „In allen Stücken stelle ich mich als Gottes Diener dar, unter Schlägen, Gefangenschaft, Aufruhr, Arbeit, Nachtwachen, unter Nahrungslosigkeit, in Lauterkeit, in Erkenntniß, in Langmuth, in Freundlichkeit, im heiligen Geist, in ungeheuchelter Liebe, in Verkündigung der Wahrheit, in

der Kraft Gottes; durch die Waffen der Gerechtigkeit, zum Angriff wie zur Vertheidigung, in Ehre und Schande, in gutem und bösem Ruf, als Verführer betrachtet und doch wahrhaft, als unbekannt und doch erkannt, als Sterbender und siehe ich lebe, als Gezüchtigter und doch nicht getödtet, als Trauernder und doch immer froh; als Bettler und doch Viele bereichernd; als Nichts Besitzender und doch Alles innehabend." —

d. Der Kampf zwischen Judaismus und Paulinismus, und der Friedensschluß.

Der Kampf des Paulus mit dem petrinischen Judenchristenthum zieht sich durch dessen ganzes Leben hindurch. Zum ersten öffentlichen Zusammenstoß kam es, als Paulus nach vierzehnjähriger Wirksamkeit in der Heidenwelt durch das Treiben seiner Gegner genöthigt ward, selbst in der Gemeinde zu Jerusalem zu erscheinen, um nachzuweisen, daß das gleiche Evangelium für alle Menschen, Juden wie Heiden, Geltung habe. Das Kompromiß, das dadurch zwischen ihm und den „Säulen" der christlichen Gemeinde, Petrus, Johannes und Jacobus, zu Stande kam, ging nicht aus tiefster Ueberzeugung hervor. Petrus und Paulus stießen nachher in Antiochien feindselig zusammen, indem Petrus die Heiden „zwingen wollte, jüdisch zu leben" und das Christenthum für sie an die Bedingung der Beschneidung und an die Uebernahme des Judenthums überhaupt knüpfte. Darum die heftige Sprache des Paulus im Galaterbrief: „Die man für Säulen hielt, was sie auch früher gewesen sein mochten; ich frage nichts darnach; Gott sieht die Person nicht an." Daher die judaistischen Hetzer in den galatischen Gemeinden, die von deren Heuchelei bald mit fortgerissen wären, so daß Paulus von „seinen verirrten Kindern" zu reden hat, die er „zum zweiten Male mit Schmerzen gebären muß." Daher die gehässige Polemik gegen Paulus in der Gemeinde zu Korinth: „Er ist gar kein Apostel, er hat sich diesen hohen Namen nur angemaßt, er hat den Herrn nie gesehen" 2c. — Die Angriffe gegen den Paulinismus richteten sich besonders auf drei Punkte: a) Das paulinische Christenthum, das sich vom Judenthum losgelöst hat, steht im Widerspruch mit der geschichtlichen Offenbarung Gottes im alten Testament und mit dem geschichtlichen Christenthum, wie es Jacobus, Petrus und Johannes aus dem Umgange mit Christus geschöpft haben. b) Das von Paulus beanspruchte Apostolat steht im Widerspruch mit den Begriffen eines Apostels, denn Apostel können (Apostgesch. 1, 21 ff.) nur diejenigen sein, „welche die ganze Zeit über, in welcher der Herr Jesus ist unter uns aus- und eingegangen, bei ihm gewesen sind, von der Taufe Johannes an bis auf den Tag, da er von uns genommen wurde." c) Es ist ein Widerspruch zwischen der gesetzlosen paulinischen Sittlichkeit gegen die ewigen Sittengesetze, denn wenn Christus uns befreit hat vom Gesetz, so ist damit der Sünde Thür und Thor geöffnet. — Noch befangen von den jüdischnationalen Schranken vermochten die ersten Jünger und mit ihnen die Judenchristen nicht die Consequenzen aus den religiösen Anschauungen Christi zu ziehen, indeß Paulus in genialer Geistes-

kraft, das Bild Christi von allen zeitlichen Schranken in seinem Innern entkleidend, den epochemachenden Gehalt der Persönlichkeit Christi, das allgemein Menschliche hervorhob, darum auch sich mit seiner Predigt von dem Christus berufen wußte, welcher der Geist ist, und die an Christus Glaubenden im Zustande der Gotteskindschaft erkannte, wo das Gute nicht mehr als gebietendes Gesetz dem menschlichen Geiste gegenübersteht, sondern sich durch den Drang der Liebe eines von Gott und Christus ergriffenen Gemüthes mit innerer Nothwendigkeit vollzieht.

Im Wesen gleich, in den Formen verschieden, tritt dieser ursprüngliche Gegensatz von Judenchristenthum und Paulinismus in der Entwicklung des Christenthums immer von Neuem hervor: als Katholizismus und Protestantismus, — als Tradition und als Automonie des freien Geistes. —

Da jedoch dieser Gegensatz im Urchristenthum eine gemeinschaftliche Grundlage, nämlich den Glauben, daß Jesus der Christ sei, hatte; so mußte es naturgemäß im Laufe der Zeiten zu einer Ausgleichung kommen. Und es kam dazu, indem der Universalismus des Paulus anerkannt und von den Judenchristen aufgenommen, daneben aber als Wahrheit zugefügt wurde, daß zu dem Glauben die Werke gefordert werden müßten. Der jüdische Particularismus und der Chiliasmus wurden bei der weiteren Entwicklung des Christenthums abgestoßen: das Judenchristenthum wurde zur christlichen Secte herabgesetzt. — Vorbereitet war die Vereinigung der judenchristlichen und paulinischen Partei mit dem Moment, wo man die Nothwendigkeit der Beschneidung für geborene Heiden preisgab, denn damit hörte für die Juden die Möglichkeit auf, im Christenthum nur eine innerjüdische Secte zu sehen: Juden und Judenchristen traten dadurch in Gegensatz und Kampf. Der Trieb zur vermittelnden Ausgleichung wurde noch verstärkt durch das Bedürfniß, die Extreme vom Wesen des Christenthums auszuscheiden. Auf einer Seite das Extrem des Judenchristenthums, das besonders im Montanismus hervortrat. Auf der andern Seite vornehmlich die theoretischen und practischen Ausschreitungen der Gnosis, — einer Verschmelzung orientalischer und platonischer Elemente mit dem Christenthum, von denen jene in den syrischen, diese in den alexandrinischen Gnostikern vorherrschten. Ein jenseitiger, immaterieller Gott und eine ungöttliche Materie: das waren die zwei sich gegenüberstehenden, wesentlichen Bestandtheile der Gnosis; das Herüber und Hinüber von der einen Seite zur anderen war das Element der gnostischen Speculation. Gott und Materie wurden durch eine absteigende Reihe göttlicher Gestalten, Aeonen, vermittelt, deren oberster, Christus, als Erlöser den ethisch-religiösen, der unterste, der Demiurg, den kosmogonischen Proceß leitet, so daß sich Gott also in die Materie herabsenkt, um sich aus ihr wieder in seinen einfachen Anfang zurück zu ziehen. — Neben dem Gnosticismus trat der Manichäismus als Verschmelzung der zoroastrischen und buddhistischen Lehren, in christliche Vorstellungen und Namen gehüllt, auf. Die Manichäer stellten den Geist als Lichtprincip auf und ihm gegenüber die Finsterniß: — zwei Principien und Reiche, die gleich ewig und gleich selbstständig sind und aus

deren gegenseitiger Berührung (eine Berührung, die von der sich das Licht zu eigen machen wollenden Finsterniß ausging) die ganze sichtbare Welt, die Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt entstand. Um das Licht wieder von der Finsterniß zu befreien, gehen Sonne, Mond und Aether aus, während die Befreiung im Menschen durch die Askese vorbereitet wird, bei der jeder Genuß von Fleisch und geistigen Getränken, sowie die Verletzung des Thier- und Pflanzenleben's verboten und die unverletzte Virginität zur Pflicht gemacht wird.

Solchen Extremen gegenüber verbanden sich Judenchristenthum und Paulinismus, stießen dieselben als Häresien von sich aus und bildeten eine christliche Mitte, die, in sich selbst eine Entwicklung, von den apostolischen Vätern, von den Apologeten und von den Antignostikern und kirchlichen Gnostikern repräsentirt wird.

2. Die apostolischen Väter, die christlichen Apologeten, die kirchlichen Antignostiker und Gnostiker.

a. Die apostolischen Väter und die christlichen Apologeten.

Die Entwicklung der christlichen Lehre im Urchristenthum besteht in einer immer tieferen Hineinbildung des Paulinismus und der Elemente des Alexandrinismus in die judenchristliche Anschauung. Die apostolischen Väter führen bei dieser Entwicklung die erste productive Zeit des Christenthums weiter bis zu den ersten Philosophen des Christenthums d. i. den Apologeten, und diese, in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts lebend, stehen in der Mitte zwischen den apostolischen Vätern und den kirchlichen Antignostikern und Gnostikern.

1) **Die apostolischen Väter**, zu denen man gewöhnlich, mit Ausnahme der beiden neutestamentlichen Apostelschüler Marcus und Lucas, Barnabas, Hermas, Clemens von Rom, Ignatius, Polykarp und Papias rechnet, unterscheiden sich mit ihren Schriften von den in den neutestamentlichen Kanon aufgenommenen nur — wie Baur sagt — durch das äußerliche Merkmal, daß sie die Namen für ihre Pseudonymität nicht mehr aus den Kreisen der Apostel, sondern aus dem der Apostelschüler entnehmen, denn die Namen eines Barnabas 2c. bezeichnen nicht den wahren Ursprung, sondern nur den Charakter und die Tendenz dieser Schriften.*) Am Entschiedensten stehen von den

*) Es gibt eine große Zahl von literarischen Producten in den ersten christlichen Jahrhunderten, welche unter fremdem Namen geschrieben und in Umlauf gesetzt sind: so einen vermeintlichen Briefwechsel Christi mit dem König Abgarus von Edessa, einen angeblichen Briefwechsel des Apostels Paulus mit dem römischen Philosophen Seneca, apokryphische Evangelien, Apostelgeschichten 2c. „Man darf die Abfassung und Verbreitung solcher Schriften unter fremdem Namen nicht als literarischen Betrug auffassen; die Verfasser solcher untergeschobenen Schriften hatten weder das Bewußtsein noch die Absicht, eine Täuschung oder Fälschung zu begehen; sie hatten dabei überhaupt kein geschichtliches Interesse, sondern nur eine dogmatische oder praktisch-religiöse Tendenz, nämlich den Wunsch, gewissen neu entstandenen dogmatischen Anschauungen, religiösen Richtungen und christlichen Parteistandpunkten in der urchristlichen Kirche dadurch Anerkennung zu verschaffen, daß man sie auf die Autorität apostolischer Männer zurückführte und ihre Vertretung dem oder jenem apostolischen Namen zuwies, je nachdem man glaubte, daß dieser Name besonders dazu geeignet sei."

Schriften der apostolischen Väter auf antijudenchristlicher Seite: der Brief des Barnabas, der, ähnlich dem Hebräerbrief, das Christenthum als das enthüllte, offenbar gewordene Judenthum auffaßt, — und die pseudoignatianischen Briefe, welche es als einen Widerspruch bezeichnen, Jesus Christus zu nennen und noch dem Judenthum anzuhangen, denn der Christianismus habe nicht an den Judaismus geglaubt, sondern der Judaismus an den Christianismus. Auch der erste Brief des Clemens Romanus und der Brief des Polykarp tragen Spuren des Paulinismus, während der Hirt des Hermas ein Erzeugniß und Zeugniß des Judenchristenthums ist, Justin der Märtyrer aber — ein Evangelist im Philosophenmantel — weder dem Judaismus noch dem Paulinismus entschieden angehört und damit der Uebergang zum katholischen Christenthum bildet. —

2) Nachdem im Laufe der Zeit mehr und mehr philosophisch Gebildete zum Christenthum übertraten, und nachdem sich während der Verfolgungszeit der Christen immer gröbere Beschuldigungen gegen dieselben anhäuften; suchten die mit griechischer Bildung und Philosophie vertrauten Männer das Christenthum von diesen Anschuldigungen zu befreien und es der Welt gegenüber zu rechtfertigen. Zu diesen **Apologeten** gehören besonders: Justin der Märtyrer, Tatian, Athenagoras, Theophilus von Antiochien, der Verfasser des Briefes an Diognet, Minucius Felix, Tertullian, Cyprian, Clemens von Alexandria und Origenes. Die Anklagen, die gegen das Christenthum in Umlauf gesetzt waren und die selbst die heidnische Philosophie aufstellte, sind von dem griechischen Philosophen Celsus also zusammengefaßt: Alles Wahre und Gute, — sagt er, — was ihr in eurer Lehre besitzt, ist längst unser Eigenthum, und alles Dieses haben die großen griechischen Philosophen besser und würdiger gelehrt, während euch nur die grobe Einkleidung des längst Bekannten eigenthümlich ist. Das Meiste aber, was ihr der Welt noch weiter aufdringen wollt, ist eitel Irrthum; theils unhaltbare und ungereimte Lehren, theils unglaubliche und abgeschmackte Geschichten sind in euren heiligen Büchern enthalten. Ihr spottet Derer, welche den Zeus anbeten, weil sein Grab zu Kreta gezeigt wird, und betet doch selbst einen Menschen an, der begraben worden ist. Eben so verhält es sich mit anderen eurer Lehren, namentlich auch mit der, auf welche ihr ein so großes Gewicht legt, mit der Lehre von der Auferstehung des Fleisches. Würmern, nicht Seelen ziemt die Hoffnung und der Wunsch in verweste und stinkende Leiber zurückzukehren. Uebrigens ist es auch höchst ungereimt, daß ihr auf der einen Seite eine solche Sehnsucht nach dem Leibe tragt und seine Auferstehung hofft, als ob ihr nichts Besseres und Kostbareres hättet, und doch auf der anderen Seite eben diesen Leib, als wäre er etwas Nichtswürdiges und Verächtliches, allen Arten von Martern und Strafen preisgebt. Wie könnt ihr verlangen, daß man einem gekreuzigten Menschen glauben solle, blos weil er Glauben fordert? Und wenn er ein Betrüger war, der sich für den Sohn Gottes ausgab, wofür sind denn die Zöllner und Schiffer zu halten, die ihr Apostel nennt und als von ihm gesendete und vom göttlichen Geist beseelte Zeu-

gen und Verkündiger der Wahrheit geehrt wissen wollt? Für nichts als Betrüger sind sie zu halten, die nicht einmal Geschicklichkeit genug hatten, ihren Erdichtungen den Schein der Wahrheit zu geben. Einen neuen Irrthum also, nicht eine heilsame Lehre führet ihr ein und seid thöricht genug, diesen neuen Glauben zum Glauben der Welt machen zu wollen. Denn nur ein Unverständiger kann meinen, daß es möglich sei, Alle, die in Asien, Africa und Europa wohnen, zu Eurer Anbetungsweise zu bringen, ein Unternehmen, das um so tadelnswürdiger ist, da ihr theils mit zudringlichem Eifer euren Glauben in die Familien einzudrängen sucht, theils in eine gesetzwidrige, staatsgefährliche Verbindung getreten seid. Bedenklich ist es auch, daß ihr den Herrschern die nach Gesetz und Sitte ihnen gebührenden Ehren verweigert, was freilich nicht befremden kann, da eure ganze Sache von einer Empörung ausgegangen ist. Und wie könnte es den Regierungen gleichgültig sein, daß ihr gegen die von den Völkern verehrten Götter gleichsam wüthet, ihre Tempel als Gräber verachtet und ihrer Heiligthümer spottet? Wie sollten sie nicht insbesondere Grundsätze bedenklich finden, welche euch von den öffentlichen Aemtern und Pflichten, vornehmlich vom Kriegsdienst entfernt halten? Wenn Alle thäten, was ihr thut, so würde der Kaiser einsam und verlassen bleiben, und die Barbaren würden bald der Güter der Erde sich bemächtigen. Daher wird eine weise Regierung, welche vorhersieht, was kommen wird, ehe sie selbst untergeht, euch alle verderben.

Gegen diese Anklagen wandten sich die christlichen Apologeten, indem sie 1) die logische und metaphysische Unwahrheit und das practisch Verderbliche der heidnischen Götteranschauung, sowie das Ungenügende der symbolisch allegorischen Deutung der alten Mythen darzuthun suchten: die Götter von Menschenhänden gemacht; zeugende und erzeugte Wesen; sollen aber unter den Göttern nur Naturkräfte und Beziehungen der Elemente unter einander verstanden werden, so hören sie auf Götter zu sein; — 2) die inneren Widersprüche der ohnedies für das religiöse Bedürfniß des Volkes nicht genügenden heidnischen Philosophie hervorhoben, das Wahre und Vernünftige in derselben dagegen als mit dem Christenthum übereinstimmend nachwiesen: der Logos oder das göttliche Wort, das in Christus Fleisch ward, hat sich auch den Weisen der griechischen Vorzeit mitgetheilt, um in ihnen Zeugniß von der Einheit des unsichtbaren Gottes abzulegen und alle bessere Einsicht in ihnen zu wirken, so daß in Wahrheit Alle, welche vor der Erscheinung Christi diesem göttlichen Logos folgten, dem Wesen nach Christen und wahrhafter Tugend und Seligkeit fähig waren; — 3) die Göttlichkeit und Vernunftmäßigkeit des Christenthums aus den Weissagungen und Wundern zu erhärten bemüht waren, und auf die herrlichen Wirkungen hindeuteten, welche das Christenthum auf die Menschen übt, indem seine Bekenner im Fleische aber nicht nach dem Fleische leben, auf Erden wandeln aber ihr Bürgerthum im Himmel haben, den eingeführten Gesetzen gehorchen, aber mit ihrem Leben über den Gesetzen stehen, so daß sie in der Welt sind, was die Seele im Leibe ist. —

b. Die kirchlichen Antignostiker und Gnostiker.

a. Den judaistischen Verstandesdualismus innerhalb der urchristlichen Kirche vertreten **die Antignostiker**, deren größter Repräsentant **Tertullian** ist: — immer und überall ein radicaler Mensch, als er die Ueppigkeiten des prächtigen Karthago einsog, als er die Ausschweifungen Roms durchkostete, als er mit Kraftfülle im Christenthum gegen das Heidenthum auftrat. In schneidenden Antithesen stellt er das Christenthum dem Heidenthum gegenüber. Alles Heidnische, jede Accomodation an heidnischen Gebrauch und Sitte wird von ihm verdammt und als Sünde proclamirt. Die heidnische Philosophie und die Philosophie als solche überhaupt steht ihm als Verderber für die Menschennatur da. Das heidnische Leben im Gegensatz zum christlichen erscheint ihm als das Reich des Satans dem Reiche Gottes gegenüber, dem Reiche der Freude und der Lust. Denn „was gibt es Annehmlicheres, als die Versöhnung mit Gott, dem Vater und dem Herrn, als die Offenbarung der Wahrheit, als die Erkenntniß des Irrthums, als die Vergebung so vieler begangenen Sünden? Welche größere Lust, als die Verachtung dieser Lust selbst, als der Abscheu vor dieser ganzen Zeitlichkeit, als die wahre Freiheit, als das unbefleckte Gewissen, als ein dem Glauben entsprechendes Leben ohne Todesfurcht? Daß du die Götter der Heiden dir unterworfen siehst, Dämonen austreibst, Kranke heilst, um Offenbarungen bittest, Gotte lebst: das sind die Freuden, das die Schauspiele der Christen, heilige, immerwährende, unentgeltliche. Ergötzet dich die Wissenschaft, die Literatur: wir haben Ueberfluß an Versen, an Sentenzen, auch an Gesängen, keine Fabeln aber, sondern Wahrheit, keine künstlichen Melodien, sondern Einfalt. Verlangst du nach Kampf? er findet sich und nicht nach geringem, sondern nach vollem Maß. Siehe, wie die Unkeuschheit von der Keuschheit gestürzt, der Unglaube vom Glauben erlegt, die Grausamkeit von der Barmherzigkeit zertreten, die Leichtfertigkeit von der Bescheidenheit verdunkelt wird." „Willst du die Freiheit? Freiheit ist hier, unendliche Freiheit des Himmels, denn du bist durch Christum frei gemacht, und wenn auch dein Leib eingeschlossen und dein Fleisch gefangen gehalten wird, so steht doch dem Geiste Alles offen." „Wandle umher im Geiste, nicht schattige Lustwälder oder lange Säulengänge dir vorstellend, sondern jenen Weg, der zu Gott führt, und du wirst nicht im Kerker sein: das Bein fühlt nichts im Blocke, wenn die Seele im Himmel ist." „Suchest du Wissenschaft? Wir haben sie, aber nicht von Athen. Was hat Athen mit Jerusalem zu thun, was die Akademie mit der Kirche? Unsere Lehre ist aus Salomo's Halle, nach dessen Ueberlieferung der Herr in Einfalt des Herzens zu suchen ist. Wir brauchen nicht weiter zu grübeln, nachdem wir Jesus Christus gefunden; wir brauchen nicht weiter zu suchen, nachdem wir das Evangelium erhalten haben. Da wir glauben, so bedürfen wir nichts weiter, als Glauben, denn das glauben wir vor allen Dingen, es gebe nichts mehr, was wir weiter zu glauben haben. Alles Suchen wie Finden hört mit dem Glauben auf. Es ist besser, nicht zu wissen, damit du nicht wissest, was du nicht wissen sollst, weil du weißt, was du wissen sollst. Es weiche die Neugier dem

Glauben, der Ruhm dem Heile. Wer wird, was Gott bedeckt hat, enthüllen? Es ist am Sichersten, auf Erkenntniß der Dinge zu verzichten, die er nicht offenbaren will, und besser, Etwas nach Gottes Willen nicht zu wissen, weil er es nicht geoffenbart hat, als Etwas durch menschliche Anmaßung wissen wollen." „Forderst du Zeugniß für diesen Glauben? Ein neues Zeugniß rufe ich herbei, bekannter als alle Literatur, mehr im Umlauf als alle Wissenschaft, mehr verbreitet als alle Bücher, größer als der ganze Mensch, denn es ist das Ganze, was der Mensch ist: tritt hervor in die Mitte Seele." „Die Zeugnisse der Seele sind je wahrer, desto einfältiger, je einfältiger, desto volksthümlicher, je volksthümlicher, desto allgemeiner, je allgemeiner, desto natürlicher, je natürlicher, desto göttlicher." Auf diesem Zeugniß ruht auch der Glaube an den Gott des Christenthums. „Unsichtbar ist er und doch wird er gesehen; unbegreiflich, und doch wird er durch Gnade dargestellt; unschätzbar, und doch wird er von den menschlichen Sinnen geschätzt, denn das gerade macht ihn so schätzbar, daß er sich nicht schätzen läßt; unkörperlich und doch mit einem Körper," d. i. mit einer Form seines Seins, wie man sich ja kein Sein ohne Form denken kann, Alles also, was ist, ein Körper seiner Art nach ist und auch der Geist ein Körper eigener Art in seiner Gestalt. Dieser Eine ist eine Dreiheit: „Drei, die nicht dem Sein, sondern der Ordnung, nicht dem Wesen, sondern der Form, nicht der Macht, sondern der Eigenthümlichkeit nach verschieden sind, aber Ein Wesen, Ein Sein, Eine Macht haben, weil Ein Gott ist": — „der Vater, der vor Allem war, allein, nur den Gedanken bei sich habend, den er zum Worte machte, da er sich durch die Rede mit sich selber beschäftigte und so den Sohn erzeugte, Eins mit Gott, wie wenn ein Strahl aus der Sonne hervorgeht, der ein Theil des Ganzen ist, und in dem die Sonne ist, weil der Strahl aus der Sonne ist, und nicht von der Substanz getrennt, sondern nur ausgedehnt; der Dritte aber vom Vater und Sohn ist der heilige Geist, wie das Dritte von der Wurzel die Frucht vom Strauche, wie das Dritte von der Quelle der Bach aus dem Flusse." Dieser dreieinige Gott ließ „durch den Logos aus Nichts das Weltall entstehen: der Stoff war seine Weisheit." „Alles kam als Diener auf Befehl und Gebot durch des Wortes alleinige Macht hervor, der Mensch dagegen wurde von Gott selbst gebildet, damit er, von Gott geworden, Herr sein könnte. Im Menschen ist weder die Seele an und für sich Mensch, noch auch ist ohne Seele das Fleisch Mensch; das Wort Mensch ist gewissermaßen für die zwei verbundenen Substanzen der Halt, unter welchem Namen sie nur zusammenhangen können. Niemals ist die Seele ohne Fleisch, so lange sie im Fleische ist: Fleisch und Seele werden zugleich gezeugt, wie auch in jenem feierlichen Dienste der Geschlechter, welcher Mann und Weib mischt, Seele und Fleisch zugleich thätig, die Seele durch die Begierde, das Fleisch durch das Werk, die Seele dem Antriebe, das Fleisch dem Acte nach; in ein und demselben Augenblicke erzeugen beide denselben Menschen, in dem wieder der Same nach seinem Geschlecht ist." „Der Mensch ist mit der Freiheit des Willens und der

Macht der Selbstbestimmung von Gott geschaffen: darin liegt seine Ebenbildlichkeit Gottes, denn weder dem Angesichte, noch den leiblichen Umrissen nach, ist der Mensch dem einförmigen Gotte nachgestaltet, sondern der Substanz nach, die er von Gott selbst empfangen hat, d. h. der dem Wesen Gottes entsprechenden Seele nach ist er durch den freien Willen und das Vermögen der Selbstbestimmung ausgezeichnet worden." „Darum konnte der Mensch fallen, aber er mußte nicht. Das Können stand bei ihm durch der Substanz Geringfügigkeit, insofern Odem nicht Geist, das Nichtmüssen durch des freien Willens Vermögen, insofern nicht Sklave. Nicht also aus dem Gottverwandten der Seele kann die Sünde hergeleitet werden, sondern aus dem Hinzugekommenen, dem Mißbrauche des freien Willens, und dieser wirft die Schuld nicht auf den Geber zurück, sondern auf Den, der ihn nicht gehörig angewandt hat." „Das Verderben der Natur ist eine andere Natur, welche ihren eigenen Gott und Vater hat, den Urheber der Verderbniß selber; so daß dennoch das Gute der Seele einwohnt, jenes Ursprüngliche, jenes Göttliche und Rechte und eigentlich Natürliche; denn was von Gott ist, wird nicht sowohl verlöscht, als verdunkelt; es kann wohl, weil es nicht Gott ist, verdunkelt, es kann aber, weil von Gott, nicht verlöscht werden, und wie das Licht, dem Etwas entgegensteht, bleibt und doch nicht durchscheint, wenn des Entgegenstehenden Dichtheit zu groß ist, so ist auch das von dem Bösen nach seiner Eigenthümlichkeit unterdrückte Gute in der Seele entweder ganz wirkungslos, indem sein Licht ein verborgenes bleibt, oder, wenn es Freiheit findet, strahlt es wo möglich hindurch. So sind Einige sehr gut und Einige sehr schlecht, nichts desto weniger sind alle Seelen ein Geschlecht und keine daher ohne Schuld, weil keine ohne Samen des Guten. „Zur völligen Reinheit wird sie erst durch Christus zurückgeführt, — durch den Strahl, der sich in eine Jungfrau herabsenkte, und in ihrem Schoße Fleisch annahm, das Fleisch, welches vom Geiste beseelt sich nährt, wächst, spricht, lehrt, handelt, wirklicher Gott, aber auch wirklicher Mensch, weder mit einem Scheinkörper, noch einem ätherischen, sondern mit dem Fleische Adams, aber der Art, nicht der Schuld nach, in dem nicht das Fleisch der Sünde, sondern die Sünde des Fleisches, nicht der Stoff, sondern die Natur, nicht die Substanz, sondern die Schuld vernichtet werden." „Gott lebte unter den Menschen, damit der Mensch wie Gott zu leben lernen möge." „Gott stellte sich dem Menschen gleich, damit der Mensch Gott gleich würde." „Gott ward klein erfunden, damit der Mensch recht groß würde." Wie groß! „Was Thorheit ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, um die Wahrheit zu beschämen. Und dieses Thörichte ist: zu glauben an einen aus einer Jungfrau geborenen, im Fleische erschienenen Gott, der die menschliche Natur angenommen hat. Was immer Gottes unwürdig scheint, das frommt mir zum Heile. Der Sohn Gottes ist gekreuzigt worden; nicht schäme ich mich, es zu glauben, eben weil es schämenswerth erscheint; und gestorben ist der Sohn Gottes, das ist ohne Rückhalt glaubwürdig, weil es euch thöricht vorkommt; und begraben ist er auferstanden, das ist für mich gewiß, weil es euch unmöglich dünkt." „Mit ihm werde auch ich leben, ewig, nicht nur dem Geiste, sondern

auch dem Fleische nach. Denn das Fleisch, welches Gott mit seinen Händen zu Gottes Ebenbild formte, welches er durch seinen Anhauch zu seines Lebens Aehnlichkeit beseelte, welches er zum Bewohner, zum Nutznießer, zum Beherrscher seines ganzen Werkes vorsetzte, welches er mit seinen Geheimnissen und Disciplinen schmückte, dessen Abtödtungen er billigt, dessen Leiden er sich zueignet, dieses Fleisch, so vielfach, Gott zukommend, wird nicht wieder auferstehen? Fern, ja fern sei es, daß Gott das Werk seiner Hände das Geliebte seines Scharfsinns, das Gefäß seines Odems, das Königliche seiner Schöpfung, das Erbe seiner Freigebigkeit, den Priester seiner Religion, den Streiter für sein Zeugniß, den Bruder seines Gesalbten dem ewigen Untergange bestimmte." — Das ist Tertullian: — ein verzehrendes Feuer für Juden- und Heidenthum, eine gewaltige, hochgeschürzte, leidenschaftliche Natur, kühn und genial, tiefes, volles Christengemüth, dem einst die Worte der Christendemuth entströmten: „Gedenket in eurem Gebete des Sünders Tertullian." Schöpferisch hat er in das Christenthum seiner und aller Zeiten eingegriffen. Viele christliche Lehren haben durch ihn ihre Begründung, viele ihren präcisen Wortausdruck erhalten: „trinitas" hat er zuerst gebraucht; der früheren Lehre, daß die Sünde eine freie Wiederholung, nicht die nothwendige Folge der ersten Sünde sei, hat er entgegengesetzt, daß dem Menschen das Böse zur anderen Natur geworden und dieses als „vitium originis" bezeichnet; Taufe und Abendmahl hat er zuerst „sacramenta" genannt, während sie früher vor anderen symbolischen Handlungen nicht specifisch hervorgehoben worden; die Kirche, die früher unbestimmt als die Gemeinschaft der Heiligen bezeichnet wurde, hat er durch Bilder, wie „die Arche Noah" und „die Mutter" bestimmt, und für **Cyprian** (— einen Mann, mehr des Lebens, als des Wissens; einen kraftvollen Geist, der alle Güter dieser Welt wegwarf, um Christum zu gewinnen —) den Weg gebahnt zu seinen Bestimmungen: „Die Kirche ist nur Eine, gleichwie die Strahlen der Sonne zahlreich sind, das Licht derselben aber nur Eines ist, und wie die Aeste des Baumes zahlreich sind, der Stamm selber aber auf eine feste Wurzel gegründet nur Einer ist, und wie, wenn aus Einer Quelle sehr viele Bäche abfließen, obwohl ihre Menge mit reichlich ausströmender Fülle weit sich zu verbreiten scheint, doch die Einheit im Ursprunge bewahrt wird. Reiß einen Strahl der Sonne von dem Körper los; die Einheit des Lichtes ist keiner Theilung fähig. Brich einen Ast von dem Baume; der abgebrochene wird keine Sprossen treiben können. Scheide einen Bach von der Quelle ab; der abgeschnittene trocknet aus. So verbreitet auch die Kirche, vom Lichte des Herrn erfüllt, ihre Strahlen in die ganze Welt; Ein Licht jedoch ist es nur, welches sich überallhin ergießt, und die Einheit des Körpers wird nicht getrennt, Eine Quelle, Ein Ursprung, Eine Mutter reich an glücklicher Fruchtbarkeit." Von diesen Anschauungen aus wurde schon damals das Dogma von der alleinseligmachenden Kirche aufgestellt. Cyprian spricht es ausdrücklich mit den Worten aus, daß, wer die Kirche nicht zur Mutter habe, auch Gott nicht zum Vater haben könne. —

b. **Die kirchlichen Gnostiker.** Im Gegensatz zu Tertullian, dem Vertheidiger des Fleisches und dem großen sinnlichen Menschen, der die Geheimnisse des Geistes sinnlich schaute und mitten in der Sinnlichkeit zum Unsinnlichen durchdrang, dem Vorbilde der römischen Kirche, — stand **Origines**: ein pneumatischer Mensch, eine gottdurchleuchtete Persönlichkeit, in strenger Enthaltsamkeit, durch die verleitet, weil auch Frauen in seiner Schule zugegen waren, er sich auf Grund von Matth. 19, 12. entmannt haben soll, — und mit kühnem Christusmuthe, mit dem er einst, da ihn die Heiden ergriffen, als Priester des Serapis bekleidet und im Tempel Palmenzweige zur Vertheilung gegeben hatten, ausrief: „Kommet, nehmet, aber nicht die Palme des Götzen, sondern die Palme Jesu Christi." — Die Inspiration, auf 2. Tim. 3, 16 und 2. Petr. 1, 19—21. gebaut, von Justin auf Religiöses beschränkt, von Irenäus und Clemens Alexandrinus positiv als göttliche Eingebung gefaßt, ward für Origines der Anstoß, seine allegorische und grammatische Interpretation zu erfinden. Alles, was Gottes Wort genannt wird, ist Offenbarung des Fleisch gewordenen und sich seinem göttlichen Wesen nach selbst entäußernden göttlichen Wortes: das ist sein Grundgedanke. „Wenn aber unsere Schwachheit nicht bei jedem Ausdruck der verborgenen Herrlichkeit der Lehre nachkommen kann, und ihr oft Anstöße, Aergernisse und Widersprüche entgegentreten: so ist das vom göttlichen Logos deshalb geschehen, daß wir neben dem buchstäblichen noch einen tieferen Sinn in der Schrift suchen." „Ist es Hauptabsicht, den Zusammenhang des Geistigen in Dem, was geschehen ist und geschehen soll, darzulegen: so ist ausgemacht, daß der Sprecher da, wo er geschichtliche Thatsachen dem geheimen Sinn anpassen konnte, dieselben gebrauchte und den tieferen Sinn vor der Menge verbarg; wo hingegen, im Verlauf der Entwicklung übersinnlicher Dinge, keine denselben entsprechende Thatsache erfolgte, die durch den geheimen Sinn schon vorgezeichnet war, da wob die Schrift auch Ungeschehenes in die Gefühle ein, sei es, daß es überhaupt unmöglich, oder zwar möglich, aber nicht wirklich war; ja manchmal wird, um der Nachdenkenden und Scharfsinnigen willen, Unmögliches zum Gesetz gemacht, damit sie in eine genauere Untersuchung der Schrift eingehen und die wichtige Ueberzeugung gewinnen, daß hierin ein Gottes würdiger Sinn zu suchen sei. Es gibt daher einen buchstäblichen, moralischen und übersinnlichen Schriftsinn."

In seinen dogmatischen Untersuchungen stützt sich Origines auf Clemens Alexandrinus, — den ersten Vertreter der kirchlichen Gnosis, — der den Standpunkt der Gnosis innerhalb der Kirche so aussprach: „Kein Glaube ohne Wissen, kein Wissen ohne Glauben. Der Glaube geht voran, ist Fundament und Kriterium des Wissens; die Wissenschaft folgt und vermittelt den Glauben; der Glaube ist ein geistiges Ergreifen und Schauen des Göttlichen, ein unmittelbar Gewisses, eine durch sich selbst wirkende göttliche Wahrheit, eine zusammengedrängte Erkenntniß des Wesentlichen, etwas Göttliches; das Wissen, die Gnosis, ist ein starker und fester Beweis des durch den Glauben Empfangenen. Der Gnostiker ist der wahrhaft Eingeborne, das Bild der Ge-

rechtigkeit, des Allkönigs und des allherrschenden Vaters, der dem Gnostiker die vollkommene Anschauung, nach seinem eigenen Bilde, wie mit einem Spiegel aufdeckt, so daß dieser das dritte göttliche Abbild ist, so viel möglich ähnlich gemacht dem zweiten Princip, durch das wir das wahre Leben lieben."

Origines schreibt in dieser Gnosis seine christliche Dogmatik: Gott ist der absolute Geist, durchaus übersinnlich, immateriell, weder in sich, noch von Außen her begränzt, durch Nichts umschlossen, sondern erfüllend und durchdringend und umfassend das All der Dinge mit der Fülle seiner göttlichen Kraft, kein Theil des Ganzen, denn der Theil ist etwas Unvollkommenes, aber auch nicht das Ganze, denn das Ganze besteht aus Theilen, durchaus einfach, ohne Vielheit, ohne Mannichfaltigkeit, ohne Bewegung, ohne Mehr oder Minder, der Inbegriff aller Realitäten, allein das wahre Sein, das Urwesen, völlig selbstgenügsam, das Princip seiner selbst und zugleich der Urgrund und Urquell des Seins für alle übrigen Wesen. In diesem Wesen liegt die Nothwendigkeit einer ewigen Offenbarung. Gott offenbart sich im Sohn, der übersinnlichen, lebendigen Hypostase der göttlichen Gedanken, dem Inbegriffe der Ideen und dem Gesammtglanze der göttlichen Herrlichkeit, zugleich mit dem Vater als ewige Ursache und ewige Wirkung unzertrennlich gesetzt, die vernünftige Welt durchdringend, während der Vater als der Seiende das All zusammenhält und bis zu jedem Einzelnen reicht, indem er jedem aus seinem eigenen Sein das Dasein mittheilt. Nicht hat der Vater den Sohn erzeugt, er hat ihn nicht aus der Zeugung entlassen, sondern immerfort erzeugt er ihn. Der Vater ist ungetheilt und unzertrennlich des Sohnes Vater und der Sohn Uroffenbarung des Vaters, etwa wie der Glanz aus dem Lichte, oder der Strahl aus der Sonne, oder der Hauch aus der Kraft, oder der Wille aus dem Geist; und eben dieser Wille Gottes wird selbst zur Kraft Gottes und es entsteht somit eine andere selbstständige und gleichwesentliche göttliche Kraft. Neben dieser erscheint der heilige Geist als selbstständige Persönlichkeit, gleich ewig mit dem Vater und Sohne, aber vom Vater durch den Sohn hervorgebracht, das erste unter allen vom Vater durch den Sohn hervorgebrachte Wesen, dem Sohne in derselben Weise und in demselben Grade untergeordnet, wie der Sohn dem Vater, sich verbreitend über die Heiligen, und das vom Vater ausgehende, durch den Sohn vermittelte Werk der Erleuchtung und Heiligung vollendend. Das ist die göttliche Dreieinigkeit: drei göttliche selbstständige Persönlichkeiten, aber ihre Wesenheit und Natur ist Eine, ihre Gemeinschaft das göttliche Sein; der Vater Urgrund und unerzeugt, Gott aus und durch sich; der Sohn die Uroffenbarung des Vaters, durch und aus dem Vater, von ihm in Ewigkeit gezeugt und darum geringer; der heilige Geist die erste Offenbarung des Sohnes. Dieser dreieinige Gott hat durch das Organ des Sohnes die Welt nothwendig und von Ewigkeit her geschaffen, weil er so wenig ohne Gegenstände seiner Allmacht sein konnte, als ein Werkmeister ohne Werke, oder ein Schöpfer ohne Geschöpf sein kann; — „von Ewigkeit her," weil Gott zu keiner Zeit nicht allmächtig war, und daher auch das immer gewesen sein muß, vermöge dessen er allmächtig war,

und zwar immer unter seiner Macht stehend und von ihm abhängig. Die Welt selbst ist der Sohn, freilich nicht diese sinnenfällige, materielle, die erst durch den Abfall entstanden ist, sondern die obere, wahre, in der das Intelligible wohnt, und deren wunderbare Schönheit nur von reinen Herzen geschaut werden kann. Die aus der ursprünglichen Schöpfung hervorgehenden Geister waren frei von den Banden des materiellen Stoffes, gewissermaßen Eines Wesens mit Gott, nur daß in ihm die Freiheit und Nothwendigkeit Eins sind und für ihn keine Wahl zwischen Gut und Böse existirt, in ihnen aber das Gute nicht urwesentlich und eigenthümlich, sondern als etwas mitgetheiltes, nicht von Natur, sondern aus Gnaden, nicht aus und durch sich selber, sondern nur aus Theilnahme daran, erschaffen von Gott, damit er durch freie Wesen verherrlicht werde. In ihrer Freiheit ist jedoch zugleich die Möglichkeit des Abfalls gesetzt, und diese haben sie zur Wirklichkeit gemacht. Dadurch ist die materielle Welt entstanden als Strafort für die gefallenen Geister; sie hat einen Anfang in der Zeit genommen, wie sie am Ende der Zeiten, vermöge ihrer Vergänglichkeit, wird wieder aufgelöst werden. Unter den Geschöpfen stehen die sogenannten Götter oben an, die in der ursprünglichen Gemeinschaft geblieben und nun als Mittelspersonen zwischen Gott und Menschen auf- und niedersteigen und die Schöpfung mit ihrem Lebensodem erfüllen. Die zweite Klasse sind die durch Neid und Hochmuth gefallenen Dämonen, die in der Natur wirken und sie verderben, in den Thieren, die gefräßiger, wilder, unreiner und verschlagener, als die übrigen, thätig sind, und den Menschen von der Verehrung des Einen, wahren Gottes abzuziehen suchen. In der dritten Klasse stehen die Menschen, die ursprünglich jenem Reiche göttlicher Wesen angehörten und in der Gemeinschaft mit Gott und dem Logos ein heiliges, seliges Leben führten, bis sie Satan verführte, indem er ihnen größere Seligkeit verhieß, als sie bereits besaßen. Da ward die gefallene Seele in die sichtbare Welt herabgestoßen und in materielle Leiber eingeschlossen, mit denen sie sich nach deren Zeugung vereinigen muß; der Geist trat aus seiner Einheit mit Gott, das Geistesleben sank zum seelischen Leben herab, es entstand dieses beschränkte, menschliche Bewußtsein, diese eigenthümliche Bestimmtheit des Daseins, die uns gegenwärtig von anderen Wesen unterscheidet. Nach wie vor ist aber den abgefallenen Vernunftwesen die freie Selbstbestimmung geblieben, damit sie sich mittelst derselben von der eingedrungenen Sünde reinigen, von einer Stufe der sittlichen Weltordnung zur anderen emporarbeiten und in allmählichem Stufengange wieder zur ursprünglichen Einheit mit Gott gelangen können. Die Geschichte des Sündenfalls bildet nur Das ab, was zu allen Zeiten mit dem freien Menschen vorgeht, und obschon die Seele, weil sie früher gesündigt, nicht mehr unschuldig in die Welt eintritt, so sind die Menschen doch nicht von Natur schlecht, weil so Gott nicht Richter über Handlungen, sondern über Naturanlagen wäre. Die Freiheit des Menschen wird auch nicht dadurch aufgehoben, daß die Kraft und Weisheit Gottes mitten durch die Verschiedenheit als große Einheit zieht, denn Gott herrscht nicht mit unwiderstehlicher Gewalt, und eben darin beruht die reinste und lauterste Herrlichkeit der

Allmacht, daß durch das Wort und die Weisheit, nicht durch Gewalt und Nothwendigkeit Alles ihr unterthan ist, weßhalb denn den Geschöpfen auch frei bleibt, die Mittel zur Besserung abzuweisen und immer tiefer in die Schlechtigkeit zu versinken. — Um sie zu der anfänglichen göttlichen Vollkommenheit zurück zu führen, erschien der Erlöser als wahrer Gott und wahrer Mensch. Was seine Göttlichkeit betrifft, so darf man es nicht so denken, als ob nun ihre ganze Majestät in den Kerker eines so kleinen Körpers eingeschlossen wäre. Der Logos hat vielmehr durch die Einfleischung keine Veränderung erlitten, ist nicht losgerissen aus seiner wesentlichen Einheit mit dem Vater, nicht herabgezogen zu den Schwachheiten und Affecten der menschlichen Natur. Seine Seele war ihrem Wesen nach völlig gleichartig jeder anderen Menschenseele, und zugleich würdig, daß sich der Logos mit ihr verband, denn nur sie allein ist getreu geblieben in freier Wahl der Bestimmung aller vernünftigen Seelen, an dem Logos Theil zu nehmen, und ist von Anfang an in der unzertrennlichen Gemeinschaft mit ihm beharrt, und hat ihn so ganz in sich eingesogen, und ist so ganz in ihm aufgegangen und vergottet worden, daß, was früher Sache freier Wahl war, ihr zur Natur geworden und sie nun über alle Gedanken, ja alle Fähigkeit zu sündigen erhoben ist, und beide nicht mehr zwei, sondern wesentlich Eins wurden. Wie das Eisen, das gleichermaßen für die Kälte, wie für die Wärme empfänglich ist, wenn es im Feuer liegt, von diesem in allen seinen Poren und Adern dergestalt durchdrungen und durchglüht wird, daß es zuletzt die Kälte nicht mehr aufnehmen kann, und nicht anders erscheint, als Feuer, auch bei der Berührung nicht mehr die Kraft des Eisens gefühlt wird, sondern blos die Glut: so war, wie das Eisen im Feuer, die Seele Jesu in der Weisheit, im Wort, in Gott, mit all' ihrem Denken, Fühlen und Thun Gott. Der Leib Christi aber ist der menschliche, nur nicht mit der Befleckung und Unreinheit behaftet, welche die natürliche Geburt begleitet, weil er das Organ der heiligsten Seele sein sollte. Dieser Christus in der Einheit von Gott und Mensch hat die Menschen durch seinen Tod von der Sünde erlöst, indem er von Gott dem Teufel, dem rechtmäßigen Besitzer der sündigen Menschheit dargeboten, aber in diesem Darbieten betrogen ward, weil der Reine dem Teufel nicht angehören konnte. Dadurch versöhnte er aber auch zugleich die Menschheit mit Gott, denn weil die Sünde in diese Welt gedrungen, Sünde aber Versöhnung heischt und Versöhnung nur geschieht durch Opfer, so war nothwendig, daß er, der Reine und Fleckenlose, ein Opfer für die Sünde werde; und nicht blos für die Menschen allein, sondern für alle vernünftige Creatur, für die ganze erlösungsbedürftige Welt hat sich Christus ein für allemal zum Opfer dargebracht, als der große Hohepriester des Universums; sein Tod hat nicht nur zur Heilung und Rettung für diese unsere menschliche Weltordnung hingereicht, sondern auch für die himmlischen Mächte und Ordnungen, und mit seinem Blute, am Kreuze vergossen, hat er Frieden gebracht über Alles, was auf Erden ist und was im Himmel. Zwar sind nicht Alle zugleich zu der Seligkeit in Christo berufen: dieselbe Sonne schmilzt das Wachs und verhärtet den Thon; aber doch ist die reprobatio

nur ein weiteres Hinausschieben der Gnade, weil es Gott in seiner Langmuth macht, wie der Arzt, der statt solcher Mittel, die eine schnellere Heilung herbeiführen, andere gebraucht, die erst eine scheinbar üble Wirkung hervorbringen, aber der Krankheit auf den Grund gehen. So werden am Ende Alle selig werden und in das ewige Leben eingehen, der Seele und dem Körper nach, jedoch mit einem verklärten Körper, der dem himmlischen Zustande angemessen ist. Gleich nach dem Tode geht's in's Paradies, und von da durch verschiedene Himmel in's eigentliche Himmelreich, nach der Zunahme an Erkenntniß und Frömmigkeit. Die Verdammniß ist Gewissensqual und Entfernung von Gott, denn der Brennstoff des ewigen Feuers sind die vor das Gewissen tretenden Sünden, die bei der Wiederbringung aller Dinge aufhören werden. Für die Guten aber wird der Wissenstrieb dort befriedigt, und es geht zum Anschauen Gottes. Alles, was dann der von jedem Flecken der Sündhaftigkeit gereinigte Geist fühlt, ist Gott, und der Geist umfaßt und sieht nichts anderes mehr, als Gott, und Gott ist das Maß aller seiner Bewegungen.

c. **Die alexandrinische und antiochenische Schule.** **Tertullian** ist der entschiedene Feind aller Gnosis, der gegenüber er die Schöpfung aus Nichts und damit die totale Trennung von Gott und Welt setzt, auch das Christenthum als etwas Positives aufstellt: „fiunt, non nascuntur Christiani;“ die Seele jedoch naturaliter christiana, indem sie als Schülerin der Natur einen Instinct hat, das Göttliche in der Natur sich anzueignen: — ein Widerspruch, der, wie jeder unaufgelöste Widerspruch, bei und nach Tertullian, den Glauben nicht niederschlägt, sondern aufreizt, indem es gerade „das Wesen des Glaubens ist, Das zu glauben, was absurd ist.“ — Origenes ist der entschiedene Feind von allem todten Glauben des Judaismus, — aber er nimmt auch die heidnische Speculation nicht als solche auf, sondern verwandelt sie in ein christliches Wissen, das den Logos als Inbegriff der ganzen vernünftigen Welt schaut: ein großer Mensch; sanft und mild im Leben, klar und scharf im Denken; mit universalistischer Tiefsinnigkeit; ein philosophischer Idealist; der verkörperte Grieche in christlicher Gestalt; der Gründer eines wissenschaftlichen Christenthums; eine Individualität, mitten in und doch hoch über ihrer Zeit, unmeßbar mit dem Maße der Gewöhnlichkeit und daher von den Zeitgenossen unendlich geliebt und unendlich gehaßt, von den späteren Jahrhunderten einmal gepriesen und dann wieder verdammt, als Philosoph verschrien und als Orthodoxer dargestellt, als Ketzer verachtet und als heiliger Sohn der Kirche verehrt. Er war die Energie der antiochenischen und alexandrinischen Schule: der **antiochenischen**, die vorzüglich die von ihm angeregte Exegese weiter bildete, und da sie von einer wesentlich praktischen Richtung ausging und den Dualismus des Göttlichen und Menschlichen festhielt, vorzüglich die historische Interpretation durchführte, — zu der Eusebius von Emesa, Cyrillus von Jerusalem, Ephraem zu Edessa, Apollinaris von Laodicea, Chrysostomus, Theodoret gehören, und in der Theodor von Mopsueste Repräsentant und Gipfel ward; während sich die **alexandrinische** Schule an die Speculation des Origines anschloß und

die innerliche Einheit der göttlichen und menschlichen Natur zu finden suchte: Basilius der Große, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz; — in der neualexandrinischen oder römischantiochenischen Schule: Athanasius (der Vater der Orthodoxie), Epiphanius, Hilarius, Ambrosius. —

d. **Die kirchliche Tradition und das apostolische Symbolum.** Zur Beseitigung der häretischen Meinungen und Secten folgte die Mehrzahl der christlichen Kirchenlehrer der apostolischen Ueberlieferung oder der **Tradition**, deren Begriff in dem Streit mit den „Häretikern" seine Bestimmtheit erhielt, und deren Theorie die pseudoclementinischen Homilien um die Mitte des zweiten christlichen Jahrhunderts also aufstellen: Der authentische Bewahrer und Gewährsmann der kirchlichen Ueberlieferung in der apostolischen Zeit ist der Apostel Jacobus, der Bruder des Herrn, der als Bischof von Jerusalem vorzugsweise für die Reinhaltung der christlichen Lehre zu wachen hatte: nur die mit den Aussprüchen des Jacobus übereinstimmende Lehre kann als die wahrhaft kirchlich rechtgläubige gelten. Nach dem Tode der Apostel kommt die Bewahrung der reinen Lehre den Bischöfen zu, als den Stellvertretern Christi, an deren continuirliche Succession die kirchliche Tradition geknüpft wird. Ein fester traditioneller Kanon aber ist nöthig, damit die wahre Lehre nicht in vielerlei Meinungen zerspaltet werde: Ein Gott, Ein Gesetz, Eine Hoffnung ist nur bei Denen, deren höchste Erkenntnißquelle die kirchliche Ueberlieferung ist.

Diese apostolisch-kirchliche Tradition bestand in einem kurzgefaßten Inbegriff des christlichen Glaubens, in Glaubens- oder Wahrheitsregeln, die von Irenäus, Tertullian, Origenes noch verschieden gefaßt und aufgestellt wurden, und aus denen im vierten Jahrhundert (— eine allmähliche Erweiterung der Taufformel —) das sogenannte **Symbolum apostolicum** hervorgegangen ist. Es heißt: Ich glaube an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden. Und an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist vom heiligen Geist, geboren aus Maria der Jungfrau, gelitten unter Pontio Pilato, gekreuziget, gestorben und begraben, abgestiegen zur Hölle, und am dritten Tage wieder auferstanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel, sitzet zur Rechten Gottes des allmächtigen Vaters, von dannen er wieder kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten. Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige allgemeine christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben.

Seinen Namen erhielt das apostolische Glaubensbekenntniß ursprünglich in dem Sinne, daß es die ächt apostolische Lehre enthalte; später entstand der Mythus, daß dasselbe gemeinschaftlich von den Aposteln verfaßt sei. Wahrscheinlich die römische Formel des Glaubens, kam es nach und nach in allen Kirchen zum Gebrauch bei der Taufe und beim öffentlichen Gottesdienst, und wurde dadurch die Grundlage für die späteren „ökumenischen Symbole" der Kirche. —

B. Das Leben im Urchristenthum.

1. Die ursprünglichen christlichen Gemeinden hingen allein durch das innere Band der gemeinsamen Beziehung auf Christus zusammen. — Diese innere Gemeinschaft trieb jedoch auch zur äußeren: es bildete sich die urchristliche Verfassung. Anfangs standen die Apostel an der Spitze der Gemeinde, durch ihre natürliche Autorität Leiter und Ordner des Gemeindelebens in der jerusalemitischen Urgemeinde. Die Aeltesten in der Gemeinde wurden nach dem Muster jüdischer Gemeindeverhältnisse die Vorsteher und Leiter über das Ganze der Gemeinde. Sie waren die Aufseher: der griechische Name für Aelteste, Presbyter, war ganz gleichbedeutend mit dem griechischen Namen für Aufseher, Bischof: nur im Namen, nicht in der Würde und Thätigkeit waren Presbyter und Bischof verschieden. Im Ganzen war das Gemeindeleben ursprünglich nach demokratischen Grundsätzen geordnet und sowohl Aufseher als Diener durch Wahl bestimmt. — Die Demokratie ging jedoch bald in eine Aristokratie über. Schon seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts wurde nach Art der Synagogenvorsteher und der Hohepriester aus der Mitte der Presbyter ein Präsident oder Vorsteher, ein erster Presbyter unter die Zahl der Gleichen gewählt, und dieser letztere vorzugsweise Bischof genannt, welcher das Amt der Leitung und Vorsteherschaft der Gemeinde verwaltete. — Auch schieden sich Geistliche und Laien, wovon die ersteren die Gabe der Lehre, die im apostolischen Zeitalter jedem sich befähigt fühlenden Gliede der Gemeinde offenstand, mehr und mehr für sich allein in Anspruch nahmen. In der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts entstand die Idee der Kirche, als ein die einzelnen Gemeinden umschließendes allgemeines Ganze — mit den zwei Merkmalen der Einheit und Allgemeinheit: der Ausdruck „katholische Kirche" kommt zuerst in einem kleinasiatischen Sendschreiben 169 vor. Nach der Zerstörung Jerusalems nahm die römische Kirche schnell und unbestritten die Stelle ein, welche bishin die jerusalemitische besessen hatte. —

2. Im Urchristenthum war die Gemeinschaft des Gebetes und der Andacht das Heiligende, indem man der Ueberzeugung war, daß der Herr mit seinem Geiste mitten unter Denen weile, die in seinem Namen sich versammelten. Nicht der Ort, sondern die Gemeinde und Versammlung der Gläubigen nennt man „Kirche." Denn — sagt Justin der Märtyrer — der Gott der Christen ist nicht in einen Raum eingeschlossen, sondern unsichtbar erfüllt er Himmel und Erde, und überall wird er von den Gläubigen verehrt. Erst im dritten Jahrhundert, als die christliche Gemeinde sich vergrößert und ihr Wohlstand sich vermehrt, wurden besondere Gebäude als Versammlungsplätze der Christen angelegt. Religiöse Bilder verschmähte das Urchristenthum, weil deren Gebrauch an heidnisches Wesen erinnert. Auch besonders heilige Zeiten kannte das erste Urchristenthum noch nicht. Jede Zeit, mit der Andacht der Gemeinde ausgefüllt,

galt dem religiösen Sinn als heilige Zeit, und die ältesten Gemeinden versammelten sich an jedem Tag und weihten jedes Mahl zum Gedächtnißmahl des Herrn. Erst der Gegensatz gegen das Juden- und Heidenthum führt allmählig besondere festliche Tage ein. Die Sitte des Fastens als Vorbereitung zu jeder heiligen Handlung nahm immer mehr überhand. Das ursprüngliche Liebesmahl trat bei der Vergrößerung der Gemeinden mehr und mehr zurück und verschwand endlich ganz.

3. Das Gemeindeleben zeigte ursprünglich meist das schöne Bild der Eintracht und Liebe: reiche Brüder theilten mit barmherzigem Sinn ihren Ueberfluß den Armen mit; Liebessteuern milderten die Bedrängniß entfernter Glaubensgenossen; das Joch der Sklaverei wurde gemildert; die Würde des weiblichen Geschlechtes ward er- und anerkannt. Der Bund der Ehe wurde heilig gehalten; das häusliche Leben von einem neuen sittlichen Geiste durchdrungen: alle auf das Privatleben sich beziehenden Verhältnisse gewannen eine innerliche Bedeutung. Gebet, Gesang und Lesen heiliger Schriften füllten oft die Mußestunden in den Familien. Von öffentlichen Schauspielen und heidnischen Festen hielt man sich fern. Die Uebernahme öffentlicher Aemter wurde vermieden, da sie häufig zur Theilnahme an heidnischen Gebräuchen führte. Der Geist der Liebe gab sich nicht blos den Glaubensgenossen, sondern auch den Heiden gegenüber kund und weckte oft die Bewunderung der letzteren. Gastfreundschaft wurde im ausgedehntesten Maße geübt (epistolae formatae). — Doch fehlte es auch nicht an Schattenseiten im Leben des Urchristenthums: die Furcht vor Dämonen kam aus dem Heidenthum in die christliche Welt herüber; statt der sittlich-religiösen Kraft des Gebetes wurden mit ihm magische Vorstellungen verbunden; statt die sittliche Natur der Ehe festzuhalten, begann man für die Ehelosigkeit zu schwärmen, wobei man die himmlische Ehe, das Deo oder Christo nubere mit Allem ausstattete, was zum Ersatz für die vermißten Freuden der irdischen Ehe dienen konnte. Der ursprüngliche Martyrerenthusiasmus ging oft und bei Vielen in Mangel an Muth und Standhaftigkeit über: daher die verschiedenen Arten der Lapsi. Eusebius schon konnte in der diokletianischen Verfolgung die verdiente Strafe für die Schlaffheit und Gleichgültigkeit, für den Neid, die Schmäh- und Streitsucht, die Heuchelei und Verstellung der Christen sehen. Und „auch die Bischöfe, sagt Baur, ließen es schon jetzt nicht an der vornehmen Anmaßung und der hierarchischen Herrschsucht fehlen, welche seitdem die charakteristischen Merkmale ihres Standes blieben."

4. Wie innerlich, — so entwickelte sich das Christenthum auch nach Außen. Am Ende der Apostelzeit nannten bereits 500000 Seelen in drei Erdtheilen Christus ihren Herrn. Im ersten Jahrhundert standen als ausgezeichnetste Christengemeinden voran: die Gemeinden zu Jerusalem und Samaria in Palästina, zu Damaskus und Antiochia in Syrien, zu Colossä, Laodicea, Sardes, Pergamus, Thyatira, Philadelphia, Smyrna und Ephesus in Kleinasien, zu Philippi und Thessalonich in Makedonien, zu Athen und Korinth in Griechenland, zu Rom in Italien. Und

während sich das Christenthum auf der geöffneten Bahn in Asien immer weiter verbreitete, bekehrte es in Afrika Kyrene, Aegypten, Karthago, gelangte es in Europa nach Gallien und Britannien, und drang es durch die römischen Hüter am Rhein- und Donaustrom bis zu den Gränzen Germaniens, indem sich zu Straßburg und Trier, zu Augsburg und Lorch christliche Gemeinden zu bilden begannen.

5. Je siegesgewaltiger aber das Christenthum innerlich und äußerlich sein Haupt erhob, um so mehr glaubten die noch herrschenden Mächte der Welt einen Kriegszug gegen dasselbe unternehmen zu müssen. Die erste Verfolgung ging vom Judenthum aus: Stephanus wurde geopfert; die jerusalemitische Gemeinde zersprengt 2c.; doch der jüdische Zorn wurde bald machtlos; Tempel und heilige Stadt sanken in Asche und — die Juden waren fortan ein heimathloses Volk. Da begann das Römerthum seinen Heereszug gegen das Christenthum: Nero schon richtete sich mit seiner wahnsinnigen Wuth gegen die Secte der Nazarener. Domitian, eine portio Neronis de crudelitate, wie ihn Tertullian nennt, zitterte vor dem himmlischen Herrscher der Christen und sein Racheschwert traf einzelne der Christusbekenner. Der edle Trajan erließ die ersten Reichsgesetze gegen das Christenthum, deren Ausführung den jüngeren Plinius die Unschuld und die Menge der Christen erkennen ließ. Unter Hadrian genügte die bloße Denunciation, daß Jemand ein Christi sei, zur Bestrafung desselben. Unter Antoninus Pius und Marc Aurel wurde die Bedrückung der Christen immer härter. — Seit Septimius Severus trat jedoch ein Umschwung in der religiösen Anschauung des römischen Staates ein: der Kaiser selbst steht zwar noch in der Reihe der Christenverfolger; aber Heliogabalus, selbst Priester im Sonnentempel zu Emesa, vereinigte in seinem Götterpantheon zu Rom mit den römischen Sacra auch die jüdische, samaritanische und christliche Religion; und der fromme Alexander Severus verehrte in seinem Larium neben den besseren römischen Kaisern und neben edleren Geistern wie Apollonius von Tyana, Abraham, Orpheus 2c. auch Christus. Die Zahl der Christen mehrte sich in dieser Periode der Duldung und Ruhe bedeutend. — Seit Trajanus Decius sahen jedoch die römischen Imperatoren in dem nun zu einer Macht gewordenen Christenthum ihren eigenen Feind, mit dem sie den Kampf auf Leben und Tod eingehen zu müssen glaubten: die Christenverfolgungen gehen deshalb von jetzt ab nicht mehr wie bisher, wo das vom Fanatismus getriebene Volk die römischen Behörden oft wider ihren Willen zum Kampf gegen die Christen gezwungen hatte, von der Masse, — sie gehen von dem Staatsoberhaupte aus und werden planmäßig betrieben. Decius und seine Nachfolger belegten deshalb die Bekenner Christi mit den schwersten Strafen. Gallienus jedoch gab als der erste (260) unter den römischen Kaisern zu Gunsten der Christen ein Toleranzgesetz; und wenn nun auch Diokletian (303) mit seinen Edicten und Verfolgungen noch einmal einen grimmigen Ansturm gegen das Christenthum nahm und Galerius mit Strafgesetzen gegen die Christen aufgetreten war, — von der Wucht des Christenthums niedergedrückt erließ letzterer im April 311 von Niko-

medien aus in Gemeinschaft mit Constantin und Licinius das erste der drei Religionsedicte, durch welche der Sieg des Christenthums über das Heidenthum und den römischen Staat als vollendete Thatsache öffentlich ausgesprochen wurde. In den drei Edicten wird vom Christenthum aus allgemeine Religionsfreiheit ausgesprochen: ihr Inhalt geht wesentlich dahin, daß alle Religionsgenossen Freiheit haben und keine beschränkt werden soll, weil den Christen diese Freiheit gestattet wird und Jedermann zu ihnen übergehen darf. —

Die alte Kirche hat in Anschluß an das prophetische Wort des Johannes von den zehn Königen und ihrem Streite gegen das Lamm zehn Verfolgungen des Römerreiches gegen das Christenthum gezählt. Die bald größeren bald geringeren Wuthausbrüche des Heidenthums gegen die Bekenner der christlichen Religion unterliegen jedoch keiner Zahlbestimmung. Immer aber tapfer und edler gingen die Verfolgten aus der Verfolgung hervor; und wenn auch Einzelne durch Darbringung der geforderten Opfer 2c. oder durch Auslieferung der heiligen Bücher ihr zeitliches Leben höher achteten, als ihr ewiges, — die Mehrzahl der Bekenner Christi ließ sich lieber in Felle wilder Thiere einnähen, von Hunden zerfleischen, an's Kreuz schlagen, in mit Pech bestrichenen Kleidern als Fackeln zur Beleuchtung in der Stadt gebrauchen 2c., als daß sie von der einmal erkannten ewigen Wahrheit gewichen wären. Endlich mußte das neue Princip triumphiren: das jugendliche Christenthum feierte den Sieg über das in sich selbst zerfallende Heidenthum.

III. Die klassische Zeit der christlichen Dogmenbildung*) oder die Zeit der Kirchenväter.

(Drittes bis achtes Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung.)

A. Die christliche Lehre.

1. Die orientalische Kirche und der Muhamedanismus.

a. Die orientalisch-christliche Kirche.

Die orientalisch-griechische Kirche — die Erbin des griechischen, darum vorwiegend theoretischen, aber nicht mehr grünenden und lebendigen, sondern gestorbenen, ver-

*) Das Wort „Dogma" bedeutet in der Bibel: staatliches Edict, Verordnung, Befehl, — jüdische Satzung über Rituelles, — kirchliche Verordnung über practisch kirchliche Dinge. Es ist also immer ein Beschluß, eine Festsetzung, eine Satzung: die menschliche Auffassung und Bestimmung der göttlichen Lehre als Satzung. Dogma ist nicht das unbedingt Gültige, sondern das von der Kirche dafür Erklärte. Dogmen wie Kanones sind die von der Kirchenautorität als bindend aufgestellten Satzungen, jene überwiegend auf die Lehre, diese überwiegend auf die Lebensordnungen und Disciplin bezogen. A. Schweizer, Christliche Glaubenslehre nach protestantischen Grundsätzen 1. Thl. S. 20 und 21.

holzten griechischen Geistes — suchte ihr Wesen und fand ihre Aufgabe darin, die christliche Theologie oder Metaphysik, die Lehre vom Wesen der Gottheit, durchzubilden. Von Origenes und von der alexandrinischen Schule war der Judaismus, nach dem Christus der Mensch erst mittelst seines Lebens zum Sohne Gottes wurde, durch die Emanation Gottes in den historischen Christus bereits überwunden. Nach Origenes ist der Logos, der von Gott in Ewigkeit erzeugt ist, in Christus Fleisch geworden, und so spricht er denn körperlich, lehrt als ein mit Fleisch Behafteter und ruft Die zu sich, welche Fleisch sind, damit er sie zuerst nach dem Worte, welches Fleisch geworden, sich verähnlichen lasse und hernach sie zur Anschauung Dessen emporhebe, was er selbst war, ehe er Fleisch ward. **Arius**, der das Gezeugtsein insofern betonte, daß aus ihm das Gottuntergeordnetsein folge, gab dadurch den Anstoß, daß der Einheit und dem Unterschiede von Gott und Mensch in der Person Christi genauer in's Angesicht gesehen wurde, — und darin liegt das Epochemachende vom Auftreten des Arius. Gott ist nur Einer: proklamirte er, — absolut in seinem Wesen. Der Sohn kann deshalb nicht von Ewigkeit sein, auch deshalb nicht, weil sich Gezeugtsein und Ewigkeit nicht verträgt. Der Sohn ist also in der Zeit entstanden; aber dann auch seinem Wesen nach vom Vater verschieden, also auch nicht aus Gott hervorgegangen, sondern aus dem Nichts von Gott erschaffen, ein Geschöpf; aber doch ein Geschöpf, das, ein Engel, an der Spitze der Schöpfung steht und die Welt schafft; ein vollkommenes Wesen, aber doch nur ein gewordener Gott. Arius nahm also, indem er vom Begriff der Ungezeugtheit aus argumentirte, Ungezeugtheit und Ewigkeit als gleichbedeutende Begriffe. — Da erfanden die Gegner, zur Widerlegung desselben, den Begriff der ewigen Zeugung des Sohnes: Als gezeugt hat der Sohn sein Dasein von einem Anderen und gehört daher, wie Alles, was die Ursache seines Seins nicht in sich selbst hat, nur in die Kategorie des Endlichen; sofern er aber von Ewigkeit gezeugt ist, wird seine Endlichkeit in der Ewigkeit seines Seins aufgehoben. —

Mit diesen letzeren Anschauungen trat **Athanasius** auf, der Repräsentant und Culminationspunkt der orientalischen Kirche, klein von Statur, aber groß von Geist. Als Diakon der alexandrinischen Gemeinde und als Liebling und Rathgeber des Bischof Alexander ging er 325 zur nicäischen Kirchenversammlung, wo er dem Arius gegenüber das Dogma vertheidigte und festsetzen half: „Wir glauben an Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes, auf einzige Weise aus dem Wesen Gottes hervorgegangen, wahrer Gott aus dem wahren Gott, nicht geworden, sondern gezeugt, gleichen Wesens mit dem Vater, Gott aus Gott, Licht aus Licht, wahrer Gott vom wahren Gott."

Von dieser Synode nahm Athanasius den unerbittlichen Haß gegen Arius mit, der endlich in einen Kampf auf Tod und Leben ausbrach. In diesem Vernichtungskampfe stand Athanasius auf folgendem wissenschaftlichen Boden: War der Herr Gott, Sohn, Wort nicht, ehe er Mensch wurde, oder war er etwas Anderes, als dieses, und ist er erst nachher wegen seiner Tugend dieser Würde theilhaftig geworden: so ist gewiß, daß

er durchaus von Natur blos Mensch ist und nichts weiter und nicht verschieden von uns. Hat der Sohn die Weisheit nicht wesentlich eigen, sondern nur in Folge des Fortschreitens ihren Namen erhalten, so wird er so lange Weisheit sein, als er das, was er gelernt hat, behält. Was aber Einer nicht von Natur, sondern durch Lernen erlangt hat, das kann er einmal verlernen. Dann hat er uns nicht wahrhaft erleuchten, nicht zur Erkenntniß des Vaters führen, uns nicht zu Göttern machen, uns nicht den heiligen Geist geben, nicht den Tod überwältigen können. Dann stehen wir noch im alten Zustande. Warum lassen wir uns dann nicht, wie die Juden, beschneiden? Warum ziehen wir nicht die Maske des Christenthums ab und bekämpfen es? Und wenn der Sohn Sohn ist, nicht wegen der Erzeugung aus dem Vater und der wesentlichen Einheit mit ihm, sondern Logos wegen des Vernünftigen, Weisheit wegen Dessen, was er weise macht, Kraft wegen Dessen, was durch ihn Kraft hat, und um deren willen, die durch ihn Söhne werden, Sohn heißt: so hat er auch wohl wegen des Seienden das Sein nur in der Vorstellung; aber was ist er dann überhaupt? Denn von allem Diesen ist er nichts, wenn alles Dieses nur Namen sind; er hat nur die Vorstellung des Seins und ist nur um unsertwillen mit diesem schönen Namen geschmückt. Und, wenn alle Dinge geschaffen und aus Nichts entstanden sind, und der Sohn selbst etwas Geschaffenes und Gemachtes und Eins aus den Dingen sein soll, welche einst nicht waren, warum hat dann Gott Alles durch den Sohn allein gemacht und warum ist ohne ihn nichts gemacht worden? Hat etwa Gott, weil er es unter seiner Würde fand, die anderen Dinge zu schaffen, nur den Sohn allein geschaffen? Man darf die Schöpfung nicht trennen, so daß man sagen würde: dieses ist vom Vater, dieses vom Sohne; sondern es ist von Einem Gotte, der sich seines Wortes wie einer Hand bedient und Alles durch dasselbe macht. Ist der Sohn ein Geschöpf aus Nichts, wie kann er das, was nicht ist, in's Dasein rufen? Wie kann das, was geworden ist, ein schöpferisches Princip sein? Entweder ist er ein Geschöpf: dann schafft er nicht; oder er schafft, dann ist er kein Geschöpf. Ferner: Ist es nicht billig, daß Diejenigen, welche Eine Natur haben, auch einen gemeinschaftlichen Namen tragen, wenn sie auch dem Alter nach von einander verschieden sind? Ein Mensch ist Adam, ein Mensch ist Paulus, ein Mensch ist der, der so eben geboren wird, die Zeit ändert nichts an der Natur des Geschlechts. Ist das Wort nur der Zeit nach von uns unterschieden, so müssen auch wir sein, wie jenes. Wäre das Wort ein Geschöpf, so würde die Herrschaft des Teufels nicht vollkommen gebrochen sein, es wäre der Mensch nicht von der Sünde und ihrem Fluche, nicht vom Tode und dessen Furcht befreit, nicht wahrhaft mit Gott vereint und unsterblich geworden. Wäre der Sohn ein Geschöpf, so bliebe der Mensch nichtsdestoweniger sterblich, weil er mit Gott nicht verbunden wäre, denn kein Geschöpf kann die Geschöpfe mit Gott vereinigen, weil jeder Mensch selbst eines Mittlers bedarf, ebenso wenig, wie ein Theil der Schöpfung das Heil der Schöpfung sein kann, weil auch er selbst des Heils bedarf. Darum sandte Gott seinen eigenen Sohn, welcher das geschaffene Fleisch annahm und dadurch Men-

schensohn wurde, auf daß, da Alle des Todes schuldig waren, er, als von Allen verschieden, den eigenen Leib für Alle dem Tode hingebe, und dann, weil Alle durch ihn sterben würden, sowohl der gegen uns erlassene Ausspruch erfüllt würde, als auch Alle endlich von der Sünde und dem Fluche, als der Folge derselben, durch ihn befreit würden und nach der Auferstehung von den Todten mit der Unsterblichkeit und Unverweslichkeit bekleidet, in Wahrheit ewig fortdauern möchten. Denn nachdem das Wort das Fleisch angezogen hatte, wurde der Biß der Schlange ganz von demselben getilgt und jedes Uebel, welches aus den fleischlichen Gelüsten entstand, wurde abgeschnitten und der Tod, der Gefährte der Sünde, zugleich vernichtet und der Mensch mit Gott vereint. Gott war nöthig; Gott aber ist das Wort, um Diejenigen zu erlösen, welche unter dem Fluche standen. Und wie wir durch ihn geschaffen wurden, so sollte auch in ihm die Erlösung Aller von der Sünde geschehen, auf daß Alles von ihm beherrscht würde. Denn die Erlösung durfte durch keinen Andern geschehen, als durch Denjenigen, welcher von Natur Herr war, damit wir nicht zwar durch den Sohn erschaffen wurden, aber einen andern Herrn nennen. Wer aber dieses thut, verfällt in den Unsinn der Arianer und Heiden und dient mehr den Geschöpfen, als Gott, dem Schöpfer aller Dinge. Fern also sei, einen Menschen zum Herrn zu haben, sonst würden wir Menschenverehrer. Wir verehren in dem Sohne den wahren Gott aus dem wahren Gott, das gleiche Wesen mit dem Vater, Licht aus Licht. Denn — und mit dieser Erläuterung wird Athanasius der authentische Interpret der Synode zu Nicäa und zeigt er zugleich, wie wenig man mit der „Wesensgleichheit" zwischen Vater und Sohn einen klaren und bestimmten Begriff zu verbinden wußte — wie der Abglanz in Beziehung auf die Sonne nichts Fremdes und Gewöhnliches ist, wie Licht und Abglanz Eines und Dasselbe sind, so daß man in dem Einen immer zugleich das Andere sieht; so kann auch in Hinsicht des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn diese Einheit und physische Eigenthümlichkeit nur mit dem Ausdruck „Homousie" d. i. Wesensgleichheit bezeichnet werden. —

Gegen diese Gründe und damit gegen Athanasius lagern sich die Arianer mit einer ungeheuern Masse von Anklagen. Athanasius wird verbannt, zurückgerufen, wiederum verbannt und von Neuem als schuldfrei erkannt, in stetem Wechsel — 46 Jahre lang. Nur ruhig sterben darf er 373, und zwar, da sich seine Feinde getrennt haben in strenge Arianer, Anomäer, die Christum mit dem Vater „unähnlich" machen, und in Semiarianer, die behaupten, Christus sei dem Vater „ähnlich" — mit dem Freudenrufe: „Seht doch, wie sie hin- und herlaufen und fragen, wie sie denn an unsern Herrn Jesum Christum glauben lernen sollen; freilich, hätten sie den rechten Glauben, so hätten sie nicht zu fragen nöthig, als wüßten sie nicht was sie glauben sollen." Ein Mann, der in Gott Wurzel geschlagen hatte, der vom Geiste Gottes getragen für diesen Geist kämpfte, den eine einzige große Idee, die Idee ganzer Jahrhunderte beseelte, in dem sich diese Idee verkörpert hatte und der sie mit unbeugsamer Consequenz, mit unerschütterlichem Muthe und mit starrköpfiger Kühnheit durchzufechten suchte, eine volle, ganze

Persönlichkeit, wie im Leben, so im System, und wie im System, so im Leben. Seine Opposition gegen Arius war nur die Folge seiner ganzen religiösen Anschauung. „Gott, der allerheiligste und über alle Schöpfung erhabene Vater Christi, hat alle Dinge, die vorher durchaus nicht da waren, aus Nichts durch das Wort in das Dasein gerufen. Denn wie wir aus der Betrachtung der Schöpfung den Schöpfer erkennen, so schließen wir aus der Ordnung in der Schöpfung auf das Wort Gottes, das Allem vorsteht und Alles lenkt. Das wunderthätige und bewunderungswürdige Wort Gottes durchdringt alle Dinge und erleuchtet und belebt Alles. Durch sein eigenes Wort, unsern Heiland Jesus Christus, hat Gott auch das Menschengeschlecht nach seinem eigenen Ebenbilde erschaffen. Vermittelst dieser Aehnlichkeit hat Gott den Menschen zur Betrachtung und Erkenntniß der Dinge gestaltet, ja seinem Geiste sogar die Fähigkeit zur Erkenntniß seiner eigenen Ewigkeit verliehen, damit er durch die Bewahrung dieser Gleichheit nie seine Gedanken von Gott abwende, und von der Gemeinschaft der Heiligen nie sich losreiße, sondern bewahre die Gnade des Gebers, bewahre seine aus dem väterlichen Wort entsprungene Kraft, sich freue, mit Gott lebe und so ein leidenfreies, seliges und unsterbliches Leben führe. Aber der Mensch zog dem Wesentlichen das Nichtseiende vor: er fiel. Damit erlitt er den Verlust seines Seins: das Böse entstand, das weder von Gott, noch in Gott, noch von Ewigkeit gewesen, noch irgend eine Substanz hat, sondern eine Frucht des Mißbrauchs ist, — Das ist, was nicht ist. Nun tobte die Vergänglichkeit in ihrer ganzen Stärke: das Menschengeschlecht ging zu Grunde, der vernünftige und nach dem Ebenbilde Gottes geschaffene Mensch verschwand, und das göttliche Werk wurde zerstört. Da kam der Logos, um, wie er des Vaters Wort und Weisheit ist, so auch für uns zu werden die Heiligkeit selbst, das Leben selbst, die Thür, der Hirt, der Weg, der König, der Führer, und endlich der Heiland und Lebendigmacher, das Licht und die Vorsehung Aller. Wie Aaron das lange Kleid, so hatte das Wort das irdische Fleisch angenommen, indem es Maria statt der unbearbeiteten Erde zur Mutter seines Leibes nahm. Und wie das Wort, obwohl es in der Schöpfung ist, an nichts von der Schöpfung Theil hat und doch Alles, was ist, seiner Kraft theilhaftig macht, so wurde es, obwohl es sich des Körpers als eines Werkzeugs bediente, in nichts desselben theilhaftig. Indem nun das Wort durch die Annahme des Leibes und durch die Gnade der Auferstehung den Tod von dem Menschen, wie die Stoppeln durch das Feuer, gänzlich vernichtete, rief er sie von dem Tode in das Leben und versetzte sie wieder in die Unvergänglichkeit. Er hat Unvergleichliches gethan. Und wie nicht alle Wellen des Meeres mit dem Blicke aufgefaßt werden können, weil immer neue folgen, so kann auch Niemand, was Christus gethan, zusammenfassen; aber Alles ist gleichmäßig wunderbar, und wohin Du immer Deinen Blick richtest, siehst Du die Gottheit des Vaters und wirst von Erstaunen ergriffen." —

Arius und Athanasius gingen beide von dem zu Nicäa festgesetzten Begriffe der Zeugung aus, nur daß Arius aus dem Gezeugtsein die Endlichkeit, Athanasius die We-

sensgleichheit folgerte. Beide standen im Gegensatz, beide hatten ihre wahre Kraft nur Angesichts gegenüber, beide gehörten zusammen und lebten von einander, beide siegten deshalb einer nach dem andern und einer über den andern, nur daß keiner den andern besiegte, beide waren gleichberechtigt, weil beide einseitig berechtigt waren, nur daß Athanasius mit großem Vergleichungsvermögen und Abhängigkeitsgefühl, Arius aber mit entschieden überwiegendem Unterscheidungsvermögen und Selbstgefühl das Problem zu lösen strebte. Der Kampf war deshalb mit ihnen noch nicht beseitigt, sondern er mußte immer von Neuem, wenn auch in veränderter Form hervorbrechen. Diese veränderte Form war die Frage: Wie in der Person Christi Logos und Fleisch in Eins gegangen seien. Apollinaris negirte in Christus die menschliche Seele und glaubte, daß an ihre Stelle der göttliche Logos getreten sei, so, daß er sich seine menschliche Natur aus sich erzeugt habe und seine Fleischwerdung deshalb eine ewige sei. Gegen ihn trat Athanasius auf und forderte in Christus die göttliche und die vollständige, aus Leib und vernünftiger Seele bestehende menschliche Natur, weil Christus in Allem unser Vorbild sei und also auch unsere Natur haben müsse. Auch in der Kirche selbst kreuzten sich die Meinungen, indem die Alexandriner zwar die menschliche Natur in ihrer Ganzheit festhalten wollen, aber sie doch durch den göttlichen Geist verklären und sublimiren lassen, die Antiochener aber die menschliche Natur unverfälscht bewahren und sie nur äußerlich mit der göttlichen verbinden. Diese Funken brachen zum Feuer auf, als die Alexandriner die Maria „Gottgebärerin" nannnten, die Antiochener aber, an ihrer Spitze Nestorius, diesen Ausdruck aus dem kirchlichen Gebrauche zu streichen suchten. Nestorius (— nestorianischer Streit —) wollte, die Maria nur „Christusgebärerin" nennend, die beiden Naturen in Christus auseinanderhalten. Dem trat Cyrill mit zwölf Anathematismen entgegen und theilte Christus zwei Naturen nur vor der Vereinigung, in der Vereinigung nur eine zu. Nestorius wurde verdammt.

Aber von Neuem frug Eutyches von Konstantinopel, ob in der Vereinigung selbst zwei Naturen oder nur zwei der Vereinigung vorangehende anzunehmen seien, und behauptete seinerseits, daß in Christus der Mensch in Gott aufgegangen und zu einer Natur geworden sei. (Monophysitismus.) Doch diese Consequenz ward auf der Synode zu Chalcedon 451 verdammt, und nach Leo's M. Brief an Flavian von Konstantinopel festgesetzt: Die beiden Naturen sind zu einer Einheit verbunden: ohne Vermischung der beiden Naturen, ohne Verwandlung der einen in die andere, ohne wesentliches Auseinandersein, und so, daß beide Naturen nie getrennt waren.

Der Streit brach jedoch noch einmal in erneuter Form aus, in der Frage, ob Christus zwei Willensbestimmungen oder nur Einen Willen gehabt habe: Monotheletismus. Der Kaiser Heraklius wollte die Monophysiten mit der Kirche versöhnen und stellte deshalb Eine Wirkungsweise und Einen Willen in Christo fest, wogegen Sophronius kämpfte, indem zwei Naturen auch zwei Willen forderten. Endlich wurde auf

der sechsten ökumenischen Synode zu Konstantinopel 680 auf Grund des römisch-bischöflichen Schreibens von Agatho festgesetzt: Zwei Willen und zwei Wirkungsweisen, aber der menschliche Wille dem göttlichen stets untergeordnet. Der Streit, welcher nie zum wahren Frieden gelangen konnte, weil in seinem Anfange der abstracte Gegensatz des Endlichen und Unendlichen gegenüber gestellt und vorausgesetzt wurde, und daher nie in die wahrhafte Einigung einzugehen vermochte, — war also zuletzt mit einem Machtwort geschlichtet. Anstatt die Einheit des Göttlichen und Menschlichen, wie es in Jesus zum Bewußtsein und zur Anschauung gekommen, in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen, von da aus die bisdahinigen einseitigen Vorstellungen von Gott und von dem Menschen zu corrigiren und beider Zusammengehörigkeit in und mit beider Verschiedenheit zu begreifen, — verfestigte man sich in der jüdischen Anschauung, daß Gott ein Jenseits für die Welt, die Welt total verschieden von Gott sei und außer Gott bestehe, so daß von diesem Standpunkte aus das Undenkbare, wie die zwei für sich bestehenden, gänzlich verschiedenen Naturen Gottes und des Menschen, in der Person von Jesus Christus in Einer Person vereinigt gewesen, natürlich nicht begriffen, sondern nur behauptet werden konnte. —

Die Lehre vom heiligen Geist war in den ersten christlichen Zeiten wenig durchgebildet und noch Gregor von Nazianz schreibt 380: „Von den Weisen unter uns halten einige den heiligen Geist für eine Wirkung, andere für ein Geschöpf, andere für Gott selbst und wieder andere wissen nicht, wofür sie sich entscheiden sollen, aus Ehrfurcht, wie sie sagen, vor der heiligen Schrift, weil sie nichts Genaueres darüber bestimme." Basilius M. bildete in seiner Schrift an den Bischof Amphilochius von Ikonium — „Vom heiligen Geist" — diese Lehre durch, und Athanasius behauptete, daß dann nur aller Arianismus verbannt würde, wenn in der göttlichen Trias allein Göttliches und nichts dem göttlichen Wesen Fremdes zu finden wäre, und daß der heilige Geist göttlichen Wesens sein müsse, weil wir durch ihn des göttlichen Wesens theilhaftig werden. Auf der Synode zu Konstantinopel wurde deshalb den nicäischen Worten: „und wir glauben an den heiligen Geist" — zugefügt „der aus dem Vater hervorgeht und mit Vater und Sohn zugleich zu verehren ist". Diesen Worten aber, trotz des Widerspruches der morgenländischen Kirche, vom Abendlande zu Toledo 589 zugesetzt: der aus dem Vater „und aus dem Sohne" hervorgeht. In Wahrheit die rechte und letzte Consequenz, denn die wahre Einheit von Vater, Sohn und Geist ist nur zu denken, wenn alle drei einen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt haben und die zweite und dritte Person mit der ersten und die dritte zugleich mit der zweiten vermittelt ist. —

Die drei Personen in der „Trinität" waren nun Gott. Athanasius bestimmte sie, indem er jeder Person eigenthümliche Eigenschaften beilegte, dem Vater das Ungezeugtsein, dem Sohne das Gezeugtsein, dem heiligen Geiste das Ausgehen. Ihren ge-

nauen und scharfen Ausdruck erhielt die Lehre von der Dreieinigkeit im (nach seinen Anfangsworten sogenannten) Symbolum Quicunque oder Athanasianum, das den Charakter der Kirche des 5. Jahrhunderts trägt und im 7. Jahrhundert im Abendlande zur Geltung gelangte: hervorgegangen aus der Schule des Augustin, wahrscheinlich in Africa entsprungen, bereits die dogmatische Differenz zwischen der lateinischen und griechischen Kirche enthaltend, indem es vom „Geiste" das procedere a patre et filio aussagt. Seine Hauptgedanken sind: „Der Vater Gott, der Sohn Gott, der heilige Geist Gott; aber doch nicht drei Götter, sondern Ein Gott. Alle drei ungeschaffen und allmächtig und ewig; und doch nicht drei Ungeschaffene und Allmächtige und Ewige, sondern Einer. Der Vater ungeschaffen und ungezeugt, allein aus sich selbst; der Sohn ungeschaffen; aber vom Vater gezeugt; der heilige Geist nicht geschaffen und nicht gezeugt, aber vom Vater und Sohn ausgehend. Also Ein Vater, nicht drei Väter; Ein Sohn, nicht drei Söhne; Ein heiliger Geist, nicht drei heilige Geister. Und in dieser Trinität nichts früher und nichts später, nichts größer oder kleiner, sondern alle drei Personen sind gleich ewig und vollkommen gleich." —

Mit dem pseudo-athanasianischem Symbolum hat die abstract christliche Methaphysik ihren präcisen Ausdruck erhalten. Drei göttliche Personen, weder der Qualität noch der Zahl nach verschieden, also nicht drei, — nur dem Namen nach noch Personen: — das Undenkbare, weil in eine transcendente Welt Versetzte, — der Scheemen von der Wahrheit, daß der lebendige Gottesgeist in einen ewigen Proceß eingegangen ist, indem er, als Substanz der Grund und die Ursache alles Daseins, dieses Dasein, die Welt, aus sich herausgesetzt hat und ewig aus sich herauszeugt, in der Entwicklung der Menschheit und des Einzelmenschen auf Erden aber als Geist sich in sich selbst zusammenfaßt. — In der dogmatischen Trinitätslehre hingegen ist das „Gott in Fleisch" von allem Fleisch und Blut entblößt und in eine überweltliche Welt verlegt. Juden- und Heidenthum waren zwar dadurch besiegt; aber das Christenthum selbst war eine gottentfremdete Welt geworden. —

Ueber die Bearbeitung der christlichen Methaphysik ist die orientalische Kirche nicht hinausgekommen. Sie hatte sich mit Lösung dieser Aufgabe erschöpft. Sie verfällt fortan der Macht des noch geistig fortlebenden heidnischen Staates: dem byzantinischen Kaiserthum. In der „Dogmatik" des Johannes von Damaskus († 754) hat sie sich ihr Monument gesetzt, um sodann in starren, unfruchtbaren Stillstand zu versinken. Von der römischen Kirche mußte sie sich mit Nothwendigkeit trennen, weil Rom's Aufgabe die Abkehr vom Orient und die christliche Mission im westlichen Europa war: die innere Eifersucht des Patriarchen von Konstantinopel und mit ihm der ganzen griechischen Kirche gegen die große historische Bedeutung Roms machte sich immer wiederholt in dem Vorwurf dogmatischer Ketzereien und willkürlicher Neuerungen im Cultus Luft, bis 1054 römische Legaten feierlich die Excomunicationsschrift gegen die griechische Kirche auf den Altar der Sophienkirche niederlegen und der Patriarch von Konstantinopel den Bannfluch erwidert. Ein neues Glaubensbekenntniß erhielt die griechische Kirche, nachdem

sie seit Konstantinopels Fall in den russischen Czaren ihre Beschützer gefunden, 1643 durch Mogila auf der Synode zu Konstantinopel. Ihr Gegensatz gegen die katholische Kirche zeigt sich besonders in dem procedere e solo patre, in Verwerfung des Fegfeuers und des päpstlichen Primats, und in einzelnen rituellen Abweichungen bei den sacramentalen Handlungen. Die Anschauung der Reformatoren, daß die griechische Kirche der protestantischen näher, als die römische, stehe, hat sich in der ablehnenden Antwort des Patriarchen Jeremias (1580) zum gemeinsamen Kampf wider das Papstthum als falsch erwiesen. Lukaris büßte vielmehr (1638) seine protestantischen, in der Abendmahls- und Prädestinationslehre calvinistischen Anschauungen mit dem Tode. —

b. Der Muhamedanismus.

Die dogmatischen Streitigkeiten, in welche sich das orientalische Christenthum zersetzt hatte und der dadurch entstandene Mangel an aller selbstständigen innerlichen Kraft der griechischen Kirche machten es möglich, daß das dem Menschengeiste entfremdete Christenthum vom **Islam** zurückgedrängt und **der Muhamedanismus** die beherrschende religiöse Macht im Orient wurde. Seit dem Jahre 611 trat **Muhamed** unter den Arabern als „Siegel der Propheten" auf, um, nachdem früher schon durch Adam, Noah, Abraham und Christus göttliche Offenbarungen verkündet worden, die Offenbarung des Einen Gottes kund zu thun, vor welchem, dem rein Jenseitigen und Erhabenen, das Subject zur endlichen Beschränktheit zusammenschrumpft und nur passive unbedingte Unterwerfung kennt. Die Religion Muhameds ist das Gesetz Mosis (— es hat der Muhamedanismus die streng monotheistische Gotteslehre, sowie die Lehre von den Engeln, von der Auferstehung, vom Gericht ꝛc. aus dem Judenthum empfangen; — zum Heidenthum setzt er sich durch absolute Verwerfung des Polytheismus in schroffsten Gegensatz, stimmt aber mit diesem in seinem sinnlichen Charakter überein —), auf Arabien angewandt, mit arabischen Farben gezeichnet und mit christlichen Grundgesetzen vermischt. Es ist nur Ein Gott! Und das ist er, der Selige, der Selbstständige. „Der hat dir den Koran zugeschickt, ein wahrhaftes Buch, welches die ehemaligen, bereits vor deinen Tagen bekannten Offenbarungen bekräftigt." „Da Gott mächtig und ein Rächer ist, so werden diejenigen gewiß eine schwere Strafe erfahren, die seine Offenbarungen verläugnen." „In der That, Gott ist nichts von Allem verborgen, was auf Erden und im Himmel ist: er ist es, der euch im Mutterleibe gebildet hat, nach seinem Wohlgefallen." Er, der allein wahre, große und höchste Gott, Allah, ist nicht erzeugt, noch zeugt er, genügt sich selbst, erfüllt die Welt mit seiner Unendlichkeit, ist das Centrum, in dem sich Alles vereint, offenbar und verborgen, Herr der sinnlichen und geistigen Welt, Schöpfer und Regierer, allmächtig, allgütig und barmherzig. Der Mensch empfindet Allah's Gegenwart in und um sich:

„Gott, Du bist über uns,
Und um uns her, allüberall ergossen;
Bist auf dem Hochgebirg,
Bist im Gefilde, wo die Bäume sprossen."

Muhamed ist dieses Gottes Prophet. Er hat dem Menschen Gott und Gottes Rathschlüsse verkündet, wie sie in Ewigkeit in Allah verborgen liegen und Niemand seinem Geschick entgehen kann, weil es, ehe er war, im großen Buche Gottes aufgezeichnet steht. — Im Leben muß der Mensch der Pflicht gehorchen: Gebet, Fasten, Almosen, Kampf für den Islam und Wallfahrt. Fünfmal muß der Gläubige täglich, mit dem Angesicht nach Mekka gewendet, beten, vorher aber sich waschen, was in der wasserarmen Wüste auch mit Sand geschehen kann. Das Gebet führt auf halbem Wege zu Gott, Fasten bringt zum Thore des Himmels, Almosen eröffnen die Thüre desselben. Das Schwert ist der Schlüssel zum Himmel und zur Hölle, ein Tropfen Blutes in dem Streite Gottes vergossen, eine in Waffen durchwachte Nacht, ist mehr werth, als zwei Monate Beten und Fasten. Wer im Kampfe für den Islam fällt, dem sind die Sünden vergeben. Vier Weiber darf der Gläubige haben und so viel Sklavinnen, als er ernähren kann; Wein darf er nicht trinken und Schweinefleisch nicht essen. Wer diese Gebote beobachtet, der besteht im Gericht: er wird von den Bösen auf der Scheidungsbrücke getrennt, welche über dem Schlunde der Verdammniß, dünner als ein Haar und schärfer als ein Damaszenerschwert, ausgespannt liegt. Die Seligen fahren mit Muhamed blitzesschnell darüber, die Verdammten aber stürzen Kopfüber in den Schlund, wo die fürchterlichsten Martern ihrer harren, während die Guten im Paradiese durch schattige, Wohlgeruch athmende Haine, von silberhellen Wassern durchmurmelt, wandeln, die lieblichsten Früchte und den schönsten Wein genießen und 72 schwarzäugige, von unverwelklicher Schönheit und ewiger Jugend strahlende Paradiesesjungfrauen den Glücklichen mit ihrer Liebe erfreuen.

Die muhamedanische Religion theilt mit der christlichen das gleiche Bewußtsein, die allein wahre Religion zu sein. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß trotz des gleichen Wetteifers von beiden Seiten in der Wissenschaft und besonders in der Vorliebe für aristotelische Philosophie, sowie bei dem gleichen Drange nach Weltherrschaft Conflicte eintraten, bei denen der Muhamedanismus practisch nicht übte, was er theoretisch von der Duldung aussprach. Denn der Koran leitet die Verschiedenheit der Religionen aus der Anordnung Gottes ab, der jedem Volke durch einen Propheten eine Offenbarung gegeben hat; wenn er gewollt hätte, so würde er alle Völker zu einer einzigen religiösen Gemeinde gemacht haben; wenn sie zu Gott zurückkehren, werden sie aufgeklärt werden über Das, worüber sie uneinig waren. — Aus dem Koran:

Die Höllenstampfe.

Weh' dem Lügner, der den guten Namen streift!
Weh' dem, der nur Schätz' auf Schätze häuft!
Weil er ewig sich auf seinen Reichthum steift.
Weh'! hinunter in die Höllenstampfe! —
Weißt Du, was das ist die Höllenstampfe?
Feuer Gottes ist es, hochaufragend,
Ueber Herzen wild zusammenschlagend,
Glut, wie in ein Gewölbe zusammengebogen,
Flammen, hoch wie Säulen aufgezogen.

Das Paradies.

Die Gerechten trinken Wein, gemischt mit Flut vom Kampferquell.
Davon trinken die Diener Gottes das Wasser leitend von Stell' zu Stell',
Die ihr Wort hielten und den Tag fürchteten, dessen Uebel wird weiter kreisen,
Die aus Liebe Gottes speisten die Armen, Sklaven und Waisen,
Sagend: wir speisen euch Gottes wegen und wollen weder Dank noch Lohn,
Wir fürchten vom Herrn den Tag voll Trotz und Hohn.
Deswegen schirmte sie der Herr vor'm Uebel dieses Tags, gab ihnen heiteres Gesicht und Freude,
Er lohnte ihre Geduld mit dem Paradies und mit Seide.
Dort ruhen sie auf weichen Matten, fühlen weder Frost noch Hitze,
Es wallen über ihnen kühle Schatten
Und Früchte neigen sich von der Bäume Spitze.
Es kreisen Schalen aus Silber von gehörigem Maß.
Sie trinken Becher gemischt mit dem Gewürz Sendschebil.
Von dem Quelle genannt Selsebil.
Es kreisen um sie ewige Jünglinge, zerstreuten Perlen gleich,
Und schaust Du näher, siehst Du ewige Gnade und das himmlische Reich.
Im Kleide aus grüner Seide, mit Gold gestickt,
Sind sie mit silbernen Armbändern geschmückt,
Es tränket sie der Herr mit reinem Trank,
Das ist ihr Lohn, das ist für ihre Mühe der Dank.

Der Muhamedanismus vermochte auch den größten mystischen Dichter des Morgenlandes, den gottrunkenen Pantheisten, Dschelaleddin Rumi († 1262) zu erzeugen, der die Jauchzelaute aus seinem Herzen dem Göttlichen in den Mund legt:

Ich bin das Sonnenstäubchen, ich bin der Sonnenball,
Zum Stäubchen sag' ich: bleibe! und zu der Sonn: entwall'!
Ich bin der Morgenschimmer, ich bin der Abendhauch.
Ich bin des Haines Säuseln, des Meeres Wogenschwall.
Ich bin der Mast, das Steuer, der Steuermann, das Schiff;
Ich bin woran es scheitert, die Klippe von Korall.
Ich bin der Vogelsteller, der Vogel und das Netz.
Ich bin das Bild, der Spiegel, der Hall und Wiederhall.
Ich bin der Baum des Lebens und drauf der Papagei;
Das Schweigen, der Gedanke, die Zunge und der Schall.
Ich bin der Hauch der Flöte, in bin des Menschen Geist,
Ich bin der Funk' im Steine, der Goldblick im Metall.
Ich bin der Rausch, die Rebe, die Kelter und der Most,
Der Zecher und der Schenke, der Becher von Krystall.
Die Kerz' und der die Kerze umkreist, der Schmetterling;
Die Ros' und von der Rose berauscht, die Nachtigall.
Ich bin der Arzt, die Krankheit, das Gift und Gegengift,
Das Süße und das Bitt're, der Honig und die Gall.
Ich bin der Krieg, der Friede, die Wahlstatt und der Sieg.
Die Stadt und ihr Beschirmer, der Stürmer und der Wall.
Ich bin der Kalk, die Kelle, der Meister und der Riß,
Der Grundstein und der Giebel, der Bau und sein Verfall.

Ich bin der Hirsch, der Löwe, das Lamm und auch der Wolf,
Ich bin der Hirt, der Alle beschließt in einen Stall.
Ich bin der Wesen Kette, ich bin der Weltenring,
Der Schöpfung Stufenleiter, das Steigen und der Fall.
Ich bin was ist und nicht ist. Ich bin, o der Du's weißt,
Dschelaleddin, o, sag' es! ich bin die Seel' im All.

Auch:

Ich sah empor und sah in allen Räumen Eines,
Hinab, und sah in allen Weltenschäumen Eines.
Ich sah' in's Herz, es war ein Meer, ein Raum der Welten,
Voll tausend Träum'; ich sah' in allen Träumen Eines.
Du bist der Erste, Letzte, Aeußre, Innre, Ganze,
Es strahlt Dein Licht in allen Farbensäumen Eines.
Du schaust von Ostens Gränze bis zur Gränz' im Westen,
Dir blüht das Laub in allen grünen Bäumen Eines.
Luft, Feuer, Erd' und Wasser sind in Eins geschmolzen
In Deiner Furcht, daß Dir nicht wagt zu bäumen Eines.
Der Herzen alles Lebens zwischen Erd' und Himmel
Anbetung Dir zu schlagen soll nicht säumen Eines! —

Und dann noch:

Wohl endet Tod des Lebens Noth,
Doch schauert Leben vor dem Tod.
Das Leben sieht die dunkle Hand,
Den hellen Kelch nicht, den sie bot.
So schauert vor der Lieb' ein Herz,
Als wie vom Untergang bedroht.
Denn wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot.
Du laß ihn sterben in der Nacht,
Und athme frei im Morgenroth.

2. Die occidentalische Kirche oder die Ausbildung der christlichen Anthropologie.

Die abendländische Kirche gründet sich auf die Metaphysik der morgenländischen, und bildet den verständigen Dualismus in die ethische Sphäre hinein, indem sie die Fragen über das Verhältniß der Gnade zur Freiheit, des Sacramentes zur Satisfaction des Menschen, der Kirche zum Staate zu beantworten sucht.

Die wichtigsten Kirchenlehrer im Abendlande waren: Hilarius († 397), Ambrosius († 389), Orosius († 416), Prosper Aquitanicus († 460), Leo der Große († 461), Johannes Cassian († 440), Gennadius († 495), Faustus († 490), Falgentius († 533), Boethius († 525), Isidor von Sevilla († 636), Gregor, Bischof von Rom († 604), Gregor, Erzbischof von Tours († 595). Ueber sie alle hinaus, und über alle die großen und kleinen und kleinlichen Geister dieser Jahrhunderte weg ragte **Augustin**, — der Paulus des fünften Jahrhunderts, — geboren 354 zu Tagaste

in Numidien, gestorben 439 als Bischof zu Hippo Regius in Afrika, — groß und stark, kühn und scharf. Seine Jugend ging unter im Dunkel der Wollust, die er nicht von der Liebe heiterer Klarheit zu unterscheiden vermochte. Das schwache Alter, bekennt er, zum Abgrunde der Begierden hingerissen, versank in dem Pfuhl der Laster. Und er ward immer lasterhafter, um nicht getadelt zu werden, und wenn es keine Gelegenheit gab, es den Verlornen gleich zu thun, dann gab er vor, begangen zu haben, was er nicht that, um nicht desto verächtlicher zu erscheinen, je unschuldiger er war, und nicht für desto niedriger gehalten zu werden, je reiner er lebte. Durch Cicero's Hortensius wurde er von seiner wollüstigen Liebe weg zur Philosophie und der Weisheit Unsterblichkeit gewandt; doch fand er Christi Namen nicht in dieser Schrift, und diesen Namen hatte sein zartes Herz noch mit der Muttermilch eingesogen. Und dennoch suchte er in der Philosophie, im Manichäismus, die Wahrheit. Neun Jahre, vom 19. Jahre seines Alters bis zum 28., wurde er irre geführt und führte Andere irre, war dort stolz, hier abergläubisch, und nichtig in Allem. Dort suchte er den eitlen Ruhm vor dem Volke bis zu theatralischem Beifallshaschen, hier strebte er sich wieder von diesem Unrathe zu reinigen, indem er Denen, die Auserwählte genannt wurden, Speise darbrachte, um daraus in der Werkstatt ihres Magens Engel und Götter zuzubereiten, mittelst deren er befreit würde. Endlich verzweifelte er auch am Manichäismus, weil es ihm vorkam, als könne die Wahrheit gar nicht gefunden werden, und der Sturm einander durchkreuzender Gedanken trieben ihn auf die Seite der neuen Akademiker hin. In Mailand hörte er fleißig die Vorträge des Ambrosius, zu dem er unwissend von Gott geführt ward, um wissend von ihm zu Gott geführt zu werden: er seufzte und Gott hörte ihn; er war von nun an der starke Christuskämpe. Von 388 bis 405 trat er in verschiedenen Schriften gegen die Manichäer auf: „Das Böse ist vom Guten abhängig, schon insofern es überhaupt nur als Gegensatz gegen dasselbe zur Existenz kommt. Wie die Opposition die Position voraussetzt, so setzt das Böse seinem Begriffe nach das Gute voraus und ist nur als Abfall von ihm denkbar. Das Gute ist das sich von selbst Verstehende, das Böse dagegen ist nur aus dem Guten zu verstehen. Es kann nur so existiren, daß es am Guten ist, an der von Gott geschaffenen Natur des böse gewordenen Subjects, weshalb es sich selbst aufheben würde, wenn es diese Natur wirklich vernichtete." „Die Sünde ist nur unter der Voraussetzung des freien Willens denkbar. Wie die Seele die höchste Weisheit betrachten kann, so kann sie, weil wandelbar, auch sich selbst anschauen und gleichsam sich in sich beschauen, da sie ein Gegenstand des Wohlgefallens für sich selbst sein will. So wie sie aber sich selbst findet und Gott auf verkehrte Weise nachzuahmen lüstern wird, um zum Genusse eigener Selbstständigkeit zu gelangen, fällt sie um so tiefer, als sie sich höher aufschwingen will. Zum bösen Willen ist aber keine bewirkende Ursache, sondern nur eine gebrechende, der böse Wille selbst ist keine Bewirkung, sondern ein Mangel, und beginnt damit, daß er vom höchsten Sein abfällt zu Dem, was weniger ist. Die Ursache solcher Mängel, die nicht drückend,

sondern gebrechend sind, auffinden wollen, heißt genau soviel, als die Finsterniß sehen, oder das Stillschweigen hören wollen, die uns freilich beide und zwar jenes allerdings mittelst der Augen, dies mittelst der Ohren, doch nicht durch ihre Gewalt, sondern durch den Mangel derselben kund werden." „Sagen wir aber, die Freiheit, nach welcher der Mensch selbstbewußt und selbstthätig sich verwirklichen soll, hätte nur so zum Gutesthun gegeben werden sollen, daß das Böse unmöglich gewesen wäre, so sagen wir eben damit, es hätte keine Freiheit gegeben werden sollen; sagen wir aber dies, so schließen wir auch alle Freiheit zum Gutesthun, und eben damit alles Gutesthun selbst aus. Was ist aber vortrefflicher, das, ohne welches ein rechtschaffenes Leben geführt, oder das, ohne welches ein solches nicht geführt werden kann?" „Der freie Wille hebt das Vorherwissen Gottes nicht auf, wie das Vorherwissen den freien Willen nicht; denn es folgt nicht, daß nichts in unserem Wille stehe, weil Gott voraus wußte, was in unserem Willen sein würde, da der, der dies voraus wußte, nicht Nichts voraus wußte; wußte also er, der voraus wußte, was in unserem Willen sein würde, allerdings nicht Nichts, sondern Etwas voraus, so ist fürwahr eben jenes Etwas mit in unserem Willen."

Kaum hatte Augustin den Kampf mit den Manichäern durchgekämpft, so begann
411 sein Streit mit den **Donatisten,** welche *eine vollkommene, reine, nur aus Heiligen bestehende sichtbare Kirche verlangten und deshalb jedes unreine Glied aus der Kirche ausstießen.* Augustin behauptete dagegen, daß es an dem Hause Gottes Bestandtheile gebe, die nicht den Fug des Hauses selbst ausmachten; daß an dem Körper kranke Glieder erschienen, die man nicht sogleich abhaue, obwohl das Krankhafte an ihnen nicht zum Körper mitgehöre, so wenig als die Spreu, die am Weizen sei, zum Weizen. Kann irgend ein Mensch auf der Erde zur Reinheit gelangen, und also eine reine sichtbare Kirche existiren? Und kann irgend Einer in's Herz sehen und die innere Reinheit des Einzelnen beurtheilen, oder ist äußerliche Reinheit schon Reinheit? *Die Kirche Christi hat Christum zu ihrem Haupte und Gesetz, Propheten und Evangelium zu ihrem Zeugniß: dieser Kirche kommt Katholicität und Universalität zu. Die empirische, sichtbare Kirche ist aber, da sie nicht vollendet ist, sondern erst nach Vollendung strebt, nie ganz rein, denn je mehr der Name Christi verherrlicht wird, je mehr werden auch der Bösen und Verkehrten sein, die in die Gemeinschaft seiner Sakramente mit hineinkommen.* „Darum sollen wir um der Spreu willen nicht die Tenne des Herrn verlassen, noch um der schlechten Fische willen das Netz des Herrn durchbrechen, noch um der Böcke willen aus der Heerde des Herrn scheiden, noch um der Gefäße willen, die zur Unehre da sind, aus dem Hause des Herrn ziehen." — Zugleich hielt Augustin den Donatisten das Ansehen der cathedra ecclesiae romanae, in qua Petrus sedit, entgegen, als in welcher semper apostolicae cathedrae viguit principatus.

Fast gleichzeitig stritt Augustin mit Pelagius über göttliche Gnade und Freiheit des menschlichen Willens. **Pelagius**, voll von sittlichem Gehalte, aber ohne Tiefe des Abhängigkeitsgefühls, ein klarer unterscheidender Verstand mit großer Gewissenhaftigkeit, glaubte durch die Lehre von der Erbsünde die Sittlichkeit und die Gerechtigkeit Gottes gefährdet. Er negirte deshalb diesen Glaubensartikel, der nur auf der unhaltbaren Hypothese des Traducianismus beruhe, mit welcher zugleich der Unterschied zwischen Adam und seinen Nachkommen wegfällt, und der Mensch nicht zur Strafe sterben muß, sondern der Tod eine Naturnothwendigkeit ist. Der Mensch ist mit freiem Willen, jeder bei der Geburt im Zustande Adams geschaffen; er kann sowohl sündigen, als nicht sündigen. Diese Freiheit des Willens ist Juden, Heiden und Christen gemeinsam, während die Gnade Gottes, als ein zum freien Willen hinzukommendes, rein christlich ist. Pelagius konnte sich keine andere Art der Wirksamkeit der Gnade denken, als die rein moralische, zunächst nur auf den Verstand wirkende Belehrung und Ueberzeugung. Diese Anschauung, daß der Mensch frei ist, und daß alle Verheißungen des Christenthums nur durch die freie Selbstbestimmung des menschlichen Willens angeeignet werden können, war bis dahin allgemeine Lehre gewesen. Pelagius — und das ist seine geschichtliche Bedeutung — strebte nur, dieselbe mit Bewußtsein und Consequenz festzuhalten, gegenüber einer neuen Richtung, die sich in der Kirche geltend zu machen suchte, und die in einem Sinne von der Gnade redete, daß es zweifelhaft wurde, wie viel neben der Wirksamkeit der göttlichen Gnade der Selbstthätigkeit des menschlichen Willens übrig blieb. Was aber bei Pelagius noch mehr practisch war, das wurde bei **Cölestius** theoretisch, den Paulinus auf der Synode zu Karthago wegen folgender Sätze anklagte: 1) Adam ist sterblich geschaffen; er würde, wenn er auch nicht gefallen wäre, gestorben sein. 2) Sein Fall hat ihn allein verletzt, nicht seine Nachkommen. 3) Die ungebornen Kinder sind in demselben Zustande, in welchem Adam vor dem Fall war. 4) Durch Adams Tod und Sünde stirbt die ganze Menschheit nicht, wie sie durch die Auferstehung Christi nicht wieder aufsteht. 5) Die Kinder haben, auch wenn sie nicht getauft werden, das ewige Leben. 6) Das Gesetz ist eben so gut ein Mittel zur Seligkeit, wie das Evangelium. 7) Auch vor der Ankunft des Herrn gab es Menschen ohne Sünde.

Der Pelagianismus ist verständig, — überwiegendes Unterscheidungsvermögen: er kennt nur Einzeldinge, keinen Zusammenhang, keine Gattung, daher keine Erbsünde. Augustin hingegen, pantheistischer Natur, mit dem Vergleichungsvermögen als herrschender Thätigkeit seines Geistes agirend, findet in der Menschheit nur einen einzigen Geisterzug, einen einzigen großen Organismus, der beim Mangel eines einzigen Gliedes ganz mangelhaft ist. Er sieht das Einzelne und die Einzelnen nur als Accidenzen der Gattung Menschheit und diese Gattung deshalb sündhaft und strafbar, weil der Mensch, welcher noch die ganze Gattung in sich umfaßte, Adam, gesündigt und Strafe verdient hat. Aus seinen eigenen Schicksalen heraus exponirt er: „Der Mensch ist so geschaffen, daß er die Möglichkeit zu sündigen nothwendig hatte, die Wirklichkeit der Sünde aber

nur, sofern sie möglich war. Die Möglichkeit wurde zur Wirklichkeit, als der Mensch fiel. Nicht aber, daß er diese Speise aß, brachte das so große Verderben; die Speise an sich war weder böse, noch schädlich, auch hatte Gott im Paradiese nirgends Böses gepflanzt, sondern die Sünde war der Ungehorsam. Durch die Sünde ging die Freiheit, welche im Paradiese stattfand, mit der Unsterblichkeit verloren, denn durch die von den ersten Menschen übermachte Sünde ist auch den Nachkommen die Verpflichtung zur Sünde und die Nothwendigkeit des Todes übermacht. Von dem bösen Gebrauch des freien Willens begann die Reihe dieser Calamität, die das menschliche, in seinem Ursprunge verderbte und gleichsam in seiner Wurzel verwesliche Geschlecht bis zu dem Untergang des zweiten Todes von Glied zu Glied hindurchführt, jene allein ausgenommen, die durch Gottes Gnade befreit werden." Denn „nur die Gnade vergißt, was wir Böses gethan haben und hilft, daß wir vom Bösen ablenken und das Gute thun. Sie zeigt nicht blos dem Menschen, was er zu thun habe, sondern wirkt auch auf ihn ein und flößt ihm Neigung ein, zu thun, was zu thun er als seine Pflicht erkannt hat." Und „diese Gnade gibt Gott umsonst. Wie könnte auch Gnade heißen, was nicht umsonst gegeben wird; wie Gnade heißen, was gleichsam als eine Schuld bezahlt wird? Wenn wir vorläufig ihn geliebt und hierdurch Gottes Liebe verdient hätten, so wären wir es, welche zuerst ihn erwählten, um hierdurch würdig zu werden, auch von ihm erwählt zu werden. Welche Verdienste konnten wir auch haben zur Zeit, als wir Gott noch nicht liebten? Um die Liebe zu erhalten, mit der wir lieben sollten, sind wir geliebt worden, als wir jene Liebe noch nicht hatten. Nimmermehr vermöchten wir Gott zu lieben, wofern wir eine solche Liebe nicht von Dem erhielten, der uns zuvor geliebt und weil er uns zuvor geliebt hat." Alles Gute, unsere ganze Glaubensfähigkeit, stammt also aus Gott. „Oder wenn der Geist der Gnade den Glauben nicht hervorbrächte, wozu dann unser Gebet um den Glauben?" „Es wäre durchaus unnütz, wenn diesem Gebete nicht die ganz richtige Ueberzeugung zu Grunde läge, der allmächtige Gott könne auch einen verkehrten und gegen den Glauben feindlich gesinnten Willen zum Glauben umwenden. Selbst des Gebetes um den Glauben und das Gute wird der Mensch nur fähig und mächtig durch Gott." „Alle aber nicht, Einige nur sind vorherbestimmt zum Glauben und zur Seligkeit; und die für das Reich Gottes bestimmt sind, deren Zahl ist so gewiß, daß zu derselben weder Einer hinzu, noch Einer hinwegkommen kann. Alle, welche selig werden, werden nur durch den Willen Gottes selig. Welchen aber die Gnade nicht gegeben wird, denen wird sie durch ein gerechtes Gericht nicht gegeben, und denen sie verliehen wird, wird sie durch eine unverdiente Gnade verliehen. Unerforschlich sind aber die Erbarmungen, mit welchen Gott aus Gnade befreit, als die Wahrheit, mit welcher er der Gerechtigkeit gemäß richtet. Wenn Jemand zwei Schuldner hat und dem Einen die Schuld erlassen, von dem Andern sie aber eintreiben will, so gibt er, wem er will, und betrügt Niemanden." Mit dieser Gnade und Prädestination reimt sich die Freiheit des Menschen also: „Wie das Auge des Leibes, auch das gesundeste, nichts se-

gen kann ohne das Licht des Tages, so kann auch der Mensch nicht recht leben ohne die Gnade von Oben. Zum Sündigen werden wir nicht unterstützt von Gott; Gutes aber thun und das Gebot der Gerechtigkeit vollkommen erfüllen können wir nicht, wenn wir nicht unterstützt werden von Gott. Denn gleichwie das Auge des Körpers nicht darum unterstützt wird von dem Lichte, daß es von demselben Lichte abgewandt und verschlossen sich entferne, daß es aber sehe, von demselben unterstützt wird, und jenes gar nichts vermag, ohne von diesem unterstützt zu sein; so hilft auch Gott, der das Licht unseres inwendigen Menschen ist, dem Blicke unseres Geistes auf, daß wir nicht nach unserer, sondern nach seiner Gerechtigkeit etwas Gutes wirken." „Vor dem Menschen liegt das Gute und Böse, Leben und Tod; was ihm beliebt, wird ihm gegeben werden. Offenbar ist, wenn er die Hand zum Feuer ausstreckt und das Böse und der Tod ihm beliebt, so thut das der Wille des Menschen. Wenn er aber das Gute und das Leben liebt, so thut das der Wille nicht allein, sondern er wird von Oben unterstützt. Denn wohl ist das Auge hinreichend, um nicht zu sehen, d. h. zur Finsterniß, um aber zu sehen mit seinem Licht, reicht es sich nicht hin, wenn ihm nicht von Außen der Beistand des hellen Lichtes gewährt wird." „Glauben und Wollen sind Werk Gottes, weil Gott den Willen vorbereitet, aber auch Beides Werk des Menschen, weil weder das eine noch das andere ohne unsere Mitwirkung geschehen kann. Nicht durch die Freiheit erhält der Wille Gnade, wohl aber vermittelst der Gnade Freiheit. Im Einklang, nicht im Widerspruch mit der göttlichen Gnade steht also die Freiheit des Willens. Nicht aufgehoben wird er durch Gottes Gnade, sondern statuirt, weil die Gnade den Willen hält, auf daß dadurch frei die Gerechtigkeit geliebt werde." — So Augustin's Lehre von der göttlichen Gnade und menschlichen Freiheit, wobei letztere so viel als möglich eingeschränkt wird, um das Gebiet der Gnade soviel als möglich zu erweitern, und um sodann der Kirche, welche die Gnade mit dem Einzelnen vermittelt, soviel als möglich Gewalt zu ertheilen; denn — so bemerkt Baur — das ganze augustin'sche System ging aus einer Rückwirkung der Kirche auf das Dogma hervor. —

Augustin siegte über Pelagius. Aber dieser Sieg war nur ein äußerlicher. Augustin und Pelagius stellten Gnade und Freiheit abstract gegenüber, — jener die Gnade, dieser die menschliche Freiheit festhaltend. Da aber Beide einander gegenübergestellt, Eins das Andere vernichtet, so gelangte keiner von beiden zu einer wirklichen Vermittlung von Gnade und Freiheit, sondern jeder kam am Ende nur zu Dem, was er vorausgesetzt hatte. Keiner von beiden konnte daher auch der Kirche zur Norm dienen. Die Kirche nahm (— wie im Streite des Arius und Athasius, des Nestorius und Cyrillus, auch im Kampfe zwischen Augustin und Pelagius: Alles — Gegensätze, die sich auf verschiedene Seiten des christlichen Dogma's beziehen, während der Gegensatz selbst immer derselbe ist —) als Vertreterin des in das Christenthum herübergeerbten jüdischen Dualismus und Supranaturalismus zu einer abstracten Vermittlung beider ihre Zuflucht: die Gegensätze des Verstandes wurden neben einander gestellt und zum Dogma gemacht. In der Praxis setzte sich **der**

Semipelagianismus durch, nach dem der Mensch durch die Erbsünde krank, das Gute in ihm geschwächt, aber nicht gänzlich zerstört, Gnade und Freiheit als neben einander wirkend und die Prädestination durch die Präscienz beschränkt wird: Freiheit und Gnade, menschliches Thun und göttliche Hülfe wirken bei der Erlangung des Heils so zusammen, daß bald das eine bald das andere beider Principien bei verschiedenen Individuen vorangeht; und da der Mensch doch immer unvollkommen ist und bei keinem Sündlosigkeit stattfindet, so kommt die Vollendung des Guten vorzüglich der innerlich wirkenden Gnade zu; die Gnade nur für Einige bestimmt zu denken, ist Gotteslästerung; eine Prädestination gibt es nur unter Vermittlung des göttlichen Vorherwissens. — Auf den Synoden zu Oranges und Valencia (529) wurde zwar der Augustinismus bestätigt. Doch nur wenige Kirchenlehrer hielten ihn fest. Und als Gottschalk († 868) und mit ihm Ratramnus, Remigius und Prudentius aus der absoluten Unveränderlichkeit Gottes den Grund von Dem fand, was Gott den Guten und was er den Bösen prädestinirt, so daß es eine doppelte Prädestination, der Erwählten zum Leben und der Verworfenen zum Tode, gibt: so wurde diese Lehre auf den Synoden zu Mainz und Chiersy (848 und 853) verurtheilt, und trat als Hauptgegner derselben Skotus Erigena auf, indem er (— hoch über seiner Zeit stehend, den Menschen als freien selbstbewußten Geist erkennend —) die Prädestination mit dem Willen und Wesen Gottes so identificirte, daß sich in dem Begriff der Prädestination nur das absolute, mit sich selbst gleiche Wesen Gottes ausdrückt: Wie Gott die frei wollende Ursache aller Creaturen, so ist auch das vernünftige Wesen ein frei wollendes; weder das Gute noch das Böse des Menschen, noch die Strafe dafür ist prädestinirt, so wenig als das Vorherwissen Gottes die Ursache der Sünde ist.

Die Anschauung Augustin's beruhte auf einem unvermittelten willkürlichen Supranaturalismus. Er geht — wie Baur sagt — von der Idee der Freiheit aus, läßt sie aber sogleich fallen, um an die Stelle der Freiheit eine Abhängigkeit zu setzen, welche, da sie nicht aus dem absoluten Wesen Gottes abgeleitet ist, nur als Willkür erscheint. Alles zielt darauf hin, den Menschen in seiner innersten Natur soviel als möglich zum Sünder zu machen. Die Freiheit wird dem Menschen nur gegeben, um sie ihm sogleich wieder zu nehmen: das der große Widerspruch im System Augustin's, welches trotzdem von wunderbarem religiösen Genie zeugt. Mit dieser Geniuskraft sprach er einst: „Was ist es, was ich liebe, wenn ich Gott liebe? Ich befragte die Erde, und sie sprach: ich bin es nicht; und Alles, was auf ihr ist, legte gleiches Bekenntniß ab. Ich fragte das Meer und seine Gründe und alle belebten Wesen, und sie antworteten: wir sind nicht dein Gott, suche über uns. Ich fragte die wehenden Lüfte, und der ganze Luftraum mit allen seinen Bewohnern sprach: Anaximenes irrt, ich bin nicht Gott. Ich fragte Himmel, Sonne, Mond und Sterne: auch wir sind nicht der Gott, den du suchest, sprachen sie. Da sprach ich zu denen Allen, die sich darstellten meiner Augen Gesichtskreis: Ihr saget mir wohl, ihr wäret nicht mein Gott; was ist es, was ihr von ihm mir sagen könnt? Und sie riefen zusammen, Alle mit großer Stimme: er schuf uns. Meine

Frage war meine Sehnsucht und ihre Antwort ihr Dasein und ihre Schönheit. Nicht ich erkenne Gott, sondern Gott gibt sich mir zu erkennen, Er, dem es nicht etwas Anderes, zu leben, und etwas Anders zu sein, sondern der Eins und dasselbe, Leben und Sein ist. Einfach ist das, was er hat, nicht verschieden von dem, der hat; nichts Anderes ist ihm Eigenschaft, und nichts Anderes Substanz, und man sagt ein und dasselbe, man mag sagen, Gott ist ewig oder unsterblich, oder unverweslich, oder unveränderlich." Alle seine Eigenschaften und sein Wesen, seine absolute Persönlichkeit erschließen sich in der Trinität: „Drei Personen und doch Ein Wesen, Ein unzertrennliches Wirken und doch jede Person mit dem ihr eigenthümlichen Wirken, ein relativer Unterschied zwischen den Dreien, nichts Substantielles, noch Accidentielles, ein unergründliches Geheimniß," nur in Analogien durchsichtig, wie wenn der Geist als Spiegel der Trinität erscheint, der sich seiner erinnert — Gedächtniß, sich weiß — Selbstbewußtsein, sich liebt — Liebe, Wille, wo von jedem Einzelnen zugleich Alles umfaßt wird, indem ich mich erinnere, Gedächtniß zu haben und Intelligenz und Willen, und erkenne, daß ich erkenne und mich erinnere und will, und will, daß ich will und mich erinnere und einsehe, obschon doch auch jedes Moment für sich in seiner Eigenthümlichkeit ist. Dieser Gott hat die Welt nicht aus seinem Wesen, sondern aus dem Nichts, ihrem Wesen nach zeitlich, mit der Zeit geschaffen, denn „wo kein Geschöpf ist, durch dessen wandelbare Regungen die Zeiten gebildet werden, da können durchaus auch keine Zeiten sein." Außer Gott ist die Welt nicht und nichtig, sondern in Gott, so daß sie aufhören würde, wenn er sie allein ließe; aber obgleich die Dinge nicht ohne ihn sind, so sind sie doch nicht, was er ist. Der Mensch, ursprünglich gut, hat sich von Gott gekehrt und die Schöpfung mehr geliebt, als den Schöpfer, und ist durch die Sünde dem Götzendienste anheimgefallen. Nach den Vorbereitungen zum Heil der Menschen durch Gesetz und Propheten, sandte Gott seinen Sohn, der Mensch und Gott in die Einheit seiner Person aufgenommen auf eine ganz eigene unaussprechliche Weise, der Mittler zwischen Gott und Menschen, der Gott und Menschen nahe stand und so ein Vermittler und Versöhner sein konnte, indem er uns von Sünden reinigte und Nachlassung unserer Sünden bei Gott bewirkte. Der Satan hatte sich die Menschen durch die Sünde unterworfen. „Indem nun das Wort Gottes, Gottes einziger Sohn, Mensch wurde, hat er den Satan, welchen er als Gottes Sohn allezeit unter seiner Botmäßigkeit hatte und haben wird, in Menschengestalt auch den Menschen unterworfen, ohne ihm seine Herrschaft gewaltthätig zu entreißen, durch Ueberwindung auf dem Wege der Gerechtigkeit, auf daß desselben Macht, die er durch Täuschung des Weibes und den Sturz des Mannes vermittelst des Weibes auf die ganze Nachkommenschaft, wenn auch mit boshafter Schadenfreude, doch dem Rechte der höchsten Billigkeit gemäß errungen hatte, so lange dauerte, bis er den Gerechten, in welchem er nichts des Todes Würdiges fand, getödtet. Indem er diesen tödtete, hat er die rechtmäßige Gewalt verloren und in Folge des höchsten Rechtes muß er Diejenigen nun entlassen, welche an Den glauben, den er mit dem größten Unrecht getödtet, damit sie einer-

seits durch den zeitlichen Tod die Schuld bezahlen, andrerseits aber ihr ewiges Leben in Demjenigen leben mögen, der, was er selbst nicht schuldig war, für sie bezahlt hat." Außer auf diesem Wege kann Niemand gereinigt werden: Christus ist Haupt und Leib seiner Gemeinde. Das Haupt ist der eingeborne Sohn Gottes, und der Leib ist die Kirche: Braut und Bräutigam, zwei in Einem Fleisch. Zum Heil und zum ewigen Leben gelangt deshalb Keiner, wer nicht Christum zum Haupte hat. Keiner aber kann Christum zum Haupte haben, wer nicht seinem Leibe, welcher die Kirche ist, angehört." „Es hat nicht den heiligen Geist, wer außerhalb der Kirche ist; man kann Alles haben außerhalb der Kirche, nur das Heil nicht." „In der Kirche allein ist die eine, gesicherte, beglaubigte Wahrheit." Zwar können wir auch durch die Vernunft Gott und Christum finden; doch muß der Weg zur Wahrheit durch eine göttliche Autorität und Beglaubigung gezeichnet, die Wahrheit durch ein großes Ansehen beglaubigt sein. „Du, der du nicht glauben willst, mußt ja doch glauben an die Gesinnungen deiner Nebenmenschen, die weder gesehen, noch gehört werden können; gegen deine eigenen Worte, nichts zu glauben, als was du siehest, glaubt dein Herz also an das Herz eines Anderen. Ohne Glauben wären die Bande der Ehe, des Blutes und jeder anderen Verwandtschaft gelöst: jede Liebe und jede Erwiederung derselben wäre unmöglich. Kann also ohne Glauben an unsichtbare Dinge irdischer Art nicht einmal die menschliche Gesellschaft bestehen, weil das Band der Eintracht mangelt, wie viel nothwendiger ist erst der Glaube an göttliche Dinge; und wo dieser Glaube aufhört, wird nicht nur das Band der Freundschaft zwischen Menschen und Menschen, sondern zwischen Gott und den Menschen auf eine Weise zerrissen, welche die verderblichsten Folgen haben wird." Mit dem Glauben fängt's also an, — vom Autoritätsglauben fort zur innern Ueberzeugung und zum Wissen. „Du erkanntest Gott gestern mäßig, du erkennst ihn heute reicher, du wirst ihn noch reicher erkennen; rufe nur das Herz aus dem Schwarme von Erscheinungen zur Muße, ungestört durch Bilder im Raum und in der Zeit, auf daß es Dinge nicht liebe, welche nicht ohne Beschwerde können geliebt werden und daß du gelangst zur Feier jenes großen Sabbaths, der keinen Abend hat und du rufest und schauest und liebst und lobst, denn das ist's, was am Ende ohne Ende sein wird." — Das ist die Sprache des Mannes ohne Regel, ohne Maß, ohne seines Gleichen, nur sich selbst gleich, — des Mannes, dem man den Wahlspruch in den Mund gelegt hat: „Im Wesentlichen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem aber Liebe." —

B. Das christliche Leben.

Die Aufgabe seiner Zeit verstehend, knüpfte **Constantin** an seine Person, was ihm mit zwingender Gewalt (weil die objective Macht der Zeit geworden) entgegentrat: er machte das Christenthum zur Staatsreligion und hoffte zugleich durch die christliche Kirche eine Wiedergeburt des römischen Reiches zu veranstalten. — **Constantin's Söhne** setzten das Werk des Vaters fort. — Nur **Julianus** (Apostata, der Abtrünnige genannt) ver-

suchte noch einmal (— mit seiner wilden Hast, mit der er von Tempel zu Tempel eilte, bekennend, daß er selbst nicht recht an den Erfolg seiner Bestrebungen glaubte —) das Heidenthum im vollen Glanze und Gepränge, mit allen Ceremonien und Mysterien wiederherzustellen, indem der Inhalt desselben — wie er sagte — auf Ueberlieferung beruhe, und weil es den Menschen das Göttliche in der unmittelbarsten Offenbarung, in der den Menschen umgebenden Natur zeige, obschon er auf der anderen Seite nicht blind gegen die Vorzüge des Christenthums war und die christlichen Tugenden, z. B. die Wohlthätigkeit gegen die Armen, den Bekennern seines Heidenthums einzuimpfen suchte. Er ist deshalb mit Recht von Strauß „der Romantiker auf dem Throne" genannt worden, denn er stand auf der Markscheide zweier Zeiten, von denen die neue, noch nicht fertig ausgebildet, im Vergleich mit der alten, nur als negirend erschien und darum die Menschen mit erregten, das Denken überwiegenden Abhängigkeitsgefühlen sich rückwärts zum Alten, aus dem Unglauben und der Prosa der Gegenwart in die gestaltenreiche Phantasiewelt der Vergangenheit, des alten Glaubens wandten, diese Vergangenheit und diesen alten Glauben aber mit den mannichfaltigsten Anschauungen der neuen Welt ausstaffirten, mit der sie selbst, ohne es zu wissen und zu wollen, verkettet waren. Sterbend (363) mußte jedoch Julian noch das Bekenntniß ablegen: „Du siegst, Galiläer!" Und in Wahrheit eilte das Heidenthum fortan immer schneller seinem Ende zu. Theodosius schloß 381 die heidnischen Tempel und strafte den Götzendienst. Klagend sah Rom den Altar der Siegesgöttin, Alexandria den Serapistempel sinken. Das Christenthum stand als Sieger auf den Trümmern des Heidenthums. So weit Rom's Zepter reichte, war das Kreuz als Siegesfahne aufgepflanzt. — Als Sieger aber vergaß das Christenthum auch seine frühere, so oft für sich in Anspruch genommene Toleranz. Lactantius noch verlangte für alle Religionen Duldung: Verbis potius quam ververibus res agenda est, ut sit voluntas. Nihil est tam voluntarium, quam religio. Nos non expetimus, ut Deum nostrum, qui est omnium, velint nolint, colat aliquis invitus; nec, si non coluerit, irascimur. Aber schon um 350 hielt F. Maternus den Kaisern Constans und Constantius das Gebot Jehova's an Josua, die Kananiter auszurotten, zur Nachahmung vor: Vobis, sacratissimi Imperatores, ad vindicandum et puniendum hoc malum necessitas imperatur, et hoc vobis Dei summi lege praecipitur, ut Severitas vestra idololatriae facinus omnifariam persequatur.

Mit der Herrschaft der Kirche nach Außen geht ihre **innerliche Organisation** parallel. Durch das Streben nach Einheit und durch das christliche Bedürfniß, in jeder Gemeinde die Kirche als Leib des Herrn, als in einem Haupte mit den Gliedern vereinigt, anzuschauen, waren **die Bischöfe** aus der Mitte der Presbyter herausgehoben und an die Spitze der Gemeinden gestellt. Als das Christenthum zur Staatsreligion geworden war und dadurch nicht blos politisch berechtigte Existenz, sondern auch politischen Einfluß erhalten hatte, erhöhte sich naturgemäß die Bedeutung und der Einfluß des Episkopats, da alle Rechte, Privilegien, Aus-

zeichnungen, welche die Kirche vom Staate erhielt, vorzugsweise den Bischöfen, als den kirchlichen Repräsentanten, zu Theil wurden. Je größer aber dadurch äußerlich ihre Bedeutung wurde, um so mehr wurden innerlich Gemeinden und Kleriker von ihnen abhängig, so daß sie endlich die alleinigen Repräsentanten der Kirche auf den Synoden, die Verwalter des Kirchenvermögens, die Ernenner aller Persönlichkeiten zu den Kirchenämtern rc. waren. Das Streben nach Einheit in der Kirche machte sich jedoch auch auf dem Terrain der Bischöfe wieder geltend: — die Aristokratie suchte nach einer monarchischen Spitze. Die Bischöfe einer Provinz schloßen sich an den Bischof der Hauptstadt an, und in ihm, dem **Erzbischof** oder **Metropoliten** (d. i. dem Bischof der Muttergemeinde = Metropole) zusammen. Unter den Bischöfen der Hauptstädte entstand jedoch abermals ein Unterschied des Rangs, der Würde und der Macht, je nach den größeren politischen Bedeutungen der Stadt. Die Bischöfe von Alexandria, Antiochia, Jerusalem, von Rom und Konstantinopel wurden deshalb als **Patriarchen** an die Spitze der Metropoliten gestellt, und deren höhere Würde hing sodann wiederum von der politischen Bedeutung ihrer Residenzen ab, bis die Bischöfe von Rom den rein kirchlichen Standpunkt ihrer Würde zu betonen anfingen und der Primat des Apostels Petrus von ihnen immer mehr geltend gemacht wurde. **Leo** I., ein Mann von tiefer Erkenntniß und fester Entschiedenheit, der über die Lehrfragen seiner Zeit die Entscheidung in die Hand nahm und ohne Waffen dem gefürchtetsten Eroberer des Jahrhunderts, Attila, (452) Halt gebot, betrachtete den ganzen Organismus der Kirche als durch göttliche Anordnung darauf angelegt, daß die bischöfliche Würde, von Stufe zu Stufe höher steigend, in dem Apostel Petrus, als dem Haupte der Kirche, ihre höchste Spitze habe, und, da Petrus der erste Bischof der ewigen Weltstadt gewesen, naturgemäß der römische Bischof als Nachfolger und Vertreter des Petrus, der Herr über die ganze Christenheit sei. Darauf machte **Gregor** I. der Große (590 bis 640), der den Palast seines Vaters in ein Kloster verwandelte, eine Sängerschule stiftete, um den Kirchengesang zu heben, den Gottesdienst mit außerordentlicher Pracht ausstattete, die Lehre vom Meßopfer und Fegfeuer begründete, und sich Knecht der Knechte Christi nannte, — Rom auch zum nationalen Mittelpunkte.

Wie unter den Patriarchen die Metropoliten, unter diesen die Bischöfe, unter diesen der niedere Clerus rc.; so standen unter den Klerikern (nach der alttestamentlichen Priesterordnung *κλῆρος* d. i., Loos genannt) im Allgemeinen die Laien (*λαός* = Volk). D e r K l e r u s in seiner Gesammtheit (zuhöchst seine Obersten) war der absolute Gesetzgeber der Laien in Glaubenssachen, sowie der Vermittler alles Dessen, was zur subjectiven Aneignung des Heils gehörte, der Verwalter der Sacramente, der Vergeber der Sünden, der Aufleger der Bußdisciplin, der Vollzieher des christlichen Cultus. Dieser Cultus selbst war und wurde nicht nur mit jüdischen Formen gemischt, da man das Judenthum (soweit es nicht im Gegensatz zum Christenthum stand) als zum Christenthum gehörig ansah, sondern auch mit den heidnischen Gebräuchen vereint, da man seit dem Siege über das Heidenthum immer mehr von der Antipathie gegen dasselbe verlor.

Alle auf die großen Momente im Leben Jesu sich beziehenden Feste wurden fortan fixirt. Unter allen Festen nahm das Osterfest die erste Stelle ein: die Judenchristen und mit ihnen das Morgenland hielten das eigentliche Passamahl für die Hauptsache des Osterfestes und feierten es den 14. Nisan; die Heidenchristen hingegen feierten das Osterfest in consequenter Uebereinstimmung mit der wöchentlichen Feier des Auferstehungstages stets an einem Sonntage und die Erinnerung an den Tod Jesu an dem vorgehenden Freitage. Um 160 kam die Verschiedenheit durch Anicet von Rom und Polykarp von Smyrna zur Sprache, und der von da ab angefachte Streit bekam erst seinen Friedensschluß, als das Concil von Nicäa festsetzte, daß Ostern jedesmal am ersten Sonntage nach dem ersten Vollmond nach der Frühlings- Tag- und Nachtgleiche gefeiert werden sollte. Eine 40tägige Trauer-, Buß- und Fastenzeit geht dem Osterfest voran; eine 50tägige Freudenzeit folgte ihr nach, in welcher nach 40 Tagen das Himmelfahrtsfest eine besondere festliche Station macht, welche von dem Pfingstfeste, dem Stiftungsfeste der christlichen Gemeinde, beschlossen wird. Am Ende des 4. Jahrhunderts fand das Weihnachtsfest Eingang; ihm wurde als Vorbereitungszeit die Adventszeit vorgesetzt. Am Neujahrstage wurde die Erinnerung an die Beschneidung Christi, am 6. Januar die Erscheinung der Weisen aus dem Morgenlande, Epiphaniasfest, gefeiert. Für die Entbehrungen während der Fastenzeit suchte man sich durch das Carneval (caro vale!) zu entschädigen. Aus den feierlichen Aufzügen bei Einholung von Bischöfen, Reliquien &c. entstanden die Processionen, und sobald man die Messe als einen Opfercultus betrachtete, nahm man die Räucherungen aus dem Heidenthum auf. Das Anzünden von Lichtern entsprang aus den nächtlichen Gottesdiensten, bei denen statt der Vorlesung der biblischen Bücher, zunächst für die Feste, dann für alle einzelne Sonntage, bestimmte Abschnitte (Perikopen) eingeführt wurden. Weitere Vermehrung erhielten die Feste in dem an die Verehrung der Person Jesu sich anschließenden **Heiligencultus**, denn die aus natürlichem Gefühl hervorgehende Verehrung der Heiligen wurde bald zur Vergöttlichung des Menschlichen, indem sie zum Gegenstande der Bitte und des Gebets gemacht wurden, um sie dadurch zur Fürbitte bei Jesus und Gott zu bewegen, woran sich der Glaube an die Wunderkraft der Märtyrer anschloß, deren Vermittler und natürliche Leiter die Gebeine derselben, **die Reliquien**, wurden. So nahmen die Heiligen — wie Baur bemerkt — in der christlichen Religion dieselbe Stelle ein, welche in der heidnischen die Götter, Dämonen und Heroen inne hatten, und in der christlichen Weltanschauung, wie in der heidnischen, bevölkerte sich so die übersinnliche Welt mit einer unbestimmbar großen Zahl von Wesen, deren sowohl göttliche als menschliche Gestalt ganz geeignet war, der Phantasie den freiesten Spielraum zu lassen. Zu der Verehrung der Märtyrer gesellte sich deshalb bald die der Patriarchen und Propheten des alten Testamentes, der Apostel und Evangelisten &c. (sofern sie nicht schon als Märtyrer verehrt wurden), und endlich wurde dieser christliche Olymp auch mit der Repräsentantin

des weiblichen Wesens, mit der **Maria**, besetzt, wobei mehr und mehr das Dogma ihrer beständigen Jungfrauschaft hervorzutreten begann. Diese Heiligen im Verein mit den Engeln wurden, je mehr sich ihr Cultus ausbildete, in bestimmte Rangklassen getheilt, und bald nun entstand neben der irdischen eine himmlische Hierarchie mit bestimmten Ueber- und Unterordnungen bis zur höchsten Spitze der christlichen Heilsordnung.

Ihre höchste That übte die Hierarchie in der Verwaltung der Sacramente, deren Vermehrung über Taufe und Abendmahl hinaus durch die hierarchische Stufenfolge bedingt war: Gregor von Nyssa z. B. führte die Ordination ein, weil diese Handlung Dem, der bisher einer der Vielen war, durch eine unsichtbare Kraft und Gnade die Seele in's Bessere umwandle. Den Mittelpunkt aller Sacramente bildete das Abendmahl, in dem man bereits auf die Verwandlungslehre hinsteuerte, und bei dem man schon die Anschauung aussprach, daß, so oft der Priester Brot und Wein zum Leib und Blut consecrire, das Andenken an das Opfer Christi erneuert, Christus selbst auf's Neue geopfert werde. —

Das eigentliche christliche Leben begann um so mehr seine hohen sittlichen Principien zu vergessen, je mehr das Christenthum seine weltliche Herrschaft ausbreitete. Das äußerlich überwundene Heidenthum suchte von Neuem in der christlichsittlichen Welt zum Leben zu gelangen, so daß die Heiden fragen konnten: Wozu sollen wir Götter verlassen, welche die Christen selbst mit uns verehren? Man glaubte an die sühnende Macht der Dämonen, an den Einfluß der Gestirne: es gab in Rom, wie Leo sagt, Christen, die, ehe sie in die Basilika des heiligen Petrus eintraten, zuvor der aufgehenden Sonne ihre Verehrung bezeugten. Die Kirche konnte solchem heidnischen Aberglauben nicht entgegentreten, weil ihr Auge in dieser Richtung geblendet war, indem alle ihre Sehkraft sich im Hierarchischen, Rituellen, Dogmatischen concentrirte. Ihr absoluter Maßstab für die Christlichkeit des Individuums war, daß es glaubte, was die Kirche lehrte: darnach wurde der Werth des Christen beurtheilt, woraus sich dann Streitsucht und Eifer für den rechten Glauben unter den Einzelnen entwickelte. Und wie den Glauben, so machte die Kirche auch das sittliche Leben des Einzelnen von sich abhängig, indem sie ihm die vorzugsweise sittlichen Handlungen vorzeichnete: Gebet, Fasten, Almosen rc.; der sittliche Werth wurde nach der Befolgung dieser Handlungen, wobei natürlich nicht nach der inneren Gesinnung gefragt werden konnte, bemessen. Indem so der Nerv der wahrhaften Sittlichkeit durchschnitten war, bildete sich die Lehre vom Verdienst der Werke aus, worauf der Lehrsatz auftrat, es gebe Verdienste, die nicht blos für Die, welche sich dieselben durch ihre guten Werke erwerben, vollkommen zureichend sind, sondern auch noch Anderen die Vergebung ihrer Sünden verschaffen können; es könne somit das Plus des Einen das Minus eines Anderen decken. Aeußerlich wurde **der Gottesdienst** in die Messe der Katechumenen, die aus Gesang, Schriftvorlesung und Predigt bestand, und in die

Messe der Gläubigen, deren Mittelpunkt die Abendmahlsfeier war, geschieden (Ite, missa est ecclesia). —

Auf der Voraussetzung einer Verdienstlichkeit, mittelst deren sich Einer über den Anderen erhebt, beruht auch **das Mönchswesen**, das sich zur Aufgabe stellte, durch Entsagung der Ehe, durch strenge Askese, durch Bekämpfung des Fleisches, durch Unterdrückung der sinnlichen Triebe sich über das gewöhnliche Leben emporzuschwingen und der Gottheit näher zu kommen. So wurde denn besonders durch das Mönchsthum die wahrhaft christliche Sittlichkeit total verfälscht, indem man das natürliche practische Leben für viel zu gering anzusehen begann, um in demselben die christliche Gesinnung zu verwirklichen. — Die Christenverfolgungen waren der äußere Anlaß zur Entstehung des Mönchslebens: man flüchtete sich in die Wüste und blieb dann zeitlebens in der liebgewordenen Einsamkeit. So Antonius und Paulus von Thebä. Der Stifter des gemeinsamen Mönchslebens wurde Pachomius, der auf der Nilinsel Tabenna 340 eine gemeinsame Mönchswohnung, ein *κοινόβιον*, errichtete. Basilius der Große gab darauf dem Mönchswesen seine „Regel." Seine Consequenz, die abstracte Flucht aus dem Diesseits in's Jenseits, erhielt das Mönchsthum im Morgenlande: sein Ideal war hier passives Verhalten, dumpfes, thatenloses Hinbrüten. Die abendländischen Mönche entfalteten hingegen — gemäß dem practischen Sinne, der von Rom ausging — größere leibliche und geistige Thätigkeit. Im Abendlande gründete Ambrosius das erste Kloster zu Mailand. Bald darauf mehrte sich die Anzahl der Klöster so, daß Martin von Tours um 400 bereits von mehr als 2000 Mönchen zu Grabe geleitet wurde. Besonderes Verdienst für die Kultur des Landes bis hinauf zur Pflege der Wissenschaften erwarb sich besonders der durch Benedict von Nursia 529 gestiftete Benedictinerorden: er disciplinirte das undisciplinirte Leben des Mittelalters durch Gewöhnung an Ordnung, Arbeitsamkeit, Gehorsam und Unterordnung, und wurde besonders auch für die Wissenschaft von höchster Bedeutung, als Kassiodor (538) einen besonderen Ton bei den Arbeiten der Mönche auf Bücherabschriften 2c. legte. Für das Kloster Clugny in Burgund verschärfte Odo (927—941) die Regel des Benedict: die Cluniacenser hatten im zwölften Jahrhundert 2000 Klöster. Bruno von Köln stiftete 1084 im Alpenthale Chartreuse die Karthäuser, denen nicht einmal gemeinsames Reden erlaubt war. Der von Robert von Citeaux 1098 gegründete Cistercienserorden zählte in seiner Blüthezeit 2000 Mönchs- und 6000 Nonnenklöster. Norbert von Xanten errichtete 1120 im Thale Prémontré den Prämonstratenserorden. Den Carmeliterorden gründeten um 1156 einige Kreuzfahrer, die sich in den Höhlen des Carmel angesiedelt hatten. Der Johanniterorden (Hospitalbrüder zum heiligen Johannes den Täufer) erwuchs aus dem zur Aufnahme der Pilger in Jerusalem 1048 gestifteten Hospital. Zum Schutz der Pilger gegen die Saracenen bildete sich 1118 zu Jerusalem ein Verein fränkischer Ritter, der von seinem Sitze auf der Stelle des alten salomonischen Tempels den Namen der Tempelherren annahm. Bei der Belagerung

von Akkon wurde 1190 der deutsche Ritterorden gegründet. Die Jedee der Weltentsagung trat als begeistertes Pathos des Willens in den Bettelmönchen, den Soldaten des Papstthums, auf. Der heilige Franciscus (der Gründer des Franciscanerordens 1223) wollte durch apostolische Wirksamkeit die Kirche erneuern und stellte Entsagung und Armuth, völlige Verzichtleistung auf Besitz und Eigenthum als ersten Grundsatz des ächten Jüngers Christi auf: der practische Zweck der Franziskaner war Ermahnung zur Buße; — populär, volksthümlich, human. Von denselben Grundsätzen ging Dominikus (Guzmann, 1215) mit seinen Dominikanern aus, nur daß er an die Stelle des Gefühls und der Phantasie von Franciscus seine kalte, ernste, strenge Verstandesreflection setzte und als vorzugsweise Aufgabe seines Ordens faßte, die Wahrheit des christlichen Glaubens innerhalb und außerhalb der Kirche durch Wiederlegung und Bekämpfung aller Andersdenkenden zu vertheidigen und die Reinheit der katholischen Lehre zu überwachen. —

In einer Zeit, wo ein so großartiger Organismus der christlichen Kirche, wie die Hierarchie war, nach Innen und Außen sich gestaltete und wo das Christenthum die Herrschaft über die römische Welt erhalten hatte, konnten auch nicht mehr dunkle Höhlen und versteckte Wohnungen die Stätten christlicher Gottesverehrung sein. Man errichtete fortan Gotteshäuser, denen man die alte heidnische Basilika (Markt- oder Gerichtshalle) zu Grunde legte: eine von zwei Säulenreihen in 3 Schiffe getheilte Halle für die Gemeindeversammlungen, und ein in einer Halbkreisnische erhöhter Platz für den Priester. Neben diesem Basilikastil entwickelte sich im 6. Jahrhundert von Byzanz her ein neuer, der byzantinische Stil, welcher die römische Kuppelform zum Vorbild nahm, ein kunstreiches System von Kuppeln und Halbkuppeln schuf, an welche sich Wandnischen anschließen, — an den Kuppeln und Nischen glänzende Mosaikbilder, die Wände und Pfeiler mit bunter Marmorbekleidung, — unter der Tribune eine Unterkirche mit dem Grab des Heiligen, die Krypta: das älteste und vollendetste Denkmal die von 532 an in 5 Jahren von Kaiser Justinian aufgebaute Sophienkirche in Konstantinopel; — später der Bau vielfach vereinfacht, indem das Innere oft die Gestalt eines Kreuzes mit gleich langen Schenkeln, die Gestalt des „griechischen Kreuzes" annahm. — Gleich der Baukunst knüpfte die Malerei an die Antike an, vernachlässigte aber die Form über der allmählich zunehmenden Prachtentfaltung: ohne lebendige Auffassung, von traditionellen Anschauungen beherrscht. In der Kirche fanden die Bilder, besonders im Morgenlande, Eingang: als man sie zu verehren anfing, ließ sie Leo der Isaurier 730 zerstören; aber die Mönche und das Volk vertheidigten sie; die von der Kaiserin Irene 787 nach Nicäa berufene 7. ökumenische Synode erkannte ihre kirchliche Verehrung an, und die Kaiserin Theodora feierte 842 den Sieg der Bilder durch das Fest der Rechtgläubigkeit, während das Abendland auf einer Synode zu Frankfurt a. M. 794 die heiligen Bilder für einen schönen Schmuck der Kirchen ansah, aber ihre Verehrung mißbilligte. Die Poesie endlich versuchte ihre Flügel in dem lateinischen Kirchenlied.

Das Weltgericht (Dies irae).

Jener Tag, der Tag des Zoren,
Legt in Asche, was geboren,
Wie Prophetenwort geschworen.

Ha! Wie dann ergeht ein Beben,
Wird der Richter sich erheben,
Allem streng sein Recht zu geben!

Weltposaun' in Wundertönen
Wird die Gräber all' durchdröhnen,
Ruf zum Thron den Erdensöhnen.

Tod, Natur wird staunend sehen,
Wie hervor die Todten gehen
Rechenschaft dem Richter stehen.

Und das Buch wird man entfalten,
D'rinn der Weltlauf ist enthalten!
Darnach wird der Richter schalten.

Also, wenn da thront der Richter:
Dunkles tritt in helle Lichter,
Rache trifft die Bösewichter.

Armer, weh, was dann zu sagen?
Welchen Schirmvogt mir erfragen,
Wo Gerechte schier verzagen?

Herr der Welt, Enſetzensender,
Löser lösenswerther Pfänder,
Lös' auch mich, o Gnadenspender!

Milder Christ, gedenk' in Gnaden:,
Ich war Ursach' deinen Pfaden;
Wend' an jenem Tag den Schaden.

Die schmerzensreiche Mutter.
(Stabat mater.)

Stand am Kreuz die Schmerzensreiche,
Thränenhafte, kummerbleiche
Mutter, wo der Heiland hing.
All' des Sohnes Marter leidend,
Tief erstöhnend als ein schneidend
Schwert ihr durch die Seele ging!

O, wie traurig, grambeladen,
Hochgesegnet Weib in Gnaden,
Das den Eingebornen trug!
Schmerz zernagte die Geplagte,
Wie sie klagte, wie sie zagte,
Als ihr Sohn die Pein ertrug!

Lebt auch solch ein fühllos Harter,
Trocknen Augs zu sehn die Marter,
So der Mutter Brust zerschnitt?
Wer möcht' unsrer lieben Frauen
Herzleid' ohne Mitleid schauen,
Als mit ihrem Kind sie litt?

Für des eignen Volkes Schulden
Sieht sie Jesum Pein erdulden,
Der den Leib der Geisel beugt;
Ihren süßen Sohn erblassen
Sieht sie, sterbend, gottverlassen,
Da sein Geist von hinnen fleugt.

O, du Mutter, Born der Gnaden!
Laß im wilden Schmerz mich baden,
Daß ich deinen Kummer trag';
Ach, gib, meiner Seele günstig,
Daß der Geist sie liebt inbrünstig,
Ich auch ihm gefallen mag. —

Unbewußt war die christliche Kirche in ihrer Entwicklung in das Unevangelische hineingerathen: selbst die Häupter hatten kein Bewußtsein von der Unchristlichkeit ihres Christenthums. Doch ließen sich schon in dieser Zeit einzelne Stimmen hören, die auf den rechten Weg hindeuteten, den das Christenthum zu gehen habe. Aërius (360) bestritt das Fasten, die Fürbitte für die Verstorbenen, die hierarchische Superiorität des

Bischofs über die Presbyter. Jovinian (390) bekämpfte die Verdienstlichkeit des ehelosen Lebens. Vigilantius griff den Reliquien- und Märtyrercultus an, indem er das ganze sittliche Verhalten auf das Innere der Gesinnung zurückführte und von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilt wissen wollte. Diese einzelnen, ihre Forderungen noch nicht genug motivirenden Stimmen verhallten jedoch ohne Erfolg; im Widerspruch gegen dieselben ging vielmehr die Kirche desto consequenter auf der von ihr betretenen Bahn weiter. —

IV. Die christliche Kirche des Mittelalters.

A. Das christliche Leben.

1. Das alte Germanenthum und das Christenthum.

Der neue Most war bisher in alte Schläuche gefüllt. Sollte das Christenthum wirklich in seiner ihm entsprechenden Gestalt zur Erscheinung kommen, so mußte es von Menschen aufgenommen werden, deren Geistesanlagen mit dem Wesen des Christenthums verwandt waren, die also mit hoher Denkkraft zugleich die Tiefe der Abhängigkeitsgefühle, der Ehrfurcht, des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und der Gewissenhaftigkeit verbanden, dabei aber zugleich ein edles Selbstgefühl und dadurch das Bewußtsein der individuellen Freiheit hatten.

So beanlagte Menschen waren **die alten Germanen**. Naturkräftig roh, aber von scharfem Verstande, von tiefem Gefühle, von individuellem Freiheitssinn beseelt, zertrümmerten sie die greisgewordene römische Welt, um nach dem Untergange des klassischen Griechenland und Rom die Führer einer neuen weltgeschichtlichen Epoche zu werden. Ihre Religion stand der des klassischen Alterthums im Wesentlichen gleich. Das nordische Naturleben tritt uns personifizirt in den Gottheiten entgegen; aber diese Gottheiten sind zugleich wesentliche Mächte und Vorbilder des menschlichen Lebens, — und dadurch erscheint die germanische Naturreligion vergeistigt. Es war die Religion, wie Tacitus sie beschreibt, ehrfurchtsvolle Scheu vor einer geheimnißvollen allwaltenden Macht, dem ganzen Volke in seiner Gliederung gemeinsam, obschon in den einzelnen Stämmen verschieden gestaltet. Ihre tiefere und reichere Ausbildung erhielten die gemeinsamen religiösen Anschauungen der Germanen in Skandinavien (Edda). Im Anfang — so der Gedankengang derselben — hat Allfadir, das Urwesen, die Welt erschaffen, indem er Hitze, Kälte und Wasser sonderte und die lichte südliche Welt, Muspelheim, zugleich mit der dunkeln nördlichen Welt, Niflheim, gestaltete. Zwischen beiden Welten liegt der Abgrund Ginnungapag. Aus der Berührung von Muspelheim und Niflheim entstand das erste organische Wesen, der Riese Ymer und die Kuh Audumbla, welche

mit ihren vier Milchströmen den Riesen nährte, der aus seinen Schultern Sohn und Tochter wachsen und der einen seiner Füße mit dem anderen einen Sohn erzeugen ließ. Die Kuh ernährte sich durch Belecken der salzigen Reifsteine, aus denen Buri hervorwuchs, der den Börr erzeugte. Börr nahm die Riesentochter Belsta zum Weibe und brachte mit ihr **die Asen**, Odhin (Wuotan) Wili und Ve. Odhin tödtete den Ymer und in dessen Blute kam sein ganzes Geschlecht, bis auf die Jetten, um. Dann schuf er aus den Gliedern des Riesen Himmel und Erde, belebte die Erde mit Zwergen und Alfen, gab dem Menschengeschlechte durch Schöpfung der ersten Menschen Ask und Embla, Dasein und regierte sodann mit der Weisheit, die er aus Mimir's Brunnen getrunken als König der Asen (der nordische Zeus), unter denen die vorzüglichsten sind: Thorr, der „seinen sitz in den lüfften hat und tonner, plitz, windt, regen und schöne macht:" Baldr, der Beredte, Gütige und Schöne mit seiner reinen Gattin Nanna; Hermode, der schnelle und gewandte Bote; Bragr, der Gott der Rede und der Dichtkunst, mit seiner Gattin Jtun oder Iduna, welche die goldenen Aepfel der Unsterblichkeit besitzt und sie Denen gibt, welchen ihr Gatte den Dichtermeth reicht; Heimdal, der Wächter der nach Asgard führenden Bifröstbrücke, der das Gras wachsen hört und sogar Nachts hundert Meilen sieht; Freyr, der Spender von Sonnenschein und Regen; Uller, der Schlittschuhläufer; Frigg, die Asenkönigin, die himmlische Hausfrau; Freya, Mond-, Frühlings- und Liebesgöttin; Gefirna, die Göttin der Jungfrauen; Surtra, die Göttin der Klugheit; die Nornen: Urd, Naranda und Skuld als Schicksalsgöttinnen; und die Walküren, welche als schöne Mädchen in der Feldschlacht die Helden zum Tode auswählen, sie in Odin's Saal führen und dort bei Gelagen bedienen. Dieser Saal ist in der Wohnung Asgard, wo der Saal der Freude, Gladsheim, das Thal Ida, der Berathungsplatz, der Hain mit goldenen Bäumen, Glasor, der Pallast der Liebe und Freundschaft, Wingolf und Walhalla, die Halle der Erschlagenen, wo die Helden, Einheriar genannt, Einheriaröl schlürfen, am Tage sich im Kampfe tummeln und des Nachts in den Armen der Schlachtjungfrauen ruhen. Beim Weltenuntergang aber müssen sie gegen die Jetten und Locki (ursprünglich das Feuerelement, dann das böse Princip) kämpfen, der, selbst ein Ase, mit dem Riesenmädchen Angerbode die Mitgardschlange, den Wolf Fenris und die auf dem Throne von Schädeln und Knochen sitzende, halb fleischfarbene, halb blaue Todesgöttin Hel erzeugt. Dieser Kampf naht in schauerlichen Vorzeichen. Krieg und Mord liegen auf der ganzen Welt. Aeltern und Kinder tödten einander. Drei Winter folgen ohne Sommer. Da bricht die Götterdämmerung herein; der Weltbau zerfällt; Locki und sein Geschlecht kommt; Heimdal stoßt in sein Giallarhorn und die Asen reiten aus; die Schlacht beginnt; Surtur verbrennt das Universum. Aber die verklärte Welt geht hervor: Asen leben wieder an goldenen Tafeln und fromme Menschen genießen in Ewigkeit Freude. —

Die geschichtliche Aufgabe dieses Volkes mit dieser Religion war es, die neue christliche Welt zu gestalten. Zunächst zwar kam das Christen-

thum noch äußerlich in den Formen des Romanismus an die Germanen heran, in denen es sich in der alten Welt ausgeprägt hatte: das römische Kirchenthum nahm das noch wilde, ungebildete Germanenthum in die Zucht des Geistes, damit es späterhin, vom Christenthum durchdrungen, den tiefsten Geist desselben offenbaren könne.

Ulfilas († 388) erschloß zuerst den Gothen durch Predigt und Uebersetzung die Herrlichkeit der Schrift. Chlotilde pflegte still am Königshofe der Franken das Christenthum, bis sich Chlodwig nach der Schlacht bei Zülpich (496) zum Gott der Christen wandte. Der römische Abt Augustinus begann 597 das Christenthum im Reiche König Edelberts zu verkünden. Irland machte Patrik († 460) zur „Insel der Heiligen," und Schottland bekehrte 565 Columba. An den Ufern des Bodensee's wirkte Gallus († 640) bei den Allemannen, am Gestade der Nordsee Willibrord († 739) bei den Friesen, am oberen Rheinstrom Fridolin und Ruppert, in der Maingegend Kilian für das Christenthum. Der wichtigste Apostel und Wohlthäter (Bonifacius) der Deutschen jedoch ward Winfried, der Mainz zum Mittelpunkt seiner Thätigkeit machte, in Fulda die berühmteste Bildungsanstalt jener Zeit hervorrief und 755 in Friesland den Märtyrertod starb, — geistig beschränkt, der römischen Kirche unbedingt ergeben, ein äußerlicher Gesetzesmensch, aber aus dem Geiste seiner Zeit heraus das Bedürfniß einer festen hierarchischen Ordnung für die entstehende deutsche Kirche und damit die Nothwendigkeit der engen Anschließung derselben an Rom erkennend: ein Unternehmen, durch das er der deutschen Kirche Kraft und Einheit verlieh, zugleich aber auch Deutschlands spätere Abhängigkeit von Rom vorbereitete. Die Predigt Ludger's von Münster († 809), das Wort Willehad's von Bremen († 789), noch mehr das Schwert Karl's des Großen stürzten bei den Sachsen die Altäre der heidnischen Götter. Apostel des Nordens wurde Ansgar († 865), als er den neugetauften Dänenkönig Harald nach Schleswig begleitete, dort und in Schweden Christengemeinden gründete und Hamburg und Bremen zu seinen erzbischöflichen Sitzen machte: 1027 pilgerte dann König Knud nach Rom, wodurch die Gründung der dänischen Kirche vollendet und in Norwegen und Island der christliche Glaube begründet ward. Den Liefländern brachte Meinhard von Bremen 1186 das Evangelium. Bei den Preußen büßte Adalbert 997 seinen Missionseifer noch mit dem Tode; sie unterwarfen sich erst nach furchtbaren Kämpfen mit dem deutschen Ritterorden (1230—1283) dem christlichen Glauben und der fremden Herrschaft. Auch die Pommern hielten noch lange am Heidenthum fest, bis die Verkündigung des Christenthums durch den Bischof Otto von Bamberg (1124 und 1129) ihr Herz erweichte. Bei den Wenden am niederen Elbstrome konnten ersten (nachdem Otto's I. Bischöfe vergebens gearbeitet und der Fürst Gottschalk 1066 als Opfer seines christlichen Strebens gefallen war) das Schwert Heinrich's des Löwen und die Frömmigkeit Vicelin's den heidnischen Sinn in den christlichen umwandeln. — Während der Zeit, wo also dem Germanenthum das Christenthum eingeimpft wurde, war auch der Osten für das Christen-

thum gewonnen. Methodius und Cyrillus hatten den Bulgarenkönig Bogoris 861 bekehrt, von dem dann seinem Volke das Christenthum mit Gewalt aufgezwungen wurde. Darauf brachten die Brüder den Mähren 863 und Böhmen 894 das Evangelium in slavischer Sprache. In Polen siegte das Christenthum 966, in Litthauen 1386, in Rußland 980, in Ungarn 1000 durch König Stephan den Heiligen. —

2. Das deutsche Kaiserreich und das römische Papstthum.

Die geschichtliche Entwicklung der mittelalterlichen Hierarchie hat ihr erstes Stadium in dem Kampfe des römischen Bischofs zunächst mit den übrigen Bischöfen, zuletzt mit dem Bischofe von Konstantinopel um die Anerkennung seiner Suprematie. Sie hat in Rom's Weltstellung ihren Ausgangspunkt: wie ursprünglich, so trat die Unmacht des griechischen Kaisers, Italien gegenüber, immer offener an den Tag; und in den theologischen Kämpfen des 7. und 8. Jahrhunderts sicherten sich die römischen Bischöfe durch ruhige Klarheit und unerschütterliche Festigkeit die Selbstständigkeit ihrer Stellung. Ihre äußere Stütze erhielt diese Selbstständigkeit und Superiorität durch die Erwerbung eines eigenthümlichen Grundbesitzes: nachdem die Päpste, (— seit dem 6. Jahrhundert also genannt —) Zacharias und Stephanus III. die Franken ihrer Treue gegen die Merowinger entbunden und den Karolingern die geistliche Weihe ertheilt hatten, war es naturgemäß, daß auch die weltliche Macht der geistlichen Hülfe lieh; Pipin besiegte deshalb im Interesse der Päpste 754 und 755 die Longobarden und überließ den Päpsten einen Theil des eroberten Gebietes (das Exarchat und die Pentapolis d. i. den Küstenstrich von Rimini bis Ancona), — ein Geschenk, das Karl der Große bestätigte und wahrscheinlich erweiterte.

Das zweite Stadium der Entwicklung des Papstthums zu seiner universalen Macht und Autorität über das Verhalten der Individuen und der Völker ist der Kampf der römischen Hierarchie mit den germanischen Staaten.

Zunächst sucht bei diesem Entwicklungsproceß das Papstthum das Recht seiner Herrschaft der Welt gegenüber in seinem canonischen Recht zu begründen. Die pseudoisidorischen Decretalen stellen den Rechtscanon auf, daß kein major von einem minor gerichtet werden darf: es ist eine Verletzung des Pietätsverhältnisses, wenn die Schafe die Hirten, die Söhne die Väter, die Knechte die Herren tadeln. Laien sollen darum nie über Bischöfe urtheilen und können nie in Sachen der Bischöfe richten; die Bischöfe hängen nur vom päpstlichen Stuhle ab, von dem allein alle geistliche Gewalt ausgeübt wird. Der Papst ist der Geistermonarch, über alle weltliche Macht erhaben, infallibel, mit dem Schlüssel zum Himmel und zur Hölle, mit dem Rechte, zu binden und zu lösen, der wirkliche und einzige Repräsentant der Kirche, welche von Gott gestiftet ist, die übernatürlichen Wahrheiten des Christenthums bewahrt und sicher stellt, in den Sakramenten ihre natürliche Uebernatürlichkeit offenbart und in den Klerikern die Träger der Offen-

barung hat. Die pseudoisidorischen Decretalen sind ein offenbarer Betrug: viele von ihnen rühren nicht, können nicht von Päpsten herrühren, denen sie zugeschrieben werden. Die Deduction der Rechtsgültigkeit der Decretalen von Seiten des Papstthums ist: So gewiß Christus seine privilegia constituta in dem Apostel Petrus niedergelegt, und sie durch ihn der römischen Kirche verliehen hat, so gewiß haben die Aussprüche der römischen Bischöfe ihre Wahrheit und Rechtskraft in sich selbst. Es kam also nach dieser papistischen Anschauung — so bemerkt Baur mit Recht, — gar nicht darauf an, wann Etwas gesagt ist und wer es gesagt hat, das höhere Alter ist nur ein bestimmteres Zeugniß von der Wahrheit und Wichtigkeit des Gesagten, weswegen der falsche Isidor die Namen der Päpste, die er zu den Trägern seiner Decretalen macht, vorzugsweise aus der vornicäischen Periode entlehnt. „In der That sind die falschen Decretalen nichts anderes, als die Consequenz der Alles zurückdatirenden und das Bewußtsein der Zeitunterschiede auslöschenden Traditionsidee.“

Nach Grundlegung solcher Rechtsbasis erhob das Papstthum sein Haupt, und sein einziges Ziel war fortan, sich auch in der Wirklichkeit alle weltliche Macht, das germanische Kaiserthum, zu unterwerfen. Im Entwicklungsproceß dieses Kampfes wurde der Streit um die Investitur der politische Mittelpunkt und die erreichte Oberhoheit der Hierarchie über den Staat der Schluß.

Die römische Kirchenherrschaft fand anfangs entschiedenen Widerstand an dem germanischen Geiste. — Der Germane suchte das Bewußtsein und die Selbstständigkeit seiner Persönlichkeit in der Ehre, seinen eigenen Werth in der gegenseitigen Anerkennung der Liebe, und die Gewißheit seines eigenen Ich bei allen Angelegenheiten des Lebens in der Freiheit: — die Pfeiler der menschlichen Subjectivität, welche in ihrer ersten Gestaltung als Feudalität erscheint, wo sich der Gehorchende anerkannt weiß und in der Treue seine Befriedigung findet. — Dieser individuellen Freiheit gegenüber mußte sich die objective, das Individuum verschlingende Macht der Hierarchie erst im Kampfe geltend zu machen suchen. — Der germanische Geist erhielt zunächst durch Karl den Großen ein Bewußtsein seiner Kraft: Karl's Idee war die Gründung eines christlichen Staates, dessen theokratischer Herrscher er sein wollte. Wurde dadurch dem Papstthum zugleich eine Gasse für seine Herrschaft gebahnt; so waren es die Ottonen und die Hohenstaufen, die der römischen Anmaßung entschieden entgegentraten und die germanische Freiheit wider die römische Knechtung vertheidigten. Der Papst Johann XII. mußte beim deutschen Kaiser Hülfe suchen, und der Kaiser ernannte auch nachher noch den römischen Papst. Heinrich III. setzte auf der Synode zu Sutri 1046 drei Päpste ab und wählte einen eigenen, den Bischof Suidger von Bamberg. Im Jahre 1048 kamen römische Gesandte zum deutschen Kaiser und forderten von ihm einen Papst, welchen er ihnen in Bruno, Bischof von Toul, seinem Vetter, gab. — Doch durch Einen Mann, der „standhaft war wie ein Held, klug wie ein Senator, eifrig wie ein Prophet, streng in seinen Sitten,“ ward das bisherige Verhältniß zwischen Kaiser

und Papst in das längst im Stillen vorbereitete Gegentheil verkehrt. Papst Benedict VIII. hatte schon im Anfange des 11. Jahrhunderts dem Kaiser Heinrich II. einen goldenen Apfel mit der Bemerkung überreicht, der Kaiser besitze zwar die Herrschaft der Welt, aber er verdanke sie erst dem Papste. Papst Stephan IX. verbot, daß der Geistliche vor ein weltliches Gericht gerufen und von der weltlichen Macht besteuert werde, und verordnete, daß kein Geistlicher eine Ehe eingehen dürfe. Nicolaus II. übergab die Papstwahl dem Kollegium der Kardinäle, das aus Bischöfen und Presbytern der Hauptkirche Roms zusammengesetzt ist. Endlich faßte Gregor VII., 1073—1085, mit der Energie seines Geistes alle Errungenschaften seiner Vorfahren zusammen und proclamirte die Herrschaft des Geistes über das Leibliche. Der Sohn eines Zimmermanns, schwang er sich durch Geistesgröße zum Kardinal empor und leitete als solcher schon die Beschlüsse der römischen Kurie dahin, daß in Zukunft die Papstwahl nicht vom Kaiser, sondern vom römischen Klerus abhing. Als Papst stiftete er eine Theokratie, deren Haupt er selbst war. Simonie und Priesterehe (der Cölibat war längst von der Kirche verlangt; Gregor gab dem Verlangen nur den gesetzlichen Ausdruck, da man allgemein überzeugt war, daß die Kirche nur durch den Cölibat ihrer Priester fortbestehen könne) wurden verboten; jedes Empfangen oder Ertheilen eines Kirchenamtes durch die Hand eines Laien (— „wie wäre die Kirche frei, wenn sie nicht blos die äußeren Güter, deren sie zu ihrer äußeren Existenz bedarf, sondern mit ihnen auch ihr geistliches Amt aus der Hand der Laien empfangen müßte?" —) mit dem Bann belegt, und Kaiser Heinrich IV., der darauf nicht achtete, im Schloßhofe zu Kanossa gedemüthigt. Gregor VII. hat der Hierarchie die Herrschaft errungen. Im Bewußtsein seines Rechtes schleuderte er auch noch im Exil Bannstrahlen und starb mit seiner Rechtfertigung: „Weil ich Gerechtigkeit geübt und Gottlosigkeit gehaßt habe, sterbe ich in der Verbannung." Gregor war der Genius seiner Zeit. Er sprach mit Bewußtsein aus und führte consequent durch, was bereits in allen intelligenteren Geistern als Ahnung lag und nur ausgesprochen zu werden brauchte, um es zur herrschenden Idee der Zeit zu machen; was bereits die Kirche mit aller Entschiedenheit verfolgt hatte, und was nur der rechte Schluß aus den früher schon aufgestellten Prämissen war. Mit, jede menschliche Sympathie verläugnender Rücksichtslosigkeit, mit eisernem Willen, mit unbeugsamer Standhaftigkeit, aber ohne Gewissenhaftigkeit (denn er ahnte nicht einmal, welches Spiel mit dem Gewissen der Völker getrieben wurde, wenn ihm die Wahl zwischen dem Rechtsbewußtsein und der sittlichen Gewissensmacht einerseits und zwischen den Machtbefehlen und Bannflüchen des Papstes andrerseits vorgeworfen wurde) verfolgte er, was er als das Höchste erkannt hatte, selbst wenn zu diesem Ziele hin über Gräber von Ländern und Völkern hinweggegangen werden mußte: — den Sieg der Kirche d. i. die absolute Herrschaft des Papstthums. —

Weil Gregor's Ideen die Ideen seiner Zeit waren, darum nahmen sie die Welt ein. Der Priester war durch ihn zu einem allgemeinen Menschen geworden — ohne

Vaterland, ohne Besitz, ohne Ehe, nicht die Sprache der Nationen, sondern die römische redend, nicht mit eigenem Sinn, sondern mit dem des Papstes urtheilend, nicht nach dem Geiste der Hörer, sondern überall das gleiche Wort derselben Satzung verkündend, einzig der Kirche unterthan, nur seinen Oberen, zuhöchst dem Papste gehorsam. Im Bewußtsein seiner Machtfülle über die Geister der Menschen konnte der Papst jetzt sieben Millionen abendländische Christen nach einem todten Grabe senden, und dort das Ritterthum sich todtkämpfen lassen, hier auch wiederum den Zug der Zeit erkennend und nur Nahrung gebend dem Drange des religiösen Gefühls, — sich zu dem Göttlichen in unmittelbare Beziehung zu setzen, indem man seiner Seligkeit nicht gewiß werden zu können glaubte, wenn man nicht den Glaubensgegenstand in unmittelbarer Gegenwart vor sich hatte; — obschon die Kreuzzüge selbst diese Illusion zerstörten, indem sie nicht nur durch die Berührung mit so verschiedenartigen Völkern eine Menge neuer Ideen und Kenntnisse in Umlauf brachten, Künste und Gewerbe beförderten, zur Entstehung eines freien Bürgerstandes beitrugen, sondern überhaupt den ganzen geistigen Horizont erweiterten und damit die sinnliche Beschränktheit der religiösen Anschauungsweise aufhoben, so daß den Christen aus dem Grabe Christi — wie Hegel treffend bemerkt — zugerufen ward, wie einst den ersten Jüngern: „Was suchet ihr den Lebendigen unter den Todten? Er ist nicht hier; er ist auferstanden. Das Princip eurer Religion habt ihr nicht im Sinnlichen, im Grabe bei den Todten zu suchen, sondern im lebendigen Geiste bei euch selbst."

Unterdeß suchte der Vatican sein Netz unzerreißbar um die Völker zu spinnen. Vergebens stellten sich die Hohenstaufen dem Papstthum als Macht der Macht gegenüber: sie erlagen in einer welterschütternden Tragödie. **Innocenz** III. stand auf dem päpstlichen Stuhle, wie auf dem Throne der Welt.

Die weltliche Macht ist fortan nur noch insoweit eine gesetzliche, wie ihr Reich als ein vom Papst empfangenes Lehn betrachtet wird; und auch die Bischöfe haben ihren Werth nur im Papste, denn der Papst stellt in allen anderen Bischöfen nur sich selbst wieder dar, — er ist der alleinige Gesetzgeber der Kirche, er allein hat das absolute Recht zu lösen und zu binden. Wie Gott, der Schöpfer der Welt, — sagt Innocenz III., — am Firmament des Himmels zwei große Lichter aufgestellt hat, ein größeres zur Herrschaft des Tages, ein kleineres zur Herrschaft der Nacht; so stehen auch am Firmament der allgemeinen Kirche, die der Himmel heißt, zwei große Gewalten, eine größere, welche gleichsam die Herrschaft über die Seelen des Tages führt, und eine kleinere, die gleichsam den Leibern der Nacht vorsteht, die priesterliche und die königliche Macht. Wie aber der Mond sein Licht von der Sonne borgt, und ihr in Hinsicht der Quantität und Qualität, des Standes und der Wirkung nachsteht; so borgt die königliche Gewalt von der priesterlichen Autorität den Glanz ihrer Würde. Die weltlichen Herrscher haben nur einzelne Reiche, Petrus aber oder der Papst als Vicarius desselben, steht an der Spitze aller Reiche in der Welt. Als Vicarius Christi ist er die Einheit der geistlichen und

der weltlichen Macht, wie auch Christus beides zugleich, König und Priester ist. — So war denn der Papst der anschaubare Gott geworden. Der Bann war sein geistiges Schwert, das Den, welchen es traf, verpestete, — wenn es dem Fürsten galt, die Unterthanen von Treue und Pflicht entband, — und wenn diese dennoch am Herrscher festhielten, als Interdict auf das Land fiel, womit es von den Ländern der Christenheit ausgeschlossen wurde, ohne Gottesdienst, ohne Einsegnung der Ehen, ohne Beerdigung der Todten, ohne Reichung der Sacramente, ohne Glockengeläut ꝛc. Die Mönche waren die Soldaten des Papstes und suchten als Beichtväter, Erzieher, Aerzte, Teufelsbanner, Hexenrichter jeden Einzelnen in allen seinen leiblichen und geistigen Verhältnissen an Rom zu ketten. Die Inquisition war das geistige Gericht des Papstes, wodurch hunderttausende von Menschen, welche anders zu denken wagten, als die Kirche vorschrieb, oder welche nur anders zu denken schienen', der langsamen Qual des Scheiterhaufens übergeben wurden, weil die kirchliche Milde kein Blut vergießen wollte. Der Papst war absoluter Monarch der Geister und der Leiber. —

In dieser Periode, wo das Papstthum bis zu seiner absoluten Höhe sich entwickelte, stand die christliche Sittlichkeit in tiefster Tiefe. Die allgemeine Rohheit und Verwilderung der Zeit verweltlichte die Kirche und entsittlichte den Klerus bis zu den Päpsten hinauf, die sich im 10. Jahrhundert notorische Unsittlichkeiten zu Schulden kommen ließen. Die aus dem uralten Heidenthum der Germanen stammenden „Gottesurtheile," wurden selbst von Bischöfen, wie von dem Erzbischof Hinkmar von Rheims, vertheidigt. Solche Gottesurtheile, Ordale, waren: 1) das Loos; 2) der gerichtliche Zweikampf; 3) Feuerproben, wobei der Angeschuldigte eine Zeit lang die Hand in's Feuer hielt, oder in bloßem Hemde durch einen brennenden Holzstoß ging ꝛc.; 4) Wasserprobe, wo der Angeklagte mit gebundenen Händen in tiefes Wasser geworfen wurde: das Schwimmen wurde als Zeichen der Schuld, das Untersinken als Zeichen der Unschuld genommen; 5) die Kreuzesprobe, wobei die Angeschuldigten mit ausgebreiteten Armen vor einem Kreuze standen: wer die Arme zuerst sinken ließ, war schuldig; 6) die Abendmahlsprobe: der Angeschuldigte nahm die Hostie mit den Worten: corpus Domini sit mihi in probationem hodie, worauf man als Strafe der Schuld den Tod erwartete. — Zwar suchten einzelne Männer, wie der Erzbischof Agobard von Lyon, gegen Aberglauben und Sittenlosigkeit anzukämpfen. Zwar suchte Karl der Große schon die Volksbildung wie die Bildung der Geistlichkeit und die kirchlichen Ordnungen zu heben. Auch strebte die Kirche selbst ihrem sittlichen Verfall entgegenzuarbeiten und wenigstens zunächst negativ zu wirken, — das Unsittliche zurückzudrängen und auszustoßen, oder die Rohheit der Zeit zu beschränken, wie in dem sogenannten „Gottesfrieden" oder der treuga Dei, dem gemäß Jeder wenigstens an den Gott geweihten Tagen (von Mittwoch Abend bis Montag Morgen, der fünfte Tag der Woche zur Ehre der Himmelfahrt Christi, der sechste zum Gedächtniß seines Leidens, der siebente zur Erinnerung seiner Ruhe im Grabe, und der folgende als der Tag der Auferstehung) frei von

jeglicher Furcht leben konnte. — Doch vermochten weder einzelne Männer, noch einzelne Kaiser, noch endlich das Papstthum selbst das unsittliche und wilde Leben der Zeit durch Einpflanzung der wahren christlichen Sittlichkeit auszurotten, da ihm diese selbst abhanden gekommen war. Und nicht blos auf das äußere Thun, ohne Rücksicht auf die inneren Motive, wird der Werth der Sittlichkeit gelegt; sondern auf Handlungen, die gar keinen unmittelbaren sittlichen Werth haben, wie Schenkungen an Kirchen und Klöster, Wallfahrten rc. Solche sogenannten „guten Werke" sollten auch zur Abbüßung und Vergebung der Sünden dienen, wobei fest stand, daß eine Art der Buße mit einer anderen vertauscht werden konnte, wie z. B. nach des Petrus Damiani Theorie dreitausend Ruthenstreiche, die man sich beim Absingen von Psalmen gab, soviel als die Buße eines ganzen Jahres werth waren. Von diesem Kanon aus — der Vertauschung der einen Art von Buße durch eine andere — war es dann auch gerechtfertigt, daß die Kirche das Geld als Preis ansah, wodurch man sich von seinen Sünden, und zwar auf bestimmte Dauer (auf hundert und mehr Jahre) loskaufen konnte: man legte bei Ansetzung einer Buße deshalb von jetzt ab sogleich eine Berechnung ihres Geldbetrags bei; man schritt weiter und verwandelte nicht blos auf die Bitte der Bußbedürftigen die Pönitenz in eine Geldbuße, sondern promulgirte ganz allgemein einen Ablaß für eine gewisse Zeit. Damit war der Kern der christlichen Sittlichkeit, des Christenthums überhaupt, aufgelöst; denn je passiver sich der Mensch bei Dem, was zur Bedingung der Sündenvergebung verlangt wird, in seinem innersten geistigen Wesen verhält („das Geld aber ist das Aeußerlichste und Zufälligste, was der Mensch haben kann"), um so weniger sittlichen Werth hat die Buße. Das Loskaufen von der Sünde durch Geld war deshalb — wie Baur bemerkt — nichts anderes, als die offene Erklärung, daß das Verhältniß des Menschen zu Gott überhaupt nicht aus dem sittlichen Gesichtspunkt zu betrachten sei, das Christenthum somit auch nicht den Charakter einer sittlichen Religion an sich trage.

Im Cultus suchte die Kirche ihre Dogmen wie die Ideen der Hierarchie zur Anschauung zu bringen. Sie ging dem Einen Ziele hierbei zu: den Inhalt des religiösen Bewußtseins in die reale Welt der sinnlichen Formen hineinzubilden, und zog hierbei die reichste Pracht, Architektur, Plastik, Malerei, Musik und Poesie zur Hülfe. Reliquien und heilige Orte mehrten sich. Die Zahl der Heiligen wurde nach der Folge ihrer Märtyrertage geordnet, so daß sich der Glanz ihres Heiligenscheines über das ganze Kirchenjahr verbreitete. Im christlichen Olymp wurde die Verehrung der Maria Mittelpunkt: sie wurde zur allgebietenden Himmelskönigin, und man war bald gewiß, daß es nichts geben könne, was nicht durch ihre Fürsprache der Menschheit gewährt werden müsse. Ihre Verehrung wurde der Verehrung Gottes und Christi in gleicher Bedeutung zur Seite gestellt, und bald that man in dieser Verehrung auch den weiteren Schritt und beging nicht blos die Geburt der Maria, sondern auch ihre Empfängniß als eine unbefleckte, von der Berührung der Erbsünde völlig freigebliebene, durch ein besonderes Fest. Der Mittelpunkt des gesammten Cultus aber wurde nach

Feststellung des Transsubstantiationsdogma's die Messe — die höchste Spitze der das Göttliche mit dem Menschlichen versöhnenden und den Segen des göttlichen Erlösungswerkes auf alle Glieder der Kirche übertragenden priesterlichen Thätigkeit: Christus wird im Meßopfer immer wiederholt vom Priester geopfert. Das Fronleichnamsfest (nach Urban IV. im Jahre 1264 festgestellt) ward deshalb der Gipfelpunkt aller christlichen Feste, an welchen die Kirche — wie Baur sagt — in dem freudigstolzen Bewußtsein, das Göttliche in seiner leibhaftigen Gestalt und in sichtbarer Gegenwart als Gegenstand der unmittelbarsten Anbetung in ihrer Mitte zu haben, den ganzen Reichthum und Glanz ihrer Herrlichkeit entfaltete. Und aus derselben Anschauung, wie dieses Fest, das neben der Darstellung des Dogma's zugleich eine scenische Ausstattung erhielt, gingen die geistlichen Schauspiele hervor: — in der Kirche aus der Altarlithurgie entstanden, im 11. Jahrhundert zuerst in Frankreich entwickelt, bei allen romanischen und germanischen Völkern eingebürgert, im 13. Jahrhundert wieder aus der Kirche verwiesen.

Für die Priester waren die lithurgischen Formen rein ästhetische Darstellungen religiöser Ideen; für das Volk waren sie rein mechanische Uebungen. Die Kunst wiederum hatte keine andere Aufgabe, als die religiösen Ideen der Zeit in Formen zu kleiden. Die Baukunst erfüllte diese Aufgabe mit dem romanischen Baustil, in dem sich römische und germanische Elemente durchdringen: ein längliches Viereck wird durch zwei Säulenreihen in drei Schiffe getheilt, das mittlere hoch über die zur Seite emporragend, die Säulen in der Längenrichtung durch Bogen verbunden, von ihnen aus die Wölbungen nach allen Seiten hin zur Bedachung sich ausbreitend, eine Nische hinter dem Altarraum, dem selbst durch ein Querschiff und durch eine über ihm sich wölbende Kuppel Ausdehnung und Erhabenheit gegeben wird, das Ganze feierlich und würdig abschließend; — in den stämmigen Pfeilern und kreisrunden Bogen die eiserne Consequenz der Kirche symbolisirend, und im Dämmerlicht, das durch die Fenster strömt, das geheimnißvolle, bewußtunbewußte Dämmern des religiösen Volksgeistes repräsentirend. — In den Werken der Bildhauerkunst wird das Streben nach Ausdruck, Zartheit und Innigkeit, besonders bei Darlegung der Gesichtsformen erkannt, während der übrige Leib noch eckig, schwerfällig und gebunden bleibt, bis Nicolo Pisano im 13. Jahrh. die Antike in ihrer Macht und Herrlichkeit zu einem wunderbar neuen, wenn auch kurzem Dasein aufweckte. — Das Wesen der Malerei in dieser Zeit bestand in schlichter Umrißzeichnung mit kräftiger Angabe der wesentlichen Formen, — die Farbenvertheilung oft ohne Rücksicht auf die Natur, — die Gestalten hager, langgestreckt; — bis Giovanni Cimabue (1240—1300) auch in der Malerei den antiken Geist aufleben ließ und einen festen Stil der Malerkunst begünstigte. — Die Musik entfaltete sich im Kirchengesange, der sich als Wechselgesang von Antiochia aus verbreitete, — im Abendlande von Ambrosius durch Einführung morgenländischer Weisen (cantus Ambrosianus) gefördert und durch Gregor I., da die melodischen und rhythmischen Gesänge nach Ambro-

sius zu sehr verweltlichten, weiter ausgebildet und dahin reformirt, daß er ihn wieder der alten langsamen und gemessenen Weise (cantus romanus choralis) nährte. Im 7. Jahrhundert kam die Orgel aus Griechenland nach Italien, — von der heiligen Cäcilie erfunden, die den Chorgesang der Engel hörte, wie die Legende meldet. Durch ihre Vervollkommnung und durch Einführung des mehrstimmigen Gesanges wurde sodann die kirchliche Tonkunst weiter gebildet. Das noch lateinische Kirchenlied trat in den von Notker in St. Gallen († 912) gedichteten gereimten Gesängen — Sequenzen — auf und erreichte durch die Franziskaner Thomas v. Celano († 1260) und Jacoponus († 1306) seine höchste Vollendung. Schon vorher war mit deutscher Zunge im Heliand und durch Otfrieds (860) Evangelienharmonie das Christenthum verherrlicht. Zahlreiche deutsche Kirchenlieder entstanden, die im 15. Jahrh. durch Petrus Dresdensis gesammelt wurden. Auch die Minnesänger ließen ihre Harfen zum Lobe Gottes erklingen; aber ihre Lieder im Allgemeinen sind bereits eine Empörung des germanischen Geistes gegen den Romanismus, da sie Lust und Leid der irdischen Liebe singen, wie auch die fröhliche Kunst der Troubadours einerseits begeistert für die Thaten der Kirche ist, andrerseits aber kühn gegen die Mißbräuche der Hierarchie ankämpft. Im 12. Jahrh. tritt Reinardus als ironische Satyre auf die Gefräßigkeit der Mönche und die Geldgier der Päpste auf. Im Niebelungenliede erscheinen Reste der nordischgermanischen Mythologie aus der dunkelsten Vorzeit (die Sagen von Siegfried und Brunhild), Bestandtheile der deutschen Heldensage aus der Zeit der Völkerwanderung (die Sagen von den Burgunder-Königen Gunter, Gernot und Gieselher mit ihrem Hof, vom König Dietrich zu Bern und seinen Mannen, von Etzel, dem Hunnenkönige), und Vorstellungen der christlichritterlichen Bildung aus der Zeit der Kreuzzüge gemischt. Alle diese verschiedenen Elemente sind in Ein episches Ganzes verschmolzen mit scharfer und feiner Zeichnung der Heldencharaktere, der Männer wie der Frauen: Siegfried, das Symbol für den Helden mit selbstbewußter Mannesgröße, mit unzweifelhafter Siegsgewißheit, in Verein mit empfindungsvoller Schüchternheit und edlem Gradsinn; — Brunhild, das Symbol der Jungfrau mit stolzem Gefühl ihrer unnahbaren Hoheit im Verein mit den Zügen des hochmüthigen, heroischen Weibes; — Kriemhild, voll der innigsten Liebe, die so mächtig ist, daß sie in den glühendsten Haß umzuschlagen vermag; — Gunter, aus gutartiger Schwäche und aufstrebendem Ehrgeiz zusammengesetzt, die ihn widerstrebend anregen, bald zur Unredlichkeit, bald zur Reue führen; — Hagen, ein kernig ausgeprägter Typus weltlicher Klugheit und Bosheit ꝛc. So sprechen sich neben den wilden, oft leidenschaftlichen heidnischen Naturlauten die milden menschlichen Thaten und Worte aus, welche das Christenthum dictirt, — die tiefsten Gedanken und die erhabensten Gefühle, die Wemuth über die Vergänglichkeit alles Irdischen, des Glückes und der Hoheit, die Züge eines erhabenen Kampfes menschlicher That und göttlichen Waltens. — — Seinen höchsten poetischen Ausdruck erhielt das Mittelalter und die Hierarchie in dem Werke, welchem die ganze mittelalterliche Welt

„mit so ewigen Flammenzügen, wie der Blitz in Felsen schreibt," einverleibt ist, — in dem Werke eines der kühnsten Geister seiner Zeit, — in der „göttlichen Komödie"*) des Dante, in welcher der Dichter eine Reise durch Hölle, Fegfeuer und Paradies gedichtet hat. Der Sinn des Werkes ist wörtlich und allegorisch, oder moralisch und mystisch. Im wörtlichen Sinne ist der Gegenstand des Gedichtes der Zustand der Seelen nach dem Tode. Nach dem allegorischen Sinne ist der Gegenstand der Mensch, je nachdem er vermöge seines freien Willens durch Verdienst oder Unverdienst und Missethat der belohnenden oder strafenden Gerechtigkeit unterworfen ist. Die Hölle ist innerhalb der Erde, — unterhalb Jerusalem, ein tiefer Abgrund. Der Höllenschlund kegel- oder trichterförmig, oben an der Erdoberfläche weit, unten eng und in eine Spitze zulaufend, die den Mittelpunkt der Erde bildet, in welchem Lucifer seinen Platz hat. Der Raum der Hölle ist hohl, einem Trichter gleich, mit mehreren übereinander durch größere oder kleinere Zwischenräume getrennten, breiteren oder schmäleren Ringen. Diese Ringe sind die Wohnplätze der Verdammten. Den ersten Ring nehmen die tugendhaften Heiden ein, den zweiten die Wollüstigen, den dritten die Schwelger, den vierten die Verschwender und Geizigen, den fünften die Zornigen und Trübsinnigen, den sechsten die Ketzer, den siebten die Gewaltthätigen, den achten die Betrüger, den neunten die Verräther. Im 6. Kreise liegt die Höllenstadt, dessen Bewohner viel schrecklicher leiden als die in den oberen Regionen. Die Strafen sind: Die, welche weder gut noch schlecht waren, in der Vorhölle, werden von Wespen gestochen; die tugendhaften Heiden entbehren blos der eigentlichen Seligkeit und leiden an ewiger Sehnsucht nach Licht; die Wollüstigen werden im Sturme herumgejagt; die Verschwender und Geizigen wälzen schwere Lasten; die Tyrannen stehen in einem blutströmenden Flusse; die Ketzer liegen in Flammengräbern; die Selbstmörder sind in Bäume und Sträucher verwandelt; die Schmeichler stecken in Menschenunflath; die Heuchler tragen schwere Bleimäntel 2c.: Alles Hieroglyphen des inneren Zustandes der Sünde oder des sittlichen Schmerzes über die Sünde. — Auf der jenseitigen Oberfläche der Erde, als Gegenfüßler Jerusalems, erhebt sich der Berg des Fegfeuers auf einer Meerinsel gleich einem Kegel mit drei Anhöhen und sieben Ringen, also zehn gesonderten Wohnplätzen, wo mit der Höhe die Sündhaftigkeit zunimmt, so daß die Seelen von Unten auf also geordnet sind: 1) die Hochmüthigen, welche schwere Steine schleppen; 2) die Neidischen mit härenen Hemden und einem eisernen Draht in den Augenlidern; 3) die Zornigen in dickem Rauche; 4) die Sittlichträgen, welche laufen müssen; 5) die Geizigen, die weinen und mit den Gesichtern auf der Erde liegen; 6) die Schwelger, die an einer Quelle und an einem Baume mit wohlriechenden Aepfeln stehen und hungern und dürsten; 7) die Unzüchtigen, die durch Flammen

*) Den Titel „Komödie" hat Dante seinem Gedicht selbst gegeben, denn — sagt er — wie die Komödie rauh anfange und glücklich endige, so sei sein Gedicht im Anfange furchtbar, zum Schluß aber erfreulich. Der Beisatz „göttlich" rührt aus späterer Zeit her und drückt die Bewunderung der Nachwelt aus.

gehen. — Das Paradies besteht, nach dem ptolemäischen System, aus den sieben Planeten, unter welchen die Sonne und der Mond ist, und auf welche die drei Himmel folgen. In dem Monde befinden sich Diejenigen, welche, nachdem sie sich der Kirche gewidmet, in die Welt zurückgetreten sind; — in dem Mercur Die, welche bei der Tugend Ruhm und Ehre zum Zweck hatten; — in der Venus Die, welche der Liebe mehr als der Tugend huldigten; — in der Sonne die Theologen, besonders die Franziskaner und Dominikaner; — im Mars die Streiter für den Glauben; — im Jupiter die Gerechten; — im Saturn die Einsiedler und Beschaulichen; — im Thierkreise Christus, die Apostel und Adam; — im Krystallhimmel die englischen Chöre; — in dem Empyreum die Auserwählten Gottes, die Königin des Himmels und Gott selbst. — So der Inhalt des wunderbar großartigen Gedichtes mit seinem großen Inhalt und seinen einzelnen grandiosen Gedanken:

O Adam, Ein Allmächt'ger ist, von dem
Die Dinge stammen und zu dem zurück
Sie alle wiederum hinauf sich wenden,
Wenn nicht entartet von der ersten Güte.
Denn zur Vollkommenheit ist All' und Jedes,
So wie es ist, geschaffen worden. Alles
Ein gleicher erster Stoff, den mannichfach
In Formen und Gestalt verschiedne Grade
Des Seins und Wesens, und in Dem was lebt,
Des Lebens blicken läßt; doch feiner
Und geistiger und reiner in dem Maße,
Als Jedes näher Ihm gestellt ist oder näher
Zu Ihm hinanstrebt. Jedes in die Sphäre
Des Wirkens, die ihm eignet, angewiesen —
Bis sich der Leib hinauf zum Geist erhebt —
In Schranken, welche jeder Art geziemen.
So dringt auf dunkler Wurzel heller schon
Der grüne Stiel empor; noch lustiger
Entsprießen ihm die Blätter, bis zuletzt
Lichtvoll die Blume in vollkommner Schöne
Die geist'gen Düfte haucht. Die Blume dann
Und ihre Frucht, des Menschen Nahrung, streben,
Sich stufenweis zu höhrer Form gestaltend,
Zum Lebensgeist, zum Geiste des Empfindens,
Zur denkenden Vernunft sich zu erheben. —

Der Proceß des Untergangs der Hierarchie — die factische Widerlegung der Anmaßung, ausschließlich wahre Form der christlichen Kirche zu sein, — begann in dem Streite und in der Spaltung der Gegenpäpste, von wo ab die päpstliche Autorität zerrüttet ward, indem die Hierarchie, in sich selbst entzweit, sowie die Einheit der Kirche nicht mehr persönlich repräsentirt war: in Rom Urban VI., in Avignon Cle-

mens VII. zu gleicher Zeit, die sich gegenseitig in den Bann thaten (Schisma). Zu beiden gesellte sich der von dem Concil zu Pisa gewählte Alexander V., so daß die Kirche in ein und derselben Zeit drei Päpste hatte. In der „babylonischen Gefangenschaft“ des Papstthums, wo es seinem uralten heiligen Sitze entrückt war, wurde sichtbarlich dargestellt, wie es fremdem Zwecke dienen mußte: Papst Bonifacius VIII. (1294 bis 1303) hatte Philipp den Schönen von Frankreich für einen Ketzer erklärt, wenn er nicht glauben wolle, daß der König dem Papst in weltlichen und geistigen Dingen unterthan sei; Philipp erwiderte seiner „allerhöchsten Narrheit,“ daß er in weltlichen Dingen Niemandes Unterthan sei; da der Papst den König mit dem Bann belegte und über Frankreich das Interdict aussprach, ließ Philipp den Papst in Anagni überfallen und gefangen nehmen, worauf dieser, zwar vom Volke befreit, doch nach wenigen Monaten im Wahnsinn starb, und Clemens V. sodann, unter französischem Einflusse erwählt, seinen Sitz in Avignon nahm, wo die Päpste fast 70 Jahre lang (1309—1377.) residirten. In den allgemeinen Concilien endlich (zu Pisa, Constanz, Basel) constituirte sich die Kirche auf dem neuen Princip der Superiorität dieser Concilien, welche die ganze katholische Kirche zu repräsentiren und ihre Gewalt unmittelbar von Christus selbst zu haben behaupteten: Gerson, der Kanzler der Universität Paris, vertheidigte das Concil zu Pisa (1409) und bestätigte den Satz, daß die Kirche auch ohne den Papst selbstständig sei. —

Die mittelalterliche Hierarchie repräsentirt das erste Stadium in der Entwicklung des Christenthums. Der Geist, seiner Herrschaft über die Materie bewußt, setzt diese Materie, das Irdische überhaupt, als das Nichtige, und in weiterer Consequenz, als das ihm Feindliche und ihm Widersprechende, damit als das zu Vernichtende. So wird die Erde zum Jammerthal und die Aufgabe des Menschen, sich aus der Welt hinauszuflüchten: es verwandelte sich die wahre Sittlichkeit in die weltfeindliche Askese; man schämte sich des menschlichen Leibes; die Ehe wurde als ein Uebel betrachtet; die Wissenschaft war allein Theologie; Geschichte und Naturforschung konnten nicht aufkommen, da natürliche Begebenheiten und Naturgesetze nicht existirten, sondern allein Wunder und Heiligenlegenden; die Welt stand unter dem Fürsten der Finsterniß; der Untergang dieser Welt wurde darum ersehnt, endlich stürmisch erwartet. Im Jenseits allein liegt die wahre Welt für die mittelalterlichen Menschen, welche mit allem Reichthum der Phantasie, mit allen Schätzen der Kunst (— die Producte der unbefriedigten, in's Schrankenlose schweifenden Phantasie = Romantik) ausgestattet wird. Mitten in der gottentfremdeten Welt steht die Kirche als das diesseitige Jenseits, als die Trägerin und Darstellerin der vollbrachten Versöhnung Gottes und des Menschen: ihre Gesetze treten als positiv göttliche Gebote mit zwingender Gewalt an den sündhaften Menschen heran, — eine äußerliche, unbegriffene Autorität. Die ganze Religion wird so für das Individuum äußeres Werk, — das gerade Gegentheil des Christenthums. So offenbart sich denn auch das Leben als der Gegensatz der christlichen Sittlichkeit; der Papst als Stellvertreter von Dem, dessen Reich nicht von dieser Welt war, ein weltlicher Machthaber, der die Absolution der

Sünden verkauft und mit dem Ablaßgelde römische Codices einhandelt oder die Peterskirche erbaut, — mit üppigster Genußsucht, mit ausschweifendster Verschwendung, mit schamlosester Unzucht! Und wie der Herr, so der Knecht; wie die Päpste, so die Bischöfe, so die Geistlichen, so die Laien, — so in Mönchs- und in Nonnenklöstern. Die Kirche wurde allgemein als ein großes Hurenhaus betrachtet: hatte doch Alexander VI. mit einem spanischen Freudenmädchen zwei Söhne und eine Tochter erzeugt, und soll er doch mit seiner Tochter Lukrezia Blutschande getrieben haben! Die Unzucht der Geistlichkeit war so allgemein bekannt, daß gewöhnlich eine Gemeinde ihrem neuen Seelenhirten zur Bedingung stellte, seine „Seelenkuh" mitzubringen, um ihre eigenen Weiber und Töchter für sich behalten zu dürfen. Auch die Predigten waren voll Possen und Zoten, wie z. B. ein Geistlicher zu Braunschweig auf der Kanzel das Geschrei des Teufels nachmachte, welches dieser ausgestoßen habe, als er an der Nase, die dem Höllenthor zum Schutz gegen Christus als Riegel vorgesteckt war, verwundet worden sei. Ueber die Dreieinigkeit argumentirte man also: „Gleichwie ein Kapuziner, weil er geschoren ist, einen Narren, weil er kahl ist, einem Wolfe, weil er am Halse umstrickt ist, einem Diebe ähnlich sieht, und dennoch nur einen einzigen Menschen ausmacht, also enthält die heilige Dreifaltigkeit drei Personen und ist nichtsdestoweniger nur Ein Wesen." Myconius schreibt von der Kirche jener Zeit: „Das Papstthum ist ein solch abscheulich und scheußlich Thier gewesen, daß es von Paulo und Johanne kaum hat genug können beschrieben werden. Mit dem Leiden und Verdienst Jesu Christi ging man wie mit leeren Geschichten und Homeri Fabeln um. Vom Glauben, womit Christi Gerechtigkeit und Heiligkeit, sammt der Erbschaft des ewigen Lebens ergriffen wird, war Alles stille. Christus wurde beschrieben als strenger Richter, der Alle, die sich nicht mit Fürbitte der Heiligen und päpstlichem Ablaß versehen, verdammen werde. Deshalb setzten sie an Christi Stelle Fürbitter und Heilande; als die Jungfrau Maria, wie die Heiden ihre Göttin Diana, hiernach andere Heiligen, deren die Päpste immer neue machten; lehrten dabei auch, dieselben bitten für uns nicht, wo man sich nicht um sie oder um die von ihnen gestifteten Orden verdient gemacht. Dabei wird gezeigt, mit was für Werken solches zu erhalten sei. Doch ward nichts von den rechten guten Werken, welche Gott in seinen heiligen zehn Geboten befohlen und von allen Menschen erfordert, vorgetragen; die hielt man für zu schlecht, erdachte dafür täglich neue Werke, welche Pfaffen und Mönchen viel Geld eintrugen; denn wer diese in Menge that oder von Andern erkaufte, von dem hieß es, er habe recht gebüßet und das ewige Leben verdienet. Wer sie aber nicht achtete und also starb, der mußte zur Hölle gefahren oder ja in's Fegfeuer gekommen sein, und darinnen so lange brennen und braten, bis er selbst oder Andere an seiner Statt gebüßet. Darum hielt man diese Werke ungemein hoch und höher, als das Leiden und die Unschuld Christi selbst; nämlich das Fasten und die vielfache Wiederholung des Vaterunsers und Ave Maria, die Rosenkränze, den Mantel Mariä, die Gebete Ursulä, Brigittä, des Psalters und Horaslesen. Tag und Nacht mußte man ohne Unterlaß

singen, plerren, schreien, mummeln, ohne daran zu denken, daß Christus gesaget: wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel Worte machen, wie die Heiden. Da sahe man mancherlei Arten Pfaffen und Mönche, die durch ihre unterschiedliche Habit, Ceremonien, Gebräuche, Lebensarten und Fasten sich unterschieden; die solche Dinge hielten, mußten selig geprie=sen werden; diesen Verdienst konnte man, nach ihrem Vorgeben, erkaufen und Andern zueignen. Und so bekamen die Ordensleute über die Hälfte aller Güter; Alle wurden vom Papst bestätigt und in Schutz genommen. Man verbot, Fleisch, Butter und Käse zu essen, und es wurde für eine große Sünde ausgegeben, wo man solchem Verbot zu=wider lebe; doch konnte man diese Sünden mit Geld abtragen. Daher entstand auch die Menge von Feiertagen und Wallfahrten nach Rom, Jerusalem, zur heiligen Katharina auf den Berg Sinai, zum heiligen Michael nach Aachen, Fulda, zum heiligen Wolfgang, daß der Wallfahrten fast so viel waren, als Berge, Thäler, Wälder und Bäume sind; doch konnte man auch diese Beschwerde mit Geld abkaufen. Man trug den Klöstern und Pfaffen zu Geld und Geldeswerth, Hühner, Gänse, Enten, Eier, Flachs, Hanf, Butter, Käse; darauf tönete und rauschete Alles mit Gesang, Läuten, Räuchern, Opfern; die Küchen wurden wohl versehen und an tapferem Trinken ließ man's nicht fehlen; darauf kamen die Messen, die Alles wieder gut machen müssen. Auch enthielt man sich nicht von der Unzucht und Hurerei; Schwester Hürlein und Bruder Büblein blieben nicht aus. Doch waren dies kleine Sünden, die leicht durch päpstlichen Ablaß konnten gehoben werden. Sie hatten auch keine Sakramente. Die Bischöfe predigten nicht, sondern weiheten Pfaffen, Mönche, Glocken, Kirchen, Kapellen, Bilder, Bücher, Kirchhöfe und desgleichen; alle diese Dinge machten der Clerisei große Einkünfte. Die Heiligthümer hielt man in hohem Werth; Knochen, Aerme, Füße wurden in silbernen und güldenen Schachteln verwahrt, unter der Messe aber zum Küssen dargeboten, und auch dieses nicht umsonst. Anbei glaubten die Leute, daß ihnen durch Fürbitten der Heiligen, welcher Knochen, Glieder, Haare sie anrührten, merkliche Hülfe geschehe" ꝛc. —

Das Papstthum hatte überall das Gegentheil von Dem erreicht, was es erreichen wollte. Aus dem Christenthum war es zum Antichristenthum geworden. Statt der ab=soluten Herrschaft über Kaiser und Könige wie über die Völker, über die Leiber und Geister, statt des unbedingten Gehorsams der Völker und der Individuen unter die Eine Stimme zu Rom, hatte es die Geister der Einzelnen und der Staaten geweckt, um, nachdem sie gezeigt hatten, was sie von paptistischen Lastern und Gräueln, von Schand= und Frevelthaten, von Hohn gegen die Welt= und Menschheitsgesetze sich gefallen lassen könnten, den Kampf auf Tod und Leben zu beginnen. Kaum hatte Innocenz III. den König Johann von England zum Vasallen der römischen Kirche herabgedrückt, als die englischen Barone und Bischöfe in der Magna charta die Grundlage ihrer freien Staatsverfassung eroberten, womit auch die maßlosen Bedrückungen der päpstlichen Herrschaft vernichtet wurde. An den Bullen des Papstes Bonifacius VIII. erwachte das Nationalbewußtsein des französischen Volkes, wovon die Folge die Knechtschaft war, in die

das Papstthum fiel. Nachdem die Hierarchie durch den Sturz der Hohenstaufen über Deutschland gesiegt zu haben glaubte, wurde ihr von hier aus der Boden des Geistes unterminirt, so daß es in den Abgrund sank, als es im ironischen Wahn der Selbsttäuschung auf der höchsten Höhe seiner Macht zu stehen glaubte. Das Princip hatte sich ausgelebt und war in Fäulniß übergegangen, nachdem es seine Mission erfüllt hatte. Das wilde Germanenthum konnte nicht plötzlich, nicht mechanisch zum lebendigen christlichen Leben gelangen; es mußte in die Erziehung genommen werden, um durch stufenweise Entwicklung sein eigenes Wesen mit dem christlichen auf das Innigste zu verschmelzen. Die geistig Unmündigen nahm die mittelalterliche Kirche in strenge Zucht. Die Erziehung begann mit dem ganzen Gewichte der Autorität: das Christenthum ward dem Menschen als etwas Göttliches in äußerer objectiver Form gegenübergestellt. Als aber die Kirche in tausendjähriger strenger Zucht den Trotz des Egoismus im Einzelnen wie bei den Völkern gebrochen hatte und das Christenthum das Eigenthum derselben geworden war; da begann die Epoche, in der, wie bei der Erziehung des Einzelnen, die Autorität in die freie Selbstbestimmung übergehen muß. Das Papstthum sah nicht ein, daß dieser Punkt in der Freiheitsentwicklung gekommen war: darum führten seine Anschläge und Beschlüsse zum geraden Gegentheil, — das großgewordene Kind, der auf sein Selbstbewußtsein sich stellende Jüngling, spottete des Zuchtmeisters, der ihn lebenslang am Gängelbande führen zu müssen gewähnt hatte. —

B. Die christliche Lehre des Mittelalters.

1. Die Scholastik.

Nachdem der dogmenbildende Proceß im Morgen- und Abendlande zur Ruhe gelangt war, versuchte der mittelalterliche denkende Geist, die von der Kirche adoptirten Dogmen vor dem Bewußtsein zu rechtfertigen, in ihnen die absolute Wahrheit der christlichen Kirche und sie zugleich als die Forderung der denkenden Vernunft nachzuweisen. Aber auch hierbei konnte der Geist noch nicht auf eigenen Füßen stehen; er mußte auch hier erst in die Schule gehen, sich lernend verhalten, zunächst die Wahrheit als etwas Gegebenes in's Gedächtniß aufnehmen: Aristoteles und Platon wurden die Wegweiser zur Auffindung der Wahrheit, und die Dogmen die Autorität, der sich das Denken unterwerfen mußte. Dadurch erhielt die Wissenschaft das Gepräge des Unfreien und Formalistischen: sie wurde Scholastik. **Die Scholastik** ist die Hierarchie auf wissenschaftlichem Boden, ein hierarchisches Gebäude, das mit der römischen Hierarchie entsteht, wächst und fällt, — beide auf gleich willkürliche, für absolute Wahrheit gehaltene Voraussetzungen gestellt: die römische Hierarchie auf den Wahn, daß die allgemeine Idee der Kirche mit einem einzelnen menschlichen Individuum als dem Haupte der Kirche zusammenfalle; die scholastische Hierarchie auf die Annahme, daß der unterscheidende Verstand allein im Dienste der Gläubigkeit und der Ehrfurcht ein theologisches System

schaffen könne, welches den Ansprüchen der religiösen Gefühle, wie denen der intellectuellen Geistesvermögen genüge. Das hierarchische System ging an der Gebrechlichkeit der für absolut geltenden Individuen, — an der Unsittlichkeit; das scholastische System an dem blos reflectirenden Verstande — an der Skepsis unter. —

Den Grundstamm der ganzen mittelalterlichen Wissenschaft und damit auch der Scholastik bildet **Skotus Erigena** († 877) mit den seine Zeit weit überragenden Anschauungen. Er sagt: Gott ist das allein wahrhafte Sein von Allem; etwas anderes als Gott, und etwas außer ihm gibt es nicht, denn in ihm ist Alles und außer ihm nichts. Sein Sein ist sein Schaffen, und Alles, was in den Seienden wirklich sein soll, ist er allein. Weil Gott in sich selber über alle Creatur erhaben ist, kann er auch nicht begriffen werden, da er über aller sinnlichen und übersinnlichen Bezeichnung steht. Als der alleinige Schaffende von Allem, wird er ohne Anfang begriffen, weil er allein die ursprüngliche Ursache ist von Allem, was außer ihm und durch ihn geworden ist, und deshalb auch Ziel und Zweck von Allem, was aus ihm ist. Anfang ist er, weil aus ihm Alles ist; Mitte aber, weil in ihm und durch ihn Alles besteht; Ende ist er, weil zu ihm sich Alles hinbewegt, die Ruhe seiner Bewegung, die Unveränderlichkeit seiner Vollendung begehrend. Er bewegt sich durch Alles, denn durch seine Bewegung wird Alles; er bewegt sich nicht aus sich heraus, sondern von sich selbst, in sich selbst, zu sich selbst, indem er Alles sich bewegen macht aus dem Nichtexistirenden in das Existirende. Sein wird Gott genannt, aber eigentlich ist er nicht Sein, denn diesem ist das Nichts entgegengesetzt, sodann über dem Sein. Güte wird er genannt, ist aber eigentlich nicht Güte, der die Bosheit entgegengesetzt ist, sondern übergut. Liebe wird er genannt, weil er durch Alles ergossen ist und Alles in Eins zusammenschließt, sich durch unaussprechliche Rückkehr in sich selbst zurückwendet und die Liebesbewerbungen der gesammten Schöpfung in sich selbst beschließt. Er liebt sich, und wird [von sich in uns und in sich geliebt, und doch liebt er weder sich selbst, noch wird er von sich in uns und in sich geliebt, denn er ist mehr als Lieben und in uns aus sich und in sich Geliebtwerden. —

Die erste Entwicklungsepoche der eigentlich sogenannten Scholastik knüpft sich an die Namen Anselm, Abälard und Petrus Lombardus. **Anselm von Canterbury** (1034—1109) versuchte den geistigen Kern aus den kirchlichen Dogmen herauszuschälen. Die christliche Erkenntniß — sagt er — hat denselben Ursprung wie der christliche Glaube; beide sind eine Gnadengabe des göttlichen Geistes, der in der Kirche waltet; die Erkenntniß bildet die Mitte zwischen dem Glauben und dem in die Ewigkeit fallenden Schauen; je weiter also der Christ im Erkennen fortschreitet, desto mehr nähert er sich schon hier der Ewigkeit. Nicht vom Zweifel geht darum das christliche Forschen der Vernunft aus, sondern von der Selbstgewißheit des Glaubens, dessen Inhalt das Denken nur nachzudenken hat, weshalb auch die im Glauben gegebene Wahrheit nicht erst durch das Erkennen zur Gewißheit erhoben wird: non quaero intelligere, ut credam, sed

credo, ut intelligam. **Peter Abälard** (1073—1142) läßt nicht mehr, wie Anselm, das Wissen aus dem Glauben hervorgehen, sondern sucht Glauben und Wissen unter einander zu vermitteln. Er stellt den Glauben aus der Erkenntniß dem Bekennen Dessen entgegen, was man nicht weiß, — dem Glauben ohne die verständige Ueberzeugung. Die Autoritäten der Kirchenlehrer will er nach Vernunft und Schrift beurtheilt wissen. Das Christenthum selbst ist ihm eine Fortbildung der heidnischen Philosophie. **Peter der Lombarde** (1150) hat in seinen vier Büchern Sententiarum das dogmatische Lehrbuch für lange Zeit gegeben, indem er in demselben das Ganze der Kirchenlehre zusammengefaßt, bei jedem Dogma die Autoritäten der Bibel und der Kirchenväter angeführt, scheinbare Widersprüche mit Gründen und Gegengründen erörtert, und Philosophie und Kirchenlehre in äußerlichen Einklang gebracht hat.

Den Höhepunkt in der Entwicklung charakterisirt **Thomas von Aquino** (1224—1274). Er vertheidigt die Vernunftmäßigkeit der christlichen Lehre als eine theils für die Vernunft erkennbare, theils derselben nicht widersprechende. Das höchste Gut und das Ziel des menschlichen Geistes ist die Betrachtung Gottes und der göttlichen Dinge. So betrachtet er selbst in seiner „Summa" zuerst Gott als den absoluten Grund der natürlichen, englischen und menschlichen Welt, dann den Menschen als durch Natur, Gesetz und Gnade zu Gott als seinem absoluten Zweck hinstrebenden Wesen, zuletzt Christus als den Weg, auf welchem Gott den Menschen dieses Ziel erreichen läßt.

Den Niedergang der Scholastik bezeichnet **Duns Skotus** (1270—1308). Er stellt sich bereits, vom theoretischen Standpunkte weg, auf den practischen, indem er den letzten Zweck der Theologie in den Genuß Gottes setzt und das Wesen Gottes als Willen bezeichnet, darum auch die Freiheit als Willkür in Gott festhält. **Wilhelm von Occam** († 1347) trennte sodann die Theologie als theoretische und practische Wissenschaft und hielt Geistliches und Weltliches als zwei verschiedene Welten aus einander. Der auf Autorität ruhende Glaube kann durch natürliche Gründe nicht bestätigt werden. Auch die Theologie ruht nur auf Autorität, sowie die Philosophie zuletzt auf dem Sprachgebrauch. —

So endet die Scholastik mit Vernichtung aller objectiven Wahrheit und damit der ganzen katholischen Geisteswelt — im Nominalismus; indeß sie mit Voraussetzung und Anerkennung der objectiven Geisteswelt — mit dem Realismus begann. Realismus und Nominalismus sind die beiden Pole, um die sich das geistige Interesse während der ganzen Lebenszeit des Scholasticismus dreht. **Der Realismus** behauptete, daß das Besondere seine Wirklichkeit, seine Realität nur in dem Allgemeinen, in den Universalien, habe, daß es nicht blos Einzelnes, sondern auch Allgemeines (Begriffe, Ideen) gebe, daß dieses Allgemeine eigentlich das allein Existirende und Reale sei, durch das alles einzelne Sein bestimmt werde, daß also die allgemeinen Begriffe im göttlichen und menschlichen Geiste das Ursprüngliche wären: universalia ante rem. **Der Nominalismus** hingegen schrieb die allgemeinen Bestimmungen, die Universalia, der subjectiven

Auffassung des Einzelmenschen zu und hielt deshalb diese allgemeinen Begriffe für bloße Abstractionen des menschlichen Verstandes aus den gegebenen Gegenständen, als nomina, — universalia post rem —, für willkürlich, weil sie die Natur der einzelnen Dinge nicht erklären und offenbaren, weil ein Ding durch Etwas, das kein Ding ist, ein Reales durch ein Nichtreales nicht ausgedrückt werden kann: er ist die Verzweiflung an allem objectiven Wissen und damit an der ganzen dogmatischen Anschauung der mittelalterlichen Welt. Diese Skepzis konnte sich jedoch von dem absoluten Autoritätsprincip, welches das Mittelalter beherrschte, nicht gänzlich losmachen: nachdem ihr die objective Wahrheit im Wissen entschwunden war, erfaßte sie den Glauben, aber in äußerlichster Weise und mit dem Bewußtsein des Widerspruchs mit dem Wissen, als unumstößliche absolute Autorität, indeß sich das Denken — als Selbstparodie der Scholastik — in subtilen Unterscheidungen und spitzfindigen Fragen (ob Gott die Natur eines Steines, eines Holzes, eines Esels hätte annehmen können 2c.) erging. —

Im Verlaufe der Scholastik waren es besonders die ächt mystischen Punkte, welche der Verstand zu erfassen und zu definiren strebte. So **die Sacramente.** Zu Tertullian's Zeit wurde **die Kindertaufe** eingeführt, gegen die Tertullian selbst jedoch noch opponirt 1) wegen der Wichtigkeit der Taufe, 2) wegen der daraus hervorgehenden Verantwortlichkeit der Taufpathen, 3) wegen der Unschuld der Kinder, 4) wegen der Nothwendigkeit, vor der Taufe im Glauben unterrichtet zu sein, 5) wegen der großen Verantwortlichkeit, welche der Täufling damit übernimmt. Cyprian hingegen will, daß das Kind so schnell als möglich getauft werde, weil man am unschuldigen Kinde noch die frischen Finger Gottes erkenne. Origines findet in der Taufe einen von den Aposteln eingesetzten Gebrauch, ein *σύμβολον*, jedoch den Anfang und Quell göttlicher Gnade. Für Augustin ist die Kindertaufe absolut nothwendig, weil kein Ungetaufter selig werden kann und die ungetauften Kinder verdammt sein müssen. Die Scholastiker setzen hierzu, daß durch die Taufe die Erbsünde bis auf die concupiscentia getilgt werde, während den Erwachsenen durch sie ihre begangenen Sünden vergeben würden. — Im **Abendmahl** fand das erste Jahrhundert ein inniges Ineinandersein des Leibes Christi und des äußeren Zeichens. Tertullian läßt es magisch wirken, legt ihm aber doch auch nur symbolische Bedeutung bei. Origenes bestimmt: So wenig die Speise verunreinigt, sondern der Unglaube oder des Herzens Unreinigkeit, so wenig heiligt die durch das Wort Gottes und Gebet geheiligte Speise an und für sich die Genießenden; das Brot des Herrn ist nur Dem nützlich, der es mit unbeflecktem Geiste und reinem Gewissen genießt. Cyprian behauptet, daß das Abendmahl eine Nachahmung des Opfers Christi sei und der Priester an der Stelle des sich opfernden Christus stehe. Paschasius Radbertus († 865) lehrte: Brot und Wein werden durch die allmächtige Kraft der vom Priester gesprochenen Einsetzungsworte Christi in dessen Fleisch und Blut verwandelt, so daß nach der Consecration nur Leib und Blut Christi vorhanden sind, wenn auch die äußere Gestalt, die Farbe, der Geschmack des Brotes und Weines unverändert bleibt. Obschon Dem gegen-

über Rhabanus Maurus, Ratramnus, Skotus Erigena kämpfte, Ratramnus im Abendmahl äußerlich etwas Irdisches und innerlich etwas Himmlisches sah, und Berengar von Tours († 1088) gegen Lanfrank, der mit Paschasius die substantielle Verwandlung des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Christi annahm, behauptete, daß mit dem äußerlichen Genusse von Brot und Wein sich für die Gläubigen der innerliche Genuß des Leibes Christi als des himmlischen Brotes verbinde; — so wurde doch im 11. Jahrhundert als Kirchenlehre die Verwandlungslehre angenommen, so daß der Leib Christi nicht blos sacramentlich, sondern sinnlich dergestalt gegenwärtig sei, daß er von den Händen der Priester berührt und von den Zähnen der Gläubigen zermalmt werde, daß also die Elemente nur eine sinnentäuschende Hülle sind, worunter der wahre, von der Maria geborene Leib Christi verborgen sei. Hildebert von Tours fand das Wort hierzu: transsubstantiatio, und Innocenz III. stempelte diese Lehre zum Glaubensartikel. In der Lehre von der Concomitanz, nach der in jedem Elemente der ganze Christus ist, war der Gebrauch, dem Laien den Kelch zu entziehen, gerechtfertigt. Das Sacrament wirkt ex opere operato, und auch ein Ungläubiger kann es darreichen, wenn er nur die Intention dazu hat. Hugo von St. Victor gibt die Definition für das Sacrament: eine sichtbare Form, in der eine unsichtbare Wohlthat mitgetheilt wird. Peter der Lombarde bestimmt die Siebenzahl, welche auf der Kirchenversammlung zu Florenz bestätigt wird: Taufe, Firmelung, Abendmahl, Buße, letzte Oelung, Priesterweihe und Ehe, denen nach Thomas von Aquino durch den Tod Jesu eine virtus instrumentalis inne liegt, so daß sie dem Empfänger einen gewissen, und zwar Taufe, Firmelung und Priesterweihe einen unverlierbaren, die übrigen einen verlierbaren Character beigeben.

Die Versöhnungslehre wird durch die Satisfactionstheorie des Anselm weiter durchgebildet und verständelt: „Sündigen ist nichts Anderes, als Gott nicht geben, was man ihm schuldig ist. Schuldig aber ist ihm jede vernünftige Creatur Unterwerfung all' ihres Wollens unter das seinige: wer Gott diese Ehre nicht erzeigt, der nimmt ihm das Seinige und entehrt ihn. Gott kann sich aber nach seiner Gerechtigkeit seine Ehre ohne Wiedererstattung nicht rauben lassen, so wie er auch nicht dulden darf, daß durch die Sünde die Schönheit der Welt entstellt werde. Der Sünder muß daher das Gott Entzogene freiwillig zurückgeben und zwar muß er für den zugefügten Schimpf mehr erstatten, als er genommen hat, oder Gott muß es sich mit Gewalt nehmen, d. i. strafen, und dies geschieht, indem er dem Menschen die Seligkeit entzieht, wodurch er seine Ehre auf Kosten des Sünders wiederherstellt. Der sündige Mensch aber kann mit dem besten Willen keine Genugthuung leisten, so daß er dadurch die Strafe tilgte, denn Alles, was er thun könnte, ist er ihm für den gegenwärtigen Augenblick schuldig, und er müßte auch Größeres, als die ganze Welt ist, geben, weil nicht für die ganze Welt gegen den Willen Gottes gehandelt werden darf. Die Gerechtigkeit fordert Genugthuung. Die Güte aber will vergeben. Es muß deshalb ein Wesen die Sühnung übernehmen, das Gott

für die Sünden der Menschen mehr entrichten kann, als Alles, was außer Gott ist, das also mehr ist, als Alles außer Gott, also Gott selbst. Andrerseits muß die Sühne für die Menschheit, also auch von einem Menschen, geleistet werden. Gott als Mensch, oder der Gottmensch, muß sie also leisten. Den thätigen Gehorsam ist auch dieser, wie jede vernünftige Creatur, Gott schuldig. Aber den Tod zu leiden, ist er weder physisch genöthigt, sofern er allmächtig, noch moralisch schuldig, sofern er sündlos ist. Sein freiwilliger Tod kann also für die geforderte Genugthuung gelten, und da seine Ermordung alle anderen Sünden ohne Vergleich übertrifft, ein Leben aber ein eben so großes Gut sein muß, als seine Vernichtung eine Uebelthat ist, so muß die Darbringung seines Lebens für alle Sünden der Menschen eine in's Unendliche überwiegende Genugthuung sein. Die Darbringung eines so großen Gutes, wie das Leben des Gottmenschen ist, kann Gott nicht unbelohnt lassen. Aber sein Sohn, der Alles schon zuvor hat, kann für sich keine Belohnung erhalten: so muß Gott ihm frei stellen, die verdiente Belohnung, wem er will, abzutreten. Und dieß thut er am füglichsten an die Menschen, die dessen am bedürftigsten, und nach seiner menschlichen Seite ihm verwandt, mithin seine natürlichen Erben sind."

Gott wird in der Glaubenszeit des Christenthums nicht **bewiesen**. Theophilus spricht: „Wenn du mir sagst: zeige mir deinen Gott; so werde ich dir antworten: zeige mir erst deinen Menschen und ich werde dir meinen Gott zeigen. Zeige mir erst, ob die Augen deiner Seele sehen, ob die Ohren deines Herzens hören. So wie nämlich die leiblichen Augen das Irdische wahrnehmen, Licht und Finsterniß, Weiß und Schwarz ꝛc., so verhält es sich auch mit den Ohren des Herzens und den Augen der Seele, daß sie Gott schauen können. Gott wird geschaut von Denen, die ihn schauen können, wenn sie nämlich die Augen der Seele öffnen. Alle haben zwar Augen, aber Einige verfinsterte, welche nicht das Sonnenlicht sehen. Darum aber, weil sie blind sind, hört die Sonne nicht auf zu scheinen, sondern ihrer Blindheit müssen sie es zuschreiben, wenn sie nicht sehen. So ist es mit dir, o Mensch. Die Augen deiner Seele sind verfinstert durch die Sünde, durch deine schlechten Handlungen. Gleich einem glänzenden Spiegel muß der Mensch eine reine Seele haben. Wenn Rost auf dem Spiegel sitzt, so kann man das Angesicht des Menschen nicht im Spiegel sehen; so kann auch, wo die Sünde im Menschen ist, ein solcher Mensch nicht Gott sehen." — Die Scholastiker beweisen Gott. Anselm gibt den ontologischen Beweis: „Gott ist das Größte, was gedacht werden kann. Auch der Unwissendste, der in seinem Herzen spricht: Es ist kein Gott! versteht, was es heißen will, wenn er von dem „Größten, was gedacht werden kann" sprechen hört; was er aber versteht, das ist in seinem Verstande. Demnach muß er schlechterdings einräumen, daß in seinem Verstande etwas sei, was das größte Denkbare von Allem ist. Dieses größte Denkbare kann sich aber nicht blos in unserem Verstande befinden, sondern es muß auch in der Wirklichkeit sein, denn wäre es blos in unserem Verstande enthalten, so könnte es außerdem als noch in der Wirklichkeit vorhanden vorgestellt werden, und in der Wirk-

lichkeit vorhanden, wäre es ein Größeres. Wenn daher das Größte, was gedacht werden kann, blos im menschlichen Vorstellen existirte, so könnte in Beziehung darauf noch ein Größeres gedacht werden; dies aber ist dem Begriffe des größten Denkbaren schlechthin widersprechend und unmöglich. Mithin kann nicht daran gezweifelt werden, daß ein Wesen existirt, und zwar eben sowohl in der Wirklichkeit, als in unserem Verstande, was das Größte ist, was gedacht werden kann, d. i. Gott. Noch mehr, man kann gar nicht denken, dieses Wesen sei nicht; denn ein Gegenstand, dessen Nichtsein nicht denkbar ist, ist ein größerer, als ein solcher, dessen Nichtsein denkbar ist." — Den Zweifeln an Gott, dem Realgrunde alles Seins, die darin bestehen, daß man sagt, wenn die Gottheit das höchste Gut ist, kann das Böse nicht existiren, weil nicht zwei entgegengesetzten Wesen zugleich Unendlichkeit zukommen kann, oder, alle natürlichen Wirkungen können auf die Natur und alle freien Thätigkeiten auf die Vernunft und den Willen des Menschen zurückgeführt werden, wozu also mehrere Gründe, was mit wenigeren geleistet werden kann? — stellt Thomas von Aquino fünf Wege des Beweisens entgegen: 1) Es muß ein Bewegungsgrund vorhanden sein, welcher unbeweglich ist. 2) Nichts kann die wirkende Ursache seiner selbst sein, weil es dann sein müßte, ehe es ist; es muß daher in der Reihe der wirkenden Ursachen nothwendig eine erste wirkende Ursache gesetzt werden. 3) Wessen Wesen das Nichtsein nicht widerspricht, das ist zuweilen wirklich nicht. Wenn also keinem Dinge das Nichtsein unmöglich wäre, so hätte dereinst Nichts wirklich existirt, und es würde auch jetzt noch existiren, weil, was nicht ist, nur durch das, was ist, zu sein anfangen kann. Da aber die Dinge wirklich existiren, so muß es unter ihnen auch nothwendige geben, die den Grund ihrer Nothwendigkeit entweder anders woher oder nicht haben. Am Ende aber muß eine Nothwendigkeit gesetzt werden, die den Grund ihrer Nothwendigkeit in sich selbst hat und die Ursache der Nothwendigkeit anderer Dinge ist. 4) In jedem Dinge gibt es mehr oder weniger Wahres, Gutes &c. Dieser Grund muß an dem höchsten Grade gemessen werden, und dieser ist das Wahrste und Beste und demnach auch das Realste, folglich auch die Ursache aller Dinge von der Art, wovon es das Höchste ist, wie das Feuer die Ursache von allem Warmen. Es muß also Etwas existiren, welches die Ursache vom Sein aller Dinge, ihrer Güte und Vollkommenheit ist. 5) Die Naturdinge haben keine Erkenntniß, und wirken doch nach Zwecken. Sie müssen also von einem denkenden und erkennenden Wesen dahin gelenkt werden: das ist Gott! —

2. Die Mystik und die natürliche Theologie.

I. Als Ergänzung und Gegensatz der scholastischen Theologie tritt **die mittelalterliche Mystik** auf. In ihr sind die religiösen Gefühlsvermögen, insbesondere Ehrfurcht, Gläubigkeit und Liebe die geistigen Hauptthätigkeiten, die einerseits in stetem Reflex mit dem Selbstgefühl stehen und andrerseits durch das Vergleichungsvermögen in das Gebiet des Denkens gezogen werden. Die Mystik ist, sagt Goethe mit Recht, die Scholastik des

Herzens, die Dialektik des Gefühls. Darum wird von der Mystik zunächst das Dogma des traditionellen Kirchenglaubens als ein in die Tiefen des religiösen Gefühls aufgenommener, innerlich erfahrener und erlebter Inhalt gesetzt, ehe ihn noch die Reflection erfaßt, und wird sodann dieser Inhalt in der Theorie wesentlich auf das Verhältniß zwischen Gott und Mensch zurückbezogen. Im christlichen Alterthum galt die durch Gott in Christus eröffnete Heilsanstalt als ein für die ungläubige Welt verborgenes und verschlossenes (*μύω* = den Mund schließen) Geheimniß oder Mysterium. Dionysius Areopagita faßte sodann das mystische Element als die mit höherer Erleuchtung verbundene geistige Erhebung des Menschen zu Gott. War jedoch seine Mystik noch verwaltend theoretisch, so wurde sie im eigentlichen Mittelalter hingegen überwiegend practisch, indem die religiös-sittliche Einheit des Menschen mit Gott ihre Grundlage, deren Voraussetzung die Abkehr des Willens von der endlichen Welt, das Aufgeben aller Selbstheit ist. In der romanischen Mystik wird bei diesem Proceß das Subject noch vom scholastischen Inhalt erfüllt; die germanischen Mystiker hingegen vertiefen sich, kühn pantheistisch, in die Gottheit, um jedoch diesen phantheistischen Verbrennungsproceß stets als Reinigungsproceß für die Seele des Subjects zu betrachten. —

a. **Die romanische Mystik.** Der Erste, der eine förmliche Theorie der Mystik gab, war **Bernhard von Clairveaux** (1091—1153). Er machte die Liebe zum Maß und Princip der Erkenntniß und sang zu Gott:

In Worte fasset es kein Mund,
Es wird durch keine Feder kund,
Nur der's erfahren, weiß allein,
Wie süß es sei, sich dein zu freuen.

In der Theorie Bernhard's ist die Freiheit der Ausgangspunkt, Christus der Weg, und die Liebe Gottes das Ziel des christlichen Lebens, das die Betrachtung oder Contemplation erreicht. Der Urheber der Erlösung ist Gott; aber ohne die Freiheit des Menschen fehlt der Gegenstand der Erlösung ohne die Gnade das Mittel derselben. Was der eignen Zustimmung der Freiheit ermangelt, ist ohne Verdienst; Leben, Sinn, Begehren, Gedächtniß, Verstand und alle übrigen Eigenschaften des Menschen sind, sofern sie dem Willen nicht durchaus unterthan sind, eben dadurch der Nothwendigkeit unterworfen; der Wille aber kann unmöglich seiner Freiheit beraubt werden. Dreifach ist die Freiheit, je nach der Stellung von Vernunft und Willen zu einander: eine Freiheit von der Sünde, als Freiheit der Natur; sodann eine Freiheit vom Elend, als Freiheit der Gnade; und eine Freiheit der Nothwendigkeit, als Freiheit des Lebens und der Herrlichkeit. Erstlich sind wir geschaffen zur Freiheit des Willens, zweitens werden wir wiedergeboren zur Unschuld als neue Creaturen in Gott, drittens werden wir erhoben zur Herrlichkeit als vollkommene Creaturen in Christo; die erste Freiheit gibt uns den Vorzug vor der übrigen Schöpfung, durch die zweite machen wir uns das Fleisch, durch die dritte den Tod unterthan.

Zum Ueberweltlichen ist nicht Handeln, sondern Anschauen erforderlich; die himmlische Creatur bedarf zum Schauen Gottes nicht des vermittelnden äußeren Sinnes, sondern sie schaut unmittelbar das Wort und Alles im Wort Geschaffene; bei der irdischen Creatur aber liegt das äußere Auge in Banden oder Dunkel gehüllt. Die Betrachtung ist thätig (dispensativ), sofern sie das Sinnliche und die Sinne zur Anschauung Gottes benutzt; beurtheilend (ästimativ), sofern sie verständig und gewissenhaft Alles erforscht, um Gott zu ergründen; schauend (speculativ), sofern sie sich in sich sammelt und nach Maßgabe der göttlichen Unterstützung dem Zeitlichen enteilt, um Gott zu schauen. Gott und die seligen Geister mit ihm erwägt die Betrachtung auf dreierlerei Wegen: in der Meinung auf dem Wege der Wahrscheinlichkeit, in dem Glauben auf dem Wege der Autorität, im Erkennen auf dem Wege der Vernunft; das wahre Erkennen ist erst das zuverlässige und offenbare Wissen um das Uebersinnliche. Was ist Gott? Er ist, der da ist, und ohne den Nichts ist; er ist für sich und für Alles und dadurch eigentlich der Einzige, der sich selbst und zugleich Allem angehört, in Allem ist, wie Alles in ihm ist. Vierfach ist die Betrachtungsweise Gottes: erstlich die Bewunderung Gottes, zweitens die Betrachtung seiner Gerichte, drittens die Erinnerung der göttlichen Wohlthaten, viertens die Erwartungen der göttlichen Verheißungen. Unser Verdienst bei der Erneuerung und Vollendung in Christo zum ewigen Leben ist Fasten, Wachen, Enthaltsamkeit, Werke der Wohlthätigkeit und andere Tugendübungen, wodurch die in fleischliche Lust gefangene Gesinnung allmählich zur Liebe des Geistes erstarkt.

Glücklich ist, wer bis zu dieser Liebe gelangt ist, wo der Mensch, sich selbst nur um Gottes Willen und die Seele ihrer selbst vergessend, ganz in Gott eingehen und ihm anhängen kann.

Die mystische Psychologie hat besonders **Gerson** († 1492) ausgebildet. Er sagt: Die Seele hat zwei Grundkräfte, eine erkennende und eine empfindlich-begehrende, vis cognitiva und vis affectiva. Zur ersteren gehören in stufenmäßigem Verhältniß: Die reine Anschauung, welche von Gott unmittelbar ein natürliches Licht empfängt, in welchem und durch welches die ursprünglichen Principien erkannt werden; dann der Verstand oder das Vermögen der Begriffe und Schlüsse; endlich die Sinneserkenntniß, die entweder als äußerer Sinn (Gemeinsinn), oder als Phantasie, oder als Urtheilskraft, oder als Einbildungs-, oder als Gedächtnißkraft auftritt. Das Vermögen des Gefühls und der Begehrung ist auf ihrer höchsten Stufe das reine und höchste Begehrungsvermögen, die Liebe zum Guten; dann das verständige Begehrungsvermögen, welchem Wille, Freiheit, Lust, Leidenschaft angehören; endlich das niedere sinnliche Gefühls- und Begehrungsvermögen. Die Stufen der cogitatio, meditatio und contemplatio führen die aufstrebende Seele zu Gott, unterstützt und begleitet von den entsprechenden Stufen des affectiven Vermögens, nämlich der Lust und Begierde, der demüthigen Herzenszerknirschung und der entzückten Liebe zu Gott. —

b., **Die germanische Mystik** sucht sich nicht mehr, wie die romanische, mittelst frommer Gefühle die als äußere Autorität festgehaltenen Dogmen anzueignen: mit frischem Muthe stürzt sie sich in die Tiefen der Gottheit und predigt in deutscher Sprache das durch die Einheit des göttlichen und menschlichen Wesens versöhnten Gemüth. Die Erhebungsstufen, auf denen der endliche Geist in den unendlichen emporsteigt, hat **Johannes Ruysbroeck** († 1381) also angegeben: „Zu der Einheit mit Gott führt das active Leben, wenn wir, wie Christus, unser Kreuz auf uns nehmen und uns selbst verläugnen; das innerliche Leben, wo der Mensch in der unbegreiflichen Umarmung der Einheit Gottes vernichtet und in jeglichem Jetzt Gott in ihm geboren wird; das contemplative Leben, die dunkle Stille, da alle liebenden Herzen innen sind verloren: darum sollen die innig schauenden Menschen ausgehen nach der Weise des Schauens über Rede und über Unterschied und über ihr geschehenes Wesen in ewigem Instaren mit dem ungeborenen Licht; so werden sie überformt und ein mit demselben Licht, da sie mit sehen und das sie sehen.“ — **Heinrich Suso** († 1365) suchte und fand Gott, als er seine Augen kehrte zu dem Wesen in seiner lautern bloßen Einfältigkeit und fallen ließ dieß und das theilhaftige Wesen; als er nahm allein das Wesen an sich selbst, das unvermischt mit Nichtwesen, denn alles Nichtwesen läugnet alles Wesen; eben so thut das Wesen an sich selbst, das läugnet alles Nichtwesen. Das Wesen in seiner bloßen, einfältigen Lauterkeit genommen, ist von Niemand, und hat nicht Vor noch Nach und keine Wandelbarkeit, weder von Innen noch von Außen, weil es ein einfältig Wesen ist. Dieses lautere, einfältige Wesen ist die oberste Sache aller sächlichen Wesen, und von seiner besondern Gewärtigkeit; so umschleußet es alle zeitliche Gewordenheit als ein Anfang und ein Ende aller Dinge. Es ist allzumal in allen Dingen und ist allzumal außer allen Dingen, als göttliche Dreieinigkeit. Ein jegliches Wesen, so es je einfältiger ist an sich selbst, so es je mannichfaltiger ist an seiner kräftigen Vermögenheit. Das nichts hat, das gibt nichts; das viel hat, das mag viel geben. Gott ist in sich selbst, und dessen grundlose, übernatürliche Gutheit zwinget sich selbst, daß er das nicht allein will haben, er will es auch fröhlich in sich und aus sich theilen. Nun muß das sein von Noth, daß das oberste Gut die höchste und nächste Entgießung habe seiner selbst, und das mag nicht sein, sie sei denn in einer Gegenwärtigkeit und sei innerlich, substantiell, persönlich, natürlich und in unbezwungener Weise nothdürftiglich, und sei endlos und vollkommen. Kannst du nun mit einem geläuterten Auge hineinblicken und schauen des obersten Gutes lauterste Gütigkeit, die da ist in ihrem Wesen ein gegenwärtiglich wirkender Anfang, sich selbst natürlich und williglich zu minnen, so siehst du die überschwenkende, übernatürliche Entgießung des Wortes aus dem Vater, von dessen Gebären und Sprechen alle Dinge hervorgesprochen und gegeben werden, und siehst auch in dem obersten Gut und in der höchsten Entgossenheit von Noth entspringen die göttliche Dreifaltigkeit: Vater, Sohn und heiligen Geist. Da hinauf muß sich der Mensch heben: ein gelassener Mensch muß

entbildet werden von der Creatur, gebildet mit Christo, und überbildet in die Gottheit, — jedoch dabei noch ein eigenes Ich bleiben. Denn des Geistes Vernichtigkeit und Vergangenheit in die Gottheit, und aller Adel und Vollkommenheit ist nicht zu nehmen nach Verwandlung seiner selbst Geschaffenheit in das, daß er Gott sei, und es nur der Mensch nach seiner Grobheit nicht erkenne, oder daß er Gott werde und seine eigene Wesenheit zu nichte werde; sondern es liegt an der Entgehung und Verachtung seiner selbst: der Geist vergeht sich ordentlich, Gott ist ihm alle Dinge und alle Dinge sind ihm gleichsam Gott worden; denn ihm antworten alle Dinge in der Weise, wie sie in Gott sind, und bleibt doch ein jegliches Ding, was es ist in seiner natürlichen Wesenheit; was eine ungeübte Vernünftigkeit nach diesem wahren Unterschied nicht will in ihr wüstes Gemerk kommen lassen. Erst in der Ewigkeit tritt der Geist als Sohn in schauerliche Vereinigung mit der bloßen Gottheit und wird gewiesen in der Personen natürliche Wesenheit und in des Wesens natürliche Bloßheit." So geht die Mystik Suso's, der von Jugend auf ein minnereiches Herz hatte, die Weisheit zu seinem liebsten Lieb nahm und von dem ihm erscheinenden Christus den Lebensspruch erhielt: Empfahe Leiden williglich; trage Leiden geduldiglich; lerne Leiden christförmiglich. — **Johannes Tauler** († 1361) predigt, daß die Creatur, ein Ausfluß aus dem ungetheilten Eins, wieder zu ihrem Einfluß strebt und daß der Mensch dorthin gelangt, wenn er sich selbst entwird, daß er das adelige, göttliche, vernünftige Bild des Gottmenschen in sich hat. — Die practische Concentration der Mystik, mit thatkräftiger Lebensweisheit gepaart, stellt das berühmte Buch „Von der Nachfolge Christi" dar, in welchem **Thomas Hamerken** aus **Kempen** († 1471) die reiche Lebenserfahrung des „Vereines der Brüder des gemeinsamen Lebens" niedergelegt hat. Gott ist das höchste Gut. „Nach ihm verlangt meine Seele auf's Innerste, über welches hinaus es nichts Größeres, Besseres, Würdigeres gibt, welches an allen Gütern Ueberfluß hätte." „Alles, was nicht Gott ist, das ist nichts und muß für nichts geschätzt werden; jeder wird klein sein und darnieder liegen, der irgend etwas groß achtet, außer das eine, unendliche, höchste Gut." „Der Mensch nähert sich Gott um so viel mehr, je weiter er sich von allem irdischen Trost entfernt. Er steigt um so höher in Gott hinauf, je tiefer er in sich hinabgestiegen und sich selbst gering geworden. Nichts in der Welt schadet Dir so sehr als Deine Eigenliebe; zur vollkommenen Freiheit des Geistes gelangst Du nimmer, wenn Du nicht Dich selbst gänzlich verläugnest. So lange Du auf Creaturen siehst, bleibt Dir der Anblick des Schöpfers verborgen; nur wenn Du Dich von aller creatürlichen Liebe entledigst, geht die göttliche Gnade auf Dich über." „Du mußt Dich ganz für das Ganze geben, und nichts für Dich zurückbehalten. Gib Alles um Alles, nimm Nichts aus, entblöße Dich von allem Eigenen. Groß, wahrhaft groß ist nur Der, der in seinen Augen klein ist. Verlasse Dich, Sohn, — spricht Gott, — und du findest mich; stehe ohne Wahl und Eigenheit und Du kannst nur gewinnen. Alle Selbstler und Liebhaber ihres Ich liegen in Fesseln; nur wer sich gänzlich selbst verläugnet, kann zur vollkommenen Freiheit gelangen. Gib also das Ganze für das Ganze, suche nichts, verlange nichts,

stehe rein und ohne Wanken auf mir und Du wirst mich haben, Du wirst frei sein im Herzen und es werden keine Finsternisse Dich umhüllen. Darnach strebe, darum flehe, daß Du frei von aller Eigenheit werdest, nackt dem nackten Jesu folgest, Dir sterbest und mir ewig lebest.“ Zu diesem In-Gott-Leben kann der Mensch nur durch die Gnade Gottes gelangen, welche sich ihm als göttliche Liebe mittheilt, wodurch er selbst Alles nur in Gott liebt. Zwei Flügel sind es, auf denen der Mensch über das Irdische sich erheben kann: Einfalt und Reinheit; Einfalt sucht Gott, Reinheit ergreift und genießt ihn. Wer nur ein Fünklein der wahren Liebe hat, der muß es tief fühlen, daß alles Irdische voll Eitelkeit ist. Die Liebe ist wahrlich ein großes Gut: sie trägt alles Ungleiche gleichmüthig, alle Laster ohne Last, sie treibt uns an, Großes zu thun, sie befeuert uns, immer Vollkommenes zu verlangen, sie strebt aufwärts und wird durch keine Schranken zurückgehalten. Nichts ist süßer, als die Liebe, nichts stärker, nichts höher, nichts lieblicher, voller und besser im Himmel und auf Erden: denn sie ist aus Gott geboren und kann, über alles Geschaffene hinaus, nur in Gott ruhen. Sie läuft, fliegt und ist voll Freudigkeit; sie ist frei und nicht gebunden; sie gibt Alles für Alles; sie hat Alles in Allem, weil sie in dem Einen, Höchsten, über Allem ruht, aus welchem alles Gute fließt und entspringt. Sie sieht nicht auf die Gaben, sondern wendet sich über alle Güter hinaus an den Geber. Sie fühlt keine Beschwerde, klagt nicht über Unmöglichkeit und hat zu Allem Kraft. Ermüdet, wird sie nicht laß, bedrängt, wird sie nicht überwunden, geschreckt, wird sie nicht irre; sondern wie eine lebendige Flamme, wie eine brennende Fackel, steigt sie empor und geht sicher durch Alles hindurch. Aber doch ist sie nicht weich, nicht leicht und eitel, sondern stark, männlich, fest, klug, umsichtig, demüthig, keusch, ruhig, in allen Sinnen wohlbewahrt.“ „Ohne die Liebe hat kein äußeres Werk Werth; dagegen was aus Liebe geschieht, und wenn es noch so gering und verachtet wäre, das ist fruchtbar. Denn Gott bringt mehr in Anschlag, aus welcher Gesinnung Einer handelt, als was und wie viel er thut: viel thut, wer viel liebt. Viel thut, wer eine Sache recht thut: recht thut, wer mehr dem Gemeinsamen, als seinem Eigenwillen dient. Wer die wahre, vollkommene Liebe hat, der sucht in keiner Sache sich selbst, sondern nur die Verherrlichung Gottes, der will nicht Freude haben in sich, sondern bezieht Alles auf Gott, von dem Alles als letzter Quelle ausfließt, in welcher als dem Zielpunkte alle Heiligen genußreich ruhen.“ Dann hat der Mensch auch Christum ganz in sich aufgenommen und in seinem Herzen das Leiden, Sterben und Kreuz Christi eingeschlossen. Dann steht er in der „Nachfolge Christi.“ Zu Gott ist seine Rede hinfort: „Gib mir, was du willst, wie viel du willst, wenn du willst. Handle mit mir, wie du weißt, wie es dir gefällt, wie es zu deiner Ehre gereicht. Willst du, daß ich im Dunkel wandle, so sei gepriesen; willst du, daß ich im Lichte walle, so sei auch gepriesen. Ohne Unterschied will ich von deiner Hand empfangen: Gutes und Schlimmes, Süßes und Bitteres, Frohes und Trauriges, und für Alles Dank sagen.“ —

c., Am tiefsten erfaßt das Wesen der Religion **die speculative Mystik.** Sie schleudert in glühenden Feuerkugeln die Bedürfnisse des Gefühls und die religiösen Postulate desselben aus sich heraus. Ihr Heros war **Heinrich Eckart** oder **Ekkard.** Er lernte und lehrte in Paris, predigte gewaltig in Köln, bekannt mit Plato, dem großen Pfaffen, und mit den Brüdern des freien Geistes, — eine vulkanische, pantheistische Natur. Er spricht: Gott ist das einzig wahre, nothwendige Sein, das die Wesenheit aller Dinge in sich hat. „Wesen ist ein erster nam, alles das gebrechlich ist, das ist abfal von wesen." „Alle creaturen in sich selber seind nicht; sie seind eyn lautter nicht." „Er aber hat aller creaturen wesen in ihm, er ist ein wesen, das alle wesen in ihm hat." Er ist aber nicht ein todtes Sein, sondern „er ist eine lebende, wesende, ystige vernünftigkeit, die sich selber verstet." „Gott und gotheyt hat underscheyd, an würken und an nit würken und dadurch ist er erst wirklicher Gott." In einem „ewigen Nun" tritt die Schöpfung aus Gott hervor, die nothwendig zu ihm gehört, denn „ee die creaturen warent, do was gott nit gott." Alle Dinge sind durch den Sohn, das schöpferische Wort, in Gott. „Er ist ein lauter ynstan in sich selber, da weder dises noch das ist, wan was gott ist, das ist gott." In Gott seind alle graßbletbein, und holtz und stein, und alle ding ein." Am schönsten offenbart er sich im Menschen. Sein Erkennen ist mein Erkennen. „Einfältige Leute wähnen, sie sollten Gott sehen, als stände er da und sie hie, das ist nit; Gott und ich seind ein mit bekennen." Die Vernunft ist des Menschen gottförmige Kraft. „Die sel hat etwas in ir, ein fünckli der vernunfft, das nymmer erlöschet." Um aber in der Seele Eins mit Gott zu werden, muß der Mensch allem Weltlichen ersterben. „Wem nit klein und als ein nicht seind alle zergenkliche ding, der findet gott nit." „Soll gott icht mit dir in dir machen, so mustu zu nicht worden sein." „Davon bin ich allein selig, daß gott vernünfftig ist, und ich das bekenne." Wer aber dieses Bekenntniß aussprechen kann, der ist derselbe Sohn, wie der Sohn Gottes. „Das hat uns der Sun vom Vatter geoffenbart, daß wir der selbe Sun seyen." Der menschliche Wille ist dann der göttliche Wille und der Mensch Gott gleich. „Wan Gott ist die Gerechtigkeit, und darumb, wer in der Gerechtigkeit ist, der ist in Gott, und er ist selber Gott." Da spricht er: Wäre ich nicht, so wäre Gott nicht; er kann meiner so wenig entbehren als ich seiner, und setzt mit Hartnäckigkeit seinen Willen durch, weil Gott also wollen muß, wie er will. „Den gerechten menschen ist also ernst zu der gerechtigkeit, were das gott nit gerecht were, sy achtent nit ein bonen groß uff gott." —— Ihre höchste Vollendung erhielt die speculative Mystik in der **„deutschen Theologie"**, dem „edlen Büchlein vom rechten Verstande, was Adam und Christus sei und wie Adam in uns sterben und Christus in uns leben soll," als dessen Verfasser von Luther ein deutscher Herr, Priester und Custos in der deutschen Herren Haus zu Frankfurt a. M., in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, bezeichnet wird. Das Buch zeigt den Weg zur Vollkommenheit, der dem Menschen durch Adam verloren ging. Außer dem Vollkommenen oder ohne dasselbe ist kein wahres Wesen, und hat kein Wesen anders Wesen, denn in dem Vollkommnen, sondern es ist

ein Zufall, oder ein Glanz und Schein, der kein Wesen ist oder kein Wesen hat, ohne im Feuer, daraus der Schein ausgehet, nicht anders, als wenn ein Glanz vom Feuer oder Licht oder der Sonne ausgehet oder ausfleußt. In welcher Creatur das Vollkommene erkannt werden soll, daselbst muß Creatürlichkeit, Geschaffenheit, Ichheit, Selbstheit verloren und zu Nichte werden, und die Creatur ausgehen, soll Gott eingehen. „Gott als Gottheit gehört nicht zu weder Wille, noch Wissen oder Offenbaren, noch dies oder das, das man denken oder sprechen mag. Aber Gott als Gott gehört zu, daß er sich selber ausspreche, bekenne und liebe, und sich selber in ihm selber offenbare, aber dies Alles noch in Gott als ein Wesen, nicht als ein Wirken, dieweil es ohne Creatur ist, und in diesem Offenbaren wird der persönliche Unterschied. Aber da Gott als Gott Mensch ist und lebt in einem vergotteten Menschen, gehört ihm etwas zu, das sein eigen und in ihm selber ohne Creatur ursprünglich und wesentlich ist, und Gott will dasselbe geübt haben; denn es ist darum, daß es gewirket und geübt werde; was sollte es auch anders? Wäre es müssig, so wäre es zu nichts nütze, und man könnte ohne Werk und Wirklichkeit nicht sagen, was Gott wäre." „Gott ist aller Wesenden, aller Lebendigen Leben." „Alle Wesen sind wesentlich eins in dem vollkommenen Wesen, und alle Gut Ein Gut in dem Einen, und nichts mag sein ohne das Eine." „Was ist, das Gottes ist und zu ihm gehört? Es ist Alles, das man von Recht und mit Wahrheit gut heißt und nennen mag. Sieh, wenn man sich also in den Creaturen zum Besten hält, daß man erkennen mag und dabei bleibt und nicht hinter sich gehet, so kommt man zu einem Besseren und aber zu einem noch Besseren, also lang, daß der Mensch erkennt und schmeckt, daß das ewige Eine Vollkommene ohne Maß und ohne Zahl über alles geschaffene Gut ist." Es ist deshalb Alles in Gott. „Alles, das da ist, das ist gut in Dem, als es ist; der Teufel ist gut in Dem, als er ist; in dem Sinne ist nichts bös oder ungut." Nur was außer Gott ist, fällt der Nichtigkeit anheim. Die vernünftigen Creaturen können nur in Gott sein, wenn sie ihn innerlich ergreifen und in ihm leben als im höchsten Gute, denn als solches hat sich auch Gott lieb. „Spräche man zur Liebe: was hast du lieb? sie spräche: ich habe Gut lieb. Warum? sie spräche: darum daß es gut ist und um Gut. So ist es auch recht und wohlgethan, und wäre icht Besseres, denn Gott, das müßte geliebt werden vor Gott. Darum hat sich Gott selber nicht lieb als sich selber, sondern als Gut. Und wäre oder wüßte Gott icht Besseres, denn Gott, das hätte er lieb und nicht sich selber. Also gar ist Ichheit und Selbheit von Gott geschieden und gehört ihm nichts zu, sondern so viel sein noth ist zu der Persönlichkeit." So muß auch der Mensch alle Ichheit und Selbheit abstreifen, um gut und selig zu sein, während die Abkehr von Gott Sünde ist. „Sünde ist, daß die Creatur anders will, denn Gott und wider Gott, daß sie ohne Gott ist, sich zum Ungehorsam, zu Adam, zur Natur, zur Ichheit, Selbheit, Eigenwilligkeit wendet: denn, wo man spricht von Adam und Ungehorsam und von einem alten Menschen, Ichheit, Eigenwillen, Selbwilligkeit, Ich, Mein, Natur, falschem Licht, Teufel: das ist Alles gleich und Eins, das ist Alles wider Gott und ohne Gott und

Sünde." „Ichheit und Selbheit, das gehöret alles dem Teufel zu und deshalb ist er ein Teufel." Das Gebot des Menschen ist deshalb: „Bis lauterlich und gänzlich ohne dich selbst, so gelangst du zu Gott." „Christus ist ohne alles Ich, Mir, Mein *rc.*, er stand so rein in der Liebe der Wahrheit und des Guten, daß er, wie Gott selbst, nicht nach einem Warum fragte, sondern ganz lauter Gut um Gut liebte; denn wie die Sonne, wenn man sie fragte: warum scheinest du? sprechen würde: ich muß scheinen und vermag anders nicht, denn es ist meine Eigenschaft und gehört mir zu, — also ist es um Gott und Christum und Alles was göttlich ist und Gott zugehört; es will und begehret anders nicht, denn als Gut und um Gut und da ist anders kein Warum." Dies Leben Christi muß der Mensch in sich aufnehmen dadurch, daß er auf sich selbst verzichtet und weiß, daß alles des Menschen Vermögen, Thun, Werk, Kunst und Meisterschaft nicht das Höchste ist, noch dazu verhilft, sondern daß hier Gott in dem Menschen wirken muß. „Das Höchste ist, daß der Mensch gehe in die Einigung. Was ist aber Einigung? Nichts anders, denn daß man lauterlich und einfältiglich und gänzlich in der Wahrheit einfältig sei mit dem einfältigen, ewigen Willen Gottes, oder auch zumal ohne Willen sei, und der geschaffene Wille geflossen sei in den ewigen Willen und darin verschmelzet sei und zu nichte worden, also, daß der ewige Wille allein daselbst walle, thue und lasse." „In dieser Einigung steht der innerliche Mensch unbeweglich, während Gott den äußern hin- und herbewegt werden läßt in Dem und zu Dem, das da muß oder soll sein und geschehen." „Nur Der, welcher durch Christi Geist und Leben gefreiet ist, ist wahrhaft frei vom Gesetz, aber frei in Gehorsam; dagegen ist Der, der sich leichtfertig und hochmüthig selbst befreit, weil er den wahren Gehorsam flieht, in der Freiheit des Teufels." „Die wahre Freiheit hat ihren Grund in Gott und in der Einigung mit ihm." „Unter aller Freiheit ist nichts so frei, als der Wille; wer den eigen macht und läßt ihn nicht an seiner Freiheit und in seinem freien Adel und in seiner freien Art, der thut unrecht; wer ihn aber in seiner edlen Freiheit läßt, der thut recht." „Der Wille richtet auch das dafür bestimmte Seelenauge, die Vernunft, auf das Ewige, und beide, Vernunft und Wille, sind untrennbar, bilden ein lebendiges Ganzes. Das Alleredelste und Lustigste, das in allen Creaturen ist, das ist Erkenntniß, oder Vernunft und Wille; und diese zwei sind mit einander, wo das eine ist, da ist auch das andere; und wären diese zwei nicht, so wäre auch keine vernünftige Creatur, sondern allein Vieh und Viehlichkeit: Das wäre ein groß Gebrechen und Gott möchte sich des Seinen mindert bekommen und seiner Eigenschaft in wirklicher Weise, das doch sein soll und gehört zur Vollkommenheit." —

Die germanische Mystik läßt das menschliche Ich in den göttlichen Grund hinabsteigen, um dort sich selbst in seiner reinen Wesenheit wieder zu finden. Sie setzt das Gefühl, das innere Leben, das Priester- und Opferthum, den Glauben, die Liebe, die Subjectivität an die Stelle der Tradition, der kirchlichen Autorität, der Hierarchie, des opus operatum, der Aeußerlichkeit und Objectivität des katholischen Denkens und Lebens. Die Mystik ist die unbewußte Negation der katholischen Kirche mit all' ihren Dogmen und Satzungen. —

II. **Die natürliche Theologie.** Neben die Scholastik und Mystik tritt in der mittelalterlichen Wissenschaft **die natürliche Theologie,** die ihre Stellung zur göttlichen Offenbarung und zum religiösen Gefühl nie außer Acht läßt, aber doch wesentlich den Naturproceß und das Weltbewußtsein als Centrum ihrer Thätigkeit hat: sie ist das Product der Beobachtungsvermögen, des Causalitätssinnes und der religiösen Gefühle. Ihr Hauptvertreter ist der Franziskaner **Roger Bacon** (1214—1292). Seine Hauptgedanken sind: Die Erfahrung allein gibt den Beweisen Kraft; ohne die Erfahrungswissenschaft ist darum keine andere Wissenschaft möglich; durch das positive Wissen hat sich die Philosophie zu bestimmen und zu erfüllen, und eben dadurch ist auch die Theologie zu begründen und zu erleuchten. Die ganze Philosophie ist eingeschlossen in der heiligen Schrift, in ihr ist alle Weisheit principaliter et fundaliter enthalten, aber durch die Philosophie und das canonische Recht erst daraus abzuleiten und zu entwickeln, wozu noch eine genaue wissenschaftliche Sprachkenntniß erforderlich ist. Durch eine solche Totalreform aller Wissenschaften und Zurückführung derselben auf den ihnen wesentlichen Geist würde die ganze Kirche erneuert werden und ihren Triumpf feiern, und es würde Eine Heerde unter Einem Hirten sein. Einen Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen gibt es nicht; alle Wahrheit stammt aus derselben Quelle her, nämlich vom göttlichen Worte oder der göttlichen Vernunft. Die Königin und das Ziel aller Wissenschaften ist die praktische Philosophie oder Moral; der Wille oder die praktische Vernunft ist etwas Höheres, als die speculative Vernunft; Tugend und Seligkeit sind unendlich über das bloße Wissen erhaben und weit nothwendiger für uns. Die christliche Philosophie muß zum Glauben hinführen; und eine große Freude wird es sein, wenn die Philosophen, die nur der Bestimmung durch die Vernunft folgen, mit uns übereinstimmen, und das Bekenntniß des christlichen Glaubens bestätigen; nicht daß wir Vernunftgründe vor dem Glauben suchen sollten, sondern erst nach dem Glauben, so daß wir durch zwiefache Bestätigung gewiß gemacht, Gott preisen, wegen unseres Heils, das wir festhalten ohne zu zweifeln. Die speculative Einsicht in die Wahrheit wird dann durch die Erweiterung zur Liebe des Guten praktisch; die gebildete Vernunft weist dem Willen den Weg zum Heil; denn wir wirken das Gute nicht, ohne es zu verstehen, und vermeiden das Böse nicht, ohne es erkannt zu haben.

Auch **Raymund Lullus** steht auf dem Standpunkte der natürlichen Theologie. In seiner ars magna stellt er eine Kategorientafel auf, nach der alle möglichen neuen Begriffe und Combinationen von Begriffen („lullische Kunst") gebildet werden können und sollen. In seiner Theologie lehrt er: Laß Dein Erkennen sich emporschwingen; der Himmel ist nicht so hoch, als die Liebe eines heiligen Menschen; je mehr Du arbeiten wirst, um empor zu steigen, desto mehr wirst Du emporsteigen. Zum Verständniß der Wahrheiten des Glaubens kann der Geist nicht gelangen, so lange er noch gegen dieselben eingenommen ist, und in der Voraussetzung, daß dieselben etwas Unmögliches enthalten, von seiner Auflehnung gegen dieselben nicht ablassen will. Man muß den Inhalt der Glau-

benswahrheit vorerst als etwas Mögliches setzen, um zur Untersuchung desselben fortschreiten zu können, welche nicht möglich ist, wenn man nicht zuerst voraussetzt, daß etwas wahr oder falsch sein könne. Glauben und Wissen stehen nach ihrer Bethätigung, ihrem Verhalten, ihrem Vermögen im Einklang; je höher der Geist im Wissen von Gott sich erhebt, desto höher erhebt sich auch der Glaube und umgekehrt, und nur wann der Geist um gewisser Hindernisse willen zum Erkennen sich nicht erheben kann, vertritt dessen Stelle der Glaube, damit sich der Geist dadurch die Wahrheit aneigne. Gleich wie, wann ein Gegenstand der Sinneswahrnehmung uns nicht gegenwärtig ist, das Bild in der Phantasie seine Stelle vertritt, so stellt sich, wenn der denkende Geist an der Erkenntniß der Wahrheit verhindert wird, dieselbe in der Form des Glaubens dar. — Wie der Glaube in hohen Dingen stehen, und sich nicht zu Vernunftgründen herablassen will; so erhebt sich die Vernunft zu hohen Dingen, welche sie zum intellectus und zum Erkennen herabsteigen läßt. Wenn der Glaube in hohen Dingen steht, und die Vernunft zu ihm hinaufsteigt, dann befinden sich Beide im Einklang, weil der Glaube der Vernunft die Erhebung verleiht und sie durch den erhabenen Schwung desselben geadelt und gekräftigt wird, daß sie versuche durch Erkenntniß zu Dem zu gelangen, was die fides schon erreicht hat.

Raymund von Sabunde († 1437) gewann aus der Betrachtung des Universums die Idee Gottes. In der Natur des Menschen liegt es, daß er Gott in Liebe verpflichtet ist; in Gott aber liegt es, den gefallenen Menschen den Heiland zu gewähren, der für sie Genugthuung leistete. — Raymund führt den moralischen Beweis vom Dasein Gottes, und zwar also: Da der Mensch ein zurechnungsfähiges Wesen ist, er aber weder sich selbst belohnen, noch sich selbst bestrafen kann; so muß ein Höherer sein, als er, welcher belohnt und bestraft. Denn wäre ein Solcher nicht vorhanden, so würde das Menschenleben ein vergebliches, ein Spiel des Zufalls sein. Da ferner die vernunftlose Schöpfung um des Menschen willen da ist, welchem sie gehorcht, so würde auch jene zwecklos sein, wenn nicht wieder ein entsprechendes höheres Wesen über dem Menschen stände. Nun aber erblicken wir in der dem Menschen untergeordneten Schöpfung Alles in aufsteigender Stufenreihe wohl geordnet: wie sollte sich also die Ordnung in der natürlichen Welt nicht in der sittlichen wiederholen? Wie das Auge den sichtbaren, das Ohr den hörbaren, der Verstand den begreiflichen Dingen entspricht; so muß auch der sittlichen That des Menschen das Gericht und die Vergeltung entsprechen und also ein höchster Richter und Vergelter sein, der nothwendig eine vollkommene Einsicht in die sittlichen Handlungen und deren Motive haben, mithin allwissend und allgerecht sein und endlich die vollkommene Macht besitzen, mithin allmächtig sein muß, um sein Urtheil zu vollstrecken. Ein solches Wesen kann nur das vollkommenste aller Wesen oder Gott sein.

Von platonischen und augustin'schen Ideen aus suchte **Marsilius Vicinus** († 1490) den Beweis für die Unsterblichkeit zu führen. Er sagt: Von Gott stammend hat die menschliche Seele die Bestimmung, sich wieder mit ihm zu vereinigen; darum wird

sie hienieden, in den Banden der Materie und in dem Zusammenhange der vergänglichen Dinge gefesselt, von unbefriedigter Sehnsucht nach ihrer himmlischen Heimath erfüllt. Die Seele ist gottähnlich durch eine unendliche Kraft zu wollen und zu erkennen, um wie viel mehr muß ihr eine unendliche Kraft des Lebens zukommen. Wenn die Seele den Leib verläßt, so entflieht sie zu dem Sterne, zu dem sie sich verähnelt hat; die aber dem Ewigen sich zuwandte, nennen wir selig; sie schaut Alles in Gott und erkennt ein Jegliches durch das innere Licht; von Gott angezogen, wird sie mit ihm vereinigt, und genießt in ihm die höchste unveränderliche Seligkeit. —

Die natürliche Theologie des Mittelalters ist das erste Auftreten des Empirismus innerhalb des Christenthums. Es bleibt jedoch dieser Empirismus noch gefangen im katholischen Dogma, und seine Resultate sind nicht Producte der Forschung, sondern nur Versicherungen. Aber doch sendet er die ersten Vorboten zu der exacten Wissenschaft, die von der Reformation ab die mächtigste Feindin aller scholastischen Theologie wird. —

3. Die Opposition gegen den mittelalterlichen Katholizismus.

Dem Verfalle des Lebens und der Lehre im Papstthum stellte sich vom 11. Jahrhundert ab eine Opposition gegenüber, die anfangs excentrisch phantastisch, allmählich mehr und mehr sich reinigte und erstarkte, bis sie zu einer auch durch die Wissenschaft gestützten Macht emporwuchs. Sie äußerte sich in Peter von Bruis (1104), der gegen Kindertaufe und Messe predigte, — in Tanchelm aus Flandern (1124), der gegen alles äußere Kirchenthum eiferte, — in den Bogomilen (slavisch: Gottesfreunde), welche die kirchliche Taufe und Abendmahlsfeier verwarfen, — in den Katharern, unter welchem Namen eine Menge verschiedener antikirchlicher Secten des Abendlandes zusammengefaßt wurden, deren gemeinsame Tendenz die Opposition gegen das herrschende Kirchenthum war. Joachim von Floris und Peter von Oliva (1200) verkündeten das ewige Evangelium. Die Brüder und Schwestern des freien Geistes, welche sich auf die pantheistischen Mystiker Amalrich v. Bena und David v. Dinant stützen, stellten sich als die Menschen des dritten Zeitalters hin, in welchem Jeder kraft des Geistes Christus und Gottmensch ist, will und thut wie er, ohne der äußeren Kirche mit ihren Sacramenten, Heiligen und Evangelien zu bedürfen. Die Beguinen (Betschwestern), Begharden (Betbrüder) und die von Gerhard Groot zu Deventer († 1384) gegründete Verein der „Brüder vom gemeinsamen Leben" suchten in Gebet und stillem christlichen Wandel und Wirken dem äußerlichen Treiben der Welt zu entgehen. Arnold von Brescia lehrte, daß dem Klerus keine weltlichen Güter zukämen and daß aus diesen der Mißbrauch in der Kirche entstanden wäre: er ward 1155 in Rom gehängt, verbrannt und seine Asche in die Tiber geworfen. Petrus Waldus trat als Lehrer des apostolischen Christenthums auf und stiftete eine Gemeinde, in der die Vollkommenen die Lehrer bildeten, Alle aber am Buchstaben des Evangeliums hielten: Innocenz III. gab Befehl zu ihrer Unterdrückung; Wenige blieben übrig. —

Nun trat die gelehrte und wissenschaftliche Opposition des reformatorischen Geistes auf Grund der heiligen Schrift gegen die Veräußerlichung der Lehre und des Lebens in der katholischen Kirche auf.

Iohn Wicliffe (1324—1384) schrieb „gegen die Unterdrückung der Kirche durch das Papstthum, gegen die Willkür der Bannflüche, gegen Mönchthum, Fegfeuer, Ohrenbeichte, Ablaß, Heiligen- und Bilderdienst, daß des Papstes Gewalt nur vom Kaiser komme, daß es Verrath sei, Appellation vom geistlichen Gerichte an den König zu hindern, daß die Kirche nichts vermöge gegen die H. Schrift und Christus nur geistig im Abendmahle gegenwärtig sei." Er wurde von der Universität Oxford ausgeschlossen und mußte zurückgezogen auf seiner Pfarrei Lutterworth leben.

Iohannes Huß (1373—1425) sprach in Predigten und Flugschriften gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichen, gegen den Ablaßhandel, gegen das Klosterleben, gegen die päpstliche Gewalt. Er mußte 1415 zu Kostnitz auf dem Scheiterhaufen sterben, worauf der Rhein seine Asche dem Meere zutrug.

Girolamo Savonarola predigte, daß die Kirche ohne Haupt, der Papst kein wahrer Bischof, — daß nicht durch Heilige und durch Werke, sondern durch die Gnade Gottes das Heil zu erlangen sei. Er wurde 1498 am Galgen verbrannt.

Iohann Ruchrath von Wesel verkündet, daß die Kirche dergestalt von der wahren Frömmigkeit abgefallen sei zu einem gewissen jüdischen Aberglauben, daß man, wohin man auch die Augen wenden möge, nichts wahrnehme, als eine leere Prahlerei mit Werken bei erloschenem Glauben und pharisäischem Stolz der Rabbiner; daß man nichts sehe, als kalte Ceremonien und mächtigen Aberglauben, um nicht zu sagen, Götzendienst; daß man nichts bemerke, als daß Alle auf ihre Geldernte wohl bedacht seien, ihre eigenen Interessen allein betrieben und dagegen die Pflichten der christlichen Frömmigkeit gänzlich vernachlässigten. Er erhebt sich gegen den Ablaß: Im Begriff, die Frage zu beantworten, ob der Papst Jemanden von aller Strafe freisprechen und Ablaß geben könne, — protestire ich, Iohann von Wesel, berufener Professor der heiligen Schrift, obwohl der geringste, vor allen Dingen, irgend Etwas sagen oder schreiben zu wollen, was der Wahrheit des Glaubens, wie er in der Schrift enthalten ist, irgendwie widerspricht. Ist aber meine Meinung und Behauptung Jemandem entgegen, auch unter den heiligen Lehrern, so will ich damit dessen Ehre und Heiligkeit nicht angetastet haben, denn ich spreche mit dem heiligen Augustin: die Anderen lese ich so, daß ich, wie ausgezeichnet an Heiligkeit und Gelehrsamkeit sie seien, Etwas nicht darum für wahr halte, weil sie es so gemeint haben, sondern weil sie durch kanonische und wahrscheinliche Gründe die Ueberzeugung gewähren, daß sie nicht von der Schrift abweichen. 1) Ueber Jeden, der sich gegen das Gesetz Gottes verfehlt, verhängt Gott, der Gesetzgeber, vermöge seiner Gerechtigkeit eine Strafe, die er nicht erläßt, obwohl er nach seiner Barmherzigkeit die Schuld vergibt. 2) Die christlichen Priester, denen die Schlüssel des Himmels gegeben, sind Diener Gottes in Erlassung der Schuld. 3) Die Strafe, die Gott über einen Sünder

verhängt hat, kann ihm kein Mensch vergeben, denn dem göttlichen Willen kann nichts widerstehen. 4) Daß irgend ein Priester, auch der Papst, Ablaß ertheilen könne, wodurch der Mensch von allen durch Gott über ihn verhängten Strafen befreit würde, steht in der H. Schrift nicht geschrieben. 5) Von jeder Strafe aber, die ein Mensch, oder das positive Recht für die Sünde bestimmt, kann der Papst absolviren, denn er ist der von der Kirche eingesetzte Begründer des positiven Rechtes, insoweit dasselbe zur Erbauung, nicht zur Zerstörung der Kirche dient. 6) Daß die von einem Menschen oder durch das positive Recht verhängten Strafen der göttlichen Selbstbestimmung dergestalt entsprechen, daß, wenn jene aufgehoben, auch Gott genug gethan wäre, ist nicht gewiß, es sei denn Jemandem von Gott geoffenbaret, denn der göttliche Wille ist dem Menschen unbekannt und in der Schrift findet sich hierüber nichts. 7) Die Meinung der Lehrer vom Schatze der Kirche, gesammelt aus dem Verdienste Christi und den überverdienstlichen Werken der Heiligen, und dem Papste zur Verwaltung anvertraut, ist zwar sehr fromm, jedoch werden hier auch einige bescheidene Einwürfe heilsam sein. Die Werke der Heiligen sind nicht auf Erden, sondern da, wo die sind, die sie gewirkt haben. Unser Verdienst stammt nicht aus unserem, sondern dem göttlichen Willen. — Wesel ward von den Dominikanern in ein Kloster gesperrt, wo er 1481 starb. —

Mit allen diesen Männern trat **die Wissenschaft** und **Kunst**, wie **das Leben** in Bund. **Universitäten** entstanden, seit dem 14. und 15. Jahrhundert auch in Deutschland: in sich noch ein Gemisch von Ritterthum und Innungsthum, nicht frei vom engherzigen Zunftgeiste, in den Kreis des kirchlichen Lehrbegriffs gebannt; aber doch das Denken zum Princip der Erklärung, der Auslegung und des Verständnisses der Schrift erhebend und dadurch die unbedingte Autorität der Kirche brechend, sowie die Freiheit der Wissenschaft von der Kirche dadurch documentirend, daß die einzelnen Lehrer weltlichen wie geistlichen Standes selbstständig auftraten und durch ihren wissenschaftlichen Ruf Schüler um sich sammelten.

Einen freieren und tieferen Gehalt erhielten die Universitäten durch die **Erneuerung der Wissenschaft**, die von der Eroberung Konstantinopels datirt, von Italien ausging, sich über die Niederlande und über Deutschland verbreitete und in der begeisterten Richtung auf das klassische Alterthum ihr Wesen hatte: das Zurückgehen auf die Griechen und Römer, auf eine in sich abgeschlossene und vollendete Welt, in welcher der starre Gegensatz von Wahrheit und Wirklichkeit, von Geist und Natur, von Jenseits und Diesseits nicht vorhanden war, gab einerseits den mittelalterlichen Menschen ein Gebiet außer der Gegenwart, in dem sich der Geist von dieser frei wußte, und andrerseits wurde dadurch der Scholasticismus gebrochen, indem das bisdahin geblendete Auge wieder sehen und die wirkliche Welt betrachten lernte. War aber diese Richtung auf das antike Leben in Italien zur wirklichen Religion geworden, die das Christenthum und den Glauben an dasselbe verdrängt hatte; so wurde das klassische Alterthum in Deutschland vielmehr eine Waffe, welche die unchristliche Hierarchie in Leben und Lehre zerstörte. Schon Laurentius Valla († 1457) hatte die Gesetze der klassischen Philo-

logie auf die Auslegung des neuen Testamentes angewandt. Da begründete Johannes Reuchlin († 1522) das Studium der hebräischen und griechischen Sprache in Deutschland: sein Zweck war, auf die heilige Schrift als die authentische Quelle der göttlichen Offenbarung zurückzugehen. Um ihn sammelte sich dann die ganze Schaar der muthig kämpfenden Humanisten, aus deren Kreise die epistolae virorum obscurorum hervorgingen, — eine Carricatur, wie sie Ranke characterisirt, deren Typus so ein tölpischer, genußsüchtiger, von dummer Bewunderung und fanatischem Haß beschränkter Pfaffe ist, der die mancherlei anstößigen Situationen, in die er geräth, in alberner Vertraulichkeit enthüllt. Im Bunde mit Reuchlin kämpfte Ulrich von Hutten — ein unermüdlicher Streiter gegen das Papstthum für die Freiheit, mit dem Lebenswahlspruch: „Der Würfel ist geworfen; ich hab's gewagt!" Mehr aber als alle Anderen arbeitete Desiderius Erasmus († 1536) dem Werke der Reformation vor. Er lebte im Geiste der altklassischen Literatur, nach ihrer Lebensweisheit und practischen Philosophie, und strebte zugleich das Christenthum in seiner ursprünglichen Würde und Reinheit wiederherzustellen. Die wahre Religion bestand ihm nicht in der Beobachlung äußerer Gebräuche und Ceremonien, sondern in der Gesinnung; er verlachte den Heiligencultus als etwas Heidnisches, nannte das Fasten einen Aberglauben und bezeichnete die Anschauung, als ob es außer der Kutte kein Christenthum gebe, als ein thörichtes Vorurtheil. Dabei gab er die Grundsätze einer gesunden Kritik und Auslegung, sowie die wissenschaftlichen Grundgedanken einer rein biblischen Theologie. In den geistigen Anschauungen mit den Reformatoren nahe verwandt, unterschied er sich dadurch von ihnen, daß er Streit für der Uebel größtes hielt und in Collisionsfällen lieber einen Theil der Wahrheit dahinterlassen, als durch Behauptung der ganzen den Frieden stören wollte: von den Katholiken als Haupt und Quelle aller Ketzereien angesehen, — von den Protestanten getadelt, weil der so Freisinnige nicht entschieden für ihre Sache auftrat. —

Die Erfindung der Buchdruckerkunst stand im Dienste dieses neuen wissenschaftlichen Geistes: durch sie ward zugleich der Gegensatz der Gelehrten und Laien vermittelt und zwischen ihnen die zahlreiche Klasse der Gebildeten geschaffen. —

Alle diese Bewegungen nach Selbstständigkeit und Freiheit des Geistes erhielten ihren Stützpunkt im **Bürgerthum,** das der Geistlichkeit und dem Adel den dritten Stand hinzufügte, eine bewußte Befreiung, eine Emancipation von den bisher aller freien Bewegung hinderlichen Schranken erstrebte und Kunst und Wissenschaft zu fördern suchte. Von den deutschen Städten sagt Aeneas Sylvius Piccolomini: „Keinem Lande in der Welt steht Deutschland nach an Macht, Reichthum, Bildung. Wer die Deutschen jetzt noch Barbaren schelten wollte, wäre selbst der ärgste Barbar! Wie fleißig ist das Land angebaut, wie grünend und blühend, wie fruchtbar und volkreich ist es! Von Danzig bis Bern, von Salzburg bis Lübeck und von Breslau bis Straßburg, wie viel wohlgelegene Städte! wie groß, wie fest, wie prächtig! Venedig und Genua sind älter; jugendlich ist das Ansehen der deutschen Städte, und sie übertreffen die italienischen an bür-

gerlicher Ordnung, Zucht und Sitte. Ernst und Weisheit ist in den Rathsversammlungen, Frohsinn und Redlichkeit im gemeinen Leben. Viele Häuser in den deutschen Städten gleichen Palästen; einfache Bürgerfrauen sieht man mit Gold geziert; silberne Gefäße in Gasthöfen sind etwas ganz Gewöhnliches: die Pracht der Dome und der Kirchengeräthschaften ist unbeschreiblich." Im Norden Deutschlands herrschten 85 Hansastädte: sie zwangen den schwedischen König Magnus, seine Krone niederzulegen, und dem dänischen Könige Christoph erklärte ein Bürgermeister von Danzig den Krieg. Im deutschen Süden blühten die Zünfte der Meistersänger, die Genossenschaften der Künstler und Kunsthandwerker: Augsburg wurde der Hauptstapelplatz des Handels zwischen dem nördlichen Europa, Italien und der Levante, und hatte in seinen Fugger's die Rothschild's jener Zeit; in Nürnberg bildete sich das Handwerk zur Kunst aus, das im zunftmäßigen Meistergesange zugleich offenbart, wie es sich nach allen Seiten hin vom Gemeinen abzuwenden strebte.

Es war der germanische Geist des Selbstvertrauens und der Selbstbethätigung, der im Bewußtsein seines Großgewordenseins überall in Opposition gegen die Herrschaft des Romanismus trat. Dieser germanische Geist hatte bereits seit Beginn des 13. Jahrhunderts seine Kraft in den wundervollen **gothischen Bauwerken** gezeigt, in welchen alle Starrheit überwunden, indem durch den Spitzbogenstil nur der geringste Widerstand erfordert und zugleich weniger Druck auf die Mauern, als durch den Rundbogen, ausgeübt wird: nirgends Last, überall Spitzbogen und Gewölbe, wo jeder Stein trägt und getragen wird; Pfeiler und Halbsäulen, frei emporsteigend, entsenden sprießende Zweige zu einander hin; die Mauer erscheint nur noch als Füllung zwischen den hohen Fenstern, welche, um das Licht nicht zu häufen, durch das Farbenspiel des Glases eine das Geheimnißvolle des Glaubens versinnlichende Dämmerung erzeugen; im Aeußeren geben die in Gestalt von Spitzsäulen auftretenden Doppelthürme dem Streben nach dem Unendlichen den Abschluß; dem Innern aber liegt das lateinische Kreuz zu Grunde, das im oberen Theil als halbkreisförmiger, erhöhter Raum (Chor) sein Ende erreichte. (Dom zu Köln, Straßburger Münster, Münster zu Freiburg im Breisgau 2c.) — Mit der gothischen Architektur verband sich **die Sculptur** und entwickelte besonders an Friesen und Gesimsen eine künstlerische Kraft im Humor: Der Fuchs predigt im Mönchsgewand den Hühnern und Gänsen; der Wolf kommt im Schafskleide zur frommen Heerde 2c. — In Italien aber trat durch die Begeisterung für das Alterthum, durch Veredlung der Formen und durch eine treuere Nachahmung der Natur (— eine Kunstopposition gegen den Katholizismus innerhalb des Katholizismus —) **die Malerei** in höchster und schönster Blüthe auf: Giovanni Cimabue (1240 — 1300), Giotto (1276 — 1336), Fra Giovanni Angelico, von seinem Geburtsorte Da Fiesole genannt (1387—1455), — stehen noch in den Vorhallen. Da kam Lionardo Da Vinci (1452—1519), der Maler der Anmuth und Würde, — mit seinem „Abendmahl", dem wundervollen Werk, dem der Gedanke „Wahrlich ich sage

euch: einer unter euch wird mich verrathen" zu Grunde liegt, von welchem Worte aus die Bewegungen der Apostel, ihr Staunen, ihr Schmerz, ihre Treue, ihre Unruhe, ihr Entsetzen, ihre scheue Beobachtung zc. motivirt wird, während mitten zwischen den Leidenschaften der leidenschaftslose Meister thront. Es kam Michel Angelo Buonarotti — (1475—1563) — ein Titan, der als Maler, Bildner und Baumeister mit feurigster Phantasie dem Erhabensten zustrebte, die gewaltigsten Ideen in der verwegendsten Bewegung versinnlichend, der Schöpfer der „Pieta" (einer wunderschöne Marmorgruppe: auf dem Schoße der Maria ausgestreckt, liegt in einfach edler Haltung die Leiche des Heilandes, über die in stiller Wemuth die schmerzensvolle Mutter ihr schönes Antlitz beugt), der „Frescomaler in der sixtinischen Kapelle," wo er Anfang und Ende der Welt, eine Geschichte der Menschheit von ihrem Beginn bis in die Ewigkeit hinein, dargestellt hat. Es kam Correggio (1494—1534): lauter Leben und Bewegung, Drang nach Lust und Liebe, in seinen Gestalten alle Gegensätze in reizender Milde auflösend, der Meister im Helldunkel d. i. in der ästhetischen Beurtheilung des Lichtes, — mit seiner von zauberischem Licht umflossenen „büßenden Magdalena" und mit seiner „heiligen Nacht," den auf die Leinwand gezauberten Worten: „Und das Licht schien in die Finsternisse, aber die Finsternisse begriffen es nicht!" Es kam endlich Rafael Sanzio (1483—1520), von dem Goethe sagt, daß er Das machte, was alle Anderen wünschten gemacht zu haben, — in seiner Gestalt ein Kunstwerk, in dem sich Liebenswürdigkeit und Anmuth des Charakters mit Lebensfrische und Freude an sinnlicher Schönheit verband, — in seinen Werken wunderbare Harmonie von Hoheit und Grazie, von Adel und Lieblichkeit, der Maler in den Prachtgemächern des vaticanischen Palastes, — der „Stanzen," in denen er die vier Geistesrichtungen, welche nach damaliger Anschauung den Gesammtinhalt des geistigen Schaffens bildeten, die Theologie, Philosophie, Rechtswissenschaft und Dichtkunst darstellte, — der „Disputa," einer dramatischen Darstellung der Theologie in ihrem Handeln und Wirken, — der „Schule von Athen," einer Verkörperung der ganzen Hoheit des antiken Geisteslebens, — der Schöpfer der „Loggien" im ersten Hofe des Vatican: 54 biblische Scenen („Bibel Raphael's") in einfacher Würde und Anmuth, und der „Cartons zu zehn Tapeten," Scenen aus der Geschichte der Apostel, — der Künstler, der alle jene „heiligen Familien- und Madonnenbilder" malte, die „Perlen" für alle Zeiten sind, und deren Höhepunkt die „sixtinische Madonna" ist, voll von überwältigender Würde und Schönheit: eine Mutter, in deren Gesicht, wie Kugler sagt, etwas Unbegreifliches, ein schüchternes Staunen über die Wunder der eigenen Erhöhung und doch nicht minder die hohe Freiheit und das Bewußtsein dieses göttlichen Zustandes liegt, — ein Knabe, der kindlich aber nicht kindisch nachlässig in ihren Armen ruht, ernst hinaus in die Welt blickend, in seinen Zügen die Lieblichkeit der Jugend mit dem Ernst und den tiefsinnigen Gedanken des heiligen Berufes in gleich ergreifender Weise vermählt, — daneben die großartige Würde des heiligen Papstes, die demüthige Ergebung der Barbara, und die freundliche Unschuld der beiden Kinderengel. —

Die Musik brauste — mit den übrigen Künsten in Wettstreit tretend — in gewaltigen Tönen auf. Nachdem das 12. Jahrhundert die Notenschrift, den Contrapunkt und die Mensur gebracht; nachdem Marchetto von Padua und Joannes de Muris in Paris im 14. Jahrhundert Regeln über die Harmonie gegeben; nachdem die Niederländer im 15. Jahrhundert durch Aufstellung der ersten regelrechten mehrstimmigen Compositionen den eigentlichen Grund für die neuere Tonkunst gelegt; nachdem man am Anfange des 16. Jahrhunderts als musikalische Instrumente Geige, Flöte, Schalmeie, Trompeten, Posaunen, Cithern und Lauten, Clarinetten und Orgeln mit vollständig organisirter Tastatur hatte: so erhielt die geistliche Musik um die Mitte des 16. Jahrhunderts den mächtigsten Aufschwung durch Palestrina, der in erhabener Großartigkeit und Strenge, in volltönender Harmonie, in kunstvollen Verflechtungen mit würdigem, andächtigen Ausdruck und vollkommener Verständlichkeit des Wortes seine „Messen" („Missa Papae Marcelli") componirte; — sowie durch den würdigen Nebenbuhler Palestrinas, durch Orlando Lasso, dessen „Psalmi poenitentiales" einen solchen Eindruck auf den in Folge der Bluthochzeit von Gewissensbissen gequälten Karl IX. von Frankreich machten, daß er ihn zu sich rufen wollte, um von ihm die bösen Geister bannen zu lassen. —

Die Poesie endlich trat mit eigenem selbstständigen Geiste der morschgewordenen mittelalterlichen Welt gegenüber, — in ihr über sie hinausweisend und hinausreichend. In Italien sang Francesco Petrarca (1304—1374) von seiner „Laura" in der süßen Musik seiner Sprache mit tiefer Empfindung, — zugleich der Anreger der klassischen Studien in Italien; — sprach Boccaccio (1313—1375) zum ersten Male in seinem Vaterlande in klassischer Prosa mit seinem aus hundert Novellen bestehenden „Decamerone," fein, oft die zarte Linie der Sittsamkeit überschreitend, treffend den sittenlosen Klerus, die Ohrenbeichte, die Reliquien, das Fegfeuer bespöttelnd; — dichtete Ariosto (1474 bis 1533) seinen „rasenden Roland," voll von zartem Gefühl, von Rührung und Empfindsamkeit, von phantastischen und wunderbaren Malereien, von Schalkheit, Witz und feiner Ironie; — schuf Torquato Tasso (1554—1595) sein in romantisch-religiös-sentimentalem Charakter gehaltenes Epos: „Das befreite Jerusalem." In Portugal suchte Luis de Camoens (1524—1579) in seinen „Lusiaden" (Lusiados) die Thaten aller großen Männer seines Vaterlandes und alle großen und interessanten Nationalbegebenheiten zu verherrlichen, wobei der gemeinschaftliche Haltpunkt aller die Entdeckung des neuen Weges nach Indien durch Vasco de Gama ist: ein episches Nationalgemälde des portugisischen Heldenruhmes. In Spanien zeugte Cervantes (1547—1696) seinen „Don Quixote": edle und klassische Diction, voll feiner Satyre, steter Contrast zwischen dem idealen Schwärmer und seinem prosaisch gesinnten Schildknappen, Zusammenstoß einer romantischen Phantasie mit den kleinlichen Umständen des Alltagslebens; — trat Lope de Vega (1562—1635) mit seinen Dramen auf, welche in Allegorien und Symbolen religiösen Mysticismus vortragen; spitzfindige, theologische und scholastische Discussionen dicht neben profane Liebesscenen stellen; Engel und Teufel, das Christkind

und Maria neben Königen, Bauern, Studenten und Spaßmachern auf die Bretter bringen; — führte Calderon (1600—1687) das spanische Drama zur höchsten Blüthe: genaue Organisation und verständige Disposition mit poetischer Fülle des Ausdrucks, üppiger Farbenreichthum, Meisterschaft in der Charakterzeichnung, — alle Erscheinungen der Welt, das Kleinste wie das Größte, das Leblose wie das Unbelebte, das Ferne wie das Nahe mit poetischer Begiesterung ergriffen und in der Natur das Abbild eines höheren Geistes feiernd. — In Frankreich hat François Rabelais, ein maskirter Verstand, (1483—1556) mit seinen „Narrenspossen" die „allerernsthaftesten Reden anderer Leute" übertroffen, und Michel de Montaigne (1553—1592) in seiner „Esais" zum ersten Male seine Muttersprache philosophiren lassen. — In Deutschland trat seit dem 14. Jahrhundert die „Volkslyrik" — ein sprechendes Zeugniß von der Gesundheit und Frische des im Volke lebenden Gefühls — in allen Tönen des religiösen und des weltlichen Liedes auf: „Augsburg ist ein' kaiserliche Stadt, Darin da liegt mein Lieb gefangen;" „Wein, Wein von dem Rhein, Lauter, klar und fein;" — seit dem 16. Jahrhundert: „Es steht ein' Lind in jenem Thal, Ist oben breit und unten schmal;" „Insbruck, ich muß dich lassen, Ich fahr' dahin mein' Straßen;" „So viel Stern am Himmel stehen, An dem blauen Himmelszelt, So viel Schäflein als da gehen Auf dem grünen, grünen Feld;" „Wenn ich ein Vöglein wär', Und auch zwei Flüglein hätt', Flög ich zu Dir" ꝛc. Daneben verkündete „die didaktisch satirische Poesie" des 16. Jahrhunderts den neuen Geist: Sebastian Brandt († 1521) warnte in seinem „Narrenschiff" vor den Thorheiten der Welt, indem er mit Laune und Ernst Bilder von ihnen — Unglaube, Aberglaube, Sterndeutung, Geiz, Wucher, Modesucht, Verachtung der Arbeit ꝛc. — schilderte, ernst und einsichtsvoll besonders den Werth einer guten Erziehung characterisirend:

Anfang, Mittel und Ende der Ehre
Entspringt allein aus guter Lehre.

Thomas Murner († 1540) wandte seine beißende Satire gegen die allgemeine Entartung der Zeit, besonders gegen die Kirche: in seiner „Narrenbeschwörung und Schelmenzunft" wirft er den Fürsten, dem Adel, den Juristen Gewaltthat und Betrügereien vor, besonders aber haben die Geistlichen von ihm zu leiden, weil sie den Laien als Gottes Lehre darstellen, was sie selber verspotten, weil ihrer Habsucht Alles käuflich ist, weil sie in Unwissenheit und Ueppigkeit ein verworfenes Leben führen; — in seinem „großen lutherischen Narren" tritt er gegen die reformatorischen Bestrebungen auf, indem er dieselben in der Person eines „großen Narren" allegorisch zusammenfaßt, aus dessen Kopf, Tasche, Bauch ꝛc. allerhand kleine Narren, zuerst die, welche die Bibel nach ihrem Gutdünken auslegen, dann die, welche nach den Gütern der Kirche gierig sind ꝛc. herauskommen, die darauf in Bundesgenossenschaft mit den geraubten Fahnen „Evangelium," „Freiheit," „Wahrheit," in den Kampf ziehen, in dem jedoch die treuen Christen siegen. Erasmus Alberus († 1553) strafte in dem „Buch von der Tugend und Weisheit" satirisch das Papstthum und Mönchswesen, und Burkard Waldis († 1560) in

seinem „Aesopus" die Papisten als rechte Widerchristen, die Heiligenverehrung und den Reliquiendienst. Johann Fischart († 1590), von außerordentlicher Sprachgewandtheit und Gedankenkraft, tief in Empfindung, scharf in Spott, verherrlicht in seiner epischen Erzählung, dem „glückhaften Schiff" den Bürgerstand und die Städtebündnisse, — geißelt von seinem protestantischen Standpunkte aus die katholische Kirche in seinen Schriften „von St. Dominici, des Predigermönchs, und St. Francisci, Barfüßers, artigem Leben und großen Greueln," „der Barfüßer Secten- und Kuttenstand," im „Jesuitenhütlein" und im „Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms, seiner Hummelszellen oder Himmelszellen, Hürnaußnäster, Brämmgeschwürm und Wespengetöß." Die Satire „Aller Praktik Großmutter" ist gegen die Kalendermacher, deren Prophezeihungen und Sterndeutungen, — sein „podagramisches Trostbüchlein" gegen die Trägheit, Verweichlichung und Versunkenheit des genußsüchtigen Lebens gerichtet. In seinem satirischen Roman „Gargantua und Pantagruel" (Affenteuerlich naupengeheuerliche Geschichtsklitterung von Thaten und Rathen der vor langen und je weilen vollenwohlbeschreiten Helden und Herrn Grandgoschier Gorgellantua und Pantagruel, Königen von Utopien und Nienenreich) geißelt er alle Richtungen moralischer Verbildung seiner Zeit — die Schwelgerei der Höfe, die Prachten, die Wappen, die pedantische Gelehrsamkeit ꝛc. Und in seinem „philosophischen Ehezuchtbüchlein" schildert er in sinniger Weise den Segen der Sittlichkeit in der Familie. Georg Rollenhagen († 1609) schrieb sein allegorisch didactisches Gedicht „der Froschmeusler" mit satirischen Beziehungen auf die katholische und protestantische Kirche. — In den, in dieser Periode auftretenden „Erzählungen" endlich prägt sich theils der niedere Volkswitz aus, wie in „Till Eulenspiegel" und in den „Schildbürgern," theils ein tiefer religiöser Ernst, wie in dem „ärgerlichen Leben und schrecklichen Ende des vielberüchtigten Erzschwarzkünstler Dr. Faust:" der menschliche Geist in seinem Losgerissensein von Gott; — mitten aus dem reformatorischen Gährungsproceß hervorgegangen, mit polemischen Beziehungen auf die katholische Kirche, indem das Papstthum als Werk des Teufels bezeichnet wird, und auf den Protestantismus, indem das böse Ziel vorgeführt wird, wohin das entfesselte Streben des Geistes nach Erkenntniß führt; — und in dem „ewigen Juden," in welchem die Härte des Herzens gestraft wird: „Weil Du des Menschen Sohn keine Rast vergönntest, sei auch Dir keine Ruhe vergönnt; du sollst umherirren, bis daß ich wiederkehren werde." — Seit dem 15. Jahrhundert begann man auch die lateinischen Kirchenlieder aus der Kirche zu verdrängen und an ihre Stelle deutsche zu setzen: sie bestanden theils in Ueberarbeitungen und Uebersetzungen lateinischer Kirchenlieder, wie z. B. „Komm, heiliger Geist, Herre Gott;" — theils in Mischliedern wie z. B. „In dulci jubilo Nu singet und seit fro! Aller unser Wonne Leit in presepio" ꝛc.; — theils in deutschen Originalliedern und Umbildungen deutscher weltlicher Volkslieder, wie z. B. das Lied „Insbruck ich muß dich lassen" ꝛc. umgebildet ward in das: „O Welt ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen" ꝛc. —

V. Die Entwicklung des Christenthums von der Reformation bis zur Gegenwart.

A. Der reformatorische Geist des 16. Jahrhunderts.

Die Reformation ist ein neues Princip, das in die Geschichte ein- und in ihr auftritt: — das Princip des denkenden, selbstbewußten und selbstthätigen Geistes. Dieses neue Princip erscheint deshalb auch nicht blos in der Religion. Wie es sich in der scholastischen Theologie vorbereitete, indem dieselbe an die Stelle des unbedingten äußeren Glaubens den Zweifel setzte, — wie es in der Mystik energirte, als sie den objectiven äußeren Glaubensinhalt in die Gefühlstiefen des Subjects hineinzog, — wie es in der natürlichen Theologie aufbrach, indem dieselbe den ersten Ansatz zur Einführung des Rationalismus in die Theologie machte, — wie es in der Wiederbelebung der alten klassischen Welt sich das Wort zu verschaffen suchte, indem dadurch die vom Mittelalter in die Hölle verstoßenen Heiden wieder in's Leben gerufen und damit dem Geiste ein Gebiet erobert wurde, auf dem er sich frei von jeder äußeren Autorität und ungestört von kirchlichen Satzungen bewegen konnte, — wie es in der Kunst auflebte, als die Idee der Schönheit in ihrer Unabhängigkeit und Selbstständigkeit aufstand und damit dem Menschen seine göttliche Productionskraft zur Anschauung kam, — wie es an Gesellschaft und Staatsleben anklopfte und Eingang begehrte, als es das freie bürgerliche Leben schuf und in den Kämpfen der Fürsten gegen die Anmaßungen der Hierarchie die Autonomie des Staates zu erringen strebte: — — so offenbart sich der neue Geist auch als großgewordener mit seiner selbstbewußten Freiheit auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, der Kunst, der Philosophie, der Religion und des Staatslebens.

Die Naturwissenschaften begannen ihre Flügel zu regen, als Columbus mit innerster Glaubensfreudigkeit und freiester Siegsgewißheit durch die Entdeckung Amerika's das Weltmeer zum verknüpfenden Band der Völker machte und für das practische Leben einen befreienden und belebenden Geist in Europa hervorrief: er war ein reformatorischer Genius, der, verkannt von der Welt, verhöhnt von den Mächtigen und von den Gelehrten, mit dem Tode bedroht von den Gefährten, in unerschütterlicher Selbstgewißheit, die Erdkarte in der Hand, dem unbekannten Lande zusteuerte, das sich ihm erschließen mußte, auch wenn es das Meer erst gebären sollte, und das vor ihm erschien, als es endlich nach zweifelhafter Fahrt aus dem Munde aller der Seinen donnerte: Land! — Nachdem Columbus eine neue Welt entdeckt hatte, machte Copernicus den Himmel zu einem Sterne unter den Sternen. Er erkannte die Sonne als das Centrum des Planetensystems, um die sich, wie zugleich um sich selbst, die Erde bewegt, — eine Wahrheit, die Kepler in allgemeinen Gesetze brachte, und die Newton durch seine Gravitationstheorie nach ihren inneren Gründen und in ihrer ewigen Vernunftnothwendigkeit nachwies. Copernicus hat das Was,

Kepler das Wie und Newton das Warum vom Leben des Planetensystems erkannt und gegeben. „Der Himmel ist uns nun nicht mehr — sagt Schleiermacher — das feste, über unserem Weltkörper ausgespannte Gewölbe, an welchem die glänzenden Punkte, welche die Nacht erleuchten, angeheftet sind; er ist uns auch nicht mehr der Ort, in welchem das ewige und höchste Wesen einen besonderen Sitz und Wohnplatz hätte. Die lichten Punkte haben sich vor der Einsicht des Menschen erweitert und vergrößert zu einer unendlichen Menge von Körpern, wie der hier, den wir bewohnen; mit dieser erweiterten Vorstellung von den Gestirnen ist uns nun auch das Gewölbe selbst, an dem sie uns erscheinen, auseinandergegangen zu einem unermeßlichen, unbekannten Raum. Nur das wissen wir, daß das ewige und höchste Wesen eben so wenig diesen, als irgend einen anderen besonderen Ort haben kann, an welchem es wohne, weil es dann immer, wenn auch nicht in demselben eingeschlossen sein, doch wenigstens sich anders zu demselben verhalten müßte, als zu anderen Orten. Das aber können wir nicht mehr denken, sondern gleich allgegenwärtig ist uns Gott, und seine Wohnung ist überall.“ Nun gab es nur noch eine Welt ohne Wunder und Willkür, aber voll von Vernunft und Gesetzmäßigkeit. Nun löste das Teleskop den unendlichen Sternenhimmel mit seinen Lichtnebeln in lauter Welten auf und zeigte das Mikroskop eine neue Welt im kleinsten Raume. Zwar suchte die mittelalterliche Kirche noch einmal mit all' ihrer Macht gegen die neue Wahrheit anzukämpfen und von Galilei*) das Abschwören der copernicanischen Weltanschauung

---

*) Urtheil des heiligen Officiums der Inquisition gegen Galilei. Wir sagen, verkünden, erkennen und erklären, daß Du, Galilei, durch die in dem Processe ermittelten und von Dir eingestandenen Thatsachen Dich in den Augen des heiligen Officiums im höchsten Grade der Ketzerei verdächtig gemacht hast, nämlich eine Lehre geglaubt und anerkannt zu haben, die falsch und der heiligen und der göttlichen Schrift entgegen ist; das ist die Lehre:

daß die Sonne der Mittelpunkt des Weltalls ist; daß sie sich nicht von Osten nach Westen bewegt; daß die Erde hingegen sich bewegt und nicht der Mittelpunkt der Welt ist,

daß man eine Meinung, welche als mit der heiligen Schrift in Widerspruch stehend erklärt ist, auch nicht als wahrscheinlich annehmen und vertheidigen darf, und daß Du folglich alle die Censuren und Strafen verwirkt hast, welche in den heiligen Canones und durch andere allgemeine und besondere Verordnungen gegen dergleichen Deliquenten ausgesprochen und verfügt sind. Wir wollen jedoch uns begnügen, Dich davon loszusprechen unter der Bedingung, daß Du zuvor vor uns aus aufrichtigem Herzen und aus ungeheuchelter Ueberzeugung die vorgenannten Irrthümer und Ketzereien, die der römischen katholischen apostolischen Kirche zuwider sind, auf die Weise, die Dir von uns angegeben wird, abschwörst, verfluchst und verwünschest.“

Abschwörungsformel des Galilei.

„Ich Galileo Galilei, Sohn des verstorbenen Florentiners Vicenzo Galileo, im 70. Jahre meines Alters, persönlich vor Gericht gefordert, vor Euch, hochwürdigste Eminenzen, Cardinäle des allgemeinen Reichs der Christenheit, Generalinquisitoren gegen die ketzerische Bosheit, knieend und das hohe heilige Evangelium vor Augen habend und mit meinen eigenen Händen berührend, — ich schwöre, daß ich immer geglaubt habe, jetzt glaube und mit Gottes Hülfe auch in Zukunft glauben werde Alles, was die heilige katholische und römisch-apostolische Kirche annimmt, lehrt und predigt. Aber, weil mir das heilige Officium

zu fordern. Doch vergebens. Die Naturwissenschaften wurden der gewaltigste Feind der ganzen überlieferten Kirchenlehre, die Vorposten bei der Besiegung der transcendenten Welt durch den freien selbstbewußten Menschengeist. Denn in Baco v. Verulam erhielten sie (um auf festem Geistesboden zu stehen) ihren Philosophen, der den Geist von allen überlieferten Vorurtheilen zu reinigen, die Wissenschaft auf die Erfahrung d. i. auf die beobachtende und experimentirende Naturforschung zurückzuführen suchte, und die Welt als ein Ganzes faßte, in welchem die einzelnen Dinge und Erscheinungen durch das Verhältniß von Ursache und Wirkung auf's Innigste unter einander verknüpft sind, — als einen Organismus und Zusammenhang, der nirgends durchlöchert und unterbrochen ist.

Unterdeß hatte sich **die Philosophie** mit trunkener Lust der Natur in die Arme geworfen. Besonders waren es in Italien Campanella und G. Bruno, in Deutschland und der Niederlande Paracelsus und van Helmont, die mit philosophischem Tiefsinn und glühendem Enthusiasmus ihren Naturpantheismus verkündigten. Campanella sprach: Der Zweck der Natur ist der Mensch, der Zweck des Menschen Gott. Die Materie ist beseelt und jedes Atom hat Empfindung. — G. Bruno organisirte Alles in die Harmonie der Sphären ein und machte es zu einem selbstbewußten Strahle des selbstbewußten ewigen Lichtes. Gott ist das Sein in allem Dasein, das Vermögen aller Vermögen, die Wirklichkeit alles Wirklichen, die Seele der Seelen, die Wesenheit, die aller Wesen Quell, die wirkende Ursache aller Ursachen, die Wirklichkeit aller Möglichkeit. Er ist in Allem und Alles in ihm. Er ist Anfang, Mitte und Ende, von dem Besondern nicht unterschieden

---

von Rechtswegen befohlen hat, vollständig die falsche Meinung aufzugeben, nach welcher die Sonne der Mittelpunkt der Welt und unbeweglich, die Erde aber nicht der Mittelpunkt ist und sich bewegt, und weil ich dieselbe weder behaupten, noch vertheidigen, noch auf irgend eine Weise durch Wort und Schrift beweisen konnte, und nachher, als mir erklärt worden war, daß die genannte Lehre der heiligen Schrift entgegen wäre, ein Buch geschrieben und habe drucken lassen, in welchem ich die verdammte Lehre abhandelte und sehr wirksame Gründe ihr zu Gunsten aufstellte, ohne irgend ihre Lösung hinzuzufügen; — so bin ich deswegen der Ketzerei, als hätte ich behauptet und geglaubt, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt und unbeweglich, die Erde dagegen nicht der Mittelpunkt wäre, und sich bewege, sehr verdächtig geworden."

„Um nun diesen starken, mit Grund gegen mich erhobenen Verdacht aus der Seele Eurer Eminenzen und jedes katholischen Christen zu vertilgen, so schwöre, verwünsche und verfluche ich mit festem Willen und aus aufrichtigem Glauben alle genannten Irrthümer und Ketzereien, sowie überhaupt jeden andern Irrthum und jede Meinung, welche der genannten heiligen Kirche entgegen ist. Auch schwöre ich, in Zukunft weder mündlich noch schriftlich etwas zu sagen, oder zu behaupten, was ähnlichen Verdacht gegen mich begründen könnte; und sollte ich einen Ketzer oder der Ketzerei Verdächtigen kennen, so werde ich ihn dem heiligen Officium, oder dem Inquisitor, oder meinem Diözesanbischofe anzeigen. Außerdem schwöre und verspreche ich, alle Bußübungen, welche mir das heilige Officium auferlegt hat oder auferlegen wird, vollständig zu beachten und zu erfüllen, und, wenn es mir begegnen sollte, gegen einige meiner Worte, Versprechungen, Betheurungen und Schwüre zu verstoßen, was Gott verhüten wolle, mich allen Leibes- und Lebensstrafen zu unterwerfen, welche durch das heilige kanonische Recht und andere allgemeine und besondere Bestimmungen gegen solche Missethäter festgesetzt und bekannt gemacht worden sind. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium, das ich mit meinen Händen berühre."

als ein Getrenntes, sondern als die das Besondere in sich hegende Kraft und Ewigkeit. Er hat kein Vor und Nach; was in der Natur außer einander, das ist in ihm zumal. Gott weiß was er will und kann, und will und kann, was er weiß. Einheit, Wahrheit, Wesenheit sind das Nothwendige, und das ist der Wille Gottes, die Gerechtigkeit aller Dinge. Wille und That sind bei Gott Eins und seine Natur, sein Wille die unhemmbare Nothwendigkeit, sie und die Freiheit sind darum Eins, denn wer nach der Nothwendigkeit seiner Natur handelt, der ist frei. Gottes Nothwendigkeit ist das Weltgesetz. Seine Freiheit ist Eins mit der Nothwendigkeit, die selber von Nichts abhängig, Alles beherrscht, leitet und ordnet. Er ist ganz in der ganzen Welt. Er offenbart sich ewig auf unendliche Weise. Er wirket in Allem Alles. Er ist die Weltseele: insofern die Weltseele das Universum durchströmt und belebt, kann man sie als den inneren und formenden Theil desselben betrachten, insofern sie aber alle Dinge bestimmt und ihre wechselnden Verhältnisse gebiert, kann sie nicht als Theil, sondern muß sie als Ursache betrachtet werden, wie ein Bootsmann mit dem Schiffe zugleich bewegt wird und also ein Theil desselben ist, aber, insofern er lenkt und bewegt, ist er von ihm als für sich wirksames Wesen verschieden. Alles ist belebt: alle Formen der Dinge sind Seele. Die Weltseele ist im Ganzen, und somit in allen Theilen, gleichwie alle Glieder eines Thieres lebendig sind. Die Seele der Welt ist das bildende formale Princip des Universums. Dem Wandel und Untergange sind allein die äußerlichen Formen unterworfen, welche nicht Dinge, sondern an den Dingen sind. Form und Materie sind nicht zu trennen. Das Universum ist das Werdende, Gott das Seiende; Gott das Eine, das All seine Entfaltung, seine Entäußerung in Raum und Zeit. Alles ist der Substanz nach Eins, und das Geistige und Körperliche muß auf Ein Sein, auf Eine Wurzel zurückgeführt werden. Was Alles ist was es sein kann, das ist das Eine, welches in seinem Sein alles andere Sein begreift. Die Dinge aber sind ein besonderes und begränztes Sein in ihm in einer gewissen Ordnung und Folge. Die Materie ist Wirklichkeit, in der reinen Einheit Gottes ist sie von der Form nicht verschieden, sondern selbst alle Form der Materie. Die Materie nimmt alle Formen an, ohne für sich durch irgend eine dargestellt zu werden. Die Dinge in der Natur entstehen durch Scheidungen und Entfaltungen. Gott ist das Bestimmende und das Bestimmbare, indem er in seiner Wesenheit der sich selbst Bestimmende ist. Indem er aber sich selbst bestimmt, unterscheidet er sich; aller Unterschied aber ist ein Außereinander in seiner doppelten Form als Neben- und Nacheinander. Der Mensch steht in der Mitte des Lebens zwischen dem Göttlichen und Irdischen und hat an beiden Theil. Er ist ewig und durchwandelt alle Räume und nimmt alle Gestalten an. Die Seele ist ein Individuum, eine denkende Monade, die herrschende und gestaltende Kraft im Körper. Die Geburt ist Ausdehnung des Centrums, das Leben Bestand der Sphäre, der Tod Zusammenziehung in's Centrum. Die Seele lebt im ganzen Körper, wie die Weltseele in der ganzen Natur. Darum hängt Alles in Raum und Zeit zusammen; darum kann in die Ferne gewirkt werden, da sie mit der Nähe verbunden ist.

Nicht durch Zufall, sondern durch Vernunft will der Geist geleitet sein. Dazu muß er offenen Sinnes in die Welt blicken, um in diesem Spiegel, in diesem Buch das Bild und das Gesetz Gottes und somit diese selbst zu erkennen, und die höchste Harmonie mit sinnlichem Ohr zu genießen. Dann wird seine Vernunft in der einen Wahrheit, sein Wille in der allgemeinen Güte sich befriedigen. Sein Sinnen und seine Phantasie, sein Hoffen und Sehnen gilt der Unendlichkeit, der allformenreichen Erscheinung des allformenreichen Gottes. Dies erkennend geht der Mensch in Gott über, um Alles zu werden wie dieser Alles ist. — Paracelsus nennt die Augen, die an der Erfahrung Lust haben, die rechten Professoren. Er versucht sodann mit solchen Augen in die Welt zu sehen und verkündet als Das, was er gesehen hat: Gott ist der Grund aller Dinge, das Licht aller Geister. Sie strömen aus seinem ewigen Leben hervor und werden in ihm erleuchtet und verklärt. Alle Uranfänge sind im großen Mysterium, im Chaos, eingeschlossen; aber es bedarf des Gegensatzes, daß sie hervortreten. Alle Dinge sind unterschieden, stehen aber in einer allgemeinen Harmonie und müssen in dieser ihrer Wechselbeziehung und gegenseitigen Durchdringung erfaßt werden; der ächte Magus deutet die Signatur des Himmlischen im Irdischen. Alles ist lebendig; der Tod ist nichts anderes als eine Umkehrung und Veränderung der Kräfte und Tugenden, eine Austilgung und Unterdrückung der alten und eine Erzeugung der neuen Natur. — Van Helmont endlich sieht die ganze Natur als beseelt. Alle Dinge des Universums stehen in Wechselwirkung. Die Natur ist nicht ein Abgeschlossenes, sondern ein Werdendes. Der Tod ist nicht eine Vernichtung, sondern eine Verwandlung. Die höchste Aufgabe des Menschenlebens besteht darin, das reine göttliche Wesen des Geistes und durch ihn sein Urbild, Gott, zu erkennen.

Als Ergänzung zu diesen Naturphilosophen tritt Cartesius auf, der die denkende Vernunft Allem gegenüberstellt, um mit ihr, der allein ihrer selbst gewissen, die Welt als ein vernünftiges, geordnetes Ganzes zu begreifen. Mit seinem Grundsatze: „Man muß an Allem zweifeln!“ erhebt er sich gegen jede Autorität, die als solche gelten will, um die Gedankenfreiheit, das Recht des Denkens, Alles mit seinem Maßstabe zu messen, zu proclamiren. Es ist derselbe Geist, der Luther sagen ließ: „Wer glaubt, der ist ein Gott,“ mit dem Cartesius sprach: „Ich denke, darum bin ich.“ Es wird alle Autorität in der eigenen Brust gesucht. Luther verlangt: „Laß Dich durch Nichts, wie groß es sei, abtreiben von Dem, was Du als wahr und göttlich erkennst;“ und Cartesius stellt den denkenden Geist als das allein Wahre und Berechtigte der ganzen sichtbaren Welt gegenüber.

In der **Kunst** trat gleichfalls der Geist mit triumphirender Selbstgewißheit auf. In der deutschen **Bildnerei** offenbart sich energische Auffassung des Lebens, scharfe Ausprägung der Form, Wärme und Wahrheit des Gefühls: Michael Wohlgemuth (1434—1519) mit seinen aus Gemälden und buntem Schnitzwerk zusammengesetzten Altarschreinen; — Veit Stoß (1447—1542) mit seinem Rosenkranz (englischer Gruß) in der Lorenzkirche zu Nürnberg; — Adam Krafft (1430—1507) mit seinem Sacra-

mentshäuslein in der Lorenzkirche und mit seinen „Stationen“ auf dem Wege nach dem Johanniskirchhofe; — Peter Fischer († 1529) — der Höhepunkt der deutschen Bildnerei — mit dem „Sebaldusgrab“ in der Sebalduskirche zu Nürnberg, voll von Einsicht, Maß, Schönheitssinn, Gefühl.

Die deutsche Malerei geht auf gleichem Wege. Hans Holbein der Jüngere (1498—1554) malte mit der dem deutschen Volkscharakter vorzugsweise eigenen Wahrhaftigkeit — wie E. Förster sagt, — die nicht auf halbem Wege zur Wahrheit stehen bleiben mag und selbst vom Ideale sich abwendet, wenn ihm darin die lebendige Wärme, die überzeugende Kraft zu fehlen scheint, — begabt mit feinstem Gefühl für die Merkmale des Lebens in der Natur: „wie die italienische Kunst in der sixtinischen Madonna groß im idealen Geiste, so ist in „Holbeins Madonna“ (mit der Familie des baseler Bürgermeister Meyer) die deutsche tief im innigen Gemüthe zur Erscheinung gebracht.“ Von Albrecht Dürer (1471—1528) sagt Rafael: „Wahrlich, dieser Deutsche würde uns Alle übertreffen, wenn er wie wir die Meisterwerke der Kunst vor Augen hätte.“ Er schuf in unerschöpflichem Schöpfungsdrange eine unermeßliche Anzahl von Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen, Holzschnitten, — reich an Ideen und an Phantasie, überall auf dem sicheren Boden der Wirklichkeit stehend. Lucas Kranach (1472—1553), mit Luther und Melanchthon befreundet, ein ächter Zeuxis unter den deutschen Künstlern, der in Oesterreich Trauben auf den Tisch mit solchem Erfolg malte, daß in seiner Abwesenheit eine Elster beständig herbeiflog und unwillig über die Täuschung mit Schnabel und Klaue das neue Werk zerhackte, und dessen Hirschgemälde in Coburg fremde Hunde beim Erblicken jedesmal anbellten. — In den Niederlanden offenbarte die Malerei volksthümliche Gesinnung und schöpfte sie im protestantischen Holland aus dem Vollgenuß der freien ungebundenen Lebensluft, indeß sie in der spanischen Niederlande (Brabant) ihre Aufgabe in der Verherrlichung der katholischen Kirche fand: in letzterer malte P. P. Rubens (1577—1640), — in seinen Gestaltungen vom Leben mehr wie von der Kunst bezaubert, von großer Thatkraft bewegt, darum überall tiefmächtige Empfindung, Leidenschaft, — voll Glanz und Pracht der Farbe, im Colorit und in der Körperlichkeit seiner Gestalten massenhaft; — van Dyk († 1641), der unübertreffliche Porträtmaler mit dem lebenswahren Wiedergeben des eigentlich Individuellen; — in der holländischen Schule Rembrandt (1606—1669), der entschiedenste Vertreter des ungeschminkten Naturalismus, mit seiner wunderbaren Ausbildung des Helldunkels, mit trefflicher Charakteristik in den historischen Bildern, so viele Verstöße er auch gegen Costüm, Ideal, Zeit und Local machte. — Selbst in Spanien trat der neue Geist der Zeit in Murillo (1617—1682), dem Gipfelpunkte der spanischen Malerei, auf — voll „von Andacht, Liebe, Hingebung und süße, göttlichnaive Sinnenfreude, alle Tiefen des Naturalismus ergründend und doch immer gleich dem Schwane unbefleckt wieder emportauchend.“

Die Musik, die eigentliche Kunst des Gemüthes, der Innerlichkeit, und damit des Protestantismus, stimmte gleichfalls mit ihren sich gegeneinander bewegenden Tonmassen

und ihren aus dem Streit der Gegensätze erbrausenden Friedensaccorden die Siegeshymnen des freien Geistes an. Jubilirend im freien Selbstgefühl, mit imperatorischer Gewalt, auf den Flügeln des musikalischen Genie's einherfahrend, den Stoff des religiösen Gefühls in Töne auflösend, hat Bach (1685—1750), seine „Fugen", geschaffen, die ihre Form sich selbst erst bestimmt haben, eben so wie seine Orchester- und Kirchencompositionen, seine achtstimmigen Motetten, seine Passionsmusiken nach den vier Evangelien: Producte durch die hohe contrapunktische Kunst und durch den tiefen Gedankengehalt in ihrer Art einzig für alle Zeiten; — hat Händel (geb. 1684), tief und gedankenreich, als kühner Entdecker im Reiche der Harmonie, mit seinen „Oratorien", („Messias", „Semele", „Judas Maccabäus", „Josua", „Jephta", „Samson" ꝛc.) Unsterbliches geleistet, so daß der „entsetzlichen Vollstimmigkeit und nachdrücklichen Stärke und Muthigkeit" seiner Chöre nichts Aehnliches an die Seite gestellt werden kann.

Den Chorus beim Siegesaufzuge des freien reformatorischen Geistes bildet **die Poesie.** Zuerst trat der schöpferische reformatorische Geist im protestantischen Kirchenlied auf. Luther ist der eigentliche Schöpfer dieses Liedes in volksthümlichem Charakter, einfach im Ton, groß im Gefühl; ihm gehören: „Eine feste Burg ist unser Gott" nach Ps. 46; „Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir" nach Ps. 130; „Komm, heilger Geist" nach dem lateinischen Kirchengesange „Veni sancte spiritus"; „Nun bitten wir den heiligen Geist", nach einem altdeutschen, geistlichen Volkslied; „Nun freut euch, lieben Christen, gemein", „Erhalt uns, Herr, bei Deinem Wort" nach eigener Erfindung ꝛc. ꝛc. Von Luther angeregt und begeistert von der Freiheit des reinen Evangeliums, dichteten im 16. und 17. Jahrhundert dann: Paulus Speratus (1484—1554): „Es ist das Heil uns kommen her" ꝛc., „Ich ruf zu Dir" ꝛc.; — Nicolaus Decius (1479—1541): „Allein Gott in der Höh'" ꝛc., „O Lamm Gottes" ꝛc.; — Michael Weisse († 1540): „Nun laßt uns den Leib begraben"; — Nicolaus Hermann († 1561): „Erschienen ist der herrlich Tag", „Lobt Gott ihr Christen allzugleich" ꝛc.; — Erasmus Alberus († 1553): „Ihr lieben Christen freuet euch"; — Bartholomäus Ringwaldt (1530—1590): „Herr Jesu Christ, Du höchstes Gut" ꝛc.; — Philipp Nicolai (1556—1608): „Wie schön leuchtet der Morgenstern", „Wachet auf, ruft uns die Stimme"; — Nicolaus Selnecker (1532—1592): „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ", „Laß mich Dein sein und bleiben". ꝛc. ꝛc. — — Seinen höchsten und tiefsten Ausdruck erhielt der reformatorische Geist jedoch in den poetischen Schöpfungen **Shakspeares** (1564—1616). Er ist der eigentlich reformatorische Dichter, — der Dichter des Reformationszeitalters, der Zeit, in welcher die Selbstherrlichkeit der Individualität proclamirt und die objective Welt in die Tiefen der Innerlichkeit getaucht wurde, um, hier von allen Schlacken gereinigt, als ethische, ideale Welt aufzustehen. Herder sagt von ihm: Wenn bei Sophokles das Eine einer Handlung herrscht, so arbeitet Shakspeare auf das Ganze eines Ereignisses, einer Begebenheit. Wenn bei jenem Ein Ton der Charaktere herrscht, so bei diesem alle Charaktere, Stände und Lebensarten, so viel nur fähig und nöthig

sind, den Hauptklang seines Concertes zu bilden. Wenn in jenem Eine singende, feine Sprache, wie in einem höheren Aether tönt, so spricht dieser die Sprache aller Alter, Menschen und Menschenarten, ist Dolmetscher der Natur in allen ihren Zungen. Die ganze Welt ist zu diesem großen Geist allein Körper: alle Auftritte der Natur an diesem Körper Glieder, wie alle Charaktere und Denkarten zu diesem Geiste Züge — und das Ganze mag jener Riesengott des Spinoza „Pan, Universum“ heißen. Goethe spricht über ihn: „Shakspeare gesellt sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt, wie jener, beiden ist nichts verborgen.“ Schlegel schreibt von ihm: „Dieser tragische Titan, der den Himmel stürmt und die Welt aus ihren Angeln zu reißen droht, der, furchtbarer als Aeschylos, unser Haar emporsträubt und unser Blut vor Schauder gerinnen macht, besaß zugleich die einschmeichelnden Lieblichkeiten der süßen Poesie, er tändelt kindlich mit der Liebe, und seine Lieder sind wie schmelzende Seufzer hingeathmet. Die Geisterwelt und die Natur haben alle ihre Schätze in ihn niedergelegt: an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überschauender Weisheit ein Schutzgeist höherer Art, läßt er sich zu den Menschen herab, als wüßte er nichts von seiner Ueberlegenheit, und ist anspruchslos und unbefangen wie ein Kind.“ Rosenkranz philosophirt über ihn: „Die Idealität des shakspeareschen Dramas liegt vor Allem in der unergründlichen Tiefe, mit welcher darin die ewigen Gesetze der Weltordnung in ihrer religiösen Verklärung als die Wahrheit aller Wirklichkeit enthüllt werden. Wenn Homer die schöne Seite des Ethnizismus darstellt, wo er die Rohheit der Natur überwunden hat und einer höheren Cultur entgegengeht; wenn Horaz die Corruption, den Untergang der Natur in der Häßlichkeit der Entsittlichung, den Uebergang der Cultur in die schreckliche Barbarei der Hyperkultur bezeichnet; wenn Hiob den Mittelpunkt des Theismus, den Kampf des einzelnen Menschen mit dem Einen Gott erfaßt: so ist Shakspeare der Dichter, in welchem das Ideal der Freiheit als das des Christenthums seinen vollendeten Ausdruck gefunden hat.“ Gervinus charakterisirt sein Wesen und sein Werk also: „Das Verhältniß von Shakspeare's Dichtung zur Sittlichkeit und zur sittlichen Wirkung für den Menschen ist das vollkommenste; von Aristoteles bis auf Schiller ist in dieser Beziehung von der Dichtung nichts Höheres gefordert worden, als was Shakspeare leistete.“ „Shakspeare's sittliche Einsicht geht von dem einfachen Gesichtspunkte aus, daß der Mensch mit Kräften der Thätigkeit geboren wird, die er brauchen soll, und mit Kräften der Selbstbestimmung und Selbstlenkung, die diesen Gebrauch der handelnden Kräfte richtig steuern sollen.“ „Dulden muß der Mensch sein Scheiden aus der Welt, wie seine Ankunft; reif sein ist Alles“; — und: „Warum bin ich? Diese Frage thue Deinem Schöpfer; mir ist's genug, daß Du bist“: Diese beiden Sätze bezeichnen seinen Standpunkt.“ — In diesen Charakteristiken ist das Wesentlichste vom Wesen des wunderbaren Menschen gegeben, der in seiner Person wie die ganze Menschheitsgattung vor uns steht, und der spricht, als hätte er alle Formen der Menschheit durchlebt. Mit tiefstem germanischen Geiste ist er der Poet der Weltwirklichkeit, der Individualität geworden, bei dem das Schicksal als rein immanentes

Weltgesetz regiert, wo es reines Resultat der eigenen inneren Dialektik der Handlung ist, wo es beim Einzelnen als Ergebniß des individuellen Charakters erscheint. In seinen Tragödien charakterisirt er, der tiefste Herzenskenner aller Zeiten, die Geschichten des Seelenlebens, die Gedanken, Gefühle, Wollungen, Leidenschaften rc. der Menschen von ihrem ersten ruhigen Entstehen in allmähliger Steigerung bis zu der wildesten Wuth; und seine Komödien sind die lachende göttliche Lust, die Dialektik der Ironie. Er ist der Liebe Sänger, Schmerz und Freude in wonnevollen Tönen aushauchend, wie der unerbittliche Richter über alle despotischen Komödianten; das große personifizirte Weltgericht in der Politik und Geschichte, wie der Spötter über die fleischgewordene Narrheit aller Zeiten; für Deutschland zugleich in Lessings Hand der Befreier von der geistigen Knechtschaft des Franzosenthums. Kein Gefühl, das Shakspeare nicht durchgefühlt hätte; keine Gemüthsstimmung, in der er nicht gelebt; kein Gedanke, der bei ihm nicht zur Handlung geworden; keine Leidenschaft, die er nicht gezeichnet, keine Idee, die er nicht zum Leben verholfen. Individuen stellt Shakspeare dar, die der eigene Schöpfer ihres Seins sind; welche die Schöpferlust der Selbstschöpfung durchkosten, aber auch den Schmerz der Zerstörung in sich selber aushalten; die in sich selbst Gott und Teufel, Himmel und Hölle haben und im Selbsterlösungsproceß den Abgrund in sich füllen; aus deren Gemüth ihre That quillt, eine That, die rücksichtslos gegen alle anderen Seiten des Geistes sich durchsetzt, und an der sich daher das Individuum zerreißt, indem es seine Freiheit hat in seinem Tod und in seinem Tod darum sein Recht; — Charaktere, von denen jeder alle übrigen spiegelt und von denen doch jeder ein ganz besonderer ist, von Vollblut und vollsaftig, mit strotzender Fülle; die fast nicht sprechen, weil selbst ihre Worte Thatsachen sind; tiefsinnige, glühende, ganze, kräftige, harte, scharfe Individuen, die in individueller Selbstherrlichkeit, mit Schöpferschlag eine Welt, die Welt ihrer Thaten und ihres Seins, aus dem Nichts schlagen; starre und straffe Autonomien, gleich den Bäumen des Urwaldes, so selbstkräftig, so lebenslustig, so markvoll, so ästig, so himmelhoch und riesig, aber auch so verschlungen und so dämonischschauerlich. Hamlet: das Gedankendrama, um das die grauen nordischen Nebel wehen und in dem der große Subjectivist mit dem Wahnsinn des Verstandes auftritt, der alle Gegensätze des Lebens und der Welt gegenüberstellen, aber nicht dialektisch vermitteln und in der That aufheben kann, — bei dem die Reflection das Thun überwuchert und der angestammten Farbe der Entschließung des Gedankens Blässe angekränkelt ist, — welcher stets den Moment zur Ausführung der That von sich weg reflectirt, bis er, der nichts thun will, ehe er es nicht vor dem Gedanken gerechtfertigt sieht, als bloßes Mittel und blindes Werkzeug von dem Geiste der Thaten verbraucht wird, endend in der Wahrheit,

> Daß Unbesonnenheit uns manchmal dient,
> Wenn tiefe Plane scheitern, und
> Daß eine Gottheit unsre Zwecke formt,
> Wie wir sie auch entwerfen.

Romeo und Julia: die Liebestragödie, mit den heißen Gluten Italiens überzogen, — in der die Liebe aufsteht, für welche die Welt nur da ist, weil der Geliebte ist; — kein blos überwallender und augenblicklicher Rausch, kein bloßes Handelsübereinkommen, nicht auf der Eselsbrücke der Allmähligkeit herangewachsen; sondern göttliches Feuer, welches alle sittlichen Bande, das Familienrecht und Familienglück, verzehrt, aber dadurch selbst verzehrt wird, um jedoch im Tode der Liebenden noch die todtüberwindende Liebesmacht zu offenbaren, da diese selbst verklärt im Lichte der Liebe sind und der Haß der Familien über ihrem Grabe aufgelöst wird. König Lear: das durch einen der Pietät entrissenen Vater zerrissene Familienleben; ein Vater, der Worte statt Gesinnung verlangt, und die Pietät in den Schein setzt; Töchter, die alle Pietät mit der Wurzel verloren haben; ein Kind — Cordelia — groß und erhaben, duldend und ertragend, weil es in Worten kein Verdienst sucht, das aber auch den Triumph des Endes feiert, und in der Nacht des Wahnsinns, in den Goneril und Regan den irrenden Vater gestoßen, diesem ein rettender Engel wird, das Wort bewahrheitend: die That allein beweist der Liebe Kraft. Der Kaufmann von Venedig mit seinem Shylock, dem vom Haß gegen alle Völker erfüllten Juden, ohne Gefühl, ein verständiger Geldmensch: die Dialectik der Rechtsidee, mit Darlegung der Wahrheit, daß der todte Buchstabe Den tödtet, der, auf ihn gestützt, tödten will; daß das einseitig festgehaltene Recht zum Unrecht wird; daß über das Recht die Liebe siegen muß, denn

> Gnad' ist über dieser Sceptermacht,
> Sie ist ein Attribut der Gottheit selbst,
> Und ird'sche Macht kommt göttlicher am nächsten,
> Wenn Gnade bei dem Recht steht; darum, Jude,
> Suchst Du um Recht schon an; erwäge dies,
> Daß nach dem Lauf des Rechtes unser Keiner
> Zum Heile käm'; wir beten all' um Gnade;
> Und dies Gebet muß uns der Gnade Thaten
> Auch üben lehren.

Othello: der offene Mann ohne Falsch und Arglist (— seiner Stärke im Handeln, —), der an der zarten, sanften, reinen und treuen Desdemona (— ihre Heldengröße liegt im Dulden —) sein heißes afrikanisches Blut in glühende Liebe umwandelt, bei dem eifersüchtigen Gedanken eines Treubruches aber sein treues Weib ermordet und die Erkenntniß ihrer Unschuld selbst nicht überleben kann: — die furchtbare Zerstörung der festen ehelichen Liebe durch „das grünaugige Scheusal Eifersucht, das zum Narren sich mit zum Fraß hat, der es nährt.“ Heinrich IV., mit seiner hochkomischen Figur Fallstaff, dem Humoristen, der alle Gegensätze des Lebens so in seine Subjectivität versenken kann, daß sie nicht einmal mehr des Namens werth sind. Der ganze Cyclus der Tragödien über den Kampf der rothen und weißen Rose, die eine volle, gottgebildete Weltgeschichte ausmachen: darunter Richard III., die bewußte Negation der sittlichen Welt und, weil bewußt, das absolut Böse, der Teufel, der alle Kraft seines Muthes und Verstandes,

all' sein Herrscherrecht zum Dienst der Selbstsucht verwendet; die göttliche Zuchtruthe über ein verderbtes Geschlecht; darum ein Mensch, der erfahren muß, daß er Alles, was er Anderen thut, sich selbst thut, der im Mord der Königskinder den eigenen Seelenfrieden erschlug, und der dann zuletzt den Haß gegen sich selber wendet, nachdem er als Träger des Weltgeistes alle die Bösen, die den Staat zerrüttet haben, abgemähet hat, und als verbrauchtes Werkzeug des sittlichen Geistes weggeworfen wird. Macbeth, die Tragödie des Ehrgeizes mit seiner zerstörenden Gewalt, der von Sünde zu Sünde führt, weil der Fluch der bösen That ist, daß sie fortzeugend Böses muß gebären, bis sie in ihrem ewigen Weltgericht sich selber richtet: „Die Verlockung zum Bösen und seiner Leiden unter der furchtbaren Consequenz des ersten Verbrechens." Und dann wieder der Sommernachtstraum: ein Quell lieblicher, anmuthiger und muthwilliger Phantasie, kecken Humors, Alles überspringender Lust und süßer Liebesmelodie; das Ganze ein Geisterhauch, der wie aus dem Nichts hervorsteigt und im Augenblick wieder in Nichts verschwindet; eine Mondscheinnacht mit Elfenchören und lieblichem Feenspiel; ein Gebilde so zart und ätherisch, daß es weggehaucht werden könnte, und doch wieder so natürlich, daß es gar nicht mehr wunderbar ist; eine Parodie alles menschlichen Lebens und Strebens; Funken des Humors ringsum, die alle Herzensergießungen und Sentimentalitäten zernagen, die ganze bestimmte Geistes- und Gefühlswelt als bloßes Gebilde des Ergötzens verbrauchen, verhauchen und in einen Nebelstreif auflösen; ein einziges Beispiel zugleich, wo in der Poesie die Poesie dem Inhalte und der Form nach verlacht, verspottet und aufgehoben wird. — Ueberall bei Shakspeare großes Gefühl, tiefe Individualität, in sich gerundete Persönlichkeiten, Aufführungen des Allgeistes. Selbst seine Clowns sind plastische Figuren, große Dummheiten, persönlicher Unsinn, der wegen seiner Größe sinnig wird. Auch die Geister, welche in der natürlichen Welt erscheinen, die Elfen, welche die Luft bevölkern, die Hexen, welche wüsten Unfug treiben, sind Erzeugnisse des eigenen Gemüthes, in ihm außer ihm, in ihrer fremden Furchtbarschauerlichkeit doch heimisch bei uns, weil sie nur die Schauer des eigenen Herzens gegenständlich machen. Zu welcher Gestalt wir auch treten, zu Coriolan oder Romeo, zu Antonio oder Hamlet, — bei Allem wird uns heimathlich zu Muthe, weil sie kein Nachdruck, sondern Originalausgaben, zu England im 16. Jahrhundert erschienen, sind, und doch in ihrer frischen Ursprünglichkeit und freien Individualität so über dem 16. Jahrhundert stehen, daß sie die Individuen aller Zeiten und aller Orten sind, — bei Allen fühlen wir uns einheimisch, weil sie alle Geschichten des Menschengemüthes, jede ein Farbenton im Gemüthsgemälde und jede doch auch eine ganze Gemüthswelt ist. Das Wesen und der Geist seiner Kunst, in der er Großmeister ist, hat Shakspeare selbst in seinem „Hamlet" III. 1. gezeichnet, wenn er sagt: Das Drama soll die poetische Darstellung der Weltgeschichte sein; es soll der Natur den Spiegel vorhalten, die Erkenntniß ihrer selbst in ihr hervorrufen und den Menschen zur Erkenntniß seiner selbst bringen.

Auf dem Gebiete des **Staatslebens** macht sich der reformatorische Geist gleichfalls geltend. Der Gegensatz der Kirche und des Staates, der das ganze Mittelalter hindurch herrschte, wurde aufgehoben, denn der Geist, der die lebendige Gegenwart erfaßt, konnte nicht mehr dem Staate als abstracte Macht gegenüberstehen: die Kirche konnte fortan nur noch die reine Innerlichkeit des Geistes, Moment des Staates sein. Der Staat selbst trat, gegenüber dem aus Additionen und Subtractionen von Privatrechten bestehendem mittelalterlichen Verfassungsleben, als die Machtvollkommenheit der Majestät in dem Einen Herrscher, dem Manne von Gottes Gnaden, auf, und die Einzelmenschen, als an sich unendlich berechtigt, hatten ihre bestimmte Bedeutung nicht mehr durch die Geburt, sondern gaben sich dieselbe durch sich selbst. Freilich wurde diese unendliche Berechtigung der Individualität nur erst als ein Jenseits vorgestellt, verwirklicht und angeschaut in dem absoluten Monarchen. Diese absolute Monarchie erhielt ihr realisirtes Ideal in Ludwig XIV., als er sprach: „Der Staat bin ich!"; als er König und Königthum als identisch setzte; als er proclamirte: Gott allein kann vom Könige Rechenschaft fordern; vom Unterthanen ist er zu verehren als die Quelle aller Macht, aller Gerechtigkeit, aller Gnade; dem Könige gehört Alles, — der Unterthan mit seinem ganzen Eigenthum. — Die Theorie dieses Absolutismus, der nothwendig jesuitisch werden muß, weil die Eine Persönlichkeit, die Alles sein will, zu verhüten hat, daß das Bewußtsein der anderen Persönlichkeiten von ihrer Berechtigung nicht erwache, — hatte bereits Machiavelli, mit seiner Person voll republicanischer Gesinnung, in seinem „Fürst" (il Principe) gegeben, indem er den Völkern, die einen Herrn nicht entbehren können, und den Großen, die sich der Oberherrschaft über widerstrebende Völker versichern wollen, die Wahrheit verrathen zu dürfen glaubte, daß es für das öffentliche Wohl ganz gleichgültig sei, ob das Staatsoberhaupt Tugenden wirklich besitzt oder nur affectirt, und daß dem Fürsten, der jede Tugend recht zeitig als Mittel zur Behauptung seiner Herrschaft zu benutzen versteht, keine Empörung das Scepter entreißen und keine fremde Macht die Achtung versagen wird. „Ein Fürst, der sich gegen seine Feinde sicher stellen will, soll sich Freunde machen; er muß siegen durch Gewalt oder List, muß geliebt und gefürchtet sein von seinen Völkern, muß seinen Soldaten Achtung und Gehorsam abzwingen; die, die ihm schaden können oder müssen, muß er vernichten, er muß neue Gebräuche einführen, ernst und streng, großmüthig und freigebig sein, eine untreue Million zerstören und eine nach seinem Geschmack machen, er muß sich die Freundschaft und Achtung der Fürsten erhalten, auf daß sie ihm wohlthun, oder wenigstens fürchten, wehe zu thun." „Da der Fürst das Thier mitunter machen muß, so muß er sich sowohl in den Fuchs als in den Löwen zu verwandeln wissen, weil sich der Löwe der Netze nicht versieht, und der Fuchs mit den Wölfen nicht fertig wird. So mußt du Fuchs sein, um die Schlingen zu erkennen, und Löwe, um die Wölfe in Achtung zu erhalten. Somit soll ein kluger Fürst sein Wort nicht halten, wenn das ihm nachtheilig sein könnte, und wenn die Gelegenheit, die ihn veranlaßte es zu geben, nicht mehr besteht. Diese Verhaltungsmaßregel würde schlecht

sein, wenn alle Menschen gut wären. Da sie aber alle schlecht sind, da sie ihr Wort nicht halten werden, so darfst du eben so wenig das deinige halten. Und es wird dir nie an einem Vorwande fehlen, um den Wortbruch zu beschönigen. Aber man muß es recht verstehen, den Fuchsgeist zu verstecken, man muß dazu gemacht sein, zu täuschen und zu trügen. Die Menschen aber sind so einfältig und so gewohnt, den Zeiten nachzugeben, daß der, der trügt, stets welche findet, die sich betrügen lassen. Du mußt großmüthig, treu, zuvorkommend, gerecht und religiös scheinen; aber dabei mußt du so sehr dein eigener Herr sein, daß du im Falle der Noth das Gegentheil zu thun im Stande bist. Ich behaupte, daß ein Fürst, und besonders ein neuer Fürst, nicht Alles beobachten kann, was bei den Menschen für gut gilt, denn das Bedürfniß seines Staates zwingt ihn oft, sein Wort zu brechen, gegen Milde, Menschlichkeit und Religion zu handeln. Er muß seinen Geist nach dem Winde des Glücks drehen, ohne sich dabei vom Guten mehr als nöthig abzuwenden, aber auch ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, das Schlechte zu thun, so oft es nöthig. Der Fürst muß aber die Güte, die Treue, die Gerechtigkeit, die Civilität und Religiosität selbst zu sein scheinen. Diese letzte Eigenschaft aber ist diejenige, die ihm äußerlich am nothwendigsten ist, um so mehr, als die Menschen im Allgemeinen eher nach den Augen, als nach den Händen urtheilen, da Jeder die Freiheit hat, zu sehen, fast Niemand aber die, zu fühlen. Jeder sieht, was du scheinst, aber fast Niemand weiß, was du bist, und die Minderzahl wagt es nicht, der Mehrzahl zu widersprechen, die überdies noch das Ansehen des Staates zum Schilde hat. Ein Fürst hat nur seinen Staat aufrecht zu halten; alle Mittel, deren er sich bedient, wird man stets für ehrbar halten und Jeder wird sie loben. Denn der gewöhnliche Mensch hält sich an den Schein und urtheilt nur nach den Ereignissen. Aber es gibt in dieser Welt fast nur gewöhnliche Menschen, und die kleine Zahl wird nur befragt, wenn die große nicht weiß, was thun."

Dieser Absolutismus, der an die Stelle der Selbstbestimmung der Einzelpersönlichkeiten von den „Unterthanen" nur „Glauben" und „Vertrauen" gegen den, den Staat in sich umfassendsten „Fürsten" verlangt, wurde dann in seiner verklärten Gestalt von Friedrich II. in Preußen proclamirt, als er sprach: „Alles für das Volk; Nichts durch das Volk." Nach seiner Ansicht ist der Fürst für die Gesellschaft, was der Kopf für den Körper: er muß deshalb der erste Diener des Staates und die Wohlfahrt der Gesammtheit sein erstes und höchstes Ziel sein. Darum fordert er auch, daß die Politik der Könige die Politik des ehrlichen Mannes, gerecht und gut zu sein, sein solle. — Gegen das Regiment, in dem nur das Selbstgefühl eines Einzigen zu Rechte kam, bei allen übrigen Staatsangehörigen aber allein die Abhängigkeitsgefühle in Anspruch genommen wurden, mußte der freie reformatorische Geist in Opposition treten: die absolute Monarchie konnte für ihn nur eine Uebergangsperiode aus der Feudalität des Mittelalters zum freien protestantischen Staate sein. Montesquieu gab diesem freien Staate seine Theorie, als er aussprach, daß ein Jeder, in dem eine freie Seele wohnt, sich selbst

regieren solle. Nach Montesquieu ist der Staat also entstanden: Die Leidenschaften der Menschen brachten frühzeitig einen allgemeinen Krieg und hierdurch das Bedürfniß eines gesellschaftlichen Vertrages hervor. Dieser Vertrag hat sich je nach der Eigenthümlichkeit des Volkes so oder anders gestaltet. Den oft sonderbar gemischten Verfassungen liegt aber nur eine dreifache Form zu Grunde: die Republik, deren Princip die Tugend und deren Ideal für unsere gealterte Zeit unerreichbar ist, die Despotie, welche auf der Furcht, und die constitutionelle Monarchie, welche auf der Ehre beruht. Gegen die Pest des Despotismus ist kein Staat gesichert, so lange in ihm nicht die drei Gewalten, die gesetzgebende, die vollziehende und die richterliche, durchaus getrennt sind. — Mit dieser Theilung der Gewalten hat Montesquieu die Basis der politischen Freiheit ausgesprochen, welche der Geist der Völker in der Gegenwart zu erringen strebt. Freiheit in Gesetz und Recht für Alle wie für den Einzelnen, — Alle für Einen und Einer für Alle, — Association der einzelnen Kräfte und Organisation der Arbeit, welche Erzeugung und Verbrauch regelt, — jedes Glied der Gesellschaft nach seiner Stellung und seinem Berufskreise (in den es seine leibliche und geistige Anlage gesetzt hat) im Ganzen und für das Ganze und damit als Organ des Ganzen wahrhaft für sich wirkend, — die Staatsregierung, die selbstgewollte Vollstreckerin des Volkswillens, die persönliche Darstellung von des Volkes Einheit und Freiheit: das ist das Wesen des Staates, wie ihn die Zeit fordert, in welcher die Selbstherrlichkeit des Individuums zum Bewußtsein gekommen ist. —

Mit zerschmetternder Gewalt kann ein neuer Geist, ein neues Princip sich erst geltend machen, wenn es als **religiöses** auftritt, denn nur dadurch wird es ein gemeinsames, eine die Gemüther des Volkes beherrschende Macht. So auch beim Erscheinen des freien individuellen Selbstbewußtseins im 16. Jahrhundert. Der Supranaturalismus der mittelalterlichen Welt konnte erst da und dann überwunden und die Autonomie des sittlichen und vernünftigen Geistes auf das Siegesfeld geführt werden, weil da erst der göttliche Muth auftritt, vor dem alle äußere Gewalt machtlos erscheint, wann der Geist, von Gott getragen, seine Opposition gegen das frühere Princip, das ihm auch Religion war, als eine göttliche Nothwendigkeit fühlt und erkennt, und darum dieses sein oppositionelles Thun als eine religiöse That anschaut. —

I. Die Kirchenreformation.

Die germanische religiöse Reformation ruht auf Betonung des Selbstgefühls und der Gewissenhaftigkeit mit entschiedener Unterstützung des Unterscheidungsvermögens: sie ist daher Position der Freiheit des Einzelnen, Position des Individuellen, des Individuums, aber weil auf religiösem Boden, wo die Abhängigkeitsgefühle centriren, Durchdrungen-

sein zugleich von der göttlichen Objectivität; — daher die Proclamirung des innerlichen Glaubens an der Stelle des äußerlichen Dogma's, der aus dem Innern hervorgehenden That an der Stelle des werkheiligen Cultus. Der Protestantismus ist Gewissensprotest gegen alle Gewissenslosigkeit, — Protest gegen alle äußere Tradition von den Urdokumenten des Christenthums aus, — Protest gegen alle theologische Satzung, um die christliche Religion, das reine und wahre Wesen des Christenthums, zur alleinigen Geltung zu bringen.

Im Katholizismus ist der Einzelmensch sein Lebenlang zur Unmündigkeit verdammt; im Protestantismus wird die Mündigkeit und Selbstständigkeit des Individuums ausgesprochen. Im Katholizismus wird der Mensch in seinem Denken, Fühlen und Wollen von Außen, von einer ihm fremden Macht bestimmt; im Protestantismus bestimmt er sich aus seinem Innern heraus. Der Katholizismus ist absolutistisch, auch im Geisterreich, der Protestantismus demokratisch. Denn der Katholizismus hält die äußere, sichtbare Kirche für die wahre; vermischt damit den Unterschied zwischen Wirklichkeit und Idee, zwischen Sein und Sollen, legt der empirischen Wirklichkeit den Werth des Idealen bei: gleich als entspräche er schon seinem Sollen fixirt er sich, hat nur das Interesse, sich als Das, was er ist, zu conserviren und wird statarisch. Und wie er in sich selbst kein Fortstreben anerkennt, sich vielmehr mit Dem, wie er ist, befriedigt; so trägt er auch sein Princip des Conservativismus, seine Befriedigung in und an dem Bestehenden, auf andere z. B. staatliche Verhältnisse über und ist damit ein natürlicher Feind jeder Fortbewegung und weiteren Entwicklung in den Sphären, die nicht rein kirchlich sind. Die Nationen, die ihm gehorchen, entwickeln ihr staatliches und sociales Leben nicht mit ihm und durch ihn, sondern trotz der Kirche, dieselbe bei Seite liegen lassend. Der Protestantismus hingegen erklärt die wahre Kirche für eine unsichtbare, geistige. Er legt damit den Accent nicht auf das äußere Bekenntniß und das Halten zum äußeren Verbande, sondern auf die geistige Bestimmtheit des Innern. Die Disposition des Herzens, die geistige Innerlichkeit des Menschen ist es, worauf er recurrirt und was er für maßgebend hält. Die geistige Innerlichkeit aber, welche das eigenste Eigenthum des Menschen ist, kann nicht mechanisch geformt, nicht äußerlich behandelt werden; sie bejaht nur Das, was sie fühlend oder denkend als das Ihrige erkannt hat. Sie vereinigt sich organisch und wahrhaft nur mit Dem, dessen sie sich als etwas ihr Wesentliches, als ihres eigenen Wesens bewußt wird. Der Protestantismus findet den Geist der Religion darin, daß sie Das, was in Gott ist, menschlich realisire. Insofern sie Privatsache des Einzelnen ist, oder es nur mit dem Einzelnen zu thun hat, bezweckt sie das Seelenheil, die Seligkeit desselben durch Ruhe in Gott und Thun aus Gott; wo sie es mit einer Totalität, z. B. mit dem Staate, zu thun hat, will sie die Idee der Sittlichkeit zur Darstellung und Verwirklichung bringen. — Wenn der Katholizismus Empirismus und Materialismus ist, ist der Protestantismus realistischer Idealismus, und hat er die Bewegung und die unendliche Entwicklung

zu seinem Begriff. Daher entspricht der protestantische Staat seinem Princip nicht, wenn er, festhaltend an dem Bestehendem, nur den Genuß und die Erhaltung desselben will; sondern wenn er in der Unruhe der Bewegung, in der Arbeit des Fortschritts, im Ringen des Geistes einer unendlichen Vervollkommnung entgegenstrebt. Ruhe, Stillstand, Fertig- und Abgeschlossensein nach irgend einer Seite hin, ist katholisch. Die protestantische Kirche muß jedem Fortschritt: „Glück auf" zurufen. Sie muß das Factische immer wieder aufheben, um es einer neuen, höheren Gestaltung entgegenzuführen. — Aus dem ächt protestantischen Begriffe der Entwicklung heraus muß auch die protestantische Theologie in einer fortwährenden Bewegung begriffen und bemüht sein, der ewigen Wahrheit eine immer angemessenere, ihrem Begriffe nach adäquatere Form in dem Bewußtsein des Menschen zu geben. Die Dogmatik ist daher bei den Protestanten ganz besonders die Geschichte der sich entwickelnden, zu immer höherer Form sich herausbildenden Dogmen, und die Darstellung des dermaligen Wissens (Bewußtseins) von der christlichen Wahrheit; denn die protestantische Kirche, in welcher der Geist nicht ausschließlich das Besitzthum Einiger oder eines besonderen Standes ist, hat kein Tribunal, welches, vermöge jenes ausschließlichen Besitzes, in Glaubenssachen entscheiden könnte. Damit ist jedem katholischen Versuche, Eine bestimmte Fassung als die alleinige festsetzen zu wollen, die Möglichkeit genommen. Der Protestantismus sieht die wissenschaftliche, denkende Anschauung und Betrachtung des Christenthums und damit die Theologie als perfectibel an. Denn wie das Christenthum selbst nicht blos in der Art eine Vervollkommnung des Judenthums war, daß es nur eigenthümliche neue Bestimmungen hinzugefügt hätte, sondern wie das neue Testament das alte im tiefsten Grunde aufhebt, indem das Princip der Innerlichkeit das der Aeußerlichkeit, das Princip der Versöhnung das des Gesetzesdienstes für unwahr erklärt: so hat es innerhalb seiner selbst ununterbrochen sich entwickelt. „Als die Kirche in Christus den weltschöpferischen Logos anzuschauen anfing, wurde der Glaube seiner ersten Anhänger, die in ihm einen bloßen Propheten sahen, im Ebjonitismus zur Häresie; die katholischen Symbole verdammen die Rechtfertigungslehre des Paulus, die protestantischen die des Jacobus ꝛc.; das Christenthum des Paulus ist bereits weit verschieden von dem der ersten Judenchristen, und das des vierten Evangeliums noch weiter; die katholische Kirche ist in unzähligen Punkten über das neue Testament hinausgeschritten und in Widerstreit mit ihm gerathen, und auch die protestantische hat keineswegs das neutestamentliche Christenthum wiederhergestellt." Die Menschheit, wie der Einzelmensch, entwickelt sich und mit sich die menschlichen geistigen Anschauungen. Einem Menschen kann ohne Umschaffung seiner Natur zu keiner Zeit weder eine schlechthin vollkommene, noch auch nur eine über das Maß seiner jeweiligen Empfänglichkeit hinausgehende Erkenntniß mitgetheilt werden: sie kann es nicht, wegen der Beschränktheit der Sprache, an die jede Gedankenerzeugung gebunden ist; sie kann es nicht wegen des Zusammenhangs der religiösen mit der sonstigen, im beständigen Fortschritt begriffenen Bildung; sie kann es

nicht, weil das religiöse Bewußtsein selbst so gut als jede andere Sphäre des geistigen Lebens eines beständigen Wachsthums an Vollkommenheit fähig ist. —

Die Reformation hat sich zur Aufgabe gestellt, alles Judaistische und Supranaturale aus dem Christenthum zu entfernen. Ihr Grundwesen ist Aufhebung der Trennung des Diesseits und Jenseits, — Darstellung des Reiches Gottes in der Welt selbst, — Erfassung der wesentlichen Bestimmtheiten des göttlichen Lebens in den allgemeinen Gesetzen der Natur und des Geistes, — Verkündigung der göttlichen Wahrheit in der weltlichen Sitte, Kunst und Wissenschaft, — Verwirklichung des göttlichen Ebenbildes der Menschheit in dem naturgemäßen Verlaufe der Weltgeschichte, und in dem Einzelnen durch die Erfüllung seines Berufes, wie durch die Liebe zum Menschen, in der sich seine Gottliebe zu bewahrheiten hat. Darum trägt auch der Protestantismus die Fahne des Fortschritts in der Menschheitsgeschichte, — das Panier des lebendigen Lebens, der Thätigkeit auf geistigen und socialen Gebieten, indeß der Katholizismus durch Pressirung der Abhängigkeitsgefühle und durch besondere Ausbildung der mechanischen Fertigkeiten (Rosenkranzbeten ꝛc.) ohne Gewissen (Wahrheit) und ohne Intelligenz — an Gedankenlosigkeit auch im Leben gewöhnt und sich daher als nothwendige Consequenz in den Massen der katholischen Länder größere Dummheit,*) als bei der protestantischen Bevölkerung zeigt.

1. Die religiösen Reformatoren.

Die Reformatoren treten dem Katholizismus mit dem denkenden Geiste gegenüber, der das Unwesentliche von dem Wesentlichen, das Willkürliche von dem Nothwendigen, die historischen Auswüchse von dem Ursprünglichen unterscheidet, den Inhalt der Religion auf seine einfachsten Bestandtheile zurückführt und durch dieses Hinwegräumen aller die Aussichten des Menschen verhindernden Bollwerke den Blick in der Nähe und Ferne erweitert. Die Reformatoren setzen an die Stelle der äußeren katholischen That

*) Die Sparkasseneinlagen.

1) Die römisch-katholischen resp. die überwiegend römisch-katholischen Länder.

In	kommen auf den Kopf
Italien	1,5 Thlr. Preuß.
Frankreich	3,1 „ „
Belgien	2,6 „ „
Spanien	0,5 „ „
Portugal	0,5 „ „
Südamerika	0,2 „ „
Mittelamerika	0,3 „ „
Die überwiegend katholische Gruppe des deutschen Zollvereins (ohne Preußen)	2,0 „ „
Oesterreich	1,9 „ „
Polen	1,5 „ „
Durchschnitt	1,41 Thlr. Preuß.

die allein rechtfertigende Kraft des Glaubens, der nicht in einem äußerlichen Annehmen und Fürwahrhalten, sondern in der innersten Ueberzeugung des Individuums besteht, — das Zeugniß des Göttlichen im Innern des Menschengeistes, das Durchdringen und Durchdrungensein der Eigenheit von der Gottheit. Zwar vermögen die Reformatoren auf dem Gebiete des Geistes noch nicht den Monismus festzuhalten und trennt sich ihnen die Welt immer wieder in eine diesseitige und jenseitige; zwar verfallen sie selbst immer von Neuem dem Supranaturalismus und nehmen deshalb auch die Metaphysik des Katholizismus unversehrt in sich auf, und nur in der Anthropologie durchbrechen sie auf dem Gebiete der Setereologie die hierarchischen Schranken; zwar vermögen sie noch nicht die Rechtfertigung durch den Glauben dahin consequent durchzuführen, daß das religiöse Subject fortan von keiner äußeren Autorität, nur von Gott abhängt, weshalb sie die Bibel, die in einer großen productiven Zeit aus dem Volke hervorgegangen war und deshalb Volksbuch werden mußte, oft dem Wortlaute nach zur absoluten Autorität machten und dadurch (— eine einzelne Erscheinung des christlichen Princips soll als Princip selbst gelten —!) in den Katholizismus zurückfielen: — aber dennoch sehen wir in ihnen die Morgenröthe des neuen Weltaufganges, denn es wird von ihnen die Naturbasis der freien Sittlichkeit, die

---

2) Die protestantischen resp. die überwiegend protestantischen Länder.

	à Kopf
Nordamerika (Union)	$2,_{0}$ Thlr. Preuß.
Großbritannien mit Irland	$9,_{5}$ " "
Niederlande	$4,_{0}$ " "
Schweden und Norwegen	$2,_{0}$ " "
Dänemark	$12,_{0}$ " "
Die überwiegend protestantische Gruppe des deutschen Zollvereins (ohne Preußen)	$3,_{0}$ " "
Preußen	$3,_{0}$ " "
Schweiz	$10,_{0}$ " "
Durchschnitt	$4,_{4}$ Thlr. Preuß.

Die Zahl der Almosengenossen.

Die katholischen Länder haben im Allgemeinen viel mehr Bettler aufzuweisen, als die protestantischen. —

Von 10 katholischen und 8 protestantischen Ländergruppen ergeben sich folgende Durchschnitte:

à Kopf	Kath. Länder.	Prot. Länder.	Verhältniß.
Auswärtiger Handel	$20,_{6}$ Thlr.	$48,_{7}$ Thlr.	1 : $2,_{37}$
Eisenbahnlänge in geogr. Meilen	0,0000264	0,0000642	1 : $2,_{36}$
Zahl der Briefe	4.	9.	1 : $2,_{25}$
Arbeitstage	236.	294.	1 : $1,_{12}$
Fleischconsum	41 Pfund	55 Pfund	1 : $1,_{34}$
1 Todter auf Lebende	$38,_{5}$	43_{9}	1 : $1,_{14}$

Ehe, der sittlichen Welt wieder untergelegt, — wird von ihnen die Religion als Princip der Sittlichkeit und die Sittlichkeit als concrete Ausführung der Religion erkannt.

Der Geist der Weltgeschichte selbst begann die religiöse Reformation gerade auf dem Boden, wo sie zum Siege durchbrechen konnte und mußte. In Deutschland begann sie ihren Siegeszug, — wo Tiefe des Gefühls, Klarheit und Schärfe des Denkens uralte Eigenschaften der Menschen sind, und wo diese Eigenschaften in jener Zeit ganz besonders durch die humanistischen Studien gepflegt wurden; — wo ein betriebsamer aufgeklärter Bürgerstand in den Reichsstädten für Wahrheit, für Wissenschaft und Kunst empfänglich war und deshalb Stützpunkt der Reformation wurde; — wo die verschiedenen, neben einander bestehenden Reichsfürsten mit ihren verschiedenen politischen auch verschiedene geistige Interessen verbanden und vermischten, so daß dadurch den neuen reformatorischen Ideen wenn nicht bei dem einen, so doch bei dem anderen Fürsten eine Aussicht auf Aufnahme gesichert und (— wenn diese einmal stattgefunden —) die neuen Ideen „eine politische Macht und eine in die allgemeinen Reichsinteressen auf's Engste verflochtene Angelegenheit wurden“; — wo ein Fürst lebte, dessen politische Stellung zu Kaiser und Papst eine hohe und selbstständige war, der die Reformation in Schutz nahm und die gefährlichsten Angriffe von ihr abwehrte: Friedrich der Weise! — Nur auf solchem Boden, und auf diesem Boden nur in einer solchen Persönlichkeit voll Charakterstärke und religiöser Begeisterung, wie Luther war, konnte das Werk der Reformation in Angriff genommen werden.

a) Luther

wurde den 10. November 1483 zu Eisleben geboren, wohin seine Mutter, wie die Sage geht, um Einkäufe zu machen, gewandert war. Sein Vater, Hans Luther, und seine Mutter, Margarethe Lindemann, wohnten in Möhra, wandten sich aber später nach Mannsfeld, wo Hans Luther Bergmann des dortigen Grafen wurde. Sie waren so arm, daß die Mutter oft den eigenen Holzbedarf auf dem Rücken aus dem Walde nach Hause tragen mußte. „Ich bin eines Bauern Sohn — sagt Martin Luther später, — mein Vater, Großvater, Ahnen, sind rechte Bauern gewesen; darauf ist mein Vater gen Mannsfeld gezogen und ein Berghauer worden: daher bin ich.“ In der mannsfelder Gebirgsluft wuchs er auf. Dabei unter harter Zucht der Aeltern und Lehrer. Er erzählt, daß ihn die Mutter einst um einer armseligen Nuß willen blutig gestäupt, — der Vater ihn so stark gezüchtigt habe, daß er sein Kind nur mit Mühe wieder an sich gewöhnen konnte. In einer Schule ist er eines Vormittags funfzehn Mal hinter einander mit Schlägen gestraft worden. Sein Brot mußte er mit Singen vor den Thüren, mit Neujahrsingen auf den Dörfern verdienen, bis ihn Elisabeth Kotta wegen seiner schönen Altstimme in ihr Haus aufnahm. In den Mußestunden übte er Musik; sonst wandte er sich auf den verschiedenen Unterrichtsanstalten eifrig den Wissenschaften zu:

Eisleben hat zuerst Lutherum klein gesehen,
In Mannsfeld sah man ihn als Kind zur Schule gehen,
Zu fernerm Unterricht nahm Magdeburg ihn auf,
Und Eisenach beschloß der niedern Schule Lauf.

1501 bezog er die Universität Erfurt, um Rechtsgelehrter zu werden. Philologische und dialektische Studien waren neben der Rechtswissenschaft seine Beschäftigungen. 1505 ward er Magister und hielt über aristotelische Physik und Ethik Vorlesungen. In demselben Jahre jedoch floh er, durch ein heftiges Gewitter, das neben ihm einschlug, erschreckt, und durch den plötzlichen Tod seines Freundes Alexius veranlaßt, in das Kloster der Augustiner, von wo aus er mit dem Bettelsack auf den Schultern Stadt und Dorf durchzog und in den Arbeitsstunden Scholastiker und Mystiker studirte. Mit diesen Studien verband er die größte Gewissenhaftigkeit und Strenge in der Asketik: er aß und trank nur wenig; — aber die Ruhe des Gemüthes, die innere Seligkeit suchte er vergebens bei diesem Thun. Er sagt von sich: „Ich war sehr fromm im Papstthume, da ich ein Mönch war, und doch so traurig und betrübt, daß ich gedachte, Gott wäre mir nicht gnädig. Da hielt ich Messe und betete; bisweilen tröstete mich und machte mir wieder ein Herz ein schlecht Wort in der Anfechtung. Es sagte einmal mein Beichtvater zu mir, da ich immer närrische Sünden vor ihn brachte: Du bist ein Narr; Gott zürnet nicht mit dir, sondern du zürnest mit Gott." Auch Staupitz, der Generalvicar seines Ordens, der schon auf seine äußere Lage sehr vortheilhaft eingewirkt hatte, suchte ihn zu beruhigen: „Du weißt nicht, lieber Martin, wie nützlich und nöthig dir solche Anfechtung ist, denn solche schickt dir Gott nicht vergebens. Du wirst sehen, daß er dich zu großen Dingen brauchen wird." Durch dessen Empfehlung ward Luther im October 1508 als Professor der Dialektik und Ethik nach Wittenberg berufen, wo er durch sein Auftreten großes Aufsehen erregte. Bald darauf übergab ihm der Rath zu Wittenberg das Predigtamt, welches er aber mit großem Widerstreben übernahm, weil er es für ein hohes Ding hielt, an Gottes Statt mit den Leuten zu reden. Daneben studirte er eifrig die Schriften Augustins, Taulers, des Thomas a Kempis und Nikolaus von Lyra, die ihn zu der Ueberzeugung brachten, daß nicht die Werke, sondern der Glaube selig machen. 1511 reiste er im Auftrage seines Ordens nach Rom. Hierüber erzählt er: „Es geschah mir zu Rom, daß ich auch so ein toller Heiliger war, lief durch alle Kirchen und Klöster, glaubte Alles, was daselbst erstunken und erlogen ist. Ich habe auch wohl eine Messe oder zehn zu Rom gethan und war mir dazumal schier leid, daß mein Vater und Mutter noch lebten; denn ich hätte sie gern aus dem Fegfeuer erlöst mit meinen Messen und andern trefflichen Werken und Gebeten mehr." Die Sittenverderbniß des Klerus, die Verschwendung des Papstes, der Spott statt der Frömmigkeit führten ihn von Rom nach Wittenberg mit der gestärkten Ueberzeugung zurück, daß der Mensch nur durch den Glauben gerecht und selig werden könne. — Diese Ueberzeugung führte die Reformation herbei. Tetzel, „die Carricatur auf die Apostel Christi," predigte unverschämt in Deutschland Ablaß. Gegen ihn schlug Luther am 31. October 1517 seine 95 Thesen an, deren Inhalt also lautete:

„Der Papst kann keine Schuld vergeben, denn allein so fern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sei, oder aber, daß er's thue in denen Fällen, die er ihm vorbehalten hat, welche Fälle, so sie verachtet würden, bliebe die Schuld ganz und

gar unaufgehoben oder verlassen.“ „Die Ablaßprediger irren, die da sagen, daß durch des Papstes Ablaß der Mensch von aller Pein los und selig werde. Ja der Papst erläßt keine Pein den Seelen im Fegfeuer, die sie hätten sollen laut der Satzungen in diesem Leben büßen und bezahlen. Wenn irgend eine Erlassung aller Sünden ohne Unterschied Jemand ertheilt werden kann, so ist gewiß, daß sie nur den Vollkommensten, das ist, den Wenigsten verliehen werde.“ „Ein jeder wahrhaftiger Christ, so wahre Reu und Leid hat über seine Sünden, der hat völlige Vergebung von Pein und Schuld, die ihm auch ohne Ablaßbriefe gebührt.“ „Ein jeder wahrhaftiger Christ, er sei lebendig oder todt, ist theilhaftig aller Güter Christi und der Kirchen aus Gottes Geschenk, auch ohne Ablaßbriefe.“ „Der rechte wahre Schatz der Kirchen ist das heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes.“ — Doch sollten diese Sätze durchaus nicht gegen den Papst protestiren, sondern nur gegen das ohne Wissen und Willen des Papstes gemißbrauchte Ablaßwesen. Es heißt Thesis 38: Es ist des Papstes Vergebung und Austheilung mit nichten zu verachten, denn seine Vergebung ist eine Erklärung göttlicher Vergebung. 50: Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablaßprediger Schänderei, lieber wollte, daß St. Peters Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß er sollte mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe erbaut werden. 71: Wer wider die Wahrheit des päpstlichen Ablasses redet, der sei verflucht und vermaledeit. 72: Wer aber wider des Ablaßpredigers muthwillige und freche Worte Sorge trägt, oder sich bekümmert, der sei gebenedeit. — Luthers Sätze erregten in Deutschland ungeheueres Aufsehen. „Ehe vierzehn Tage vergingen, hatten sie ganz Deutschland, und in vier Wochen schier die ganze Christenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer und trügen's vor aller Menschen Augen. Es glaubt's kein Mensch, was für ein Gerücht davon wurde, und es gefiel dieser Handel Jedermann sehr wohl.“ — Zu Rom ignorirte man anfangs die Sache. Tetzel ließ durch Wimpina zu Frankfurt an der Oder 160 Gegenstreitsätze verfertigen. Sylvester Prierias, Johann von Eck und Hogstraaten schrieben gegen Luther. Luther schickte seine Sätze mit einem unterthänigen Schreiben an Papst Leo X. Dieser zitirte ihn binnen 60 Tagen nach Rom, und auf Vermittlung des Churfürsten von Sachsen nach Augsburg vor den Kardinal Thomas de Vio von Gaeta. Ohne Verständigung reiste Luther von Augsburg ab und appellirte von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst. Miltitz, des Papstes Nuntius und Kammerherr, brachte Luther darauf durch seine Milde dahin, daß er schweigen wollte, sofern seine Gegner ebenfalls zum Schweigen vermocht würden. Aber Eck fuhr fort, gegen Luther zu wüthen, und dieser trat ihm zu Leipzig mit den Behauptungen entgegen, daß der Papst nicht nach göttlichem, sondern nur nach menschlichem Rechte Oberhaupt der Kirche sei, und daß nicht allein der Papst, sondern sogar ein allgemeines Conzil irren könne. Da schloß Eck: „Ehrwürdiger Vater, wenn ihr dies glaubt, so seid ihr wie ein Heide und Zöllner.“ Jetzt endlich, am 15. Juni 1520, erschien von Rom die Bannbulle gegen Luther. Nachdem dieselbe an vielen Orten Deutschlands mit Verachtung und

Gleichgültigkeit aufgenommen war, und nachdem auch der Kurfürst von Sachsen erklärt hatte, daß er die Verbrennung von Luthers Schriften nicht zugeben, auch nichts gegen ihn unternehmen werde, so lange nicht dessen Lehre durch unparteiische Richter widerlegt sei, — zog Luther am 10. Dezember an der Spitze von einer Anzahl Doctoren und Studenten vor das Elsterthor zu Wittenberg, und warf in einen angezündeten Holzstoß das Decret Gratian's, die Decretalen, Clementinen, Extravaganten d. h. das ganze kanonische Recht, ferner Schriften von Eck und Emser und obendarauf die päpstliche Verdammungsbulle — mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer." — Damit war der Würfel gefallen. Luther hatte sich von Rom und der römischen Kirche losgesagt. Er konnte hinfort nicht mehr zurück. Darum ging er vorwärts. Er sandte seine Schrift in die Welt: „Gegen die Bulle des Antichrist" und suchte darin zu beweisen, daß der Antichrist der Schrift kein anderer als der Papst sei.

Am 6. März 1521 erhielt er darauf von Kaiser Karl V. ein Vorladungsschreiben, worin ihm aufgegeben wurde, innerhalb 21 Tagen in Worms zu erscheinen. Luther ging, obschon man ihn warnte. Huß ist verbrannt worden, sprach er, aber die Wahrheit nicht mit ihm; ich will nach Worms, und wenn dort so viel Teufel auf mich zielten, als Ziegel auf den Dächern sind! — Am 17. April erschien er vor dem Reichstage, der aus dem Kaiser und dessen Bruder, Erzherzog Ferdinand, aus 6 geistlichen und weltlichen Kurfürsten, 24 Herzögen, 8 Markgrafen, 30 Bischöfen, Prälaten zc. bestand. Man begann das Verhör. Luther, einen Augenblick vom Glanz geblendet, bat sich zur Beantwortung der Frage, ob er widerrufen wolle oder nicht, 24 Stunden Bedenkzeit aus, und sprach alsdann am folgenden Tage: „Weil denn kaiserliche Majestät, Kur- und fürstliche Gnaden eine schlichte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, und ich also mit den Sprüchen, so von mir angezogen und angeführt sind, überzeuget und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher, noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir. Amen."

In einer Reihe von Schriften gab Luther fortan seinen reformatorischen Gedanken Ausdruck. So in der Schrift „An den Adel deutscher Nation von der christlichen Standesbesserung." Drei Mauern haben die Romanisten bisher um sich gezogen zu ihrem Schutz, so daß sie Niemand reformiren konnte: weltliche Gewalt, sagten sie, gehe nicht über geistliche; es gebühre die Schrift Niemanden auszulegen, als dem Papste; es möge Niemand ein Concilium berufen, als der Papst. Aber am geistlichen Wesen haben alle Christen Theil, sintemal wir alle zu Priestern geweiht sind, durch die Taufe, obwohl es nicht Jedem geziemt, das Amt zu verwalten. Wäre aber die Schrift allein in den Händen des Papstes, so daß er nicht irren könnte in der Auslegung, wozu

wäre sie denn uns noth oder nütze? Und ob sie vorgeben, es wäre St. Peter die Gewalt gegeben, da ihm die Schlüssel sind gegeben; so ist's offenbar, daß die Schlüssel nicht allein St. Petro, sondern der ganzen Gemeinde gegeben sind, zumal dieselben nicht auf Lehre und Regiment geordnet sind, sondern allein auf die Sünde, um zu binden und zu lösen. Und wenn der Artikel recht ist: ich glaube an eine heilige allgemeine christliche Kirche, so muß ja nicht allein der Papst Recht haben. Darum sollen wir muthig und frei werden und den Geist der Freiheit nicht mit erdichteten Worten der Päpste dämmen, sondern diese selbst und was sie thun oder lassen, nach dem gläubigen Verstande der Schrift richten, und es gebühret einem jeden Christen, daß er sich des Glaubens annehme zu verstehen und zu verfechten und alle Irrthümer zu verdammen. — Im „Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen" sagt er: Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und ein dienstbarer Knecht aller Dinge und Jedermann unterthan, frei durch den Glauben, dienstbar durch die Liebe. Der Glaube vereinigt die Seele mit Christo wie eine Braut mit dem Bräutigam, woraus die Ehe folgt, daß Christus und die Seele ein Leib werden und was Christus hat, der gläubigen Seele eignen wird und was die Seele hat, wird Christi eigen. So nun Christus, dieweil er Gott und Mensch ist, der noch nie gesündigt hat, die Sünde der gläubigen Seele durch den Glauben ihm selber eigen macht, als hätte er sie gethan; so müssen die Sünden in ihm verschlungen werden und die Seele wird durch Christus des Glaubens halber ledig und frei von allen ihren Sünden und begabt mit der ewigen Gerechtigkeit Christi. Und so wird durch das König- und Priesterthum Christi der gläubige Mensch auch König und Priester; durch sein Königreich ist er aller Dinge mächtig und durch sein Priesterthum ist er Gottes mächtig, welcher ihm thut, was er bittet und will, zu welchen Ehren er allein nur durch den Glauben und durch kein Werk kommt. Wo er aber so thöricht wäre und meinte, durch gute Werke fromm, frei, selig, oder Christ zu werden, so verlöre er den Glauben mit allen Dingen. Darum ist es nicht genug, wenn man Christi Leben und Werk obenhin und nur als eine Historie und Chronikengeschichte predigt, sondern er soll und muß also gepredigt sein, daß mir und dir der Glaube daraus erwachse und erhalten werde. Gute Werke machen nicht den guten und frommen Mann, sondern ein guter und frommer Mann machet gute Werke; und ob der Christ durch den Glauben frei ist, so soll er sich doch willig zum Diener machen und seinem Nächsten helfen und darin lediglich Gottes Wohlgefallen suchen. So fließt aus dem Glauben die Liebe und Lust zu Gott und aus der Liebe ein freiwillig und fröhlich Leben, dem Nächsten zu dienen um Gotteswillen, und das ist die rechte geistliche christliche Freiheit. — Die Lehre vom Glauben ist das Centrum in Luther's Denken und Thun. „Das ist der lebendige Glaube, der nicht zweifelt." „Daran bleibe ja fest hangen, daß der Glaube an Gottes Hulden gewiß sei, denn der Glaube nichts anderes ist, denn eine beständige, unzweifelhafte, unwankende Zuversicht zu göttlicher Gnade." „Der Glaube muß aus dem Blute, Wunden und Narben Christi quellen und

fließen, in welchem du siehest, daß dir Gott so hold ist, daß er auch seinen Sohn für dich gibet." „Der Glaube ist ein göttlich Werk in uns, das umwandelt und neu gebieret aus Gott und tödtet den alten Adam, machet uns ganz andere Menschen von Herzen, Muth, Sinn und allen Kräften und bringet den heiligen Geist mit sich. O, es ist ein lebendig, geschäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, daß es unmöglich ist, daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken. Er fraget auch nicht, ob gute Werke zu thun sind, sondern ehe man fraget, hat er sie gethan, und ist immer im Thun." „Durch den Glauben wird der Mensch zu Gott." „Der Glaube führt die Leute von den Leuten zu Gott." „Wie du glaubst, so geschieht dir; glaubst du es, so hast du es, glaubst du es nicht, so hast du es nicht; glaubst du es, so ist es, glaubst du es nicht, so ist es nicht." „Der Geist ist schon im Himmel durch den Glauben." „Ein erdichteter Glaube ist es, der da hört von Gott, von Christo, seiner Menschwerdung und Erlösung und fasset dasselbige, wie er's gehört und weiß auch auf's Allerfeinste davon zu reden, ist aber gleichwohl nur ein eitler Wahn und unnützes Hörensagen, wovon das Herz nicht mehr behält, denn einen Ton und Hall vom Evangelium, denn er verneuert und verwandelt das Herz nicht, sondern läßt den Menschen, wie er ihn gefunden hat, in seiner alten Haut und vorigen Meinung und Wandel. So du wohl glaubest, daß Christus ein solcher Mann ist, wie er im Evangelium gepredigt und ist Alles wahr, was von Christo gesagt wird, aber du glaubest nicht, daß er dir ein solcher Mann sei, so ist dieser Glaube nichts und empfängt und schmecket Christum nimmermehr; es ist nur ein Glaube von Christo, aber nicht zu oder an Christum, welchen Glauben auch die Teufel haben sammt allen bösen Menschen. Wir verlangen außer diesem Glauben noch, daß Jeder glaube, er sei Einer von Denen, welchen die Gnade und Barmherzigkeit Gottes gegeben ist, Gottes Kind zu sein in Christo und die Vergebung der Sünden zu haben und nicht mehr zu wanken und zu zweifeln. Der Glaube ist eine lebendige, ernstliche, tröstliche und unzweifelhafte Zuversicht solcher trefflichen Herrlichkeit, dadurch wir mit Christo und durch ihn mit dem Vater Eins sind: er ist nichts anderes, denn das rechte, wahrhaftige Leben in Gott." Durch solchen Glauben wird der Mensch versöhnt mit Gott: „Will dich der Priester nicht absolviren und dir das Sakrament des Altars versagen, so laß fahren Sakrament, Altar, Pfaffe, Kirche; der rechte Bischof wird selber dich speisen." Nur gebunden an Gott, ist der Mensch frei gegenüber den Menschen, wie gegenüber der Kirche mit allen ihren Satzungen. Alle Christen sind wahrhaft geistlichen Standes, und ist unter ihnen kein anderer Unterschied, als des Amtes. Der Glaube allein macht geistlich und ein Christenvolk. Daß aber der Papst oder Bischof salbet, Platten macht, ordiniret, weihet, das mag einen Gleißner und Oelgötzen machen, macht aber nimmermehr einen geistlichen Menschen. „Der Geistliche richtet Alles. Geistliche aber sind Alle, die Christi Geist haben. Den haben Alle, die sein sind. Sein sind Alle, die ihm glauben. Glaubt ihr Christo, so seid ihr geistlich, habt alle Dinge zu urtheilen und zu erörtern." Mit dieser inneren Selbstgewißheit begründet Luther selbst

die positiven Gebote aus Natur und Vernunft. „Warum lehrt und hält man die zehn Gebote? Darum, weil die natürlichen Gesetze nirgend so fein und ordentlich verfaßt sind, als im Mose. Den Sabbath oder Sonntag feiert man nicht um des mosaischen Gesetzes willen, sondern weil die Natur lehret, man solle je zuweilen ruhen, damit Mensch und Vieh sich erquicken. Wer der Ruhe nicht bedarf, mag den Sabbath brechen und an einem andern Tage dafür ruhen, wie die Natur gibt." Die Kirchenväter werden vor dem Tribunal dieser selbstständigen inneren Gedankenwelt abgeurtheilt: „Hieronymus mag man lesen der Historien willen, denn von rechtem Glauben und von der wahren Religion ist nicht ein Wort in seinen Schriften. Origenes habe ich schon in Bann gethan. Chrysostomus gilt bei mir auch nicht, er ist nur ein Wäscher. Basilius taugt gar Nichts, ist nur ein Mönch, ich wollte nicht ein Haar um ihn geben. Tertullian ist ein rechter Karlstadt, Cyprian ein schwacher Theolog, Thomas von Aquino ein Schwätzer." Derselbe sein selbstgewisse Geist will Dem sein Barett aufsetzen und sich einen Narren schelten lassen, der Jacobi „stroherne" Epistel mit Paulus zusammenreimen kann. In die Offenbarung Johannis kann er sich nicht schicken, was ihm Ursache genug ist, daß er ihrer nicht hoch achtete. Von den Propheten sagt er: „Sie haben in Moses studirt; Jesaias hat alle seine Kunst aus dem Psalter genommen; sind sehr heilige, fleißige Leute gewest; haben göttlicher Sachen mit Ernst nachgedacht; darum hat Gott in ihrem Gewissen mit ihnen geredet, das haben die Propheten für eine gewisse Offenbarung angenommen; sie haben nicht immer auf Silber und Gold gebaut, sind auch Stoppeln und Heu untergefallen. Der Prediger Salomo hat weder Stiefel noch Sporn, reitet nur in Socken, gleichwie ich, da ich noch im Kloster war." Solche innere Selbstgewißheit und Geistesfreudigkeit bedarf nicht der äußeren Kasteiungen, denn das leibliche Leben wird gleichfalls als ein von Gott gegebenes betrachtet: „Darf unser Herrgott gute große Hechte, auch guten Rheinwein schaffen, so darf ich sie wohl auch essen und trinken; es ist dem lieben Gott eben recht, wenn du einmal aus Herzensgrund dich freuest oder lachest."

Mit diesen Gedanken löste Luther die Räthsel seiner Zeit. Und er gab den großen reformatorischen Gedanken zugleich eine populäre Verbreitung durch seine 1534 vollendete Bibelübersetzung, durch das ächt deutsche Nationalwerk, und in seinen beiden Katechismen, dem großen, der ein „Unterricht für die Pfarrherrn" sein soll, und in dem kleinen, „darinnen die Geheimnisse Gottes zur einfachen Volksrede und Kinderlehre geworden sind." Er war in seinen Worten wie in seinen Thaten der Mund der Menschheit, und er war es dadurch, daß er das klare Bewußtsein hatte, daß in ihm das Wollen und Sollen seiner Zeit Fleisch geworden, daß er von einer höheren Macht berufen sei, die auseinandergefugte Welt wieder einzurücken, Verletztes herzustellen, Unvernünftiges aufzulösen und sich an die Spitze geistgebietender und geistgebotener Bewegungen zu stellen. — Doch vermochte Luther diesen Ton des freien Gedankens und der freien That noch nicht durchgehends fest- und auszuhalten. Der Verkünder des Geistes steift sich oft wiederum auf den todten Buchstaben. Der Verfechter der Freiheit kämpft zuweilen mit Donner und Blitz für die von Neuem in ein

System gebrachten Dogmen. Der lebendig flüssig gewordene Geist wird in den Kerker des Buchstabens, des Dogma's geworfen, und dieses als eine objective Macht zum Richter über das Denken und Thun des Individuums gemacht, wie auch der Glaube wiederum von der Liebe getrennt und jener über diese gesetzt wird. „Ich bin schuldig, mehr dem Glauben zu gehorchen, als der Liebe, denn der Glaube ist über die Liebe und am Meisten an ihm gelegen. Auch wenn ich schon die Liebe nachlasse, ist es eine Sünde gegen den Nächsten, aber den Glauben lassen und lassen gelästert sein, ist Christum und Gott verläugnet. Das ist schwerer, denn wider den Nächsten thun." Auf diesem theologischen Standpunkte ist für Luther „der Mensch nur eine Säge, die sich in der Hand des Werkmeisters leidend verhält." „Die Aufforderung Gottes an die Menschen zur Haltung der Gebote ist nur Ironie, wie der Vater zu seinem Kinde spricht: Komm' doch! obschon er weiß, daß es nicht kommen kann. Es gehet alles aus von der göttlichen Gnade." „Die zwei leiden sich nicht zugleich und können nicht beisammen sein, glauben, daß wir um Christi willen ohne unser Verdienst Gottes Gnade haben, und halten, daß wir es auch durch Werke erlangen müssen." „Aber die Sünde, sagst du, die wir thun, beleidigt und erzürnet Gott, wie können wir denn heilig sein? Antwort: Mutterliebe ist viel stärker, denn der Dreck und Grind am Kinde. Also Gottes Liebe ist viel stärker, denn unser Unflat oder Unreinigkeit. Derhalb, ob wir wohl Sünder sind, verlieren wir darum die Kindschaft nicht unsers Unflats halber." Mit dieser Gnade kann die menschliche Freiheit nicht bestehen. Sie ist deshalb Null. „Der Name freier Wille sich zum Menschen nicht reimet, sondern ist ein göttlicher Titel und Name, den Niemand führen soll noch mag, denn allein die hohe göttliche Majestät, denn Gott der Herr allein thut was und wie er will, im Himmel, auf Erden, im Meer und allen Tiefen. Wenn ich das von einem Menschen sage, ist's gleich, als wenn ich sagte: Ein Mensch hat göttliche Gewalt und Kraft; das wäre die höchste Gotteslästerung auf Erden und ein Raub göttlicher Ehre und Namens."

Von seinen theologischen Dogmen umgränzt und beschränkt, verdammt Luther mit Fanatismus Alles, was mit denselben nicht übereinstimmt. Dies zeigte sich im Kampfe gegen Carlstadt. Carlstadt macht mit der innerlichen Entscheidung des eigenen Geistes Ernst. „Es ist ja unmöglich, sagt er, daß Einer Gottes Freund oder Sohn werde ohne die inwendige und himmlische Offenbarung Gottes, als wenig das geschehen mag, daß Einer äußerlich Gottes Wort annehme und für ein Wort des Bräutigams der Fröhlichkeit, des Trostes und ausgestreckten Lust hält, wenn sich Gott nicht zuvor mit seinem hellen und lichten angehenden Strahl offenbart, so viel, daß er hören kann, wer Gott ist, was er ist, was er will." „Der Glaube hat hitzige große Lust zu dem ungeschaffenen Lichte; das ewige Licht nimmt er an, er liebt's fest und belustigt sich daran, doch mit ausgestreckter Lust, und hat eine unsägliche Fröhlichkeit im Licht. Der Glaube klebet am Licht mit hitziger Begierde, geschwindem Willen und ausgegossenem Leben. Darum hasset der Glaube die Finsterniß und lebet nicht in Finsterniß, wiewohl er Finsterniß leiden muß,

jedoch gehet er nicht in Finsterniß, d. i. er setzet weder Gedanken noch Willen in Finsterniß." „Der Glaube verheirathet das Herz mit Gott. Es ist der Glaube ein liebreiches Erkennen Gottes und eine Offenbarung Gottes." Diese mystische Anschauung führte Carlstadt in die Praxis ein, und vernichtete damit jedes, auch Luthers Dogma. Er schaffte zu Wittenberg die Privatmesse ab, hielt das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, läugnete die Gegenwart Christi im Abendmahl, hob die Ohrenbeichte auf und führte die Ansicht practisch aus, daß zwischen Laien und Priestern kein Unterschied sei. — Da eiferte Luther, von der Wartburg zurückgekehrt, gegen die „Schwarmgeister" und redete wider Menschen, welche die Kirche zerrissen, die Bilder hinaus würfen und das Sakrament des Altars aufheben wollten. „Summa, Summarum, predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's, aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich Niemand, denn Glaube will willig, ungenöthigt, angezogen werden. Nehmt ein Exempel von mir. Ich bin dem Ablaß und allen Papisten entgegen gewest, aber mit keiner Gewalt. Ich habe allein Gottes Wort getrieben, geprediget und geschrieben, das hat, wenn ich geschlafen habe, wenn ich wittenbergisch Bier mit meinem Philippo oder Amsdorf getrunken habe, also viel gethan, daß das Papstthum also schwach worden ist, daß ihm noch nie kein Fürst noch Kaiser so viel abgebrochen hat. Ich habe Nichts gethan, das Wort hat es alles gehandelt und ausgerichtet. Wenn ich hätte wollen mit Ungemach fahren, ich wollte Deutschland in ein groß Blutvergießen gebracht haben. Aber was wäre es? Narrenspiel wäre es gewesen. Ich habe nichts gemacht; ich habe das Wort lassen handeln." — Die Bauern nahmen in 12 Artikeln die Freiheit der christlichen Lehre in Anspruch und forderten das Recht für sich, das Evangelium hören und einen Pfarrherrn wählen, auch die Leibeigenschaft abschaffen zu können. Die Forderung billigte Luther und ermahnte nur sanftmüthig zum christlichen Frieden. „Darum sage ich, ich lasse eure Sache sein, wie gut und recht sie sein kann: weil ihr aber selbst wollt vertheidigen, und nicht Gewalt noch Unrecht leiden, möget ihr thun und lassen, was euch Gott nicht wehret. Aber den christlichen Namen, den christlichen Namen sage ich, den laßt stehen und macht ihn nicht zum Schanddeckel eures ungeduldigen, unfriedlichen, unchristlichen Vorhabens." An die Spitze der Bauern stellte sich Thomas Münzer, feurig und stürmisch wie Luther, aber unbesonnen. Statt des honigsüßen Christus wollte er einen bittern haben, den Vollstrecker des Weltgerichts. Nicht durch das Wort allein, — mit Gewalt müsse der Antichrist zerstört werden; dieser aber sei kein anderer, als die Gewalthaber der Erde, die Dränger und Bedrücker des armen Volkes, das vor Schinden und Schaben der Tyrannen nicht einmal zum Glauben an Gott kommen könne. Mit diesen Gedanken führte Münzer die Bauern in's Feld gegen die Machthaber. Da schrieb Luther gegen die Bauern: „Darum soll hie zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann und gedenken, daß nichts giftigeres, schädlicheres, teuflischeres sein kann, denn ein aufrührerischer Mensch. Gleich als wenn man einen tollen Hund todtschlagen muß; schlägst du nicht, so schlägt er dich und ein ganzes Land mit dir." Luther mußte

gegen die Bauern auftreten, weil diese nicht an der Lehre d. i. an seinem Dogma vom Wort, das allein wirken sollte, sondern politisch national die neuen Gedanken in Handlungen umsetzen wollten. Luther legte mit diesem seinen Auftreten sein Werk in die Hand der Fürsten und beförderte dadurch den äußeren Fortschritt der Reformation, nahm ihr aber auch nach der politischen Seite hin ihren volksthümlichen nationalen Character.

Mit denselben festen, das Individuum tyrannisirenden Dogmen trat Luther gegen Zwingli auf. Der Charakter beider Männer wie das Terrain, auf dem sie erschienen, waren sich entgegengesetzt. Die republikanische Verfassung der Schweiz legte dem Reformator und dem Volke keine Rücksicht auf: was man als Recht und als Wahrheit erkannt hatte, das wurde sofort practisch durchgesetzt; darum wurde in der Schweiz mehr nach Carlstadt's als nach Luther's Weise verfahren, indem letzterer nach seinem Verhältniß zum Fürsten und zum Reich von Rücksichten beengt war. Dem Geiste der Volksverfassung entsprechend, war es Zwingli mehr um die Verbesserung des Lebens als der Lehre zu thun, wie er denn auch eine seinem Volke entsprechende politische Reform erstrebte, indeß Luther, dem deutschen Wesen gemäß, den Hauptton auf die Theorie, auf die theologische Speculation legte. In Luthers Geiste centrirten neben Gottgefühl und Gläubigkeit wesentlich Gewissen und Vergleichungsvermögen, Selbstgefühl, Festigkeit und Zerstörungstrieb; bei Zwingli hingegen neben den religiösen Abhängigkeitsgefühlen, neben der Gewissenhaftigkeit, der Festigkeit und dem Selbstgefühl besonders Wohlwollen, Unterscheidungsvermögen und Causalitätssinn. Darum erscheint in Luther mehr die Tiefe des deutschen Gemüthes, das Dringen auf systematische Consequenz, das Bedürfniß, sich in die scholastische Theologie zu versenken, um sie desto besser widerlegen zu können, das Herausringen seiner Ueberzeugung aus innersten gewaltigsten Geisteskämpfen, — indeß Zwingli, der Liebhaber der alten Klassiker nicht blos wegen ihrer schönen Form, sondern besonders wegen ihrer Einfachheit und Wahrheit, „mit schweizerischem Natursinn und mit, auf geradem Wege zum Ziele dringendem Schweizermuthe," frei von Systemsucht, mehr auf die unmittelbare natürliche Wahrheit hinblickte, Alles mit der Schärfe und Klarheit des Verstandes auffaßte und seine Ueberzeugungen auf dem Wege einfacher Reflection erhielt. Luther war conservativer, scholastischer, beengter im Blick; Zwingli freier, universeller, darum auch versöhnlicher. Luther war der Diener, Zwingli der Herr des Dogma's, der theologisch dogmatischen Anschauung. — Diese Grunddifferenz in dem Charakter der beiden Reformatoren offenbarte sich besonders auch in ihren verschiedenen Auffassungen des Abendmahls. Zwingli geht in seiner Lehre vom Abendmahl vom 6. Kap. des Johannes und von dem Grundsatze aus, daß das Fleisch Christi als solches uns nichts helfen könne. Christi Leib essen heiße durchaus nichts anderes, als daran glauben, daß dieser Leib für uns am Kreuze um unserer ewigen Seligkeit willen dahin gegeben worden ist. Die Copula drücke nicht aus, was das Brot ist, sondern was es bedeutet, wie es auch, wenn Christus sagt, er sei ein Weinstock, unmöglich

etwas anderes heißen könne, als er bedeute einen Weinstock, oder wenn es heiße, der Same sei das Wort Gottes, so könne auch das nur heißen, er bedeute es. Ferner sei es schlechterdings unmöglich, daß ein Mensch glauben könne, den wirklichen Leib Christi zu genießen, denn wäre der Leib wirklich gegenwärtig, so fände der Glaube gar nicht statt, weil man nur glauben könne, was nicht in die Sinne fällt. Das Abendmahl hat deshalb seinem Hauptbegriffe nach nur die subjective Bedeutung einer Dankfeier für die durch den Tod Christi erlangte Erlösung. In Ansehung der leiblichen Gegenwart Christi soll man sich damit beruhigen, daß sein Fleisch zur Rechten Gottes sich befinde, bis er im Fleisch wiederkomme zum allgemeinen Weltgericht. — Luther trat in dem Streite von Anfang an mit maßloser Heftigkeit auf, und verwickelte sich darum nach allen Seiten hin in Widersprüche. Er bestätigte die tropische Erklärung, während er sie zu widerlegen suchte, indem er den Gegnern erwiederte (was ganz deren Ansicht war), ein Weinstock, ein Hirte ꝛc. sei Christus aber im geistlichen Sinne. Er bemerkte sodann, daß es sich nicht mehr um den Glauben, sondern um die Objectivität des Sacramentes handle: den Leib und das Blut Christi aus dem Brot und Wein nehmen, daß es nicht mehr denn schlecht Brot bleibe, wie der Bäcker es backe, das heiße, das Ei aussaufen und uns die Schale lassen. Luther läßt deshalb magisch Fleisch und Blut Christi mit Brot und Wein sich vereinigen und sucht diese seine Ansicht dadurch zu begründen, daß Christi Leib zwar zur Rechten Gottes, die Rechte Gottes aber aller Orten und Christi Leib und Blut also überall sei, wobei er der Consequenz, daß dann Christi Gegenwart im Abendmahl keine besondere Bedeutung mehr habe, dadurch zu entgehen sucht, daß er annimmt, man dürfe Christus, wenn er auch überall sei, nicht überall suchen. „Weil Christi Menschheit zur Rechten Gottes ist und nun auch in allen Dingen ist nach Art göttlicher rechter Hand, so wirst du ihn nicht so fressen und saufen, als den Kohl und Suppen auf deinem Tisch, er wolle denn. Er ist unbegreiflich worden, und wirst ihn nicht ertappen, ob er gleich in deinem Brote ist, es sei denn, daß er sich dir anbiete, und bescheide dich zu einem sonderlichen Tisch durch sein Wort, und deute dir selbst das Brot durch sein Wort, da du ihn essen sollst.“ So vertheidigte Luther die Gegenwart Christi im Sacrament, den Leib und das Blut Christi in, cum et subter, in, mit und unter dem Brote und dem Weine, göttliche Substanz und irdisches Element, zusammen der Zeit und dem Raume nach, — und schrieb sich, um das Dogma und die Formel nicht aus dem Auge zu verlieren, auf der marburger Disputation die Worte: „Dies ist mein Leib“ — mit Kreide auf den Tisch. „Und wir sind ja nicht so Narren, daß wir die Worte nicht verstehen. Wenn solche Worte nicht klar sind, weiß ich nicht, wie man deutsch reden soll. Sollt' ich nicht vernehmen, was das wäre, wenn mir jemand einen Semmel vorlegte und sagte, nimm, iß, das ist ein weiß Brot, Item, nimm hin, und trinke, das ist ein Glas Wein? Also, wenn Christus sagt: nehmet, esset, das ist mein Leib, verstehet auch ein Kind wohl, daß er redet von dem, so er darreicht.“ —

Trotz aller dieser Einseitigkeiten und Härten, trotzdem, daß er ein Januskopf war, dessen eines Gesicht noch nach der Scholastik des Mittelalters hinblickte, indeß das andere in die Zukunft hineinschaute, wo der freie selbstbewußte Geist regiert, — war und bleibt Luther der große Reformator. Luthers Begeisterung allein hat die Reformation geschaffen, denn nur Begeisterung ruft zur Begeisterung. Nur als die Nachtigall zu Wittenberg schlug, war der Frühling genöthigt, hereinzubrechen, weil Frühling und Nachtigall untrennbar sind. Sein energischer Wille und kühner Muth waren das Richtschwert des Katholizismus. Sie prägten sich schon in seinem Aeußeren aus. Seine Gesichtsbildung zeugte von durchfahrender und beharrlicher Gesinnung. Das Auge blickte feurig, wie das eines Falken. Sein volles Gesicht war mit lebhafter Farbe überzogen. Die zusammengepreßten Lippen des großen Mundes verriethen den Donner der Rede. Das stramme Kinn sprach von ungeheurer Willensenergie. Die ganze Natur war untersetzt, aber etwas hager. Lebensheiterkeit redete aus allen Zügen. „Die Natur — sagt Anton Varillas — scheint dem deutschen Leibe einen italienischen Kopf gegeben zu haben. Eine so große Lebhaftigkeit, Fleiß, Munterkeit, Gesundheit hatte er. Niemand hat ihn an Fleiß in der Philosophie und scholastischen Theologie übertroffen. Sein Verstand war vortrefflich, seine Urtheilskraft scharf und durchdringend, sein Gedächtniß glücklich, sein Temperament sanguinischcholerisch; daher war seine herrschende Leidenschaft die wahre Ehrbegierde." Von diesem Geiste aus sah er die weitere Entwicklung seines Werkes an: die Protestation der Evangelischen auf dem Reichstage zu Speier (1529) gegen die Zurücknahme der einstweiligen Duldung von Seiten der Katholischen; — den Reichstag zu Augsburg 1530 und die augsburg'sche Confession; — das Schutzbündniß der evangelischen Stände zu Schmalkalden 1531 ꝛc. Dieser Geist verband ihn mit seinen Freunden und mit den Vertheidigern seiner Sache: neben Melanchthon der milde Bugenhagen, Georg Spalatin, Nicolaus von Amsdorf, Justus Jona's, in Süddeutschland Johann Brenz. Dieser Geist belebte ihn in seiner Familie, in der als treue Lebensgefährtin Katharina von Bora waltete, mit welcher er sich 1525 verheirathet hatte. — Einfach und arm, wie er als Mönch gewesen war, blieb er Zeit Lebens: eine große christliche Heldengestalt, ein Mann des deutschen Volkes, nicht einer bestimmten Partei. — Als sein Ende herannahte, rief er dreimal in tiefer Andacht: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist; und als einer seiner Freunde fragte: Ehrwürdiger Vater, wollet ihr auf Christum und die Lehre, wie ihr sie gepredigt, beständig sterben? — Da antwortete er ein lautes Ja! Er starb den 18. Februar 1556. —

b. Melanchthon.

Neben Luther und als dessen Ergänzung stand **Melanchthon**, — der Mann, der niemals sich in seiner Ichsucht, sondern immer die gottgegebene Wahrheit gesucht; — eine durch eigenthümliche Composition ihrer Geistesanlagen, unter denen Intelligenz, Wohlwollen und Gewissen herrschten, prädeterminirte harmonische und der Harmonie

bedürftige Natur, der alles Gewaltsame, Schroffe und Maßlose im Reden wie im Handeln zuwider war, — ein Humanist, der in den freien Künsten und in den altklassischen Studien mit ganzer Seele lebte, diese aber nicht isolirt vom Christenthum betrachtete, sondern zur religiösen und sittlichen Läuterung verwandte und verwendet wissen wollte; — ein Theologe, der in der heiligen Schrift die alleinige Quelle aller wahren, zum Heil dienenden Lehre sah, und behauptete, daß diese von einem durch den Geist Gottes erleuchteten Ausleger in ihrer vollen, tiefen Bedeutung aufgefaßt werden könne, obschon auch der beste Erklärer nicht unfehlbar sei, der beste d. i. der, welcher zuerst Grammatiker, dann Dialektiker und zuletzt ein Zeuge von der evangelischen Wahrheit ist; — endlich (was mehr ist, als alles Vorhergehende) ein wahrer Christ, der an Camerarius schreiben konnte: „Ich bin mir bewußt, nie um anderer Ursache willen Theologie getrieben zu haben, als um mein Leben zu bessern." „Es war daher nicht — sagt C. Schmidt — aus geringen Ursachen, daß er bei der ursprünglichen Form seiner Lehre nicht stehen geblieben, sondern Schritt für Schritt in deren Ausbildung vorgegangen ist. Seine Hauptbedeutung wird immer die bleiben, daß er einerseits das Wesen des Christenthums nicht ausschließlich in das Dogmatische, sondern zugleich in das Ethische setzte, und daß er andrerseits an die Berechtigung einer fortschreitend tieferen Erkenntniß der Heilswahrheiten glaubte. Dadurch daß er die Prädestination in ihrer alten augustin'schen Härte aufgab, und dem Menschen bei dem Bekehrungswerk einen Antheil zuschrieb, hat er das sittliche Interesse der Religion gewahrt. Dadurch daß er das Abendmahl geistiger auffaßte, als die strengen Schüler Luthers, hat er auf die Union aller Derer hingearbeitet, die ihre Seligkeit allein von dem Erlöser hoffen. Dadurch, daß er mehr Werth auf die Lehren, von denen das Heil abhängt, legte, als auf die, welche vorwiegend die speculirende Vernunft ansprechen, hat er bewiesen, daß er das Christenthum nicht blos als einen Gegenstand der Wissenschaft ansah, sondern als Etwas, das auch von den Einfältigsten im Volke begriffen werden kann, um sie, in den Armen des Heilands, dasjenige finden zu lassen, was die Erde nicht gibt. Dadurch endlich, daß er den historischen Zusammenhang mit der allgemeinen, wahrhaft katholischen Gemeinschaft bewahren und nicht durch gewaltsames Umstürzen des Bestehenden und schonungsloses Niederwerfen der Gegner der Wahrheit den Sieg verschaffen wollte, ist er ein Vorbild Derer geworden, die, wie er, durch Reinheit der Lehre und liebevolle Milde nach immer weiterer Vollendung der Kirche streiten." Auch Melanchthon hat seine endliche Seite: Er war ein Freund der Astrologie und erkannte die Größe der copernicanischen Weltanschauung so wenig, daß er forderte, man müsse die Obrigkeit bewegen, eine so gottlose Ansicht mit allen möglichen Mitteln zu unterdrücken; — ja er hatte das protestantische Bewußtsein eine Zeit lang so weit verloren, daß er sich mit den Katholiken verbinden wollte, um die Zwinglianer und Sectirer um so leichter unterdrücken zu können. Dennoch aber ist er von höchster Bedeutung für die Reformation dadurch, daß er das klassische Alterthum auf's Innigste mit ächt christlicher Religiosität zu vereinen wußte; besonders aber als geistige Ergänzung zu Luther, wie Luther

wiederum Melanchthon ergänzte: der Hitze und der lodernden Flamme Luthers fügte Melanchthon die Ruhe und Besonnenheit zu, und der übergroßen Weichheit und Nachgiebigkeit Melanchthon's trat Luther's Manneskraft und Characterstärke zur Seite. Denn Melanchthon ermangelte der heroischen Natur Luthers; darum ging er in seinen Friedensbestrebungen oft zu weit, und ließ er sich zuweilen zu viele Concessionen von den Gegnern abnöthigen. Ja bei dieser seiner Schüchternheit und Aengstlichkeit machte ihm der Zustand der Welt und der Kirche stete Sorge. So war er z. B. auf dem Reichstage zu Speier „so erschreckt," daß er „in den ersten Tagen wie ausgelöscht war," — gegenüber der großen protestantischen That: „Wir gedenken — so der Protest der darnach genannten Protestanten — mit der Gnad und Hülf Gottes bei Dem zu bleiben, daß allein Gottes Wort und das heilige Evangelium, Altes und Neues Testament, in den biblischen Büchern verfaßt, rein gepredigt werde und nichts das dawider ist; denn daran, als an der einzigen Wahrheit und dem rechten Richtscheid aller christlichen Lehre und Lebens kann Niemand irren noch fehlen, und wer darauf baut und bleibt, der besteht wider alle Pforten der Hölle, so doch dagegen aller menschliche Zusatz und Tand fallen muß und vor Gott nicht bestehen kann. Wir protestiren und bezeugen hiermit öffentlich vor Gott, unserem einigen Erschaffer, Erhalter, Erlöser und Seligmacher, auch vor allen Menschen und Creaturen, daß wir für uns und die Unseren in alle Handlungen, die wider Gott, sein heiliges Wort und unser gut Gewissen vorgenommen und wider den speier'schen Abschied beschlossen worden, nicht willigen."

Melanchthon's erste große theologische That war die aus seinen Vorlesungen über den Römerbrief 1521 hervorgegangenen Bearbeitung und Herausgabe der Loci communes rerum theologicarum d. i. Hauptgrundsätze zum Schriftverständniß, Grundgedanken, von denen auszugehen ist und die mit einander den Inhalt einer Wissenschaft bilden. Das Buch fängt vom dreieinigen Gott an, steigt zur Betrachtung des Menschen nieder, schreitet von der Sünde zum Gesetz und Evangelium über, behandelt die Früchte der Gnade und Sacramente, belehrt über Staat, Obrigkeit und Kirchengewalt, und schließt mit den letzten Dingen, mit der Verdammniß und Seligkeit. Von den Hauptstücken der Lehre — sagt Melanchthon in seinem Buche — sind einige unbegreiflich, andere aber muß das christliche Volk erkennen und erfassen. Jene, die Geheimnisse der Gottheit, soll man eher anbeten, als zu ergründen suchen*); dahin gehören die Dreieinigkeit, die Schöpfung und die Mensch-

*) „Christus erkennen heißt seine Wohlthaten erkennen, nicht aber über die beiden Naturen und die Art der Menschwerdung speculiren." Melanchthon wollte eben so wenig, wie das erste Reformationszeitalter überhaupt, wieder Dogmen, die eben erst gestürzt wurden, und darum auch kein System von Dogmen, keine „Dogmatik." So auch Zwingli, der nur die christliche Lehre, von dem natürlich Erkennbaren aus zum Geoffenbarten übergehend, als Hauptinhalt der Schriftlehre entwickelt. Und auch Calvin's institutio ist ursprünglich eine katechetische Erklärung für gebildete Leser. „Der Name Dogmatik ist erst nach der Mitte des 17. Jahrhunderts in der herabgekommensten Zeit nach dem 30jährigen Kriege entstanden bei symbolgläu-

werdung. Was sich dagegen auf Sünde, Gesetz, Gnade rc. bezieht, das thut dem Volke zu wissen Noth, denn das allein gehört zum Heil: das Christenthum ist nichts, als ein Leben, das der Barmherzigkeit Gottes gewiß ist. — Den Willen des Menschen hält Melanchthon nicht für frei, da Alles was geschieht nothwendig nach göttlicher Vorherbestimmung geschieht. Es ist Thorheit, zu behaupten, man könne die Affecte besiegen; kein Einziger hat die Kraft dazu. Diese Unmöglichkeit, sich frei zu bestimmen, diese Unfreiheit ist Folge der ersten Sünde. Der erste Mensch war ohne Sünde geschaffen; Gott stand ihm bei mit seinem Geist, der ihn zum Guten anfeuerte. Als er aber fiel, dem göttlichen Gesetz widerstand, entzog ihm Gott seinen Geist. Statt Gott zu lieben, liebt nun der Mensch sich selber; diese Selbstliebe ist Grund aller Sünden, und pflanzt sich fort von Geschlecht zu Geschlecht: die Erbsünde ist eine völlige Lähmung, so daß man durch sich selbst nichts Gutes mehr vermag; alle Handlungen der Menschen sind daher böse; äußerlich mögen sie erhaben erscheinen, an der inneren Wurzel aber ist die Sünde. Der Mensch kann nichts Verdienstliches vollbringen, denn er kann das Gesetz nicht erfüllen, welches ein Ausspruch ist, durch den Etwas geboten, etwas Anderes verboten ist. Das Gesetz ward gegeben, um den Menschen zur Erkenntniß der Sünde zu führen und ihm seinen elenden Zustand zu offenbaren; es zeigt die Krankheit, bietet aber kein Heilmittel dafür. Letzteres thut nur das Evangelium, die Verheißung der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, der Vergebung der Sünde für Die, welche daran glauben. Durch den Glauben an die Gnade in Christo werden wir gerecht: dieser Glaube ist unsere Gerechtigkeit; er ist also mehr als ein bloßes unwirksames Fürwahrhalten Dessen, was die Schrift uns lehrt; er ist Vertrauen, Hingebung an die verheißene Gnade, er stillt das Herz und entzündet es zugleich zum Befolgen des Gesetzes. Der Glaube allein rechtfertigt, weil wir nicht durch eigene Werke Gott gefallen können, sondern weil Gott aus freier, unverdienter Barmherzigkeit die Sünder wieder annehmen will. Das Evangelium verlangt nichts von uns, es verspricht uns Gnade und Heil, ohne Bedingung von unserer Seite, aus reiner Barmherzigkeit Gottes. Das Gesetz ist somit abgeschafft; vom Fluch des Gesetzes erlöst, stehen wir dann auch nicht mehr unter der Herrschaft der Sünde; aus Knechten werden wir Kinder; erneut durch den Geist Christi vollbringen wir die Werke des Gesetzes ohne das Gesetz; der heilige Geist ist nichts anderes, als der lebendige Wille Gottes, so daß wir, wenn wir ihn haben, von freien Stücken thun, was diesem Willen gemäß ist. Das Evangelium, als Verheißung der Gnade, ist von Zeichen begleitet, durch welche Denen, die es annehmen, bezeugt wird, daß Gott das was er versprochen hat, auch gewährt: die Sakramente als Zeichen und Unterpfänder der Gnade, von Christus selbst gestiftet; darum nur zwei, nämlich die Taufe als das Sakrament der Buße, des

bigen Lutheranern. Volle hundert Jahre nach der Reformation aufgetaucht, ist er wieder erst hundert Jahre später, nachdem Pfaff und Buddeus den Namen in Aufnahme gebracht hatten, in dem etymologisch ganz unbegründeten Sinne von genau wissenschaftlicher Darstellung gerade nur der Glaubenslehre adoptirt worden.“ A. Schweizer. Christl. Glaubenslehre I. S. 23.

Uebergangs vom Tode zum Leben, der Wiedergeburt; und das Abendmahl als Sakrament der Gnade, in dem Leib und Blut Christi genossen wird.

Das der Hauptinhalt der Loci, des ersten positiven protestantischen Werkes, das zwar noch vielfache Mängel hat, das den Begriff der Sakramente noch nicht scharf bestimmt, das sich in der Lehre vom Abendmahl streng an Luther anschließt, das die zehn Gebote für antiquirt hält, das die absolute göttliche Prädestination oder die Nothwendigkeit alles Geschehenden behauptet, das die speculativen Glaubensätze übergeht, das aber auf den ächt evangelischen Grundgedanken gebaut ist: „Das Reich Gottes steht nicht in der Rede, sondern in der Kraft und Tugend, oder dem Wesen und Leben.“

Nach diesem Grundsatze und ihm folgend, mußte sich auch die Lehre und die Wissenschaft Melanchthon's mit dem Leben entwickeln. Es geschah. Davon zeugt die neue Ausgabe der Loci von 1535. Die meisten Artikel sind in derselben gründlicher dargestellt, die Ausfälle gegen die Scholastiker sind zurückgedrängt, die Kirchenväter sind nicht mehr wegwerfend behandelt, die Trinitätslehre ist entwickelt; die Lehre von dem freien Willen und von den Sakramenten hat eine neue und zwar dem Inhalte nach veränderte Fassung erhalten. Hatte Melanchthon in der ersten Auflage geglaubt, nur die Lehren behandeln zu müssen, die ihm für das Heil jedes Christen nöthig schienen; so hatte er im Laufe der Zeit gesehen, wie die Dreieinigkeitslehre immer mehr Gegner erhielt, und er fand Veranlassung, in den neuen Loci als Erklärung der Trinität aufzunehmen: „Im Menschen ist erstlich der Seele Wesen, hernach die Gedanken, und zum dritten der Wille, Liebe und Freude oder Betrübniß. Der Gedanke ist ein Ebenbild aller der Dinge, die man betrachtet, das Wort spricht den Gedanken aus, dann folgt Freude oder Betrübniß. Dieses Alles ist eine Anzeigung von der Gottheit: der Vater schaut sich an und weiß seinen Gedanken, und in dieser Betrachtung ist sein wesentliches Ebenbild geboren.“ Die Lehre, daß Alles mit Nothwendigkeit geschieht, hatte er als unvereinbar mit dem Christenthum erkannt. Darum heißt es in den neuen Loci: Gott ist nicht Urheber der Sünde; die Ursache derselben ist im Teufel und in dem Willen des Menschen zu suchen; keiner darf sagen, er habe gesündigt, weil Gott es will; auch nach dem Fall ist dem Menschen Freiheit geblieben, in Bezug auf die der Vernunft unterworfenen Dinge; auch das menschliche Verderben ist nicht absolut; nicht blos die scheinbare gesetzliche Ehrbarkeit, sondern die wirkliche liegt im Bereich der menschlichen Kräfte, wie man auch vor der Wiedergeburt die äußeren Werke des Gesetzes thun kann; bei der Bekehrung wirken das Wort Gottes, der heilige Geist und der menschliche Wille, welcher nicht soll müßig sein, sondern der Schwachheit widerstreben; Gott zieht den Menschen, aber er zieht nur den wollenden. Ausführlich endlich werden in den neuen Loci die Sakramente behandelt. Sie sind sichtbare Zeichen des göttlichen Willens, um uns zu erinnern, desto fester auf die Verheißung zu vertrauen. Die Verheißung aber erfaßt man durch den Glauben; also muß auch zum rechten Gebrauch der Sacramente der Glaube vorhanden sein, damit das Herz gewiß schließe, daß

wir Vergebung der Sünden erlangen, welche durch die Verheißung angeboten wird. Die Taufe ist ein Zeichen der göttlichen Verheißung gegen uns, dadurch uns die Sünde vergeben wird, weshalb auch die Kinder durch dieses Zeichen einverleibt werden, auf daß bedeutet werde, daß die Verheißung auch sie angehe. Von dem Abendmahl aber heißt es: „Das äußerliche Zeichen (Brot und Wein) ist nütz zu empfahen, wenn wir der göttlichen Verheißung glauben, nämlich daß wir durch Christum Heil, Trost und Vergebung der Sünde haben; und das äußerliche Zeichen stellt Gott vor die leiblichen Augen, und läßt uns hie essen, trinken und genießen, daß wir im Glauben erweckt und in der Erkenntniß Christi desto gewisser und stärker werden; denn wenn uns Christus seinen Leib gibt, nimmt er uns an als Gliedmaß, und zeigt gar tröstlich an, daß die Gnade und der Schatz uns gelten. Wenn wir aber im Abendmahl dies Alles genießen, muß der Glaube da sein an die göttliche Verheißung, daß wir durch solch äußerlich Zeichen und Wort Trost und Erquickung empfahen." —

Eine gleiche Entwicklung, wie die Loci, erhält auch die augsburg'sche Confession. Im Auftrage seines Fürsten bearbeitete Melanchthon dieselbe auf Grund der torgauer Artikel. Am 25. Juni 1530 ward sie vor Kaiser und Reich verlesen. Der 1. Artikel bezeugt die Uebereinstimmung mit dem nicäischen Symbolum im Glauben an den dreieinigen Gott. Der 2. Artikel stellt die Lehre von der Erbsünde dar: Nach dem Fall Adam's sind alle Menschen in Sünden empfangen und geboren, d. h. sie sind, von ihrer Empfängniß an, voll böser Lust und Neigung, können von Natur weder wahre Gottesfurcht, noch wahre Liebe und Glauben haben. 3. Artikel: Gott der Sohn ist Mensch geworden, geboren aus der reinen Jungfrau Maria; es sind die zwei Naturen, göttliche und menschliche, in einer Person unzertrennlich vereinigt; Christus ist also wahrer Gott und Mensch, wahrhaftig geboren, gelitten, gekreuzigt, gestorben, begraben, daß er ein Opfer wäre nicht allein für die Erbsünde, sondern auch für alle andere Sünde, und Gottes Zorn versöhnet; item, derselbige Christus ist abgestiegen zur Hölle, wahrhaftig am dritten Tage von den Todten auferstanden, aufgefahren gen Himmel, sitzend zur Rechten Gottes, von wo er wieder kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten. 4. Artikel: Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit vor Gott mögen wir nicht erlangen durch unser Verdienst, Werk und Genugthun, sondern Vergebung der Sünden bekommen wir nur und werden gerecht aus Gnaden um Christus willen durch den Glauben, so wir glauben, daß Christus für uns gelitten hat und daß uns um seinetwillen die Sünden vergeben, Gerechtigkeit und ewiges Leben geschenkt wird. 5. Artikel: Solchen Glauben zu erlangen, hat Gott das Predigtamt eingesetzt, Evangelium und Sacrament gegeben, dadurch er als durch Mittel den heiligen Geist gibt, welcher den Glauben, wo und wann er will, in Denen, so das Evangelium hören, wirket. 6. Artikel: Solcher Glaube soll gute Früchte und gute Werke bringen; denn man muß gute Werke thun, allerlei so Gott geboten hat, um Gottes willen, doch nicht auf solche Werke vertrauen, dadurch Gnade vor Gott zu verdienen. 7. Artikel: Es muß allezeit eine

heilige christliche Kirche sein und bleiben, welche ist die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die Sakramente laut des Evangelii gereicht werden. 8. Artikel: Da in diesem Leben viele falsche Christen und Heuchler sind, so sind die Sakramente dennoch kräftig, wenn auch die Priester, die sie reichen, nicht fromm sind. 9. Artikel: Die Taufe ist nöthig, denn es wird durch sie Gnade angeboten; auch sind die Kinder zu taufen, die dadurch Gott überantwortet und ihm gefällig werden. 10. Artikel: Im Abendmahl sind wahrer Leib und Blut Christi wahrhaftiglich unter der Gestalt des Brots und Weins im Abendmahl gegenwärtig, und werden da ausgetheilt und genossen. 11. Artikel: Privat-Absolution ist in der Kirche zu erhalten; doch ist nicht nothwendig, alle einzelnen Sünden aufzuzählen, was auch unmöglich ist. 12. Artikel: Die rechte wahre Buße ist eigentlich Reu und Leid oder Schrecken haben über die Sünde und doch daneben glauben an das Evangelium und Absolution, daß die Sünde vergeben und durch Christum Gnade erworben sei, welcher Glaube wiederum das Herz tröstet und zufrieden machet. 13. Artikel: Die Sacramente sind Zeichen und Zeugniß göttlichen Willens gegen uns, unseren Glauben dadurch zu wecken und zu stärken, derhalben sie auch Glauben fordern. 14. Artikel: In der Kirche soll Niemand öffentlich lehren und predigen oder Sacrament reichen ohne ordentlichen Beruf. 15. Artikel: Mit den kirchlichen Ordnungen sollen die Gewissen nicht beschweret werden, als könne man ohne sie vor Gott nicht gerecht werden; doch sollen diejenigen befolgt werden, die zu Frieden und guter Zucht in der Kirche dienen. 16. Artikel: Obrigkeit und Gesetze stammen von Gott; die Christen können ohne Sünde obrigkeitliche Aemter versehen, Eide leisten &c. 17. Artikel: Am jüngsten Tage wird Christus die Todten auferwecken, die Auserwählten zum ewigen Leben, die Gottlosen zu ewiger Strafe. 18. Artikel: Der Mensch hat etlichermaßen einen freien Willen, äußerlich ehrbar zu leben und zu wählen unter den Dingen, so die Vernunft begreift; aber ohne Gnade, Hilfe und Wirkung des heiligen Geistes vermag der Mensch nicht Gott gefällig zu werden, Gott herzlich zu fürchten, oder zu glauben, oder die angeborne böse Lust aus dem Herzen zu werfen, sondern solches geschieht durch den heiligen Geist, welcher durch Gottes Wort gegeben wird. 19. Artikel: Nur der verkehrte Wille erzeugt die Sünde. 20. Artikel: Unsere Werke können nicht mit Gott versöhnen; nur allein der Glaube. Gute Werke aber sollen und müssen geschehen, nicht daß man darauf vertraue, Gnade damit zu verdienen, sondern um Gottes Willen und Gott zu Lob. 21. Artikel: Die Heiligen soll man nicht anrufen, noch Hülfe bei ihnen suchen, denn es ist nur ein Mittler und Versöhner zwischen Gott und den Menschen, und der ist Christus. — Die vorstehenden 21 Artikel sind die „des Glaubens und der Lehre." Vom 22. bis zum 28. (Schluß) stehen „die Artikel, von welchen Zwiespalt ist, da erzählet werden die Mißbräuche, so geändert sind": die Wiederherstellung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt; der Ehestand der Priester; die Messe, welche Communion sein soll, wo Prediger und Laien das Abendmahl empfangen, jeder für sich; die Beichte, in der nicht mehr der Einzelne seine Sünden aufzählen soll; Fasten und an-

dere äußere Gebräuche sind abgeschafft; Klostergelübde sind der christlichen Freiheit zuwider; der Bischöfe Gewalt soll sein, das Evangelium zu predigen, Sünden zu strafen, Vergebung zu verkündigen, die Sakramente zu reichen; machen sie aber Satzungen und führen sie Gebräuche ein, die dem Evangelium widerstreiten, so verbietet Gott den Gehorsam.

In der augsburg'schen Confession hat Melanchthon mit seiner Ansicht zugleich die Ansicht seiner reformatorischen Zeit gegeben, — ein Zeugniß von Dem, was die Protestanten 1530 lehrten; keineswegs eine für die Zukunft bindende Regel. Darum hielt sich Melanchthon auch für berechtigt, schon von 1531 an im Ausdruck zu ändern, bis 1540 die sogenannte „variata" erschien, in der beim 4. und 5. Artikel ein Stück über die Nothwendigkeit der Buße und der Predigt eingeschaltet ward; in der einige Ausdrücke, die man im Sinne der Prädestination und der Ueberflüssigkeit der guten Werke nehmen könnte, gestrichen wurden; — in dem Artikel vom Abendmahl aber ließ Melanchthon den Satz: „die Gegenlehre wird verworfen" weg und statt der Worte: „Leib und Blut werden ausgetheilt (distribuuntur)" setzte er: Sie werden angeboten (exhibentur).

Wegen der lebendigen Entwicklung in Lehre und Leben unterlag Melanchthon schon bei seinen Lebzeiten der heftigsten Schmähungen. Schleuderte doch „die Kanzlei Gottes" zu Magdeburg (Flacius Illyricus, Amsdorf, Nicolaus Gallus 2c.) eine Menge von Schmähschriften gegen die Wittenberger, worin diese Baaliten, Buben, Epicuräer, Samariter 2c. genannt wurden, und worin (zum ersten Male von einer Gemeinschaft) Melanchthon ein Irrlehrer genannt und seine Lehre vom freien Willen, von dem persönlichen sittlichen Verhalten des Menschen in der Bekehrung, und von der persönlichen Aneignung des Heils als falsch bezeichnet ward, weil der Mensch im Sündenfall das göttliche Ebenbild gänzlich verloren und darum der Gnade gegenüber ein Klotz und Stein, ja ein reißendes Thier sei, das bewältigt werden müsse, wenn es zur Bekehrung gelangen solle. Sodann trat Osiander mit seinen Schmähungen auf. Und damit war die Losung aller extrem lutherischen, fanatischen Theologen gegeben: Melanchthon hatte keine Ruhe im Leben vor ihnen und über seinen Tod hinaus verketzerten sie ihn fort und fort, — den Mann der Besonnenheit, der Gewissenhaftigkeit, des Maßes, der christlichen Humanität. —

c. Zwingli.

Luther, und mit ihm Melanchthon, kämpfte in erster Linie gegen das Judaistische im Katholizismus, gegen die äußerliche Gesetzlichkeit und Werkgerechtigkeit — mit den Waffen des Paulinismus, mit der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Zwingli, und nach ihm Calvin, richtete sich mit seiner größten Energie gegen das Paganistische im Katholizismus, gegen Heiligen- und Bilderdienst, gegen Creaturvergötterung und daran sich knüpfende magische Vorstellungsweisen — mit einer strengen Teleologie, mit dem Alles beherrschenden decretum absolutum, mit einem starren Gesetzesle-

ben. Während so Luther das religiöse, Zwingli das sittliche Leben überwiegend betonte, wurden diese beiden Seiten, welche in der christlichen Religion zusammenliegen, die beiden Richtungen, in denen die lutherische und reformirte Kirche auseinandergingen, und in der Folge, fast zur Unkenntlichkeit ausgeartet, sich gegenübertraten, bis die Neuzeit den Gegensatz dadurch aufzuheben strebt, daß sie das bleibende Wesen des Protestantismus und des Christenthums überhaupt von seiner jeweiligen Gestaltung unterscheidet, daß sie die mannichfaltigen Erscheinungen des protestantischen Princips als berechtigt anerkennt, aber sie in freier Weise durch Erkenntniß des gemeinsamen Grundes einander nahe bringt, daß sie die religiös-sittliche Substanz, das ganze Christenthum, an seinen Wurzeln erfaßt. —

Im Kanton St. Gallen, in der hölzernen Hütte (die als heilige Reliquie unbewohnt noch jetzt dort steht) des freundlichen, rings von den Riesenhäuptern der Berge umgebenen Dorfes Wildhaus wurde am 1. Januar 1484 **Huldreich Zwingli** geboren. Ein einfacher, durch nichts Mönchisches beschränkter Geist, voll Kernhaftigkeit und Rechtschaffenheit, gesunde Volkskraft, glühendem Freiheitssinn, eine Richtung auf das Einfache und Große: das war das Erbtheil, welches Zwingli von seinen Aeltern, von seinem Volke, von seiner Umgebung erbte. Charakteristisch für seine ganze Persönlichkeit ist seine Bemerkung, daß ihm bei dem ersten Erwachen des Denkens über öffentliche Dinge der Gedanke aufgestiegen, ob nicht die Lüge eigentlich härter zu bestrafen wäre, als der Diebstahl, denn Wahrhaftigkeit sei doch die Quelle und Mutter aller Tugenden. Mit diesem reinen Wahrheitssinn trat er in die Schulen zu Basel und zu Bern, und auf die Universitäten zu Wien und wieder zu Basel. Eben begann die Epoche, wo die klassischen Studien, die Scholastik des Mittelalters verdrängend, überall Aufnahme fanden. Zwingli schloß sich, wie seine Lehrer und alle seine Freunde, dieser Richtung an. Wie zuerst die Sprache, mit welcher der Höchste in der Gebirgswelt redet, — „wenn der Donner von Felskluft zu Felskluft wiederhallt, oder in der Morgendämmerung die Gletscher von göttlichem Lichte erglühen", — den Gedanken von der Größe und Erhabenheit Gottes in ihm weckte, so daß er im kleinsten Thier und selbst in den empfindungslosen Dingen und Wesen das Vorhandensein der göttlichen Kraft nicht minder als im Menschen sah: so horchte er nun auf die Worte und Gedanken der altklassischen Dichter und Redner und fand in ihnen die Ideale für seinen Geist und sein Herz. „Die alten Dichter — sagt er — sind mir heilig; sie mischen Liebliches und Nützliches; sie zeichnen mit schicklichen Farben das Wahre und Rechte, geben ihm seinen natürlichen Liebreiz und machen das Laster verächtlich." Einem bejahrten Pfarrer, der ihn um Anleitung zum Studium der lateinischen Klassiker bat, schrieb er: „Willst Du die Speise des göttlichen Wortes mit den vorzüglichsten Sprüchen und Thaten der Heiden auf's Angenehmste Dir würzen, so lies vor Allem den Sallust über den jugurtinischen und katilinarischen Krieg: in jenem erkenne die Kunstgriffe, die Klugheit, die Herrsucht gewisser Uebermüthiger und wohin Bestechung führt, in diesem, was Geschenke vermögen und wessen sich Bestochene erküh-

nen. Dann mache Dir den Valerius Maximus vertraut, um des Vorraths von Beispielen willen, die so kurzgefaßt und deutlich sind, und bereichere zugleich Deine lateinische Sprachkenntniß daraus. So vorbereitet gehe zum großen, unerschöpflichen Strom der Geschichte des Livius. Ein vorzügliches Lesebuch seien Dir die Lebensbeschreibungen Plutarchs. Hast Du Muße, so lies Sueton, Herodian ꝛc., die Dir das Bild guter Fürsten und der Tyrannen neben einander zeichnen. Appian schildere Dir dann die Verwirrungen der Bürger- und Bundesgenossenkriege. Zum Studium der griechischen Schriftsteller darf ich Dich fast nicht ermuntern wegen Deines Alters und Deiner Kränklichkeit; ich lese sie in Mußestunden und zwar mit einem Vergnügen, wie keine anderen Schriften." In diesem Geiste gründete Zwingli eine Schule zu Glarus, die er selbst leitete und in der er Jünglinge aus den ersten Familien des Landes für die Wissenschaft und eine edle Lebensrichtung gewann. — Neben diesen seinen klassischen Studien versäumte er jedoch seine theologischen und kirchlichen nicht. In ihnen und für sie hatte ihn Thomas Wyttenbach in Basel den rechten Weg gezeigt, der mit prophetischem Blick verkündete: „Die Zeit ist nicht mehr fern, daß die scholastische Theologie abgeschafft und die alte Kirchenlehre des Wortes Gottes wiederhergestellt wird. Der Ablaß ist ein römischer Betrug, der Tod Christi ist die einzige Bezahlung für unsere Sünden." — Diese freie klassische Richtung in seinen Studien hielt Zwingli fest, als er noch sehr jung 1506 Pfarrer in Glarus wurde. Dabei kam er zu der Einsicht, daß der göttliche Geist nicht auf Palästina allein beschränkt gewesen sei, daß auch Platon aus dem göttlichen Born getrunken, daß Seneca ein heiliger Mann gewesen, daß Pindar so erhaben von seinen Göttern rede, als ob ihm eine Ahnung von der einen heiligen Gotteskraft beiwohne. — Sodann widmete er dem Studium des griechischen neuen Testamentes den größten Fleiß, wobei sich in der Tiefe seiner Seele eine dem bisherigen Kirchenwesen widersprechende Ueberzeugung ausbildete, so daß er in Einsiedeln, wohin er 1516 gekommen, einst dem Kardinal Schiner unverhohlen sagte, das Papstthum habe keinen Grund in der Schrift. — Zu dieser Höhe der Anschauung hatte ihn die freie Lesung der Bibel gebracht, die er aus ihr selbst eben so zu erklären suchte, wie jeder altklassische Schriftsteller sich selbst ihm erklärte und aufschloß, — und daneben das Studium der lateinischen und griechischen Kirchenväter, sowie verschiedene Schriften von Orthodoxen und von Ketzern. „In Rechtgläubigen merk ich auf das Unkraut, in Irrgläubigen auf den Samen des Guten, und überall finde ich des Einen und des Anderen." „Was wahr ist, kommt von Gott, wer es auch sage." „Ich hatte in den mit Recht sogenannten heiligen Wissenschaften viele Lehrer: Hebräer, Griechen und Lateiner. Wie schlecht würde ich handeln, wenn ich gegen einen von Denen undankbar wäre, die mir den Zugang zur Wahrheit öffneten, um so mehr, da Keiner, als Gott allein, Alles kennt. Ich hatte zur Einsicht in die Urkunden des göttlichen Gesetzes viele Lehrer nöthig. Jeder nützte mir. Immer hielt ich die Gesammtheit der Gelehrten und Frommen für eine Gesellschaft, in der Jeder seine Meinung ausspricht. Was Einer schrieb, hielt ich für gemeine Sache nach dem

Worte des Sokrates: Der Weise ist ein öffentliches Gut." Diese Aussprüche charakterisiren den Standpunkt des Reformators, der die Verbindung und Durchdringung tiefer biblischer Religiosität und freier humaner Bildung mit Melanchthon gemein hat, der aber durch seinen universellen Blick über alle Reformatoren hinwegragt, der das Göttliche und wahrhaft Menschliche in allen Gestalten der Religion suchte und fand, indem er die Offenbarung als einen ununterbrochenen, nur dem Grade, nicht der Art nach verschiedenen Strom göttlicher Erleuchtung ansah, in der Erscheinung Jesu nur die vollendete Darstellung des göttlichen Geistes verehrte, und darum sprechen konnte: „Kein tugendhafter Mann hat je gelebt und kein heiliges Gemüth und keine gläubige Seele wird sein vom Anfang der Welt bis zu ihrem Ende, die Du nicht im Himmel bei Gott antreffen wirst." Von diesem freien Standpunkte aus sagt er auch: „Jeder sucht nach der ihm verliehenen Gabe die Schrift zum Nutzen der Kirche zu erklären; darum werden von ihren Auslegern so verschiedene Erklärungen und so verschiedener Sinn vorgebracht. Sie sind auch ihres Irrthums wegen nicht so sehr anzuklagen, selbst wenn sie das Ziel ganz verfehlen, wofern sie nur auf dasjenige losgehen und einzig auf Das sehen, was in allen Büchern der Schrift die Hauptsache ist, nämlich auf die Ehre Gottes und auf das Ziel des Nächsten. Denn die heilige Schrift ist ein unermeßliches und unüberschiffbares Meer, ein Feld, das noch von Niemand nach Würdigkeit ermessen ist und auf welchem alle Geister aller Jahrhunderte geübt werden."

Daneben war der Republikaner Zwingli mit ganzer Seele in der Politik seines Vaterlandes thätig. Er zog mit nach Marignano. Er verwarf und bekämpfte mit allen Mitteln seiner volksthümlichen Beredtsamkeit den Grundsatz, daß ein Volk um Geld und ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit des Handels fremden Interessen diene und seine Männer und Jünglinge für fremde Händel schlachten lasse. Die Kanzel wurde ihm die Rednerbühne für die politische und sittliche Umgestaltung seines Volkes: ohne Ansehen der Person züchtigte er die Laster der Zeit, den Müßiggang, den Eigennutz, die Zuchtlosigkeit, die das fremde Söldnerwesen im Gefolge hatte. „Frommer Mann", rief er oft dabei aus, „nimm Dir's nicht an."

Dieser ächte Republikanersinn war auch der leitende Grundton in seiner religiösen Reform, die in demselben Jahre beginnt, in dem er die politische betreibt. „Ich habe vor und ehe noch ein Mensch in unserer Gegend von Luthers Namen gewußt hat, angehebt, das Evangelium Christi zu predigen im Jahre 1516, also, daß ich an keine Kanzel gegangen bin, daß ich nicht die Worte, so an demselben Morgen in der Messe zu einem Evangelium gelesen werden, für mich nahm und die allein aus biblischer Schrift auslegte. Wiewohl ich im Anfang derselben Zeit noch trefflich den alten Lehrern angehangen als den lauteren und klareren, wiewohl mich ihrer zu Zeiten auch verdroß." Für die Schäden der Gesellschaft fand er die einzige gründliche Heilung in der Wiedererweckung des Evangeliums, in einem neuen religiösen Leben. „Er sah — sagt Lang treffend — in der Religion nicht nur das Mittel, durch welches das Indi-

viduum seiner Gewissensängste und Sündenschuld entladen, selig werden und in den Himmel kommen könnte, er selbst ist ja nicht, wie Luther, durch die Schrecken des Gewissens, durch die Angst vor Tod, Hölle und Gericht in die Arme Gottes getrieben worden; er setzte den Preis der Kirche nie so tief, daß er sich zufrieden gab, wenn sie nur die reine Lehre und die stiftungsgemäße Verwaltung der heiligen Sakramente hätte, ob auch daneben die Fürsten das Volk schinden und schaben; er war nie der Ansicht, daß einem Volke im Angesicht der klaffenden Wunden seines öffentlichen Lebens, im Angesicht seiner Bedrücker und Bedränger kein anderes Mittel übrig bleibe, als das Beten und die Vertröstung auf die jenseitige Seligkeit. Zwingli sah in der Religion die Erfüllung der höchsten menschlichen Bestimmung, das Mittel, alles Menschliche mit dem göttlichen Geiste zu tränken, das Leben nach allen seinen Seiten und Beziehungen mit ewigem Gehalte zu füllen. Er hatte ein von den Kräften des Evangeliums durchdrungenes und geheiligtes Volksleben im Auge; er wollte eine Gesellschaft, die von der Liebe Gottes beseelt ist und welcher die Ehre Gottes über Alles geht; er hatte die Durchführung der wahren Religion, wie sie der Geist aus Gottes reinem Wort erforscht und das Gemüth ergriffen hat, durch alle Gebiete des öffentlichen Lebens zu seinem Ziel. Es war der Schmerz eines gottliebenden Gemüthes über den Mangel an Gottesliebe unter seinem Volke als die Quelle seines Elendes und Jammers, was Zwingli 1516 die Hand an den Pflug legen ließ." Am Feste der Engelweihe 1517 predigte er, daß der Geist und die Gnade Gottes an jedem Ort gleich gegenwärtig sei; daß Niemand angebetet werden dürfe, als der alleinige Gott; daß Christus, nicht Maria, unser Heil sei. Und als im August 1518 der Ablaßkrämer Samson über den Gotthard nach der Schweiz kam und eben so unverschämt, wie Tezel in Deutschland, seine Zeddel feilbot, predigte Zwingli so gewaltig gegen ihn, daß er den Kanton Schwyz unverrichteter Sache verlassen mußte. Sodann wandte er sich an Kirchenvorsteher, Cardinäle und Bischöfe um Abschaffung der Mißbräuche nnd Irrthümer, die sich durch menschliche Traditionen in die Kirche eingeschlichen hätten; und endlich forderte er den Bischof von Konstanz auf, die Reform in die Hand zu nehmen, „daß er fry ließe in seinem Bißthum predigen das reine klar Wort Gottes, und gedenke, wie man der kylchen zu hilff kumme mit abnehmen der großen vielfaltigen Mißbrychen und superstitionen." — So war Zwingli durch das Studium der altklassischen Literatur, der kirchlichen Theologie und der Bibel, — auch durch das öffentliche Leben seines Volkes zum Reformator emporgewachsen. Zu Zürich, wo er gegen Ende des Jahres 1518 als Pfarrhelfer oder Leutpriester am Großmünster gerufen wurde, ward ihm fortan das Terrain gegeben, wo er seine Reformation durchführen konnte.

Mit Milde und liebender Sorgfalt für die Schwachen, aber mit Charakterfestigkeit und unerbittlicher Entschiedenheit gegen alles Falsche und Schlechte, friedlich und besonnen bei allem consequenten Vorwärtsschreiten wurde in Stadt und Kanton Zürich die Reformation begonnen und durchgeführt. „Ich wünsche — sagt Zwingli — von ganzem Herzen, daß Jeder sich befleißige, aufzubauen und nicht niederzureißen, daß Jeder das

Wort Gottes unaufhörlich und so predigt, wie ihn der Geist Gottes lehrt." Was er bei seinem Eintritt in Zürich erklärt hatte, daß er für seine Hauptaufgabe ansehe, die Geschichte Jesu Christi zu predigen, damit das Volk nicht länger Christus nur dem Namen nach kenne, während ihm seine Geschichte und sein Heilswerk unbekannt bleibe: darnach verfuhr er — trotz des Geschrei's der Mönche, trotz der warnenden bischöflichen Hirtenbriefe. Er zeigte dagegen in seiner Schrift vom Erkiesen und von der Freiheit der Speisen die Schrift- und Vernunftwidrigkeit der kirchlichen Fastengebote, — setzte in seinem an den Bischof in Konstanz gerichteten Archeteles (Anfang und Ende) den Unterschied zwischen Kirchen- und Schriftautorität, zwischen der falschen Religion, welche dem Menschen gibt, was Gottes ist, und der wahren, die im alleinigen Gehorsam gegen Gott besteht, auseinander, — und verlangte in einer an die eidgenössische Tagsatzung gerichteten, von vielen Geistlichen unterschriebenen Bittschrift die freie Predigt des Evangeliums und die Verheirathung der Priester. In dem am 29. Januar 1523 zu Zürich abgehaltenen Religionsgespräch aber trat Zwingli — mit seinen 67 Thesen über die alleinige Geltung der Schrift in Glaubenssachen und über das alleinseligmachende Verdienst Christi, gegen Heiligenanrufung, Ablaß, Fegfeuer, weltliche Gewalt der Hierarchie, Cölibat und andere kirchliche Satzungen — so siegreich gegen seine Gegner auf, daß der Rath am Schluß desselben verkündigte, Zwingli solle fortfahren, wie bisher das Evangelium zu predigen, und alle Pfarrer in allen Theilen der Landschaft sollten nichts predigen, was sie nicht mit der Schrift erweisen könnten. Es bewahrheitete sich in Zürich das Wort Zwingli's: „Das Gemüth des Menschen ist so geartet, daß es bei der Erscheinung von etwas Besserem und Schönerem das Alte verläßt und das Vorhandene ergreift, wenn schon immer einige sich finden, die es nicht zugeben wollen. Wie kommt's, daß man es mit dem Lichte der Wahrheit nicht so macht? Es ist ja unmöglich, daß sich der Sinn aller Rechtschaffenen von dem Lichte der Wahrheit abwende. Wahrheit ist eine so klare, nützliche und nothwendige Sache, daß das Gemüth sich nach ihrem Besitze sehnt. Nur durch Wahrheit kommt man zur Weisheit. Die Sache der Wahrheit und Tugend findet immer einen Platz in der gemeinen Menschenvernunft." Darum auch konnte er — wie er die Wirkungen des neuen Geistes schildert — „von Vielen behaupten, daß sie herrlich zunehmen in Liebe zu Gott, in Frieden mit dem Nächsten, in der Erkenntniß des Evangeliums, in einfältigem Wandel, in göttlicher Weisheit, in Beiträgen und Hülfeleistungen an die Armen, in Demuth, im Verzeihen den Feinden, im Eifer für die Lehre Christi, in Sorge für die ganze christliche Gemeinde." — Den Wiedertäufern, welche die Kindertaufe abschaffen wollten, weil nach den reformatorischen Grundsätzen jede kirchliche Handlung ohne die Selbstthätigkeit des Subjects eine todte Ceremonie sei, — welche eine heilige Gemeinde von lauter Reinen und Gläubigen erstrebten, in welcher Jeder von Gott gelehrt und innerlich erleuchtet sei, und die darum weder besoldete Prediger, noch Gesetz, noch Obrigkeit brauche: — trat Zwingli mit Besonnenheit und Maß entgegen, indem er die Taufe als eine öffentliche Handlung darstellte, durch welche die Ge-

meinde sich feierlich verpflichte, allen ihren Gliedern von ihrer Kindheit an alle sittlichen und religiösen Lebenskräfte, die sie in ihrem Schoße trägt, zukommen zu lassen; — indem er das Recht der Individualität, die Dinge nach ihrer Weise zu fassen und zu beurtheilen, anerkannte, aber, um Schranken für die zügellose Subjectivität zu haben, die heilige Schrift als das objectiv Wahre hinstellte, obschon er letztere nicht als dogmatisches Lehrbuch, sondern als eine Quelle der sittlichen Erneuerung für den Einzelnen und für das gesammte Volksleben betrachtet wissen wollte, da es Aufgabe des Christen sei, nicht über Dogmen glänzend zu reden, sondern mit Gott stets Großes und Schweres zu verrichten; — indem er zwar gleich den Wiedertäufern die practische Umgestaltung aller Lebensgebiete durch das Evangelium verlangte, aber diese Verklärung als ein auf dem organischen Entwicklungsgange der Geschichte zu vollziehendes Werk ansah. — In dem Abendmahlsstreit mit Luther wollte Zwingli die Wahrheit allein in ihrer eigenen Kraft einfältiglich hervortreten lassen, wie er auch für den einzigen Weg der Einigung hielt, die Sache frei vor die Gemeinde zu bringen, denn Gott sei nicht des Zwiespalts, sondern der Einigkeit Gott; er werde die Seinen, die in seinem Namen versammelt sind, nicht irren lassen, und es werde demnach Friede, Ruhe und Eintracht unter den Kirchen erblühen. Mit thränenden Augen stand er in Marburg vor Luther und sprach: „Es gibt keine Leute auf Erden, mit denen ich lieber Eins sein möchte, als mit den Wittenbergern", — worauf Luther erwiderte: „Ihr habt einen anderen Geist. Es wundert mich, daß ihr mich, dessen Lehre ihr für falsch haltet, doch für einen Bruder anerkennen wollet. Ihr müsset wohl selbst nicht viel auf eure Lehre halten." Und allerdings hatte Zwingli, — gegenüber dem Geiste Luthers, in welchem die Gegensätze eines hausbackenen Verstandes und maßloser Phantasie, Hingebung an das Ewige und unbändiger Zerstörungs- und Bekämpfungstrieb dicht und unvermittelt in genialer Großheit neben einander standen, — einen anderen Geist, den Geist, in welchem Verstand und Gefühl harmonisch in einander griffen. „Fester ist die Freundschaft in dem Herrn, wenn sie auf dem freien Geiste beruht, als wenn sie auf die engen Dogmen eines menschlichen Kopfes sich stützt"; und „Ich habe nichts gemein mit Denen, welche Dich für irreligiös erklären, wenn Du ihre dogmatischen Träume nicht glauben willst": in diese Worte kann deshalb Zwingli's Glaubensbekenntniß zusammengefaßt werden. Denn auch seine ganze specifisch dogmatische Anschauung ist ein Product harmonischen Zusammenwirkens von Verstand und Gefühl. Der Brunnen und Grund unseres Glaubens ist, — nach ihm, — daß wir Gott erkennen als den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, der Alles in seiner Gewalt hat, der uns Alles umsonst und unentgeldlich verleiht und gibt, und der frei bestimmt über alle Dinge, so daß sein Rathschluß nicht abhängt vom Zufall irgend einer Creatur. Der Inbegriff des Evangeliums ist, — nach ihm, — daß Christus, der Sohn Gottes, uns den Willen des himmlischen Vaters kundgethan hat, und daß er uns durch seine Unschuld vom ewigen Tode erlöste und mit Gott versöhnte. Darum ist Christus der einzige Weg zum Heil für Alle, die da waren, sind und sein werden, und wer eine an-

dere Thüre sucht oder zeigt, ist im Irrthum, ja sogar ein Dieb und Räuber der Seelen; denn Christus ist von Gott als Herzog und König dem ganzen Menschengeschlechte verheißen und gesandt worden. Alle also, die ihn zum Haupte haben, sind Glieder und Kinder Gottes, und dies ist die Kirche oder die Gemeinschaft der Heiligen, die Braut Christi, die allgemeine Kirche. Alle kirchlichen Traditionen und Gesetze, welche mit dem Haupte Christus nicht zusammenstimmen, sind Unsinn. Wenn die Menschen auf das Wort Gottes hören, lernen sie rein und lauter den Willen Gottes kennen; dann werden sie durch den heiligen Geist zu Gott gezogen und gleichsam umgewandelt. Darum sollen mit allem Eifer alle Christen danach trachten, daß das Evangelium Christi allein und lauter allenthalben gepredigt werde. Im Evangelium lernen wir, daß der Menschen Lehren und Ueberlieferungen zum Heil nichts nütze sind; Christus ist der einzige, ewige und höchste Priester; wer sich darum für den Hohepriester der Christen ausgibt, widerstrebt dem Ruhme und der Macht Christi und verwirft Christum. Indem sich Christus einmal am Kreuze darbrachte, ist er in alle Ewigkeit das Opfer der Genugthuung für die Sünden aller Gläubigen; darum ist die Messe kein Opfer, sondern nur eine Erinnerung an das am Kreuze einmal dargebrachte Opfer und gewissermaßen das Siegel der durch Christus vollbrachten Erlösung. Die Sakramente schätzen wir als Zeichen und Sinnbilder heiliger Dinge, nicht als wären sie die Dinge selbst, die sie bezeichnen. Alles leistet uns Gott durch Christus in Christi Namen; daraus folgt, daß uns außer diesem Leben neben Christus kein Mittler nöthig ist. Christus ist unsere Gerechtigkeit, also sind unsere Werke insoweit gut, als sie Christi Werk sind; sofern sie jedoch unsere Werke sind, insoweit sind sie nicht wahrhaftig gut. Kein Christ ist zu den Werken verpflichtet, die Christus nicht gebot, und kann zu jeder Zeit jede Speise genießen. Was Gott erlaubt und nicht verbietet, geschieht ohne Unrecht; darum schickt sich die Ehe für Alle gleichermaßen. Kein Einzelner kann die Excommunication aussprechen, sondern nur die Kirche, in welcher der zu Excommunicirende lebt, in Gemeinschaft mit dem Bischof; und nur Derjenige kann excommunicirt werden, der durch seine Laster öffentlich Anstoß gibt. Die Macht, welche sich Papst und Bischöfe anmaßen, hat in der heiligen Schrift und in der Lehre Christi keinen Grund. Die öffentliche Obrigkeit ist durch Christi Wort und That befestigt; ihr müssen alle Christen ohne Ausnahme gehorchen; ihre Gesetze sind als göttliche Gebote anzusehen; diejenige Regierung ist die beste und festeste, die durch und mit Gott regiert; die schlechteste und schwächste, die nach ihrer eigenen Willkür regiert. Für das größte und schwerste Aergerniß halte ich, daß man den Priestern die rechtmäßige Ehe verbietet, während man ihnen die Erlaubniß, Concubinen zu halten, für Geld ertheilt. Wer einem Geschöpfe Vergebung der Sünden ertheilt, beraubt Gott seiner Ehre und ist ein Götzendiener; die Beichte, die dem Priester oder dem Nächsten geschieht, hat nicht den Erlaß der Sünden, sondern den Gewissensrath zum Zweck. Die vom Priester auferlegten Werke der Genugthuung sind Menschensatzungen und nehmen die Sünde nicht weg, sondern sind

nur ein Schreckmittel. Christus trug alle unsere Schmerzen und Mühen; wer aber den Bußwerken zumißt, was allein Christo zukommt, der irrt nnd lästert Gott. Diejenigen, welche Sünden für Lohn oder Geld erlassen, sind Teufelsgenossen. Die heilige Schrift kennt kein Fegfeuer nach diesem Leben; auch keine anderen Priester, als welche das Wort Gottes verkündigen.

Zwingli's Reform fand nach einander in Basel (durch Oekalampad's d. i. Hausscheins, geb. zu Weinsberg 1482, und Farel's Wirksamkeit) und Bern, in Schaffhausen, in St. Gallen, in Graubündten, in Appenzell Eingang. Nur die Bergkantone, entsittlicht durch fortwährende Pensionen und Bestechungen fremder Fürsten, und aufgestachelt durch Faber, unterdrückten jede Regung des reformatorischen Geistes in ihren eigenen Landen, sowie sie die Reformirten in den „gemeinen Herrschaften" verfolgten und verbrannten. Es mußte zwischen den katholischen und reformirten Kantonen zum Kampf kommen. Und es kam dazu. Zwingli fiel in ihm bei Kapell am 11. October 1531. „Was ist's denn für ein Unglück? Den Leib können sie tödten, die Seele nicht." Das waren seine letzten Worte. Als ihn die Feinde nachher auf dem Schlachtfelde mit zur Erde gekehrtem Angesicht fanden und er zu beichten weigerte, gab ihm ein Hauptmann mit den Worten: „So stirb denn, hartnäckiger Ketzer!" den Todesstreich.

Zwingli war ein Mann, — aus Einem Ganzen geschaffen, Bürger und Christ, Theologe und Staatsmann, Ideologe und Practiker, Zartsinn und Charakterenergie, verständigklar und gemüthstief. Ein Guß, in ungebrochener Ganzheit, in einfacher Heldengröße. Seine Lebens- und Tageszeit unterlag einer festen Eintheilung. Den frühen Morgen widmete er vorzugsweise dem Gebet und dem Studium der heiligen Schrift, bis die Stunde schlug, die ihn in die Kirche zum Predigen oder in den Lehrsaal rief, wo er alt- und neutestamentliche Exegese vortrug. Nachdem er um 11 Uhr zu Mittag gespeist, unterhielt er sich bis 2 Uhr mit seiner Familie, empfing er Besuche oder ging er spaziren. Nachmittags studirte er meist die Griechen und Römer. Das Abendessen genoß er zuweilen in den Zunftstuben, vereint mit seinen Amtbrüdern, Mitgliedern des Rathes ꝛc. Auch liebte er Gesellschaften, und man sah ihn oft auf den Gastereien der Bauern, die er mit vergnügtem Gespräch erheiterte. Die späteren Abendstunden und ein Theil der Nacht gehörten dem Schreiben von Briefen. Jeder, der in sein Haus trat, sah ihn mit freundlichem Antlitz: Niemanden wies er ab; Jedem wußte er etwas Zufriedenstellendes zu sagen. Den Verkehr mit seiner Gattin nahmen Gespäche über die christliche Gestaltung des Familienlebens, namentlich über christliche Erziehung der Kinder ein, denn, so sagt er, wenn Aeltern und Lehrer die gleiche Sorgfalt auf die Bildung des Geistes der Jugend verwenden würden, so stände es heut zu Tage besser um dieselbe. „Es ist nicht genug, daß man die Kinder lesen und schreiben lehre, sondern man soll sie auch zu guten Sitten anleiten und ihre ganze Lebensweise ordnen. Die Weinrebe, sowie jede junge Rangpflanze ergreift ohne Unterschied Alles, was ihr aufstößt, schmiegt sich an dasselbe an und schlingt sich herum, wie z. B. die Rebe um den Pfahl. Für die Kinder

ist der Baum oder natürliche Pfahl der Vater. Darum sollen sich Aeltern befleißigen, ihre Kinder recht zu erziehen." Oft fand man ihn in seinen Erholungsstunden an der Wiege seiner Kleinen, Kinderlieder singend, begleitend mit der Laute, denn „die Musik, — schreibt er an Faber, — die ich von Jugend an fleißig geübt, kommt mir gut zu statten, die Kinder zu erheitern und sie zum Schlafe zu locken; auch Sokrates ward im Greisenalter wieder jung, nachdem er begonnen, die Harfe zu spielen." Unter seiner Leitung veranstaltete ein gewählter Kreis von Gesang- und Musikfreunden Hausconcerte. In den Zusammenkünften mit seinen reformatorischen Freunden wurden die großen Angelegenheiten des Evangeliums mit Hintansetzung aller persönlichen Rücksichten discutirt. „Wie oft geschah es, — sagt er, — daß ich auf die Bemerkungen meiner Amtsbrüder Pellican und Leo Jud meine Meinung, wie oft, daß auch sie die ihrige änderten. Nach meinem Dafürhalten ist die Wahrheit für die menschliche Seele, was die Sonne für die Welt: wo diese immer aufgeht, da begrüßen wir sie freudig und rüsten uns munter zur Arbeit. Eben so freut sich die Seele im Lichte der Wahrheit, woher diese ihr auch entgegenstrahlt; sie blickt freudig empor und beglückwünscht sich, daß das Dunkel der Unwissenheit vor deren Glanze verschwindet. Wie der Welt nichts willkommener sein kann, als die Sonne, so kann der Seele nichts Liebreicheres, Köstlicheres, Höheres zu Theil werden, als Wahrheit." — Zwingli war leiblich und geistig eine wohlgestaltete, kerngesunde Natur. —

d., Calvin.

Erst zur zweiten Generation der reformatorischen Männer gehörig, aber der Beschützer der reformirten Kirche vor allen Gefahren nach Innen und Außen und der Fortbildner derselben in Lehre und Verfassung war **Johannes Calvin** (Cauvin, Caulvin, Calvinus), den 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie geboren. Von schwachem Körper aber um so kräftigerem Geiste (— dabei war angestrengtes Lernen des Knaben Freude —), sowie mit scharfem Wahrheitsgewissen durcheilte Calvin die Schulen in Paris, — erwarb er sich in Orleans die juristische Doctorwürde, — ward er 1533 durch seinen Verwandten Robert Olivetan vom Katholizismus zum Protestantismus und durch seinen Lehrer im Griechischen, Wolmar aus Rottweil, im evangelischen Glauben befestigt. „Nachdem mein Herz schon lange zubereitet war zur ernstesten Prüfung — sagt er — hat mir die volle Erkenntniß der Wahrheit mit einem Male, wie ein helles Licht, den unaussprechlichen Abgrund der Verirrungen gezeigt, in dem ich mich gewälzt, die Sünde und Schande, mit der ich mich befleckt. Ein Entsetzen ergriff meine Seele, da ich solches Elend wahrnahm und das noch viel furchtbarere Elend, das mir bevorstand. Und was blieb mir nun übrig, o Herr, mir Elenden und Verworfenen, als unter Thränen und seufzendem Flehen dem alten Leben abzusagen, das Du gerichtet, und mich hinüberzuflüchten auf Deinen Weg?" Auf diesem Wege bekennt er dann: „Nur einen Hafen des Heils gibt es für unsere Seelen, und der ist die Barmherzigkeit Gottes, die uns in

Christo dargeboten wird. Denn in ihm sind alle Stücke unserer Seligkeit zu Erfüllung und Wesen geworden. Wir sind durch unsere Sünden alle verloren vor Gott, aber die eine Gerechtigkeit Christi hat uns Alle errettet. Denn durch seinen Gehorsam hat er unsere Uebertretungen der Vergessenheit anheimgegeben; durch sein Opfer Gottes Zorn gesühnt; durch sein Blut unsere Flecken abgewaschen; durch sein Kreuz den Fluch von uns hinweggenommen; durch seinen Tod für uns genug gethan. In diesem Sinne sagen wir: Wir werden aus Gnaden selig, nicht durch unser Verdienst, nicht durch unsere Werke. Indem wir durch den Glauben Christum umfassen, und gleichsam in seine Gemeinschaft eingehen, nennen wir dies nach der Sprache der Schrift die Rechtfertigung durch den Glauben." — Ob seines Eifers für die Reformation mußte Calvin wiederholt aus Paris fliehen und 1534 Frankreich verlassen. Er ging nach Basel, wo er von den Häuptern der Kirche und der Universität auf's Freundlichste empfangen wurde. Von hier aus schickte er sodann an Franz I. sein berühmtes Buch, das Werk von Stahl und Eisen: „Der Unterricht in der Religion" (Institutio Christianae Religionis; Französisch: Institution de la Religion chrétienne) mit der berühmten Widmung an den König, — einer Anrede, würdig, wie Ancillon urtheilt, an einen großen König gerichtet zu werden, ein Portal, würdig des prächtigen Hauses. „Da ich sahe, daß einige Boshafte in deinem Reich also wüthen, daß die rechte Lehre keinen Zufluchtsort daselbst mehr findet, so erschien es mir zweckmäßig, wenn ich durch dasselbe Werk jene unterrichtete, dir aber unser Glaubensbekenntniß vorlegte, damit du einsäheſt, gegen welche Lehre diese Wüthriche in so wahnsinnigem Zorn entbrennen, sie, die nun dein Reich mit Feuer und Schwert in Schrecken setzen. Hier ist, ich scheue es nicht zu bekennen, diese Lehre, von welcher Jene mit furchtbarer Stimme erklären, daß sie durch Gefängniß, Verbannung, Achtserklärung, ja selbst durch Feuer bestraft und von dem Erdboden vertilgt werden müsse. Deiner ist es würdig, durchlauchtigster König, dein Ohr und dein Herz der Vertheidigung dieser Lehre nicht zu verschließen, zumal da es sich um einen so erhabenen Gegenstand handelt, nämlich wie Gottes Ehre auf Erden bewahrt, wie die Wahrheit in ihrer Würde erhalten, wie das Reich Christi unter uns sicher gestellt werden könne. Wenn jene Ueberzeugung den wahren König macht, daß er in seinem Reiche an Gottes Statt regiere, so ist der nicht König, sondern Anführer einer Räuberbande, der nicht den Vorsatz hat, Gottes Ehre in seinem Regiment zu befördern. Auch irrt der sehr, der lange irdische Wohlfahrt für ein Reich hofft, welches nicht durch Gottes Kraft, d. h. nach seinem Worte regiert wird, da der göttliche Ausspruch nicht zu Schanden werden kann, welcher verkündigt, daß ein Volk zu Grunde gehen werde, sobald es die Achtung vor der Religion verloren." — Mit dem Werk selbst (— das Buch ist vornehmlich durch drei Bearbeitungen immer mehr bereichert und erweitert: die erste Bearbeitung ist die baseler Ausgabe von 1536, die zweite in Straßburg erschienen 1539, die dritte als ganz neue Umarbeitung 1559 in Genf gedruckt —) wollte Calvin seinen Glaubensgenossen eine Darstellung der ächten evangelischen Lehre in die Hand geben.

Die Summa aller heiligen Wissenschaft — so beginnen die Institutionen — besteht in diesen zwei Stücken: in der Erkenntniß Gottes und in der Erkenntniß unserer selbst. Wer aber Gott und sich selbst nur an und für sich, nur wissenschaftlich kennte: der wüßte in der That noch nichts; nur der weiß etwas, der beide in ihrem Verhältniß, in ihren Beziehungen zu einander anschaut, und diese Beziehungen werden mit dem Herzen und Gewissen erfaßt, nicht mit dem Verstande, obschon, was das Herz so weiß, der Wille weiter auch wollen und der Verstand auch denken muß. „Gott läßt sich nicht anders erkennen, als auf dem Wege der Dankbarkeit, des Sündengefühls und des Erlösungsbedürfnisses, und unser eigenes Wesen wiederum wird uns erst klar, wenn wir es im Lichte des Angesichtes Gottes schauen, und es so in seiner Richtigkeit, Blöße, Beflecktheit, Verdammlichkeit erblicken lernen." —

Der Mensch war ursprünglich nach Gottes Bilde geschaffen, vollkommen heilig und rein. Von der Freiheit Adams hing es ab, das Gute oder das Böse zu wählen. Warum ihm aber Gott nicht die Kraft gegeben hat, in der Unschuld zu beharren, das ist in seinem ewigen Rathschlusse verborgen. Er hatte die Macht, zu beharren, aber nicht den Willen, um es zu können: er fiel, und mit diesem Falle hat der Mensch im Allgemeinen die Freiheit zum Guten verloren, oder ist er dem Fluche von Mutterleibe an unterworfen. Aus dieser Knechtschaft kann nur die Gnade erretten: außer der Gnade kann nicht einmal der Gedanke an Befreiung entstehen, und selbst die Gebote der Heiligen, die um den heiligen Geist bitten, sind von Gott eingegeben. Wie aber Gott der Weg zur Bekehrung und zum Heile ist, so verhärtet er auch die Herzen als Strafe für begangene Sünden und überläßt den Bösen dem Satan, um ihn zu verderben. Wo jedoch die Gnade einkehrt, da wirkt sie unwiderstehlich und wird, einmal erlangt, nie wieder verloren; sie ist ein reines Geschenk, das in nichts Anderem, als in der unerklärlichen Willensbestimmung Gottes seinen Grund hat. Die Rechtfertigung, welche aus dem Glauben kommt, ist die Zurechnung des Verdienstes Christi. Doch nicht Alle werden gerechtfertigt, nur die der Herr vorher bestimmt hat nach ewiger Wahl, ohne Rücksicht auf ihr Verhalten, zur ewigen Seligkeit, während Andere, nach eben dieser Wahl, der Verdammniß anheimfallen, damit er seine Gerechtigkeit verherrliche. Alles ist von ihm bestimmt; ja sogar der Sündenfall gewollt und in die Prädestination miteingeschlossen. Gott aber erwählt die Einen nicht etwa deshalb zum Leben, weil er vorher weiß, wie sie sich benehmen werden, sondern nach eigener freier Wahl, die von nichts Anderem ausgeht, als von seinem majestätischen heiligen Willen. Die Werke des Menschen kommen dabei in keiner Weise in Betracht, denn die guten Werke folgen ja erst aus der Kraft, welche durch die Erwählung uns zufließt. Es ist die reine Barmherzigkeit Gottes, es ist die Erwählung aus Gnaden, auf der Alles beruht. Und eben so ist der Rathschluß der Verwerfung über die Nicht-Erwählten nicht erst durch ihre bösen Werke hervorgerufen worden, sondern er geht aus dem freien Belieben Gottes hervor. Er pflanzt gewisse Pflanzen nicht, und diese werden, wie der Herr sagt, ausgereutet werden. Warum

Gott das so thut? Darauf haben wir keine andere Antwort, als: Weil er es so will. Weiter fragen können wir nicht. Denn der Wille Gottes ist der letzte Grund, das letzte Gesetz aller Dinge. — Die Masse der Auserwählten, die durch Einen Glauben, Eine Hoffnung und Eine Liebe vereinigt und durch die Erwählung festgesetzt sind, bilden die Kirche, deren Macht das Wort Gottes und deren Regiment und Entscheidung in Glaubenssachen den aus Laien und Geistlichen zusammengesetzten Synoden anheimgestellt ist. Die Sakramente werden in ihr verwaltet. Die Taufe ist Sinnbild der Reinigung und Zeugniß der Sündenvergebung; das Abendmahl eine geistige Gemeinschaft mit Christus; mit dem Munde wird Brot und Wein genossen, Leib und Blut nur im Glauben, für den Gläubigen also nur himmlische und irdische Substanz zugleich. „Die körperlichen Elemente, die in dem Sacramente erscheinen, sind Bilder, durch die wir auf das Geistliche hingeführt werden sollen. So verstehen wir alsobald, indem das Brot als Zeichen des Leibes Christi uns dargereicht wird, daß wie jenes unser leibliches Leben nährt, erhält, bewahrt, so dieser unseres geistlichen Lebens Speise und Bewahrung sein müsse; und indem wir den Wein empfangen, der das Blut uns abbildet, ist es uns augenblicklich klar, daß, was der Wein an unserem Leibe thut, dies das Blut Christi an unserer Seele thun werde, nämlich sie ernähren, erquicken, fröhlich machen. Um uns recht klar auszudrücken, sagen wir: Wirklich und wirksam werden uns Fleisch und Blut Christi dargereicht, aber nicht natürlich. Nicht der Stoff des Körpers, sondern was in seinem Körper Christus für uns erworben hat." — Wer die Gnadenmittel der Kirche an- und in sein Inneres aufnimmt, der steht in der christlichen Freiheit. Die christliche Freiheit besteht in drei Stücken: 1) daß die christlichen Gewissen in der Freudigkeit ihrer Rechtfertigung vor Gott durch den Glauben über das Gesetzeswesen hinauskommen, und alle Gerechtigkeit aus dem Gesetz dahintenlassen und vergessen; 2) daß die Gewissen nicht mehr gezwungen dem Gesetze gehorchen, sondern freiwillig und aus sich selber Gottes Willen thun; daß wir das Verhältniß zu Gott nicht in der Beobachtung irgend welcher äußeren Dinge suchen, die an und für sich gleichgültig (Adiaphora) sind, die je nach Lage und Bedürfniß bald gethan, bald unterlassen werden können. Die Kirche darf diese Freiheit des Christenmenschen nicht aufheben, denn ihr Haupt hat sie den Gewissen der Gläubigen verliehen. Aber deshalb hat die Kirche doch eine Macht, Alles anzuordnen und zu Allem heranzuziehen, was zur Erbauung dient: sie hat Dienst am Worte Gottes und die Verwaltung seiner Geheimnisse, woraus folgt, daß sie das Recht hat, Lehren auszubilden und zu beurtheilen. Der Staat hat in geistlichen Dingen über das Gewissen der Gläubigen keine Macht; in den weltlichen hat ihm dieser zu gehorchen, wie jeder andere Bürger. Die mißverstehen die christliche Freiheit durchaus, die auch im Aeußeren keine Fürsten, keine Obrigkeit mehr über sich anerkennen wollen. Der Staat soll den Christen ihr öffentlich bezeugtes Christenthum bewahren, und den Menschen ihre Menschheit. Er besteht aus drei Elementen: aus der Obrigkeit, welche die Gesetze beschützt und ausführt;

aus den Gesetzen, nach denen die Obrigkeit zu regieren hat; aus dem Volk, das von den Gesetzen regiert wird und der Obrigkeit gehorchen soll. Die Obrigkeit ist von Gott eingesetzt, und wird nur von Gott gerichtet, wo sie seinen ewigen Gesetzen oder den Gesetzen des Staates zuwider handelt. Der Einzelne, der Privatmann, darf nimmermehr ihre Majestät schmähen oder sich daran vergreifen. „Etwas Anderes ist es dagegen, wenn die heilsame Ordnung besteht, daß auch das Volk seine gesetzmäßigen Behörden hat, die der Willkür der Fürsten einen Damm entgegensetzen. In diesem Falle mögen die so Berufenen thun, was ihres Amtes ist, und der Tyrannei des Fürsten entgegentreten. Ja, sie würden sich einer schweren Sünde schuldig machen, und das Volk schändlich um die Freiheit betrügen, zu deren Hütern Gott sie eingesetzt, wenn sie das nicht thäten, wenn sie sich ruhig darein schickten, daß der Fürst über Gebühr seine Macht erhebt und den Geringeren nimmt, was ihnen gebührt." — So die Grundgedanken des großartigsten dogmatischen Werkes in der Reformationsperiode, dem nach Tiefe, nach Gehalt und nach weitgehender Wirksamkeit nur Schleiermachers „christlicher Glaube" zur Seite gestellt werden kann, — beengt in der geistigen Weltanschauung, aber innerhalb seiner Schranken das Product eines scharfen und unerbittlich folgerechten Denkens, — das vollendete, festgeschlossene, dogmatische System der reformirten Kirche, das durch seinen Glauben an eine unbedingte göttliche Erwählung, in dem es culminirt, und durch seine zwischen Luther und Zwingli vermittelnde Ansicht vom Abendmahl Zwingli's practisch einfache und verstandesklare Lehrweise verdrängte.

Von Farel bei einer Durchreise festgehalten, wirkte Calvin von 1536 ab in Genf, zunächst jedoch nun bis 1538, wo er die Stadt verlassen mußte, weil er durch seine strenge Kirchenzucht den „Libertinern," einer ungebundenen Volkspartei, welche aus der Voraussetzung eines pantheistischen Spiritualismus sittengefährliche und communistische Grundsätze ableitete, verhaßt geworden war. 1541 wurde er von dem genfer Rathe wieder zurückgerufen, um fortan, von Theodor Beza und Anderen unterstützt, Genf zum Hauptsitz und zur Pflanzschule der reformirten Lehre zu machen. Zugleich hat er in Genf zuerst sein volles Reformationswerk durchgeführt, das nicht allein in der reinen Darstellung der christlichen Lehre, sondern vornehmlich in der Verwirklichung derselben im Leben der Christenheit bestehen sollte. Calvin geht dabei von folgenden Grundgedanken aus: Der gemeinsame Endzweck des Staates und der Kirche ist die Verherrlichung Gottes durch die Heiligung seiner Bekenner. Der Staat muß mit seiner Zucht dazu helfen, das von der Kirche erzeugte innere Leben gegen die Angriffe der Sünde zu schützen und auf dem Wege der Heiligung zu bewahren; obschon er selbst ein solches Leben erzeugen weder soll noch kann. Das ist die Sache der Kirche, welche zu diesem Zwecke und auf diesem Gebiete dem Staate gegenüber völlig freie Hand

haben muß, wie die Seele frei und unabhängig von dem Körper ist, wo es sich um ihr Verhältniß zu Gott und um ihr geistiges Leben handelt. Die oberste monarchische Leitung hat Christus sich vorbehalten, und bis er wiederkommen und diese Leitung förmlich antreten wird, hat er seinem Worte die oberste Macht gegeben in der Gemeinde. Der Kirche steht in Bezug auf die Lehre zu: die Glaubensartikel zu formuliren und festzustellen, sowie den Inhalt der Schrift fort und fort der Gemeinde nahe zu bringen und auszulegen. Sodann hat die Kirche ihre Gebräuche, gottesdienstlichen Einrichtungen, Seelsorge, Armenpflege &c. zu regeln. Endlich aber hat sie Zucht und Rechtspflege innerhalb des ihr anvertrauten Berufes und im Dienste der ihr gestellten Aufgabe zu üben, und es muß darum eine Einrichtung vorhanden sein, wodurch sie die von Gottes Geboten und dem Wege eines christlichen Lebens offenbar Abweichenden zuerst ermahnt, straft, zur Buße ruft, und wo dies keinen Erfolg hat, sie aus ihrer Gemeinschaft ausschließt als solche, die erklärtermaßen nicht mehr dazu gehören und keinen Antheil mehr haben können an den Gnadengütern und Verheißungen. Die Werkzeuge, durch welche die Kirche diese Thätigkeit vollzieht, sind neben den Geistlichen die Aeltesten, ein Rath oder eine Versammlung gut Gesinnter, ernster und heiliger Männer, welche die nöthige Autorität zu dem Amte des Strafens besitzen. Nicht irgend von Außen her dürfen der Kirche ihre Organe gegeben werden; sondern lediglich aus sich selber heraus hat sie dieselben zu bestellen, und Niemand darf in diese Bestellung sich mischen oder sie antasten. Die Gemeinde ist die Inhaberin der kirchlichen Vollmacht, und wenn auch die Aemter selbst von dem Herrn eingesetzt sind, nicht von ihr, so daß sie weder Etwas davon hinweg-, noch dazuthun kann, so werden sie doch von ihr aus mit den nöthigen Personen versehen, und können gleichsam nur in ihrem Auftrag und unter ihrer beständigen Aufsicht verwaltet werden. Es ist deshalb klar, daß auch die Wahl eines Geistlichen nicht geschehen kann ohne die Wahl der Gemeinde; und nur wo sie von Allen geprüft und gebilligt ist, da ist sie rechtmäßig. — So ist Calvin der Erste, der dem Princip nach die Trennung der Kirche vom Staate ausgesprochen, und in Genf durchgesetzt hat.

Am 2. Januar 1542 traten die von ihm verfaßten, von dem Rath der Zweihundert bestätigten, von der Versammlung des ganzen Volkes angenommenen „kirchlichen Ordnungen" (Ordonnances ecclésiastiques) in Kraft. Sie verlangen von den Pfarrern, daß sie in den heiligen Wissenschaften wohl bewandert sind und ihrem Amte durch ein rechtschaffenes und heiliges Leben vor den Menschen Ehre machen: ihre Wahl soll von dem Collegium der im Amte stehenden Geistlichen ausgehen, hierauf der Bestätigung der Obrigkeit unterliegen und endlich der Gemeinde angezeigt werden, die ihre Billigung oder Mißbilligung darüber ausspreche. Die Hauptaufgabe der Pfarrer ist die Verwaltung des Cultus. Der sonntägliche Hauptgottesdienst besteht im Sündenbekenntniß, in Psalmengesang, in Gebet, in Predigt, in Danksagung und Segen, — kein Bild, kein Gemälde, Nichts in der Kirche, was die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahr-

heit auf irgend eine Weise stören könnte. Die sonntägliche öffentliche Unterrichts- und Erbauungsstunde soll der Jugend bis zum 16. Lebensjahre (in welcher Zeit die Zulassung zum Abendmahl und damit die Aufnahme in die Gemeinde erfolgte) zuerst einen Abschnitt der heiligen Schrift ihrer Fassungskraft gemäß auslegen, worauf die Anwesenden aufgefordert werden, Rechenschaft über das Gehörte abzulegen und zu zeigen, wie sie es aufgefaßt haben. Neben das geistliche Kirchenamt und seine Behörde soll das Amt der Aeltesten mit seiner Organisation im Consistorium (Presbyterium) treten, dem hauptsächlich das sittliche Leben anbefohlen wird: ein Sittengericht, welches die thatsächliche Aufführung, aber auch die Reden und Meinungen der Gemeindeglieder überwacht, und ohne alle menschliche Rücksicht Jeglichen vorladet und straft, der in irgend einer Weise gegen das Gesetz Gottes sich vergeht und dadurch dessen Namen schmäht. In dieser Absicht muß ihm jedes Haus offen stehen und haben seine Mitglieder nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, dasselbe einige Mal im Jahre zu besuchen, um die Gesinnung und das Verhalten seiner Bewohner zu prüfen. — Daneben griffen die „Ordonnances" in das äußere Verhalten der Kirchenmitglieder ein, um dasselbe nach christlichem Maßstabe zu regeln: der Gebrauch der edlen Metalle und Steine zum Schmuck wurde verboten; — die niedrigen Ständen dürfen nicht Gewänder von Sammet und Seide oder kostspieligem Schnitt tragen; — kein festliches Mahl soll aus mehr als einem Gericht Fleisch und Fisch und fünf anderen einfachen Speisen bestehen ꝛc. — Da dieses Institut des Sittengerichtes eine Umänderung der bisherigen staatlichen Ordnungen verlangte; so war es Calvin auch hier, der, die bisherige Demokratie in eine kirchliche Hierarchie verwandelnd, die eigentliche Staatsmacht aus dem „Generalrathe" in den „kleinen Rath," den „Rath des Syndiks" verlegte, welcher aus 24 Mitgliedern bestand, von denen nur der kleinste Theil aus der directen Wahl der Gesammtbürgerschaft hervorging.

Calvin kannte die Menschen und verstand sie zu regieren: auf diese Menschenkenntniß und Regierungskunst war seine Gesetzgebung gebaut. Nach ihrer Publicirung wurde sofort zur strengsten Ausführung und Handhabung geschritten. Der Geringste wurde eben so zur Rechenschaft gezogen, wie der angesehenste Mann, — der eifrigste Anhänger der Reformation, wie der geheime Gegner. Ein ehemaliger Canonicus, der einem Mädchen Gewalt angethan hatte, wurde auf das Schaffot geführt. Eine Frau wurde verbrannt, weil sie unzüchtige Lieder gesungen. Einer der vornehmsten Bürger mußte, eine gesenkte Fackel in der Hand, auf dem großen Platze niederknieen und öffentlich um Vergebung bitten, weil er die Lehre des Heils und den großen Prediger persönlich verhöhnt hatte. Spieler wurden, mit den Karten um den Hals gebunden, an den Pranger gestellt. Versäumniß des Gottesdienstes zog Geldstrafe nach sich; und ein Mann, der am Pfingstfeste das Abendmahl nicht genommen und nebst seinem Sohne den Nachmittagsgottesdienst versäumt hatte, wurde mit diesem zur Strafe der öffentlichen Buße verurtheilt. — Man gelangte auf diesem Wege allerdings dazu, daß die Kirchen sich füllten,

daß man das Wort Gottes anhörte, daß die religiöse Erkenntniß scheinbar zunahm, daß sich die sittlichen Begriffe in das Herz einprägten. Es ward eine alttestamentliche Zucht, aber keine neutestamentliche Freiheit der Kinder Gottes eingeführt; und die Frau aus dem Volke hatte Recht, die einen Flüchtling aus Lyon, der ausrief: „Wie herrlich ist es doch, in dieser Freiheit zu leben," mit bitterem Hohne zurief: „Ja, wahrhaftig, wir sind hier frei! Früher durften wir in die Messe gehen, und jetzt zwingt man uns, in der Predigt zu sitzen." Die Kirche hat durch Calvin an Freiheit des Lebens und Denkens verloren, aber an dogmatischer Geschlossenheit und an organisirender Kraft gewonnen.

Calvin hatte nicht die Gefühlstiefe und nicht die bei Allem aufbrausenden und extrem leidenschaftlichen Wesen immer wieder siegende liebenswürdige Menschlichkeit Luthers. Er besaß auch nicht die Humanität und Geistesfreiheit Zwingli's. In seinem Geistesleben traten Wohlwollen und Vergleichungssinn zurück, centrirten hingegen Festigkeit, Gewissenhaftigkeit und Zerstörungssinn, Abhängigkeitsgefühl, Unterscheidungs- und Causalitätsvermögen. Daher die Stärke seines eisenfesten, bis zur Härte consequenten und unbeugsamen Charakters, die auf der rücksichtslosen Hingabe an Gott und auf der unbedingten Unterordnung unter den Willen Gottes ruht: Calvin war nicht blos die personifizirte Logik des Denkens, „er war auch die Logik des Willens, die Logik des Gewissens, die Logik des Gehorsams gegen Gott." Daher sein Fanatismus gegen Alle Andersdenkenden, von dem er sich verleiten ließ, bei ihrer Vernichtung nicht blos mit geistigen Waffen zu kämpfen, sondern auch blutige, den Protestantismus schändende Mittel anzuwenden: mochte auch Servet noch so charakterlos sein und noch so wenig bei seinen antitrinitarischen Lehren vom Ernste der Gesinnung getragen werden, — seine Hinrichtung in Genf 1553 liegt als schwere Schuld auf Calvin, und durch keines seiner Worte vermag er sich vor der Weltgeschichte von dieser Schuld zu reinigen, am allerwenigsten durch den Grundsatz, mit dem er die That vertheidigen wollte: jure gladii coërcendos esse haereticos. Er ist der Bischof von Genf, wie man ihn nannte, ein Elias der protestantischen Kirche, ein alttestamentlicher Character; — mit der Gesetzestafel in der Hand; Moses und den Propheten ähnlich; — vergleichbar aber auch den geistesstärksten Päpsten des Mittelalters; — der Begründer einer protestantischen Hierarchie; — voll von Leidenschaftlichkeit *), die er nicht zu zügeln vermochte; — überall aber und in Allem ein Kämpfer für die Ehre Gottes. „Wenn man sein Leben überschaut, sagt Vinet, bietet es einen Anblick wie ein Baum, an dem ein Ring aus dem andern hervorwächst, wie eine Kette von Folgerungen, bei der ein Schluß aus dem andern sich ergibt." Aus diesem festen, sittlichen, gewissenhaften Character fließt dann auch seine unvergleichliche

*) Calvin selbst sagt davon: „Gegen keinen anderen meiner großen und zahlreichen Fehler habe ich mehr zu kämpfen und kämpfe ich mit mehr Mühe und Noth, als gegen meine Ungeduld. Gottlob, daß meine Bemühungen nicht ganz ohne Erfolg bleiben; aber doch habe ich es noch nicht dazu gebracht, dies wilde Thier meines Zorns völlig bezähmen zu können."

Treue im Privatleben und im Amte, seine durchdringende Wahrheitsliebe, die jede Art von Verhüllung und Schminke haßt, seine Tapferkeit, Standhaftigkeit und Beharrlichkeit in allen Lebenslagen. Dabei zugleich seine wahre und warme Freundschaft. Sein Sinn und Wesen — sagt Ranke schön — erinnert nicht an die milde Anmuth, durch welche die Landschaft, in der er lebte, so berühmt ist, sondern an die rauhen Tage, die dann und wann auch in ihr eintreten, wenn die Fluthen des See's brandend wie Meereswogen an's Gestade schlagen und die Rhone ihre grünblauen Gewässer in heftiger Wellenjagd die Stadt vorüber treibt, nach den schroffen Abhängen der Berge, zwischen denen sie ihren Weg zu suchen hat. — Dem Inneren entsprach das Aeußere Calvins. Das Auge war beweglich, glühend, durchdringend: „Alles darin Strahl und Blitz, forschende Prüfung und gebietende Entschiedenheit." Die Stirn mittelmäßig hoch; die Nase etwas stark ausgebildet; der Mund fein, mit einem dünnen, aber langen Barte umflossen; die Farbe der Haare schwarz; der Teint bräulich ohne einen Anflug von Roth; die Gestalt von höchstens mittlerer Größe und hager, und sein Antlitz im späteren Alter so durchaus abgezehrt, so alles Fleisches und Blutes baar, daß lediglich Knochen und Nerven das Organ für diesen Geist zu sein schienen. In seinem Tode — erzählt Beza — sah er nicht anders aus, als da er noch lebte.

Den 27. Mai 1564 starb Calvin, — der Mann, der sein Lebensmotto durchgelebt hatte: „Ich bringe mein blutendes Herz dem Herrn zum Opfer dar." —

2. Die symbolischen Bücher des Protestantismus.

Der Protestantismus will das Princip des Christenthums — das Sichhineinleben des Menschen wie der Menschheit in Gott — in seiner Reinheit und damit in seiner spezifischen Form als vollste Verwirklichung des Universalismus und als stärkste Verinnerlichung des religiösen Bewußtseins durchsetzen. Er will das wahre Wesen des Christenthums, die Gottmenschlichkeit des Menschen, das Freiheits- und Gewissensrecht des Individuums, zur Herrschaft bringen.

Dieses Princip vermochte jedoch der Protestantismus bei seinem ersten Auftreten nicht sogleich klar darzulegen. Es war und ist, wie jedes Princip, das sich in der Menschheit darleben will, der Entwicklung unterworfen. Das protestantische Princip erscheint deshalb in seinen ersten zwei Jahrhunderten als ein Sichherausentwickeln und Scheiden aus der katholischen Kirche, weshalb der Protestantismus seine freie Stellung zur Geschichte in dieser Zeit vorzugsweise nur in antikatholischem Interesse verwendet. Darum fehlte es dem damaligen Protestantismus nicht an katholischen Elementen, die noch einmal in einer festen, der katholischen Kirche entsprechenden Form von Bekenntnißkirchen krystallisirten.

Diese Gestaltung des Protestantismus, in welcher die menschliche Vernunft noch nicht das positive Princip, sondern erst die negative Kraft ist, welche die supranaturalistische Macht der Kirche, der Tradition, des Klerus, der Sakramente zc. bekämpft, hat

ihre erste Grundlage in den **protestantischen Symbolen** d. i. in dem Ausdruck des religiösen Bewußtseins der protestantischen Kirche im Zeitalter der Reformation. Zu ihnen gehören folgende Schriften und zwar a) als **Symbole der lutherischen Kirche:**

1) Die augsburg'sche Confession (confessio augustana) ist zur Vertheidigung der protestantischen Stände vor Kaiser und Reich auf dem Reichstage zu Augsburg abgefaßt. Nachdem nämlich durch Kaiser Karl V. den Protestanten aufgegeben war, auf diesem Reichstage 1530 von ihrem Glauben Rechenschaft abzulegen, hatte der Kurfürst Johann von Sachsen Luther, Melanchthon und Bugenhagen aufgetragen, das Bekenntniß der Evangelischen kurz zusammenzufassen und in Torgau zu übergeben. Aus diesen siebenzehn torgauischen Artikeln vereinigte Melanchthon das augsburg'sche Glaubensbekenntniß, welches von Luther gebilligt und sodann auf dem Reichstage zu Augsburg von den daselbst anwesenden evangelischen Ständen unterschrieben und lateinisch und deutsch dem Kaiser übergeben wurde. Dasselbe besteht aus 28 Artikeln, wovon die 21 ersten die articuli fidei praecipui mit Beziehung auf die katholische Kirchenlehre darstellen, die 7 letztern dagegen abusus matatos abhandeln. Der Protestantismus hat in der augsburg'schen Confession noch kein klares Bewußtsein über seinen Gegensatz zum Katholizismus: die Protestanten halten noch eine Verständigung mit den Katholiken für möglich; sie wollen deshalb nur auf die Mißbräuche hinweisen, die sich in die katholische Kirche eingeschlichen haben und suchen den Vorwurf der Ketzerei von sich abzuweisen.

2) Die Apologie der augsburg'schen Confession. Nachdem auf dem Reichstage zu Augsburg die Confession dem Kaiser überreicht worden war, wurde im Auftrage desselben von den päpstlichen Theologen Eck, Faber, Wimpina und Cochlaeus eine Confutations- (Widerlegungs-) Schrift verfaßt und in der Reichsversammlung vorgelesen. Eine hingegen von Melanchthon aus dem Gedächtniß aufgesetzte Refutatio wurde vom Kaiser nicht angenommen, von Melanchthon aber bald darauf, nachdem eine Abschrift der Canfutatio in seine Hände gelangt war, überarbeitet und im Jahre 1531 lateinisch und deutsch (von Justus Jonas) als „apologia confessionis" herausgegeben. Die Apologie folgt dem Gange der Confession, nur werden deren Artikel auf 16 reducirt; sie ist, wie Ernesti mit Recht sagt, ein Meisterstück in Ansehung der Art zu beweisen ex dictis scripturae, ex natura rerum und ex consensu patrum.

3) Die schmalkaldischen Artikel haben zu ihrer nächsten Veranlassung die für das Jahr 1537 vom Papste Paul III. nach Mantua ausgeschriebene ökumenische Kirchenversammlung. Im Auftrage des Kurfürsten Johann Friedrich arbeitete Luther einen in deutscher Sprache verfaßten, erst später lateinisch übersetzten Abriß aller Streitpunkte aus, welcher von allen in Schmalkalden anwesenden evangelischen Theologen und Ständen genehmigt wurde, und auf dem Concil als Ausdruck der protestantischen Gesinnung übergeben werden sollte. Das Concil kam jedoch in Mantua nicht zu Stande und wurde nach Trient ausgeschrieben. Luther gab seinen Aufsatz gleichwohl heraus, der allmählich

symbolisches Ansehen gewann: Der erste Theil enthält die nicht streitigen, der zweite die streitigen Lehren, der dritte diejenigen, über welche noch mit den Gegnern verhandelt werden kann, wie über Sünde, Gesetz, Rechtfertigung durch den Glauben ꝛc., indeß in Betreff der Lehren über Messe, Anrufung der Heiligen, Papstthum ꝛc. die Protestanten nicht weichen und nachgeben werden, denn der Papst ist der Antichrist und die Messe die Quelle alles katholischen Aberglaubens. Damit war dem Protestantismus der offene Bruch mit dem Katholizismus zum Bewußtsein gekommen.

Mit den „schmalkaldischen Artikeln" ist die Reihe der nach Außen gerichteten symbolischen Wehr- und Schutzschriften der Evangelischen lutherischer Seits abgeschlossen. Es treten nun als nach Innen gerichtete symbolische Schriften auf: 4) Die beiden Katechismen Luthers, im Jahre 1529 geschrieben, von denen der Katechismus major (für die Geistlichen und Lehrer), der Katechismus minor (für die Jugend und das Volk) der evangelischen Kirche nach Innen ihren dogmatischen Gehalt zum Bewußtsein brachte. Beide wurden allmählich unter die öffentlichen Bekenntschriften mit aufgenommen und erhielten im Jahre 1580 im großen Concordienbuche als der Sammlung der symbolischen Schriften der lutherischen Kirche hinter den drei ersten Bekenntnißschriften ihre Stelle.

5) Die Concordienformel ist nicht sowohl gegen die römische Kirche als auf Differenzen und Streitpunkte gerichtet, die besonders nach Luthers Tode ausgebrochen waren, sowie gegen die calvinistische Lehre, die sich auch in Sachsen Geltung zu verschaffen gesucht hatte. Nachdem mehrfache Bekenntnißformeln des Friedens aufgestellt und namentlich im Jahre 1576 zu Torgau das sogenannte Torgische Buch abgefaßt worden war, kam in Kloster Bergen bei Magdeburg (im Jahre 1577) durch die Bemühungen des würtembergischen Kanzlers Jakob Andreä und der sächsischen Theologen Chemnitz, Selnecker, Chyträus, Muskulus, Körner, die sogenannte Concordienformel oder das bergische Buch zu Stande, welche überall herumgeschickt und im Jahre 1580 publicirt wurde, aber ihren ausgesprochenen Zweck einer „formula concordiae" nicht erreichte, da gerade durch sie die Spannung zwischen der lutherischen und calvinischen Kirche erst vollendet wurde. Das Buch zerfällt in einen kürzeren summarischen Theil: epitome, und einen ausführlicheren: solida declaratio, und wollte eine allgemeine, lautere, richtige und endliche Wiederholung und Erklärung etlicher Artikel augsburg'scher Confession sein. In der Concordienformel sind die protestantischen Elemente mit dem in den Protestantismus übergegangenen katholischen Dogmen zu festen Formen und Formeln geworden.

Alle diese symbolischen Bücher der lutherischen Kirche wurden im Jahr 1580 im sogenannten Concordienbuche, unter dem Titel: Concordia, christliches, wiederholtes, einmüthiges Bekenntniß nachgenannter Churfürsten, Fürsten und Stände, sowie Theologen „Augsburgischer Confession" — zu einem symbolischen Kanon vereinigt und herausgegeben.

b. **Die Symbole der reformirten Kirche** gründen sich auf den schweizerischen Lehrbegriff. Zu ihnen gehören **vor** Calvin's Auftreten:

1) Die Confessio tetrapolitana, die, von Bucer verfaßt und von den zwinglisch gesinnten oberdeutschen Städten Straßburg, Kostnitz, Memmingen und Lindau auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) dem Kaiser übergeben, im Jahre 1531 im Druck erschien und aus 23 Artikeln besteht, deren achtzehnter — vom Abendmahl — nur wenig von dem augsburg'schen Bekenntniß verschieden ist. — 2) Die confessio basileensis ((prima Mühlhusana) war von Oekolampadius für die Kirche zu Basel in 12 Artikeln im Jahre 1536 abgefaßt und erhielt auch in Mühlhausen Geltung. — 3) Die erste helvetische Confession ist auf einer Versammlung abgeordneter Theologen mehrerer Schweizerstädte zu Basel im Jahre 1536 verfaßt, den zu Schmalkalden versammelten lutherischen Theologen zugeschickt und von ihnen gebilligt: eine Accomodationsschrift an die lutherische Abendmahlslehre und darum kein reiner Ausdruck der reformirten Kirche. Deshalb wurde sie 1566 umgearbeitet und durch Bullinger und Beza calvinisirt. In dieser Gestalt heißt sie: confessio helvetica posterior.

Unter Calvin's Einfluß entstanden: 4) Der consensus tigurinus, in welchem 1549 die Abendmahlslehre Calvin's, und 5) der consensus genevensis, in welchem 1552 seine Prädestinationslehre symbolisches Ansehen erhielt. — Nachdem der Churfürst Friedrich III. von der Pfalz zur calvinischen Lehre übergetreten war, entstand 6) der heidelbergische oder pfälzische Katechismus (catechismus palatinus), welcher von den heidelberger Theologen Olevianus und Ursinus verfaßt, im Jahre 1562 auf einem Convent von Theologen und Predigern zu Heidelberg approbirt und mit einer Vorrede des Churfürsten im Jahre 1563 herausgegeben wurde, unter dem Titel: „Christlicher Unterricht, wie er in Kirchen und Schulen der churfürstlichen Pfalz getrieben wird." Er besteht in 129 Fragen aus drei Hauptstücken: vom Sündenelend des Menschen; von der Erlösung aus demselben; von der Dankbarkeit dafür. — 7) Die confessio gallica, vielleicht von Calvin selbst abgefaßt, ist auf einer Synode zu Paris (1559) genehmigt, und erst Franz II., sodann 1561 Karl IX. von Beza übergeben. — 8) Die confessio hungarica ist im Jahre 1557 von einer ungarischen Synode streng calvinisch gesinnter Reformirten entworfen. — In milderer Form erscheint der calvinistische Lehrbegriff 9) in der confessio anglicana, die zuerst in 42, dann in 39 Artikeln von Cranmer und Ridley unter der Regierung Eduard's VI. entworfen und im Jahre 1553 zu London gedruckt wurde. Damit übereinstimmend ist der auf des Königs Befehl von Poinet 1553 verfertigte Church Catechism. — 10) Die confessio scoticana, im Jahr 1560 hauptsächlich von dem als entschiedener Anhänger Calvins bekannten schottischen Reformator Knox verfaßt: sie ist in der Prädestationslehre weniger calvinisch, als in der Abendmahlslehre. — 11) Die confessio belgica: zuerst eine Privatschrift des Guido von Bres; durch die dortrechter Synode feierlich bestätigt. — 12) Den calvinischen Lehrbegriff in seiner mildesten und gemäßigsten Gestalt repräsentiren die Symbole der Remonstranten. — 13) Die Acten (decreta et canones) der Synode zu Dortrecht (1618—19) endlich nehmen in der reformirten Kirche

eine ähnliche symbolische Stellung ein, wie die Concordienformel in der lutherischen: es wird in ihnen die praedestinatio absoluta, irresistibilis et particularis den Arminianern gegenüber, welche die Allgemeinheit und Bedingtheit der göttlichen Gnade zugleich lehrten, fixirt. —

3. Die symbolischen Schriften des Katholizismus.

Durch den Protestantismus wurde der Katholizismus gezwungen, eine Sammlung seiner theologischen Anschauungen vorzunehmen und sich ein Bewußtsein über seinen unterscheidenden Standpunkt zu verschaffen. Es wurde deshalb endlich die von den Protestanten seit dem Reichstage zu Worms geforderte, von den katholischen Fürsten, namentlich vom deutschen Kaiser, verlangte, von den Päpsten immer versprochene und immer hinausgeschobene ökumenische Synode unter Paul III. zu Trient 1545 zusammengerufen, um nach den ersten acht Sitzungen 1547 nach Bologna und 1551 wieder nach Trient verlegt, dann auf 10 Jahre suspendirt, 1562 fortgesetzt und endlich 1563 nach 25 abgehaltenen Sitzungen geschlossen zu werden. Die Protestanten beschickten die Synode nicht, weil sie bereits in der Convocationsbulle von 1537 als „Ketzer" bezeichnet wurden, und weil sie nur ein Concil in deutschen Landen, auf welchem nach den Aussprüchen der Schrift und nicht nach den Decretalen der Päpste entschieden werde, anerkennen könnten. Auf dem Concil selbst siegte die curialistische Partei durch diplomatische Kunst über die nationale Opposition der Deutschen, Franzosen und Spanier. Als Zweck desselben wurde deshalb aufgestellt: die Ausrottung der Ketzereien und Irrthümer auf dem Acker des Herrn, die Besserung der Sitten der Christenheit und die Veranstaltung eines Kreuzzugs gegen die Ungläubigen. Die dogmatischen Artikel des evangelischen Lehrbegriffes wurden der Reihe nach durchgenommen und verdammt, und im Gegensatz zu denselben die römisch katholischen, wie sie das Mittelter ausgearbeitet hatte, aufgestellt. Reformirt wurde deshalb nichts in der Lehre: das Concil zu Trient war durchaus mittelalterlich päpstlich-römisch-katholisch. Aus den „Canones et decreta concilii Tridentini," der 1564 veranstalteten officiellen Ausgabe der Concilienbeschlüsse, ließ Pius IV. einen gedrängten Auszug machen: die „confessio fidei Tridentinae," welche in Form eines Religionseides abgefaßt ist, den Alle, die ein geistliches Amt bekleiden, eine akademische Würde erhalten, oder zur römischen Kirche übertreten wollen, feierlich beschwören müssen. Neben diesen beiden symbolischen Schriften steht als dritte der „Catechismus romanus," der 1566 unter der Autorität von Pius V. herausgegeben wurde und in 4 Theilen de symbolo apostolico, de sacramentis, de decalogo und de oratione dominica handelt. —

4. Die Unterscheidungslehren des Katholizismus und Protestantismus, der lutherischen und reformirten Kirche.

a. **Die Unterscheidungslehren des Katholizismus und Protestantismus.** Katholizismus und Protestantismus gehen von einem verschiedenen

Formalprincip oder von einer verschiedenen Erkenntnißquelle des Glaubens aus. Für den Katholizismus ist neben der Bibel die Tradition religiöse Erkenntnißquelle, ja er legt der mündlichen Ueberlieferung überwiegendes Ansehen bei, indeß der Protestantismus, ohne die Tradition als solche zu verwerfen, das überwiegende Ansehen der heiligen Schrift zulegt. Daneben rechnet die römische Kirche zum Kanon der heiligen Schrift auch die Apokryphen des alten Testamentes, während die Protestanten die apokryphischen Bücher von den kanonischen abscheiden. Auch hat die Synode zu Trient die Vulgata zur authentischen d. i. zur officiellen, zuverlässigen, von der Kirche zu gebrauchenden Bibelübersetzung erhoben, während die protestantische Kirche allein dem Grundtexte die Authentie zuspricht. Endlich hat die Synode zu Trient festgesetzt, daß die Kirche allein die heilige Schrift auslegen kann, wogegen die Protestanten die Norm der Schriftauslegung in die Schrift selbst setzen, durch welches Princip allein erst die Möglichkeit der Kritik gegeben ist, und von dem aus es als eine engherzige dogmatische Anschauung der Reformatoren selbst noch angesehen werden muß, wenn sie die göttliche Autorität, die bis dahin der Kirche zukam, auf die Schrift als solche übertrugen.

Dem protestantischen Schriftprincip gegenüber stützt sich der Katholizismus auf die Autorität der Kirche: der Mittel- und Lebenspunkt des römisch-katholischen Systems. Katholizismus und Protestantismus fassen die Kirche als die Gemeinschaft der Gläubigen, lehren eine sichtbare und unsichtbare Kirche, sehen dieselbe als eine göttliche Stiftung durch Christus und seinen Geist an, hoffen eine göttliche Erhaltung der Kirche durch den heiligen Geist für alle Zeiten. Dagegen hält das tridentinische Concil überwiegend die Erscheinung der Kirche fest und nimmt an, daß bei der Stiftung der sichtbaren Kirche der ganze göttliche Inhalt der unsichtbaren in die Erscheinung übergegangen sei; indeß nach der protestantischen Anschauung die Kirche in der unsichtbaren Gemeinschaft aller Derer besteht, bei welchen das Evangelium recht gelehrt und die Sakramente richtig verwaltet werden. Die Kirche im katholischen Sinne ist die von Gott durch Christum gestiftete Anstalt zur Erhaltung der göttlichen Offenbarung des Christenthums; darum kommt ihr zu: auctoritas divina, unitas, universalitas und antiquitas; ihre Träger und Erhalter sind die von allen andern Menschen qualitativ verschiedenen Beamten Gottes, deren Character, welcher ihnen durch das Sakrament der Ordination gegeben wird, die Infallibilität ist; — in der protestantischen Kirche hingegen tritt an die Stelle der kirchlichen Tradition Christus als ihr unsichtbares Haupt, an die Stelle der katholischen Sakramente und Ceremonien Taufe und Abendmahl, und der Cultus wird die einzige Realität der Kirche.

Das Materialprincip des protestantischen Glaubenssystems wurde die Rechtfertigung durch den Glauben: der innerste Mittelpunkt des Christenthums für die Reformatoren, wobei als Ausgangspunkt die Erbsünde galt, welche nothwendig zur Lehre von der Gnade und Prädestination führte. Katholizismus und Protestantismus stimmen

darin überein, daß der Mensch das Ebenbild Gottes, die anerschaffene Heiligkeit und Gerechtigkeit verloren, daß durch den Fall der ersten Menschen der Tod in die Welt gekommen, daß das gegenwärtige allgemeine Verderben der Menschen von Natur eine Folge der Zurechnung der Sünde des ersten Menschen ist. Die römisch-katholische Kirche lehrt aber, daß das durch den Sündenfall verlorene göttliche Ebenbild nicht wesentlich zur menschlichen Natur gehöre, sondern eine zu den natürlichen Anlagen des Menschen von Gott hinzu verliehene Gabe (donum superadditum) gewesen sei; wogegen die Protestanten lehren, daß das göttliche Ebenbild die ursprünglich wahre Natur des Menschen gewesen sei. Dazu sagt der Protestantismus, daß die menschliche Natur, durch den Sündenfall im innersten Kern verdorben, die ursprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit und mit ihr alle Freiheit des Willens, alle Kraft zum Guten verloren habe, so daß der Mensch durch sich selbst nur noch sündigen könne, und zu jeglichem Guten unfähig, der Verdammniß anheimgefallen sei; — indeß die römisch-katholische Kirche lehrt, daß die geistigen Kräfte des Menschen im Sündenfalle nicht verloren gegangen, sondern nur zerrüttet und verdorben sind, daß der freie Wille nur geschwächt und gebeugt und nicht mehr so, wie vor dem Falle, zum Guten fähig ist. In Bezug auf die Rechtfertigung stimmen katholische und protestantische Kirche darin überein, daß der gefallene Mensch allein durch das Verdienst Christi d. i. durch die von Christus der göttlichen Gerechtigkeit geleistete Genugthuung von Gott begnadigt werden kann, insofern ihm derselbe das Verdienst Christi zurechnet; während aber der Protestantismus den von Gott ausgehenden Rechtfertigungsact des Sünders vorausgehen und die Heiligung und Besserung desselben, als Folge und Wirkung, nachfolgen läßt, fällt bei den Katholiken der Act der Rechtfertigung mit dem der Heiligung oder Besserung des Sünders in den Einen Act der Gerechtmachung zusammen. Die katholische Kirche faßt sodann den Glauben von Seiten des Menschen als ein blos Intellectuelles, als einen Beifall zur Lehre vom Verdienst Christi auf und läßt deshalb neben demselben als Bedingung der Rechtfertigung noch die Hoffnung und die Liebe oder die Werke hergehen; indeß der Protestantismus auf dem Satze ruht: sola fides justificat. Das Werk der Bekehrung des Menschen läßt die katholische Kirche zwar von Gott ausgehen, im weiteren Verlauf der Besserung aber den freien Willen und die Mitwirkung des Menschen eintreten; die Protestanten gingen in dieser Lehre wesentlich auf Augustin zurück. Nach den katholischen Anschauungen gehört zum Sakrament, daß es göttlich eingesetzt ist, daß die göttliche Gnade durch dasselbe confirmirt wird, daß diese an eine res visibilis geknüpft ist: das Sakramant wirkt ex opere operato d. h. die Wirksamkeit desselben hängt von der Handlung an und für sich, weder von der Disposition des empfangenden Laien, noch von der des administrirenden Priesters ab; von dem Priester wird nur verlangt, daß er den Willen habe zu administriren, von dem Empfangenden nur, daß er die Gnade nicht zurückweise; die Siebenzahl der Sakramente steht fest; sie haben ihren Mittelpunkt im Abendmahl, — der fortgehenden Menschwerdung Christi in der Kirche. In der

protestantischen Kirche, nach der ein Sakrament diejenige heilige, von Jesus Christus selbst eingesetzte Religionshandlung ist, durch welche unter sichtbaren Zeichen unsichtbare Wohlthaten mitgetheilt werden, können nur zwei Sakramente, die Taufe und das Abendmahl, angenommen werden, bei deren Wirksamkeit der Glaube des Genießenden verlangt wird. Die Verehrung der Heiligen, der Heroen und Halbgötter der christlichen Mythologie, der Bilder und Reliquien, welche in der Praxis des Katholizismus Gott in einen dunklen Hintergrund gedrängt, indeß sie das Tridentinum durch rationalistische Interpretation zu beschönigen sucht, da ja die Heiligen nur für den Menschen eintreten, den Ueberresten derselben nur eine ihnen gebührende Pietät bewiesen werde und die ihren Bildern erwiesene Ehrfurcht sich nicht auf diese selbst, sondern auf ihre Originale beziehe, — verwirft die protestantische Kirche gänzlich, indem sie verlangt, daß das einzelne Individuum sich selbst und unmittelbar mit seinem Gott vermittelt, und indem auf dem freien intellectuellen und sittlichen Gebiete des Protestantismus an die Stelle der mit supranaturalen Wundern umgebenen Heiligen nicht mehr ein Cultus, sondern die freie Anerkennung und Verehrung der historischen Heroen tritt.

b., **Die Unterscheidungslehren der lutherischen und reformirten Kirche.** Lutherische und reformirte Kirche haben das gemeinsame Bestreben (— und es ist dieses das Streben des Protestantismus —), das Christenthum in seiner Reinheit, frei von allen fremdartigen Elementen, darzustellen: mit dem Unterschiede jedoch, daß bei den Lutheranern der Schwerpunkt der Religiosität in die Gläubigkeit und in das Gottgefühl, bei den Reformirten in die Gewissenhaftigkeit und in die Willensenergie fällt. Darum hat der Lutheraner seine Selbstgewißheit in dem rechtfertigenden Heilsglauben, der Reformirte in der absoluten Gottesidee und in dem absoluten göttlichen Decrete. Darum auch schätzt das lutherische System die Subjectivität der menschlichen Natur höher, als das reformirte, was sich sowohl in der Auffassung der Erbsünde, der Gnade, der Widerstandsfähigkeit des Menschen gegen dieses göttliche Werk, als auch in der Betrachtung der Persönlichkeit von Jesus Christus zeigt, indem das Lutherthum die menschliche Natur Jesu viel höher stellt, als die reformirte Kirche, der diese, Gott gegenüber, auch im Gottmenschen nichtig ist. Der reformirte Standpunkt betont wesentlich den Gegensatz des Endlichen und Unendlichen und sieht die beiderseitige Beziehung nur in der absoluten Bestimmtheit des Endlichen durch das Unendliche; der lutherische hingegen sieht das Unendliche im Endlichen und muß — consequent — die Beziehung beider als die der Immanenz denken.

Diese Verschiedenheit in der Lehrauffassung der lutherischen und reformirten Kirche offenbart sich am Entschiedensten in der Lehre vom Abendmahl. Nach Luther ist die göttliche Substanz d. i. der Leib und das Blut Christi auf's Innigste (in, cum et subter) mit dem irdischen Element vereinigt. Nach Zwingli sind die Elemente nur Symbole; die göttliche Gnade ist ganz unabhängig von diesen Zeichen; die Vermittlung geschieht allein durch den Geist; und dieser rein geistige Proceß wird durch die Elemente symbolisirt. Calvin — dessen Ansicht vom Abendmahl die Zwingli's in der

reformirten Kirche fast ganz verdrängte, — suchte zwischen Luther und Zwingli zu vermitteln, fingirte zwei Speisungen, eine himmlische und eine irdische zur selben Zeit ausgetheilt und genossen, nahm also eine Verbindung der göttlichen Substanz mit dem sinnlichen Element an, aber nur als ein zeitliches zugleich, nicht als eine Durchdringung der Substanz, weshalb er auch die Elemente nur als Unterpfänder der Gnade ansah: Brot und Wein werden mit dem Munde, Leib und Blut Christi im Glauben genossen, weshalb nur die Gläubigen beide Substanzen genießen, die Ungläubigen nur die sinnliche Speise erhalten; indeß — nach Luther, — da, wo der Leib Christi in die Elemente eingeschlossen ist, derselbe auch von den Gläubigen und Ungläubigen genossen wird, nur mit dem Unterschiede, daß der Genuß jenen zum Heil und diesen zum Gerichte wird.

In der Lehre von der Person Christi halten die Reformirten streng an den zwei Naturen in Einer Person und beschränken sie Christum auch seiner leiblichen Menschheit nach auf den Himmel; die Lutheraner hingegen nehmen ein reales Uebergehen der einen Natur in die andere an und gründen darauf die Ubiquität des Leibes Christi.

In der Lehre von der Gnadenwahl ging Luther in seinem späteren Leben von der früher gegen Erasmus verfochtenen unbedingten Prädestination, die er in dem unbegreiflichen verborgenen Willen Gottes begründet fand, ab, und stimmte er Melanchthon bei, der einzig und allein in dem verschiedenen Verhalten des menschlichen Willens zu der auf ihn wirkenden göttlichen Gnade die Erwählung oder Verwerfung begründet fand. Zwingli und Calvin hingegen entschieden sich für die strenge Prädestinationslehre. In der unter Zwingli's Einflusse entstandenen ersten baseler Confession heißt es: Wir bekennen, daß Gott vor und ehe die Welt erschaffen, alle die erwählt habe, die er mit dem Erbe ewiger Seligkeit begaben will. Und Calvin sagt in seiner Schrift „Ueber die freie Gnade“: Gott hat nicht allein die Begebenheiten, sondern auch die Herzen der Menschen in seiner Gewalt und leitet Alles so, daß endlich doch nichts geschehen kann, sie mögen machen, was sie wollen, als was er vorherbestimmt; was aber Zufall scheint, nennen wir nothwendig, weil Gott Alles durch seinen ewigen Rath bestimmt. Dem Menschen ist eine angeborne Verderbniß aus der Erbsünde inne wohnend, so daß er die Wurzel seines Uebels in sich findet und seine Schuld nicht anders wo suchen kann; dennoch geschiehet nothwendig, was geschiehet, und es gibt kein Geschöpf, das wollend oder nicht wollend nicht dem Willen Gottes unterworfen wäre. Die unbegreiflichen Gerichte der göttlichen Allmacht können wir nicht nach der thörichten menschlichen Vernunft beurtheilen, sondern müssen in keuscher Enthaltsamkeit die göttliche Gerechtigkeit anbeten, um einzusehen, daß Gott nicht der Urheber des Bösen ist, wenn gesagt wird, daß er die Bösen dahin treibe, wohin er will, und daß er durch sie sein Werk thue und vollbringe und sogar die Werkzeuge der Ungerechtigkeit zum Guten benütze. —

II. Der Protestantismus und Katholizismus im 16. und 17. Jahrhundert.

a. Die protestantische und katholische Lehre.

1. Die Lehre des Protestantismus im 16. und 17. Jahrhundert.

Die religiöse Ueberzeugung muß ihre Wahrheit in sich selber, in der Existenz des religiösen Individuums haben; darum kann sie sich nicht auf äußere Ereignisse gründen: das ist der Grundgedanke, auf dem der Protestantismus ruht. Völlige Hingabe an Gott und an das Göttliche, auf Grund selbstgewisser Ueberzeugung; nicht Annahme äußerlicher historischer Begebenheiten, (alles Historische will durchforscht sein, fordert Kritik, kann kein Glaubensartikel sein), da die Geschichte nicht zum Glaubensobject, sondern nur zur Nahrung der religiösen Geistesvermögen zu dienen vermag: das will der Protestantismus. Wo Lehre und Geschichte vermischt und die Geschichte als ein Moment der Lehre aufgefaßt wird: da ist Katholizismus.

1. In **die protestantische Dogmatik** des 16. und 17. Jahrhunderts ging dieser Katholizismus noch über. Aller Fortschritt in der Geschichte hängt mit der Vergangenheit, über die hinweggeschritten wird, zusammen; keine neue Idee, die in die Welt eintritt, darf den Faden mit der vorhergehenden Entwicklung abschneiden; sie kann sich vielmehr nur im Anschluß an die vorhandenen Elemente in die Welt ein-, und in ihr durchbilden. So hängt auch der Protestantismus bei seinem ersten Auftreten noch auf's Innigste mit dem Katholizismus zusammen, und so ist auch die protestantische Glaubenslehre des 16. und 17. Jahrhunderts ein Kind des geschichtlichen Zusammenhanges des Protestantismus und Katholizismus im ersten Entwicklungsstadium. Sie wollte, wie die Reformatoren verlangt hatten, das reine Wesen des Christenthums darstellen, und sie suchte dasselbe mit diesen in den ältesten christlichen Dokumenten, ohne jedoch daran zu denken, daß diese Dokumente selbst erst von jeder unwesentlichen Beimischung zu befreien sind. Der Buchstabe der Bibel wurde deshalb ihr Motto. Die Theologie d. i. die Lehre von Gott, nahm sie unverändert aus dem Katholizismus auf. In der Anthropologie hingegen und in der Lehre vom Wesen des Menschen wurde einseitig die Gnadentheorie Augustins gegen die einseitige Freiheitstheorie des katholischen Semipelagianismus hervorgehoben, wobei neben religiöser Gemüthstiefe die Härten einer religiösen Verstandestheorie um so greller auftraten. Denn die augustin'sche Gnadenlehre darf sich im Protestantismus nicht blos gegen die menschliche Werkgerechtigkeit, sie muß sich vielmehr eben so sehr gegen die menschlichen Autoritätsansprüche wenden. „Die reformatorische Freiheits-, Sünden- und Gnadenlehre, — sagt C. Schwarz, — diese absolute Dependenz des Menschen von Gott, hat den Sinn, die Menschen durch die absolute Abhängigkeit von allen endlichen Abhängigkeiten zu befreien, ihn an die göttliche Autorität (die Bibel) zu binden, um ihn

von allen menschlichen Autoritäten (Tradition) zu entbinden, ihn in Gott zu gründen, um ihn den Menschen gegenüber auf sich selbst zu stellen. Mit dieser absoluten Dependenz ist ihm die wahrhafte Freiheit, mit dieser völligen Hingabe an die göttliche Substantialität das unendliche Recht der Subjectivität verbunden."

Als formales Prinzip des Christenthums galt der altprotestantischen Dogmatik nach den symbolischen Büchern, daß die christliche Religion übernatürliche Offenbarung, und die Bibel nach ihrem Wortlaute das Wort Gottes sei. Als materiales Prinzip wurde die Lehre von der Erbsünde und von der dadurch bewirkten Verdammniß festgestellt. Um diese Sätze gestaltete sie ihr **orthodoxes System:** Von Gott nach seinem Ebenbilde geschaffen, ward der Mensch nach dem Sündenfall ganz verdorben und von da ab in Sünden empfangen und geboren. Durch diese aus dem Sündenfall entsprungene allgemeine Sündhaftigkeit hat er jede eigene Kraft, Gott richtig zu erkennen und zu lieben, verloren. Das Vermögen, wahre Tugend zu üben, das liberum arbitrium, ist ihm genommen. Nur aus Furcht vor Strafe kann er die justitia civilis, eine äußerliche Legalität ausüben, deren Thaten aber nur glänzende Laster sind. In diesem Zustande kann sich der Mensch nie die ewige Seligkeit erringen: alle Menschen sind der Verdammniß und der Unglückseligkeit unterworfen. Aber der dreieinige Gott hat von Ewigkeit her eine Rettungsanstalt beschlossen, in der für Alle, die dieser Rettung nicht hartnäckig widerstreben, die Schuld und die Strafe der Erbsünde aufgehoben und die verlorne Seligkeit zurückgegeben wird. Gott wurde deshalb Mensch, um in Einheit der göttlichen und menschlichen Natur der göttlichen Gerechtigkeit genug zu thun, indem er sündlos, durch die obedientia activa das Gesetz vollkommen erfüllte, durch die obedientia passiva aber die Sünden der ganzen Menschheit auf sich nahm und abbüßte. Dieses Heil, das Christus erworben hat, erlangt der Einzelne durch gänzliche Hingabe seines Gemüthes an den Erlöser. Dadurch wird er vor Gott für gerecht angesehen und befähigt, wahrhaft gute Werke thun zu können. Gott selbst verleiht dem Menschen diesen Glauben durch den Sohn und den Geist in seiner Kirche. In dieser Gemeinschaft der Gläubigen wirkt der Geist durch seine Gnadenmittel, durch das göttliche Wort und die Sakramente, und vergewissert damit den von der Schuld der Erbsünde entbundenen Menschen seiner Seligkeit. — Das orthodoxe System ist ein vollendetes Verstandessystem: Alles verklauselirt, verformulirt, verdemonstrirt, verdistinguirt. Es ist mit seinen Beweisen und Verbarrikadirungen im Aeußern und Innern katholische Scholastik — „das Seitenstück zur römischen Hierarchie", der Jesuitismus im Protestantismus. So schon in seinem Auftreten todt, hat es doch ein Jahrhundert lang, wie ein Alp, auf Deutschland gelegen und alle wissenschaftliche Entwicklung niedergehalten, — den Gott, wie er sich im Innern des Individuums offenbart, todt gemacht, — die über jede äußere, dem Subject fremde Autorität erhabene, selbstgewonnene Ueberzeugung vernichtet. Das orthodoxe System war eine Geschlossenheit, die gegen Alles, was nicht mit ihr in Glaubenssachen übereinstimmte, intolerant auftrat:

berechtigt, so lange die protestantische Kirche um ihre Existenz kämpfen mußte; unberechtigt, als sich dieselbe diese Existenz errungen hatte, weshalb sich auch seit der Mitte des 17. Jahrhunderts dem Orthodoxismus gegenüber und ihm zum Trotz ein freies lebendiges Leben in der Entwicklung der protestantischen Lehre zu entfalten begann.

Den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung des Orthodoxismus im Protestantismus gibt A. Schweizer an, wenn er sagt: „Die Reformation war nicht darauf gerichtet, der Bibel einen überall gleichmäßigen unbedingten Werth zuzuschreiben; die innere Selbstgewißheit des christlichen Bewußtseins konnte sich keinem in seinem Inhalt nichts weniger als vollständig gekannten Tribunal unterwerfen. Luther selbst traute sich eine solche Selbstgewißheit des christlichen Bewußtseins zu, welches aus der christlichen Erfahrung, namentlich aus dem Verkehr mit der Bibel in ihm zu Stande gekommen war, daß er von der erfaßten christlichen Wahrheit aus, mit Berufung auf das Materialprincip d. h. auf die einmal erkannte charakteristische Wahrheit des Evangeliums, Bibelbestandtheilen, die mit dieser nicht übereinstimmen würden, jede Autorität abgesprochen hat. Ob einzelne Bücher der h. Schrift vom kirchlichen Alterthum mehr oder minder bezeugt seien, diese äußere Kritik kümmerte ihn viel weniger als die innere. „Des Jacobus Brief ist eine recht stroherne Epistel, weil sie keine evangelische Art an ihr hat, sondern stracks wider St. Paulum und alle andere Schrift den Werken die Rechtfertigung zutheilt. Darum kann sie keines Apostels Schrift sein, da sie es mit Gesetzestreiben ausrichten will.“ Zwingli leitet alle Wahrheit gebenden Schriften aus Gottes Geist ab, auch wenn Cicero, Seneca 2c. die Verfasser wären. Der geschichtliche Entwicklungsproceß des Christenthums in der Kirche müßte verwirren und verderbt werden, sobald Tradition, Illuminationen, Rationalismus mehr gelten würden, als das Schriftzeugniß. Die Schriftautorität will, kann und soll aber nichts anderes leisten, als gesicherte Ausmittelung der religiösen Wahrheit, welche das eigentliche Gotteswort ist und als in der Schrift bezeugt auch geradezu mit dieser synonym werden konnte.“ „Je starrer die Dogmen über die Schriftautorität, desto weniger kommt die Schrift zu ihrem Rechte. Statt die Schrift sich selbst geltend machen zu lassen als das was sie ist, schreibt der Dogmatismus ihr vor, was sie zu thun habe, um seine Interessen und Vorurtheile zu bedienen. Ist sie ein das edle Metall reichlich in sich entfaltendes Erz, so sollte sie laut dogmatischer Vorschrift das schon ausgeschiedene Gold sein. Dennoch fand der Lutheraner in ihr nur seine Abendmahlslehre und Christologie, der Reformirte hingegen nur seine Lehrweise, und jede Kirchenpartei die ihrige. Statt die Bibel sich selbst bethätigen zu lassen, hat man fixirt, wie sie dieses zu thun habe, und weit über das Bedürfniß hinaus ihre Autorität gesteigert in den dogmatischen Satzungen über dieselbe.“ „Die Bibel ist ein Werk Gottes und Erzeugniß seines Geistes, wie die Religion selbst es ist, kein Codex und Einerlei, sondern ein Organismus aus mannichfaltigen Gliedern bestehend, dessen Herz Christus als Vollender der Religion, auf den Alles, worauf es ankommt, hinweist, und von dem aus Alles beleuchtet wird. Sie ist kein papierner Papst, kein Stellvertreter

Gottes oder Christi, sondern sein Zeuge, der Zeugniß ablegt durch bevorzugte Männer, von seinem Geiste beseelt, jedoch ohne sonst übernatürliche Vorzüge oder eine Unfehlbarkeit, die über der menschlichen Natur hinausläge." Das materiale Princip des Protestantismus ist die rechtfertigende Gnade als regula veritatis für den ganzen Lehrbau. „Von diesem geschichtlich aufgekommenen Grundsatz, daß nur im Glauben an die göttliche Gnade in Christus die Rechtfertigung des sündhaften Menschen zu erlangen sei, ist die erste Hälfte mehr von den Lutheranern, die zweite mehr von den Reformirten hervorgehoben worden. Das vollständige Verständniß dieses Princips wird gewonnen, wenn man im Unterschied von seiner zeitweiligen Fassung als historisch veranlaßten, die bleibende Idee darin erkennt, daß das Wesen des Christenthums allen Trübungen durch bloße Gesetzesreligion gegenüber scharf als Erlösungsreligion bezeichnet wird, was mit der Glaubensrechtfertigung und ausschließlichen Rettung durch die Gnade doch eigentlich gemeint war. Das Materialprincip des Protestantismus ist wesentlich die Aussage, daß das Christenthum Evangelium ist, reine Glaubens- und Gnaden- oder Erlösungsreligion in ihrer Vollendung. Die ältere Fassung des Princips ist zwar begründet und wahr, aber gerade weil sie auf den einzelnen Punkt der Rechtfertigung hingerichtet ist oder der Gnade, wird es möglich, daß diese Einzellehre auf eine einseitige Weise hinaufgeschraubt werden kann und eine Bedeutung anspricht, die ihr im Zusammenhange mit anderen Lehren nicht zukommt." — —

2. Gegen die Orthodoxie des Katholizismus, der im Protestantismus stehen geblieben war, machte sich **der Rationalismus** auf, der in der Protestation der Reformatoren gegen den Katholizismus seine protestantische Grundlage hatte, sowie **die Mystik, die Philosophie** und **der Pietismus**, die ihren Anker in der protestantischen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, in der Lehre von der Ebenbildlichkeit Gottes und von der unio mystica erhielten.

a.) **Die rationalistische Opposition** des 16. und 17. Jahrhunderts durchbricht nicht den Supranaturalismus des Orthodoxismus, sondern strebt nur, das religiöse Subject auf die eigenen Füße zu stellen. Ihr letztes Interesse ist freie Sittlichkeit. Sie vermag jedoch deshalb noch nicht zu derselben zu gelangen, weil sie den Supranaturalismus überall im Hintergrunde stehen läßt und, anstatt das Göttliche in das Menschliche hineinzuziehen, das Menschliche vom Göttlichen emancipirt.

Ihre erste Gestaltung hat diese rationalistische Opposition in den Kämpfen gegen das theologische Dogma von der Trinität, in den **Unitariern**, deren Vertreter waren: Ludwig Hetzer von Bischofszell im Thurgau (wegen seines ehebrecherischen Lebens, das er aus der heiligen Schrift zu vertheidigen sich erdreistet hatte, 1529 enthauptet); der Niederländer Johannes Campanus († 1580 im Gefängniß zu Cleve); Michael Servet aus Villanova in Aragonien, 1509 geboren, 1553 am 27. October lebendig verbrannt, mit seinem Buche von der „Wiederherstellung des Christenthums" um die

Hüfte und eine Krone von Stroh auf dem Haupte; Lälius Socinus, 1525 zu Siena geboren, — in der Schweiz, in Deutschland, in Polen, in Frankreich, in England, starb 1562; Faustus Socinus, 1539 zu Siena geboren, 1604 gestorben. Durch Lälius und Faustus Socinus erhielten die zerstreuten Unitarier einen kirchlichen Halt und zugleich eine über den bloßen Unitarismus hinausgehende Weltanschauung. Der nach ihnen genannte **Socinianismus** macht die Seligkeit des Menschen allein von seinem practischen Verhalten abhängig und hält nur dasjenige Wissen oder Glauben für nothwendig, ohne welches ein dem Willen Gottes gemäßes Handeln unmöglich ist. Er will die Freiheit des Willens und sucht deshalb die orthodoxe Anthropologie zu stürzen, während er in der eigentlichen Theologie nur diejenigen Dogmen mit Entschiedenheit angreift, welche die Freiheit des Subjects zu gefährden scheinen. Weil die Zurechnung fremder Gerechtigkeit die freie Sittlichkeit aufhebt, darum bekämpft er die Satisfactionstheorie; die Wunder der Gnade werden abgewiesen, weil durch sie die Sittlichkeit gehemmt wird; Christi Verdienst ist die Offenbarung des höheren Sittengesetzes. — Die Exegese des Socinianismus ist schwach, willkürlich, gewaltsam; das Positive, das er an die Stelle des kritisch beseitigten Dogmas setzen will, ist unbedeutend und haltungslos. Der Socinianismus, sagt Strauß, ist die gemeinsame Wiege, in welcher der Supranaturalismus und der Rationalismus der neuen protestantischen Theologie noch beisammen liegen. Dieselbe praktische Richtung und Abneigung gegen geheimnißvolle, rein theoretische Dogmen, dieselbe willkürliche Schrifterklärung, wie im Rationalismus; dabei aber dieselbe trockne historische Festhaltung des Thatsächlichen am Christenthum, dieselbe Hinnahme auch des Wunderbaren auf die Autorität des: Sie konnten und wollten die Wahrheit sagen, wie im Supranaturalismus; ein System, dessen innere Widersprüche ihm frühzeitige Auflösung bringen mußten, wenn auch nicht seine verschrobene Gestalt ihm von außen den Haß zuwege gebracht hätte, der seine Anhänger so bald zersprengte." — Der Werth des Socinianismus besteht darin, daß mit ihm zum ersten Male im Protestantismus die Kritik (wenn auch noch flügellahm) auftritt, — die Kritik, die nothwendig da erscheinen muß, wo das Traditionsprincip gebrochen ist und die ihren Kern in dem Bewußtsein hat, daß die Lehrtradition nicht objective Geschichte, sondern eine subjective Gestaltung derselben gibt, in welche die jedesmalige Zeit ihre Auffassung des Christenthums hineinlegte: ein Bewußtsein, das nothwendig und consequent zur freien Kritik treibt, in der sich der Geist dem ganzen Gebiet der Geschichte frei gegenüberstellt, um es zu erforschen und dann erst seine Bedeutung für das religiöse Bewußtsein festzustellen. — — **Der Arminianismus** (Jacob Arminius, 1560 zu Oudewater geboren, 1609 als Professor in Leyden gestorben, bekämpfte die calvinische Prädestinationslehre mit der Consequenz, als werde dadurch Gott zum Urheber des Bösen gemacht) ist dem Socinianismus verwandt, nur daß er mehr zum Orthodoxismus hinneigt und weniger Entschiedenheit und Consequenz in seiner Polemik und Kritik gegen die kirchlichen Dogmen zeigt, übrigens

eben so, wie der Socinianismus, die praktische Seite des Glaubens, die Moral, einseitig hervortreten läßt und in der Schriftauslegung äußerst willkürlich verfährt.

b., **Die mystische und philosophische Opposition des 16. und 17. Jahrhunderts.** **Die Mystik** ist die embryonale philosophische Speculation; nur setzt sie im Unterschiede von der Philosophie Bilder und Vergleiche, wo die Philosophie strenge Entwicklung der Begriffe und ein systematisches Ganzes fordert. Sie ist der pantheistische und monistische Drang gegen den Supranaturalismus, — der Kampf des subjectiven Gefühls gegen die starre Objectivität. Die protestantische Mystik will die Innerlichkeit, das Gefühl, dem Verstande gegenüber, in der Religion zur Geltung bringen, den himmlischen Christus in das menschliche Herz, den außerweltlichen Gott in das menschliche Ich herabziehen.

Zu den Vertretern dieser protestantischen Mystik gehört Sebastian Frank von Wörd, der lehrt: Das Wesen aller Wesen ist Gott selbst; sonst ist kein Wesen, hat auch nichts ein Wesen an sich selbst, sondern Alles von Gott und Alles in Gott. Darum ist Gott allein der, der aller Wesen Wesen und aller Ist ist, und soviel jedes Ding ist und ein Wesen hat, soviel ist es gut und aus Gott, des Wesens halber; darum sind und bestehen alle Dinge mehr in Gott, denn in sich selbst. Gott hat keine Definition, denn wie kann man Den nennen oder definiren, der Alles ist in Allem, und doch der Dinge keines, das man sagen, zeigen, sehen, schreiben kann; ein allmächtiges, unsichtbares, unbegreifliches, allwissendes, ewiges, selbstständiges Gut, ein allmächtiger Wille, der eigentlich nicht liebt, weist, wahrhaft und gut, sondern die Liebe, Weisheit, Güte selbst ist. — Unter allen Creaturen ist der Mensch allein in die Freiheit gestellt, daß er wollen kann oder nicht. Denn der Vogel singt und fliegt eigentlich nicht, sondern wird gesungen und in den Lüften daher getragen; Gott ist es, der in ihm singt, lebt, webt und fliegt. Er ist aller Wesen Wesen, also daß alle Creaturen seiner voll sind und thun und sind nichts anderes, als Gott heißt und will. Allein diesen Unterschied hat es mit dem Menschen, daß Gott ihn mit seinem freien Willen, den er ihm auch gegeben hat, führen und nicht ohne seinen Willen, wie andere Creaturen, ziehen will. Also will Gott in den Creaturen, — der doch ohne Creatur unbeweglich und an sich willenlos ist, und erst in uns wird er zum Willen, und wie wir ihn nun in uns ziehen, so will Gott. — Gegen die Werkheiligkeit sagt Sebastian Frank: „Summa Summarum, der äußerliche Gottesdienst verführt die ganze Welt; denn damit meinet der Mensch, er habe nun mit Gott Feierabend gemacht und sein Wickle abgesponnen, geht nachher in seinem alten Rappen sicher dahin, als habe er Alles ausgerichtet, so er doch den rechten neutestamentlichen Gottesdienst noch gar nicht angefangen. Das Volk des neuen Testamentes ist ein freies Volk, dessen Gottesdienst allein in der Freiheit des Geistes, gutem Gewissen, reinem Herzen, Glauben an Christum, unschuldigem Leben und ungefärbter Liebe besteht." — Von der Bibel spricht er: „Es gibt nichts Schlechtes, das man nicht mit der Bibel beschönigen könnte. Jeder findet ein Polsterlein für sich. Wie sich Einer einen Affect oder Lauf fürnimmt, das verzwickt er mit einer genöteten Schrift oder zwo,

die sich ebendazu reimen, wie ein Pfeil zu einem Polster, abgesehen, daß die Schrift anderswo dawider streitet und wohl tausend Sprüche sonst dagegen sind; deren vergißt er allen und gafft nur auf sein unterlegt Kissen." —

Der eigentliche Repräsentant der protestantisch-lutherischen Mystik ist Johann Caspar Schwenkfeld (geboren 1490 in Schlesien, gestorben 1561). In seinem System bildet die Lehre von der Person Christi den Mittelpunkt. Die göttliche Gerechtigkeit ist in Wahrheit nichts anderes, als die Erkenntniß, Ergreifung und Annehmung der Gnade in Christo durch den Glauben. Der rechte wahre Glaube ist im Grunde eine Gabe des Wesens Gottes, ein Tröpflein des himmlischen Quellbrunnens, ein Glänzlein der ewigen Sonne, ein Fünklein des ewigen Feuers, welches Gott ist, kurz, eine Gemeinschaft und Theilhaftigkeit der göttlichen Natur und des göttlichen Wesens. Und dieser kommt nicht von etwas Aeußerlichem, sondern aus Gott vom Himmel, als eine gnädige Gabe Gottes, und Geschenk des heiligen Geistes, im Grunde ein Wesen mit Dem, der ihn schenkt und gibt.

An die „deutsche Theologie" anknüpfend, hat Valentin Weigel (1533—1588) die Richtung Sebastian Frank's weiter ausgebildet. Seine Grundgedanken heißen: Erstlich ist gewiß, daß man aus der Biblia den Verstand nicht nehme oder lese, sie ist auch darum nicht geschrieben, sondern für Diese, so den Verstand vorhin in ihnen selber haben, die Widersprecher zu überzeugen. Zum andern ist wahr, daß kein natürlicher Mensch den Verstand aus ihm selber nehmen kann. Zum dritten muß nothwendig zugelassen und zugesetzet werden eine übernatürliche und leidendliche Erkenntniß in der Wahrheit, da der Mensch schweigen und still stehen muß, da der Verstand durch's Beten muß erlangt werden; Beten aber heißt, im Geist und in der Wahrheit auf Gott warten, vom Vater hören, vom heiligen Geist lernen, wie die übernatürliche Erkenntniß erfordert. Kann man's nicht lernen aus natürlichen Kräften, auch nicht aus dem Buchstaben der Schriften, — wohlan so muß man zurück einkehren, und den Ursprung suchen, daraus die Schrift geflossen ist, nämlich vom Geiste müssen wir es hören und lernen. Ist doch überall das Geistliche das Erste und das Leibliche das Zweite; also ist der Buchstabe kommen aus dem inwendigen Geist, der Mensch ist vor allen Büchern, des Menschen Seele aber ist aus Gott. Daher ist Gott das Principium aller Erkenntniß im Menschen, und alle Erkenntniß göttlicher Dinge wird nicht aus den Büchern genommen, sondern aus dem Menschen fließt sie in den Buchstaben. Innerlich muß deshalb das ganze Christenthum gelebt werden. An dem Tod ist Alles gelegen: ohne Tod möget ihr Christum nicht haben. Wer den Tod nicht kennet, der kennet auch Christum nicht; wer nicht den gekreuzigten Christum in ihm hat, der hat auch sein Leben nicht in ihm. Wer aber den Tod in ihm hat, der bleibet in Gott, aus welchem er geboren ist, der bleibet auch in Christo, und wandelt, gleich wie er gewandelt hat. Werden wir hier auf Erden nicht mit Christo leiden und sterben, so mögen wir über seinem Tisch im Himmel auch nicht essen und erben. Wer alle äußere Sinne sammt der Imagination kann stillhalten und

sich hineinkehren in den inwendigen Grund der Seele, in stiller Gelassenheit auf Gott warten, in ihm selber und in ein Vergessen kommen seiner selber und aller Dinge, der wird in seinem Verstand von Gott erleuchtet; d. h. von Gott lernen, vom Vater hören, dem Zug des Vaters Raum geben; solches mag ein Jeder in ihm selbst erfahren.

Ihre vollendetste Gestalt erhielt die altprotestantische Mystik in der Theosophie von Jacob Böhm, dem görlitzer Schuster, dem philosophus teutonicus, durch den, wie er selbst sagt, der Geist ging wie ein Blitz und sahe in den Grund der Ewigkeit, — 1575 in Alt-Seidenberg bei Görlitz geboren, 1624 gestorben. Er steht mit seiner Seele im Centro des ewigen Bandes, indem Christus in ihm lebt, denn — so spricht er — wer mit Christo stirbt und ihn in sich aufnimmt, in dessen Sehen und Wissen ist Gott selber. In solchem Sehen sieht er Alles unter dem Siegel göttlicher Dreieinigkeit. Der Vater ist Alles, und alle Kraft besteht in dem Vater; er ist der Anfang und das Ende aller Dinge und außer ihm ist nichts, und Alles, was da worden ist, das ist aus dem Vater worden. Nun aber mußt du nicht denken, daß der Sohn ein anderer Gott sei, als der Vater, denn der Vater ist nicht ein Bild, das man mit Etwas vergleichen könnte, sondern der Vater ist der Quellbrunn aller Kräfte, und alle Kräfte sind in einander, wie eine Kraft. Der Sohn ist das Herz in dem Vater, das Herz oder der Kern in allen Kräften des ganzen Vaters. Und gleichwie die drei Elemente, Feuer, Luft und Wasser, von der Sonne und den Sternen ausgehen, und die lebendige Bewegung und den Geist aller Creaturen in dieser Welt machen: also geht auch der heilige Geist vom Vater und vom Sohne aus, und macht die lebendige Bewegung in allen Kräften des Vaters. Gott ist dreifaltig, aber Ein Wesen: daß aber im Gemeinen gesagt wird, Gott sei dreifaltig in Personen, das wird von den Unverständigen übel verstanden, auch wohl von Theils Gelehrten, denn Gott ist keine Person, als nur in Christo, sondern er ist die ewig gebärende Kraft und das Reich sammt allen Wesen, Alles nimmt seinen Urstand von ihm. Die Schöpfung ist nichts anderes, als eine Offenbarung des allwesenden, unergründlichen Gottes, — das Weltall Ein göttliches Leben, ein Offenbaren Gottes in allen Dingen; — in Gott das Wesen des Universums, wie dieses selbst Gottes eigenstes Leben in sich birgt und offenbart. Alles, was er in seiner ewigen, unanfänglichen Gebärung ist, das ist auch die Schöpfung, aber nicht in der Allmacht und Kraft. Das Wesen aller Wesen ist nur ein einiges Wesen, aber es scheidet sich in seiner Gebärung in Licht und Finsterniß, in Freud und Leid, in Böses und Gutes, in Liebe und Zorn, in Feuer und Licht, und aus diesen zwei ewigen Anfängen in den dritten Anfang, nämlich in die Schöpfung, zu seinem eigenen Liebesspiel, nach der ewigen Begierde Eigenschaft. In Gott sind alle Wesen nur ein Wesen als ein ewig Ein, das ewige, einige Gute, welches ewige Eine ihm ohne Schiedlichkeit nicht offenbar wäre. Darum hat sich dasselbe aus sich selber ausgehaucht, so daß eine Vielheit und Schiedlichkeit sich im eigenen Willen eingeführt hat, und in Eigenschaften, die Eigenschaften aber in Begierden und die Begierden in Wesen. Da das Weltall nichts anderes, als die creatürlich gemachte Wahrheit Gottes selbst, und

da Gott im Centrum der innersten Geburt aller Creatur verborgen ruht, so kann er auch nur durch seinen eigenen Geist, insofern dieser den Menschen erleuchtet, erkannt werden. Einem Jeden, der von göttlichen Geheimnissen reden oder lehren will, steht es zu, daß er Gottes Geist habe, und was er für wahr ausgeben will, im göttlichen Lichte erkenne; das rechte Verständniß muß aus dem inwendigen Grunde, aus dem lebendigen Worte Gottes in das buchstäbliche Wort eingehen und mit demselben zusammentreffen, sonst ist alles Lehren vom göttlichen Wesen nichtig. Die Seele forschet bis in die Gottheit und auch in die Natur, denn sie hat ihren Quell und Ursprung aus dem Wesen der ganzen Gottheit, und Himmel und Erde mit allem Wesen dazu Gott selber liegen im Menschen. Der Weg aber, da man Gott in seinem Worte, Wesen und Willen schauen mag, ist dieser: Daß der Mensch in ihm selber einig werde und in seinem Willen Alles verlasse, was er selber ist und hat und sich selber ganz ein Nichts werde. Wer in solche gänzliche Gelassenheit eingeht, der kommt in Christo zu göttlicher Beschaulichkeit, daß er Gott in sich sieht, er mit Gott und Gott mit ihm redet, und er so versteht, was Gottes Wort, Wesen und Wille ist. — Es ist ein jeder Mensch sein eigner Gott und auch sein eigner Teufel. Das Centrum, woraus Böses quillt, ist in dir. Wo die Seele ihres eigenen Willens erstirbt und selber nichts mehr will, als was Gott will, da wohnet die Liebe; soviel der eigne Wille ihm selber todt ist, soviel hat sie die Stätte eingenommen; wo zuvor eigner Wille saß, da ist jetzt nichts, und wo nichts ist, da ist Gottes Liebe allein wirkend. Wem die Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von allem Streit! —

Der Dualismus, den die Mystik und die Theosophie aufzuheben strebten, den sie aber nicht consequent aufhoben, weil sich in ihren Standpunkt der Immanenz immer wieder einzelne Lehren der Himmel und Erde trennenden orthodoxen Dogmatik einschoben, wurde erst durch die gedankenmäßige Philosophie Spinoza's überwunden. In **Spinoza** (geboren 24. November 1632 zu Amsterdam, gestorben den 21. Februar 1677) klärt sich die Mystik zur Philosophie. Er war nicht, wie man gewöhnlich sagt, Pantheist oder Atheist, sondern Akosmist: er läugnet nicht Gott, sondern die Welt, — hebt nicht jenen, sondern diese auf. „Spinoza — sagt Goethe — beweist nicht das Dasein Gottes; das Dasein ist Gott; — und wenn ihn Andere darum Atheum schelten, so möchte ich ihn theissimum und christianissimum nennen und preisen.“ Gott — so denkt er — ist die Eine und alleinige Substanz, welche aus der bloßen Nothwendigkeit ihrer Natur ist und handelt; welche die freie Ursache aller Dinge ist; in der Alles ist und von der Alles so abhängt, daß es ohne sie weder sein noch begriffen werden kann; die Alles vorherbestimmt hat, nicht zwar aus Freiheit des Willens oder absolutem Gutdünken, sondern aus ihrer absoluten Natur oder unendlichen Macht. Als das einzig wahre Sein, dessen wesentliche Attribute Denken und Ausdehnung sind, durchdringt Gott die Welt der Geister und umfaßt er die Welt der Körper. Alle einzelnen Dinge sind nur Daseinsweisen der allgemeinen Substanz: sie ist wandellos, jene verändern sich nach nothwendigen Gesetzen.

Der endliche Geist ist sittlich gut, wenn er sein Erkennen und Wollen auf Gott richtet. Erkenntniß und Liebe Gottes, die Spitzen der Tugend, schließen zugleich das höchste Glück und die allein mögliche Freiheit in sich. — Spinoza — das ist sein Mangel — vermochte nicht den Begriff der Individualität zu denken: darum fehlt seiner Gottheit die Unterscheidung in sich selbst, das Leben, das allein im Individualisirungsproceß besteht; und darum auch vermochte er die individuelle Freiheit und freie Individualität des Einzelmenschen nicht zu begreifen. Seine hohe Bedeutung aber für die Entwicklung der Geschichte, auch für die der Religion, ist, daß er die Immanenz consequent durchführt und damit allen Supranaturalismus bricht. Wo Gott das Gesetz der Natur und des Geistes ist, da gibt's kein spezifisch sogenanntes Wunder, keine Willkür in der Welt. Die Wunder — sagt darum Spinoza — können nur Die bejahen, welche Gott und Welt gegenüberstellen und glauben, daß Gott so lange nicht wirkt, so lange die Natur nach ihren eigenen Gesetzen verfährt, und daß die Macht der Natur und der natürlichen Ursachen müßig seien, so lange Gott wirkt. Aus der Nothwendigkeit und Vollkommenheit der Natur folgt, daß die Naturgesetze die Beschlüsse Gottes selbst sind, weshalb man annehmen müßte, daß Gott gegen seine eigene Natur wirke, wenn in der Natur Etwas geschähe, was seinen allgemeinen Gesetzen widerspräche. Wenn aber in der heil. Schrift von Wundern gesprochen wird, so liegt das in der Redeweise der Hebräer, sowie darin, daß sie natürliche und geschichtliche Erscheinungen mit Ueberspringung der particulären Mittelursachen unmittelbar auf die universelle Ursache beziehen.

Spinoza war eine ethische Persönlichkeit, streng hingegeben der Liebe zum Ewigen und Unendlichen, unermüdlich thätig im Dienste des Geistes, in der gleichmüthigen Geistesruhe des Weisen, ungestört durch die Schmähungen, welche orthodoxe Fanatiker über seine Schriften ausgossen. Mit niederschmetterndem Ernst aber spricht er von solchen Verläumdern und Verketzerern: „Ich habe mich oft gewundert, daß Menschen, die sich rühmen, sich zur christlichen Religion d. h. zur Liebe, Freudigkeit, Friedfertigkeit, Mäßigung und Treue gegen Jedermann zu bekennen, daß diese mit der rücksichtslosesten Härte streiten und den bittersten Haß täglich gegen einander auslassen, so daß leichter hieraus, als aus jenen Tugenden der Glaube eines Jeden zu erkennen ist; denn schon lange ist es so weit gekommen, daß man fast Niemanden als einen Christen, Türken, Juden oder Heiden anders erkennen kann, als aus dem Aeußern und aus der Kleidung, oder daraus, daß er diese oder jene Kirche besucht, oder auch dieser oder jener Meinung zugethan ist, und auf die Worte irgend eines Meisters zu schwören pflegt. Im Uebrigen ist der Lebenswandel Aller der nämliche. Die Ursache dieses Uebels suchend, zweifelte ich nicht, daß es daraus entsprungen sei, daß dem großen Haufen Das Religion war, die Dienste der Kirche als Würden und ihre Aemter als Pfründen anzusehen und die Pfarrer in höchsten Ehren zu halten; sobald nämlich dieser Mißbrauch in der Kirche aufkam, ergriff auch den Schlechtesten eine große Lust die heiligen Aemter zu verwalten, und der Drang, die göttliche Religion zu verbreiten, artete in schmutzige Habsucht und

Ehrgeiz, und so der Tempel selbst in eine Schaubühne aus, wo nicht Kirchenlehrer, sondern Redner gehört wurden, von denen keiner sich sehnte, das Volk zu belehren, sondern es zur Bewunderung seiner selbst hinzureißen, die Andersmeinenden öffentlich durchzuhecheln und nur Das zu lehren, was neu und ungewöhnlich und was der Haufe am meisten bewundert; woraus dann wahrlich großer Hader, Feindseligkeit und ein Haß, der durch keinen Zeitverlauf gestillt werden konnte, entstehen mußte. Es ist also nicht zu verwundern, daß von der alten Religion nichts geblieben, als ihr äußerlicher Cultus (durch welchen der Haufe Gott mehr zu schmeicheln, als ihn anzubeten scheint), und daß der Glaube nichts anderes mehr ist, als Leichtgläubigkeit und Vorurtheile; aber welche Vorurtheile! Solche, die Menschen aus vernünftigen Wesen zu Thieren machen, da sie Jeden gänzlich verhindern, sich seines freien Urtheils zu bedienen, und Wahres vom Falschen zu unterscheiden; solche Vorurtheile, die absichtlich dazu ersonnen scheinen, das Licht der Erkenntniß ganz und gar auszulöschen. Die sogenannte Frömmigkeit, o, unsterblicher Gott! besteht in widersinnigen Geheimnissen, und Solche, welche die Vernunft geradezu verachten, und die Erkenntniß, als von Natur verderbt, verwerfen und von sich weisen, diese werden gar, gewiß mit höchstem Unrecht, dafür angesehen, im Besitze des göttlichen Lichtes zu sein. Und doch, wenn sie nur einen Funken des göttlichen Lichtes hätten, würden sie nicht so stolz ihrem Wahnsinn fröhnen, sondern Gott weiser verehren lernen, und, so wie jetzt durch Haß, sich vielmehr durch Liebe vor Andern auszeichnen; sie würden nicht mit so feindlicher Gesinnung die Andersdenkenden verfolgen, sondern eher (wenn sie wirklich für das Seelenheil derselben und nicht für ihr eigenes Glück besorgt wären) sie bemitleiden. — —

Von der Mystik und Philosophie des 16. und 17. Jahrhunderts wurden immer nur einzelne Geister ergriffen und von diesen andere einzelne Geister angezündet. Genossenschaftbildend trat erst die in die Praxis übersetzte Mystik, der Pietismus, auf.

c. **Der Pietismus** will — das ist sein innerstes Princip — den Menschen von der äußeren Autorität, von Kirchen- und Priesterherrschaft, von Dogmenstreiterei und von der Vergangenheit überhaupt befreien, um ihn auf sich selbst zu stellen.

Spener (geboren den 13. Januar 1635 zu Rappoltsweiler im Elsaß, gestorben mit den Worten: „Ach, wie danke ich Gott, daß ich nicht einen Menschen weiß, dem ich feind bin"), der Gründer des Pietismus, war ein Lutheraner, aber nicht mehr der verketzernde Lutheraner, sondern der Befreier von der starren, orthodoxen Fessel, von der Knechtschaft der kirchlichen Bekenntnißschriften. Er erhob den Glauben über den Verstand, das religiöse Leben über das Dogma, und klammerte sich fest an den Heiland an. Er starb dem Fleische, um dem Geiste zu dienen. „Wie das Fleisch sich selbst, seinen eigenen Nutzen, Ehre, Lust und Willen suchet, und alles sein Werk dahin richtet, so suchet hingegen der Geist nichts anderes, als Gott zu gefallen und zu gehorsamen; darinnen findet er allein seine Ruhe, und dadurch seine wahre Glückseligkeit." „Und wie das Fleisch nach dem Irdischen, nach den Dingen dieser Zeit und Welt strebet, denn darinnen

haben wir unsere Lust, Ehre und Nutzen; so strebet der Geist allein nach dem Geistlichen und Ewigen, was wir nämlich in Gott und bei Gott haben.“ Der Geist muß aber herrschen und darum die Vernunft sich unter den Gehorsam Christi gefangen nehmen lassen und der Wille sich dem Göttlichen in rechter Gelassenheit und Gehorsam übergeben, daß Geist und Herz in wahrer Buße Gott ein angenehm Opfer werde. „In Christo muß das Herz concentrirt werden, und im ganzen Fortgange dieß der Mittelpunkt bleiben, daß man die Vergebung im Blute Jesu habe, denn wenn dieß einer Seele von Gott selbst recht offenbaret wird, so ist's, als ob ihr der Himmel und das Paradies aufgeschlossen würde.“ „Ein Christ ist immer auf der Reise, da verlangt er es nicht so bequem; sein Ziel, sein Bürgerrecht ist im Himmel, dahin gehet sein Wirken, Leiden, Beten, Handeln und Wandeln.“ „Entweder ganz mein, spricht Christus, oder laß es gar sein.“ Lebet ein Mensch in rechtschaffener Gottseligkeit und dienet seinem Gott in herzlicher Andacht, und obwohl er damit nicht zum Schein prahlet, so schämet er sich doch auch nicht, bei Gelegenheit Proben davon sehen zu lassen; er macht mit der Welt nicht mit; er will keinen überflüssigen Trunk zu Gefallen thun, hält sich demüthig, wie er im Herzen ist, auch in Geberden und Kleidern, sucht seine Ehre und Nutzen nicht, hingegen prüfet und thuet er alles sorgfältig nach seinem Gewissen, will Niemand zu Gefallen etwas wider dasselbe thun, und was dergleichen Stücke eines aufrichtigen Christenthums mehr sind. Wo freilich einer dies thut, so wird er von den Weltkindern für einen Heiligenfresser, Betbruder, Phantasten gehalten, der sich nicht in die Welt schicke und alle Gesellschaft verderbe, wo es sei. Gott will allerdings eben keine Mönche und Nonnen im Himmel haben, aber rechtschaffene Jünger und Jüngerinnen Christi; willst du ein solcher oder eine solche nicht werden, so hast du kein Theil an Christo, du bildest dir auch ein, was du wollest. Willst du aber Christi Jünger sein, so mußt du dich auch selbst verläugnen und willig dein Kreuz auf dich nehmen; da ist kein Mittel und Ausflucht, denn Gott und der Welt, diesen widerwärtigen Herren, können wir nicht zugleich dienen. — Spener war ein wahrhaft religiöser Charakter. Seine collegia pietatis („Versammlungen der Frömmigkeit,“ von welchen die Theilnehmer den Spottnamen „Pietisten“ erhielten) waren eine gewaltige, in seine Zeit eingreifende That, denn sie stellten den Menschen, im Gegensatz zur Alles verwaschenden und verketzernden Orthodoxie, auf sich selbst: er bewegte damit die Wellen des Geistesstromes, der lange von seinem Einschlagen fortfluthete. Seine pia desidera (oder „herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der evangelischen Kirche“) sprachen sich dahin aus, daß erbaulicher gepredigt werde, und also auf Schulen und Hochschulen nicht blos auf die Kenntnisse, sondern auch auf den Lebenswandel und die gemüthlichen Gaben der künftigen Seelsorger gesehen werden solle, indem das Christenthum überhaupt mehr eine Sache des Lebens, als des Wissens und Glaubens sei; daß es nicht genug sei, den öffentlichen Gottesdienst aufrecht zu erhalten, sondern daß auch nebenbei noch unter des Predigers Leitung für Belebung der Frömmigkeit etwas gethan werden solle; daß jeder Einzelne sich als einen Priester be-

trachten solle, indem Jeder die Befugniß habe, Gottes Wort zu erforschen, Andere zu ermahnen, ihr Leben zu beaufsichtigen und für ihre Seligkeit zu sorgen. Spener war schöpferisch in seiner Zeit und die Anregung, die von ihm ausging, war bedeutend für die Entwicklung der protestantischen Kirche. — Aber er vermochte noch nicht gänzlich mit dem Lutherthum und den symbolischen Büchern zu brechen: er kokettirt mit beiden, obschon er sie im Innern nicht achtet. Consequent hätte er bekennen müssen, daß es keine allein seligmachende Dogmatik gibt. Dem entgegen band er das Subject und seine Seligkeit an die Anerkennung der dogmatischen Lehren und der historischen Thatsachen, die auf der Grundlage der Bibel den Glaubensinhalt der Orthodoxie ausmachten. Ihm muß sich das Individuum trotz der Vernunft und ihr entgegen unterwerfen; wo dies nicht geschieht, ist Unglaube und fehlt das wahrhaft religiöse Leben, und in den Kreisen der menschlichen Gesellschaft, wie in den geselligen Freuden, in der profanen Kunst und Wissenschaft, wo sich das religiöse Leben in der durch die Bibel und Kirchenlehre bestimmten Form nicht ausdrücken läßt, sieht man nur Sünde und Welt. Dem Individuum ist die Aufgabe gestellt, sich mit Gewalt den Glauben anzueignen. Verzweiflung ist deshalb das Wesen des Pietisten, bis der Durchbruch vor sich geht und der Hochmuth, der aus der Einwurzelung der Gnade erzeugt wird, seinen Thron aufschlägt. Die Liebe zum Heilande muß alle Weltliebe verschlingen: Tanz und Komödie, Zeitungslesen und Musik sind vor Gott ein Gräuel. — Weil sich jedoch die wahre Menschennatur nie vernichten läßt, mußte der Pietismus nothwendig zur Heuchelei, und seine Passivität zur Raffinerie, seine Schwelgerei zur sinnlichen Selbstsucht, sein Weisheitstrachten zur gemeinen Pfiffigkeit werden. Der Pietismus redet in Zerknirschung, Augenverdrehen, Kopfhängen, Jammern und Aechzen. Das war und ist das natürliche Ende von der Geistesrichtung, die das Dogma zwar als bloße Theorie nicht gelten lassen will, sondern seine Erhebung zur Praxis fordert, damit aber dasselbe nur um so mehr festhält und darum auch in ihrer geforderten Praxis nicht zur wahrhaft concreten Sittlichkeit, sondern nur zu der unfreien gelangt, die auf den Gegensatz des Göttlichen und Menschlichen hinausgeht. — Im Allgemeinen hat jedoch der Pietismus — und das ist seine welthistorische Bedeutung — durch sein Streben, den theologischen Wortkram zu verdrängen und christliche Gesinnung und Glaubensinnigkeit zu erwecken, einen kräftigen und nachhaltigen Anstoß zur Wiederbelebung einer sittlich ernsten, durch die Sorge für das geistige und leibliche Wohl der Menschen sich bewährenden Frömmigkeit, sowie zur Reform der protestantischen Theologie gegeben. Neben Spener hat hierfür besonders Hermann Francke († 1727) gewirkt, der Gründer des hallischen Waisenhauses, des „Siegesdenkmales des Gottvertrauens und der Menschenliebe," — und vorzüglich auch Gottfried Arnold (1666—1714), der beredte Anwalt der Ketzer gegen die Orthodoxie, indem er durch seine „unparteyische Kirchen- und Ketzerhistorie" zu beweisen suchte, daß die herrschende Kirche oft weniger vom wahren Geiste des Christenthums beseelt gewesen sei, als die verfolgten und unterdrückten Ketzer. — —

3. **Während dieser Entwicklung der Lehre im Protestantismus, hatte sich derselbe nach Außen weithin verbreitet, bestanden zugleich einen Kampf mit dem Katholizismus und mußte er, um immer mehr zu sich selbst zu kommen, durch innere Streitigkeiten und Sectenbildungen hindurchgehen.**

a) Die Verbreitung des Protestantismus, und der äußere Kampf des Protestantismus mit dem Katholizismus. Von der Universität zu Wittenberg war der Kampf gegen die mittelalterliche Hierarchie ausgegangen. In **Sachsen** wurde deshalb auch zuerst die neue Kirchenreform eingeführt. Zur ernestinischen Linie, welche Thüringen und die Kurwürde besaß, gehören die muthigen Streiter für die Reformation: — Friedrich der Weise 1486—1525, sein Bruder Johann der Beständige 1525—1532, und dessen Sohn Johann Friedrich 1532—1554; indeß der albertinischen Linie, Herzog Georg der Bärtige (1539) angehört, der eifrige Verfechter der katholischen Kirche, darauf sein Bruder, der evangelisch gesinnte Heinrich der Fromme (1541) folgte, dessen Sohn der kluge Moritz (1553) war, nach dessen Tode sodann sein Bruder August, von dem die königliche Linie in Sachsen abstammt, die Regierung übernahm. — In **Hessen** erhielt die Reformation gleichzeitig mit Sachsen an dem als Krieger und Staatsmann ausgezeichneten Landgrafen Philipp einen kräftigen Vertheidiger. (1563). **Albrecht von Brandenburg** (1527), der Großmeister des Deutschordens, trat der evangelischen Kirche bei. Ulrich von Würtemberg ließ sein Land durch Brenz reformiren. Friedrich II. von **der Pfalz** trat zur reformirten Kirche über. Bald auch mehrere kleinere Fürsten **Norddeutschlands. Liefland** wurde durch den Heermeister der Schwertritter, Conrad Kettler († 1561) ein lutherisches Herzogthum. — In **Schweden** änderte Gustav Wasa die Staatsverfassung und die Kirche (1527), indem er durch Olaus und Laurentius Petri (Peterson) die augsburg'sche Confession einführte. Von **Dänemark** aus wo Friedrich I. (1523—1533) und Christian III. (1536) eifrige Verbreiter des Protestantismus waren, ging das Evangelium nach **Norwegen** und **Island.** In **Polen** fanden Lutheraner, Reformirte und böhmische Brüder Eingang und Duldung: die Synode zu Sandomir (1570) gab ein von allen drei Parteien anerkanntes Glaubensbekenntniß; durch den Religionsfrieden von 1573 (Pax Dissidentium) erhielten Katholiken und Protestanten gleiche kirchliche Rechte. In **Ungarn** und **Siebenbürgen** mußte nach langen Kämpfen den Protestanten, unter denen die Deutschen meist dem lutherischen, die Magyaren und Slaven dem calvinischen Bekenntniß huldigten, Religionsfreiheit (1606 wiener Friede) gestattet werden. **Böhmen** war zur Zeit von Luther's Tode größtentheils protestantisch: Den Reactionen gegenüber wurde Kaiser Rudolph II. 1609 von den böhmischen Ständen der Majestätsbrief, eine Zusicherung vollkommener Religionsfreiheit für die Evangelischen, abgenöthigt. — Heinrich VIII. in **England**, der sich vom Papste losgesagt hatte, weil dieser seine Ehe mit Katharina von Aragonien nicht trennen wollte, machte sich zum Oberhaupt der englischen Kirche, um die Anhänger des Papstes und die Luthers gleich blutig zu verfolgen; unter Eduard VI. (1547—1553) wurde sodann von

Cranmer ꝛc. der englischen Kirche neben einem noch halb katholischen Gottesdienste und einer katholisirenden staatskirchlichen Episkopalverfassung in 42 (später 39) Artikeln ein gemäßigt calvinisches Bekenntniß gegeben; Maria, die Schwester Eduards und Gemahlin des spanischen Philipp II. verfolgte darauf das Evangelium blutig; unter Elisabeth endlich (1558—1603) wurde die englische Reformation und das englische Kirchenwesen definitiv begründet: die 39 Artikel stellten die Lehre, das common prayerbook den Cultus, der Suprematseid die königliche Obergewalt über die Kirche im Sinne eines streng staatskirchlichen Protestantismus fest, indeß die bischöfliche (Episkopal-) Verfassung und die hierarchische Rangordnung des Klerus, das Dogma von der apostolischen Bischofsfolge ꝛc. aus der katholischen Kirche beibehalten wurden. Als Jacob I. und Karl I. den Katholizismus von Neuem begünstigten und letzterer damit eine absolutistische Regierung verband, mußte er es 1649 mit dem Tode büßen, worauf Oliver Cromwell die Kirche mit puritanischem Rigorismus auf demokratischem Fuße einrichtete, und als Carl II. nochmals geheim und offen den Katholizismus begünstigte, kostete es ihn die Krone, worauf mit der Thronbesteigung Wilhelms III. von Oranien der Sieg der constitutionellen Freiheit und des Protestantismus in England entschieden war. In **Irland** wurden zwar von England aus Bischöfe angestellt; aber das Volk blieb dem katholischen Glauben treu. In **Schottland** kämpfte das Volk lange Zeit mit dem Hofe und der Geistlichkeit um die Gewissensfreiheit: unter Maria Stuart wurden Scheiterhaufen und Kerker gegen die Anhänger der neuen Lehre auf- und eingerichtet, aber John Knox, gefühllos gegen die Leiden und Freuden des irdischen Daseins, voll finsteren glühenden Eifers und eiserner Unbeugsamkeit, wurde der beredte und kräftige Vertreter der reformirten Partei; ein Parlamentsbeschluß von 1560 gab dem Volke sodann die Reformation nach calvinischer Weise, und 1592 wurde die Presbyterialverfassung allgemein eingeführt. — In **die Niederlande** drang die lutherische Lehre schon früh; Karl's V. strenge Gesetze und Inquisitionsbefehle zur Ausrottung derselben waren ohne sonderlichen Erfolg; als jedoch Philipp II. mit der religiösen auch die politische Freiheit des Volkes unterdrücken und die dadurch entstandenen Bewegungen der furchtbare Alba 1567 züchtigen wollte und sollte, erhob sich das Land und schlossen die überwiegend protestantischen nördlichen Provinzen den 23. Januar 1579 die utrechter Union, durch welche allgemeine Religionsfreiheit sanctionirt und Philipp II. abgesetzt wurde: die Kirche wurde nach Calvin geordnet, und Holland ward mehr als ein Jahrhundert hindurch die Zufluchtsstätte protestantischer Freiheit, nachdem 1609 Spanien einen zwölfjährigen Waffenstillstand zugestanden, und im westphälischen Frieden die Unabhängigkeit der Niederlande anerkannt war. — Größere Opposition trat gegen den Protestantismus in den romanischen Ländern auf. Doch fand Luthers Lehre auch in **Frankreich** bald Anhänger, obschon Franz I., der aus Politik nach Außen hin den Protestantismus unterstützte, denselben aus gleichem Grunde im Innern blutig verfolgte. Unter Heinrich II. (1547) breitete sich der Calvinismus von Genf aus so rasch aus,

daß die „Hugenotten“ 1559 auf einer Synode zu Paris ein eigenes Glaubensbekenntniß aufstellen konnten. Das königliche Haus von Navarra schloß sich ihnen an, der Friede von St. Germain (1570) gewährte ihnen Gewissensfreiheit und gleiche politische Rechte. Katharina von Medicis († 1588) jedoch mit ihrer Partei, an deren Spitze die Herzöge von Guise standen, indeß die Fahne der Protestanten der König von Navarra, der Prinz von Condé und der Admiral Coligny trugen, hatte den Untergang der letzteren beschlossen: die bei der Vermählung des protestantischen Heinrich von Navarra mit der Schwester König Heinrichs veranstaltete pariser Bluthochzeit (24. August 1572), welche der Papst Gregor XIII. mit Festlichkeiten und Denkmünzen feierte, sollte die Ketzer ausrotten. Durch das Edict von Nantes (1598) gab jedoch der vom Protestantismus zur katholischen Kirche (weil Frankreich einer Messe werth) übergetretene Heinrich IV. seinen ehemaligen Glaubensgenossen Glaubensfreiheit und gleiche Rechte mit den Katholiken. Der Cardinal Richelieu nahm ihnen zwar die bürgerlichen Rechte wieder, aber die kirchlichen wurden ihnen durch das Edict von Nismes (1629) gewahrt, bis Ludwig XIV. die Protestanten nöthigenfalls durch Dragoner (1681) bekehren wollte (worauf 50,000 der betriebsamsten Bürger nach Holland und Preußen auswanderten) und 1685 das Edict von Nantes aufhob. — In **Italien** fand der Protestantismus durch deutsche und schweizerische Schriften und Kriegsvölker besonders unter den Gebildeten Eingang, indeß die Masse des Volkes durch die Uebereinstimmung des Katholizismus mit dem Nationalcharacter, durch das gleiche italienische und päpstliche Interesse und durch den Mangel an sittlichem Ernst und an Gemüthstiefe dem hergebrachten Katholizismus zugethan blieb. Die Reformation schlug in Italien keine tiefen Wurzeln. Paul IV. (Caraffa 1555—1559) und Pius V. (1556—1572) konnten deshalb mit ihrer blutigen Strenge den italienischen Protestantismus bis auf wenige Spuren vertilgen, worauf Paul IV., um für die Zukunft dem Einschleichen desselben vorzubeugen, den Index der verbotenen Bücher entwarf. — In **Spanien** wurden durch die Inquisition (actus fidei — auto da fé) die Keime des Protestantismus, die unter Karl V. von Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und Italien in das Land gebracht waren, unter Philipp II. ausgerottet. —

Seinen Hauptheerd hatte der Protestantismus bei den Germanen und besonders in **Deutschland**. Darum mußte auch hier vom Katholizismus der Hauptschlag gegen denselben vorgenommen werden. Nach längerer Spannung zwischen den protestantischen Fürsten in Deutschland und dem deutschen Kaiser als Repräsentanten des Katholizismus sprach letzterer über den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen 1546 die Reichsacht aus: es kam zum Kampfe, in dem jedoch selbst nach der Niederlage der Protestanten der Kaiser nur das Interim (1548) erließ, — ein Decret, wie es „einstweilen“ gehalten werden sollte, und demgemäß den Protestanten unter Belassung der Priesterehe, des Abendmahls und der Kirchengüter eine der katholischen näherkommende Lehr- und Kirchenordnung vorgeschrieben wurde, worauf der passauer

Vertrag (1552) den Protestanten Glaubensfreiheit und gleiche Berechtigung mit den Katholiken gewährte und der augsburger Religionsfriede (1555) diesen Vertrag bestätigte: den Landesherrn steht die Wahl der Confession frei, die Unterthanen sind von der des Landesherrn abhängig; doch sollen (der sogenannte geistliche Vorbehalt) geistliche Fürsten durch einen Confessionswechsel ihre Pfründen verlieren, und katholische Landesherren solchen Unterthanen, die seit Jahren dem Protestantismus zugethan sind, ihren Glauben nicht aufdringen. Die Verhältnisse der Evangelischen schienen sich fortan günstig zu gestalten, da Ferdinand I. (1558—1564) und besonders Maximilian II. (1564 bis 1576) ihnen selbst in den eigenen Erblanden Freiheit gewährten. Rudolph II. jedoch und Matthias wurden durch Rechtsverletzungen den Protestanten gefährlich, die deshalb 1608 eine Union schlossen, der sich eine katholische Liga gegenüberstellte. Endlich kam der Kampf zwischen beiden Parteien, der dreißigjährige Krieg (1618 bis 1648) zum Ausbruch, der um so leidenschaftlicher geführt wurde, weil religiöse und politische Interessen sich mischten. Der Protestantismus schien verloren zu sein, als 1629 das Restitutionsedict Wiederherstellung aller seit 1555 von Protestanten eingezogenen geistlichen Güter verordnete, die Calvinisten vom Religionsfrieden ausschloß und den katholischen Landesherrn gewaltsame Unterdrückung des Protestantismus erlaubte. Als jedoch der heldenmüthige König von Schweden, Gustav Adolph, für die Sache des Protestantismus eingetreten und gefallen, und als nach seinem Tode noch 16 Jahre unter wechselndem Kriegsglück das unglückliche Deutschland verheert, und Katholiken wie Protestanten gleichsehr ermattet waren, wurde durch den westphälischen Frieden, den 14. October 1648, das Verhältniß der Katholiken und Protestanten in Deutschland bleibend festgesetzt: „Ueber die Kirchengüter entscheidet der Besitzstand vom 1. Januar 1624. Auch wo in diesem Normaljahre freie Religionsübung war, soll sie bleiben; wo sie nicht war, Hausgottesdienst gestattet sein. Die Reformirten sind den Katholiken gegenüber augsburg'sche Religionsverwandte. Ein Fürst, der von der einen protestantischen Partei zur andern übergeht, mag den neuen Glaubensgenossen Religionsfreiheit geben, soll aber die bestehende Kirche unverletzt lassen." „Die evangelischen Stände sollen nicht blos ungestört bleiben für Religion, Glauben, Kirchengebräuche, Ordnungen und Ceremonien, die sie aufgerichtet, sondern auch für die, welche sie nachmals aufrichten werden." Auf die Frage des Kaisers: Ob sie nichts weiter zu neuern wüßten und vorhätten? gaben sie die ächt protestantische Antwort: Für jetzt weiter nichts. —

b) Die inneren Streitigkeiten in der protestantischen Kirche. Während die religiöse Reformation ihren Lauf durch Europa nahm, hatte sie in den eroberten Ländern und besonders in Deutschland mit ungeschlichteten Gegensätzen zu kämpfen, die deshalb und dadurch in extremer Einseitigkeit hervortreten konnten, weil das protestantische Princip im 16. und 17. Jahrhundert nur erst unvollkommen durchgeführt wurde. Es war an die Stelle der äußeren Werke der Glaube gestellt; aber es wurde die religiöse

Innerlichkeit dieses rechtfertigenden Glaubens wieder mit dem Glauben an bestimmte Dogmen vermengt. Es war an der Stelle des Gewissenszwangs die freie Ueberzeugung aus dem Worte Gottes gefordert; aber es wurde dieses Wort Gottes wiederum mit dem geschriebenen Wort, mit der Bibel, unmittelbar identificirt. Es war an der Stelle einer allein seligmachenden äußeren Kirche die unsichtbare Gemeinschaft der Gläubigen proclamirt; aber es wurde diese unsichtbare Kirche doch wieder durch die äußeren Merkmale der reinen Lehre und rechtverwalteten Sakramente zu einer sichtbaren gemacht. Der Protestantismus des 16. und 17. Jahrhunderts war aus katholischen und rein evangelischen Elementen gemischt: darum auch vermengte man die seligmachende Gesinnung von Neuem mit der dogmatischen Rechtgläubigkeit, und verband sich mit dem Eifer zur Erforschung der Glaubenswahrheit der Geist theologischer Ausschließlichkeit und Verfolgungssucht.

So unter den lutherischen Theologen selbst, die schon zu Luther's Zeiten in zwei Richtungen auseinandergingen, indem die eine, mild und versöhnlich, in Melanchthon und der Universität Wittenberg ihren Mittelpunkt hatte, die andere, welche die lutherische Lehre scharf begränzte, durch Amsdorf und Flacius vertreten, ihre Hauptfeste in der Universität Jena erhielt. — 1. Sogleich nach Luthers Tode erhob sich über das Interim (1548) und die von Melanchthon erlaubte Nachgiebigkeit in Ceremonien und anderen Dingen, die keine wesentliche Bedeutung für den Glauben haben (*ἀδιάφορα*), wogegen die Lutheraner auf den engen Zusammenhang zwischen Lehre, Cultus und Verfassung hinwiesen, — der adiaphoristische Streit: er verlor seine Bedeutung, als durch den augsburger Religionsfrieden das selbstständige Bestehen der evangelischen Kirche gesichert war. — 2) Osiander, Professor in Königsberg, erklärte im Gegensatz zu den Lutheranern, welche die Rechtfertigung als Gerechterklärung faßten, dieselbe für Gerechtmachung: der osiandrische Streit endigte 1556 mit Unterdrückung der osiandrischen Partei. — 3) 1552 behauptete Professor Major zu Wittenberg, daß die guten Werke zur Seligkeit nothwendig; Amsdorf zu Jena stellte hingegen die Behauptung auf, daß die guten Werke der Seligkeit schädlich seien: majoristischer Streit. — 4) Fast zu derselben Zeit entspann sich der synergistische Streit, indem von den Ultralutheranern in Jena — Flacius an der Spitze — Melanchthons Lehre über die Erbsünde verdammt und eine förmliche Glaubensinquisition im Herzogthum Sachsen eingeführt wurde, bis Flacius durch seine Behauptung, die Erbsünde sei die Substanz des Menschen, selbst in den Bann der Orthodoxie fiel. — 5) Der Krypto-Calvinismus: Melanchthon, der 1540 in der confessio variata den Artikel vom Abendmahl so abgefaßt hatte, daß derselbe den Anhängern Calvin's weniger anstößig war, und der später die Lehre von der Allgegenwart (ubiquitas) der verklärten Leiblichkeit Christi, welche Luther durch die Lehre von der communicatio idiomatum begründet hatte, fallen ließ, wurde mit seinen Anhängern (Peucer, Nicolaus

Krell ꝛc.) darob des Kryptocalvinismus angeklagt. Der Streit endigte in Bremen und in der Kurpfalz mit dem Obsiegen des Calvinismus, in Sachsen mit dem Unterliegen desselben. — 6) Der synkretistische Streit wurde im 17. Jahrhundert durch den lutherischen Professor Georg Calixt in Helmstädt († 1656) veranlaßt, einen milden und klaren, reichgebildeten, hochgelehrten Geist, dem mehr am Christenthum als an der Confession lag, der von dem Gedanken ausging, daß nur die Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses die wesentlichen und unerläßlichen Grundzüge des christlichen Glaubens ausmachten, der den Hauptnachdruck auf die practischen Früchte der Frömmigkeit, nicht auf den Dogmenglauben legte und der darum sein Leben daran setzte, um die streitenden Bekenntnisse in der Christenheit zu vereinigen oder wenigstens zu gegenseitiger Duldung zu vermögen. Er ward mit seiner Friedenstheologie (die man Synkretismus nannte) des heimlichen Papismus beschuldigt, und Calov zog noch 1682 mit zelotischem Eifer gegen allen Kryptopapismus los.

Die reformirte Kirche wurde weit weniger von tief gehenden Streitfragen berührt, als die lutherische. 1) Der bedeutendste Streit in ihr war der arminianische. Arminius, Professor der Theologie in Leyden, trat der Lehre von der absoluten Prädestination entgegen und überreichte mit seinen Anhängern 1610 den Generalstaaten von Holland und Westfriesland eine Rechtfertigung seines Glaubens unter dem Titel: „Remonstrantia, libellus supplex exhibitus Hollandiae et Westfrisiae ordinibus,“ woher er mit den Seinen den Namen „Remonstranten“ erhielt. Ihm gegenüber trat sein College Franz Gomarus als Vertheidiger der calvinischen Lehre auf: seine Anhänger hießen „Gomaristen.“ Die Synode zu Dortrecht (1618—19) schloß die Remonstranten aus der Kirchengemeinschaft aus: Oldenbarnefeld und Hugo Grotius wurden verhaftet; durch ein parteiisches Gericht wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Versuche zur Trennung der vereinigten Staaten Oldenbarnefeld der Hand des Scharfrichters überliefert; Hugo Grotius, der Geschichtsschreiber der niederländischen Freiheitskämpfe, der Begründer des Staats- und Völkerrechts nach den Grundsätzen der Alten, zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt, aus der ihn nach zweijähriger Gefängnißhaft die List und Treue seiner Gemahlin mittelst einer Bücherkiste erlöste. Indessen verwarf die Synode auch die streng calvinische Vorstellung der Gomaristen, daß selbst der Fall des Menschen nach göttlicher Prädestination erfolgt sei (Supralapsarier) und setzte die Lehre fest, daß Gott den vorausgesehenen Fall der ersten Menschen nur zugelassen und die Erwählung Einiger an den im Leben sich bewährenden Glauben an Christus, der das Werk der göttlichen Gnade sei, geknüpft, dagegen die Uebrigen dem Verderben überlassen habe, weil er ihre Verhärtung gegen die Gnade vorhergesehen (Infralapsarier). — 2) Die Latitudinarier (Joh. Hales 1642, Chillingworth, Cudworth ꝛc.) machten den freieren Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen geltend, hielten die Unterscheidungslehren nicht streng aus einander, wollten die Glaubensfreiheit durch die Symbole nicht beschränkt wissen, legten den Hauptton nicht

auf die positiven Dogmen, führten die wesentlichen Glaubenslehren auf eine möglichst geringe Zahl zurück und beurtheilten die abweichenden Glaubensansichten der verschiedenen Parteien mit Milde. —

c. Die Secten in der protestantischen Kirche. Dem fanatischen, abstracten Dogmenglauben des protestantischen Orthodoxismus gegenüber, wurde von einzelnen Kreisen die sittliche Tendenz und das christliche Leben betont, und von diesem Princip aus eine eigene kirchliche Gemeinschaft gebildet.

1) **Die Wiedertäufer,** die durch ihr erstes wildes Treiben 1535 sich selbst den Untergang bereiteten, wurden in ihren Ueberbleibseln durch Menno Simons († 1561) gesammelt: sie stifteten kleine Gemeinden in Holland und im nördlichen Deutschland („Mennoniten"), welche die Kindertaufe verwerfen, weil sie sowohl nicht schriftgemäß als auch unnütz und zweckwidrig sei, — obrigkeitliche Aemter ablehnen, da ihnen die Obrigkeit nicht als ein christlicher Stand gilt, — Kriegsdienst und Eidschwur abweisen, da des Christen Rede Ja und Nein sein solle, wie Christus selbst vorschreibe, — im Uebrigen aber der reformirten Kirche sich anschließen.

2) In England trennten sich die strengeren Calvinisten von der Episcopalkirche, indem sie Aergerniß an der Abhängigkeit der Kirche vom Staate, an der hohen Stellung und an den Privilegien der Bischöfe, an dem katholizirenden Cultus und Kirchenwesen nahmen. Die so nach einer von den Schlacken des Papstthums „gereinigten" Kirche strebenden und nach diesem Streben genannten **Puritaner** errichteten eine Presbyterial- und Synodalverfassung, einen einfachen Gottesdienst ohne Herbeiziehung von Kunst und Poesie, und eine Kirchenzucht, der jede irdische Freude Sünde war: eifrige Republikaner, denen Königthum und Katholizismus zusammenfielen, — mit ihrem Lieblingsdichter, dem großen Kämpfer für Wahrheit und Freiheit: Milton, und sein ernstes und gedankenschweres, aber zugleich gefühl- und phantasiedurchglühtes „verlorenes Paradies." Aus den Puritanern heraus schied sich eine radicale Partei, — **die Independenten,** welche die bindende Kraft der Synoden verwarfen, jede Gemeinde als selbstständige Kirche ansahen und jedem Einzelnen das Recht zugestanden, Gott nach der Vorschrift seines Gewissens zu verehren.

3) Gegen die äußerliche und politische Richtung der herrschenden englischen Kirche ging auch als Gegensatz das Quäkerthum hervor. Der Gründer **der Quäker,** Georg Fox († 1691), ein Schuster, verwarf alles äußere Kirchenthum, und wollte die Gemeinde nur durch das innere Licht des Geistes geleitet wissen. Da seine Anhänger wegen der Weigerung, Kriegsdienste zu leisten und den Zehnten zu zahlen, hart bedrängt wurden, gab ihnen William Penn († 1728) in Nordamerika eine neue Heimath, wo sie 1682 unter englischer Hoheit den Staat Pennsylvanien mit der Hauptstadt Philadelphia gründeten. Ihre Grundsätze sind folgende: Princip aller Frömmigkeit ist das innere Wort oder göttliche Licht, welches in unmittelbarer göttlicher Offenbarung den Menschen zur Wahrheit, Tugend und Seligkeit

führt, — kraft ebendesselben Geistes, von welchem auch die heilige Schrift eingegeben ist. Nach dieser letzteren, die indessen nur Anzeige der Quelle, nicht diese selbst ist, müssen auch alle unmittelbaren Offenbarungen geprüft werden, deren der Mensch theilhaftig wird, sei er nun Mann oder Weib; denn auch Weibern, die sich vom heiligen Geist berufen und getrieben fühlen, ist es vergönnt, lehrend oder betend in den Versammlungen aufzutreten. — Die Wassertaufe verwerfen die Quäker und begnügen sich mit der Taufe des heiligen Geistes (z. Wiedergeburt); ebenso ist ihnen das Abendmahl lediglich eine innere, geistige Handlung und Genießung des Leibes und Blutes Christi. Als äußere Zeichen sind die Sakramente nur Schatten besserer Gaben und hören bei Denen auf, die das Wesen erlangt haben. In Bezug auf die Lehre von Gott halten sie sich an Dasjenige, was sich in der heiligen Schrift von Vater, Sohn und Geist ausgesagt findet. In der Moral verwerfen sie den Eidschwur, die Uebernahme von obrigkeitlichen Aemtern, den Kriegsdienst. Bei ihren Zusammenkünften wird nicht gesungen, sondern in stillem Gebet Dessen oder Derer geharrt, welche vom Geiste ergriffen werden und vor der Versammlung aufzutreten sich getrieben fühlen. In Leben und Sitte halten sie asketische Grundsätze fest.

4) Letztere Tendenz ist besonders vorwaltend bei den reformirten Pietisten, den **Methodisten,** deren Stifter John Wesley (1703—1791) war. Sie erhielten ihren Namen, weil sie die Erweckung und Bekehrung „methodisch" betrieben. Neben Wesley wurde Whitefield († 1770) der Träger des Methodismus, indem er durch feurige Bußpredigten die verstockten Herzen zur Wiedergeburt zu führen strebte. Die Methodisten wollten in der Episkopalkirche nur der Sauerteig gegen Erstarrung sein. Erst nach vielfachen Verfolgungen von der anglikanischen Geistlichkeit gründeten sie einen eigenen Kirchenverband mit strenger Kirchenzucht unter Synoden nnd Superintendenten. Ihre Grundlehren sind: Die Verderbniß des natürlichen Menschen, die Erlösung durch Christi Tod und die Buße und Wiedergeburt.

5) **Die Herrenhuter-Brüdergemeinde** wurde von Zinzendorf (1700—1760) aus böhmischen und mährischen Brüdern gestiftet, als sich diese, vor Oesterreichs Religionsverfolgungen flüchtend, auf seinen Gütern in der Lausitz niedergelassen und das Dorf Herrenhut gegründet hatten. Das Ziel von Zinzendorf war, apostolische Zucht und Ordnung in der protestantischen Kirche aufzurichten und eine brüderliche Vereinigung der Herzen zur Liebe und Frömmigkeit zu bilden. Im Mittelpunkt der religiösen Vorstellung der Herrenhuter steht deshalb die Lehre von der Erlösung und Versöhnung durch den blutigen Tod des Gottmenschen, als des Lammes Gottes, das die Sünden der Welt trägt und in seinem Blut und seinen Wunden die Vergebung der Sünden gibt. Auch Diejenigen, zu denen die Kunde des Evangeliums nicht gelangt, können von der Seligkeit nicht ausgeschlossen sein; wie sich ihrer jedoch Christus annimmt, ist nicht genau zu bestimmen. Auch der Heide kann des Gesetzes Werke thun, womit er freilich noch keine neue Creatur ist, was nur der Glaube an Christus zu Wege bringt. Wenn er uns erleuchtet hat, und uns zur Weisheit geworden

ist, wird uns Christus auch zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung, indem er uns von allen Uebeln frei macht und aus Gnade zu sich in den Himmel nimmt. Selbst nach seiner Bekehrung hat der Mensch die Rechtfertigung noch immer nöthig, denn er wird durch die Bekehrung nicht frei von der Herrschaft der Sünde; aber durch die Liebe wird er Gottes innig froh und bekommt Lust an seinen Geboten. Alles Dieses geschieht um des Blutes Christi willen. Die Kindertaufe ist nicht nöthig, obwohl nützlich; der seine Sünden erkennende, bereuende und von Herzen an ihre Vergebung glaubende Mensch wird durch die Taufe des neuen Gnadenbundes theilhaftig. Das Abendmahl ist nur zum Gedächtniß Christi eingesetzt. — Der rechte Gottesdienst ist, wenn Jeder in seinem Beruf und Stande, was er thut, im Namen Jesu thut. — Besonders characteristisch ist in der Brüdergemeinde strenge Kirchenzucht und eine eigenthümliche kirchlichpolitische Verfassung, indem die ganze Gemeinde von der durch die Generalsynode ernannten und alle 4—10 Jahre ergänzten Aeltesten-Conferenz verwaltet wird und Aelteste, Bischöfe und Diakonen die Vorsteher der Gemeinde bilden. Dem Glaubensbekenntniß nach schließt sie sich an die augsburger Confession an, pressirt jedoch nicht einen besonderen Lehrbegriff, weshalb Zinzendorf auch, um den verschiedenen protestantischen Confessionen den Eintritt zu erleichtern, drei Arten (Tropen) des Lehrbegriffs, einen mährischen, lutherischen und reformirten, annimmt: das Wesen der Brüderunität soll nicht im Lehrbegriff, es soll in der traulichsten Liebe zum Heilande bestehen. — Dadurch mußte natürlich das Leben der Herrenhuter zur Gemüthsseligkeit ausarten: in Rede, Lied, That wird mit den Wundern des Lammes, welches der Welt Sünde trägt, wird mit sinnlichen Bildern und Gleichnissen getändelt.

6) Emanuel von Swedenborg (1688—1777), der sich höherer Inspiration rühmte, und die Sinnenwelt mit dem Uebersinnlichen in Correspondenz setzte, glaubte sich, zur Rettung aus dem Verfall des Christenthums seit der Synode zu Nicäa berufen, **die Kirche des neuen Jerusalems** zu gründen, als das dritte Testament und die geistige Wiederkunft Christi. Das Eigenthümliche seiner Theologie besteht in folgenden Gedanken: Die heilige Schrift d. h. das eigentliche Wort Gottes und Christi in derselben, hat neben seinem buchstäblichen Sinne zugleich einen innern, unendlichen Sinn, der sich nur den Erleuchteten kundgibt. Die apostolischen Schriften geben einen erläuternden Commentar dazu, und mit diesem stehen Swedenborg's Aussprüche und Schriften auf gleicher Stufe, als Ausdruck des tieferen Sinnes der Schrift, der sich ihm beim Lesen des Wortes Gottes aufschloß. Die kirchliche Trinitätslehre ist in sich widersprechend; aber es ist eine dreifache Offenbarung des Einigen Gottes, der vom Himmel herabstieg und menschliche Gestalt annahm, um die Mächte der Hölle von den Menschen zu entfernen und alle Dinge in der geistigen Welt und der Kirche wieder herzustellen: eine Erlösung ohne blutigen Opfertod und selbstvertretende Genugthuung. Es gibt keine Engel nach der Schrift, als Wesen höherer Art, sondern Menschengeister auf einer höhern Stufe des Daseins, folglich auch keine abgefallene Engel und keinen Teufel. Das Böse

entspringt aus dem Mißbrauche des freien Willens; es gibt keine Erbsünde, aber ein Erbübel: der Hang zur Sünde in dem noch nicht Wiedergebornen. Die allgemeine Auferstehung ist unmittelbar nach dem Tode Jesu in der geistigen Welt erfolgt, — die (geistige) Wiederkunft Christi seit dem Anfang der Kirche des neuen Jerusalems. Ihr, als der letzten christlichen Kirche, ging die protestantische, römische und griechische ebenso voraus, wie der christlichen die jüdische, die afrikanisch asiatische und die vorsündfluthliche. — In Deutschland war der Swedenborgianismus besonders durch den würtemberger Prälaten F. Chr. Oetinger (1702—1782) vertreten. Seine Anschauung ist eine biblische Philosophie. Die Schrift — sagt er — als das Lagerbuch der Welt, nach dessen Urkunden das Gericht an dem großen Tage wird gehalten werden, ist in Worte gestellt aus dem unendlichen, Alles übersehenden Gesicht und Licht Gottes. Alle Umstände der vergangenen und künftig noch ablaufenden Zeiten sind da abgezeichnet nach der höchsten und allerweisesten Charakteristik oder Sprach- und Zeichenwissenschaft. Darum hat sie den weitesten und unumschränktesten und zugleich den engsten und beschränktesten Verstand. Die Schrift spiegelt die ganze Weltentwicklung in sich ab; sie ist das Regelmaß aller menschlichen Gedanken, Worte und Schreibart. Die biblischen Begriffe verhalten sich zu dem philosophischen, wie ein wohlgestalteter massiver Körper zu einem Schatten, wie eine Kugel zu Silhouetten oder Scheiben, wie das Organische zum Mechanischen, das Qualitative zum blos Quantitativen. —

2. Die Lehre des Katholizismus im 16. und 17. Jahrhundert.

Auf dem Tridentinum hatte die katholische Kirche bewiesen, daß sie nicht mehr productionsfähig war. Wohl aber hatte sie dort zugleich gezeigt, daß sie gewillt war, Alles an die Vernichtung des Protestantismus zu setzen: ihr letztes Wort auf dem Concil war ein Fluch gegen die Ketzer! — Das eigentliche Vernichtungsorgan für die protestantische Kirche wurde dem Katholizismus jedoch erst durch die von Ignatius von Loyola (1491—1556) gegründete **„Gesellschaft Jesu"** geschaffen: einen der römischen Kurie unbedingt dienstbaren Orden, der sich unter Begünstigung der katholischen Welt und ihrer Oberen nach wenigen Jahrzehnten über ganz Europa bis in's ferne Asien verbreitete, der sich zur Aufgabe gestellt, die Macht der freien Persönlichkeit, dieselbe Macht, welche die Herrschaft der katholischen Kirche erschüttert hatte, in seinen Dienst zu ziehen, aber sie zugleich durch den inneren Bann eines psychologischen Zwanges zu unterjochen, der den Protestantismus mit dessen eigenen Waffen zu überwinden, die neue Zeit durch sich selbst in's Mittelalter zurückzuführen strebte, und der durch sein Ziel der Störer des confessionellen Friedens, durch seine Lehrmethode der Feind der Geistesfreiheit, durch seine Moral der Vernichter von Treue und Glauben wurde.

Der Jesuitismus ist der allein ächte, consequente Katholizismus nach der Reformation. Vor der Reformation ging der Katholizismus nackt; nach der Reformation strebt er seine Blöße zu bedecken. Der mit einer Schürze bedeckte und doch entblößte Katho-

lizismus ist der Jesuitismus. Er ist die nackte Gewissenlosigkeit. Er ist die Vernichtung des Selbstgefühls auf Kosten des erstarrten Ehrfurchtsgefühls. Er ist die Aufhebung aller individuellen Denk-, Glaubens- und Thatenfreiheit und die Unterwerfung der Einzelpersönlichkeit unter die absolute Autorität. Pius IX. hat 1854 das wahre Wesen des Katholizismus ausgesprochen wenn er sagt: „Die absurden und irrthümlichen Lehren oder vielmehr Rasereien von Gewissensfreiheit sind ein Irrthum, eine Pest, mehr zu fürchten, als jede andere.“ Keine gute Regierung — sagt der Pilot zu Boston — kann ohne Religion bestehen, und zur Religion gehört Inquisition, deren weisliche Bestimmung die Förderung und der Schutz des wahren Glaubens ist. — Darum ist auch das Ziel der katholischen Volksschule die Verdummung des Volkes und dann Ueberwachung seines ihm angelernten Glaubens durch die Inquisition.

Don Inigo de Loyola stiftete mit 6 Freunden: Lefevre, Xaviero, Jakob Lainez, Alfonso Salmeron, Nicolas Bobadilla und Simon Rodriguez, seine „Gesellschaft Jesu,“ deren Grundsätze waren: „Wer in unserer Gesellschaft, welche wir durch den Namen Jesu zu verherrlichen wünschen, Gottes Diener sein, und unter der Fahne des Kreuzes und ihm, dem Herrn und dem römischen Papste, seinem Stellvertreter auf Erden, dienen will, nach abgelegtem feierlichen Keuschheitsgelübde, der soll sich zu Gemüthe nehmen, daß er einer Gesellschaft angehört, welche zu dem Zwecke vornehmlich gestiftet ist, um zur Förderung der Seelen im christlichen Leben und in der christlichen Lehre, zur Ausbreitung des Glaubens durch öffentliche Predigten und Verwaltung des Wortes Gottes, durch geistliche Uebungen und Liebeswerke und namentlich durch Unterweisung der Kinder und der Ungelehrten im Christenthume, sowie durch Abhörung der Beichten, welche die Gläubigen Christi ablegen wollen, vornehmlich geistlichen Trost zu spenden; er soll beflissen sein, vor Allem Gott, sodann das Wesen dieser seiner Stiftung, welche einer der Wege zu ihm ist, stets vor Augen zu haben und diesem ihm von Gott vorgesteckten Ziele aus allen Kräften nachzustreben: Jeder aber nach der Gnade, die ihm vom heiligen Geiste zu Theil worden und nach dem Maße seiner Berufung, auf daß nicht zwar geeifert werde, aber mit Unverstand geeifert.“ Ausschließt von der Gesellschaft: 1) Stumpf- und Blödsinn, oder Anlage dazu. 2) Offenkundige Ketzerei oder Bekenntniß schismatischer Meinungen, Mord und schwere, imfamirende Verbrechen. 3) Bereits stattgehabte Aufnahme in einen andern Mönchsorden. 4) Leibeigenschaft. 5) Ehelicher Stand. Widerspruch von Verwandten und Aeltern ist kein Hinderniß, Kinder und Jünglinge aufzunehmen. Der Angemeldete wird erst einige Wochen genau beobachtet und Schwächlinge an Leibe und Geist werden zurückgewiesen. Nach der Aufnahme erfolgt eine neue Prüfung des Willens, der Anlagen und der Charakterfestigkeit des Aufgenommenen, und er kann auch jetzt noch, obschon er das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams abgelegt hat, verwiesen werden, wenn er nicht für tüchtig befunden wird. Hat er aber die Probe bestanden, so muß er alle Kräfte und Handlungen zur Ehre Gottes verwenden und dann als Grundsätze und Vorschriften vor Augen haben: 1) Ein reines und von Liebe zu

Gott stets brennendes Herz sich zu bewahren, nichts zu lieben noch zu begehren, als Gott, stets mit ihm zu verkehren und zu reden, mit dem Nächsten aber einzig und allein um Gottes willen, nicht zur Erheiterung und Kurzweil. 2) Gespräche zu pflegen nur wann und nur so lange, als es unumgänglich nöthig oder doch zu eigener oder fremder Wohlfahrt nütze sei, mit strenger Vermeidung alles Dessen, was zum Heile und zur Förderung der Seelen nichts beitragen kann, wie Neuigkeitskrämereien und müßiges Geschwätz; immer lieber Gespräche zu führen, bei denen man sich selbst demüthigt und den Eigenwillen bricht, als solche, bei denen die Lachlust gekitzelt und etwa eines Anderen guter Name zerpflückt wird. 3) Nie mit der Rednergabe, die man besitzt, oder mit dem geschmackvollen Stile, den man schreibt, zu prahlen, noch dem Rufe eines wohlredenden und gescheidten Mannes nachzujagen; keinerlei Gleißnerei zu treiben und nichts zu dichten und zu thun, womit man nicht vor dem Auge Gottes und aller Menschen zu bestehen sich getrauen würde. 4) Nie hitzig zu streiten, sondern die Gründe, auf welche sich die eigene Meinung stützt, mit Gleichmuth vorzutragen, und zwar nur in der Absicht, um durch Darlegung der Wahrheit den Nächsten vor Irrthum zu behüten, nicht aber aus Rechthaberei. 5) Nichts sich mehr am Herzen liegen zu lassen, als daß man Alles fern halte und abwehre, was die wechselseitige brüderliche Liebe gefährden könnte, und aus allen Kräften dahin zu trachten, daß Alle einander mit brünstiger Zuneigung umfassen möchten. 6) Durch keine Verschuldung, wodurch man sich von der Achtung der Andern Etwas verscherzt zu haben glaubt, sich so danieder drücken lassen, daß man darüber von dem wohlbetretenen Wege kleinmüthig zurückweiche; vielmehr in solchem Falle Die, welche an dem üblen Beispiel Anstoß genommen haben mögen, ernstlich deßwegen um Verzeihung zu bitten, auch wohl irgend eine Strafe zu begehren, Gott aber nur dafür zu danken, daß er solchen Wank und Fall zugelassen, wodurch man sich so, wie man innerlich beschaffen ist, den Andern offenbart, um nicht vor den Augen der Menschen besser zu scheinen, als man vor den Augen Gottes wirklich ist. 7) In den Vorgesetzten stets nur den einigen Meister Christus vor der Seele zu haben. 8) Im Umgang unter einander sowohl im Zimmer, als Außen ein gemessenes Betragen einzuhalten, nicht überlustig und ausgelassen, noch mürrisch und schwerfällig, nach der Mahnung des Apostels: Eure Sittsamkeit sei Allen offenbar. 9) Gutes, und wäre es etwas noch so geringes, niemals heute aufzuschieben, in der Erwartung, es morgen besser machen zu können, denn durch solche Vorspiegelung das Gute, das geschehen kann, zu hintertreiben, ist eine ganz gewöhnliche List des Teufels. 10) In dem Berufe, darin Jeder berufen, treu auszuharren; denn es ist eine Tücke des bösen Feindes, dem Menschen durch die falsche Vorspiegelung, als ob er in anderen Verhältnissen zufriedener leben würde, seine Lage und seine Pflichten zu verleiden. Diese Tugenden und Pflichten führen den Einzelnen dahin, daß er ganz in Gott lebt und Alles zur Ehre Gottes thut. — Das war der Grundriß vom Wunderbau Loyola's, des Mannes, der sich selbst besiegte, und kraft seiner Energie Alles, was ihn sich selber entziehen konnte, niederdrückte, — ein Charakter, der Alles, was er berührte,

erzittern machte, und unter die Hoheit seines Geistes beugte, der durch Wort und That Alle in seinen Zauberkreis bannte, denen er nahe trat, weil er beim ersten Blick den Zügel fand, an dem Jeder geleitet werden mußte, im innigsten Umgange mit Gott, demüthig, leidenschaftsfrei, streng und gerecht, mild und schonend, hochherzig und von starker Seele, mit durchdringendem Blick, Unterscheidung der Geister, Lebenserfahrung, Besonnenheit, Umsicht, Unermüdlichkeit und Sorgsamkeit bis in's Kleinste. Wesentlich aber war er das Genie der Schlauheit: zum Organismus der Schlauheit, der die Gewissenhaftigkeit fehlt, und darum zum System der Niederträchtigkeit wurde Lehre und That seines Ordens. —

Der Jesuitismus war der Protestantismus im Katholizismus. Die Freiheit der Reformation bekämpfte er mit seiner Freiheit. Die Persönlichkeit machte er nieder unter dem Schein, daß er sie anerkennt. Unermüdlich verfolgt er seine Zwecke, und Jeder, der sich ihm hingibt, erhält die seinem Talente &c. angemessene Stellung. Dadurch wird er unüberwindlich. Bald geht daher den Jesuiten auch selbst das Bewußtsein ihrer welthistorischen Bedeutung auf: „Der Orden wurde ein Vaterland, die Obern eine Vorsehung." Schule und Beichtstuhl wurden die Mittel, durch welche die Jesuiten wirken und mit dem Satze Loyola's, daß alle Dinge gut werden, wenn sie der Ehre Gottes dienen, suchen sie ihre Macht auf alle mögliche Weise auszudehnen. „Der Zweck heiligt die Mittel" — auf diesen Satz, den die Denkvermögen ohne Gewissen und Wohlwollen im Dienste einer einseitig starr und fest gewordenen Ehrfurcht dictirt haben, bauet man eine Moral, nach der Alles erlaubt ist, was sich mit Gründen der Wahrscheinlichkeit rechtfertigen läßt. Ich darf deßhalb — nach jesuitischen Grundsätzen — einer minder probabeln Meinung, mit Hintansetzung einer probableren, folgen. Es wählt z. B. ein in seinem Gewissen beunruhigter Mensch den Weg der Sicherheit, wenn er gegen seine Gewissenszweifel Dasjenige anwendet, was er als recht erkennt, ungeachtet er sich nicht verhehlen kann, daß die andere Meinung wohl noch richtiger sein möchte, und der Beichtiger muß gegen seine eigene Ansicht sogar mit derjenigen des Beichtenden sich vereinigen, vorausgesetzt nämlich, daß diese letztere vor Gott entschuldigt. Anderes Beispiel: Wenn der Richter glaubt, daß die eine Meinung soviel, als die andere an Wahrscheinlichkeit für sich habe, so kann er ungescheut, um seinen Freund zu begünstigen, nach der Meinung urtheilen, welche die Ansprüche seines Freundes anerkennt. Noch mehr, er könnte selbst, in der Absicht, seinem Freunde zu dienen, das einemal sich dieser Meinung anschließen und das anderemal die entgegengesetzte zur Richtschnur nehmen, immer nämlich vorausgesetzt, daß daraus kein Skandal erfolge. Andere Grundsätze: Damit Jemand rechtlich handle, muß er in dem Augenblicke der Ausführung einer That überzeugt sein, daß sie ihm wirklich erlaubt ist. Damit Jemand sündige und sich vor Gott schuldig halte, muß er wissen, daß Das, was er zu thun vorhat, wirklich böse sei, oder er muß darüber doch im Zweifel sein und Furcht tragen, oder dafür halten, die zu begehende Handlung mißfalle Gott; und trotzdem muß er fortfahren, sie zu thun und das Gebot übertreten und seinen Begierden fröhnen.

Es genügt zu einer sündigen Handlung nicht Freiheit und eine jede advertentia virtualis seu interpretativa, vermöge welcher Jemand auf die Natur seiner Handlung aufmerksam sein müßte, noch auch jede advertentia actualis, vermöge welcher der Verstand die Gründe der Handlung bemerkt, sondern es wird auch erfordert, daß er Acht habe auf die Schlechtigkeit des Objects, oder wenigstens dabei im Zweifel sei und Skrupel empfinde. Grund ist: weil ohne dieses Aufmerken und Innewerden die Handlung nicht freiwillig ist, da sie nicht erkannt wird; weil, so lange eine solche Erkenntniß dem Verstande nicht aufstößt, kein gehöriges Prinzip da ist, die Bosheit der Handlung zu erwägen, und deshalb auch keine Freiheit und folglich auch keine Schuld. Diese Unaufmerksamkeit und dieses Nichtinnewerden gilt für natürlich und unüberwindlich. Zur Sünde gehören drei Bedingungen: 1) Daß sie freiwillig sei, d. h. mit Bestimmung des Willens geschehe; 2) daß sie frei sei, d. h., daß es in der Gewalt des Willens stehe, sie zu thun oder nicht; 3) daß man sich ihrer Bosheit bewußt werde. Was also aus Leidenschaft, Gewohnheit 2c. geschieht, ist nicht Sünde. Auch kommt es bei schlechten Handlungen ganz auf den Zweck an. Wer z. B. einen Feind, um sich zu rächen, aus dem Amte verdrängt, der handelt sündhaft, nicht aber der, welcher ihn verdrängt, weil er glaubt, das Amt besser ausfüllen zu können. Eide, die man nicht halten will, kann man schwören, nur muß man sich bei Ablegung derselben innerlich gerade das Gegentheil des Beschworenen vorhalten. Der Aufruhr eines Geistlichen gegen einen König ist nicht Majestätsverbrechen, denn ein Geistlicher ist nicht Unterthan des Königs. Es ist jedem Bürger eines unterdrückten Staates erlaubt, einen Tyrannen, der sich als solchen im Wesentlichen zeigt, zu tödten. Omnia ad majorem Dei gloriam! Damit vertheidigte und vertheidigt der Jesuit sich und seine Moral. Auf Abrichtung zur Brauchbarkeit für Realisirung dieses Grundsatzes geht die jesuitische Erziehung: eine Gewöhnung der Zöglinge, keinen eigenen Willen, als den ihrer Oberen — und das ist der Wille Gottes — zu haben, — ein Mechanismus bei Einarbeitung intellectueller Fertigkeiten wie zu langgedehnten geistlichen Uebungen, — eine martervolle Zergliederung aller menschlichen Gedanken und Gefühle nach dem Normalmaße der Ordensvorschriften. —

Gegen die hierarchisch berechnende Verständigkeit des Jesuitismus erhob sich auch in der katholischen Kirche **die Mystik.** Ihr erster speculativer Vertreter war Theophrastus von Hohenheim (Paracelsus 1493—1541): Der ächte Magus, so lehrt er, deutet die Signatur des Himmlischen im Irdischen und findet im Himmel und in der Erde nichts anderes, denn was er im Menschen auch findet. Wer sich in das Wesen Gottes vertieft, wer zur Gemeinschaft mit Christus gelangt, der ist der wahrhafte Gelehrte, denn er erkennt alle Dinge in ihrem Urquell und in ihren schöpferischen Ideen. Gott ist der Urgrund aller Dinge, das Licht aller Geister; sie strömen aus seinem ewigen Leben hervor und werden in ihm erleuchtet und verklärt. Alles ist lebendig, der Tod nichts als Umkehrung und Erzeugung der neuen Natur, alles Sterben ist Wiedergeburt. Der Mensch ist Mikrokosmos: Drei Geister treiben und leben in ihm; drei Welten werfen in ihn

ihre Strahlen: das Himmelreich, die Gestirne, die Elemente; alle Geschöpfe sind Buchstaben oder Bücher, um des Menschen Leben und Herkommen zu beschreiben; der Mensch ißt und trinkt aus den Elementen zur Erhaltung seines Blutes; seine Stimme, sein Geist ziehen die Kraft der Gestirne heran; aber er lebt durch eigenes Wesen, denn er ist mehr, als alle Planeten, und thut Gott Mirakel, so thut er's menschlich und durch die Menschheit. — Größer und tiefer noch als die Mystik von Paracelsus war die von Johann Scheffler, der unter dem Namen Angelus Silesius schrieb (geb. 1624 in Breslau, 1653 aus der lutherischen zur katholischen Kirche übergetreten, 1677 im Jesuitenkloster zu Breslau gestorben). Er hat in seinem „cherubinischen Wandersmann" die Gedanken der deutschen Mystik epigrammatisch zugespitzt. Seine Tendenz geht dabei, wie er sich ausdrückt, dahin, daß die gewürdigte und heilige Seele zur Vereinigung mit Gott und seinem göttlichen Wesen in der Art gelangen soll, daß sie mit demselben ganz und gar durchdrungen, überformet, vereiniget und Eins sei, und man in ihr nichts anders sehen und erkennen würde, als Gott, wie es im ewigen Leben geschehen wird, und sie eben Dasjenige aus Gnaden sei, was Gott von Natur ist, darum ein Licht im Lichte, ein Wort im Worte, ein Gott in Gott genannt werden kann, sintemal Gott der Vater nur einen Sohn hat, und derselbe sind wir Alle in Christo. Dieser Gedanke ist sodann in folgenden „Sinn- und Schlußreimen" zusammengefaßt:

Gott ist ein Wunderding, Er ist das, was er will,
Und will das, was Er ist, ohn' alle Maß und Ziel.
Was ist Gott's Eigenschaft? Sich in's Geschöpf ergießen,
Allzeit derselbe sein, nichts haben, wollen, wissen.
Du fragst, wie lange Gott gewest sei um Bericht?
Ach schweig! es ist so lang: Er weiß es selber nicht.
Ich weiß nicht, was ich bin, ich bin nicht, was ich weiß;
Ein Ding und nicht ein Ding, ein Stüpfchen und ein Kreis.
Sag' zwischen mir und Gott den ein'gen Unterscheid:
Es ist mit einem Wort nichts, als die Anderheit.
Die sel'ge Seele weiß nicht mehr von Anderheit:
Sie ist ein Licht mit Gott und eine Herrlichkeit.
Mensch, wo du deinen Geist schwingst über Ort und Zeit,
So kannst du jeden Blick sein in der Ewigkeit.
Zeit ist wie Ewigkeit, und Ewigkeit wie Zeit,
So du nur selber nicht machst einen Unterscheid.
Ich selbst bin Ewigkeit, wenn ich die Zeit verlasse,
Und mich in Gott und Gott in mich zusammenfasse.
Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben;
Werd' ich zu nicht', er muß vor Noth den Geist aufgeben.
Daß Gott so selig ist und lebet ohn' Verlangen,
Hat er sowohl von mir, als ich von ihm empfangen.
Ich bin so groß als Gott, Er ist als ich so klein;
Er kann nicht über mich, ich unter Ihm nicht sein.

Ich bin so reich als Gott; es kann kein Stäublein sein,
  Das ich (Mensch, glaube mir!) mit Ihm nicht hab' gemein.
Wo Gott nicht über Gott mich sollte wollen bringen,
  So will ich ihn dazu mit bloßer Liebe zwingen.
Gott liebt mich über sich, lieb' ich ihn über mich,
  So geb' ich ihm so viel, als er mir gibt aus sich.
Mensch, deine Seligkeit kannst du dir selber nehmen,
  So du dich nur dazu willst schicken und bequemen.
Wer heimlich Gutes wirkt, sein Geld austheilt verhohlen,
  Der hat das Himmelreich gar meisterlich gestohlen.
Das größte Wunderding ist doch der Mensch allein:
  Er kann, nachdem er's macht, Gott oder Teufel sein.
Gott ist ja nichts, als gut: Verdammniß, Tod und Pein,
  Und was man böse nennt, muß, Mensch, in dir nur sein.
Der nächste Weg zu Gott ist durch der Liebe Thür;
  Der Weg der Wissenschaft bringt dich gar langsam für.
Ihr Menschen lernet doch vom Wiesenblümelein,
  Wie ihr könnt Gott gefallen und gleichwohl schöne sein.
Mensch, so du unverwelkt in Leiden, Kreuz und Pein,
  Wie eine Rose blühst, wie selig wirst du sein.
Ich muß Maria sein, und Gott aus mir gebären,
  Soll er mir ewiglich die Seligkeit gewähren.
Wer lauter ist, wie Licht, rein wie der Ursprung ist,
  Derselbe wird für Gott zur Jungfrau auserkies't.
Ach könnte nur dein Herz zu einer Krippe werden,
  Gott würde noch einmal ein Kind auf dieser Erden.
Wißt, Gott wird nur ein Kind, liegt in der Jungfrau Schoß,
  Daß ich ihm werde Gott und wachs' ihm gleich und groß
Bist du demüthiglich, wie eine Jungfrau rein,
  So wird Gott bald dein Kind, du seine Mutter sein.
Eröffne nur die Thür, so kommt der heil'ge Geist,
  Der Vater und der Sohn dreieinig eingereist.
Der wahre Gottessohn ist Christus nur allein;
  Doch muß ein jeder Mensch derselbe Christus sein.
Daß Christus lang zuvor, eh daß er war, gewesen,
  Ist klar, weil man ihn aß und trank, daß man genesen.
Gott ist nicht's erstemal am Kreuz getödtet worden,
  Denn schau, er ließ sich ja in Abel schon ermorden.
Das Kreuz zu Golgatha kann dich nicht von dem Bösen,
  Wo es nicht auch in dir wird aufgericht, erlösen.
Ich sag', es hilft dir nicht, daß Christus auferstanden,
  Wo du noch liegen bleibst in Sünd' und Todesbanden.
Die Hölle schadt' mir nichts, wär' ich gleich stets in ihr;
  Daß doch ihr Feuer brennt, das lieget nur an dir.
Wenn du, mein Pilger, willst zum Himmel dich erhöhen,
  So mußt du nahezu grad' über'n Kreuzweg gehen.

Die Auferstehung ist im Geiste schon geschehen,
  Wenn du dich läßt entwirkt von deinen Sünden sehen.
Wenn du dich über dich erhebst und Gott läßt walten,
  So wird in deinem Geist die Himmelfahrt gehalten.
Ach zweifele doch nicht! Sei nur aus Gott gebor'n,
  So bist du inniglich zum Leben auserkor'n.
Stirb, ehe du noch stirbst, damit du nicht darfst sterben,
  Wenn du nun sterben sollst, sonst möchtest du verderben.
Kein Tod ist seliger, als in dem Herrn zu sterben,
  Und um das ew'ge Gut mit Leib und Seel verderben.
Ich glaube keinen Tod, sterb' ich gleich alle Stunden,
  So hab' ich jedesmal ein bess'res Leben funden.
Ich sterb' und lebe Gott, will ich ihm ewig leben,
  So muß ich ewig auch vor ihm den Geist aufgeben;
Ich sterb' und leb' auch nicht, Gott selber stirbt in mir,
  Und was ich leben soll, lebt er auch für und für.
Wenn du gestorben bist, und Gott dein Leben worden,
  So trittst du erst recht in der hohen Götter Orden.
Drum sag' ich, weil der Tod allein mich machet frei,
  Daß er das beste Ding aus allen Dingen sei.
Gott opfert sich ihm selbst; ich bin in jedem Nu
  Sein Tempel, sein Altar, sein Betstuhl, so ich ruh'.
Ruh' ist das höchste Gut, und wäre Gott nicht Ruh',
  Ich schlösse vor ihm selbst mein' beiden Augen zu.
Was bin ich endlich doch, ich soll die Kirch' und Stein,
  Ich soll der Priester Gott's und auch das Opfer sein.
Das neu' Jerusalem bist du vor Gott, mein Christ,
  Wenn du auch Gottes Geist, ganz neugeboren bist.
Christ, laufe was du kannst, willst du im Himmel sein,
  Es heißt nicht stille stehn, du mußt der Erste sein!
Du suchst das Paradies und wünschest hinzukommen,
  Wo du von allem Leid' und Unfried bist entnommen?
Befriedige dein Herz und mach es rein und weiß,
  So bist du selbst schon hier dasselbe Paradeis.
Die Lieb' ist Gott's Natur, er kann nicht anders thun,
  Drum wo du Gott willst sein, lieb auch in jedem Nun.
Gott ist die Liebe selbst und thut auch nichts als lieben;
  Drum will er auch, daß wir die Liebe stets soll'n üben.
Das Maß der Seligkeit mißt dir die Liebe ein;
  Je voller du von Lieb', je sel'ger wirst du sein.
Freund, — es ist nun genug, im Fall du mehr willst lesen,
  So geh und werde selbst die Schrift und selbst das Wesen.

Wegen der einfachen Lieblichkeit und tiefen Sinnigkeit wurde dem Angelus Silesius der kühne Pantheismus seiner Sprüche von der katholischen Kirche verziehen. **Michael Molinos** aus Saragossa hingegen, der Stifter der sogenannten **Quietisten**, wurde wegen 68 ketzerischer Sätze in seinem Erbauungsbuche, voll von tiefreligiöser Mystik, dem „Geist-

lichen Wegweiser", verdammt und starb zu Rom 1696 im Kerker. Antoinette Bourignon (geb. zu Lille in Flandern, gest. 1680), welche in schwärmerischer Gottliebe ihr Heil fand, wurde von Katholiken wie Protestanten vertrieben. Ihre excentrische Geistesverwandte, Frau von Guyon in Paris († 1717), welche vollkommene Seelenruhe, Vernichtung des eigenen Selbst und uneigennützige Gottesliebe nicht ohne geistlichen Stolz predigte, saß viele Jahre gefangen. — Dieser Verfolgung aller Geistesfreiheit innerhalb der katholischen Kirche unterlag selbst der Erzbischof von Cambray, der edle Fenelon († 1715), der die wahre Mystik als reine, heilige, von aller Selbstsucht freie Liebe zu Gott, die nichts thue als um Gottes willen, vertheidigte; — der Erzieher des Herzogs von Burgund; — der Verfasser der „Abenteuer Telemachs", eines Werkes von freisinnigen politischen Grundsätzen, in dem sich zuerst die Idee der Philanthropie klar ausgesprochen findet: „Fenelon würde es vorziehen, daß die Macht niemals mit der Religion in Verbindung gerathen wäre; in ihm erscheint die individuelle Religion, auf ein unmittelbares Verhältniß der geistlichen Spiritualität zu ihrem göttlichen Urquell, die sich nur vor Abwegen zu hüten hat, gegründet, von der Idee des menschlichen Geschlechts durchdrungen." Wegen seiner Schrift „Betrachtungen über das innere Leben" vom Bischof Bossuet zu Meaux als ein neuer Molinos angeklagt, fand der Papst 23 Sätze in dem Buche, wenn auch nicht gerade ketzerisch, doch verwerflich und — Fenelon, der den Grundsatz hatte „Entweder Deist oder Katholik" unterwarf sich der Entscheidung des Papstes mit demüthiger Selbstverläugnung, indem er die Bulle selbst bekannt machte und seine eigene Schrift verbot.

Eben so, wie der Mysticismus, wurde der Augustinismus, der sich, gegenüber dem von den Jesuiten noch gesteigerten Pelagianismus der katholischen Schultheologie, geltend machen wollte, in der Gestalt des **Jansenismus** verdammt. Der Bischof Cornelius Jansen zu Ypern in den Niederlanden († 1640) hatte ein Buch „Augustinus" hinterlassen, in dem er die augustinische Lehre dem katholischen Pelagianismus schroff gegenüberstellte. Innocenz X. verdammte deshalb die 5 Sätze desselben: 1) Gewisse Gebote Gottes können von den Frommen nicht gehalten werden, und es fehlt ihnen, auch wenn sie den Willen dazu haben, hinreichender göttlicher Beistand. 2) Den Gnadenwirkungen kann im Naturzustande Niemand widerstehen. 3) Um von Gott Etwas zu verdienen, darf der Mensch nicht frei von aller Nothwendigkeit, sondern nur frei vom Zwang handeln. 4) Die Ketzerei der Semipelagianer bestand darin, daß sie lehrten, der Naturmensch habe das Vermögen, die zuvorkommende innere Gnade auszuschlagen oder anzunehmen. 5) Es ist semipelagianisch geredet, daß Christus für alle Menschen gestorben sei. — Da sammelte sich um das Kloster Port Royal, unter dem Oberhaupte der Familie Arnauld, (Anton Arnauld † 1694, und dessen Schwester Angelica, Aebtissin des Klosters), eine Anzahl ausgezeichneter Männer, welche das Buch Jansen's vertheidigten. Es concentrirte sich in ihnen und in ihrer Anschauung, dem Jansenismus, die ganze Opposition gegen die Sittenlosigkeit der Zeit, gegen die Leichtfertigkeit der

jesuitischen Moral, gegen die päpstlichen Anmaßungen. Der bedeutendste unter den Vertretern dieser Opposition war Blaise Pascal (1623—1662), von glänzendem Talent, ein mathematisches und religiöses Genie, der in seinen „Lettres provinciales" mit feiner Ironie die Casuistik und die sittenverderbenden Lehren der Jesuiten verspottet: er fingirt, daß der Briefschreiber, unbekannt mit der jesuitischen Moral, sich an einen alten Jesuiten wendet, um sich von ihm über mehrere Gewissensfälle belehren zu lassen; er beginnt mit Fragen über geringere Versündigungen und steigert nach und nach die Schwere der Uebertretungen; sein Jesuit weiß jedoch in allen Fällen durch Entscheidungen anerkannter Moralisten seines Ordens abzuhelfen, um mit gutem Gewissen alle zehn Gebote zu umgehen und zu übertreten; ja er kommt sogar zu dem Nachweis, daß die Moralisten den Menschen auch von der peinlichen Pflicht, Gott wirklich zu lieben, entbunden hätten; da reißt dem Briefschreiber die Geduld und mit heiligem Ingrimme bekämpft er nun die gräulichen Grundsätze des Paters. Die Lettres à un Provincial schlugen dem Jesuitismus in der öffentlichen Meinung eine tödtliche Wunde. Aber der Jansenismus vermochte sich dennoch nicht zu halten, da er in sich selbst an einem Widerspruche litt. Voll von religiöser Gesinnung und sittlich strengem Wandel, mit practischer Tendenz, eine pietistisch asketische Partei, — waren die Jansenisten unfähig, sich zum freien protestantischen Standpunkte zu erheben. Die Voraussetzungen des katholischen Systems anerkennend, aber seine Consequenzen bestreitend, von Rom verdammt, den Protestanten feindselig, fehlte ihnen die Kraft, dem einseitig consequenten aber zugleich modernen Jesuitismus im Verein mit der geistlichen und weltlichen katholischen Macht zu widerstehen. 1709 wurde Port Royal zerstört und die Partei zerstreut. Als aber aus den von dem Jansenisten Quesnel herausgegebenen Anmerkungen zum Neuen Testament die Bulle Unigenitus 101 Sätze verdammte, der Streit damit von Neuem angefacht war, und das französische Parlament nebst einem großen Theile des Klerus die Partei der Jansenisten ergriff, wurde diese unter Ludwig XV. durch königliche Ordonnanzen 1730 ꝛc. unterdrückt. Nur dürftige Ueberbleibsel erhielten sich. Der Jansenismus hatte sich überlebt. —

b. Das religiöse Leben im 16. und 17. Jahrhundert.

1. Das religiöse Leben in der katholischen Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts.

Die germanische Reformation hatte auf die römischkatholische Kirche, abgesehen von der geistigen Anstrengung, welche der Kampf gegen dieselbe kostete, zunächst den Einfluß, daß die Päpste sich äußerlich eines unanstößigen sittlichen Wandels beflissen und daß sie, so sehr auch einige bei der Wahl ihrer Günstlinge mißgriffen und ihre Verwandten zu den höchsten kirchlichen Ehrenstellen beförderten, der Mehrzahl nach das Wohl der Kirche zu fördern und den Klerus zur Erfüllung seiner kirchlichen Pflichten anzuhalten bestrebt waren. So Paul III., Paul IV., Pius IV., Pius V., auch Gregor XIII., der nach dem Vorschlage der beiden Brüder Aloysius und Antonius Lilli (da das Jahr

von 365¼ Tagen, wie es J. Cäsar angeordnet hatte, um 11 Minuten 15 Secunden zu lang und dadurch das bürgerliche Jahr dem astronomischen um 10 Tage vorausgekommen war, im Jahre 1582 durch Auslassung von diesen 10 Tagen im Kalender und durch genauere Bestimmung der Schaltjahre) den sogenannten „gregorianischen" Kalender einführte. Sein Nachfolger Sixtus V. zeichnete sich vor Allem dadurch aus, daß seine Regierungsweise nicht einen hierarchischen, sondern einen politischen Charakter hatte. Denn nachdem die Reformation aus religiösem Interesse dem katholischen Kirchengebiet einen beträchtlichen Theil seiner Macht entrissen hatte, trat in den dem Papste treu gebliebenen Ländern das politische Interesse, das Streben nach einer in sich abgeschlossenen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Staaten und damit die Absicht, die päpstliche Macht in engere Gränzen zu weisen, auf, wogegen sich das Papstthum nicht allein durch sein früheres Mittel, Consequenz in seinen Ansprüchen und Anmaßungen, sondern vorzüglich, der Zeit sich anschmiegend, dadurch zu schützen suchte, daß es die Hierarchie auf die Politik stützte. — Dieses Streben nach Verselbstständigung der Staaten trat am Ernstesten und Consequentesten in Frankreich hervor, wo der Begriff des Nationalen Klerus, König und Volk vereinte und in vier Sätzen die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von allen Eingriffen, die Superiorität der Concilien über das Papstthum, die Nothwendigkeit der Beistimmung der Kirche und die Beobachtung der nationalen Gesetze in weltlichen Dingen ausgesprochen wurde.

Für den Verlust, den Rom in Europa erlitten, suchte es unter den Heidenvölkern Asien's und Amerika's Ersatz. Mit kühnem Muthe drangen seine Missionare vor und zählten bald hunderttausende bekehrter Christen. Vor Allem ging der Jesuitenorden mit größtem Eifer auf Missionen aus: Loyola's Freund, Franz Xaver, durchzog predigend Ostindien und Japan und wandte sich vorzüglich an die verachteten Parias. Gleichfalls Jesuiten gründeten in Paraguay (1608—1750) einen Musterstaat ihrer Politik. Papst Gregor XV. bestätigte 1622 die Congregation de fide catholica propaganda, die sich allmonatlich versammeln sollte, um alle auf die Ausbreitung des Christenthums in der ganzen Welt sich beziehenden Angelegenheiten zu berathen, womit Urban VIII. das Collegium de propaganda fide, eine Pflanzschule von Missionaren in allen Welttheilen, verband.

Im Cultus der katholischen Kirche, welcher durch den Einfluß des jesuitischen Geschmackes mit Prunk überladen ward, blieb die Jungfrau Maria Mittelpunkt, wobei es die Jesuiten als ihr Hauptgeschäft betrachteten, allen mit diesem Cultus verbundenen Aberglauben im Volke zu erhalten und zu verbreiten. Durch sie mehrten sich die wunderthätigen Gnadenbilder, kam die Kapelle der Maria in Loretto zu ihren hohen Ehren, wurde auf den Universitäten der Gebrauch eingeführt, daß alle Lehrer und Schüler die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria als Glaubenssatz beschwören mußten. Beim Gottesdienst konnte, den Protestanten gegenüber, nicht mehr der wichtige Theil der Volksbelehrung, die Predigt, vernachlässigt werden. In Frankreich, das im 17.

Jahrhundert den Höhepunkt seiner klassischen Literatur erstiegen hatte, wo Rabelais († 1553) das ganze öffentliche Leben in Staat und Kirche vor das Forum seiner Satire zog, — wo Corneille (1606—1684) der Schöpfer der französischen dramatischen Poesie wurde, voll von Schönheit der Form und Sprache, von Glätte der Versification, von kunstgemäßer Anlage, aber auch voll kalten Pathos und hohler Declamation an der Stelle der Natur und der wahren poetischen Empfindung, — wo Racine (1639—1699) mit seiner unübertrefflichen Eleganz in der Form, mit der Schönheit der Sprache und dem gleichmäßigen Fluß der Rede, mit der harmonischen Zusammensetzung und Klarheit der Anlage seine „Iphigenia" und „Phädra", seine „Esther" und „Athalia" dichtete, — wo Molière (1620—1673) in seinem „Misanthrop", im „Geizigen", im „Tartüffe" 2c. das französische Lustspiel zu seiner höchsten Höhe erhob: — — in demselben Lande traten die größten Kanzelredner ihrer Zeit auf: Bourdaloue, ein Jesuit, der Hofprediger Ludwigs XIV.; Bossuet, der große Trauerredner; Massillon, der Priester des Oratoriums und Bischof von Clermont; Fleschier, der Bischof von Nismes: alle jedoch, dem Geiste Frankreichs angemessen, mehr durch den Glanz der Rede, als durch Tiefe der Gedanken und Kraft der Erbauung groß; — indeß Abraham a Santa Clara (1642—1709) zu Wien seine Predigten mit Anekdoten, Possen und Schwänken, mit Komik und lateinischen Brocken ausstattete. — Im Allgemeinen wurden Cultus und Kunst würdiger in der katholischen Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts, modernisirter. —

Der sittliche Zustand wurde, wenn auch nicht gehaltvoller, doch maßvoller, und gegen freie Elemente sich mit Vorsicht abschließend. Man wurde gemäßigter in Aufdringung des Ablasses; man nahm überall auf die Zeitverhältnisse Rücksicht: doch ging man nicht auf die innere Gesinnung als den Quellpunkt der Sittlichkeit zurück, sondern legte alles Gewicht fort und fort auf die äußere Form. Vor Allem waren es die Jesuiten, die durch ihre Sittenlehre der Sinnlichkeit, der Gewissenlosigkeit und des Indifferentismus, der Heuchelei und des Fanatismus, das sittliche Leben des Volkes soviel als möglich auszurotten suchten. Darum wurde auch — wie Baur sagt — noch nie so viel Haß und Zwist, so viel Mißtrauen und Argwohn, so viel Hinterlist und Heimtücke in alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens eingemischt, wurden noch nie der bigotten Intoleranz so viele Opfer gebracht, wurde der Name der Religion noch nie zu den unheiligsten Zwecken auf eine so schändliche und doch so absichtsvolle überlegte Weise gemißbraucht, wie in der katholischen Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts. Das Spioniren war die Lust des Katholizismus. Das Haus Baiern hatte in Augsburg einen besonderen Religions-Agenten, der von den baierischen Unterthanen die Beichtzettel zu sammeln und an den geistlichen Rath in München einzusenden hatte. Wo für Geist und Seele von der Obrigkeit so genau gesorgt wird, — sagt B. Baur mit Recht — bleibt dem Untergebenen nichts mehr übrig, als der Genuß des Augenblickes, und sind die Mönche mit dem Ausdruck der Dummheit und Hartherzigkeit in ihrem stumpfen Gesicht die Ideale des Lebens.

Doch traten auch Vereine in der katholischen Kirche hervor, die einen neuen Aufschwung des religiösen Lebens verkündeten und ihre Thätigkeit besonders auf Wohlthun, auf Unterricht und auf Erbauung richteten. 1) So der Orden der Theatiner, welchen Peter Caraffa (Paul IV.) und Cajetan von Thiene seit 1524 gründeten: er wollte dem Gottesdienste und der Religion neue Achtung verschaffen, und suchte, wo es Gelegenheit gab, geistigen und leiblichen Beistand zu leisten. 2) Die barmherzigen Brüder, von dem Portugisen Johann di Dio († 1550), und die barmherzigen Schwestern, 1634 von Vincenz von Paula in Südfrankreich gestiftet: Kranken- und Armenpflege sollte ihre Hauptaufgabe sein. 3) Die Lazaristen und Piaristen waren dem christlichen Volksunterricht gewidmet und sollten den Armen das Evangelium predigen. 4) Die Ursulinerinnen wandten ihre Thätigkeit besonders der weiblichen Erziehung zu. 5) Die Congregation der Väter des Oratoriums (von Philipp von Neri 1548 in Rom gestiftet), machte sich um die kirchliche Wissenschaft verdient. 6) Ihr Nachbild ward das von Peter von Berulle in Paris 1611 gegründete Oratorium Jesu, dessen Zweck zunächst Wiederherstellung der verfallenen Zucht der Weltgeistlichen war. 7) Der durch Matteo de Bassi 1528 aus den Franziskanern hervorgebildete Capuzinerorden, der im Anfange des 18. Jahrhunderts mehr als 50 Provinzen, 3 Custodien, gegen 1600 Klöster, 25000 Capuziner und Missionen in allen Welttheilen hatte, zeichnete sich durch volksthümliche Derbheit, aufopfernde Thätigkeit und cynische Bedürfnißlosigkeit aus. — 8) Von dem religiösen Aufschwunge in der katholischen Kirche zeugen zugleich einzelne durch religiöse Thätigkeit und Innigkeit aber auch durch Eifer gegen die Ketzer ausgezeichnete Männer: so der Erzbischof Carl Borromeo in Mailand († 1587); der erbauliche Mystiker Franz von Sales († 1622); der große Polemiker Bellarmin, der in seinen „Disputationes" (1582) das erste klassische Werk geschrieben hat, in welchem die Vertheidigung des katholischen Glaubens und die Widerlegung des protestantischen methodisch und gründlich unternommen ist; der freisinnige Venetianer Paul Sarpi, der seine Republik gegen den Papst durch genaue Erörterung über das päpstliche Interdict, die Befugniß der geistlichen Gewalt, sich in weltliche Angelegenheiten zu mischen, die Unfehlbarkeit des Papstes und die Superiorität eines allgemeinen Concils über den Papst vertheidigte, weshalb man von ihm sagte, da er Paulus hieß, er habe, wie einst der Apostel Paulus, dem Petrus in's Angesicht widersprochen. —

2. Das religiöse Leben in der protestantischen Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts.

Der Protestantismus war eben so sehr eine Reform des Cultus als eine Reform der Lehre. Wenn es nun das Wesen und die Aufgabe des Cultus ist, den Glaubensinhalt dem Individuum anzueignen und es durch denselben zugleich zur practischen Bethätigung zu drängen; so mußte es hierbei sein und werden, und wurde es Haupttendenz im Protestantismus, durch Zurückgehen auf die apostolische Ursprünglichkeit und Einfachheit alle unevangelischen Bestandtheile abzuwerfen und an die Stelle der für den Laien

unverständlichen lateinischen die Volks- und Landessprache zu setzen. In der weiteren Ausführung dieser Grundgedanken schieden sich jedoch die lutherische und reformirte Kirche von einander.

a., Die lutherische Kirche. Luther selbst trug durch sein Taufbüchlein und Traubüchlein, 1526 und 1529, besonders aber durch seine Kirchenlieder, die seit 1523 erschienen, wesentlich zur Verbesserung des Gottesdienstes in deutscher Sprache bei. 1526 erließ er dazu eine Ordnung des Gottesdienstes, durch die er jedoch die christliche Freiheit nicht beschränken wollte, da die gottesdienstlichen Gebräuche, mit Ausnahme der Sakramente, nur als menschliche Einrichtungen anzusehen seien. Ausdrücklich aber verlangte er, daß die christliche Gemeinde nie zusammenkomme solle, ohne daß, wenn auch nur kurz, Gottes Wort gepredigt und ohne daß gebetet würde. Der ganze Gottesdienst wurde auf das Schriftwort gegründet: der Mittelpunkt desselben die in der Landessprache gehaltene Predigt; daneben Gemeindegesang und Liturgie; Sakramente, Taufe und Abendmahl; Bilder als Schmuck der Kirchen nicht zu verachten; die Heiligen nicht anzurufen, aber zu ehren; daher außer den drei großen Festen nur noch in einzelnen Landeskirchen Apostel- und Marientage; den Exorcismus bei der Taufe hatte Luther beibehalten; die Confirmation wurde erst später, besonders unter Mitwirkung Speners, eingeführt. Um die Religion dem Volke innerlich so nahe als möglich zu bringen, wurde schon von Luther neben der Predigt die Katechismuslehre angeordnet, zu welchem Zwecke in der Folge Volksschulen gegründet wurden. — Je mehr jedoch „die symbolische Orthodoxie" zur Herrschaft gelangte, je mehr damit Theologen und Volk wieder gegenübertraten, je mehr die Predigten aus orthodoxen Formeln, aus todter Scholastik, aus verketzernder Polemik zusammengesetzt wurden; — um so mehr auch wurde sie und mit ihr der Gottesdienst dem Volke wieder entfremdet, und wurde er, anstatt daß er innerliche Herzenserhebung sein sollte, äußeres Wortwerk, (opus operatum).

Auf den sittlich-religiösen Zustand war die Reformation vom heilsamsten Einfluß. Sie war und sollte sein eine Wiedergeburt des christlichen Lebens: dem entsprechend setzte sie einen sittlichen Ernst an der Stelle der äußeren Uebungen und der die sittlichen Begriffe verkehrenden Grundsätze des Katholizismus, — sowie eine innere, wahrhafte Gesinnung an die Stelle des Scheins und der Selbsttäuschung. Von diesen sittlichen Wirkungen des Protestantismus zeugt vor Allem das Leben der Reformatoren selbst, zeugen die protestantischen Fürsten im Reformationszeitalter, die Kurfürsten in Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen, der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz, der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der König Gustav Adolph von Schweden. Und auch das Familienleben des Volkes wurde gesunder: die Erziehung war einfach und streng; die häusliche Andacht versammelte Morgens und Abends die Familienglieder. Doch wurde die evangelische Freiheit oft auch zur sittlichen Ungebundenheit gemißbraucht, wie denn schon Luther klagte, daß der Teufel mit Haufen unter die Leute fahre und sie

unter dem hellen Lichte des Evangeliums geiziger, lässiger, vortheilhafter, unbarmherziger, unzüchtiger, frecher und ärger seien, denn unter dem Papstthum. — Nachdem sodann die Orthodoxie die Meinung aufgebracht hatte, daß es vor Allem auf die Rechtgläubigkeit ankomme und die Seligkeit abhängig sei von der Annahme gewisser historischer Thatsachen und formulirter Glaubenssätze, und als sich in der protestantischen Geistlichkeit Selbstgefälligkeit, Herrschsucht, Verfolgungs- und Verdammungssucht, überhaupt alle Fehler eines privilegirten Standes, erhoben: da mußte man sich natürlich über die Pflichten der christlichen Liebe hinwegsetzen, denn die Unterwerfung unter den Buchstaben macht gehässig und intolerant; nur die freigewonnene Ueberzeugung anerkennt die abweichenden Anschauungen Anderer. Daher die Glaubenswuth der Lutheraner im 16. und 17. Jahrhundert. In Leipzig stürmte der Pöbel Häuser der Reformirten. In Dresden wurde ein höfischer Geistlicher wegen Ketzerei, freilich auch aus politischen Gründen, hingerichtet. Dem vom Geiste Christi lebenden Spener verweigerte man das christliche Begräbniß. Die Professoren auf den Universitäten gingen in privilegirter Zunftweisheit, in lateinischem Barbarismus, im Haß gegen die Kritik auf. Die Studenten, die nicht innerlich erregt und geistig gehoben wurden, suchten in Zuchtlosigkeit und gedankenlosem Spiel Genugthuung. Die auf den Kanzeln eifernden Geistlichen waren im Privatleben geizig und streitsüchtig. Die Schule war eine Abrichtungsanstalt, in welcher Alles von Außen in den Geist der Kinder hineingestopft und hineingeprügelt wurde, da aus dem mit der Erbsünde behafteten Kindesgeiste von Innen heraus nur sündhaftes Wesen hätte entwickelt werden können. Der dreißigjährige Krieg verschlang sodann noch, was bis dahin im Volke von Zucht und guter Sitte übrig geblieben war. Dazu gesellte sich der crassest e Aberglaube — an Kobolde und Unholde, an Verzauberungen und Besessensein (wobei die Geistlichen Teufelsaustreiber wurden), vornehmlich auch an Hexen und Hexerei, die sodann systematisch von dem Arme der weltlichen wie der geistlichen Macht durch Scheiterhaufen ꝛc. verfolgt wurde. — Spener und mit ihm der Pietismus wollte zwar dieser Glaubenswuth dadurch entgegentreten, daß er den Grundsatz aufstellte, das Christenthum zeige sich nicht in Wissen, sondern in der Ausübung, weshalb er von den Universitäten verlangte, daß sie mehr auf das Herz als auf den Kopf der Studirenden wirkten, und von den Geistlichen, daß die Predigten mehr erbauten und den inneren Menschen weckten, als dogmatisirten. Als sich jedoch auch der Pietismus wieder dem todten Buchstaben unterwarf, als er in Allem, was außerhalb des christlichen Erlösungsprincipes steht, Unglaube und Finsterniß sah; wurde er zum engherzigsten, ausschließlichsten Particularismus und verdammte er Alles, was nicht unmittelbar religiösen Zwecken dient. Darum war ihm zuerst alle autonome Kunst und Wissenschaft vom Teufel. Sodann beengte er das bürgerliche Leben: das Spazierengehen wurde für Sünde gehalten; die Prediger führten ein genaues Stadtregister und die Vorsteher der besonderen Erbauungsstunden geistliche Kalender, nach deren Schema Jeder seinen Seelenzustand in der vorhergehenden Woche hersagte: Die Niedrigen sahen in diesen Bekenntnissen den sicheren Weg, sich den

Hohen und Vornehmen zu empfehlen; diese erhielten Gelegenheit, ihre christliche Liebe an den rechten Mann zu bringen, und dem Stolze und der Eigenliebe des Seelenführers geschah durch das Bekenntniß des armen Sünders gleichfalls Genüge. Er entfremdete weiter das Volk von der Theilnahme am bürgerlichen und politischen Leben, indem er Hand in Hand mit dem politischen Absolutismus absolute Unterwerfung des „guten Unterthanen" verlangte. Endlich wurde er, als er sich mit der ihn anfangs bekämpfenden Orthodoxie verbunden hatte, der unermüdliche Verdächtiger und Ankläger des „Zeitgeistes" im Allgemeinen: Pietisten waren's, auf deren Betrieb der Philosoph Wolf Halle verlassen mußte, und auf die Anklage des Pietisten Lange wurde der Herausgeber der wertheimer Bibelübersetzung, Lorenz Schmid, in's Gefängniß geworfen.

Mitten aus dieser Finsterniß der Zeiten leuchten einzelne Sterne auf, zum Zeichen, daß doch immer noch hinter der Nacht ein Tag liegt. Als Muster eines evangelischen Fürsten steht **Ernst der Fromme**, Herzog von Sachsen-Gotha (geb. 24. Dez. 1601, gest. 26. März 1675), da. Als Kind schon von seiner Mutter in einem Briefchen eine Bibel zum Weihnachtsgeschenk sich erbittend, und von seinen Brüdern „der Bet-Ernst" genannt. Als Knabe mit der Liebe zum Evangelium die Liebe zur Wissenschaft einend und dadurch tiefe Einsicht in die Naturkunde, in Landwirthschaft, Handwerk und Gewerbe gewinnend. Mit der Geschichte, besonders der seines Landes vertraut: seine Vorbereitung zur Regierungskunst. Dann ein Held im Kriege, der nach Gustav Adolfs Falle (6. Nov. 1632) die pappenheimer Kürassiere zurückschlug und den Sieg des evangelischen Heeres entschied. Von seinem Regierungsantritt an ein Vater seines Volkes. Um den Verheerungen des unseligen Krieges entgegenzuarbeiten, ermunterte er die Bewohner verödeter Gegenden zur Bestellung ihrer Felder. Er beschränkte den Kleiderluxus und den Aufwand bei Familienfesten. Er verbot das Duell und „das schändliche Voll-, Zu- und Gleichsaufen". Um dem Unwesen der Advocaten ein Ende zu machen, schuf er eine neue Proceßordnung. Die Ausübung der ärztlichen Praxis wurde unter die Aufsicht des Staates gestellt. Den Sitzungen seiner Oberbehörden wohnte er regelmäßig bei. Die Frohndienste verwandelte er in Erbenzinsen. Den Bedrängten schoß er ohne Zinsen vor und gestattete ihnen Fristenzahlungen. Die Wissenschaften nahm er in seinen Schutz: er unterstützte die Herausgabe von Sekkendorfs De Lutheranismo, verschaffte Hortleder das Material zur Geschichte des schmalkaldischen Krieges rc. Die Diener der Kirche und Schule stellte er unter die Aufsicht der Superintendenten. Die Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens war seine vorzüglichste Sorge: darum verordnete er, daß alle Kinder vom 5. Jahre ab zur Schule gehalten werden sollten und stellte er im „Schulmethodus" als Lehrgegenstände außer dem Katechismus auch Rechnen, Schreiben, Lesen, für die Fähigeren Musik und Realien auf. Für den Unterricht ließ er Schulbücher ausarbeiten, die zu den billigsten Preisen (der Bogen einen Pfennig), den Armen umsonst, gegeben wurden: so entstand der „kurze Unterricht" für Welt- und Naturkunde", die „biblische Bilder- und Katechismusschule", das große „Bibelwerk", in dessen Bearbeitung sich 29 Theologen

theilten, und dessen Ganzes 4 jenaische Professoren durchsahen rc. Zur Förderung der Bildung unter den Erwachsenen wurden Katechismusexamina angeordnet und Katechismusthaler geprägt. Darum aber auch war es sprüchwörtlich geworden, daß Ernst's Bauern gelehrter wären, als die Edelleute in ganz Deutschland, — des Fürsten, der als Wahlsprüche hatte: „Ein Fürst, der Gott nicht gehorcht, taugt nicht, Menschen zu regieren." „Ein Fürst soll nicht allein bedenken, daß Er Mensch ist, sondern auch, daß seine Unterthanen Menschen sind." Sein Lebens-Motto war: In silentio et spe! —

Auf rein religiösem Gebiete wirkte weithin: **Johannes Arnd** (1545—1621) mit seinem geistreichsten und tiefsten Erbauungsbuche der protestantischen Kirche, den „vier Büchern vom wahren Christenthum", in dem er die Sprache des Gefühls, wie Keiner, zu sprechen versteht: „Der Glaube vereinigt uns mit Christo; die Liebe verbindet, die Hoffnung erhält. Der Glaube aber ist befreundet mit der Demuth, denn wer glaubt, der demüthigt sich; die Liebe mit der Geduld, denn wer liebt, der ist geduldig; und die Hoffnung mit dem Gebet, denn wer hoffet, der betet." — Und auch „die Poesie der geistlichen Lieder, erhob ihre Stimme. Johannes Herrmann († 1647) sang: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen" rc., und „O Gott, du frommer Gott." Johannes Rist († 1667): „Ermuntre dich, mein schwacher Geist" rc., „O Ewigkeit, du Donnerwort" rc. Georg Neumann († 1681): „Wer nur den lieben Gott läßt walten" rc. Louise Henriette, Gemahlin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg: „Jesus, meine Zuversicht" rc. Johann Scheffler († 1677) seine „heilige Seelenlust", in der „die Psyche" sich der ewigen Liebe ergibt:

„Liebe, die Du mich zum Bilde
Deiner Gottheit hast gemacht;
Liebe, die Du mich so milde
Nach dem Fall hast wiederbracht:
Liebe, Dir ergeb ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich."

Der Fürst unter ihnen allen aber war **Paul Gerhardt** (1606 in Gräfenhainchen geboren, 1676 gestorben) mit seinen 120 Mustern des evangelischen Kirchenliedes, indem er in denselben das Kirchenlied von den Kunstdichtern rettete und es auf den volksmäßigen Ton zurückführte. Durch alle seine Lieder zieht sich der Eine Gedanke durch: Der unerschütterliche Glaube an Gottes Liebe, die den Menschen von der Geburt bis zum Grabe, ja über's Grab hinausbegleitet, — ein Gedanke, der seinen vollsten Ausdruck in dem größten aller Kirchenlieder erhält:

Befiehl du deine Wege
Und was dein Hertze kränckt,
Der aller treusten Pflege
Deß, der den Himmel lenckt:
Der Wolcken, Lufft und Winden
Gibt Wege, Lauff und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Dem Herren must du trauen,
Wan dir's sol wolergehn,
Auff sein Werck must du schauen,
Wenn dein Werck sol bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen,
Und mit selbst eigner Pein
Läst Gott ihm gar nichts nehmen,
Es muß erbethen sein.

Dein' ewge Treu und Gnade,
O Vater, weiß und sibt,
Was gut sey oder schade
Dem sterblichen Geblüt.
Und was du dann erlesen,
Das treibst du, starker Held,
Und bringst zum Stand und Wesen,
Was deinem Raht gefällt.

Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt dirs nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Liecht.
Dein Werck kann niemand hindern,
Dein Arbeit darff nicht ruhn,
Wan du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, wilst thun.

Und ob gleich alle Teufel
Hie wolten wiederstehn,
So wird doch ohne Zweiffel
Gott nicht zurücke gehn.
Was Er Ihm vorgenommen,
Und was Er haben wil,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziehl.

Hoff', O du arme Seele,
Hoff', und sey unverzagt!
Gott wird dich aus der Höle,
Da dich der Kummer jagt,
Mit grossen Gnaden rücken;
Erwarte nur der Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.

Auff! auff! gib deinem Schmertze
Und Sorgen gute Nacht;
Laß fahren, was das Hertze
Betrübt und traurig macht.
Bist du doch nicht Regente,
Der alles führen soll:
Gott sitzt im Regimente;
Und führet alles wol.

Ihn, Ihn laß thun und walten,
Er ist ein weiser Fürst,
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst,
Wann Er, wie Ihm gebühret,
Mit wunderbahrem Raht
Die Sach hinauß geführet,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weyle
Mit seinem Trost verziehn,
Und thun an seinem Theile,
Als hätt' in seinem Sinn
Er deiner sich begeben,
Und solst du für und für
In Angst und Nöhten schweben,
Fragt Er doch Nichts nach dir.

Wird's aber sich befinden,
Daß du Ihm treu verbleibst.
So wird Er dich entbinden,
Da du's am wengsten gläubst:
Er wird dein Hertze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu keinem bösen
Bisher getragen hast.

Wol dir, du Kind der Treue,
Du hast und trägst davon,
Mit Ruhm und Danck-Geschreye
Den Sieg und Ehren-Kron.
Gott gibt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freuden-Psalmen
Dem, der dein Leyd gewandt.

Mach' End, o Herr, mach' Ende
An aller unsrer Noht!
Stärck unsre Füß und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu empfohlen seyn,
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein. —

Kirche und Staat, geistliche und weltliche Gewalt wollte Luther nicht mit einander vermengt wissen. Er betrachtete, wie die Kirche, so den Staat als eine selbstständige Macht, gleichfalls als eine göttliche Ordnung, bestimmt, der Ehre Gottes zu

dienen. Die sichtbare Kirche existirte, nach ihm, in den Gemeinden, denen jedoch die zusammenfassende Einheit fehlte, die er in keinem anderen, als in den Landesfürsten fand. So wurde vorläufig den Landesherren die Selle des obersten Bischofs übergeben. Sie übernahmen die Verwaltung der Landeskirchen, und übertrugen sie seit 1539 den aus Staatsbeamten und Geistlichen zusammengesetzten Consistorien, welche also die Aufsicht über die Reinheit der Lehre, über Ordnung des Gottesdienstes, über Sitten der Geistlichen und Gemeinden hatten, woneben ihnen die Ehesachen, der Kirchenbann und die Rechtspflege über die Geistlichkeit zufielen. Die Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts vertreten sämmtlich den Grundsatz, daß die christliche Obrigkeit berufen ist, nicht blos das weltliche Regiment zu führen, sondern auch in der Kirche die rechte Lehre, sowie Ordnung und Frieden zu erhalten: „das Episkopalsystem.“ Als sodann zur Zeit der orthodoxen Herrschaft neben den Fürsten und Consistorien auch die Geistlichen und Theologen Anspruch auf die geistliche Gewalt machten, bildete sich durch S. Pufendorf und Thomasius „das Territorialsystem“ aus, welches die Kirche dem Staate ganz unterordnet und den Fürsten, weil er Oberhaupt des Staates ist, auch zum Haupt der Kirche macht, da seine Rechte in Kirchensachen auf seiner Landeshoheit ruhen, so daß es also keine Diener der Kirche, sondern nur Diener des Staates gibt. Dem thomasischen Territorialsystem setzte M. Pfaff (1719) „das Collegialsystem“ entgegen, welches in der Kirche eine eigene selbstständige Gesellschaft sieht, die in ihrer Gesammtheit, als ein collegium, über die Ausübung ihrer Rechte verfügen kann, weshalb auch die protestantischen Fürsten ihr Recht in Kirchensachen nur auf eine Uebertragung von Seiten der Kirche stützen könnten. — Da nach diesen drei Systemen immer nur der einzelne Landesherr Oberhaupt seiner Landeskirche ist, so suchte man seit 1663 ein gemeinsames Landesoberhaupt der ganzen lutherischen Kirche für Deutschland in dem Corpus Evangelicorum und in den Gesandten der protestantischen Stände auf dem permanenten Reichstage zu Regensburg zu schaffen; es blieb jedoch immer eine machtlose Behörde. —

b) Die reformirte Kirche. Der Unterschied zwischen der reformirten und lutherischen Kirche ist der des Gesetzes und des Glaubens: und wenn auf Seite des Lutherthums oft vor dem Glauben das sittliche Leben zu wenig betont wurde, so wurde auf reformirtem Boden oft das Gesetz einseitig aufgepflanzt. Das geistliche Sittengericht wird in der reformirten Kirche zu einer Sittenpolizei, die nicht blos durch Ermahnungen und Warnungen, sondern durch Strafen und äußerlichen gesetzlichen Zwang wirkt, und zur Vollstreckung dieser Strafen (— wodurch der Unterschied zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt wieder aufgehoben wird —) den Arm der weltlichen Obrigkeit gebraucht. Dadurch aber wird die Moralität zur Legalität herabgesetzt. Aus diesem gesetzlichen Charakter der Kirche folgt dann mit Nothwendigkeit, daß auch der Glaube des Individuums nach demselben Gesichtspunkte beurtheilt wird, und daß Derjenige, der von dem Glauben der Gemeinde, also von dem in ihr festgestellten Gesetze abweicht, als Ketzer oder todeswürdiger Verbrecher betrachtet und bestraft wird.

So herrschte denn eben so, wie in der lutherischen Kirche, in der reformirten verfolgungssüchtiger Parteigeist und Ketzerhaß, — auf der anderen Seite aber tiefster sittlich religiöser Ernst, der in dem Presbyterianismus Englands einen überspannten fanatischen Geist annahm, der aber bei den Glaubensverfolgungen in Frankreich sich auch als groß bewährte. Gegenüber den Lutheranern zeigten die Reformirten eine größere Duldsamkeit und mehr brüderliche Liebe, als die Lutheraner den Reformirten zukommen ließen: der Grund hierzu lag in der freieren Auffassung der Lehre von den Sakramenten auf Seite der Reformirten, wodurch diese leicht die lutherischen Anschauungen im geistigen Sinne aufzufassen vermochten, indeß die Lutheraner bei jeder Berührung mit den Reformirten von ihrem Dogma zu verlieren wähnten.

Im Cultus war die reformirte Kirche bestrebt, Alles zu entfernen, was als bloße Aeußerlichkeit, als Ueberrest der katholischen Kirche erscheinen konnte. Die Kirche erhielt deshalb mit Ausschluß der anglikanischen und zum Theil auch der deutschreformirten ein durchaus nüchternes Gepräge: Crucifix, Lichter, Altar, Orgel, Bilder wurden entfernt; der Gottesdienst auf Psalmengesang, Predigt, Vorlesen von Bibelabschnitten und freie Gebete beschränkt. Die Beichte in eine allgemeine Vermahnung zur Buße verwandelt; Taufe und Abendmahl ausschließlich in der Kirche vollzogen, bei letzterem das Brechen des Brotes festgestellt, bei ersterer der Exorcismus abgeschafft; von den Festtagen nur diejenigen beibehalten, die auf einen Sonntag fielen; die Marien- und Aposteltage gleich den übrigen Heiligenfesten verworfen. Dem geistlichen Amte, wozu Beruf und Weihe, wie in der lutherischen Kirche, durch die Ordination verliehen wird, stellt die reformirte Kirche im Allgemeinen das aus Laien bestehende und von der Gemeinde gewählte Presbyterium zur Seite; nur die englische Kirche geht von dem hierarchischen System der Episkopalkirche bis zur förmlichen Lösung alles kirchlichen Verbandes bei den Independenten auseinander. Die Presbyterialverfassung der reformirten Kirche legt die Gewalt in die Hände der Gemeinde, die sie durch ihre Repräsentanten ausüben läßt. Das von der Gemeinde gewählte „Consistorium" besteht aus Geistlichen und Aeltesten und hat seine vorzüglichste Aufgabe in der Handhabung der Kirchenzucht. Ueber den Consistorien der Gemeinden stehen die Provinzial-, und über diesen die General-Synoden. Nach dem Beschluß der Synode zu Paris 1565, dem auch die schottische und niederländische Kirche im Wesentlichen beitrat, sollten zu der Nationalsynode zwei Geistliche und zwei Aelteste von den Provinzialsynoden gewählt werden. —

Gleich der katholischen suchte auch die protestantische Kirche das Christenthum unter die Heiden zu tragen, obschon der Protestantismus, bei seiner eigenen inneren Organisation noch sehr beschäftigt, im 16. und 17. Jahrhundert bei der Heidenbekehrung den Katholiken nicht gleich kam. Der erste Missionsversuch ging 1559 unter Gustav Wasa von Schweden aus, und bezweckte die Bekehrung Lapplands. 1705 begründete sodann Friedrich IV. von Dänemark eine Mission für die ostindischen Besitzungen in Tranquebar, und 1716 eine Missionsgesellschaft zur Christianisirung Lapplands in Drontheim, deren

Leitung der norwegische Pastor Thomas von Westen († 1727) übernahm, zugleich der Stifter des Missionshauses in Kopenhagen. Unter dem Schutze Königs Friedrich IV. von Dänemark gingen aus dem hallischen Waisenhause Bartholomäus Ziegenbalg (1683—1719) und Chr. Fr. Schwartz (1726—1798) nach Hindostan, um dort an die Stelle der Pagoden Kirchen zu setzen. Durch den evangelischen Prediger Hans Egede wurde 1721 die Bekehrung im Christenthum zu Grönland begonnen und dieserhalb zu Kopenhagen ein Seminar zur Bildung grönländischer Missionäre und Katecheten errichtet. In England beschloß 1649 das Parlament die Errichtung einer Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums in Neu-England, veranlaßt besonders durch die glücklichen Erfolge J. Eliots bei Bekehrung der Indianer in den Colonialländern. Mit dieser Gesellschaft vereinigte Wilhelm III. im Jahre 1699 die Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden und zur Beförderung des Christenthums in England durch Erziehung der Kinder, Vertheilung von Bibeln 2c.

Baurr macht hierzu darauf aufmerksam, daß sich bei den Missionsbestrebungen der Protestanten und Katholiken in der neuen Welt dasselbe Verhältniß wiederholt, das in der alten zwischen der katholischen uud protestantischen Kirche stattfindet, — das Verhältniß von Süden und Norden: „während die katholischen Völker und Missionen sich in Südamerika festsetzten, gründete der Protestantismus seine Gemeinden in Nordamerika durch die Presbyterianer, Independenten und Quäker.“ —

III. Das achtzehente Jahrhundert.

A. Die Geistesthaten des achtzehnten Jahrhunderts.

Der Geist der Geschichte läßt sich nicht in Fesseln schlagen. Er schreitet vorwärts trotz aller Hindernisse. Indeß das 16. und 17. Jahrhundert den Menschen auf religiösem Gebiete zu verdummen und selbstlos zu machen suchte, hatte bereits die Wissenschaft ihre Waffen geschliffen, um mit der Freiheit des Geistes gegen die Knechte des Buchstabens in das Feld zu ziehen. Auf der Erde entdeckte man mit dem Compaß in der Hand neue Länder, am Himmel mit den optischen Gläsern neue Welten, im Innern des Menschengeistes mittelst der Vernunft das Wesen der Gottheit. Barometer, Thermometer, Brennspiegel, Luftpumpe, Logarithmen wurden erfunden, die Electricität, der Blutkreislauf entdeckt. Akademien der Wissenschaften entstanden, und ihre Resultate wurden in dem Journal des Savants, in den Philosophical Transaclions, in den Acta Eruditorum veröffentlicht. — Das 18. Jahrhundert schritt auf dem so verbreiteten Boden mit Entschiedenheit vorwärts. Besonders in den Naturwissenschaften. Entdeckungsfahrten wurden nicht mehr blos zur Erweiterung der Kunde von Ländern, sondern zur

Erweiterung einzelner Culturgebiete unternommen. Cassini begründete die mathematische, der Franzose Buache und der Schwede Bergmann schufen die physische Geographie. Naturforschende Gesellschaften traten an den Stapelplätzen der Cultur — zu Edinburg, Turin, Basel, Berlin 2c. — auf, indeß die Gesellschaften nützlichen Wissens in Erfurt, in Rotterdam 2c. sich bestrebten, die Wissenschaften zu popularisiren. Auf dem Gebiete der Physik trat das Thermometer von Fahrenheit und Reaumur, der Blitzableiter, die Dampfkraft, der Galvanismus, die electrische Säule 2c. auf. Linné reformirte im Pflanzen-, und Werner im Mineralreich. Beckmann begründete die Technologie. — Auf dem Felde der Philologie traten Cellarius, Gesner, Ernesti, Heyne, in der Kritik Bentley, als Sterne erster Größe auf. — In der Erziehung reformirten bereits Ramus und Montaigne in Frankreich, Locke in England, Ratichius und Comenius in Deutschland, bis Defoy's Robinson den Ton des 18. Jahrhunderts anschlug, Rousseau sein Evangelium der Natur auch auf dem Gebiete der Erziehung verkündete und der Philanthropinismus in Deutschland die Schulwelt vom Scholasticismus befreite. — Mit dieser auferstandenen Geisterwelt verband sich die Nationalliteratur derjenigen drei Völker, die in der Neuzeit vom Geschichtsgeiste verpflichtet sind, für die Weiterentwicklung des freien Geistes einzustehen, — Englands, Frankreichs und Deutschlands, — von denen deshalb auch die christliche Lehre des 18. Jahrhunderts dadurch weitergeführt ward, daß sie „den Verstand" gegen die bisherige Theologie auf das Schlachtfeld sandten, damit er alles Dunkle, Regelwidrige, freilich auch alles Eigenthümliche und Individuelle, beschneide, nivellire, gleichmache, überhaupt radical vernichte, was nicht seinen Formeln entspricht. Durch diesen Geist, der Begriffe an die Stelle des Lebens setzte, wurde das 18. Jahrhundert zum „Jahrhundert der Aufklärung" erhoben. —

B. Christliche Lehre und christliches Leben im 18. Jahrhundert.

a. Die christliche Lehre im 18. Jahrhundert.

1. Die christliche Lehre des 18. Jahrhunderts in England.

Der Herrscher des 18. Jahrhunderts, der Verstand, proclamirte den Beginn seines Regierungsantritts in **England**. Der Grundzug im Charakter des Engländers ist der practische Verstand, — der Realismus. Dieser Grundzug war im 18. Jahrhundert von Holland aus, dem damaligen Büchermarkte der Oppositionsschriften, und von der durch Karl II. aus Frankreich verpflanzten Sitte in England erregt und gepflegt. Die so sich entwickelnde englische Aufklärung, deren Charakter nüchterne Glattheit, trockene Verständigkeit und verstandesmäßige Correctheit ist, zeichnet sich in den beiden größten Dichtern Englands im 18. Jahrhundert ab: in Dryden, voll von Plattheit, Bombast, auf Stelzen gehend, und in Pope, schön in Form, reich an Einbildungskraft und Witz, den „guten," nach England gebrachten „französischen Ton" in zierlichen, sprachreinen Versen

in's Englische übertragend, — der Verfasser des Lehrgedichtes „Versuch über den Menschen," des komischen Epos „der Lockenraub," der treffliche Uebersetzer des Homer.

Dieser englische Verstand als Alleinherrscher im Geisterreich trat sofort an die Theologie und Religion heran, um ihr Gewicht zu wägen. Die Religion war in England in dem Jahrhunderte der Reformation abhängig von der Politik. Mit dem Wechsel auf dem Throne wechselte auch die Verfolgung der religiösen Parteien. Ein und dasselbe Beil mordete Katholiken und Lutheraner. Diesen Verfolgungen, welche aus den Gegensätzen der Confessionen hervorgingen, wollte der Deismus dadurch entgehen, daß er die Wahrheiten suchte, die allen Parteien gemein waren, und diese allgemeinen Wahrheiten zu den Grundwahrheiten des Christenthums stempelte. Die Deisten repräsentiren den Indifferentismus in der theologischen Welt. Den Keim zu ihren Anschauungen hatte F. Baco († 1626) gelegt, indem er zwischen Theologie und Philosophie, zwischen theologia sacra, inspirata und theologia naturalis, philosophia divina eine scharfe Gränze gezogen und beiden unabhängige Bahnen vorgeschrieben hatte. — Der entschiedene Begründer des Deismus war sodann Herbert, Baron von Cherbury (1581—1648), indem er in dem Glauben an ein ewiges Wesen und in der Sittlichkeit die alleinige ewige Wahrheit fand. Thomas Hobbes (1588—1678) trat darauf als Philosoph des Deismus auf. Für ihn gibt es nichts Allgemeines: alles Geistesleben ruht auf Sinnesempfindungen, und das Geschäft der Vernunft besteht allein in einem Addiren und Subtrahiren von Vorstellungen. Auch die Religion entwickelt sich durch die Erfahrung im Menschen. Das durch Bedürfniß und Furcht vor der Zukunft geweckte Forschen nach den Ursachen der Dinge führt auf die letzte Ursache der Ursachen, welche von den Menschen Gott genannt wird. Der Glaube ist nicht von Zwang oder Befehl, sondern nur von der Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit abhängig, welche aus der Vernunft oder aus etwas bereits Geglaubtem gezogen wird. — John Locke (1632—1704) behauptete darauf: Es sind dem Menschen durchaus keine Ideen angeboren, im Gegentheil die Seele des Kindes ist gleich einer unbeschriebenen Tafel, welche erst allmälig mit Schriftzeichen (d. h. hier Ideen) angefüllt wird. Die Sinneswahrnehmungen führen unserm Innern Anschauung auf Anschauung zu, und indem wir allmälig lernen, das Gleichmäßige zu verbinden, das Ungleichartige zu trennen, erwerben wir uns umfassendere Ideen und Begriffe, und das Wissen ist nichts Anderes, als die durch Nachdenken geordnete Masse der Wahrnehmungen. — Indem Locke so das menschliche Erkennen unter Naturgesetze stellte, forderte er auch eine natürliche Erkenntniß der geoffenbarten Wahrheiten und gab als Kriterien, nach denen die Offenbarung durch die Vernunft zu prüfen sei, an: Offenbarung ist nichts anderes, als die durch eine Reihe von Entdeckungen erweiterte natürliche Vernunft. Der Zweck der christlichen Religion besteht darin, das Leben des Menschen nach den Gesetzen der Frömmigkeit und Tugend zu regeln; ohne Bruderliebe kann Niemand ein Christ sein; unbeschränkte und gleichmäßige Duldung gegen jede religiöse Ansicht und Gemeinschaft, ist Pflicht und Bedürfniß. — Toland (1671—1722) gab

darauf auch auf dem Gebiete der Religion der Vernunft das Primat: Aller Glauben kommt aus einem Wissen oder Beistimmen, und was einmal geoffenbart ist, müssen wir eben so gut verstehen können, als irgend Etwas in der Welt. — Der religiöse Gehalt der Vernunft — so fuhr sodann Shaftesbury (1671—1731) fort — ist die Sittlichkeit, die Tugend. Der wahre Grund des Glaubens an die mit der Tugend verbundene Glückseligkeit ist die Ueberzeugung von der Güte, Ordnung und Schönheit im Weltall; die Vollendung und Höhe der Tugend ist somit bedingt durch den Glauben an einen Gott. — Kritisch suchte daneben Collins (1676—1729) den Weissagungs- und Wunderbeweis für die Göttlichkeit des Christenthums zu widerlegen, und Woolston (1669—1731) nachzuweisen, daß die Wunder des Neuen Testaments buchstäblich verstanden voll Unwahrscheinlichkeiten sind, sich folglich niemals so ereignet haben können, sondern nur prophetische und parabolische Erzählungen Dessen sind, was einst von Jesus auf geheimnißvolle Weise gethan werden wird. — Tindal (1656—1733) führt in seinem „das Christenthum so alt, als die Schöpfung" den Gedanken durch, daß das Christenthum keine übernatürliche Religion, sondern nur die Wiederverkündigung der von Anfang der Schöpfung bestandenen natürlichen Religion sei, deren Gehalt in der Erfüllung der Pflichten gegen Gott und Menschen, im Gehorsam gegen die göttlichen Gebote bestehe. — In die allgemeine Bildung wurden die deistischen Resultate durch Bolingbroke (1672 bis 1751) eingeführt: Die Theologie ist das Verderben der Religion; das in den Evangelien niedergelegte ächte Christenthum ist das System der natürlichen Religion; die künstliche Theologie dagegen ist Menschenwort. — An seinem Ende lief sodann der Deismus in Skeptizismus aus, der auf dem Bewußtsein des Zwiespaltes zwischen Vernunft und Offenbarung, zwischen natürlicher und geoffenbarter Religion beruhte und seinen größten Repräsentanten in David Hume (1711—1776) hatte. Hume verwirft die Annahme angeborner Ideen und weist die Philosophie ganz auf den Standpunkt der Erfahrung an. Die Erfahrung besteht in dem Wahrnehmen. Alle unsere Vorstellungen sind entweder durch Eindrücke (Impressionen) gegebene, oder freierzeugte Gedanken (Begriffe, Ideen). Letztere haben denselben Inhalt wie erstere, nur weniger deutlich und lebhaft. Mag der menschliche Verstand auch noch so scharf und umfassend erscheinen, er muß sich doch immer an den Stoff halten, den ihm die unmittelbaren Wahrnehmungen geben, und die Ideen entstehen nur durch die Sonderung und Verbindung der gegebenen Vorstellungen zu neuen, und dieses Sondern und Verbinden ist das einzige Geschäft des Verstandes. Die Theologie — so lehrt er in seiner „natürlichen Geschichte der Religion" und in seinen „Gesprächen über die natürliche Religion" — ist auf Vernunft gegründet, insoweit diese durch die Erfahrung unterstützt wird; ihre beste und festeste Stütze ist aber der Glaube und die göttliche Offenbarung, die sich auf Wunder gründet. Unsere Religion ist auf Glauben und nicht auf Vernunft gegründet; sie war nicht blos in ihrem Entstehen von Wundern begleitet, sondern — kann auch in unserer Zeit von keinem vernünftigen Menschen ohne ein Wunder geglaubt werden. — Nach Hume soll die Offen-

barung feststehen bleiben, weil sie seine philosophische Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht umstoßen kann und darf. Aber vor einer unerbittlichen Skepsis schauert die Offenbarung zusammen, und ihre Anerkennung heißt hier so viel, als ihre gänzliche Vernichtung. —

2. Die christliche Lehre des 18. Jahrhunderts in Frankreich.

In Frankreich wurde der Deismus zur Freidenkerei, die sich nicht allein gegen die bestehende Religion, sondern eben so gegen den bestehenden Staat, gegen das ganze sociale Leben wendet; auch nicht an die Stelle der Dogmatik die Ethik, sondern den Nihilismus und Materialismus setzt. Mit Ludwig XIV. war hier der Absolutismus der Uebergang vom feudalen zum modernen Staate auf den Thron gestiegen. An die Stelle der Aristokratie trat damit der Hof: Der Hof wurde der Staat, — der Sitz der Intrigue, des Luxus, der Schlemmerei, — der Beschützer der freien Kunst wie der religiösen Vornirtheit des Weltverstandes und des Jesuitismus, — das Haupt der Opposition, die ihren Sitz besonders in den „Salons" erhielt, — in den geistreichen Kreisen, welche den Adel beherrschten und ihre Bildung in alle Kreise zu bringen suchten, was sie um so mehr erlangten, als die Macht der „Mode" ihnen als Gehülfin zur Seite stand. Je größer aber der Aberglaube, desto stärker der Unglaube.

Den Boden, auf dem die Freidenkerei wachsen konnte, hatte Peter Bayle (1647 bis 1706) in seinem „Dictionnaire historique et critique" aufgezeigt, indem er den unauflöslichen Widerspruch zwischen Vernunft und Glauben, Philosophie und Theologie nachzuweisen suchte, das Wissen aber auf Skepsis stellte, so daß nichts anderes übrig bleibt, als die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen. Dabei behauptet er jedoch, daß das einzige Kriterium der Wahrheit für uns die Uebereinstimmung der Gegenstände mit dem ursprünglichen, in die Menschenseele gelegten Lichte, und daß deshalb alle Dogmen, seien sie aus der Schrift geschöpft oder anderswoher genommen, falsch seien, wenn sie gegen die klaren und deutlichen Begriffe dieses inneren und natürlichen Lichtes verstoßen. — Sein ächter Nachfolger in Frankreich war Voltaire (1694—1778). Glänzender Stil, schneidender und Funken sprühender Witz standen ihm bei allen seinen Arbeiten zu Gebote, die in philosophischer Hinsicht von geringem Werth waren, wie denn auch seine Trauerspiele ohne Nerv, seine Komödien ohne treffende Springpunkte, seine Romane ohne künstlerisches Interesse sind, — allen gemein nur, daß sie alles Heilige mit dem Gifte des Sarkasmus übergeifern und daß sie die Wissenschaft zum Harlequin machen, der mit seinen Sprüngen den vornehmen und geringen Pöbel ergötzt. Dennoch machte ihn sein scharfer kritischer Verstand und sein geistreicher Spott und Witz zum Abgott Frankreichs. — Voltaire fehlt aller innere religiöse und ethische Gehalt: Weltliches Wohlleben ist ihm die Spitze des Lebens. Er, der Gegner des Absolutismus, kann deshalb der Mann der Höfe sein. Er zerstört den Aberglauben und dichtet auf den Aberglauben Oden. Er unterschreibt ein ihm vorgelegtes Glaubensbekenntniß und tritt gegen alle Religion auf. Ihm ist die Moral des Epiktet, der Stoiker,

des Confucius und des Evangeliums absolument la même. Er ist nicht Atheist, sondern nimmt das höchste Wesen an, weil, wenn es keinen Gott gäbe, man einen schaffen müsse; nur, meint er, hätten sich die Menschen nicht um Gott zu bekümmern und Gott nicht um die Menschen, **Voltaire** ist das incarnirte Frankreich, der persönliche französische esprit, die geistreiche Leichtfertigkeit. — Von weit größerem Gehalte und darum auch tiefer noch, als Voltaire, die bestehende Kirche und den bestehenden Staat zernagend, tritt **Rousseau** (1712—1778) mit seiner Religion des Herzens und mit seiner Proclamation der Natur, gegenüber der Civilisation auf. Er geht zur Natur und natürlichen Religion, zur Freiheit und ursprünglichen Menschenwürde zurück. Alle Menschen sind ursprünglich frei und einander an Rechten durchaus gleich. Der der Menschheit angemessenste Zustand ist der Naturzustand, welcher von dem thierischen nicht weit entfernt ist. Jede bürgerliche Gesellschaft ist eigentlich eine Unterdrückung der Menschenrechte, und die Menschen haben die Ordnung der Natur dadurch umgekehrt, daß sie staatliche Verbindungen errichteten. Die Sittlichkeit ist Empfindung. Das Christenthum ist die natürliche Religion. Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sind sein Inhalt, in der Form des unmittelbaren Gefühls. Die Schlichtheit des Evangeliums überwindet das Herz. Durch Räsonnement kommt man nie zum Ziel. Alle religiösen Ideen sind innere Erfahrungen. Das Gefühl lehrt den Menschen moralisch zu handeln und entscheidet als Gewissen über Das, was gut und böse ist. — Schöner und edler als der äußerliche Cultus, ist der des Herzens, der innere Gottesdienst ohne Tempel und Altäre, der dem höchsten Wesen und der Tugend gilt. Die positive Religion ist voll von Anthropomorphismen und innern Widersprüchen. Rousseau war ein Geist, der allen seinen Werken den Stempel des Genius aufdrückte und auf Mit- und Nachwelt unermeßlichen Einfluß geübt hat. Ohne das Geschichtliche im Christenthum zu achten, wohnte eine tiefe Begeisterung für die Religion in seinem Gemüthe, wie er selbst ausspricht: „Ich habe Religion und ich glaube nicht, daß ein Mensch in der Welt sie so nöthig hat, wie ich. Ich habe mein Leben unter Ungläubigen hingebracht, ohne mich irre machen zu lassen; ich liebte sie und schätzte sie, und doch war mir ihre Lehre unerträglich. Ich sagte ihnen immer, daß ich sie nicht bestreiten wolle, aber ihnen nicht glauben könne. Die Philosophie ist Nichts, als ein Meer von Ungewißheit und Zweifeln, aus denen der Metaphysiker sich nie herausfinden kann. Ich habe also mein Gefühl gefragt, unabhängig von meiner Vernunft, lasse meine Freunde die Welt nach Zufall bauen, und finde in den Baumeistern selbst, ihnen zum Trotze, das Dasein Gottes und ihres Schöpfers." — Die letzte Consequenz Voltaire's und Rousseau's zugleich war der Materialismus der **Encyclopädisten** d. i. der Männer, die sich zur Herausgabe des Dictionnaire universel et raisonné des connaissances humaines um Diderot gesammelt hatten. Das Dasein eines Gottes ist ein Irrthum. Die Seele, Denken und Wollen sind Bewegungen der Gehirnfasern. Der Mensch ist ein bloß materielles Wesen. Kein Geist ohne Körper, ohne Materie. Die Theologie entsteht dadurch, daß der Mensch von der Natur Befriedigung

seiner Genüsse verlangt und darum seine Wünsche in die Natur hineinlegt, die Natur also zu einem Menschen und zwar zu dem mächtigsten Menschen macht. Das sind die Grundgedanken des französischen Materialismus im 18. Jahrhundert. Sein geschicktester Anwalt ist Diderot, der seinen Gottesläugner sagen läßt: „Ich sage euch, daß kein Gott sei, daß die sogenannte Schöpfung ein Hirngespinnst sei; daß die Ewigkeit der Welt der Vernunft nicht mehr zuwider ist, als die Ewigkeit eines Geistes; daß, weil ich nicht begreife, wie die Bewegung das Universum habe erzeugen können, das sich so gut zu erhalten weiß, es lächerlich sei, die Schwierigkeit durch die angenommene Existenz eines Wesens zu heben, das nicht begreiflicher ist; daß, wenn die Wunder der Natur eine Intelligenz verrathen, auf der andern Seite die Unordnungen in der moralischen Welt allen Glauben an eine Vorsehung vernichten. Ich sage euch, wenn Alles das Werk einer Gottheit ist, auch Alles die größte Vollkommenheit haben muß; denn wenn nicht Alles die größte Vollkommenheit hat, so ist Gott, der es schuf, entweder ein ohnmächtiges Wesen oder er hat einen bösen Willen. Wäre es auch noch besser bewiesen, als es ist, daß jedes Uebel die Quelle eines Guten sei; daß es gut sei, daß ein Britannikus, daß der beste Fürst, umkam; daß ein Nero, der schlechteste aller Menschen, regierte: wie könnte man beweisen, es sei unmöglich, denselben Zweck zu erreichen, ohne sich derselben Mittel zu bedienen? Laster zulassen, um den Glanz der Tugenden zu erhöhen, wäre ein sehr unbedeutender Vortheil gegen eine so reelle Inkonvenienz."

Die atheistischen Gedanken der Freidenker wurden in der französischen Revolution zur Praxis. 1793 wird in Frankreich das Christenthum abgeschafft, die Zeitrechnung von Christo Geburt an in die vom Anfang der Republik verwandelt, statt der Woche Dekaden eingesetzt, das Kirchengeräth aus den Provinzen in die Münze nach Paris geliefert, die Glocken eingeschmolzen. Thuriot spricht: „Jetzt, da wir uns auf der Höhe der Revolution befinden, ist es auch Zeit, die Wahrheit zu enthüllen und alle Arten der Religion zu stürzen. Alle Religionen sind Erzeugnisse der Noth, rein zufällige Umstände des Uebereinkommens. Die Gesetzgeber, deren Principien nicht fest genug begründet waren, deckten ihre Gesetze durch einen heiligen Schleier vor den Angriffen des Volks." Die Vernunft wird als Göttin eingesetzt und ihr Fest gefeiert. Auf dem Platz der Bastille steht die kolossale Bildsäule der Natur; aus ihren Brüsten fließt krystallhelles Wasser. Herault Sechelles, Präsident des Convents, redet sie an: „Gebieterin des Wilden und der aufgeklärten Nationen! O Natur, vernimm den Ausdruck der ewigen Liebe, welche die Franzosen deinen Gesetzen schwören. Möge dieses reine Wasser, das deinen Brüsten entquillt, in dieser Schale der Freiheit und Gleichheit die Schwüre heiligen, welche Frankreich leistet." Die Notre-Dame-Kirche ist verwandelt. Die Büsten großer Männer am Eingange; auf einer bergartigen Erhöhung der Tempel der Philosophie; Tribunen für Greise und Schwangere bilden die Scenerie. Momoro's Frau als Göttin der Vernunft im weißen Kleide, blauen Mantel und wallenden Locken sitzt auf einem antiken, mit Epheu umwundenen Sessel, den vier Bürger tragen, und stützt sich auf eine

Pike. Junge, weiß gekleidete, mit Rosen umkränzte Mädchen umschwärmen sie von allen Seiten. Reden, Hymnen und malerisch angeordnete Gruppirungen beschließen den neuen Gottesdienst. — Frankreich vermochte es jedoch im Atheismus nicht auszuhalten. Schon am 7. Mai 1794 sprach Robespierre im Convent: „Das Laster und die Tugend bestimmen das Geschick der Völker; jenes wirft den Menschen in den Koth und unter das Joch der Tyrannen, dieses erhebt ihn in den Himmel und macht ihn frei und groß. Was könnte Dich bewegen, dem Volke zu verkündigen, es gäbe keine Gottheit? Den Menschen zu überreden, daß eine blinde Kraft über sein Schicksal waltet, und bald die Tugend, bald das Laster bestraft, daß seine Seele ein leichter Hauch sei, der sich an den Pforten des Grabes verliert? Gibt ihm der Gedanke an ewige Vernichtung etwa reinere und erhabnere Gefühle ein, als der Gedanke an seine Unsterblichkeit, größere Achtung vor seines Gleichen und seiner selbst, willigere Hingebung für das Vaterland? Warum sollten Ideen, die den Menschen trösten und adeln, nicht Wahrheit enthalten? da sie doch nützlicher, als alle Wahrheiten sind, wenn sie nur Träume sein sollten! Der Gedanke an ein höchstes Wesen und an die Unsterblichkeit ist nicht nur social, sondern auch republikanisch, denn nur das religiöse Gefühl verleiht dem Menschen den Instinct für die Wahl des Guten, während der klügelnde Verstand durch die Leidenschaft sich zu sophistischer Verkehrung der Begriffe hinreißen läßt." Das höchste Wesen und die Religion wird wieder eingesetzt, Anfangs als Deismus, nachher als katholischer Cultus. — Deismus und katholischer Cultus traten an die Stelle des Atheismus. —

3. Die christliche Lehre des 18. Jahrhunderts in Deutschland.

a. Die Cultusentwicklung des 18. Jahrhunderts.

Der deutsche Geist war im 17. Jahrhundert nach allen Seiten hin in Fesseln geschlagen. Scholastische Theologie vertrat die Religion und der katholische Dualismus hatte sich im Protestantismus von Neuem etablirt. Die Wissenschaft lag darnieder: Latein und Scholastik herrschten! Selbst die deutsche Sprache schien unterzugehen. Innerlich und äußerlich — Fremdherrschaft! Das deutsche Reich war seit dem westphälischen Frieden, wo an die einzelnen Fürsten das Souveränitätsrecht verliehen wurde, nur noch ein Schatten: im Westen und Norden wurden Deutschland's schönste Provinzen (Elsaß, Pommern) abgerissen, die Niederlande wurde vom Reich getrennt, dasselbe von Ludwig XIV. verhöhnt. Das 18. Jahrhundert fand deshalb Fürsten vor, deren übertriebene Ansicht von ihrer Macht die Theologen durch die Bibel und die Juristen durch das Corpus juris heiligten, und die an ihren Höfen neben unangemessenster Prachtliebe gemeinste Rohheit pflegten, indeß die öffentlichen Angelegenheiten nichtswürdigen Günstlingen oder pedantischen Gelehrten anvertraut wurden, — dabei gänzlich fremd allem nationalen Interesse, wovon nur der preußische Hof eine Ausnahme machte, dessen wissenschaftlich gebildetster Fürst jedoch, Friedrich II. gleichfalls und ausschließlich in französischer Bildung befangen

war. Die Wissenschaften wurden immer noch in den Fesseln eines beschränkten Zunftgeistes gehalten und die Theilnahmlosigkeit der Gelehrten an der vaterländischen Literatur war so groß, daß 1761 Abbt schreiben konnte, in Rinteln sei Niemand, der die Namen Ramler, Moses Mendelssohn und Lessing kenne. In den deutschen Reichs- und Handelsstädten blühte französische Bildung. Nur im Bürgerstande herrschte noch vaterländischer Sinn und vaterländische Sitte, die jedoch von Außen her überall gedemüthigt wurde. Voltaire schrieb deshalb 1750 aus Potsdam an einen Freund: „Ich befinde mich hier in Frankreich. Man spricht nur unsere Sprache. Das Deutsche ist nur für die Soldaten und für die Pferde, man hat es nur auf der Reise nöthig. Ich finde Leute, die in Königsberg erzogen worden sind und meine Verse auswendig wissen.“ Göthe sagt („Dichtung und Wahrheit“) im Rückblick auf seinen Aufenthalt in Leipzig (1768): „Der Deutsche, seit beinahe zwei Jahrhunderten in einem unglücklichen, tumultuarischen Zustande verwildert, begab sich bei den Franzosen in die Schule, um lebensartig zu werden, und bei den Römern, um sich würdig auszudrücken.“ In eben diesem Jahre 1768 schloß Lessing seine „hamburgische Dramaturgie“ mit den Worten: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigsten Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; alles was uns von jenseits dem Rheine kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheule für Musik uns einreden lassen, als im geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in allem was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat.“ —

Und dennoch arbeitete sich — ein Zeugniß von der kernigen Gesundheit — der deutsche Geist im 18. Jahrhundert durch allen diesen Wust mit solcher Energie und mit solchem Ernst hindurch, daß er fortan der Führer auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst für die ganze gebildete Welt wurde.

Vor Allem erschien er in seiner Selbsterfassung auf dem Gebiete der **Kunst**. Die Musik ging, unbekümmert um Scholasticismus, auf dem Wege, den sie in Bach, der den mystischen Punkt im Menschen ergriffen, wo's in Gott eingeht, und in Händel betreten, der die Freiheit seines eigenen Geistes im „Messias“ declamirt hatte, weiter, um, auf ihrer höchsten Höhe angelangt, laut ihren Gottjubel zu verkünden. Gluck (1714 bis 1787) zeugte mit reformatorischem Genie eine originale Musiknatur — die Wiedergeburt der klassischen Tragödie auf dem Gebiete der Musik, wobei er sie zugleich in

„Orpheus," „Alceste," „Iphigenie in Aulis," „Iphigenie in Tauris" von allem Flitterstaat, allem unnützen überflüssigen Zierrath, befreite und zur einfachen Natur, zur Wahrheit des Ausdrucks, zurückführte, wo die Form dem jedesmaligen Wesen der Person ihren Charakter, ihrer Situation entspricht. J. Haydn (1732—1809) kam dann, — „das fröhliche naive Kind" in der Musik, — mit seinen „Jahreszeiten" und seiner großartigen „Schöpfung," um der Schöpfer der modernen Musik zu werden, die einen Gefühlszustand, von Innen und Außen erregt, der Natur und Wirklichkeit entsprechend zu schildern und wohlklingend, im Ganzen wie im Einzelnen in klarer Form darzustellen sucht, weshalb er forderte, daß die musikalischen Gedanken zwar zu wiederholen, aber bei jedem Wiedererscheinen in neuen Schatten, in anderem Lichte, in verschiedener Farbe auftreten müßten, — daß die Tonsprache warm, bestimmt, verständlich sei und also dem Thema Geist und Leben einhauche, — daß überall Wohlklang, möglich viele neue Effecte auftreten müssen, — daß die musikalischen Formen überall den psychologischen Erscheinungen, den Erregungen des Gefühls entsprechend gestaltet und damit Natürlichkeit und Mannichfaltigkeit gegeben würde. Ihm folgte W. A. Mozart (1756—1791) — „der selbstbewußte Mann" der Musik, der das Leben in seinen Höhen und Tiefen erfaßt und durch alle Gegensätze und Widersprüche hindurch Harmonie und Versöhnung findet. Er ist und enthüllt eine neue musikalische Welt, in der durch Gegensätze und Uebergänge, Verwicklungen und Lösungen, Krieg und Frieden lauter Einklang hindurchtönt. Sinnend und weich, sehnend, melancholisch, zornig, in der lebendigsten und beziehungsreichsten Mannichfaltigkeit gehen die Töne wie Frühlingsleben durch ihre Welt oder rollen sie fort im Tosen der kämpfenden Woge. Er ist der Herrscher im Reich der Melodien, mit denen er Zauberwelten erschließt. Mozart's Blut ist Melodie — frisch und gesund, voll von Wahrheit und Schönheit, von höchster Kunst in der Charakteristik, unübertroffen in Universalität und Objectivität, unendlich reich, Göthe gleich. Lausche seinen Liedern, — seinen Clavierstücken. — Höre das Leben, den Geist, die Formenfülle in seinem „Idomeneo," in der „Entführung aus dem Serail," in „Figaros Hochzeit," in „Cosi fan tutte," in „Titus." Und dann — im „Don Juan," in der „Zauberflöte," im „Requiem!" Im „Don Juan" schreitet Mozart auf nie betretenen Bahnen, über Alpenhöhen und Untiefen, durch Irrgärten und Lustgärten des Lebens in die geheimnißschauerlichen Abgründe der Seele und lauscht ihrem Athem und ihren Empfindungen, ihren Freuden und ihren Qualen, um in klingenden Tonstrahlen das jüngste Gericht zu halten. In seiner „Zauberflöte" betet sich das Gefühl in unendlichunaussprechbaren Gebeten selbst an. In seinem „Requiem" feiert das Gemüth, der Gottathem im Menschen, das Leben Mozart's seine eigene Verklärung. Und in jeder dieser Schöpfungen besondere Totalfarben und innerhalb dieser die mannichfaltigsten Charaktere, jeder dem Ganzen entsprechend und jeder ein volles individuelles Leben. — Neben Mozart steht Beethoven (1770—1827), der Jüngling im Tonreiche, der Schiller der Musik, aus der Welt der Endlichkeit und

Gewöhnlichkeit himmelstürmend in das Reich des Unendlich-Erhabenen, über scheinbare Gegensätze hinüberschwebend, über Abgründe kühn wegspringend, mit göttlichem Humor im Wirrsal der Welt Thränen der Ewigkeit lächelnd. Er singt den Gerichtstag der Geister, die Revolution der Welt. Große Gefühle blüht das Leben mit seinen Kämpfen in musikalischen Accorden hervor. Wahnsinn und Wehmuth, Lebenstrunkenheit und Lebensabgespanntheit in ein und demselben Moment. Beethoven ist der Töne Meister, weil er zum Größten des Wenigsten bedarf, zum Sinnlichsten das Unsinnlichste verbraucht, weil er, ein wahrer Schöpfer, seine Schöpfungen aus Nichts schafft, — jede musikalische Stimmung in ihrem Entstehen, Wachsen und Vergehen, in all' ihren Nüancen und Modificationen zergliedernd und darstellend, überall die Form dem Gegenstande anpassend. Seine „Synfonien" schlagen ihr festgeschürztes, den Hauptgedanken klar und verständlich ausdrückendes Thema in wenigen einzelnen Tönen keck an und stellen sich damit auf sich selbst. Sie gehen in ihren Adagio's schweigsam, gedankenschwer, geheimnißvoll und majestätisch einher. Sie jubiliren in ihren Scherzo's in Weltjubel auf: Töne kämpfen, springen, lieben, schmollen, fliehen, nahen, schäkern, kichern, kosen und tödten sich, wenn sie zuvor mit ihrem Finale im Staccatodonner der Wolken oder in den lieblichen, herzzerreißenden Juchhe's des Humors über sich selbst gelacht und über die, so sie mit sich fortgerissen haben — eine unendliche Tonwildniß, die sich im Niebetretenen verliert, ein elegisches Leichenbegängniß aller eitlen Verstandesphrasen. Und wie in den Synfonien, so in seinen „Sonaten" mit ihrem reichen Seelenleben, — in seinen „Messen" mit ihrem Adel der Gesinnung und des Ausdrucks, — in seinem „Fidelio," der Oper voll Weihe, — in seiner die poetische Dichtung verklärenden Musik zum „Egmont." Ueberall Prägnanz in Aufstellung des Themas, psychologische Ordnung und Verbindung der einzelnen Theile, möglichste Contrastirung durch Schatten und Licht, außerordentliche Belebung durch die mannichfaltigsten Tinten, — und nur da, wo er aus dem ihm von seinem Genius angewiesenen Kreise heraustrat, wie in der eigentlichen contrapunctischen Kunst, und als er der Musik mehr zumuthete als sie leisten kann, als sie die individuellsten Gedanken aussprechen &c. sollte, verfiel er der Pedanterie, welche durch kunstvollen Formenbau die reine Stimmung des Gemüthes erstickt.

Wie in der Musik, so hob sich der deutsche Geist in der Poesie aus der Erdwucht der Vorurtheile und aus dem Joche der Fremdherrschaft empor, um in seinem Element, im freien Aether ächt menschlicher Gedanken und Gefühle zu schwingen. Gottsched stand noch als ein sichtender Cherubim vor dem Eingange, der in das Paradies ächt deutscher Dichtkunst führen sollte, und schnitt das überwuchernde Holz der früheren Dichterschulen ab. Die Schweizer Bodmer und Breitinger öffneten die Pforten, indem sie der Poesie eine malerische Kraft zueigneten und dadurch die Sprache mit metaphorischen Wendungen bereicherten.

Da begann **Klopstock**, der Schöpfer der klassischen neudeutschen Literatur sein deutsches und protestantisches Gefühl auszusingen. Er war ein Patriot: Darum sang er

begeistert in seinen „Bardieten“ von Hermann und den Germanen; darum strebte er nur selbstempfundene, aus dem deutschen Volkswesen stammende Stoffe dichterisch zu verarbeiten; darum ging er in seinen Oden zur altdeutschen Mythologie und altnordischen Dichtung zurück, weil er dadurch das Deutsch-Vaterländische zum Sieger über das eingeführte Franzosenthum machen wollte; darum auch rief er mit Verschmähung des Reimes das Versmaß des Horaz und den freien Formensinn des Antik-Klassischen an das Licht des Tages hervor. In diesem Geiste dichtete er sein deutsches „Vaterlandslied“:

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Erköre mir kein ander Land
Zum Vaterland,
Wär mir auch frei die große Wahl!

Mit vaterländischem Sinn wies er auf den Geist hin, der in „unserer Sprache“ lebt, die

An mannichfaltiger Uranlage
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich
Ist, was wir selbst, in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich.

Und dabei war Klopstock ein Christ. Vom religiösen Geiste erregt, sang er den „Messias“ — die Erlösung der Welt durch den Opfertod Christi, mit Hineinziehung der ganzen altchristlichen Mythologie von den guten und bösen Engeln; den Inhalt in die Eingangsverse zusammenfassend:

Sing', unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adam's Geschlecht zu der Liebe der Gottheit
Leidend, getödtet und verherrlichend, wieder erhöht hat.

Mit diesem religiösen Geiste dichtete er seine erhabenen „Oden“, deren Gesammt-Grundton die Ode an den „Erlöser“ anschlägt:

Der Seraph stammelt, und die Unendlichkeit
Bebt durch den Umkreis ihrer Gefilde nach
Dein hohes Lob, o Sohn! Wer bin ich,
Daß ich mich auch in die Jubel dränge!
Vom Staube Staub! Doch wohnt ein Unsterblicher
Von hoher Abkunft in den Verwesungen
Und denkt Gedanken, daß Entzückung
Durch die erschütterte Nerve schauert.

Und deren (der Oden) höchste Begeisterung die „Allgegenwart Gottes“ feiert:

Allgegenwärtig, Vater,
Schließest Du mich ein.
Steh' hier, Betrachtung, still und forsche
Diesem Gedanken der Wonne nach.

Wenige nur, ach, Wenige sind,
Deren Aug' in der Schöpfung
Den Schöpfer sieht; Wenige, deren Ohr
Ihn im mächtigen Rauschen des Sturmes hört,
Im Donner, der rollt,
Oder im lispelnden Bache;
Weniger Herzen erfüllt mit Ehrfurcht und Schauer
Gottes Allgegenwart.

Mit heiligem Schauer
Brech' ich die Blum' ab;
Gott machte sie,
Gott ist wo die Blum' ist.
Mit heiligem Schauer
Fühl' ich der Lüfte Wehen,
Hör' ich ihr Rauschen; es hieß sie wehen und rauschen
Der Ewige. Der Ewige
Ist, wo sie säuseln und wo
Der Donnersturm die Zeder stürzt.

Derselbe Geist endlich begeisterte ihn zu seinen „religiösen Liedern", deren Gottglaube in den Hoffnungslauten ausathmet:

Auferstehn, ja auferstehn
Wirst du mein Staub nach kurzer Ruh!
Unsterblich's Leben
Wird, der dich schuf, dir geben!
Halleluja. —

Als Ergänzung Klopstocks mit seiner in die Unendlichkeit strebenden Dichtung trat **Wieland** mit der sinnlichreizenden Poesie des in der Welt befangenen, irdisch befriedigten Menschen auf, — von französischer Bildung beleckt und in leichtfertiger, sinnlicher Sprache weisen Genuß des Lebens predigend: in der Jugend mit Enthusiasmus für die Religion in der „Natur der Dinge", einem religiösen Lehrgedicht, Pantheismus und Materialismus bekämpfend; sodann im „Agathon", „Musarion" 2c. als Dichter der Sinnlichkeit, des Witzes und der Satire auftretend; endlich mit muthwilliger Keckheit den „neuen Amadis", den humoristisch satirischen Roman „die Abderiten", sowie die Romane „Agathodämon", „Aristipp" 2c., mit höchster geistiger Kraft das romantische Heldengedicht „Oberon" schaffend.

Der Gegensatz, den Klopstock und Wieland darstellen, ist der Gegensatz von der Sage des heiligen Gral und des Königs Artus und der Tafelrunde, von Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, vom mittelalterlichen Papst und mittelalterlichen Kaiser, von Kirche und Staat, von der Neigung jedes Menschenherzens zu Gott und der Welt. Darum waren beide auch die Wegweiser in der Dichtung ihres Jahrhunderts: Klopstock mit seiner Religiosität und Tiefe des Gefühls für Geßner, Gerstenberg,

Schubart, Lavater, F. H. Jacobi; — mit Wielands leichter heiterer Poesie verwandt: Musäus, Thümmel, Heinse.

Klopstock und Wieland stellen in großen Zügen das Wesen des deutschen Volkslebens dar; erfassen jedoch noch nicht das wahre Wesen der Poesie: sie vermögen nicht Individualitäten darzustellen. Um diese Aufgabe zu lösen, mußte dem deutschen Geiste erst von Neuem die Antike erschlossen werden. Dieses geschah durch **Winckelmann** mit seiner „Geschichte der Kunst des Alterthums", die, nach Goethes Ausspruch, ein Lebendiges, für die Lebendigen geschrieben, ein Leben selbst ist, und in der er als der Erste, mit ungetrübtem Auge die Erhabenheit, Harmonie und Schönheit der antiken Schöpfungen charakterisirte, das reine Griechische von den fremden Elementen, das Musterhafte von dem Fehlerhaften, schied, die Fortschritte und das Wesen der einzelnen Kunstepochen entwickelte, und als Resultat den Hauptcharakter der Schönheit in der Genügsamkeit fand, welche auf Tiefe, Selbstständigkeit und Abgeschlossenheit des inneren Wesens beruhe.

Damit war das Geheimniß der Kunst entdeckt, das Reich des Schönen für Deutschland geöffnet und der Geisterkönig des 18. Jahrhunderts, **G. E. Lessing**, konnte eintreten — mit einem Stile wie sein Charakter, ganz jener der römischen Bauwerke, höchste Solidität bei höchster Einfachheit, gleich Quadersteinen die Sätze aufeinander ruhend, indem als Gesetz der Schwere die logische Schlußfolge das Bindeglied ist, — wahr, fest, schmucklos, schön, imposant durch inwohnende Stärke, — wie ihn Heine charakterisirt. Es war das die Sprache eines Charakters, an dem „jeder Zoll ein Mann", — einer nimmer ruhenden, in steter Lebendigkeit sich erarbeitenden Persönlichkeit, die ohne Voraussetzung an die Dinge herantrat und sie in ihrer Vernünftigkeit erkennen wollte, — die unerbittlich, unermüdlich, kühn, genial mit dem Richtschwert des Geistes dem Despotismus im geistigen Leben und Streben, dem Vorurtheil und dem Obscurantismus, der Pedanterie und der Eitelkeit in Wissenschaft und Kunst den Kopf abschlug, und, selbst voll von lebendiger schöpferischer Kraft, und darum überall, wo er das Götzenhaus der Unvernunft und der Gemeinheit zerstörte, den Tempel der Wahrheit und Schönheit aufbauend — der Reformator des geistigen Lebens der Deutschen ward, — der Nationalheld und das Musterbild für das 18. Jahrhundert, dessen Leben ein Opfer für die Wahrheit war, die er jedoch nicht ruhig im Besitz zu haben wähnte, sondern der das Ringen seines ganzen Seins galt, weshalb er diesem seinen Sein die Aufschrift gibt: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gib, die reine Wahrheit ist ja

doch nur für Dich allein!" — An Winckelmann anknüpfend, zeigte er in seinem „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie" (1766) den Unterschied der beiden Künste, der bildenden (Malerei und Plastik) und der redenden (Poesie), wobei er als Grundsatz ausspricht, daß in der Plastik körperliche Schönheit und ideale menschliche Form das höchste Ziel ist, und daß in ihr nur Ein Moment für die Darstellung benutzt werden kann und zwar derjenige zu wählen ist, der für die sinnliche Anschauung nach dem Gesetz idealer Schönheit gestaltet werden kann; — daß für die Poesie die fortschreitende Handlung, die Entwicklung des Gefühls durch alle Momente, die Steigerung bis zur Leidenschaft das Ideal ist; — daß bildende und redende Kunst getrennt werden müssen und folglich die malerische und beschreibende Naturpoesie ein Mißgriff ist. In der „hamburgischen Dramaturgie" wurde sodann Lessing für die Schauspielkunst, was Winckelmann für die bildende Kunst bahnbrechend geleistet hatte: für immer wurde durch sie die Nachahmung der Franzosen und Gottsched's Irrthum vernichtet, daß die französischen Dichter den Charakter des griechischen Drama's begriffen hätten, — wurden aber auch die Grundgesetze des Drama's, nach den Vorschriften des Aristoteles und nach dem Vorbilde Shakspeare's erläutert. „Betritt der Alten sichere Wege!" ruft er darum mit seinem Bruder allen Jüngern der Muse zu — und die Deutschen horchten und hörten auf ihn: sie gingen zu Homer, Sophokles, Aristoteles, Shakspeare in die Schule.

Positiv trat Lessing sodann in seinen Schauspielen auf, mit denen er den freien Ton des freien deutschnationalen Drama's gründete und zeigte, wie man den Anforderungen an individualisirte Charaktere, an Lebendigkeit des Dialogs an klarer Disposition der Handlung entsprechen könne und müsse. In „Minna von Barnhelm", dem ersten wahrhaft deutschen Lustspiele, verkündete er den ächten Patriotismus, indem er nachwies, daß gegenseitige Achtung und Liebe unter stammverwandten Völkerschaften nothwendig, Haß unter ihnen unnatürlich, der Grund der Trennung aber in den unglücklichen politischen Verhältnissen, nicht in dem auf Aufrichtigkeit, Treue, Liebe und Rechtlichkeit basirten, überall in Deutschland gleichen Nationalcharakter liege, — dabei aber auch zugleich die Sucht der Ausländerei an den Pranger stellend und dazu unter seinen ächt deutschen Charakteren einen Franzosen auf die Bühne bringend, der ein Geck, ein lebendiges Complimentirbuch, eine wandelnde Spielhölle ist. In „Emilia Galotti" sodann entwarf er — alles Nationalunheil in dem Sittenverderben suchend, das besonders die Höfe und ihre sie umgebenden Kreise ergriffen hatte — ein leuchtendes Bild von sittlicher Größe, von dem wahren Seelenadel des Menschen, indem alle Ränke schmachvoll zu Schanden werden an der stillen Macht triumphirender Tugend, deren Träger im Volke stehen; gegenüber denen er die „Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höheren Regionen" schneidend und bitter schildert. Im „Nathan" endlich steht Lessing nicht mehr blos als Vertheidiger der Nationalität da; er tritt als Verkündiger der Humanität in ihm auf. „Nathan" ist das Product der Religion der Liebe: von Gervinus mit Recht neben

Goethes „Faust" gestellt und ein reizender Codex religiöser und weltlicher Moral genannt; — von Herder eine Mannesthat geheißen, von der aus der Ruf erschallt: „Ihr Völker, duldet euch! Ihr Menschen verschiedener Sitten, Meinungen und Charakter, helft, vertragt euch, seid Menschen!" — von Goethe mit dem Wunsche begleitet: „Möge das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben;" — von Platen mit Recht gepriesen, wenn er dichtet:

Deutsche Tragödien hab' ich in Masse gelesen, die beste
Schien mir diese, wiewohl ohne Gespenster und Spuk:
Hier ist Alles, Charakter und Geist und der edelsten Menschheit
Bild, und die Götter vergeh'n vor dem alleinigen Gott.

Lessing war durch und durch eine religiöse Persönlichkeit. Darum aber auch war er weder ein Freigeist seiner Zeit, noch ein orthodoxer Dogmatiker. Gegen die Orthodoxie stand er im Schlachtfelde, und im Kampfe gegen sie ruft er aus: „Luther! Du großer verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, Deine Pantoffeln in der Hand, den von Dir gebahnten Weg schreitend, aber gleichgültig daher schlendern. Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst. Wer erlöst uns von dem unerträglicheren Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie Du es jetzt lehren würdest? Wer?" Ebenso sehr verachtet er aber auch die neumodischen Geistlichen, die Theologen viel zu wenig, und Philosophen lange nicht genug sind. „Ich bin von solchen schaalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben." Darum ekelte ihn die nicolaische Aufklärerei an, so daß er ihr gegenüber oft als orthodox erschien, und je muthwilliger und triumphirender man das Christenthum zu Boden treten wollte, desto geneigter fühlte er sich, es wenigstens in seinem Herzen aufrecht zu erhalten, während er desto zweifelhafter ward, je bündiger man es auf einer andern Seite erweisen wollte. Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu gebrauchen, wollte er beibehalten wissen; aber er wollte auch nicht, daß es weggegossen würde, als bis man wisse, woher reines zu nehmen. Liebe war ihm Religion, und diese Liebe dictirte den „Nathan", in dessen großem Hauptträger Lessing sich selbst charakterisirt hat. Der Jude „Nathan", der sich von der Engherzigkeit seiner väterlichen, der exclusivsten aller Religionen, losgerungen und damit in sich selbst den Schmerz der Wiedergeburt aus der Starrheit und Beschränktheit religiöser judaistischer Unduldsamkeit zur reinsten Anschauung ächter Menschlichkeit durchgekämpft haben muß, äußerlich angeregt durch die Drangsale des Lebens (er verlor durch die Christen Frau und Kinder), sowie durch seine Reisen und Erfahrungen über die Bornirtheit jedes engen Geisteshorizontes emporgehoben und gereift in Welt- und Menschenkenntniß, — ist der Repräsentant der Menschheit, des reinen Menschenwesens in Person, der deshalb auch dem Tempelherrn auf seine Charakterisirung des jüdischen Volkes antworten kann:

Verachtet
Mein Volk, so sehr Ihr wollt. Wir haben Beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
Als Mensch? Ach! wenn ich Einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es gnügte, ein Mensch
Zu heißen! —,

der dem Klosterbruder das Bekenntniß abringt:

Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein bess're r Christ war nie! —,

der endlich alle seine Hoheit in seinem Glaubensbekenntniß, in dem Märchen von den drei Ringen, niederlegt: Ein Mann in Osten hatte einen Ring, der die geheime Kraft besaß, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, wer in dieser Zuversicht ihn trug. Er traf die Verfügung, daß der Ring auf ewig bei seinem Hause sich erhalte und daß ihn stets der Liebste der Söhne vom Vater erben und dadurch Fürst des Hauses werde.

So kam nun dieser Ring von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihn bald der, bald dieser, bald
Der dritte, — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes, den er dann auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, so lang' es ging. Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kömmt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun? —
Er sendet in geheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwei andere bestellt und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondre;
Gibt jedem insbesondere seinen Segen, —
Und seinen Ring, — und stirbt.
Kaum war der Vater todt, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich; — Fast so unerweislich als
Uns jetzt — der rechte Glaube.
Die Söhne verklagten sich.
Der Richter sprach: — — Ihr nehmt
Die Sache völlig wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen!
Und gewiß,
Daß er auch alle drei geliebt und gleich
Geliebt, indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von Euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre,
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich und sprechen. Geht! — — — — —

So steht Nathan, der Repräsentant der lessing'schen Humanitätsphilosophie, und doch in der Erscheinung mit dem Gepräge seiner spezifisch jüdischen Nationalität — wie Hillebrandt bemerkt — bedeutsam im Mittelpunkte des Ganzen, zum Symbol der höheren religiösen Duldung und Liebe, aus dem Reiche Derer, die sich für das „auserwählte Volk" halten, emporgeschwungen und damit der Religion seiner Väter, wie dem Muhamedanismus und dem Christenthum, den beiden Religionen, welche im Judenthum ihre gemeinschaftliche Mutter haben, das Ziel der wahren ewigen Religion zeigend. Von diesem Mittelpunkte aus wird dann der Aberglaube in seiner schwärmerischen Form zurückgewiesen. Daja

Ach! die arme Frau, — ich sag' Dir's ja —
Ist eine Christin; — muß aus Liebe quälen; —
Ist eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott zu wissen wähnen!

Von diesem Mittelpunkte aus wird die dogmatische Strenge des Tempelherrn zur Toleranz umgestimmt: stolz auf seinen Beruf und auf sein Christenthum wird er durch die dankbare Liebe Nathans von seinem Vorurtheil gegen die Juden befreit, lernt er in Daja's Fanatismus, vor Allem aber durch des Patriarchen Denk- und Handlungsweise die religiösen Vorurtheile kennen und abwerfen, sieht er den Kern des Christenthums im schlichten Klosterbruder, wird er durch Saladin's Menschlichkeit ein freier Mensch. — Von diesem Mittelpunkte aus wird endlich auch die Sophistik des Pfaffenthums gerichtet: der Patriarch ist der personifizirte fanatische Orthodoxismus des Christenthums, dessen „Stolz ist Christ sein, nicht Mensch", und der nicht Christi „Tugend, seinen Namen überall verbreiten" will, — der zum Nutzen seiner Kirche d. i. der Geistlichkeit selbst nichtswürdigen Verrath und Fürstenmord nicht scheut, da ihn „lediglich der Eifer Gottes treibt", — der von seinen Untergebenen blinden Gehorsam und blinden Glauben verlangt, da ein Christ nur soweit, als es die Kirche erlaubt, denken darf, — der jeden Eingriff in die Kirche auf's Härteste geahnet wissen will und darum, als er von der rettenden That Nathans hört, nur ausrufen kann: „Der Jude wird verbrannt!" „Was hat der Jude Gott vorzugreifen? Gott kann, wen er erretten will, schon ohn' ihn retten!", — der sich zum Schutz des Priesterthums mit den Mächtigen der Erde verbindet, indem er ihnen „gar leicht begreiflich macht, wie

Gefährlich selber für den Staat es ist,
Nichts glauben! Alle bürgerliche Bande
Sind aufgelöset, sind zerrissen, wenn
Der Mensch nichts glauben darf."

Welcher Contrast mit diesem Pfaffenthum — die naive Duldsamkeit der Recha, die meint, daß Moses nicht blos auf Sinai, sondern „wo immer er gestanden, vor Gott gestanden", — die einfache Moral des Klosterbruders, der gehorcht, „ohne viel zu

klügeln", obwohl er fühlt, daß ihn der Patriarch zu Vielem gebraucht, vor dem er „großen Ekel" haben muß, — der edle Herrscher Saladin, von dessen „Hause jeder Bettler ist", der mit Verschwendung gibt, der keine krummen Wege einzuschlagen vermag, der, wie Nathan, ernstlich strebt, ein Mensch zu sein und der nicht verächtlich wie des Volkes Stimme denkt!"

So hat Lessing das Evangelium der Humanität verkündet, — das Christenthum ohne Hierarchie, ohne Pfaffenthum, deren Vertreter er in seinem „Antigöze" in der Gestalt des hamburger Hauptpastors für alle Zeiten mit ihrem Denunziationswesen, mit ihren Hülferufen bei der weltlichen Obrigkeit zum Schutze für ihren Egoismus, mit ihrem Hochmuth unter dem Mantel der Demuth, mit ihrer Verdammungssucht unter dem Scheine rettender, erbarmender Christenliebe gezeichnet hat. Lessing unterscheidet zwischen Christenthum und Theologie: die Religion ist Gefühl, das Wesentliche desselben Liebe und deren Probe thatkräftiges Handeln. „Das Christenthum ist da mit seinen Früchten. Soll ich mich an ihnen nicht sättigen dürfen, weil ich all' die frommen Sagen über die Art, wie einst der Same ausgestreut worden, nicht eben läugne, sondern nur an ihren Ort gestellt sein lasse? Was gehen dem Christen des Theologen Hypothesen, Erklärungen und Beweise an?" „Ich habe noch immer die besten Christen unter Denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten." „Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion." So stellt Lessing das innere dem äußeren Christenthum gegenüber, — das innere, welches seine Unerschütterlichkeit in der Selbstgewißheit des Gottgefühles hat und das eine über alle Sectenunterschiede und Dogmenstreitigkeiten übergreifende Macht ist. Darum sind ihm denn auch die Religion Christi und die christliche Religion zwei ganz verschiedene Dinge. „Die Religion Christi ist diejenige, die er als Mensch selbst erkannte und übte; die christliche Religion ist diejenige, die es für wahr annimmt, daß Christus mehr als Mensch gewesen und ihn selbst als solchen zu einem Gegenstand der Verehrung macht. Kaum lassen sich die Lehren und Grundsätze dieser beiden Religionen in einem und demselben Buche finden. Wenigstens ist augenscheinlich, daß die Religion Christi ganz anders in den Evangelien enthalten ist, als die christliche. Die Religion Christi ist mit den klarsten und deutlichsten Worten darin enthalten, die christliche dagegen so ungewiß und vieldeutig, daß es schwerlich eine einzige Stelle gibt, mit welcher zwei Menschen, so lange die Welt steht, die nämlichen Gedanken verbunden haben."

Die positiven Religionen sind für Lessing die stufenweise Mittheilung des göttlichen Geistes an die Menschen nach dem Maße der Empfänglichkeit der jedesmaligen Individuen, nach der durch Ort und Zeit, Clima und Nationalität bedingten Empfänglichkeit des Menschen-Individuums und der Völker, — die Stufen bei der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts. Eine Offenbarung, die alle Menschen auf eine begründete Art glauben können, ist unmöglich, und Gott konnte sie in solcher Allgemeinheit und Allklarheit nicht gewähren; am wenigstens ist die Offenbarung auch für diese-

nigen zur Seligkeit nöthig, welche davon keine oder doch keine gegründete Kenntniß erlangt haben. Durch zufällige Geschichtswahrheiten (Zeugnisse und Erfahrungssätze) können nothwendige Vernunftswahrheiten, die den Inhalt der Offenbarung bilden, nicht bewiesen werden. Nur die Vernunft kann darüber entscheiden, ob eine Offenbarung sein kann und muß, und welche von den vielen, die darauf Anspruch machen, es wahrscheinlich sei. Eine gewisse Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens beruht auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung; die Vernunft gibt sich selbst gefangen, indem sie ihre Gränzen bekennt, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist; die geoffenbarte Religion schließt die vernünftige in sich. Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht; sie gibt dem Menschengeschlechte nichts, worauf die sich selbst überlassene menschliche Vernunft nicht auch kommen würde; sondern sie gab und gibt ihm die wichtigsten Dinge nur früher. Bei der Rohheit, Sinnlichkeit und Kindheit des jüdischen Volkes mußte das Elementarbuch seines Unterrichts keine Lehre enthalten, welche die Fassungskraft des Kindes übersteigt. Aber das Kind wird Knabe, wird Jüngling, das Elementarbuch wird erschöpft, und es wird schädlich, das demselben entwachsene Kind länger dabei verweilen zu lassen. Ein besserer Pädagoge kam, um das erschöpfte Lehrbuch dem Kinde aus den Händen zu reißen: Christus. Er war der erste zuverlässige und praktische Lehrer der Unsterblichkeit. Das neue Testament hat das zweite bessere Elementarbuch für das Menschengeschlecht abgegeben, und gibt es noch ab; auch war es höchst nöthig, daß jedes Volk dieses Buch eine Zeit lang für das Aeußerste seiner Erkenntniß halten mußte. Darum hüte Dich, Du fähigeres Individuum, daß Du am letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfst und glühst, hüte Dich, es Deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was Du witterst und schon zu sehen beginnst. Doch glaube auch nicht, daß Speculationen über die theologschen Dogmen jemals Unheil gestiftet, oder der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig geworden sind. Vielmehr ist die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten schlechterdings nothwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll; sie wurden geoffenbart, um Vernunftwahrheiten zu werden. Die Vernunftwahrheit aber der höchsten dieser Offenbarungen, des „Christenthums, wie Christus selbst es jetzt lehren würde", des neuen Evangeliums, ist die Freiheit, die in der Vernunft ruht, mit welcher der Mensch gegenüber allen äußeren Machtgeboten und selbstischen Rücksichten, das Gute allein um des Guten willen thut. Und sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand von einer immer besseren Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird, da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und stärken sollten, um die innern besseren Belohnungen desselben zu erkennen. Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen, ewigen Evangeliums, die uns selbst in

den Elementarbüchern des neuen Bundes versprochen wird. Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurückzugehen! Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist. Du hast auf deinen ewigen Wegen so viel mitzunehmen, so viel Seitenschritte zu thun! Und wie? wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große, langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein einzelnes eben dahin liefert? — —

Lessing zur Seite steht bei Verkündigung der Humanität **J. G. Herder**, der Mann, dessen Lebensmotto „Licht, Liebe, Leben!" war, den Wieland ob des mächtig zündenden Elementes seines Geistes mit einer electrischen Wolke verglich, — im Wesen und Umgange ein Gebieter und Herrscher und zugleich ein mächtiger Zauberer bei geistiger Anregung und Begeisterung, — ein Mensch, immer und ewig dürstend nach Wahrheit und Weisheit, der noch im Todeskampfe seinem Sohne zurief: „Gib mir einen großen Gedanken, daß ich mich daran erquicke!" Mit geistreichem Blick schaute er die Schönheit in der Natur und im Leben selbst. Mit diesem Blick sah er als die vollendetste Poesie die des Volkes an, weil in ihr der innigste Verein von Kunst und Natur stattfinde, und in dieser Poesie wies er dann den tiefen Gehalt, wie den innersten Zusammenhang zwischen Lied und Volk nach. Mit diesem Blick suchte er unter allen Völkern und in allen Zeiten die Poesie, — diese von der Gottheit dem menschlichen Geschlecht mitgetheilte Kraft zur Bildung für das Höchste, zur Cultur und Humanität. Seine „Stimmen der Völker" offenbaren in überraschender Treue und Einfalt die Stimmungen und Seelenzustände aus dem hohen Norden, aus Nordwesten, aus dem Süden, aus Deutschland und aus Madagascar und Peru; indeß er im „Cid" die aus dem 13. bis 15. Jahrhundert stammenden spanischen Romanzen bearbeitete. — Sein „Geist der hebräischen Poesie" weist in der Bibel den Charakter der poetischen Sprache, wie die verschiedenen Gattungen der Poesie nach, die epische Sage in den historischen Schriften, den lyrischen Gesang in den Schlacht- und Siegesliedern, den religiösen Hymnus in den Psalmen, die erotische Poesie im Hohenliede, die Elegien in Jeremias, die didactische Poesie in den Sprüchen, — und damit übergab er das ewige Buch, das bisher nur von theologischem Gesichtspunkte aus betrachtet war, zum ersten Male dem ästhetischen Gefühl. Eben dieser geistreiche und tiefpoetische Blick auch war es, womit er alle Verhältnisse des Lebens und alle Wissenschaften geistig zu durchdringen suchte und mit dem er die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" schuf, in welchen er aus der Beschaffenheit der Erde und der Natur eine Stufenleiter der Geschöpfe nachzuweisen, aus der Organisation des Menschen, dessen Vernunftfähigkeit und dessen äußere Bildung seine Anlage zur Humanität und zur Religion herzuleiten suchte — hinaufführend dann auf die philosophische Höhe, von der das Auge die Völkermassen vieler Jahrhunderte überschaut: der erste Versuch zu einer freien geistigen Auffassung der Weltgeschichte. Es ist

ihm die Geschichte der Menschheit die Verwirklichung Gottes. Das menschliche Geschlecht, sagt er, ist Ein Ganzes; seit seiner Entstehung hat es angefangen, sich zu organisiren und diese Organisation soll es vollenden. Revolutionen sind Evolutionen der in uns schlummernden, uns nur verjüngenden Kräfte. Der alte Orient ist das Kindesalter, Aegypten das Knabenalter der Welt; in Griechenland ist alles Jünglingstraum und Mädchensage; in Asien entsteht sodann durch den makedonischen Alexander ein Griechenland. Die Römer bilden das Mannesalter menschlicher Kräfte und Bestrebungen. Dann sank die halbe Welt in Trümmer. Der Norden, eine neue Welt, bedurfte, den Riß zu heilen, des Christenthums, als eines Gottglaubens der Menschenfreundschaft. Was die Römer durch kriegerische Eroberung nicht hatten erreichen können, die Herrschaft der Welt, vollführten die Germanen durch eine geistige Eroberung, durch das Christenthum. Die christliche Religion hatte keinen geringeren Zweck, als alle Völker zu Einem Volke für diese und für eine zukünftige Welt glücklich zu bilden. Das Christenthum enthält die ächteste Humanität, wie sich denn Jesus auch mit einem Lieblingsnamen den Menschensohn nannte. Als ein geistiger Erretter seines Geschlechts wollte er Menschen Gottes bilden, die aus reinen Grundsätzen, unter welchen Gesetzen es auch wäre, Anderer Wohl beförderten. Diese allgemein wirkende Humanität ist der einzige Zweck der Vorsehung mit dem Menschengeschlecht. — Auf dem Gebiete der Theologie redete er in seinen „Briefen über Humanität" dem Weltbürgerthum und mit ihm einer Weltkirche im Gegensatz zu den bestehenden Landeskirchen das Wort, in der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" bekämpft er die dürren Auslegungen der Schöpfungsgeschichte und setzt an ihre Stelle eine poetisch allegorische Deutung; in den „Briefen über das Studium der Theologie" sucht er die Jugend für die poetische Auffassung des Christenthums empfänglich zu machen, weshalb er in ihnen, wie in allen seinen Werken, auf den einfachsten Kern des Christenthums zurückgeht. Dadurch ist er der Vorkämpfer für die Zeit der Humanität, ihr Vorbote, ihr begeisterter Herold geworden. Er vertheidigt Spinoza und steht ihm selbst nahe, obschon er auf der andern Seite von Kant geerbt hat. Humanität! heißt das Wort, an dem sein Leben hält. Humanität ist des Menschen Bestimmung. Unter allen Verhältnissen sind die Menschen unsere Brüder, und Gott unser aller Vater. Dieser Glaube faßt unser Geschlecht nicht als ein erdichtetes, sondern als ein in der Natur gegebenes Gottesgeschlecht, das zwar tief versunken, aber rettbar ist, und nur durch sich selbst rettbar. In aller Menschen Herzen ist die reine Christusreligion geschrieben; obwohl mit Unrath überdeckt, glänzt ihre Schrift hervor, unaustilgbar, unverfälschlich. Sie heißt Gewissenhaftigkeit in allen Pflichten, reine Menschengüte und Großmuth. Der Bosheit selbst unüberwindbar, der verachtenden Schmach unbezwinglich, ist sie auf Selbstverläugnung gebaut und wird in jeder Beziehung des Lebens nur durch diese befestigt. Die Gottseligkeit selbst ist zu ihr nur das Mittel, aber das kräftigste Mittel, wie Christi Vorbild zeigt. Am Namen „Christianer", der von den Griechen dem Christenvolke als einer Sekte gegeben ward, liegt wenig; gehe dieser unter oder bleibe. Wie nannte sich

Christus? Der Menschensohn, d. i. einen einfachen, reinen Menschen. Von Schlacken gereinigt, kann seine Religion nichts anderes, als die Religion reiner Menschengüte, Menschenreligion heißen. Und das Christenthum sollte verfolgen? Sein Grund ist historische Begebenheit und derselben reine Erfassung, simpler, schlichter, thätig sich ausdrückender Glaube. Eben aber, daß dies sein Grund ist, zeigt, daß das Christenthum nie verfolgen kann, nie verfolgen muß. Wer wird den andern mit Feuer und Schwert zwingen, daß er eine Sache historisch glaubt? Ueberzeuge ihn, daß er glaubt, wo nicht, so laß ihn gehen. Er stehe oder falle dem Richter seiner Ueberzeugung. Du bist dies nicht. — Das Gesetz des Christenthums ist: Vernichtung seiner selbst zu einem höhern Sein, zum höhern Leben. Kein menschlicher Glaube schließt die Vernunft aus; aber die Vernunft, die, als Richterin, ohne vernommene Sache nichts ist, horcht dem Glauben. Glaube ist stille Zuversicht des Unsichtbaren, nach dem Maßstabe des Sichtbaren, Ergreifen der Zukunft nach der Analogie des Gegenwärtigen und Vergangenen. Glaube ist ein Resultat unserer Erfahrungen, sie alle gleichsam und den ganzen Lauf der Dinge in eine Formel gebracht und dem Gemüthe einverleibt. Glaube ist die Basis aller unserer Urtheile, unseres Erkennens, Handelns und Genießens. Der große Geist, der mich anweht, überall Einen Gang, Einerlei Gesetz zeigt, der ist mein Siegel der Wahrheit. Das schlagende Herz mit seinem unerschöpflichen Reize ist Abgrund innerer dunkler Kräfte, das wahre Bild der organischen Allmacht. In Analogie mit dem Geiste der Gottheit weiß nur der Geist des Menschen, was im Menschen ist, indem er gleichsam auf sich selbst ruht und in seinen Tiefen forscht. Innig wissen wir außer uns nichts: ohne Sinn wäre uns das Weltgebäude ein zusammengeflochtener Knäuel; der Schöpfer mußte scheiden, trennen, für uns und in uns buchstabiren. Nenne man nun diesen lebendigen Geist, der uns durchwallet, Flamme oder Aether: genug, er ist das unbegreifliche himmlische Wesen, das Alles zu mir bringt und in mir eint. Dieser innere Aether muß Alles empfangen und in sich verwandeln können. Wahrlich, wenn dieses nicht Saitenspiel der Gottheit heißt, was sollte so heißen? Der Mensch ist eine kleine Welt, unser Körper ein Auszug des Körperreichs, wie unsere Seele ein Reich aller geistigen Kräfte, Was wir nicht sind, können wir auch nicht erkennen und empfinden. Ob die Seele materiell oder immateriell sei, weiß ich darum noch nicht: glaube aber nicht, daß die Natur zwischen beiden eiserne Bretter befestigt habe. Aus dem Vielen, was uns zuströmt, macht der Gedanke ein lichtes Eins, wie bei jedem Sinne die Natur ein Vieles eint. Die Seele weiß nichts aus sich, sondern was ihr von Innen und Außen ihr Weltall zuströmt und der Finger Gottes zuwinkt. Den großen Urheber in sich, sich in Andere hinein zu leben und dann diesem sicheren Zuge zu folgen: das ist moralisches Gefühl, das ist Gewissen. Liebe ist die höchste Vernunft, das reinste, göttlichste Wollen. Gott, der Selbstständige, ist im höchsten einzigen Verstande des Wortes Kraft d. h. die Urkraft aller Kräfte, Organ aller Organe. Ohne ihn wirkt keine der Kräfte, und alle im innigsten Zusammenhange drücken in jeder Beschränkung Ihn aus, den Selbstständi-

gen. Die Gottheit hat sich in das Wesen jeder Organisation gleichsam selbst beschränkt; wir schwimmen in einem Ocean der Macht. Die ganze Welt Gottes ist ein Reich immaterieller Kräfte. Im kleinsten Punkte der Schöpfung ist der ganze Gott gegenwärtig. Im Wesen jedes Dinges und seiner Eigenschaften offenbart die Welt den ganzen Gott, wie es nämlich an diesem Punkte geschehen konnte. Den Gedanken Gottes denken wir im Wesen der Dinge selbst. Aus allen Geschöpfen und Begebenheiten prägt sich dem Menschen das Gepräge der Gottheit auf. Das ist wahrhaftes Leben, daß in der Natur Alles von Allem verschlungen wird. Blos eine Erscheinung ist zerstört, die sich nicht länger halten konnte, nachdem sie mit aller Freude des Daseins das Dasein anderer hervorgebracht. Es ist also kein Tod in der Schöpfung. Wenn die Erscheinung verlebt, zieht sich die innere lebendige Kraft in sich selbst zurück, um sich abermals in junger Schönheit der Welt zu zeigen. Durch Wiedergeburt erhält sich das Dasein. Der Mensch kann sich der Vollkommenheit nähern; unendlich vollkommen dagegen kann er niemals werden. Niemand erreicht vollständig das reine Bild der Menschheit in ihm; die Erde ist nur Uebungsplatz, Vorbereitungsstätte, und die verschlossene Knospe der gottähnlichen Humanität wird in jene Welt übergehen, wo wir in der wahren göttlichen Menschengestalt erscheinen werden. Unser irdisches Leben ist der Keim des zukünftigen; jeder trägt in sich geschrieben seine Bestimmung; Glaube an eine fortgehende Zukunft ist dem Menschen nothwendig und natürlich, selbst in dem Falle, daß sie nicht vorhanden wäre. Außer dieser Unsterblichkeit, die nicht ein Werk des Wissens, sondern eine Blüthe der Ahnung und der Hoffnung ist, gibt es noch eine andere, die uns nicht geraubt werden kann. Was in der Natur und Bestimmung des Menschengeschlechtes, in seiner fortgehenden Thätigkeit, im unverrückten Gange desselben zu seinem Ziele wesentlich liegt, ist allein unsterblich; in dem unsichtbaren Medium der Geister wirken wir auf die Unsern, auf die Nachkommenschaft fort; die Geister unserer Erzieher, Freunde wirken in uns; in seinen Anstalten und Thaten lebt jeder Mensch unsterblich. Alles mit Persönlichkeit Vermischte muß in den Abgrund; Reinigung des Herzens, Veredlung der Seele mit allen ihren Trieben und Begierden, das ist die wahre Palingenesie dieses Lebens, nach welcher uns gewiß eine höhere, aber uns unbekannte Metempsychose bevorsteht.

In Lessing und Herder culminirt die Culturentwicklung des 18. Jahrhunderts; — auch die Entwicklung der Religion und Theologie. —

Die deutsche Aufklärung.

Die englischen Deisten übten nicht unbedeutenden Einfluß auf die deutsche Gedankenwelt: Thomasius weist auf sie hin; Leibnitz verdankt ihnen nicht wenig; Spalding ist durch sie gebildet; Mosheim, Baumgarten, Ernesti, Michaelis wurden von ihrem Geiste angeregt. Die französischen Freidenker hingegen haben mit ihrer Frivolität und mit ihrem Materialismus auf die deutsche Theologie, wie auf die Entwicklung

des deutschen Volksgeistes im Allgemeinen nur unbedeutend eingewirkt. Rousseau allein vermochte mit seiner poetischen Religion des Herzens die deutschen religiösen Herzen zu entzünden, und mit seinem Erziehungsroman, dem „Emil," Anregung zur Reformation der deutschen Erziehung zu geben. Sonst kamen die französischen Freidenker nur auf den deutschen Bühnen, in den Salons, in den höheren gesellschaftlichen Kreisen zur Herrschaft. Ihr Vertreter wurde hier **Friedrich II. von Preußen,** ohne jedoch seine eigene ethische Persönlichkeit an die französische Frivolität hinzugeben, und ohne — vom tiefen sittlichen Tacte geleitet — seine eigene individuelle französische Bildung seinem Volke aufzupfropfen. Sie war ihm vielmehr eine Privatliebhaberei, indeß sein wahres Wesen mehr der deutschen Aufklärung entsprach, deren wahrer Heros er ist. Er war der Erste, der freie Censur in der Theologie verstattete und seine Cultusminister anwies, die Aufklärung zu verbreiten — der Heros und Held der Aufklärung durch seine Aussprüche, die zugleich seine Praxis waren: „Ein Theologus ist leicht zu finden, das ist ein Thier sonder Vernunft." „Gute Mores, ist das erste vohr ein Dorf-prister, und wann er die Bauern gefällt, so muß man sie nicht chicaniren." Gegen die Vorstellung der hallischen Universität, daß man das Schauspiel entfernen solle, weil es zur Unsittlichkeit und zu Schlägereien der Studenten Veranlassung gebe, schreibt er: „Da ist das geistliche Muckerpack Schuld daran, sie sollen Spielen, und Herr Franke, oder wie der Schurke heißet, soll darbei seindt, umb die Studenten wegen seiner närrischen Vorstellung eine öffentliche reparation zu thun, und mihr Sol der atest von Comedianten geschickt werden, daß er dar gewesen ist." Jede Partei erhält freie Religionsübung: „Die Religionen Müsen alle toleriret werden und Mus der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, daß keine der andern abrug Thun, denn hier Mus jeder nach Seiner Fasson Selich werden."

Der wissenschaftliche Wegbereiter der deutschen Aufklärung war **Thomasius** (geboren 1655), indem er als der Erste die deutschen Universitäten von der lateinischen Sprache emancipirte und sie deutsch zu sprechen lehrte: 1687 schlug er das erste deutschgeschriebene Programm am schwarzen Universitätsbrett an. Zugleich kämpfte er gegen den Orthodoxismus auf dem Boden der Theologie, und seinen Bemühungen ist es zu verdanken, daß die Hexenprocesse, gegen welche der Holländer Becker sein Buch „Von der bezauberten Welt" geschrieben hatte, fast in ganz Deutschland abgeschafft wurden.

G. W. Leibnitz (1646—1716), ein Universalgenie, der personifizirte Wissenstrieb, der literarische Mittelpunkt seines Zeitalters, bereitete die Philosophie der Aufklärung vor. Um von der Wahrheit einer Vorstellung überzeugt zu sein, ist es — davon geht er aus — durchaus nothwendig, daß wir der Widerspruchslosigkeit ihres Inhaltes völlig gewiß sind. Von den *zufälligen, wandelbaren* und *besonderen* Wahrheiten sind die *nothwendigen, ewigen* und *allgemeinen* streng zu unterscheiden. Erstgenannte haben theils in Sinnesempfindungen, theils in undeutlichen Wahrnehmungen unserer Seelenzustände ihre Quelle: letztgenannte aber sind unserem Geiste angeboren, d. h. sie sind in ihm, wenn auch nicht als thatsächlich entwickelte, doch als entwickelungsfähige

vorhanden, so daß er sie bloß in sich selbst finden und aus sich hervorholen kann. Die Erkenntniß durch sinnliche Wahrnehmung kann klar, nie aber deutlich sein: Deutlichkeit kommt allein der Vernunfterkenntniß zu. — Das Grundwesen aller Dinge ist — nach Leibnitz — die Thätigkeit oder die thätige Kraft. Diese thätige Kraft individualisirt sich in absoluten Einzelnwesenheiten und schafft in diesen ein ursprüngliches Reich einfacher Substanzen. Ein jeder Körper ist zusammengesetzt, besteht aus Theilen. Wo aber Zusammensetzung und Vielheit, da muß auch Einfaches und Einheit sein. Was keine Theile, mithin auch keine Theilbarkeit, keine Ausdehnung und keine Gestalt hat, ist einfach. Die einfachen Dinge, die Monaden, sind die ursprünglichen Substanzen oder Kräfte, die letzten Bestandtheile aller zusammengesetzten Dinge, aller Körper. Raum und Zeit bestehen nicht für sich, sondern beide sind bloße Verhältnisse, und zwar ist der Raum die Ordnung in dem Nebeneinandersein der Dinge, die Zeit die Ordnung in der Aufeinanderfolge der die Dinge betreffenden Veränderungen. Die Monaden können weder einer Auflösung unterworfen sein, noch können sie durch Zusammensetzung entstehen. Die natürlichen Veränderungen, welche in den Monaden vorgehen, geschehen vermöge der Thätigkeit eines innern Prinzips, — einer Thätigkeit, die Streben oder Begehren genannt werden kann. Jeder Monas ist ein gewisser Grad solch geistiger Thätigkeit (Perzeption) eigen. Diese Thätigkeit ist in den Monaden lebloser Gegenstände am unbedeutendsten. Die Monaden, welche einen unorganischen Körper bilden, stehen bloß durch den Raum miteinander in Verbindung; im organischen Körper beherrscht eine einzelne Monas die übrigen, im beseelten Körper steigert sich die Thätigkeit dieser herrschenden Monas zu klarem Selbstbewußtsein. — Der Urgrund für das Dasein des Universums kann nicht in der Aufeinanderfolge der zufälligen Dinge gefunden werden, denn wenn man auch annimmt, eine gegenwärtige Bewegung in der Materie habe ihren Grund in einer vorhergegangenen, diese wieder in einer früher geschehenen u. s. f. bis ins Unendliche, so macht sich am Ende doch immer wieder die Frage nach einem Urgrund geltend. Dieser Urgrund muß also außerhalb der Aufeinanderfolge der zufälligen Dinge in einer Wesenheit gesucht werden, die, als Ursache der zufälligen Dinge, eine nothwendige ist und den Grund ihrer Existenz in sich selbst trägt. Diese Wesenheit, diesen Urgrund aller Dinge, nennen wir Gott. Er, als die ursprüngliche Einheit, läßt alle erschaffenen Monaden als seine Wirkungen von sich ausstrahlen. Da im Denken Gottes unendlich viele Welten möglich sind, von denen doch nur eine existiren kann, so muß ein Grund vorhanden sein, warum er gerade die eine Welt zu verwirklichen, zu schaffen trachtet. Es ist dieser Grund in dem Grade der Vollkommenheit zu suchen, welcher den möglichen Welten zukommt, und zum Dasein gelangt demnach die, welche von Gott vermittelst seiner Weisheit als die beste erkannt und vermittelst seiner Macht geschaffen wird. Wenn aber, könnte man hier einwenden, Gott die beste Welt zur Existenz berufen, warum ist sie nicht ohne Uebel und Leiden? Wäre

sie ohne Uebel und Leiden, so wäre sie nicht die beste gewesen, denn Alles ist verbunden in jeder der möglichen Welten; das Universum, welches es auch sein mag, ist ganz von einem Stücke, wie der Ozean. Nichts kann daher im Universum verändert werden, ohne daß sein Wesen, oder, so zu sagen, seine numerische Individualität dadurch zu Grunde geht. Wenn darum das geringste Uebel, das in dieser Welt vorgeht, darin mangelte, so wäre es nicht mehr diese Welt, die, Alles zusammengerechnet und überschlagen, als die beste erfunden und von Gott erwählt wurde. Die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur entspringen aus der ursprünglichen Beschränkung, welche nothwendig in dem Wesen alles Geschaffenen liegt. Obgleich wir schlechthin von Gott abhängig sind, so ist unser Wille dennoch frei, und es besteht diese Freiheit in der Wahl, welche in Beziehung auf zufällige Handlungen durch unser Urtheil und unsere Ueberlegung für uns möglich ist. Auch das Vorwissen Gottes beschränkt die Freiheit unseres Handelns nicht, denn er stellt sich dasselbe in dem Gebiete der Möglichkeiten als freies Wirken vernünftiger Wesen vor. Ihrer Erkenntniß der ewigen Wahrheiten zufolge stehen alle Geister mit Gott in Verbindung, sind Mitglieder seines Reichs, und dieses Reich ist die moralische Welt in der physischen, die eigenthümliche Offenbarung seiner Güte. Was den Zustand unseres Geistes nach dem Tode seines Leibes betrifft, so gewährt uns das vernünftige Nachdenken die Ueberzeugung, daß dieser Zustand unsere Wünsche übertreffen wird. Unsere Glückseligkeit, im Bunde mit der Erkenntniß Gottes, ist einer unendlichen Entwickelung fähig. Wir werden daher nie zum Genusse einer Glückseligkeit gelangen, in welchem alles Verlangen aufhörte und hiermit der Geist den Trieb zur Thätigkeit verlieren würde, sondern wir werden unaufhörlich oder wenig zu neuer Vervollkommnung und damit auch zu neuen Seligkeiten fortschreiten.

Leibnitz steht als Repräsentant alles weltlichen und kirchlichen Wissens hervorragend und einzig in seinem Jahrhundert da. Als Weltmann war er — wie ihn Th. Mundt treffend charakterisirt — der Sprache der höhern Stände mächtig, als Gelehrter beherrschte er die klassischen Formen, als Patriot schrieb er für die heimathliche Pflege und Ausbildung der Muttersprache. Er gab der Wissenschaft zuerst eine Stellung zur großen Welt, zum Adel und den Höfen, indem er die Werke seiner Philosophie und Forschung nicht bloß lateinisch reden ließ, sondern auch durch die französische Sprache jenen Kreisen der Gesellschaft annäherte. So zeigt er sich, wie jedes Genie, beherrscht und beherrschend, befangen und vermittelnd zugleich in den Einflüssen seiner Zeit, und stellt eben dadurch die ganze Eigenheit ihrer Richtungen unter dem höchsten Gesichtspunkt an sich dar. —

Leibnitz hatte jedoch, schon der Sprache wegen, mehr aber noch wegen der fragmentarischen Art und Weise seines Philosophirens nur ein gelehrtes Publicum. Seine Ideen erhielten erst ihre systematische Gestaltung, eine ausführliche Bearbeitung und Ergänzung, welche sie fähig machte, gegenüber den Resten scholastischen Philosophirens fortan in Deutschland der Mittelpunkt einer philosophischen Schule zu werden, die sich bis zur Entstehung der kantischen hielt — durch **Christian Wolff**, 1679 geboren, seit 1707

Professor der Mathematik und Weltweisheit zu Halle, dem Hauptsitze des damaligen Pietismus, dessen Hauptvertreter Joachim Lange, bald sein Gift gegen Wolffs Philosophie aussprudelte, und da er und mit ihm der Chorus der Frömmler mit wissenschaftlichen Waffen nichts gegen Wolff ausrichtete, mit den Waffen der Verdächtigung und Verleumdung agirte. Man wußte dem preußischen König Friedrich Wilhelm I. vorzuspiegeln, daß Wolff lehre, der Mensch habe keinen freien Willen, und die Soldaten desertirten daher auch nicht aus freiem Willen, sondern durch eine besondere Einrichtung Gottes angetrieben, welche Lehre für das Militärwesen höchst gefährlich werden könne. Friedrich Wilhelm I., der Soldatenfreund, war hierüber ergrimmt und erließ, ohne alle Untersuchung, einen Kabinetsbefehl, demzufolge Wolff bei Strafe des Strangs binnen vierundzwanzig Stunden Halle und die preußischen Staaten verlassen mußte. Die Pietisten sangen ein Tedeum, Wolff aber ging nach Kassel und ward unmittelbar als erster Professor der Philosophie in Marburg angestellt, zu gleicher Zeit von den Akademien zu London, Paris und Stockholm zum Mitglied, später von Kaiser Peter I. von Rußland zum Vizepräsidenten der petersburger Akademie ernannt, dann von dem Churfürsten von Baiern in den Freiherrnstand erhoben. Als diese Ernennungen in Berlin Aufsehen machten und man zu bedenken begann, ob man Wolff etwa Unrecht gethan; wurde eine Kommission niedergesetzt, die Sache zu untersuchen, Wolffs Unschuld dargethan und den Pietisten ihr Geschrei verboten; worauf Friedrich II. Wolff 1740 ehrenvollst nach Halle zurückrief, wo er 1754 als Vizekanzler der Universität starb. Seine Verdienste bestehen nicht in orginellen Ideen, sondern nur in seiner Systematisirung der leibnitz'schen Philosophie. Außerdem gehört ihm der Ruhm, zur Realisirung der spekulativen Wissenschaft in Deutschland dadurch Bedeutendes gethan zu haben, daß er die deutsche Sprache theilweise zur Darstellung der Resultate seiner Studien gebraucht. Wolff führte die Philosophie aus den engen Gränzen, in denen sie sich bisher neben den höheren Facultäten bewegt hatte und umfaßte mit ihr das ganze Gebiet der aufgehäuften Kenntnisse, indem er sie „im weiteren Verstande vor die Fertigkeit, der philosophischen Erkenntniß überhaupt nahm, daß also die Philosophie in diesem Verstande die Theologie, die Rechtsgelehrsamkeit, ja alle Handwerke unter sich begreifet." Die Theologie wird Metaphysik, Ontologie; das Interesse bildet die Theorie, die Erklärung der Gesetze der Welt und des Denkens; der nexus causarum beschränkt die Willkür Gottes — nichts kann geschehen, was nicht durch die Gesetzmäßigkeit der Natur selbst erlaubt wird. Das oberste Naturgesetz der practischen Philosophie heißt: Thue das, was Dich und Deinen oder den Zustand Anderer vollkommener macht, und unterlasse das, was ihn unvollkommener macht. Die Geschicklichkeit, unsere Handlungen nach diesem obersten Gesetze einzurichten, ist Tugend; die Geschicklichkeit aber, demselben entgegen zu wirken, ist Laster. Das Urtheil, ob wir gut oder schlecht handeln, ist das Gewissen. Auch die staatsrechtlichen Lehren stützen sich auf das höchste Naturgesetz. Die menschliche Gesellschaft ist nämlich ein Vertrag von Individuen, dessen Zweck darin besteht, mit vereinigten

Kräften ihr Bestes zu fördern, darum: Thue, was die Wohlfahrt der Gesellschaft fördert und unterlaß, was ihr schadet. Von keinem Dinge darf geredet werden, woran man nicht einen **„deutlichen Begriff"** vorgebracht hat, und nichts muß man **„ohne Beweis"** annehmen: das ist der Grundhebel von Wolffs Philosophie und der Grundgedanke, der ihn zum geistigen Vater der deutschen Aufklärung macht. Daneben gab er den Aufklärern die Unterscheidung von natürlicher und geoffenbarter Theologie, wobei der letzteren Duldung gewährt, auf erstere der Hauptaccent gesetzt wurde.

Gegen Wolff's Philosophie trat der ganze Chorus der rechtgläubigen Theologen auf, da sie nicht allein die bisherigen Beweise vom Dasein Gottes schwäche und daher die Sittlichkeit über den Haufen stoße, sondern auch die Vorsehung Gottes durch die Nothwendigkeit der Logik beschränke und zuletzt das Böse aus Gott selbst herleite. Und in den Bund mit den Theologen und theologischen Facultäten traten die königlichen, herzoglichen und fürstlichen Edicte. Trotz dessen drang Wolff in die gebildete Welt, ja in die Theologie ein, und bald gehörte es zum feinen Ton, auf wolff'sche Sätze gestützt, über die Atheisten und Naturalisten den Stab zu brechen. Die Aufklärung verbreitete sich über die deutsche Welt.

Durch **H. S. Reimarus** (1694—1768) wurde in mehreren von Lessing 1777 und 1778 herausgegebenen Fragmenten der englische Deismus nach Deutschland verpflanzt, und gelehrt, daß Niemand von der Offenbarung und deren Geheimnissen überführt werden könne, als wer das natürliche Vermögen der Vernunft und dessen Erkenntniß mit sich bringe und anwende; daß eine allgemeine glaubwürdige Offenbarung unmöglich sei; daß das Unternehmen Jesu ein unglücklicher, durch eine vorgebliche Auferstehung zu Ehren gekommener Empörungsversuch gewesen; daß die Angelpunkte der natürlichen Religion die Lehre von Gott und seinen Absichten in der Welt, von der göttlichen Vorsehung und von der Unsterblichkeit der Seele seien. — Der durch wolff'sche Philosophie gebildete Jude **Moses Mendelssohn** (1727 — 1786) bezeichnete in seinen „Morgenstunden" und in seinem „Phädon" als die allen Religionen gemeinsamen Artikel die Lehre von Gott, von der Vorsehung und vom ewigen Leben, deren Ziel die Glückseligkeit des Menschen sei, indeß Steinbart (1738—1809) die Glückseligkeit als die Quintessenz des Christenthums entwickelte, Basedow (1723—1790) sein „System der moralischen Religion" auf den Satz baute, daß wir nur dem unseren Beifall schenken dürfen, was zu unserer Glückseligkeit nothwendig ist, Nicolai Alles, was über kahle Verständigkeit und Moral hinausging als Aberglaube und Jesuitismus verschreiend, in der seit 1765 heraus gegebenen „allgemeinen deutschen Bibliothek" die Aufklärung in's Leben zu übersetzen und Bahrdt (1741—1792) sie zum Gemeingut des Mittelstandes zu machen suchte. Daneben begann „der todte Hund" Spinoza in mystisch-pantheistischen Tönen zu bellen.

Knutzen opponirte 1674 mit seinen „Gewissenern" gegen den christlichen Koran, um sich, mit Verwerfung der Fabel von Christus, allein an das Gewissen zu halten,

welches lehre, Niemanden zu beleidigen und Jedem das Seine zu lassen. Dippel († 1734), „der christliche Demokrat“ trat mit bitterem Spott gegen das protestantische Papstthum auf, hob gegen das äußere Leiden Christi dessen inneres Leben als das wahrhaft Erlösende hervor und betrachtete den Tod Christi als Vorbild des Todes, den der alte Mensch in uns erleiden muß; — und **Edelmann** (1698 — 1767), dessen Schriften mehrmals vom Henker verbrannt wurden, machte die mystische Einheit des Menschen und Gottes zur Wahrheit und betrachtete darum die Offenbarung nicht als Momente der göttlichen Erziehung, sondern als Momente der Selbstentwicklung des menschlichen Geschlechtes. — Mehr jedoch, als diese Mystik, welche die Fassungskraft des Gesammtvolkes überstieg, wirkte die jetzt auftretende **Kritik** auf die allgemeine religiöse Anschauung. An den Namen **J. Aug. Ernesti** (1707—1781) knüpft sich der Anfang der freieren Grundsätze bei der Schriftauslegung: in seiner „institutio interpretis Novi Testamenti“ wandte er die Regeln der klassischen Philologie auf die Auslegung der Bibel an. Der Heros aber der neueren Kritik innerhalb der protestantischen Kirche wurde **Joh. Salomo Semler** (1725 — 1791), indem er das Recht der freien Untersuchung des Kanon nach seinem ganzen Umfange in Anspruch nahm und bei seiner grammatisch historischen Interpretation der Bibel von dem Grundsatze ausging, daß das Allgemeingültige als das eigentliche Wort Gottes in der Schrift überall vom Localen und Temporellen als dem vergänglichen Inhalte der Bibel getrennt werden müsse. Denselben Weg betrat für das alte Testament J. D. Michaelis (1717--1791), aus dessen Schule Eichhorn hervorging. — Zu gleicher Zeit kam **Lor. Schmidt** († 1751) mit seiner sogenannten „werthheimischen Uebersetzung der Bibel,“ bei der er von dem Grundsatze ausgegangen war, daß sich ein Uebersetzer solcher Ausdrücke bedienen müsse, die zu seiner Zeit üblich seien, Uebertreibungen welche dann mäßigen, Bilder in gewöhnliche Redensarten verwandeln und jeden Verfasser aus sich selbst erklären.

Die Religion war zu einer nützlichen Anweisung, Diesseits und Jenseits glücklich zu werden, geworden. Die Geistlichen wurden als nützliche und brauchbare Diener des Staates, als Depositärs der öffentlichen Moral angesehen, wie sie der Vertreter der berliner Aufklärungsperiode, der Oberconsistorialrath J. J. Spalding nannte. Klarheit, Popularität, allgemeine Faßlichkeit waren die Anforderungen, die man an das Christenthum machte. Jerusalem selbst, der wie Sack, Zollikofer rc. bei allem Streben nach Aufklärung auch dem christlichen Interesse nichts vergeben wollte, sagt: „Wie traurig ist es, daß man durch die Behauptung von theologischen Bestimmungen und Hypothesen noch immer so viele gute Menschen von dem Bekenntniß Jesu abhält, sie zu Feinden des Evangeliums macht und die wohlthätige Annahme und Verbreitung desselben dadurch so sehr hindert, da man ihnen doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß sie einen Gott anerkennen, die Tugend lieben und Christum (wenn man einige dieser Bestimmungen wegnähme) willigst für den großen göttlichen Gesandten und Lehrer der Welt annehmen würden. Muß denn die Religion, die wegen ihrer göttlichen Einfalt

eigentlich für alle Menschen, auch den Einfältigen und Unmündigen zur Leitung und zum Trost sein soll, in so künstliche fremde Terminologien eingekleidet werden, womit sich durchaus kein fremder Begriff verbinden läßt und die auch der Bibel fremd sind?" —

Die deutsche Aufklärung war das andere Extrem zum Pietismus. Im Pietismus war die Gefühlsseligkeit proclamirt; aber nicht die Seligkeit des Gefühls, die das Individuum aus seinem göttlichmenschlichen Selbstbewußtsein herausschöpft, sondern diejenige, in welcher der Einzelne seine subjectiven Ansichten und particulären Interessen zu den höchsten Principien des Denkens und Handelns macht. Die Aufklärung ist, wie Baur sagt, die Alles nur nach dem subjectiven Nutzen und Wohlergehen bemessende Nützlichkeits- und Glückseligkeitstheorie. Sie war die Entnüchterung der göttlichen und menschlichen Welt. Das schönblumige und individuelle Leben wurde von ihr mit der Verstandesscheere des 18. Jahrhunderts beschnitten; alle naturwüchsige Eigenthümlichkeit im Leben des Volkes wie des Einzelnen verwischt und nivellirt; wo Gott individualisirt hatte, da wurde von den Menschen centralisirt. In die Formeln „Gott, Tugend und Unsterblichkeit" war alle Wahrheit gebannt: die ganze dogmengeschichtliche Entwicklung, ohne Ahnung davon, daß jede geschichtliche Erscheinung aus ihren Bildungszuständen heraus begriffen werden muß, als ein Gemisch von Unsinn, von Mißverständnissen, von Pfaffentrug, von Fürstenintriguen angesehen. So war denn die Aufklärerei einig mit ihrer Gegenfüßlerin, der Orthodoxie, in der Fundamentalvoraussetzung, daß das Christenthum eine Summe von formulirten Verstandessätzen sei. Wo aber die Wahrheit eine fertige Formel ist, da pflanzt die Intoleranz ihre Fahne auf: die mit ihrer Toleranz sich brüstende Aufklärerei sieht in den Orthodoxen und Pietisten nur Dummköpfe oder Heuchler und in der Geschichte der Vergangenheit nur Unvernunft und gemeine Künste von List und egoistischer Schlauheit; die Orthodoxie erblickt überall Unglauben, wo die fertigen Lehren der göttlichen Offenbarung nicht dem Wortlaute nach anerkannt worden; die Aufklärerei findet überall Aberglauben, wo es über die mit ihrer kleinen Verstandeslaterne angezündeten und beleuchteten, in fertige Begriffe gebrachten natürlichen Religion hinausgeht. —

b. Das religiöse Leben im achtzehnten Jahrhundert.

Die Religion ist nie eine von den übrigen Seiten des menschlichen Lebens losgerissene Macht. Ihre jedesmalige Gestalt ist durch die Entwicklung und Gestaltung der übrigen Lebenskreise bedingt, wie sie wiederum diese in ihrer Entwicklung und Gestaltung mit bestimmt. So auch wurde das Culturleben des 18. Jahrhunderts nach allen Seiten hin von den religiösen Anschauungen der Zeit bedingt und bestimmt, wie wiederum die religiösen Bewegungen der Gesammtcultur des Volkes ihre Richtung gaben.

1. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beherrschten Orthodoxie und Pietismus den deutschen Geist. Das deutsche Volk kannte deshalb in dieser Zeit kein anderes Leben als das kirchliche Gemeindeleben, das in einem be-

schränkten confessionellen Kirchenthum bestand. Auf die symbolischen Bücher mußten nicht blos die Candidaten des Predigtamts, sondern auch „alle Kirchen-, Hof-, Schul- und andere Bedienten,“ wie z. B. die Zunftvorsteher schwören. Eine durchgreifende, alle Stände umfassende, vom Staate geleitete Schulbildung mangelte fast noch gänzlich: eine Verordnung von Berlin (den 10. Nov. 1722) besagt, daß fernerhin außer Schneidern, Leinewebern, Schmieden, Rademachern und Zimmerleuten keine andere Handwerker zu Küstern und Schullehrern auf dem platten Lande angenommen werden sollen. Harte Kirchengesetze allein sollten deshalb die dumme Masse im Zaum halten: wer z. B. sein Kind der Taufe längere Zeit hartnäckig entzog, sollte mit Landesverweisung und dem Staubbesen bestraft werden; in der Grafschaft Mark ließen mehrere Prediger die Bauern nicht zum Abendmahl, weil sie auf einer Hochzeit getanzt hatten; die Comödianten, Gaukler und Vagabonden wurden vom Abendmahl und von der Kirche ausgeschlossen. Die eigentliche Kirchenbuße bestand darin, daß der Sünder — an einzelnen Orten in einer besonderen Kleidung — sich im Predigerhause einfand, dem Geistlichen in die Kirche folgte, sich hier auf das von der ganzen Gemeinde gesehene, arme Sünderbänkchen setzte, dem Prediger einzelne Fragen beantwortete und ihn im Namen der Gemeinde um Verzeihung bat. Der Sonntag mußte streng gefeiert werden: nach der damaligen würtemberger Sabbathordnung gehören unter die bei Strafe der Kirchenbuße verbotene Bewegungen: Reisen, Auslaufen über Feld, unnöthiges Fuhrwerk, weltliches Amten, Befehl publiciren, Jungen aufdingen und lossprechen, Tanz, Weinschank, Spiel, Trinken, auf der Mühle mahlen, Viehhüten, Grasen, Fischen, Arbeiten, Kühe und Schweine anlaufen lassen. Zwischen den Confessionen kam es oft zu offenem Kriege: 1747 wurde bei der hundertjährigen Feier des westphälischen Friedens auf Anstiften des reformirten Predigers die lutherische Gemeinde zu Häkeswagen im Herzogthum Berg mit Krieg überzogen, wobei man die Kirchenstühle, Kanzeln, Altartisch zerschlug und den Gotteskasten plünderte. Eben so zwischen Orthodoxen und Pietisten: in Eimbeck am Harze rottirte sich der Pöbel vor einem Hause, dessen Besitzer des Pietismus verdächtig vor das Consistorium geladen und verhört worden war, stürmte das Haus, um alsdann vor dem Hause eines ebenfalls verdächtigen Predigers das Gleiche zu thun, wobei für die Zeit charakteristisch der Glaube des Pöbels ist, daß in dem gestürmten Hause Leute gesessen hätten, die mit den Köpfen gegen einander nickten und Zettel verschluckten, woraus im Munde ein Frosch und im Leibe der Teufel würde, durch den sie weissagen könnten. Der Pietismus hingegen kämpfte mit allen Mitteln gegen die Orthodoxie — voll von Bekehrungseifer, um seine Gefühlsschwelgereien und seine unter der Maske der Heiligkeit geborgene raffinirte sittliche Selbstsucht an den Mann zu bringen. — Die Geistlichen unter einander übten gleichen Krieg: mit hinterlistigen Denunciationen und Anrufungen der Regierungen suchten sie jede abweichende religiöse Vorstellung als staatsgefährlich zu verschreien: erst Reinbeck wagte zu sprechen: „Wir Gelehrten müssen große Herren nicht in unsere Händel mischen, noch unsere Streitigkeiten durch Machtsprüche entscheiden lassen.“ In den katholischen

Ländern wurden die Protestanten mit Füßen getreten: in Oesterreich wurden ihre Rechte verkümmert; der Erzbischof Firmian von Salzburg vertrieb 1731 die Evangelischen von Haus und Hof; Tyrol und Ungarn nahmen das Toleranzedict Joseph's II. nicht an; in Frankreich gab erst die Revolution der protestantischen Kirche gleiche Rechte mit der katholischen. Auf ihren Kanzeln predigten die katholischen Pfarrer vom lügenhaften Lutherthum, von Kanaillen, Bestien, Spitzbuben, ehrlosen Schelmen, Galgenvögeln, Gottesschändern, Seelenmördern. Aber auch die Lutheraner redeten an geweihter Stätte von der Hure zu Babel, von Baalspfaffen, Abgöttern rc., hielten den Gott der Calvinisten für den „Teufel," der mit mohamedanischen Greueln schwanger geht, und der Titel der Schrift „Lieber türkisch als calvinisch" war fast das allgemeine Sprichwort der Zeit.

2. Von diesem erhitzten Fanatismus der kirchlichen Parteien wandte sich die gebildete Welt Deutschlands hinweg, sobald sie in Wolff und der Aufklärung einen freieren Blick gewonnen hatte. Priesterthum, Kirchenzucht, kirchliches Gemeinwesen gingen deshalb durch Schuld des Orthodoxismus und Pietismus nach und nach unter. Die Orthodoxie war nach kurzer Zeit aus dem Gedächtniß der Gebildeten geschwunden: die Kirchenstrafen ließen sich nicht mehr ausführen, die Sabbathgesetze nicht mehr behaupten; die Orthodoxen und Pietisten predigten vor leeren Bänken; sie konnten nicht mehr verfolgen, denn selbst die Obrigkeit ließ sie im Stich; sie konnten nur noch klagen, daß „Freigeisterei und Unglaube nicht blos an den Höfen und bei den Vornehmen, sondern auch beim gemeinsten Pöbel in den kleinsten Städten und in den niedrigsten Hütten Mode worden." Indifferentismus wurde die Seele der Zeit, und Jacob Brill in Leyden sprach das Wesen der Zeit aus, als er in seinem „freien Menschen im Geist" schrieb: „Der freie Mensch kennt keine wahre Religion, als die gegründet ist in dem Herzen aller Religionen. Er gehet allen äußerlichen Religionen gerade vorbei und indem er sie alle verwirft, nimmt er sie alle an, doch nicht nach einer jeglichen Meinung, sondern in ihrem Ende, darinnen sie alle gut und wohl sind, so daß er keine äußerliche Religion hat und doch dieselben alle in ihrem Ende besitzet." Charakteristisch für die Zeit ist es sodann, daß man sich in demselben Maße, wie man sich von der Kirche weg-, zu der Schule hinwandte. Ventzky z. B. untersuchte den Werth der Schullehrer und entschied sich dahin, daß die Schullehrer schon deshalb größere Achtung und staatliche Beaufsichtigung verdienen, weil sie nicht nur den einen Zweck des Schöpfers, die ewige Seligkeit befördern, sondern auch seinen übrigen Absichten, der Erreichung vieler edler und heftig gewünschter Endzwecke des menschlichen Geschlechtes dienen. Viele wolff'sche Theologen gingen wirklich aus freiem Willen in den Schulstand über und opferten die im Anfange des Jahrhunderts noch für überschwänglich hoch gehaltene Ehre des Pastors. — Das Volksschulwesen schlug seine ersten tiefen Wurzeln: an Rousseau sich anlehnend und von der deutschen Aufklärung getragen, erbaute Basedow (1723—1790) sein „Philanthropin," gründete Salzmann (1744—1811) sein „Schnepfenthal," verfaßte Campe (1746—1818) seinen „Robinson," wirkte „der Kin-

derfreund" von Rochow (1734—1804) für das Volksschulwesen. Und wie das Volksschulwesen, so strebten die höheren Schulen ihrer Blüthe zu: J. M. Gesner (1691 bis 1761) stiftete das philologische Seminar zu Göttingen; Ernesti (1707—1781) ragte als Theologe und Philologe, als Humanist und Stylist hoch empor; G. Heyne (geb. 1729) wirkte als Professor tief eingreifend in die Fortentwicklung der ganzen geistigen Richtung seiner Zeit.

3. Auch auf das Gebiet des religiösen Liedes verpflanzte sich die Aufklärung. Ihr würdigster und edelster Repräsentant ist auf diesem Boden Ch. F. Gellert (1715 bis 1769): voll liebenswürdiger Lebensweisheit und einfach verständiger Moral. Mit seinen religiösen Gedichten („Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" ꝛc. „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank" ꝛc.) gründete er eine neue Richtung des Kirchenliedes, in der es weniger auf das Bekenntniß des Glaubens, als auf die Lehren der Tugend, auf die Anregung des Gefühls ankommt: es fehlt ihnen die Tiefe des Gedankens; aber sie sind einfach, natürlich empfunden und dadurch ein Gemeingut des protestantischen Volkes geworden.

4. Von den Staatsregierungen wurde auf die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse im Sinne der Aufklärung eingewirkt. So in den katholischen, wie in den protestantischen Ländern. In Portugal, unter Pombal, minderte man die Feiertage, beschränkte man die Papstgewalt, verwies man die Jesuiten, suchte man durch Aufklärungsschriften, durch Verbesserung des hohen und niederen Schulwesens die Rückkehr der geistlichen Macht auf immer zu verhindern. In Neapel minderte Tanucci die Zahl und die Privilegien des Klerus, auch säcularisirte er eine Menge von Klöstern zum Vortheil der Staatskasse. In Spanien beschränkte Aranda die Inquisition und ihre Ketzergerichte, minderte er die Gewalt der päpstlichen Curie, machte er das Unterrichtswesen unabhängig von der Geistlichkeit. In Frankreich behauptete Ludwig XIV., „der allerchristlichste König", die Unabhängigkeit der Kirche Frankreichs vom Papst und die von den Bischöfen seines Landes aufgestellten „gallicanischen Freiheiten." Die Jesuiten wurden von dort (1764) als staatsgefährlich vertrieben. In Dänemark milderte Struensee die strenge Kirchenzucht der orthodoxlutherischen Geistlichkeit. In Schweden gründete — wenn auch von Nachahmungssucht französischer Sitte geleitet — Gustav III. Hospitäler, Waisenhäuser und eine Akademie. Aus Oesterreich verwies Maria Theresia die Jesuiten. Joseph II. gab den Bekennern der protestantischen und griechischkatholischen Kirche freie Religionsübung und gleiche politische Rechte mit der römischkatholischen, verminderte die Zahl der Klöster um ein Drittel, verwendete das dadurch gewonnene Gut auf Verbesserung des Unterrichtswesens, beschränkte das Uebermaß der Werkheiligkeit, Prozessionen, Wallfahrten, ließ die Bibel in die Landessprache übersetzen, führte deutsche Kirchenlieder ein, verminderte die Dispensationsrechte des Papstes, erschwerte die Verbindung seines Klerus mit Rom, verlieh den einheimischen Bischöfen höhere Gewalt, — wie er auch auf

politischem Gebiete die Leibeigenschaft aufhob, alle Staatsbürger nach Maßgabe des Besitzes gleichmäßig besteuerte und vor dem Gesetz ohne Ansehen der Person oder des Standes gleichstellte. Mehrere geistliche Staaten blieben bei den Reformen nicht zurück: in Köln widmeten Max Friedrich und Maximilian Franz ihre Sorgfalt der Verbesserung des Schulwesens; in Münster sorgte F. v. Fürstenberg für bessere Schulen und tüchtige Erziehung der Geistlichen; — in Kur-Trier gab Clemens Wenceslaus ein Toleranzedict; — in Kur-Mainz legte Emmerich Joseph seine reformirende Hand an das Kirchen-, Klöster- und Schulwesen; — in Bamberg und Würzburg hob Franz Ludwig von Erthal die Schulen und förderte er die Universität in freisinnigem und duldsamen Geiste; — die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln stellten 1786 zu Ems in 23 Artikeln eine Punctation auf, nach welcher die deutsche Kirche selbstständig sein und der römische Papst nur der Oberaufseher und Primas der ganzen Kirche sein solle. — Vor diesem Lichte in der Welt konnte der Jesuitismus nicht aushalten: auf Andringen der katholischen Fürsten wurden der Jesuitenorden von Papst Clemens XIV. durch die Bulle „Dominus ac redemtor noster" 1773 aufgehoben. — Alle diese Bewegungen und Thaten im Geiste der Aufklärung erlagen zwar nochmals der Reaction, weil sie zum Theil im Volke selbst noch keine festen Wurzeln zu schlagen vermochten. Aber sie waren das Feuerzeichen, daß sich der Menschengeist nicht gewaltsam knechten läßt. Darum waren auch die darauf kommenden Reactionszeiten nur die Uebungsschulen für die Forderungen und Durchführungen des freien Geistes, damit er sich im Kampfe reinige und stärke. So besonders in Preußen. Preußen bildete unter Friedrich II. den Mittelpunkt der Volksaufklärung. Sein Nachfolger jedoch, Friedrich Wilhelm II., vom Hang zum Wunderbaren und zur Geisterseherei getrieben, ließ sich von Wöllner, (geboren 1738), einer Natur, die mit der Intrigue Frömmelei und pfäffische Herrschsucht verband, zu dem sogenannten „wöllnerschen Edict" (1788) verleiten. Der König erklärte in demselben: „Bereits einige Jahre vor seiner Thronbesteigung habe er mit Leidwesen bemerkt, daß manche Geistliche der protestantischen Kirche sich ganz zügellose Freiheiten in Absicht des Lehrbegriffs ihrer Confession erlauben, verschiedene wesentliche Stücke und Grundwahrheiten der protestantischen Kirche und der christlichen Religion überhaupt wegläugnen und in ihrer Lehrart einen Modeton annehmen, der dem Geiste des wahren Christenthums völlig zuwider sei und die Grundsäulen des Glaubens der Christen am Ende wankend machen würde. Man entblöde sich nicht, die elenden, längst widerlegten Irrthümer der Socinianer, Deisten, Naturalisten und anderer Secten mehr wiederum aufzuwärmen und solche mit vieler Dreistigkeit und Unverschämtheit durch den äußerst gemißbrauchten Namen der Aufklärung unter das Volk auszubreiten, das Ansehen der Bibel als des geoffenbarten Wortes Gottes, immer mehr herabzuwürdigen und diese göttliche Urkunde der Wohlfahrt des Menschengeschlechts zu verfälschen, zu verdrehen oder gar wegzuwerfen, den Glauben an die Geheimnisse der geoffenbarten Religion überhaupt und vornehmlich an das Geheimniß des Versöhnungswerkes und der Genugthuung des

Welterlösers den Leuten verdächtig oder doch überflüssig, mithin sie darin irre zu machen, und auf diese Weise dem Christenthum auf dem ganzen Erdboden gleichsam Hohn zu bieten. Diesem Unwesen wolle er nun in seinen Landen schlechterdings um so mehr gesteuert wissen, da er es für eine der ersten Pflichten eines christlichen Regenten halte, in seinen Staaten die christliche Religion, deren Vorzug und Vortrefflichkeit längst erwiesen und außer allen Zweifel gesetzt sei, bei ihrer ganzen hohen Würde und in ihrer ursprünglichen Reinigkeit, sowie sie in der Bibel gelehrt werde und nach der Ueberzeugung einer jeden Confession der christlichen Kirche in ihren jedesmaligen symbolischen Büchern einmal festgesetzt sei, gegen alle Verfälschung zu schützen und aufrecht zu erhalten, damit die arme Volksmenge nicht den Vorspiegelungen der Modelehrer preisgegeben und dadurch den Millionen guter Unterthanen die Ruhe ihres Lebens und ihr Trost auf dem Sterbebette nicht geraubt und sie also unglücklich gemacht werden." — Zur Durchführung des Edicts erschien noch im Jahre 1788 ein Censuredict und wurde 1791 der Examinationscommission die Weisung ertheilt, jeden Candidaten vor der Zulassung zum eigentlichen Examen über sein Glaubensbekenntniß und darüber zu vernehmen, ob nicht auch er von den schädlichen Irrthümern der jetzigen Theologen und sogenannten Aufklärer angesteckt sei. Nichtrechtgläubige Prediger wurden zur Rede gesetzt. Zopf-Schulz (— der Pastor Schulz zu Gielsdorf in der Mark, der anstatt der Perücke, mit einem Zopf seine Moralpredigten abhielt, die Liebe seiner Gemeinde besaß und sich durch Eifer für die Armen und Schulen verdient machte —) wurde, trotz des Freispruchs des Kammergerichts, gewaltsam abgesetzt. An die Professoren Nösselt und Niemeyer in Halle ergingen 1794 scharfe Rescripte, die sie ermahnten, von den neologischen Principien ihrer Lehre abzustehen. — Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III. im Jahre 1797 hatte jedoch diese Reaction bereits ihr Ende erreicht. Er erklärte, daß die Religion nur Sache des Herzens sein könne, daß sie nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden dürfe, daß Vernunft und Philosophie ihre unzertrennlichen Gefährten sein müßten. Dann werde sie durch sich selbst bestehen, ohne die Autorität Derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen und es den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit denken sollen. —

5. Uneinig in allem Anderen — waren und blieben alle christlichen Parteien auch im 18. Jahrhundert in dem Einen einig — in der Förderung und Weiterverbreitung des Christenthums. Die katholische Kirche wanderte nach China und kämpfte dort mit den größten Schwierigkeiten für das Christenthum; suchte ihre Missionen in Ostindien, namentlich in Goa, Madaura, Karnate, Tanschur, Trankebar, Madras, Pondichery, Tonkin, Cochinchina zu befestigen; schickte zur Bekehrung Capuziner nach Tibet, und hielt ihre jesuitische Colonie in Paraguay aufrecht. Die Protestanten erweiterten ihre im Anfange des 18. Jahrhunderts durch Ziegenbalg in Trankebar, durch Egede in Grönland, durch Thomas von Westen in Lappland

begonnenen Eroberungen. Eine besonders eifrige und ausgedehnte Thätigkeit für die Ausbreitung des Christenthums entfaltete fortan England. Die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß setzte ihre Aufgabe fort, in England selbst Religiosität zu befördern, und unterstützte zugleich die dänisch-hallische Mission; — daneben bildete sich eine Gesellschaft zur Bekehrung und religiösen Belehrung der Neger auf den britisch-westindischen Inseln; — die schottländische Gesellschaft zur Ausbreitung christlicher Erkenntniß wurde erweitert; — die Gesellschaft der arminianischen Methodisten entfaltete ihre Thätigkeit unter den Negern in Amerika und auf den westindischen Inseln; — die Baptisten-Gesellschaft schickte seit 1792 ihre Missionare nach Indien; — die 1795 gegründete große londoner Missionsgesellschaft sandte eine Mission nach Otaheiti, den Freundschaftsinseln, den Marquesas, den Sandwichinseln. — Am Ende des 18. Jahrhunderts war das frühere Verhältniß zwischen der Missionsthätigkeit der Katholiken und Protestanten umgekehrt: Das katholische Missionswesen minderte sich, das der Protestanten ward mit dem regsten Eifer betriebrn, — ein neuer Beweis, wie Baur bemerkt, daß das eigentliche geistige Lebensprincip, eine lebendige, in steter Entwicklung begriffene Thätigkeit nur in der protestantischen Kirche sich äußert, während die katholische sich auch hierin mehr und mehr als die abgestorbene, in Unthätigkeit übergehende Seite der christlichen Kirche zeigt.

6. Ueber die Secten und Parteien der christlichen Kirche hinweg blickte das 18. Jahrhundert auch zuerst wieder auf die gemeinsame Einheit aller hin und wagte deshalb Unionsversuche. Die von der katholischen Kirche ausgehenden Unionsplane dachten an nichts anderes, als die Ketzer wieder in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen: sie mußten deshalb scheitern. Von protestantischer Seite suchte Leibnitz „mit seiner Universalität und mit seinem diplomatischen Talent" nach Union, indem er aufstellte, daß der Unterschied zwischen Katholizismus und Protestantismus nicht in der Lehre, sondern in der Verfassung und im Cultus gesucht werden, die Protestanten das Papstthum als eine nützliche Anstalt anerkennen und sich ihr unterwerfen, die tridentinischen Beschlüsse so lange aufgehoben und die protestantischen Gebräuche beim Gottesdienst so lange beibehalten werden sollten, bis eine allgemeine Kirchenversammlung über alle streitigen Punkte entschieden haben würde: Leibnitz gerieth dadurch in den Verdacht, heimlicher Anhänger der katholischen Kirche zu sein. — Auch die ersten Unionsversuche zwischen der lutherischen und reformirten Kirche tauchten im 18. Jahrhundert auf: Die beiden tübinger Theologen, Klemm und Pfaff, verlangten, daß Lutheraner und Reformirte sich als Brüder und als Glieder Einer Kirche betrachten, alle Streitigkeiten von den Kanzeln verbannen und diese den Universitäten überlassen, welche sie gleichfalls ohne Bitterkeit behandeln sollten. Doch Neumeister zu Hamburg, Cyprian zu Gotha ꝛc. erklärten, daß der Unterschied zwischen beiden Parteien ein fundamentaler sei, und auch freier denkende Theologen, wie Mosheim, hatten vielfache Bedenklichkeiten. Das Zeitalter war noch nicht reif zur

Fällung des theoretischen Spruches. In der Praxis jedoch verloren die Untersuchungslehrer ihre abstoßende Härte: im Leben waren am Ende des 18. Jahrhunderts von der eigentlichen lutherischen und reformirten Kirche nur noch übrig, was die Gewohnheit gerettet, die Halbheit beibehalten, die Gleichgültigkeit übersehen hatte.

Das neunzehnte Jahrhundert.

1. Die Cultur des 19. Jahrhunderts.

In eine staatliche Revolution fällt die Geburtsstunde des 19. Jahrhunderts mitten hinein. Eine Revolution der Geister steht gleichsam an seiner Pforte.

In Frankreich war im Laufe des 18. Jahrhunderts das absolute Königthum ein Reich des schamlosesten Unrechts, „ein wüstes Aggregat von Privilegien gegen alle Gedanken und Vernunft überhaupt, ein unsinniger Zustand geworden, womit zugleich die höchste Verdorbenheit der Sitten, des Geistes verbunden war.“ Gegen dieses Eine große System der Ungerechtigkeit machte sich der gewaltsam unterdrückte weltgeschichtliche Geist des Gewissens und der Gerechtigkeit vulkanisch ausbrechend, als wilder Zerstörungsgeist des Nichtigen, in der französischen Revolution geltend. „So lange — sagt Hegel treffend — die Sonne am Firmamente steht und die Planeten um sie herumkreisen, war das nicht gesehen worden, daß der Mensch sich auf den Kopf, das ist auf den Gedanken stellt und die Wirklichkeit nach diesem erbaut. Es war ein heller Sonnenaufgang. Alle denkenden Wesen haben diese Epoche mitgefeiert. Eine erhabene Rührung hat in jener Zeit geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt durchschauert, als sei es zur wirklichen Versöhnung des Göttlichen mit der Welt nun erst gekommen.“ Daß die Freiheit des Eigenthums und die Freiheit der Person unveräußerliche Menschenrechte sind — daß der absolute Staat zum wahrhaft demokratisch monarchischen umgewandelt werden muß: dieses Bewußtsein war's, das durch die Herrschaft des Schreckens hindurch von der französischen Revolution für die europäischen Völker erobert und als die Aufgabe ihrer Arbeit im 19. Jahrhundert hingestellt wurde.

Dieselbe Vernunft, die sich auf dem Gebiete des Staatslebens geltend zu machen suchte, trat als Revolutionärin gegen alle angeerbten Vorurtheile in den Wissenschaften auf, um sich selbst als die energirende Kraft in der Geschichte der Menschheit wie in dem Leben der Natur zu zeigen. **Die Weltgeschichte** wird als die wahrhafte Theodicee erkannt: was Herder geahnt, das hat Hegel mit genialem Wurf in seiner „Philosophie der Geschichte“ dargelegt, und was Hegel nur in großen Ueberblicken zu geben vermochte, das sucht die neueste Geschichtsschreibung durch gründliche Erforschung der Verhältnisse

und mit Einsicht in die Eigenthümlichkeit des jedesmaligen Volkes und der handelnden Personen, mit scharfem kritischhistorischen Wahrheitssinn, vom Standpunkte der Humanität aus, mit Freimuth und Charakter darzulegen: Carlyle (geb. 1795), der Verbreiter deutscher Wissenschaft in seinem Vaterland, mit seinem genialen „Heroencultus", Macaulay (geb. 1800) mit seiner scharf und fein charakterisirenden und analysirenden „Geschichte von England"; — Gervinus (geb. 1805) mit seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" und seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts" — von ächt sittlichem Charakter und freiem deutschen Geiste getragen; Häusser (geb. 1818), voll vaterländischen Sinnes in seiner „deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes"; v. Sybel (geb. 1813), mit seiner strengen Wahrheitsliebe in der „Geschichte der Revolutionszeit"; Mommsen (geb. 1817), mit Genialität die „römische Geschichte" in modernen Farben malend ꝛc. Von nun ab giebt's in der Geschichte kein wunderbares Eingreifen Gottes mehr: es ist die Geschichte die nach den Gesetzen des Menschengeistes sich entwickelnde Menschheit, die Fleischwerdung Gottes in der Menschenwelt, die Entfaltung der Wahrheit, Freiheit und Liebe im Menschengeschlecht, und auch „die heilige Geschichte" macht von dieser gesetzlichen Entwicklung keine Ausnahme mehr. — Daneben rang sich (— Geschichts- und Naturforschung zugleich) das bis dahinige unwissenschaftliche Tasten der Grammatiker zu einer Zergliederung der Sprache empor, — nachgehend der geschichtlichen Entwicklung und die eine Sprache mit der anderen vergleichend: W. v. Humboldt (1767—1835), F. Bopp (geb. 1791), Jacob (1785—1863) und Wilhelm (1786—1859) Grimm stehen als Gründer der **Sprachwissenschaft** da. — Die Menschensprache ist hinfort nicht mehr ein vom Himmel gefallenes Wunder: sie ist die Lautwerdung des Menschheitsgeistes, und die verschiedenen geschichtlich auftretenden Sprachen sind die äußerlichen Erscheinungen, die sichtbar gewordenen Logiken, Gedanken- und Gefühlszeichen der verschiedenen Völker. —

Wie in der Geschichte, so tritt das 19. Jahrhundert in den **Naturwissenschaften** mit seiner revolutionären, aber nicht blos vernichtenden, sondern zugleich schöpferischen Kraft auf. Schon im vorigen Jahrhundert war Franklin aus Boston (1706—1790) gekommen: Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis; hatte Galvani aus Bologna († 1799) den „Galvanismus" gefunden, — eine Entdeckung, die A. Volta aus Como (1745—1827) fortbildete und berichtigte. Der Däne Oerstedt (1771—1851) wurde darauf der Entdecker des „electrochemischen Magnetismus", und Mesmer (1733—1815) machte seine merkwürdigen Beobachtungen des „thierischen Magnetismus." — Mit dem Schweden Berzelius (1779—1848) und Humphry Davy aus Cornwallis (1778 bis 1829) beginnt die moderne Wissenschaft der Chemie, in der Mulder, Liebig, Moleschott ꝛc. glänzen. In der Astronomie arbeiteten im Geiste des Copernicus Bode (1747—1826), Olbers (1758—1840), Herschel (1740—1822) ꝛc. weiter. In der Naturgeschichte fanden Schwann in Lüttich, Schleiden in Jena (geb. 1804), Virchow in Berlin die Zelle als die Grundform aller Wesen. Werner (1750—1817)

wurde der Begründer der neptunistischen Lehre und der wissenschaftlichen Geognosie. Karl Ritter (1779—1859) schuf die neue Wissenschaft der Geographie, indem er das Leben auf der Erdfläche aus den Grundvesten des Erdbaues hervorwachsen ließ. Blumenbach (1752—1840), Sömmering (1745—1830), glänzen auf dem Felde der Anatomie. Der Lebensverlängerer Hufeland lebt 1762—1836. Als Physiologen stehen hoch da: Cuvier (1769—1831), J. Müller (geb. 1801) &c. Auf dem Gebiete einer Naturwissenschaft des Geistes haben Gall, Spurzheim, Combe, Huschke &c. gearbeitet: nach ihren naturwissenschaftlichen Forschungen ist das Gehirn das Organ des bewußten Lebens; ist der Geist ein Viel im Eins, wie das Gehirn eine Mehrheit von Organen trotz und ob seiner Einheit; treten die verschiedenen Geistesurvermögen, je nach der Größe und Beschaffenheit der verschiedenen Hirnorgane, in verschiedener Thätigkeitsstärke auf;* — der Grund, daß jeder Einzelmensch seinen verschiedenen intellectuellen, moralischen und religiösen Charakter hat, so daß also auch die Vorstellungen, Gedanken, Gefühle, Wallungen, Handlungen des Einen von der des Anderen verschieden sein müssen, ja daß der Mensch vom Seelenleben Anderer nur so viel versteht, als er davon in sich wiederholen kann und daß demnach Toleranz fremder Ansichten die erste und die heiligste Menschenpflicht ist. — Alle Bestrebungen und Leistungen des 19. Jahrhunderts auf dem Felde der Naturwissenschaften fassen sich sodann in dem Einen Namen **Alexander von Humboldt** zusammen (1796—1859). Wohin er auf der Erdoberfläche mit seinem wunderbaren Geiste trat, da offenbarten sich ihm ihre Gesetze. Seine Höhenmessungen mit Untersuchungen der thermometrischen Verhältnisse und der Bodenbeschaffenheit schufen mittelst scharfsinniger Combinationen eine neue Wissenschaft, die Pflanzengeographie d. i. die Lehre von den Gesetzen, nach denen die unendlich formenreiche Pflanzenwelt über den Erdkreis verbreitet ist. Indem er nachwies, welchen umgestaltenden Einfluß die scheinbar so passive Vegetation auf die Bildung des Bodens, auf den Zustand der Völker, auf die Entwicklung des Menschengeschlechts ausgeübt hat und ausübt, wurde er der Begründer der neueren Darstellung der Botanik. Mit dem Barometer in der Hand, den Chimborazo, den Pik von Teneriffa &c. erklimmend, gewann er 459 Höhenbestimmungen; mehr als 700 auf astronomischem Wege erlangte und berechnete Ortsbestimmungen rühren von ihm her. Er legte den Grund zu einer vergleichenden Klimatologie. Die Geognosie emancipirte er von den zu Ende des vorigen Jahrhunderts geltenden Ansichten. Er stellte den magnetischen Aequator fest, fand die Isothermen auf &c. Er verflocht — um Alles in Einem zu sagen — durch eigene Forschungen und Entdeckungen, verbunden mit geistreichen Combinationen des von Anderen Erforschten, alle Natur- und Geschichtserscheinungen mit dem gesammten Weltleben. Wo immer in der Gegenwart Land, Meer und Atmosphäre wissenschaftlich durchforscht und durch tiefsinnige Unterscheidungen, Vergleichungen und Schlußfolgerungen neue wissenschaftliche Resultate erzielt werden, frei von mystischer Dunkelheit: da weht humboldtscher Geist, der sich in dem Kosmos, „dem Glau-

bensbekenntniß über das All der Schöpfung" zusammengefaßt hat: eine physische Weltbeschreibung, welche die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes darstellt und welche nachweist, daß im ganzen Weltenall Allgemeines und Besonderes innig verkettet, daß in dem ewig wiederkehrenden Wechsel der Weltgestaltungen ein Beharrliches lebt, daß das Universum von den fernsten Nebelflecken bis zum Infusionsthierchen von einem ewigen Gesetz getragen wird, das weder im größten Raume noch im kleinsten Atom eine Unterbrechung und Durchbrechung duldet.

Die Kunst verkündet im 19. Jahrhundert das harmonisch freie Menschenthum. Der starre Regelzwang, die Macht der Convenienz und Mode werden abgeworfen und die freie Geistesthätigkeit schafft ihre Werke in den verschiedenen Kunstzweigen. In der **Baukunst** bediente sich Schinkel (1781—1841) in dem „Denkmal auf dem Kreuzberg", im „Schauspielhaus" und „Museum" zu Berlin 2c. eines allgemeinen Weltstils, — erhob seine Werke („Glyptothek", „Wallhalla" 2c.) der minder selbstständige klassische Eklektiker L. v. Klenze (1784—1864) auf dem Grunde der klassischen Kunst, aber auch auf der Renaissance (Neuer Königsbau, Pinakothek), — erneute Zwirner (geb. 1801) den gothischen Bau, — weckte Heideloff (1788) den Sinn für die Gothik und vaterländische Baukunst, vereint G. Semper (geb. 1804) in klassischen Renaissancebauten Alterthum und Gegenwart, indeß in gleichem Geiste der Klassicität Ch. Percino in Paris und G. Moller aus Diepholz (1784—1852) arbeiteten. In der **Plastik** schuf der Venezianer Canova (1757—1822), voll feinen Sinnes für Schönheit und Anmuth, aber weich und sentimental, oft theatralisch affectirend („Perseus"); Thorwaldsen (1770—1844) („Venus, Adonis, Amor und Psyche, Hebe, Ganymed"; „der Siegeseinzug Alexanders in Babylon"; „Christus"; „das Standbild Schillers in Stuttgart" 2c.), der größte plastische Künstler der neueren Zeit, die Klarheit und Schönheit der Antike mit christlicher Gemüthstiefe ausfüllend; Dannecker (1758—1841), seine Schillerbüste; Schwanthaler (1802—1848), von romantischen Ideen geleitet, seinen Mozart in Salzburg, Jean Paul in Bayreuth, Goethe in Frankfurt a. M., und seine Bavaria vor der Ruhmeshalle; dem klassischen Ideal folgend, Rauch (1777—1857) sein Denkmal der Königin Luise, seine Standbilder von Bülow und Scharnhorst, von Blücher, von Friedrich II. in Berlin 2c., und Rietschel (1804—1860) den Lessing zu Braunschweig, die Goethe-Schillergruppe in Weimar, das Lutherdenkmal für Worms 2c.; — indeß David (1793—1856) und Paradier (1792—1852) in Frankreich mehr einem einseitigen Naturalismus und der Darstellung der sinnlichen Schönheit zustrebten. — **Die Malerei** suchte gleichfalls in ihren Gebilden die in der Gegenwart lebenden Ideen darzustellen. Overbeck (geb. 1789), der Romantiker der Malerei, schuf seine weichen, ausschließlich religiösen Werke („der Einzug Christi in Jerusalem", „Christus bei Martha und Maria", „Erweckung des Lazarus", „der Bund der Kirche mit den Künsten" 2c.), voll tiefer Frömmigkeit und zugleich voll Anmuth und Holdseligkeit. Dieselbe Stimme der Romantik, aber freier und kräftiger, spricht in Peter Cornelius (geb. 1786): seine edlen und großartigen „Fresken

in der Glyptothek zu München", sein „jüngstes Gericht" in der Ludwigskirche, seine Bilder kunstgeschichtlichen Inhalts im Corridor vor den Sälen der Pinakothek — zeugen von seiner hohen und reinen, geschmack- und ausdrucksvollen Idealität. Der romantischen Richtung huldigte gleichfalls W. Schadow (geb. 1789) „Gebet Christi am Oelberg", mit seiner „Düsseldorfer Schule", mit Veit (geb. 1793): „die Einführung der Künste in Deutschland durch das Christenthum"; — mit J. Schnorr (geb. 1794): „Die Nibelungen", „die Bibel in Bildern"; — mit Lessing (geb. 1808), dem ersten Historienmaler der düsseldorfer Schule, dem Schilderer des protestantischen Märtyrerthums; „Huß vor dem Concil", „Huß vor dem Scheiterhaufen", „die Hussitenpredigt". Daneben Schorn, Hübner, Bendemann, Richter; — die Landschaftsmaler Schirmer, Sohn, Achenbach, Hildebrandt, Preller (Wielandzimmer im Schloß zu Weimar, Landschaften aus Homer's Odyssee); Rottmann (1798—1850), mit seinen 28 italienischen Landschaften in den Arkaden des Hofgartens und den 23 griechischen Landschaftsbildern in der neuen Pinakothek; — die Genremaler: J. Becker, der Norwege Tidemand, der Humorist P. Hasenclever und H. Rüstige; — aus der münchner Schule: Heß mit dem strengkatholischen Stil, Schwind (Fresken in der Kunsthalle zu Karlsruhe; der Sängerkrieg und das Leben der h. Elisabeth auf der Wartburg; die Musikanten; das Märchen von Aschenbrödel, und das von den sieben Raben) mit seinen Schöpfungen voll von Satyre und Scherz einerseits, von tiefster Rührung und höchstem Ernst für die geistigen Güter des Lebens andrerseits. In Frankreich: David (1748—1825), der Maler der Revolution und Napoleon's I. mit seinem dem Classicismus zugesellten feierlichen rhetorischen Pathos; — Horace Vernet (geb. 1789), der in seinen Bildern den Ruhm des französischen Heeres, den Todesmuth der Garde, „die stumme Klage des Untergangs" mit großem Gestaltungssinn niedergelegt hat; — P. Delaroche (geb. 1797) mit seinem „romantischen Genre". In England: Flaxmann (1755—1826) mit seinen großartige Auffassung und ernste und naive Auffassung zugleich bekundenden Umrissen zu Homer, Hesiod, Aeschylos und Dante. — Ueber alle Maler der Gegenwart jedoch reicht W. Kaulbach (geb. 1805) mit seinen genialen Gebilden aus der Poesie und Geschichte weit hinaus. Sein „Reinecke Fuchs" ist voll tiefer, aber bitterer Satire. Seine Gestalten aus Shakspeare und Goethe zeugen von seiner tiefen Nachempfindung sowie von feinstem und ausgebildsten Schönheitssinn. Seinen eigentlichen Beruf aber, als Maler der großen weltgeschichtlichen Ideen, hat er mit seinen Frescogemälden in dem neuen Museum zu Berlin dargelegt: „Der Thurmbau zu Babel" bringt die Scheidung der Völker in der Entwicklung der Weltgeschichte zur Anschauung; „Homer und die Griechen" zeigt die Größe des hellenischen Geistes und seine Bedeutung für die Menschheit; „die Zerstörung Jerusalems" charakterisirt den Sieg des Christenthums über Heiden- und Judenthum; „die Geisterschlacht der Hunnen und Römer" schildert den Sieg des „Germanenthums über das Römerreich"; „die Kreuzzüge" reden von der Be-

fruchtung der europäischen Welt durch die Zauber des Orients; „das Zeitalter der Reformation", das Bild, auf dem Realismus und Idealismus auf's Innigste vermählt sind, stellt in Gestalten aus drei Jahrhunderten alles dar, was den Sieg des Geistes der neuen Zeit, des Lichtes und der Freiheit, des unbeschränkten Fortschritts auf sämmtlichen Gebieten des menschlichen Lebens in seiner Vorbereitung, Bewirkung und Vollendung bekundet.

Auf dem Gebiete der **Musik** beherrschen Mozart und Beethoven mit ihren genialen Gedanken und mit ihrem freien Geiste das neunzehnte Jahrhundert. In Beethovens Geiste behandelte Franz Schubert (1797—1828) das Lied. M. v. Weber (1786 bis 1826) gab sodann der Romantik (Preciosa, Freischütz, Euryanthe, Oberon) einen edlen und volksthümlichen Ausdruck. F. Mendelssohn (1809—1847) wurde mit seinen Oratorien „Paulus" und „Elias," mit seinen Psalmen und Motetten, mit seinem „Sommernachtstraum" und seinen „Liedern ohne Worte" der romantische, aber feinsinnige Repräsentant der modernen Bildung, indeß Robert Schumann (1810—1856) seine phantasiereichen Gebilde — voll von Leidenschaft und Weltschmerz aber auch voll von umfassender Weltanschauung — aus sich heraus orakelte und Richard Wagner, den Lißzt einen sprühenden Flammengeist nennt, das bedeutendste Musikgenie unserer Zeit, in seinem „Tannhäuser" und „Lohengrin" Beispiele von der „Oper der Zukunft" gegeben hat.

Am Tiefsten sucht die höchste der Künste, **die Poesie**, das geistige Streben des 19. Jahrhunderts in ihren Schöpfungen auszudrücken, ja hat sie durch dieselben die unsere Zeit bewegenden Ideen mitgebildet. **Englands** größter moderner Dichter war Byron (1788—1824) mit reicher schöpferischer Phantasie, voll von den menschlichen Idealen, alle Höhen und Tiefen des menschlichen Herzens anschlagend, — aber auch der Schöpfer der Poesie der Zerrissenheit und des Weltschmerzes; — neben ihm stand Th. Moore (1780—1852) mit seinen reizenden „irischen Melodien;" und der Freund Byron's, Shelley, der Dichter des Pantheismus und Atheismus; — im historischen Roman W. Scott, — in Schilderung von Völkersitten und Naturscenen Cooper; — mit tiefer Menschenkenntniß und kunstmäßiger Anordnung des Stoff's Bulwer; — voll treffender Satire und hinreißender Komik Dickens. In **Frankreich** ertönte am Ende des vorigen und am Anfange des jetzigen Jahrhunderts die Revolutionspoesie in Rouget de l'Isle (1760—1835 „Marseillaise"); in Lebrun (1729—1807), dem französischen Pindar des Convents ꝛc. Frau Necker-Staël (1766—1817), vertrat in in ihren politischen, ästhetischsocialen und poetischen Schriften („Betrachtungen über die französische Revolution," „über Deutschland," „Delphine," „Corinna") den Constitutionalismus und Rechtsstaat. Chateaubriand (1768—1848) wurde der Begründer der christlichen Romantik in Frankreich durch seinen „Geist des Christenthums," ein großes poesiereiches, farbenvolles Gemälde. Diese christliche Poesie führte lyrisch Lamartine (geb. 1792) weiter, voll lieblichen Zaubers und voll Farbentönen mit ätherischem Hauche

überzogen in seinen „poetischen Betrachtungen," „religiösen und poetischen Harmonien," in der „Geschichte der Girondisten," seiner Ideal-Republikaner 2c. In beider Bunde steht als dritter Victor Hugo (geb. 1802): als Lyriker, Dramatiker und Romanschriftsteller die zartesten und lieblichsten, wie die prachtvollsten und begeistertsten Accorde anschlagend. Der romantischen Richtung trat in Frankreich die klassische mit ihrem rhetorischen Pathos und ihrer gefeilten Sprache entgegen: Laharpe, Delille 2c., bis Delavigne (1794—1846) in seinen Tragödien und Lustspielen die romantischen Ideen mit der klassischen Form verband. Den Ton des französischen Herzens schlug an und traf Beranger (1780—1857), „der unabhängige Sprecher und Tröster" des französischen Volkes: aus seinen Liedern „spricht, jubelt, kichert, lacht, grollt und weint mit Innigkeit und Wahrheit, mit Anmuth und Kraft die epikuräische Philosophie des Jahrhunderts, die Freiheitsbegeisterung der Revolution, der liberale Spott auf die versuchte Renovation des ancien régime" 2c. George Sand (Frau Dudevand geb. 1804) verband durch Wahrheit und Tiefe der Beobachtung das innere und innige Seelenleben mit demokratischen Freiheitsideen und socialistischer Emancipation von den Sittengesetzen in ihren „Romanen," worauf Eugen Sue (1804—1857) in derselben Kunstgattung die Gräuel des Lasters und das Elend der Armuth mit socialistischen Tendenzen schilderte.

Den Chorus in der Poesie des 19. Jahrhunderts führt **Deutschland** an. Hier sangen die Romantiker (A. W. Schlegel, Fr. Schlegel, Tieck, Hardenberg), die fremdartigsten Elemente der griechischen und römischen, der italienischen, spanischen, portugisischen, französischen Literatur mischend und darum ohne reinen Geschmack, dem Seltsamen und Abentheuerlichen zugewandt, und andrerseits die Poesie mit der Philosophie verbindend und dadurch unklar und verworren in Empfindungen und Gedanken —

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!"

Es trat dann der Romantik entgegen der rein klassische Geschmack, die einfache reine Form: Hölderlin mit dem „göttlichen Wahnsinn seiner Gedichte und dem tiefsinnigen Gedankenschwunge im „Hyperion" singt von Christus:

Ach, sie wissen es nicht, wie der Hohe wandelt' im Volke,
Und vergessen ist fast, was der Lebendige war.
Wenige kennen ihn doch und oft erscheinet erheiternd
Mitten in stürmischer Zeit ihnen das himmlische Bild.
Allversöhnend und still mit armen Sterblichen ging er,
Dieser einzige Mann, göttlich im Geiste, dahin.
Keins der Lebenden war aus seiner Seele geschlossen,
Und die Leiden der Welt trug er an liebender Brust, —

Und spricht von der Zukunft der Welt: „Von Kinderharmonie sind die Menschen und Völker ausgegangen, die Harmonie der Geister wird der Anfang eines neuen Weltalters

sein; die Schönheit flüchtet aus dem Leben der Menschen sich herauf in den Geist; Ideal wird, was Natur war, und an diesem Ideale, dieser verjüngten Gottheit erkennen die Wenigen sich und Eins sind sie, denn es ist Eines in ihnen, und von diesen beginnt das zweite Lebensalter der Welt. Sie werden kommen, deine Menschen, Natur! Ein verjüngtes Volk wird dich auch wieder verjüngen, und der alte Bund der Geister wird sich erneuen mit dir. Es wird nur Eine Schönheit sein, und Menschheit und Natur wird sich vereinen in eine allumfassende Gottheit. Wann die Lieblingin der Zeit, die jüngste schönste Tochter der Zeit, die neue ästhetische Kirche, der neuen Gottheit neues Reich, hervorgehen wird aus diesen befleckten veralteten Formen; wann das erwachte Gefühl des Göttlichen dem Menschen seine Gottheit und seiner Brust die schöne Jugend wieder bringen wird: dann erst sind wir, dann ist das Element der Geister gefunden." — Neben Hölderlin arbeitet vom klassischen Geiste getragen — Platen mit Sprachgewandtheit und Formvollendung, mit würdevoller Einfachheit und edler Klarheit, besonders in seinen lyrischen und kleineren epischen Gedichten, indeß seine dramatischen Arbeiten („die verhängnißvolle Gabel," „der romantische Oedipus") aristophanischen Spott athmen. Der Romantik gegenüber wird weiter durch Benutzung der Volksdialecte der Charakter des Natur- und Lebenswahren in die Poesie getragen: so vor Allem Hebel mit seinen „allemannischen Gedichten" (1803) — voll reiner und zarter Naturempfindung, heiterer, anmuthsvoller Gestalten, poetischer Bilder. Endlich aber wurde aller romantische Nebel verscheucht, als die Poesie, von der Begeisterung der Freiheitskämpfe ergriffen, den Boden des allgemeinen Volkslebens gewann: M. Arndt, der Sänger des Bundesliedes „Sind wir vereint zur guten Stunde," des Vaterlandsliedes „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" &c., des Jubelliedes vom Feldmarschall: „Was blasen die Trompeten," des Liedes vom deutschen Vaterland: „Was ist des deutschen Vaterland;" — M. Schenkendorf mit den „christlichen Gedichten (1814)" und den „Vaterlandsliedern (1815);" — Th. Körner der Sänger von „Leier und Schwert." Immer mehr trat dann die Beziehung zum wirklichen Leben vor, und zwar in objectiver und positiver Weise bei Anastasius Grün (Graf v. Auersperg), der in seinen „Spaziergängen eines wiener Poeten (1831)" und „Schutt (1835)" sein warmes Mitgefühl mit den Leiden des Volkes, seine Wünsche und Hoffnungen für Veredlung der staatlichen und kirchlichen Verhältnisse aussprach; — und bei Nicolaus Lenau, der seine schwermüthigen Seufzer über die unterdrückten Rechte der Menschen und Völker in seinen Neuen lyrischen und epischen Gedichten, in „Faust," „Savonarola" und den „Albigensern" aushauchte. In subjectiver und negativer Weise suchte Heinrich Heine alles Vorhandene, das Endliche und Zufällige, wie das Ewige und Nothwendige mit seiner giftigen Satire zu zersetzen — seinen Spott treibend mit allen Menschheitsgefühlen, mit Wahrheit, Freiheit, Liebe, mit Philosophie, Kunst, Religion, Sittlichkeit und Staat, mit allem Pathos und mit allen pathetischen Menschen, ja Alles, was nicht närrisch aussieht, sich erst zum Narren herausstaffirend, damit er es besser zerreißen und besser verdauen kann. Gegenüber solchem ungezogenen

Lieblinge der Grazien steht Jean Paul mit seinem Humor — „ganz Herz und Geist, wie ihn Herder charakterisirt, ein freiklingender Ton auf der großen Goldharfe der Menschheit, auf der es soviel zersprungene Saiten und verstimmte Töne gibt," voll tiefer Sentimentalität und scharfen Spottes, eine Ueberfülle von Ideen und Bildern, von Farbenglanz der Phantasie, der größte Sprachtonkünstler, der aber alle Tasten auf einmal anschlägt und jedem Stück alle Kreuze und alle Bee's zugleich vorzeichnet, der enormste Haufe von Geist, aber zu sehr mit Makulatur verpackt, ein buntes Gewirr des Schönen und Launenhaften, des Höchsten und Niedersten, ein Ensemble von Contrasten — immer und überall aber von dem Höchsten und Edelsten getragen, unendlich tief in dem Gefühl Gottes, in der Anschauung der Wahrheit und Schönheit. Darum weiß er wie Keiner den reinen unverdorbenen Jüngling mit seiner jugendlichen Unbefangenheit, die liebliche, sinnige, hohe Jungfrau, den bescheidenen Mann, den das stille gotterfüllte Herz über alle Noth der Erde erhebt, zu schildern. Dabei voll von Liebe gegen die Menschheit und Gottheit. „Kannst du — ruft er aus — vergessen die Liebe, worin Ein Herz Millionen Herzen ersetzt und die Seele ein Leben lang sich von Einer Seele nährt und belebt, wie die hundertjährige Eiche dieselbe Stelle mit ihren Wurzeln festhält, und aus ihr hundert Frühlinge hindurch neue Kräfte und Blüthen saugt." Und: „Der Erdkloß des Erdballs ist göttlich angehaucht: nun wimmelt eine Welt, jedes Baumblatt ist ein Land der Seelen, und Alles säugt und saugt. Jedes kleine Leben würde erfrieren und sinken, würd' es nicht vom ringsumwallenden Leben gewärmt und getragen; das Meer der Zeit leuchtet, wie das Weltmeer, durch zahllose lichte Wesen, und Sterben und Entstehen sind nur die Feuerthäler und Feuerberge des ewig wogenden Oceans. Es gibt kein Todtengerippe; was so scheint, ist nur ein anderer Leib. Ohne allgemeines Lebendigsein gäb' es nur einen weiten unendlichen Tod."

Als Repräsentanten der innigen Tiefe des deutschen Charakters und der feinen Ausbildung der Kunstform stehen Uhland (ihm nach Kerner, W. Müller, Reinick 2c.) da. Uhland wurde der Lieblingsdichter der deutschen Nation durch seine sinnige Natur, die zugleich jeder leidenschaftlichen Uebertreibung abhold war, durch seinen tiefen sittlichen Gehalt, durch seinen männlichen deutschen Charakter: Eigenschaften, die sich in allen seinen künstlerischen Schöpfungen wiederspiegeln, wie die religiöse Innigkeit in „Schäfer's Sonntagslied," die freie Jugendkraft in „des Knaben Berglied," die herzlichste Gottergebenheit im „guten Kameraden," das ernsteste Wort des Lebens in der „Kapelle," der harmonische Accord, in dem sein „Frühlingsglaube" ausklingt:

„Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden."

Seinen Muth und graden Sinn offenbaren seine vaterländischen Lieder: „Vorwärts; Siegesbotschaft" 2c.; und sein tiefes Gefühl für das Volksthümliche, in dem sich Epik und Lyrik mischt, zeigen seine Balladen und Romanzen: „des Goldschmieds Töchterlein;" „des Sängers Fluch," „der Schenk von Limburg," „das Schloß am Meer" 2c.

— F. Rückert steht neben Uhland als Meister in der Form, — wunderbar im Rhythmus und Reim, in Klang und Fall, in Bildern und Gegenbildern, in Buchstaben und Worten, — der Dichter, der „nur gelebt, was er gedichtet." Welche höchst beseligende Stimmung in dem Liebeslied: „Du meine Seele, du mein Herz" ꝛc.! Welche wemüthig trauernde Sehnsucht in dem Abendlied: „Ich stand auf Berges Halde!" Welch' tiefer Ernst in den „Gräbern zu Ottensen!" Welch' männlich sicherer Tritt in den „geharnischten Sonetten!" Welch' schelmischer Reiz der bunten Märchenphantasie in dem Lied „vom Bäumlein, das andere Blätter gewollt!" Welch' würdige und große, und wiederum auch lieblich heitere Behandlung der Sagenstoffe in „Chidher," in den „Riesen und Zwergen," in dem „Räthsel der Elfen," in dem „betrogenen Teufel!" Welch' unendlich tiefreligiöse Gedanken endlich in seiner „Weisheit des Brahmanen:"

1. Bedenke, daß ein Gott in deinem Leibe wohnt,
Und vor Entweihung sei der Tempel stets verschont.
Du kränkst den Gott in dir, wenn du den Lüsten fröhnst,
Und mehr noch, wenn du in verkehrter Selbstqual stöhnst.
Gott stieg herab, die Welt zu schaun mit deinen Augen;
Ihm sollst du Opferduft mit reinen Sinnen saugen.
Er ist, der in dir schaut und fühlt und denkt und spricht;
Drum was du schaust, fühlst, denkst und sprichst, sei göttlich Licht.

2. Alswie der Mensch, so ist sein Gott, so ist sein Glaube, —
Aus geist'gem Aether bald, und bald aus Erdenstaube.
Doch doppelt ist der Gott, der Glaube doppelt auch,
Hier selbstentglommner Trieb, dort überkommner Brauch.
Das Eigenste wird ganz nie frei vom Angenommnen,
Doch übt die Eigenheit ihr Recht am Ueberkommnen.

3. Gott ist von keinem Raum, von keiner Zeit umzirkt,
Denn Gott ist da und dann, wo er und wann er wirkt.
Und Gott wirkt überall, und Gott wirkt immerfort;
Immer ist seine Zeit, und Ueberall sein Ort.
Er ist der Mittelpunkt, der Umkreis ist er auch,
Weltend' und Anfang ist sein Wechselauseinhauch.

4. Aus Geist entstand die Welt, und gehet auf in Geist,
Geist ist der Grund, aus dem, in den zurück sie kreist.

5. Du bist schon, weil ich bin; denn also fühl' ich mich,
Daß ich durch mich nichts bin, und Alles bin durch dich.
Der du zum lebenden Beweise dir mich schufest;
Dich zu beweisen, ist, wozu du mich berufest:
Dich zu beweisen durch mich selbst mir und der Welt,
Die den Beweis von dir nicht kennt, den sie enthält.

6. Du bist und bist auch nicht, du bist, weil durch dich ist
Was ist; und bist nicht, weil du das, was ist, nicht bist.
Du bist das Seiende, und das Nichtseiende,

Sein gebende und von dem Sein befreiende.
Du bist einfaches Licht, und siebenfache Farben
Sind Welten, die durch dich den Schein des Seins erwarben.
Durch's Licht erscheinen sie, das Licht nicht sind die Farben,
Im Lichte sind sie dann, wenn sie im Scheine starben
Du bist einfacher Ton, die siebenfachen Saiten
Der Weltenleier sind's, die dich mit dir entzweiten.
Du bist der Grundton, der in sieben Strahlen träuft
Die Leiter nieder, und zurück zum Anfang läuft.
Du selber bist der Lauf und bist der Lautenschläger,
Und alle Schwingungen der Seele deine Träger.
Du bist des Morgens Hauch, du bist des Abends Luft,
Du bist des Frühlings Strauch, du bist des Herbstes Duft.
Du bist's und bist es nicht, du bist wie Tag und Jahr,
Der Kreis, der in sich kreist, unwandel= wandelbar.
Das Räthsel staun' ich an, und will es lösen nicht,
Weil sich die Lösung in mein eignes Sein verflicht.
Du, Wunderbarer, gabst mir Lust am Wunderbaren;
Mich, Ewigklarer, labst du mit dem Dämmerklaren.

7. Es strömt ein Quell aus Gott, und strömt in Gott zurück,
Der Einstrom hohe Lust, der Ausstrom höchstes Glück
Er strömet in dich ein durch's offene Thor der Sinnen,
Und strömet aus dadurch, und nimmt dich mit von hinnen.
Durchs Auge strömt er ein als Licht, daß er verkläre
Dein Innres, und entströmt verklärt als Freudenzähre,
Den Geist zu wecken, strömt er ein als Ton durchs Ohr,
Und strömt aus deinem Mund als Dankgebet hervor.
Einströmt er dem Geruch als Lenzduft, Sehnsuchtshauch,
Und strömt im Athem aus als Seufzeropferrauch.
Er strömt durch den Geschmack in's Mark und in's Gehirne,
Und als Gedanke tritt er leuchtend aus der Stirne.
Er strömt als irdischer Empfindungen Gewühle
In's Herz, und aus der Brust als himmlisches Gefühle.
Du fühlest: Was du bist, ist er in dir, nicht du;
Und strömt in dem Gefühl dich deinem Urquell zu.

8. Die Welt ist wirklich; nur ein Wirkliches allein
Bringt Wirkliches hervor, Gott muß drum wirklich sein.
Die Welt ist Leben; nur Lebendiges allein
Kann Leben wirken; drum muß Gott lebendig sein,
Der Geist des Menschen denkt; nur Denkendes allein
Kann Denken schaffen, Gott muß also denkend sein.
Des Menschen Wille will; nur Wollendes allein
Kann Willen wirken, Gott muß selber wollend sein. —

9. Der du erschufst die Welt, ohn' ihrer zu bedürfen,
Erschaffen hast du sie nach deiner Lieb' Entwürfen.

Nach deiner Weisheit Plan, dem Zwecke deiner Macht;
Und kein Nachdenken denkt, was du hast vorgedacht.
Vorbringen kann kein Wort, was deins hervorgebracht.
Doch hast du die Vernunft geschaffen, dich zu denken,
Den Geist, nach dir den Flug, Unsichtbarer, zu lenken.
Der Sehnsucht Ström', o Meer, in dich sich zu versenken:
Den wir am Anfang, den wir sehn am Ende stehn,
Von dem wir kommen und zu dem wir alle gehn
Woher ich kam, wohin ich gehe, weiß ich nicht,
Nur dies, von Gott zu Gott, ist meine Zuversicht. —

Durch die Gedanken dieser deutschen Klassiker wurden alle einseitigen orthodoxen Anschauungen aus den Gemüthern der Gebildeten verbannt. Sie alle — diese Gedanken und diese Dichter — aber hatten ihre Basis in den Thaten der beiden größten Klassiker des vorigen Jahrhunderts, die über ihre Zeit emporragend, mit ihren Geisteswogen erst das Geistesleben des neunzehnten Jahrhunderts in Bewegung brachten: in Lessing's großen Wahrheiten, daß in jeder Religion der dogmatische Buchstabe tödtet und nur der sittliche Geist lebendig macht, und daß Duldung anderer Ansichten aus Einsicht, aus Menschenkenntniß, aus Selbstüberwindung und aus Liebe die höchste menschliche Tugend ist; — und in Herder's Humanitätsidee, der gemäß er die Bildung zur Humanität als das Göttliche des Menschengeschlechts bezeichnet, — als Aufgabe der Humanität hinstellt: Kenntniß der Natur des Menschen, Entwicklung seiner Kräfte und Anlagen auf eine dieser Natur gemäße Weise, Sammlung Aller, die Menschen heißen, in die Eine Stadt Gottes, die nur Ein Gesetz, der Geist der allgemeinen Vernunft beherrscht; — als Grundgedanken des Christenthums auffaßt, daß das Menschliche göttlich und das Göttliche menschlich sei, daß das Menschliche, je reiner es seinem Wesen nach auftrete, nur um so mehr das Gepräge des Göttlichen an sich trage, und das Göttliche, je unmittelbarer es sich zu erkennen gebe, nur um so mehr in der Gestalt des Menschlichen erscheine; — als Princip beim Studium der Bibel, des göttlichen Buches, fordert, daß sie menschlich gelesen werde, da sie ein Buch durch Menschen für Menschen geschrieben sei. Ihr wahres Centrum erhielt jedoch die ganze deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in Schiller und Goethe mit ihren großen Kunstschöpfungen, mit ihrer von schöpferischer Idealität gegründeten Welt, mit und in der sie aus der Prosa das Leben aus dem Gemeinen und Materiellen in das Uebersinnliche und Ewige emporhoben. Von ihnen und durch sie ist die Schaubühne eine Verkündigerin ewiger, göttlicher Wahrheiten geworden; wie es Schiller auch ausgesprochen hat, daß die Aufgabe des Schauspiels eine religiöse sei, daß die Schaubühne gleichsam das versinnbildete Weltgericht, in welchem die Tugend ihren Lohn, das Laster seine Strafe findet, — ein lebendiger Sittenspiegel, mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staates; eine Schule der practischen Weisheit; ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele; der gemeinschaftliche Kanal, in welchem von dem denkenden besseren Theil des

Volkes das Licht der Weisheit herunterströme und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreite; die Schule der Toleranz, von der aus eine vortheilhafte Wirkung auf die Erziehung zu erwarten sei.

Schiller war ein großer Mensch und ein streng sittlicher Geist, der mit hohem Schwunge die von allem sinnlichen Erfolge unabhängige Würde der Tugend pries und den Blick aus dem Staube des Erdenlebens zum Himmel hinauflenkte, — der mit heiligem Zorn gegen Alles auftrat, was die wahre Menschenwürde beschmutzte, was die Hoheit des Menschen, das Menschliche und Göttliche im Menschen, die Vernunft, erniedrigte — ein tiefer, gediegener, origineller Geist, der durch seine Himmelhoch fliegenden Gedanken unwiderstehlich mit sich fortreißt, — nicht, wie Goethe hoch über der Schneelinie stehend, wo kein gewöhnlicher Mensch mehr ausdauern kann, sondern mitten unter den Menschen zu Hause, um vor ihnen Menschheitsspiele zu spielen und mit ihnen Menschheitsfreuden und Menschheitsleiden zu fühlen. Mit Recht hat ihm die französische Republik ihr Bürgerrecht geschenkt, denn in ihm waltete eine revolutionäre Kraft, welche die Reihe sich ewig forterbender Zustände abbrach und aus dem Geistesinnern heraus der Schöpfer von neuen zu werden suchte: er will die Freiheit nach allen Seiten hin, — die individuelle Freiheit, wie das Opfer des Individuums an die Allgemeinheit. Darum stellen sich auch die Charaktere seiner Dramen mit innerer Kraftfülle auf sich selbst, und wollen sie nur durch das gelten, was sie leisten. So in dem großen urwaldigen Freiheitsschrei der „Räuber," in denen die Unterdrückten den Unterdrückern den Krieg erklären: der Ausgang eine Verherrlichung der sittlichen Weltordnung, indem Franz Moor, weil er seinen Egoismus für Freiheit hält und darum die ewigen Gesetze verhöhnt, vernichtet wird, und Karl Moor sich diesen Gesetzen reuevoll zum Sühnopfer bringt, — den Gesetzen, die er nach eigenem Ermessen durch Schrecken und Gewalt hatte durchsetzen wollen. Eine Metamorphose der Räuber tritt in „Fiesco" auf, — der Kampf zwischen Ehrgeiz und republikanischer Pflicht: — ein Held, der frei sein will und darum nichts über sich dulden kann, „Republikaner Fiesco und Herzog Fiesco:" „Nicht Ichsucht, sondern Selbstverläugnung" heißt die Parole der schiller'schen Tragödie. Neben der individuellen Freiheit aus den Räubern und Fiesco schallt dann in „Kabale und Liebe" Gleichheit: ein Kampf der Standesvorurtheile, aus dem der Gedanke durchleuchtet, daß wenn auch Alles faul in der Gesellschaft, das Volk im Allgemeinen doch gesund ist. „Don Karlos," „die dramatisirte Erklärung der Menschenrechte" predigt im Conflict des Despotismus mit der Humanität allgemeine Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit: das Schwärmerdrama (Posa die Leidenschaft der Welterlösung, Karlos die Leidenschaft des Herzens) für die höchsten Güter der Menschheit, an dem die deutsche Jugend, der es gehört, edel fühlen und denken gelernt hat. „Wallenstein:" Kampf um Freiheit und Herrschaft, in dem die Selbstüberhebung gestürzt, der Verrath, das Verbrechen, zu dem Wallenstein durch den dämonischen Trieb seiner Herrschsucht getrieben worden, durch dasselbe Verbrechen, durch Verrath, den Octavio und Buttler an ihm üben, bestraft

wird. In „Maria Stuart" wird hiernach das andere Moment in der menschlichen Freiheit, die Entsagung und Ergebung in einen höheren Willen, betont: Maria wird durch Reue geläutert, im Leiden verklärt; — die Tragödie ist ein Zeugniß für die erlösende Gnade Gottes, die reinigend und versöhnend auf das Menschengemüth wirkt. In der „Jungfrau von Orleans" wird der Ton der nationalen Freiheit angeschlagen: Johanna erhält von der Jungfrau Maria die Fahne, — eine Andeutung, daß Gott selbst die Befreiung der Heimath, ein naturgemäßes Volksleben, will; — nicht aus Willkür, sondern mit innerster Nothwendigkeit folgt die Heldin des Stückes ihrem göttlichen Berufe, selbst im Tode noch die Gnade des Himmels verehrend: „Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!" In der „Braut von Messina" — antike Form voll christlicher Ideen — führt der Dichter eine Familie vor, die ihr Entstehen einem Frevel verdankt, in welcher Unredlichkeit, Mißtrauen und Zwietracht herrschen, von der, wer in sie eintritt, unabwendbar in's Verderben mit fortgerissen wird. „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären;" — „Gebüßt wird unter der Sonne jede That der verblendeten Wuth;" — „das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die Schuld;" — „das Schicksal zermalmt den Menschen, aber erhebt ihn auch:" Das sind die großen Gedanken, welche der Tragödie zu Grunde liegen, an deren Ende Don Manuel und Don Cesar „versöhnt auf ewig in dem Hause des Todes friedlich zusammenruhn." „Tell" endlich ist das Drama der politischen Freiheit: „Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet!" ist der Hochruf dieses Vermächtnisses an die deutsche Nation. — Neben diesen schiller'schen Tragödien steht Schiller's Gedankenlyrik, — äußerlich mit mythologischem Luxus ausgestattet, oft voll Mangel an sinnlicher Anschauung, weil der Dichter, „der poetische Kant," ein ethischer Idealist, vom Allgemeinen aus das Besondere gestaltet, — alle jedoch voll tiefster ethischer und religiöser Wahrheiten. „Selbst die aus den edelsten Motiven der Ehre und Liebe hervorgegangene Heldenthat schlägt zum Verderben des Kühnen um, wenn er von der Leidenschaft hingerissen das Maß überschreitet und die Gottheit versucht:" sagt „der Taucher."

Freiheit liebt das Thier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot:
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reih'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und thätig sein:

verkündet „das eleusinische Fest." „Glaube an Liebe und Treue:" spricht „die Bürgschaft." Pflichttreue und Frömmigkeit genießen den Schutz Gottes: so lautet's aus dem „Gang nach dem Eisenhammer." Des Lebens ungemischte Freude wird keinem Sterblichen zu Theil: „der Ring des Polykrates."

„Siehst du das Höchste, das Größte? die Pflanze kann es dich lehren,
Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's:"

so der „Spaziergang," denn sittliche Freiheit für den Menschen ist nur zu erlangen, wenn er an den ewigen Gesetzen der Natur festhält. „Die „Glocke" endlich, „das Epos des häuslichen und geselligen Lebens" begleitet in den wundervollsten Tönen den Menschen durch alle Stationen seines Lebens — von dem Mutterschooß durch die erste Zeit der jungen Liebe, durch das Manneсleben mit seinen Freuden und Leiden bis dahin, wo sich der Mensch in den Schooß der Erde legt. Aus allen schiller'schen Gedichten tönt das „stolze Ultimatum der Freiheit": „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen und sie steigt von ihrem Wolkenthrone." „Du mußt glauben, du mußt wagen, denn die Götter leih'n kein Pfand;" — „wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah:" so verkündet er den Wohnort des Göttlichen und den Weg, auf dem es zu erlangen ist."

Seine Worte des Glaubens heißen:

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht! —

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob Alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist! —

Von diesem Standorte aus ruft er aus — —

Den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahen,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor;
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Und dieser schiller'sche Glaube gipfelt zuletzt, wie er in dem Gedichte „das Glück" unter griechisch mythologischen Bildern dichtet, in dem Bekenntniß, daß alles Höchste und Beste nicht menschliches Verdienst, sondern ein Liebewerk freier göttlicher Gnade ist. Die Gottheit selbst ist für Schiller lebendiges Leben — als Geist nothwendig thätig, in ihrer That das eigene Innere offenbarend:

Freudlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.
Fand das höchste Wesen schon kein gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Geisterreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit.

„Die Götter Griechenlands" ein Gemälde der griechischen Welt, in der nichts heilig als das Schöne war, der Gott sich keiner Freude schämte, in der ganzen Natur des Gottes Spur erschien und schöne lichte Bilder selbst um die Nothwendigkeit scherzten, sind — gegenüber der seelenlosen Theologie seiner Zeit, die den lebendigen Gott aus der Welt verbannte und Alles in todte Naturkräfte verwandelte — ein Schmerzensschrei und Sehnsuchtslaut nach dem ewigen Evangelium, welches das Göttliche in kein Jenseits verbannt, sondern es im ganzen Leben als dessen Grund und Ziel erkennt, ein Sehnsuchtsruf nach dem Heilande, — wie Carriere sagt, — der noch mehr Mensch ist als die Phantasiegestalten des Olymp und der doch zugleich das Wesen Gottes in sich darstellt, der uns die Einheit göttlicher und menschlicher Natur als das Ursprüngliche verkündigt, das wir für uns zu erringen haben, indem wir als Geist mit eigenem Willen dem Ewigen uns ergeben, um es selbstbewußt in unserem Leben zu bethätigen. — Diese Versöhnung fand Schiller in der Schönheit, dem vollkommenen Bande und Gleichgewichte der Realität und der Form, — und in der schönen Sittlichkeit. Die Kunst, die dem Menschen allein gehört und durch deren Morgenthor er in der Erkenntniß Land drang, hat alles Menschliche erschaffen. Durch sie fiel der Thierheit dumpfe Schranke und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn. Durch sie scherzen der Freude Götter lustig um den Kelch, worin uns Freiheit rinnt. Weil also der Menschheit Würde in der Künstler Hand gegeben ist, darum geht an sie die Anforderung:

Bewahret sie!
Der frei'sten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schwester, die euch hier entschwunden
Holt ihr im Schooß der Mutter ein:
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitanlauf!
Fern dämmre schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tausendfach verschlungnen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit.

Wie sich in sieben milde Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht:
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in einen Bund der Wahrheit,
In einen Strom des Lichts zurück. —

„Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seine Schranken, so lange es ihren Zauber erfährt; hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit gerissen, und unsere Menschheit äußert sich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte sie von der Einwirkung äußerer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren. Das Siegel der vollendeten Menschheit wäre die schöne Seele; in einer schönen Seele ist es, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Anmuth ist der Ausdruck ihrer Erscheinung; die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist. Bei welchem einzelnen Menschen oder ganzen Volke man das Ideal, die Idee in einer ihr angemessenen Erscheinung findet, da wird man das Ideal über das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Besitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unsterblichkeit über die Existenz triumphiren sehen. In dem ästhetischen Staate ist Alles, auch das dienende Werkzeug, ein freier Bürger, der mit dem Edelsten gleiche Rechte hat; hier wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, das der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisirt sehen möchte. Existirt aber auch ein solcher Staat des schönen Scheins, und wo ist er zu finden? Dem Bedürfniß nach existirt er in jeder feingestimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Cirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigene schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltsten Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld geht und weder nöthig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmuth zu zeigen."

Wahrheit suchen wir Beide, du Außen im Leben, ich Innen
In dem Herzen, und so findet sie Jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es Außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es Innen die Welt.

Damit hat Schiller seine und Goethe's Natur in ihrer Verschiedenheit und in ihrer Uebereinstimmung gezeichnet. Während Schiller voll dämonischer Kraft im Kampfe mit der Welt um den Sieg der Wahrheit und Freiheit ringt und mit erhabenster Begeisterung und triumphirender Hoheit seine Poesien aushaucht, immer und überall ideal und subjectiv: schafft Goethe mit spinozistischer Ruhe, objectiv und real, überall spiegelklar, und krystallhell -- ein Genius, in dem die Kunst Gestalt angenommen — seine poetischen Producte mit ihrem schönen Maß, ihrer individuellen Anschaulichkeit, — überall wirkliches, nur durchgeistetes und verklärtes Individualleben.

Goethe ist der Hochgipfel der Weltliteratur und zugleich der Evangelist des harmonischen freien Menschenthums. Er steigt in die Tiefen der Gottheit; er schaut in das Herz der Natur; er erkennt überall das Menschliche im Menschen; er offenbart das in seinem Innern geschaute Seelenleben des Menschen in seiner mannichfaltigen Fülle, in allen seinen Wonnen und Schmerzen, — die lebendigen Processe des schlagenden Herzens. Ueberall wo er hinsieht, sieht er bis zum „Urphänomen" hindurch. Er wußte es: „Bleibt uns das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit." Zwar ist er ein Titan, — ein Prometheus, der seinem Gott sich kühn und trotzig gegenüberstellt:

Bedecke Deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen Dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die Du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz wie mein's
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sclaverei?
Hast Du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich Dich ehren? Wofür?
Hast Du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast Du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal
Meine Herrn und Deine?

Wähntest Du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehn,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und Dein nicht zu achten,
Wie ich!

So erfaßt sich das Individuum im Bewußtsein seiner Freiheit und Unendlichkeit selbstgenügsam unabhängig von aller diesseitigen und jenseitigen Autorität, sich selbst als

den Schöpfer seines Geschickes erkennend und entschlossen, keiner anderen Autorität als dem Gott im eigenen Innern zu gehorchen. Aber Goethe kennt auch das Abhängigkeitsgefühl des Endlichen vom Unendlichen:

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Lande streut,
Küß' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Und dieses Abhängigkeitsgefühl mit dem Freiheitsgefühl in der Liebe verschmelzend, strebt er

Aufwärts an Deinen Busen,
Allliebender Vater! —

Goethe glaubte an den „Gott, der sich selbst erschuf." Aber nicht an den Gott, der draußen, über und entgegen der Welt und dem Menschen steht, ihn kennt Goethe nicht:

Was wär' ein Gott, der nur von Außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Erfaßt von der Größe dieses Innenweltlichaußerweltlichen sagt er: „Die Leute tractiren den göttlichen Namen, als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchste Wesen nicht viel mehr als ihres Gleichen. Sie würden sonst nicht sagen: Der Herr Gott, der liebe Gott, der gute Gott. Er wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen." — In der Natur liest Goethe „die Breite der Gottheit", — in der ewigen Weberei, die mit Einem Tritt tausend Fäden regt und mit einem Schlag tausend Verbindungen schlägt, und das Alles nicht zusammengebettelt, sondern von Ewigkeit angezettelt. Bei Betrachtung der Natur („Ich glaube an Gott, das ist ein schönes liebliches Wort, aber Gott anerkennen, wie und wo er sich offenbare, das ist die Seligkeit auf Erden") sieht er im Aeußeren das Innere, im Innern das Aeußere:

Müsset im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten;
Nichts ist drinnen nichts ist draußen,
Denn was innen, das ist außen.
So ergreifet ohne Säumniß
Heilig öffentlich Geheimniß.

Freuet euch des wahren Scheins,
Euch des ernsten Spieles;
Kein Lebendiges ist Eins,
Immer ist's ein Vieles.

Er weiß:

Der Schein, was wär' er, wo das Wesen fehlte?
Das Wesen wär' es, wenn es nicht erschiene? —

Er weiß auch:

Willst Du in's Unendliche schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.

Zwar erkennt er daneben, daß wir nur „am farb'gen Abglanz das Leben haben;" aber er sieht auch:

Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt.
Wie Himmelskräfte auf und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen,
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all' das All durchklingen.

In diesem harmonischen Weltall lebt er, und darum weiß er sich in den Tiefen seines engeren Innern nie außer Gott.

Im Innern ist ein Universum auch;
Daher der Völker löblicher Gebrauch,
Daß Jeglicher das Beste, was er kennt,
Er Gott, ja seinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erden übergibt,
Ihn fürchtet, und womöglich liebt. —

Indem sich ihm Gott in der Natur herrlich und entzückend offenbart, erfand er für die innige Durchdringung von Gott und Welt den Namen „Gott-Natur."

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!

Und diesem Gott gibt er sich mit seinem vollen Leben hin:

Im Gränzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen,
Sich aufzugeben ist Genuß.

Weltseele, komm', uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen
Wird unser Kräfte Hochberuf.
Theilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu dem, der alles schafft und schuf.

Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waff'ne,
Wirkt ewiges, lebendiges Thun.
Und was nicht war, nun will es werden,
Zu reinen Sonnen, farbigen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar stehts Momente still,
Das Ew'ge regt sich fort in allen.
Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

Den Menschen weiß er auf's Innigste mit der Natur verkettet und von der Natur bestimmt — als ein Urspüngliches, Individuelles:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten,
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten:
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

„Der Dämon bedeutet hier die nothwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgesprochene, begränzte Individualität der Person, das Charakteristische, wodurch sich der Einzelne von jedem anderen, bei noch so großer Aehnlichkeit, unterscheidet. Das noch so entschieden Einzelne kann, als ein Endliches, gar wohl zerstört, aber, so lange sein Kern zusammenhält, nicht zersplittert, noch zerstückelt werden, sogar durch Generationen hindurch." — Zugleich aber kennt er neben dem ursprünglich Gegebenen auch den anderen, das Menschenleben bestimmenden Factor, die Wirkungen der Außenwelt auf die individuellen Anlagen:

Die strenge Gränze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig,
Und handelst wohl so, wie ein Andrer handelt.
Im Leben ist's bald hin- bald wiederfällig,
Es ist ein Tand, und wird so durchgetandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis geründet,
Die Lampe harrt der Flamme die entzündet.

„Zufällig ist es nicht, daß Einer aus dieser oder jener Nation, Stamm oder Familie sein Herkommen ableite. Denn die auf der Erde verbreiteten Nationen sind, sowie ihre mannichfaltigen Verzweigungen, als Individuen anzusehen und die Tyche kann nur bei Vermischung und Durchkreuzung eingreifen. Bei der Erziehung, wenn sie nicht öffentlich und nationell ist, behauptet Tyche ihre wandelbaren Rechte. Säugamme und Wärterin, Vater oder Vormund, Lehrer oder Aufseher, sowie alle die ersten Umgebungen, an Gespielen, ländlicher oder städtischer Localität, alles bedingt die Eigenthümlichkeit, durch frühere Entwicklung, durch Zurückdrängen oder Beschleunigen; der Dämon freilich hält sich durch alles durch, und dieses ist denn die eigentliche Natur, der alte Adam, und wie man es nennen mag, der, so oft auch ausgetrieben, immer wieder unbezwinglicher zurückkehrt! — „In dem menschlichen Geiste — so weiß Goethe — sowie im Universum ist nichts oben noch unten, Alles fordert gleiche Rechte an einen gemeinsamen Mittelpunkt, der sein geheimes Dasein eben durch das harmonische Verhältniß aller Theile zu ihm manifestirt. In einzelnen menschlichen Naturen thut sich gewöhnlich ein Uebergewicht irgend eines Vermögens, einer Fähigkeit hervor, woraus nothwendig Einseitigkeiten der Vorstellungsart entspringen, indem der Mensch die Welt nur durch sich kennt und also, naiv muthmaßlich, die Welt durch ihn und um seinetwillen aufgebaut glaubt. Daher kommt es, daß er seine Hauptfähigkeiten an die Spitze des Ganzen setzt und was an ihm das Mindere sich findet, ganz und gar abläugnen und aus seiner eigenen Totalität hinausstoßen möchte." — Von diesem wahrhaft psychologischen Standpunkte aus macht Goethe die treffende Bemerkung: „Wir sind Sensualisten, so lange wir Kinder sind. Idealisten, wenn wir lieben und in den geliebten Gegenstand Eigenschaften legen, die nicht darinnen sind. Die Liebe wankt, wir zweifeln an der Treue und sind Skeptiker, ehe wir es glauben. Der Rest des Lebens ist gleichgültig; wir lassen es gehen, wie es will, und endigen in dem Quietismus." Das Verhältniß des Menschengeistes zu den verschiedenen Seiten der Welt als einer göttlichen Offenbarung drückt er treffend so aus: „Ich für mich kann, bei den mannichfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen." — Das ethische Leben besteht nach Goethe, in schöner Natur, in welcher sich Pflicht und Neigung innigst durchdringen:

Ist Gehorsam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe sein.

Als allgemein sittliche Aufgabe des Menschen stellt er hin, daß er den seiner Natur innewohnenden göttlichen Gehalt aus sich herausarbeite. Das Sittengesetz soll gleich einem Naturgesetz im Menschen wirken, mit gleicher Nothwendigkeit. In religiösen Dingen

muß solcher Geist, wie Goethes, nothwendig tolerant sein, — erhaben über die kleinlichen Zänkereien der Theologen:

Das Unser Vater ein schön Gebet,
Es dient und hilft in allen Nöthen;
Wenn Einer auch Vater Unser fleht,
In Gottes Namen laßt ihn beten.

Mit seinen einzelnen religiösen Anschauungen steht er erhaben über den theologischen Parteien seiner Zeit. Der Orthodoxie und dem Pietismus gegenüber sagt er: „Ich bin ein sehr irdischer Mensch. Mir ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, vom verlornen Sohn, vom Säemann, von der Perle, vom Groschen ꝛc. göttlicher — wenn ja was Göttliches das sein soll, — als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir, wie bisher." Und dichtet er:

Der Gotteserde lichten Strahl
Verdüstern sie zum Jammerthal,
Daran erkennen wir geschwind,
Wie jämmerlich sie selber sind.

Eben so aber ist ihm der stroherne Rationalismus zuwider. Er persiflirt deshalb diese leere, eingebildete Theologie klassisch für alle Zeiten „in dem Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes", wo er Bahrdt sprechen läßt: „Da kam mir ein Einfall von ungefähr, so redt' ich, wenn ich Christus wäre!" Auch kann er das ganze Christenthum nicht in Einem, absoluten Individuum anschauen. „Es erhebt die Seele", schrieb er an Lavater, „und gibt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wenn man Dich das herrliche kristallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit Deinem eignen hochrothen Trank schäumend füllen, und den über den Rand hinübersteigenden Gischt mit Wollust wieder schlürfen sieht. Ich gönne Dir dieses Glück, in Einem Individuo alles zu genießen; und bei der Unmöglichkeit, daß Dir Ein Individuum genug thun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen, und in ihm Dich bespiegeln, Dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, daß Du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpirt, ausraufst, um Deinen Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmücken. Dies ist, was uns nothwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten." Aber dennoch athmet er ächt christlichen Geist, wenn er singt:

Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder.
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen gen Himmel empor.

Oder wenn er in der Hingabe an das Allgemeine und in dem Einswerden mit allem Lebendigen die Seligkeit findet:

Dem Frieden Gottes, welcher uns hienieden
Mehr als Vernunft beseliget — wir lesen's —
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens.
Da ruht das Herz, und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn ihr zu gehören.

In unsres Busens Reine wogt ein Streben
Sich einem höhern, reinen, unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's fromm sein! Solcher seligen Höhe
Fühl ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe. —

Dazu seine Aussprüche: „Was ist ächt, als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwicklung dient? Und was ist unächt, als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute? Ich halte — in diesem Sinne — die Evangelien für durchaus ächt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich bete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes an, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Thiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe! Den Geist dämpfet nicht, sagt der Apostel. Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen, und da muß sie eine bornirte Masse haben, die sich duckt und geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe reich dotirte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der unteren Massen. Sie hat ihnen auch die Bibel lange genug vorenthalten, so lange als irgend möglich. Was sollte auch ein armes christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reich dotirten Bischofs denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armuth und Dürftigkeit Christi sieht, der mit seinen Jüngern in Demuth zu Fuße ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Karosse daherbrauset." — „Wir wissen gar nicht, was wir Luther und der Reformation im Allgemeinen Alles zu danken haben. Wir

sind frei geworden von den Fesseln geistiger Bornirtheit, wir sind in Folge unserer fortwachsenden Cultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christenthum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Muth, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Auch werden wir Alle nach und nach aus einem Christenthum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christenthum der Gesinnung und That kommen." — In Bezug auf die Ewigkeit des Menschengeistes glaubte Goethe, daß er, eine wirkliche Monade, nicht zerstörbar sei, sondern unvergänglich tausendfache Metamorphosen eingehen könne. „Die Natur Gottes, die Unsterblichkeit, das Wesen unserer Seele und ihr Zusammenhang mit dem Körper sind ewige Probleme, in welchen uns die Philosophen nicht weiter bringen." — „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben todt sind, die kein anderes hoffen; allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Speculation zu sein." Und ferner: „Wer eine Fortdauer glaubt, der sei glücklich im Stillen; aber er hat nicht Ursache, sich darauf etwas einzubilden." — „Ein tüchtiger Mensch, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist thätig und nützlich in dieser." — „Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiöse Zusagen bauen. Wenn aber der Philosoph den Beweis für die Unsterblichkeit unserer Seele aus einer Legende hernehmen will, so ist das sehr schwach und will nicht viel heißen. Die Ueberzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriffe der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geiste nicht ferner auszuhalten vermag." —

So war Goethe ein wahrer Christ, wie er ein herrlicher Mensch war. Er war kein rationalistischer und kein orthodoxer Theologe, auch kein religiöser Ceremonienmensch; aber er lebte und diente ununterbrochen dem Ewigen und war ein Bekenner und Prophet des Weltevangeliums der Liebe. — Besonders groß treten seine allgemein menschheitlichen Ideen in seinen Romanen, am allergrößten in seinen Dramen auf. In ihnen ist die Persönlichkeit des Helden das Erste und die Stellung, in die er sich zur Idee stellt, sein Geschick: das Schicksal — das Resultat seines Charakters; die Einigung des ewigen und endlichen Willens, — die sittliche Nothwendigkeit und zugleich die wahre Freiheit. „Götz" repräsentirt den Kampf zweier Zeitalter, eines scheidenden, in dem Alles verworren wogt, „Zepter, Krumstab, Schwert, feindselig eins dem andern zugekehrt", und in dem deshalb das edelste Herz Recht und Unrecht in Verworrenheit thut, — und eines werdenden, in dem, noch ungeklärt, unter dem Scheine des Gesetzes „die listgesinnte Macht des Pfaffenhofes, der weltliche Gewinn gewandter Männer und leidenschaftlich wirkender Frauensinn" mit seinen Ränken siegt und darum die Redlichkeit im Zeiten-

sturme untergeht. Und wenn Götz zugleich der Kampf von Goethes Zeit, so stellen „Werther's Leiden" die Krankheit dieser Zeit dar: die Schilderung einer Seelenstimmung, die, tief empfindsam, namenlos unruhig, in schmerzvoll sehnsüchtiger Unzufriedenheit, aus der ganzen umgebenden Welt volle frische Nahrung schöpfen möchte aber bei dem geringsten Widerstande verletzt wird und in sich, ohne Halt, zusammenfällt. — „Egmont" zeigt die Freiheit eines Volkes im Kampfe mit der Tyrannei, und dabei zugleich die Wahrheit der Weltgeschichte, daß die Freiheit nicht untergeht, wenn auch ihr Bekenner fällt: im Traumleben offenbart Egmont noch den Sinn für sein Volk und deshalb auch den Sinn seines Volkes; die Freiheit aber erscheint ihm als die Geliebte und die Geliebte als Freiheit, also als sein innerstes Herz, sein positives Wesen, sein tiefstes Leben, das über den Tod triumphirt. „Tasso" — das reinste Beispiel einer Tragödie, ihres Conflictes und ihres Ausgangs — offenbart die Einseitigkeiten des abstracten Idealismus: Tasso, das reine Dichtergemüth, das in den Reichen süßer Träume schwebt, deß Auge auf dieser Erde kaum verweilt, deß Ohr den Einklang der Natur vernimmt, steht gegenüber dem Antonio, dem Weltmenschen, der reinen Begeisterungslosigkeit, dem Practiker, dem Prosaiker, der die Verhältnisse der Welt nur sieht, wie sie sind, nicht aber wie sie sein sollen. Tasso scheitert, weil er sich selbst den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen weggezogen, und muß sich, um nicht zu zerschellen, seinem eigenen Gegentheil, der Begeisterungslosigkeit in die Arme werfen." „Iphigenia", von der Schiller gesagt, daß er ihr kein gleiches Schauspiel zur Seite stellen könne, ist eine Vermählung hoher griechischer Schönheitsform mit der Tiefe und Größe der christlichen Weltanschauung. Ihr Inhalt ein griechisches Thema: das Anheimfallen an das Schicksal; aber eine christlichprotestantische Lösung: die Vernichtung des Geschickes durch die Freiheit des Individuums: Berührt von der Freiheit Iphigenia's, von dem in sich harmonischen und versöhnten Gemüth, das allen Irrsinn heilt und das Geschehene ungeschehen macht, wird das alte Verhängniß der Schuld, die Nothwendigkeit von Orest geschüttelt; vor ihrer Wahrhaftigkeit muß die Lüge weichen; vor ihrem Seelenadel, welcher der Wahrheit und Menschlichkeit traut, muß der Barbar sein Liebstes opfern. „Wilhelm Meister", der Künstler- und künstlerische Roman, ruht auf der Idee, daß der in Gefühl und Phantasie lebende Mensch in der Wirklichkeit keinen Halt hat und darum auch nicht wirken kann, sondern daß nur Der thätig in das Rad der Weltgeschichte einzugreifen vermag, der mit Charakterstärke und Charakterfestigkeit seine Pläne verfolgt und seine eigenen Kräfte an der objectiven Welt zu erkennen und zu messen versteht, dadurch dann zugleich in allen Lagen des Lebens sein Schicksal in seiner Hand hat und dessen Zügel nach seinem Willen lenkt. „Die Wahlverwandtschaften" ruhen in dem Gedanken, daß nur da eine wahrhafte Ehe, „der Anfang und der Gipfel aller Cultur, das heiligste und unauflöslichste Band", existirt, wo die Liebe beide Gatten verbindet, hingegen da die Ehe factisch gelöst ist, wo keine Liebe herrscht; — daß andrerseits da schon eine Ehe geschlossen ist, wo die dämonische Wahlverwandtschaft zwei Herzen unwiderstehlich zusammenzieht, —

daß die Convenienz und das Herkommen daher, wenn sie Schließer der Ehe sind, Unglück und Elend über edle Herzen bringt, sobald die Person auftritt, die für die andere von Ewigkeit prädestinirt ist: von diesem Augenblick ab unterliegt solche Ehe dem Fluche der Lüge und der rächenden Nemesis, welche nicht duldet, daß die Wahrheit des Herzens verletzt wird. Endlich das größte Kunstwerk aller Zeiten und aller Völker: der Faust. Die Freiheit ist das Princip der Faustdichtung, die ein hohes Lied der Befreiung ist. Der erste Theil bewegt sich vom Himmel durch die Welt zur Hölle: „religiös und metaphysisch beginnt er; ethisch endet er; — vom Hymnus geht er zum Dithyrambus, zur Idylle, zum wirklichen Dialog.“ „Der zweite Theil bewegt sich von der Hölle durch die Welt (als Unter- und Oberwelt) zum Himmel: ethisch beginnt er; religiös endet er; zwischen dem Ethischen und Religiösen tritt das Aesthetische ein; mit der negativen Versöhnung, von dem Schuldbewußtsein entsühnt zu werden (das himmlische Mitleid der Geister splitterrichtet nicht) fängt er an; sein Ende ist die positive Versöhnung, sich selbstbewußt in steter Läuterung mit dem Göttlichen zu vereinen; mit dem Monolog hebt er an, zu einer descriptiven Plastik schreitet er fort, mit dem Feierklange des Hymnus schließt er.“ Goethe hat in seinem Faust sein Leben und zugleich das Leben seiner Nation gedichtet. Das die Gottheit und das Universum umspannen wollende Denken muß sich immer und immer von Neuem überstürzen, weil, je höher es steigt, die Probleme, die es lösen will, nur noch entfernter stehen und jede Lösung eine neue Lösung verlangt. Das Denken, vom Gefühl losgelöst, das Denken, das Alles wissen, aber dennoch nicht durch die saure Gedankenarbeit hindurchgehen und dabei seine Endlichkeit anerkennen will, muß consequent Skeptizismus, Zweifel an Allem, werden, der Zweifel aber nothwendig in Verzweiflung enden. Faust kann nicht alles Wissen, nicht das Wissen, das absolute Wissen erobern. — Er stürmt deshalb fort und will alle Genüsse des Lebens alle Freuden und Leiden der Menschenbrust durchkosten und im Leben das All ergreifen, kommt aber deshalb nie zu einem einzigen, bestimmten, ruhigen Genusse, muß bei jedem Genusse über ihn zu neuem Genusse hinaus und ist in Gefahr, in einer allgemeinen Genußsucht unterzugehen, ja stürzt von der Leidenschaft und Begierde getrieben, in Schuld und Verderben. — In der Magie, im Strudel der Welt, in der sinnlichen Liebe, im Strudel der Hölle gibt's keine dauernde Befriedigung: Das ist das Resultat des ersten Theiles. Der zweite Theil führt daher durch das Gewirr der Gesellschaft, durch die Kunst, durch militärisches und politisches Treiben zur beschränkten mercantilen und industriellen Thätigkeit, zum Ackerbau auf selbsterzeugtem Boden. In der That, und zwar in der bestimmten, individuellen That, in der beschränkten That des Individuums, in der Selbstbestimmung und Selbstbethätigung liegen Wissen und Genuß vereint. Im selbstbewußten Thun allein zeigt sich der Mensch ganz, seinen ganzen Geist, seine ganze Persönlichkeit, wie er sich auch in diesem Thun allein ganz genießt und die That allein den einzigwahren Genuß bereitet. In der geordneten, ihr Maß sich selbst bestimmenden Thätigkeit findet Faust daher sich selbst und seine Ruhe.

Gerettet ist das edle Glied,
Der Geisterwelt vom Bösen.
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von Oben Theil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schaar
Mit herzlichem Willkommen —

Das ist das große Resultat des goetheschen Faust, und der Gedanke, daß nur die ungetrübte Harmonie den Mann aus allen Kämpfen und Widersprüchen des Lebens zu retten vermag:

Alles Vergängliche — die Erde mit ihrem Leben und Streben
Ist nur ein Gleichniß; — das Bild des Lebens und Strebens in einer höheren Welt;
Das Unzulängliche — das auf Erden Ungenügende
Hier wird's Ereigniß; — vollkommene Erfüllung;
Das Unbeschreibliche — Das, was nur als nebelhaftes Traumbild hienieden der ahnenden Seele vorschwebt,
Hier ist es gethan; — ist im Jenseits wirkliches Dasein;
Das Ewig-Weibliche — das in sich Harmonische, das Weibliche der Natur, der Welt d. i. die Liebe
Zieht uns hinan.

Damit hat Goethe sein eigenes großes Leben charakterisirt. Ein Becher voll schäumenden Lebens, ein Seher, ein göttlich Inspirirter, — ein unaufhörlich sich Verklärender, ein stets Werdender, — erfüllt zugleich von dem Werth des Moments, wie er es in dem „Regulativ seiner Tagesordnung" ausspricht:

„Liegt Dir gestern klar und offen,
Wirkst Du heute kräftig, frei;
Kannst Du auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei."

Darum konnte er auch seinen Feinden gegenüber „still und bewegt" ausrufen:

Sie zerren an der Schlangenhaut, die längst ich abgelegt;
Und ist die nächste reif genug, ab streif' ich sie sogleich
Und wandle neu belebt und jung im frischen Geisterreich.

Und darum konnte er stolz sein selbst bewußt dichten:

Sagt es Niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet.
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung
Die Dich zeugte, wo Du zeugtest,
Ueberfüllt Dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest Du umfangen
In der Finsterniß Beschattung,
Und Dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht Dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist Du Schmetterling verbrannt.

Und so lang' Du das nicht hast,
Dieses: Stirb und Werde!
Bist Du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde. —

Die deutschen großen Klassiker haben bestimmt und bestimmen fort und fort die Weltanschauung des neunzehnten Jahrhunderts. Sie sind es besonders auch, die das Christenstum aus seiner theologischen Beengtheit herausgerissen, und zum energirenden Menschheitsprincip erhoben haben: sie sind die Hauptbegründer des christlichhumanen Weltalters. —

2. Die christliche Lehre des neunzehnten Jahrhunderts.

Neben den großen Dichtern stehen an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts die eben so klassischen Philosophen Kant, Fichte, Schelling, Hegel auf der einen, und der größte Theologe seit den Reformatoren, Schleiermacher, auf der anderen Seite, um die wissenschaftliche Weltanschauung nicht blos Deutschlands, sondern des gebildeten Europa (indem durch sie Deutschland der Führer auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie geworden ist) unseres Weltalters zu bestimmen.

a. Kant und die verständigsittlichen Religionsvorstellungen im Rationalismus und Supranaturalismus.

Die geistige Revolution, in welcher sich der Menschengeist als souveräne Macht über Alles, was nicht er selbst ist, erkannte, ward in Deutschland durchgekämpft und begann mit **Emanuel Kant.** Er — weit über seine Zeit hinausragend, — baute eine Welt aus seinem Kopfe, und faßte sein Jahrhundert in einen Brennpunkt zusammen, um geistig als der Einzige darüber zu regieren und zugleich die Aufklärung in einer aus der Tiefe des philosophischen Gedankens wiedergebornen Gestalt und mit einer strengeren wissenschaftlichen Form darzustellen. Das Erkennen — dahin geht sein Kritizismus — ist nur endlich und subjectiv. Das Ding an sich ist unerkennbar. Die Erkenntnißformen liegen im Menschen. Die Erfahrung ist der Beginn der Erkenntniß. Zu ihr gesellt sich der

Verstand, für welchen das Uebersinnliche unerreichbar ist. Das Uebersinnliche ist ein Postulat der praktischen Vernunft, welche auf der Autonomie des Willens ruht: sie fordert Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Der freie Wille und die Sittlichkeit sind das Centrum der Religion: — das „Ich will", welches nichts nach Himmel und Erde fragt, sondern kühn von sich lebt und in seiner eigensten Natur den Quellpunkt seines Daseins hat. Den religiössittlichen Gedankengehalt seines Christenthums hat Kant in der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (1793) niedergelegt. Die wahre Religion ist ihm eine Gesetzgebung der Vernunft, um der Moral einen die Erfüllung aller Pflichten bezweckenden Einfluß zu geben. Für den auf Erden lebenden Menschen ist das höchste Gut nicht vollkommen erreichbar, da er des der menschlichen Natur inwohnenden bösen Princips nicht mächtig werden kann, obgleich neben diesem radicalen Bösen auch eine ursprüngliche Anlage zum Guten der menschlichen Natur einwohnt. Daraus entsteht ein Kampf, indem das Gute wie das Böse einen Rechtsanspruch auf die Herrschaft über den Menschen macht. Nur die Menschheit in ihrer moralischen Vollkommenheit kann jedoch Zweck Gottes sein. Diese Idee des Menschen, der Gott allein wohlgefällige Mensch, der in ihm von Ewigkeit her als sein Wort ist, zu einem Ideale moralischer Vollkommenheit erhoben, ist Christus. Es gibt kein Heil für den Menschen, als in innigster Aufnehmung ächter sittlicher Grundsätze in die Gesinnung. Die Herrschaft des guten Princips ist nicht anders erreichbar, als durch Errichtung und Ausbreitung einer Gesellschaft nach Tugendgesetzen und zum Behuf derselben: das ist die Gründung eines Reiches Gottes auf Erden, als eines ethischen Gemeinwesens, im Gegensatz zur rechtlich bürgerlichen Gesellschaft. Die Menschen, als folgend den moralischen Gesetzen des guten Princips, können das Volk Gottes genannt werden, und ihre Gemeinschaft die Kirche, das erste Moment des Reiches Gottes. Der moralische Vernunftglaube ist der, welcher allein eine allgemeine Kirche gründen kann, weil er ein bloßer Vernunftglaube ist, der sich Jedermann zur Ueberzeugung mittheilen läßt. Allein wegen der Schwäche der menschlichen Vernunft, kann auf ihn allein keine Kirche gegründet werden, sondern dazu gehört noch ein auf Facta gegründeter, historischer Glaube, der sogenannte Kirchenglaube, dessen Einfluß aber nur soweit reicht, als die beglaubigten Nachrichten über jene Facta sich verbreiten können. Wenn es also auch mehrere Kirchenglauben gibt, so gibt es doch nur Eine Religion. Der Rationalismus setzt zwar den guten Lebenswandel allein als Zweck und nothwendig, aber er verwirft doch auch die Beobachtungen des statutarischen Kirchenglaubens nicht gänzlich, sondern läßt ihn als Mittel zur Moralität, nicht aber als Zweck gelten.

Die Kant'sche Philosophie hatte für die Theologie den wesentlichen Einfluß, daß sie ein freieres und tieferes Forschen im Allgemeinen anregte, daß sie das sittliche Interesse an der Religion in den Vordergrund stellte, daß die moralische Interpretation der Schrift und des Dogma's in die Theologie eingeführt wurde. Dadurch war sie die Grundlage für den **Rationalismus** geworden. Das erste rationalistische System des christ-

lichen Glaubens gab Henke 1752—1809) zu Helmstädt in seinen lineamenta institutionum fidei christianae historica critica (1791). Das vollendetste System einer rationalisten Dogmatik schuf Wegscheider in Halle (1771—1849): Institutiones theologiae dogmaticae (1813). Neben ihm standen: Paulus (1761—1851) mit seinem philosophischkritischen und historischen Commentar über das Neue Testament (seit 1800) und seinem Leben Jesu (1800), und Röhr in Weimar (1777—1848) mit seinen „Briefen über den Rationalismus" (1893) ꝛc. Der Rationalismus ist das Product der Aufklärung, der kant'schen Philosophie und der semlerschen Kritik. Sein Princip soll die Vernunft als das Vermögen des Uebersinnlichen sein: der Maßstab und die Richtschnur zur Würdigung jeder als Offenbarung sich ankündigenden Religion. Die Aussprüche Christi und seiner Apostel sind also nur insoweit glaubwürdig und verbindlich, als sie vernünftig sind. In der Bibel ist vieles nur local und temporell, denn Christus, ein weiser, tugendhafter Mensch, und die Apostel haben sich zu den Schwächen und Vorurtheilen der Zeit herabgelassen und konnten auch in Dingen, die nicht das Wesentliche der Religion ausmachen, irren. Die Lehre Christi, die durch ihren göttlichen Charakter und ihren sittlichen Geist erkannt wird, entscheidet und ist Richterin über das alte Testament, über die apostolischen Schriften und die symbolischen Bücher; auch ist die heilige Schrift grammatisch-historisch auszulegen. Diese grammatisch-historische Auslegung, die im 19. Jahrhundert ihre Repräsentanten in Wiener, De Wette, Meier ꝛc. fand und die den wahren Sinn der biblischen Bücher aufsuchte, unbekümmert, ob er der gegenwärtigen religiösen Anschauung entspreche oder nicht — hatte beim Rationalismus vulgaris die Voraussetzung, daß nichts in der Bibel stehen könne und dürfe, was nicht mit dem Verstande des 18. Jahrhunderts übereinstimme: daher seine gezwungenen Umdeutungen der heiligen Schrift, seine oft lächerlichen Erklärungen der Wunder ꝛc.

Dem Rationalismus entgegen trat der **Supranaturalismus** auf, der mit seinem Gegner denselben Ursprung und dieselben Voraussetzungen theilt. Weil die Vernunft das Ding an sich nicht erkennt, darum ist eine Offenbarung nöthig: so schließt er. Der Zweck dieser Offenbarung ist die Versöhnung in Christo, wodurch der sündhafte, hülflose Mensch in seinen ursprünglichen Zustand zurückversetzt und der ewigen Seligkeit theilhaftig wird: das sind die Grundgedanken des nachkantschen Supranaturalismus, der von Storr (1746—1805) in Tübingen vertreten wurde, indeß schon Reinhard (1753—1812) in Dresden ihn nur als einen zum Rationalismus hinneigenden, ethischverständigen Supranaturalismus vertheidigte.

Eine Vermittlung zwischen Rationalismus und Supranaturalismus erstrebten durch Aufstellung eines sogenannten **rationalen Supranaturalismus**: Tzschirner (1778—1828) in Leipzig mit seinen „Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre" und Bretschneider (1776—1848) in Gotha mit seinem „Handbuch der evangelischlutherischen Kirche", in welcher er die Möglichkeit einer zur religiösen Erziehung der Menschheit dienenden Offenbarung zugestand, deren Lehren zwar nicht nothwendig aus Vernunft und

Erfahrung erweisbar, doch aber den erwiesenen Resultaten derselben nicht widersprechend sein dürften.

Das wesentliche Verdienst des Rationalismus vulgaris war die Betonung der Vernunft auf dem Gebiete der Religion und Theologie. Seine Schwäche war, daß diese sogenannte Vernunftthätigkeit stets zur bloßen Verstandesthätigkeit herabsank und darum die ewigen Gefühls- und Vernunftwahrheiten der Kritik des endlichen Verstandes unterlagen, — daß er die ersten Urkunden des Christenthums aus „Mangel an wahrhaft kritischem Sinn mit dem Verstande des 18. Jahrhunderts maß, — daß er ohne Verständniß historischer Entwicklung keinen Einblick in die Geschichte der christlichen Lehre hatte. A. Schweizer: „Einseitig und irrig ist im Rationalismus nicht das Dringen auf vernünftiges Christenthum, da das seinige nicht allzu vernünftig, sondern zu flach und wenig vernünftig ist; wohl aber liegt ein zwiefacher Fehler vor, daß nämlich die Religion wesentlich in's Denken und Vorstellen gesetzt wird, was freilich dem Supranaturalismus als Gegenpol nicht weniger muß vorgeworfen werden; sodann daß die Vernunft, schon ohne in christlicher Lebenserfahrung durchgebildet zu sein, als Quelle der christlichen Wahrheit gelten soll. Berechtigt hingegen ist die vom Rationalismus so entschieden geforderte Beseitigung alles Dessen, was ein vernünftiges Denken, ob noch so durchdrungen von christlicher Erfahrung, als wahr nicht gelten lassen kann, somit das Wider- und Unvernünftige, welches nur aus grundlosen Voraussetzungen oder mittelst falscher Schlüsse gleich wie allen geschichtlichen Religionen so auch der christlichen sich beigemischt und einmal Geltung erobernd nur schwer wieder ausgestoßen wird." Und C. Schwarz: „Der alte Rationalismus mit seiner Verherrlichung des nüchternen Verstandes ist nicht zu auflösend und destructiv, nein! nur zu platt und ordinär! Es fehlt ihm an religiösem Sinn, an speculativem Sinn und an Geschichtssinn. —

b. Die ästhetisch-philosophischen Anschauungen Lavaters und Hamann's, und die Romantik mit ihren Gestaltungen der Phantasiereligion.

Bei Kant stellte „die practische Vernunft" das durch die „theoretische Vernunft" kritisch Vernichtete wieder her, ohne jedoch die Postulate von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit als wirkliche Existenzen beweisen zu können. Diesen Beweis suchte der ästhetische Idealismus, deren Repräsentanten Lavater, Jacobi und Hamann waren, indem er die kantsche Theologie zu berichtigen und zu ergänzen, damit aber auch der platten Verständigkeit der Aufklärung die höhere Geistoffenbarung gegenüberzustellen strebte.

So **Lavater** (1741—1801), ein Schwärmer, Phantast und Geisterseher — aber zugleich ein Verkünder des ewig Humanen in der Religion: „Findest du einen ganzen und stets humanen Menschen, der in sich und außer sich Alles humanisirt, so bete ihn an; ich kenne nur Einen durch die Tradition. Siehe Alles, Columbus und Christus, Bibel und Weltgeschichte mit Einem Auge an als Commentar der Menschennatur. Wäre ein größerer, kräftigerer Mensch auf Erden aufgetreten, als Christus, so wäre dieser größere mein Ideal, mein Herr und Meister und mein Gott."

Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819) erkannte, daß der wahren Wissenschaft Zweck und Absicht ist, Gott zu suchen und zu finden. Gott aber, das Göttliche, das an sich Wahre, Gute und Schöne wird dem Menschen im Gefühl offenbart. Wir alle — so schreibt er an Mendelsohn — werden im Glauben geboren und müssen im Glauben bleiben, wie wir alle in Gesellschaft geboren werden und bleiben müssen. Wie können wir nach Gewißheit streben, wenn uns Gewißheit nicht zum Voraus bekannt ist? Und wie kann sie uns bekannt sein anders, als durch Etwas, das wir mit Gewißheit schon erkennen? Dies führt zu dem Begriff einer unmittelbaren Gewißheit, welche nicht allein keiner Beweise bedarf, sondern schlechterdings alle Beweise ausschließt, und einzig und allein die mit dem vorgestellten Dinge übereinstimmende Vorstellung selber ist (also ihren Grund in sich selbst hat). Die Ueberzeugung durch Beweise ist eine Gewißheit aus der zweiten Hand, beruht auf Vergleichung und kann nie recht sicher und vollkommen sein. Wenn nun jedes Fürwahrhalten, welches nicht aus Vernunftgründen entspringt, Glaube ist, so muß die Ueberzeugung aus Vernunftgründen selbst aus dem Glauben kommen und ihre Kraft allein von ihm empfangen. Durch den Glauben wissen wir, daß wir einen Körper haben, und daß außer uns andere Körper und andere denkende Wesen vorhanden sind. Eine wahrhafte, wunderbare Offenbarung! Denn wir empfinden doch nur unsern Körper, so oder anders beschaffen, und indem wir ihn so oder anders beschaffen fühlen, werden wir nicht allein seine Veränderungen, sondern noch etwas davon ganz Verschiedenes, das weder bloße Empfindung noch Gedanke ist, andere wirkliche Dinge gewahr, und zwar mit eben der Gewißheit, mit der wir uns selbst gewahr werden; denn ohne Du ist das Ich unmöglich. So haben wir denn eine Offenbarung der Natur, welche nicht allein befiehlt, sondern alle und jede Menschen zwingt, zu glauben und durch den Glauben ewige Wahrheiten anzunehmen. Ohne Glauben können wir nicht vor die Thüre gehen, und weder zu Tische noch zu Bette kommen. Für die Gewißheit des außer uns Wahrgenommenen gibt es kein schicklicheres Wort, als Offenbarung. Wir behaupten mit der vollkommensten Ueberzeugung, daß unsere Vorstellungen und Begriffe sich nach den Dingen, die wir wirklich vor uns haben, nicht umgekehrt, die Dinge, die wir vor uns zu haben nur wähnen, sich nach unsern Vorstellungen und Begriffen bilden. Diese Offenbarung ist unmittelbar in Absicht auf uns, weil wir das eigentliche Mittelbare davon nicht erkennen. Ich erfahre, daß Etwas außer mir ist, in demselben untheilbaren Augenblick; kein Schluß vermittelt diese zweifache Offenbarung. Das Reale, welches die Vorstellungen voraussetzen, bewährt sie. Für die Wirklichkeit beider zeugt allein der Geist, der inwendige, der uns überall nur Geheimnisse offenbart, unergründliche, also keine Wissenschaft. Dieser unmittelbare Glaube, das Gefühl, erhebt den Menschen in das Geisterreich. Es fühlt sich der Mensch über die Natur erhaben, losgerissen von den Banden der Endlichkeit, sieht unter sich sein eignes Wesen, sofern es zur Natur gehört, und dieses unbegreifliche und wunderbare Vermögen nennt er Freiheit. Ein geheimer Trieb zieht ihn zum Guten und Schönen; die Urbilder desselben erwecken ihm eine Lust,

wie sie die Welt nicht gibt, und erblickt in ihnen eine Offenbarung des ewigen Lebens, deren Abdruck im Leben die Tugend ist. So gewiß es etwas Wahres, Schönes und Gutes gibt, so gewiß gibt es einen Gott. Zu ihm führt Alles, was über die Natur erhebt: der Geist des Gefühls, der Geist des Gedankens, unser inwendigstes Bewußtsein. Sein Dasein beruht uns nicht auf einem bloßen Wunsch; es ist das Gewisseste, aus dem unser eignes Dasein hervorging; Unsterblichkeit beruht nicht auf einem mäßigen Postulate, wir fühlen sie in unserm freien Handeln und Wirken. Der Glaube an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit ist das Kleinod unseres Geschlechts, er ist die Vernunft selbst und eine Kraft unmittelbar aus Gott, über alle menschliche Wissenschaft und Kunst wesentlich erhaben.

Was Jacobi in Princip und Form wissenschaftlich darstellte, das orakelte „der Magus im Norden", **J. G. Hamann** (1730—1788) zu Königsberg in barockem und dunklen Stil aus sich heraus — voll vom Bewußtsein über die Nichtigkeit der Aufklärung und kritischen Philosophie, und voll vom Glauben an die Einheit des Göttlichen und Menschlichen, der Natur und Geschichte, der Vernunft und Offenbarung. Alle Philosophie läuft ihm auf Tradition und Ueberlieferung hinaus, und die Stelle der Philosophie vertritt bei ihm der Glaube als unmittelbares Gewißsein ohne objective Gründe, wie ja auch Schmecken, Sehen und Fühlen ohne Gründe vor sich gehe und unser eignes Dasein, sowie die Existenz aller Dinge nur geglaubt werden könne. Das Dasein Gottes läugnen, ist eben so thöricht, als dasselbe erst beweisen zu wollen; die Vernunft ist nicht gegeben, um dadurch weise zu werden, sondern unsere Thorheit und Unwissenheit zu erkennen. Die Gnade und Wahrheit wird nicht durch die Vernunft erkannt, sondern muß geschichtlich geoffenbart werden; sie läßt sich nicht ergrübeln, noch ererben. In unserm christlich-lutherischen Glauben ist allein himmlische Erkenntniß und erhabenste Freiheit der menschlichen Natur vereinigt; Natur und Geschichte sind die zwei großen Commentare des göttlichen Wortes, und dieses der einzige Schlüssel uns eine Erkenntniß in beiden zu eröffnen. Gott allein entdeckt uns Neues; die Offenbarung Gottes im Fleisch ist die einzige Neuigkeit, die für die Erde und ihre Bewohner wichtig, allgemein nnd wirklich neu ist, ja niemals aufhören wird neu zu sein. Gott wiederholt sich in der Natur, in der Schrift, in der Regierung der Welt, in der Aufbauung der Kirche, im Wechsellauf der Zeiten; die Zeugnisse der menschlichen Kunst, Wissenschaft und Geschichte dienen alle zum Siegel der Offenbarung. Unser Selbst ist in dem Schöpfer desselben gegründet; bis in den Schoos der Gottheit müssen wir dringen, um das ganze Geheimniß unseres Wesens aufzulösen. Der Christ allein ist der lebendige Mensch, weil er in Gott lebt, sich bewegt und da ist. Der Christ thut Alles in Gott; wer in Gott lebt, wacht; der natürliche Mensch schläft. Die Analogie des Menschen zum Schöpfer ertheilt allen Creaturen ihren Gehalt und ihr Gepräge. Jeder Eindruck der Natur in dem Menschen ist ein Unterpfand der Grundwahrheit, wer der Herr ist; jede Gegenwirkung des Menschen in die Creatur ist Brief und Siegel von unserm Antheil an der göttlichen Natur und daß wir

seines Geschlechts sind. — Die ganze Zeit macht einen einzigen Tag in Gottes Haushaltung aus, wo alle Stunden zasammenhängen und in Einen Morgen und Einen Abend eingeschlossen sind. Die Ankunft unseres Heilands macht den Mittag der Zeit aus. Gott! was ist Ewigkeit und was der Herr derselben! Wie viel Millionen Tage haben dazu gehört, wie viel Millionen Bewegungen hat die Erde gemacht, ehe sie zu derjenigen gekommen, die sie heute macht; und wie viel Millionen werden auf selbige folgen, die du alle gezählt hast, wie die vergangenen gezählt sind! Wie diese Ewigkeit von Tagen, die in der Welt gewesen sind und noch sein sollen, Nichts als Heute für dich sind, so ist der heutige Tag eine Ewigkeit für mich. Herr, dein Wort macht uns klug, und wenn es auch nicht mehr gelehrt hätte, als diese unsere Tage zählen. Was für ein Rausch, was für ein Nichts sind sie in unseren Augen, wenn die Vernunft sie zählt! was für ein All, was für eine Ewigkeit, wenn sie der Glaube zählt! Herr, lehre mich meine Tage zählen, daß ich klug werde. Alles ist Weisheit in deiner Ordnung der Natur, wenn der Geist deines Wortes den unsrigen aufschließt. Alles ist Labyrinth, Alles Unordnung, wenn wir selbst sehen wollen. Elender als blind, wenn wir dein Wort verachten und es mit den Täuschgläsern des Satans ansehen. Unsere Augen haben die Schärfe des Adlers, gewinnen das Licht der Engel, wenn wir in deinem Worte Alles sehen, dich, liebreicher Gott, Himmel und Erde, die Werke deiner Hände, die Gedanken deines Herzens gegen beide und in beiden.

Wie Lavater, Hamann, Jacobi gegen eine einseitige Verstandesphilosophie im Interesse des Gefühls und des Glaubens, so kämpfen die Romantiker im Interesse der Phantasie und der Kunst gegen die verständliche Nützlichkeitstheorie, gegen die Moral des spießbürgerlichen Egoismus.

Die Romantik war Opposition des Selbstgefühls und des Unterscheidungsvermögens gegen die Autorität und Unterordnung einerseits und gegen abstracte Denkeinheit andrerseits: sie ist ein Sturm und Drangleben; und solche Perioden treten immer da hervor, wo das Conventionelle, — Engherzigkeit und Eingeschnürtheit die Individualität, das Selbstgefühl, vernichten wollen: so die eigentlich sogenannten Romantiker gegen die geregelte Engigkeit des Verstandesthums und des Nützlichkeitsprincips im vorigen Jahrhundert; so das junge Deutschland gegen das rigoristische Burschenschaftenthum; so daß Junghegelthum als individueller Aufschrei gegen die Alles in absolute Kategorien zwängende Hegelei, indem es den Satz Hegels „Alles Wirkliche ist vernünftig" in sein Gegentheil umkehrte: „Alles Wirkliche ist unvernünftig." Solche Sturm- und Drangperioden sind mit ihrem Motto:

„O daß ich große Laster säh';
Verbrechen, blutig, colossal!
Nur diese matte Tugend nicht
Und zahlungsfähige Moral!" —

überall da berechtigt, wo eine gottvergessene platte Verstandesrichtung ihre Fahne aufgepflanzt hat und in dem hohen wie niederen Gesellschaftsschichten ein Tugendpöbel einherstolzirt, der durch Tugendphrasenduft seine Gesinnungs- und Gefühllosigkeit, seinen Krämeregoismus und seine sittliche wie intellectuelle Hohlheit zu verbergen sucht. So war die Romantik gegen die philanthropischen Bestrebungen, gegen die Glückseligkeitslehre, gegen die Zopfgelehrsamkeit und die Aufklärerei des vorigen Jahrhunderts, ein heilsames Gegenmittel. In sich selbst hatte sie jedoch keine positiv gestaltende Kraft. Dem romantischen Gefühl war es nicht um einen wirklichen objectiven Inhalt und Gehalt; nur um seinen Selbstgenuß zu thun. Darum flüchtete es sich aus der prosaischen Gegenwart in eine ausphantasirte Märchen- und Feenwelt des Mittelalters, — aus dem Ernst und der Gesinnungstüchtigkeit wahrhaft freier Sittlichkeit in die Willkür und Zügellosigkeit, durch welche die gewissenhafte Ueberzeugung in ein Spiel mit der Wahrheit umgesetzt wurde, — aus dem verstandeshellen Protestantismus in das Halbdunkel der katholischen Kirche: die Fürstin Gallitzin und Friedrich Stolberg gingen zum Katholizismus über, indeß Wilhelm Schlegel die Reformation die Quelle alles Unheils nannte. „Das Charakteristische für die Romantik ist — sagt C. Schwarz — die Phantasiereligion, welche mit innerer Nothwendigkeit, weil ihr Verstand und Gewissen fehlt, und weil ihr Inhalt ein so loser, aus lauter Spiel und Willkür zusammengewobener ist, durch das Gefühl innerster Unbefriedigung und Unsicherheit in einen festen und handgreiflichen Positivismus umschlägt. Der Heros der Romantik, Novalis (Friedrich von Hardenberg 1772—1801) war ein gotttrunkener Mensch: er fand den Mittelpunkt der christlichen Religion in der Sünde und das Sündengefühl als Gefühl der höchsten Wollust, weil der Zweck der Sünde und Liebe unbedingte Vereinigung mit der Gottheit sei; nur pantheistisch erschien ihm Gott, nur im Pantheismus ganz, überall in jedem Einzelnen; die Natur sah er als eine versteinerte Zauberstadt, den Menschen als den Messias der Natur. Spinozismus und Katholizismus waren in Novalis eine wundersame Ehe eingegangen und poetische Ekstase verrichteten die Trauung:

Wenige wissen
Das Geheimniß der Liebe,
Fühlen Unersättlichkeit
Und ewigen Durst.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Ist den irdischen Sinnen Räthsel;
Aber wer jemals
Von heißen geliebten Lippen
Athem des Lebens sog,
Wem heilige Glut
In zitternden Wellen das Herz schmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
Wird essen von seinem Leibe
Und trinken von seinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdischen Leibes
Hohen Sinn errathen?
Wer kann sagen,
Daß er das Blut versteht?
Einst ist Alles Leib,
Ein Leib,
Im himmlischen Blute
Schwimmt das selige Paar.

O! daß das Weltmeer
Schon erröthete,
Und in duftiges Fleisch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das süße Mahl,
Nie sättigt die Liebe sich;
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann sie haben den Geliebten.
Von immer zärteren Lippen
Verwandelt wird das Genossene
Inniglicher und näher.
Heißere Wollust
Durchbebt die Seele,
Durstiger und hungriger
Wird das Herz:
Und so währet der Liebe Genuß
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Hätten die Nüchternen
Einmal gekostet,
Alles verließen sie,
Und setzten sich zu uns
An den Tisch der Sehnsucht,
Der nie leer wird.
Sie erkennten der Liebe
Unendliche Fülle,
Und priesen die Nahrung
Von Leib und Blut.

b. Friedrich Schlegel (1772—1829) erkannte die Philosophie nur als angewandte Theologie, die Weltgeschichte als fortgehenden Kampf zwischen dem reinigenden Feuer der göttlichen Strafgerichte und dem in der zwiefachen Gestalt der Anarchie und des Despotismus immer von Neuem sich regenden politischen Lügengeiste. Von solcher Erkenntniß getragen, erklärte er: „Ich sehe nicht, daß die Wohlthaten so groß waren, welche die Aufklärung den Menschen durch die Befreiung von den Aengstigungen des Aberglaubens gebracht; gab es traurige Ahnungen der Zukunft, so gab es auch wieder glückliche Vorbedeutungen; gab es eine schwarze Zauberei, so hatte man dagegen heilsame Beschwörungen; gegen Gespenster halfen Gebete und Sprüche, und kamen Anfechtungen von bösen Geistern, so sandte Gott seine Engel." F. Schlegel redete als Apostat vom liberalen Princip und Vertheidiger des Absolutismus: — das Ende der Romantik. —

c. Die Religion in der Form des philosophischen Idealismus: Fichte und Schelling.

Der ästhetisch-philosophische Idealismus des 18. Jahrhunderts erhielt seine Vollendung durch Fichte und Schelling.

J. G. Fichte (1762—1814) ist der Schiller der Philosophie. Seine Philosophie ist ein erhabener Dom, gleich jenen des Mittelalters, den in seinem grandiosen Stile ein einziger Gedanke zusammenhält, der Gedanke des Ich, das sich in seiner Freiheit und Thätigkeit zum Mittelpunkte der Welt macht — das Resultat seines philosophischen Idealismus ist der Glaube an die moralische Weltordnung. „Unsere Welt ist das versinnlichte Material unserer Pflicht; dieß ist das eigentliche Reelle in den Dingen, der wahre Grundstoff aller Erscheinung. Der Zwang, mit welchem der Glaube an die Realität derselben sich uns aufdringt, ist ein moralischer Zwang, der einzige, welcher für das freie Wesen möglich ist. So als das Resultat einer moralischen Weltordnung angesehen, kann man das Princip dieses Glaubens an die Realität der Sinnenwelt gar wohl Offenbarung nennen; unsere Pflicht ist's, die in ihr sich offenbart. Dieß ist der wahre Glaube;

diese moralische Ordnung ist das Göttliche, das wir annehmen. Durch das Rechtthun wird dieses Göttliche in uns lebendig und wirklich; jede unserer Handlungen wird in der Voraussetzung desselben vollzogen, und alle Folgen desselben werden nur in ihm aufbehalten. Die lebendige und wirkende moralische Weltordnung ist selbst Gott; wir bedürfen keines anderen Gottes und können keinen anderen fassen. Gott existirt an sich selbst nur als solche moralische Weltordnung. Jeder Glaube an ein Göttliches, der mehr enthält, als den Begriff der moralischen Weltordnung, ist mir ein Greuel, eines vernünftigen Wesens höchst unwürdig, höchst verdächtig." — Als der Höhepunkt seiner religiösen Weltanschauung will Fichte seine „Anweisung zum seligen Leben" betrachtet wissen. In ihr sagt er: Leben ist Seligkeit, Liebe, Sein. Der geliebte Gegenstand des wahrhaftigen Lebens ist Gott, das Geisterreich: der Gegenstand der Liebe des nur scheinbaren Lebens, das Veränderliche, ist die Welt. Nur in der unmittelbaren Berührung mit Gott ist Leben und Licht und Seligkeit; in jeder Entfernung aber Tod, Finsterniß und Elend. Seligkeit ist Suchen und Beharren in dem Einen, Elend Zerstreutsein über dem Mannigfaltigen und Verschiedenen; sonach ist der Zustand des Seligwerdens die Zurückziehung unserer Liebe aus dem Mannigfaltigen auf das Eine. Die Sehnsucht nach dem Ewigen ist die innerste Wurzel alles endlichen Daseins. Die Seligkeit liegt auch jenseits des Grabes für diejenigen, für welchen sie schon diesseits desselben begonnen hat. Erhebe dich in den Standpunkt der Religion und alle Hüllen schwinden; die Welt vergeht dir mit ihrem todten Princip, und die Gottheit selbst tritt wieder in dich ein, in ihrer ersten und ursprünglichen Form, als Leben, als dein eigenes Leben, daß du leben sollst und leben wirst. Nur noch die eine, unaustilgbare Form der Reflection bleibt, die Unendlichkeit dieses göttlichen Lebens in dir, welches in Gott freilich nur Eins ist. Aber diese Form drückt dich nicht, irret dich nicht, denn du vermagst sie zu erklären. Und die aus dem leeren Schattenbegriffe von Gott unbeantwortliche Frage: was ist Gott? wird hier so beantwortet: er ist derjenige, was der ihm Ergebene und von ihm Begeisterte thut. Willst du Gott schauen, wie er in sich selber ist, von Angesicht zu Angesicht? Suche ihn nicht jenseits der Wolken; du kannst ihn allenthalben finden, wo du bist. Schaue an das Leben seiner Ergebenen, und du schaust ihn an; ergib dich selber ihm, und du findest ihn in deiner Brust. Wahre Religiösität ist nicht blos beschauend und brütend über andächtigen Gedanken, sondern sie ist nothwendig thätig; denn sie besteht in dem innigen Bewußtsein, daß Gott in uns wirklich lebe und sein Werk vollziehe. — Zu diesem Lichtpunkte hatte sich Fichte schon früher durchgerungen, als er von dem wahren religiösen Menschen sagte: Es ist nur Ein Wunsch, der seine Brust hebt und sein Leben begeistert, die Seligkeit aller vernünftigen Wesen. Dein Reich komme, ist sein Gebet. Nicht mein Wille, sondern Deiner geschehe, ist der Wunsch seines Lebens; und so verbreitet sich unerschütterliche Freudigkeit über sein ganzes Dasein. — Mit dieser liebevollen Gottfreudigkeit schließt Fichte — die Resultate seines Philosophirens am Ende seiner Laufbahn poetisch zusammenfassend:

Nichts ist, denn Gott; und Gott ist Nichts denn Leben.
Gar klar die Hülle sich vor dir erhebet.
Dein Ich ist sie: es sterbe, was vernichtbar;
Und fortan lebt nur Goti in deinem Streben.
Durchschaue, was dieß Sterben überlebet,
So wird die Hülle dir als Hülle sichtbar,
Und unverschleiert siehst du göttlich Leben!

Und in dem schönen Sonett:

Was meinem Auge diese Kraft gegeben,
Daß alle Mißgestalt ihm ist zerronnen,
Daß ihm die Nächte werden heitre Sonnen,
Unordnung Ordnung und Verwesung Leben?

Was durch der Zeit, des Raums verworrnes Weben
Mich sicher leitet hin zum ew'gen Bronnen
Des Schönen, Wahren, Guten und der Wonnen,'
Und drin vernichtend eintaucht all' mein Streben?

Das ist's: Seit in Urania's Aug, die tiefe
Sich selber klare, blaue, stille, reine
Lichtflamm', ich selber still hineingesehen,

Seitdem ruft dieses Aug' mir in der Tiefe
Und ist in meinem Sein, — das ewig Eine
Lebt mir im Leben, sieht in meinem Sehen. —

Schelling (1775—1854) pries die Natur als ein großes Lebendiges und Göttliches und sah Alles zusammenfließen in einer gotterfüllten Welt. Die Vernunft war ihm der Urstoff und das Reale alles Seins und Etwas vernünftig begreifen hieß ihm, es als organisches Glied des absoluten Ganzen und im nothwendigen Zusammenhange mit demselben begreifen, — die Wirklichkeit, das lebendige Dasein eines Gottes im Ganzen der Dinge und im Einzelnen darthun. „Wie hat man nur je nach Beweisen dieses Daseins fragen können? Kann man denn über das Dasein des Daseins fragen? Es ist eine Totalität der Dinge sowie das Ewige ist, aber Gott ist als das Eine in dieser Totalität; dieses Eine in Allem ist erkennbar in jedem Theil der Materie; Alles lebt nur in ihm. Aber eben so unmittelbar gegenwärtig und in jedem Theil erkennbar ist das All in Einem, wie es überall das Leben aufschließt und im Vergänglichen selbst die Blume der Ewigkeit entfaltet." „Die erste Idee des Christenthums ist der menschgewordene Gott, Christus. Daß aber Gott in einem bestimmten Momente der Zeit menschliche Natur angenommen habe, dabei kann schlechterdings nichts zu denken sein, da Gott ewig außer aller Zeit ist; die Menschwerdung Gottes ist vielmehr eine Menschwerdung Gottes von Ewigkeit, und der Mensch Christus ist in der Erscheinung nur der Gipfel und insofern auch wieder der Anfang derselben; denn von ihm aus sollte sie sich dadurch fortsetzen, daß alle seine Nachfolger Glieder eines und desselben Leibes wären, von dem er das Haupt ist." —

d. Die Religion in der Form der Speculation: Hegel.

Der König der Philosophie in der neueren Zeit, der die von Kant ausgegangene philosophische Entwicklung in einem mit eiserner Consequenz durchgeführten System zum Abschluß brachte und „Glauben, Fühlen und Wollen" mit dem Wissen unterjochte, war G. F. W. Hegel (1770—1831), — enormer Goldbarren, in schwülstige, unberedte Sprache verborgen, — Aristoteles ähnlich in dem Umfange seines Wissens, sowie dadurch, daß er alles Wissen seiner Zeit unter die Einheit der Idee brachte, — in der Liebe (wie voll Enthusiasmus sein liebenswürdigster Schüler, Rosenkranz, sagt) ohne abälard'sche Romantik, in der Politik ohne baconischen Ehrgeiz, in der Religion ohne spinozistisches Unglück, im Verkehr ohne leibnitz'sche Weltzerstreutheit, in der Lehre ohne fichtesche Collision — immer ohne geräuschvolles Auftreten dem strengsten Dienst der Wissenschaft geweiht und sein Leben hindurch seinem Jugendgelübde treu geblieben:

> Der freien Wahrheit nur zu leben,
> Frieden mit der Satzung,
> Die Meinung und Empfindung regelt, nie, nie, einzugehen!

Alle Gegensätze, Vernunft und Sinnlichkeit, Intelligenz und Natur, Subjectivität und Objectivität, Göttliches und Menschliches vereinigen sich in der Einheit des allumfassenden Seins, des Absoluten, das selbst nicht Ruhe und Starrheit, sondern Proceß, ewig fortschreitende Bewegung ist: das ist der Grundgedanke der hegel'schen Philosophie. Die Religion ist, nach Hegel, der seines Wesens sich bewußte Geist. Gott offenbart sich im endlichen Geiste. Das Bewußtsein des Menschengeistes von seinem Wesen ist darum das Selbstbewußtsein Gottes selbst. In der Religion weiß sich der endliche Geist mit dem göttlichen Geiste Eins. — Darum ist der Gegenstand der Religion der höchste absolute, diejenige Region, worin alle Räthsel der Welt gelöst, alle Widersprüche des tiefen sinnenden Gedankens enthüllt sind, alle Schmerzen des Gefühls verstummen, die Region der ewigen Wahrheit, der ewigen Ruhe. Alle Verschlingungen der menschlichen Verhältnisse, Thätigkeiten, Genüsse, Alles was Werth, Achtung für den Menschen hat, worin er sein Glück, seinen Ruhm, seinen Stolz sucht, findet seinen letzten Mittelpunkt in der Religion, in dem Gedanken, Bewußtsein, Gefühl Gottes. Sie ist so der Anfang und das Ende von Allem; wie Alles aus diesem Punkte hervorgeht, so geht auch Alles in ihn zurück; eben so ist er die Mitte, die Alles belebt, beseelt, begeistert. Die Religion erscheint als eine Beschäftigung mit Gott. In dieser Beschäftigung entladet sich der Geist aller Endlichkeit; diese Beschäftigung gibt die Befriedigung und Befreiung; sie ist absolut freies Bewußtsein, das Bewußtsein der absoluten Wahrheit, und so selbst wahrhaftes Bewußtsein; als Empfindung bestimmt ist sie der Genuß, den wir Seligkeit nennen; als Thätigkeit thut sie nichts anderes, als die Ehre Gottes zu manifestiren, die Herrlichkeit desselben zu offenbaren. Die Völker haben das religiöse Bewußtsein als ihre wahrhafte Würde, als den Sonntag des Lebens angesehen; aller Kummer, alle

Sorge, diese Sandbank der Zeitlichkeit, verschwebt in diesem Athem, es sei im gegenwärtigen Gefühl der Andacht, oder in der Hoffnung. In dieser Region des Geistes strömen die Letheſluthen, aus denen Psyche trinkt, worin sie allen Schmerz versenkt, alle Härten, Dunkelheiten der Zeit zu einer Traumgebildgestalt und zum Lichtglanz des Ewigen verklärt. — In der Weltgeschichte hat Gott seine Geschichte. Der Proceß der Weltgeschichte und mit ihm die verschiedenen Religionen bezeichnen die verschiedenen Stufen, auf denen er ein immer tieferes Bewußtsein von sich erlangt. Das Christenthum ist die absolute, die offenbare Religion. Als offenbare Religion, Geist für den Geist, ist es die Religion des Geistes und der Freiheit. Nothwendig kommt bei ihr auch Geschichtliches, äußerlich Erscheinendes, Zufälliges, Positives vor, was die Wahrheit der Religion beglaubigen soll, Wunder und Zeugnisse, welche die Göttlichkeit des offenbarenden Individuums beweisen soll. Für den sinnlichen Menschen können Wunder allerdings eine Beglaubigung hervorbringen, aber dies ist nur der Anfang der Beglaubigung, die ungeistige Beglaubigung, durch die das Geistige nicht beglaubigt werden kann, da es höher ist, als alles Aeußerliche. Das allein wahrhafte Zeugniß ist das Zeugniß des Geistes selbst, das in seiner höchsten Weise das Denken, die Philosophie ist. — Der Inhalt der offenbaren Religion ist Gott als Geist und zwar der Geist als göttliche Geschichte und Selbstoffenbarung. Zunächst ist Gott für den endlichen Geist rein nur als Denken, als außer der Zeit, im Elemente der Ewigkeit, als ewige Idee — das Reich des Vaters; dann erscheint Gott als Vergangenheit, als das eigentlich Geschichtliche, als Natur und endlicher Geist — das Reich des Sohnes; endlich kehrt Gott aus seiner Selbstunterscheidung ewig in sich zurück, im Elemente der Gemeinde der endlichen Geister — das Reich des Geistes, welches das Bewußtsein enthält, daß Gott Geist für den Geist ist. Hierin ist Gott absolute Persönlichkeit. — Der Phantasie- und Gefühlsschwelgerei der Romantik stellte Hegel die saure Arbeit des „begreifenden Erkennens“ entgegen; — den Rationalisten gegenüber hielt er fest an „der Menschwerdung Gottes,“ die jedoch zu einer ewigen, sich nicht nur in der Einen Person Jesu, sondern in der Entwicklung der Geschichte fort und fort darstellenden erweitert wurde; — die Offenbarungstheorie der Supranaturalisten ward als der Entwicklungsproceß des göttlichen Lebens im menschlichen aufgefaßt; — gegen den Dualismus wurde die Gegenwart Gottes in der Welt und das Einwohnen des Menschen in Gott geltend gemacht. — Indem Hegel so nach der innern Wahrheit der kirchlichen Dogmen suchte, verfiel er selbst und mehr noch seine Schüler — der Tiefdenker Daub, der große Scholastiker Marheineke, die edle Persönlichkeit der Wissenschaft, Rosenkranz, um nur die größten von Hegels Schüler zu nennen — in einen Positivismus, der wähnte, daß orthodoxes Dogma und philosophische Speculation sich vollkommen deckten. Die hegel'sche Weltanschauung wurde den kirchlichen Dogmen gewaltsam angepaßt. Zugleich erhob sich Hegel nicht zur Erkenntniß Gottes als des selbstbewußten Geistes, der sowohl die Welt in sich als sich in der Welt erfaßt; ihm war vielmehr die logische Idee Wesen und Grund aller Dinge,

die unpersönlich sich an die Natur entäußert und erst im Menschen zum Bewußtsein kommt. Darum hat auch vor dieser Philosophie die Individualität des Menschen keinen ewigen Werth: Hegel vernichtet das Individuelle und hat keinen Blick für dasselbe. „Die ethische Seite des Christenthums — sagt C. Schwarz — wurde von der hegel'schen Philosophie nicht allein gering gehalten, sondern auch angetastet und untergraben. Das Recht der Freiheit und der Persönlichkeit, die Wurzel aller Sittlichkeit, wurde durch die Macht der Nothwendigkeit erdrückt. Der Mensch wurde zu einem verschwindenden Moment in der Dialectik des Absoluten. Das Absolute aber war nicht das die Welt setzende Princip sondern nur das in der Welt werdende." — Nie jedoch darf trotz aller dieser Mängel und Einseitigkeit vergessen werden, daß Hegel in allen Erscheinungen der Natur und Geschichte die Eine allwaltende Vernunft, überall den Zusammenhang des göttlichen Lebens in der Welt gefunden und wissenschaftlich nachgewiesen hat. —

e. Die Religion als Abhängigkeitsgefühl: Schleiermacher.

„Es ist gewiß nicht leicht, die ganze wissenschaftliche Bedeutung des einzigen Mannes in ein paar arme Worte, in ein paar allgemeine Kategorien zusammenzufassen. Schleiermacher war unendlich verschieden von Hegel, in seiner Persönlichkeit wie in seiner Wissenschaft. Denn wie Hegel's Eigenthümlichkeit substantielle Gediegenheit war, die in den Grund der Dinge, in die unaufgeschlossenen Tiefen des Universums hinabdringt, so war Schleiermacher im Leben wie in der Wissenschaft der Repräsentant der Subjectivität, der Mann der rastlosen Beweglichkeit, des beißendsten Witzes wie des erregbarsten Gefühls. Es war in ihm eine wunderbare Federkraft und Agilität des Geistes. Eine dialectische Virtuosität nicht allein des Wissens, sondern auch des Wollens, nicht allein intellectueller, sondern eben so sehr ethischer Art. Und dabei zugleich tiefe Innerlichkeit des zartesten Gemüthslebens, in welche das freie dialectische Spiel immer wieder zurückgelenkt wurde, in der die Unruhe seines Geistes zur Ruhe und Versöhnung einkehrte, in der alle Gegensätze sich wieder auflösten, alle fluthenden Zweifel ihren festen Ankergrund fanden. Daß ich es kurz sage, in ihm war eine seltene Vereinigung von tiefer und sublimer Religiosität, von Mystik im besten Sinne des Worts, und unendlich beweglicher Verstandesreflexion." So der Geschichtsschreiber der „neuesten Theologie," — über Schleiermacher, seinen Geistesverwandten.

Schleiermacher ist die religiös-schöpferische Persönlichkeit der Neuzeit. Spinoza, Fichte und Jacobi sind in ihm zu Einem Manne zusammengeschmolzen, zu einem großen, eigenthümlichen, individuellen Menschen, der darum auch die Eigenthümlichkeit zum Panier erhob, um dann mit seiner Psychologie des religiösen Bewußtseins das Wesen der Religion im Allgemeinen, sodann die Natur des Christenthums, und darauf die Tiefe des protestantischen Gefühls zu enthüllen. Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher wurde den 21. Nov. 1768 zu Breslau geboren, auf dem Pädagogium der Brüdergemeinde zu Niesky erzogen, und auf dem Seminar der Brüdergemeinde zu

Barby und nachher auf der Universität zu Halle theologisch gebildet. 1794 ward er Hülfsprediger zu Landsberg an der Warte, 1796 Prediger am Charité-Hause zu Berlin, 1802 Hofprediger in Stolpe, noch in demselben Jahre Universitätsprediger und Professor der Theologie und Philosophie in Halle, 1809 Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin und bei der neu errichteten Universität daselbst Professor der Theologie. Als solcher starb er den 12. Febr. 1834. Was er wollte und gethan hat spricht er selbst in der Zueignung der dritten Ausgabe der „Reden über die Religion" aus: „Wie wir damals als Jünglinge nicht gerne wollten eines einzelnen Schüler sein, sondern alle Richtungen der Zeit auf unsere Weise aufnehmen, und dieses Buch, wie meine andern früheren schriftstellerischen Erzeugnisse, weder an eine Schule sich anschließen wollte, noch auch geeignet war, eine eigene zu stiften: so bin ich auch in meiner unmittelbaren Wirksamkeit auf die Jugend demselbigen Sinne treu geblieben, und habe mir, nicht verlangend, daß die Söhne schlechter sein sollten, als die Väter, nie ein anderes Ziel vorgesetzt, als durch Darstellung meiner eigenen Denkart auch nur Eigenthümlichkeit zu wecken und zu beleben."

Durch innere geistige Kraft rang sich Schleiermacher aus den Vorstellungen der Brüdergemeinde zur freiesten theologischen Anschauung empor. Die Kämpfe in seinem Innern werden abgespiegelt in dem dramatischen Aufzuge, in dem Vater und Sohn gegen einander auftraten. Dem seine Zweifel an der herrenhutischen Theologie leise berührenden Sohn schreibt der Vater: „Sei versichert, du verlierst Nichts, wenn dir auch die Einwendungen und Erklärungen der Neueren unbekannt bleiben. Vermeide diesen Baum des Erkenntnisses und die gefährlichen Lockungen zu demselben unter dem Scheine der Gründlichkeit. Der Glaube ist ein Regale der Gottheit und ein pur lauteres Geschenk ihres Erbarmens." Der Sohn antwortet darauf: „Ich kann nicht glauben, daß der ewiger wahrer Gott war, der sich selbst nur den Menschensohn genannt hat; ich kann nicht glauben, daß sein Tod eine stellvertretende Versöhnung war, weil er es selbst nie gesagt hat, und weil ich nicht glauben kann, daß sie nöthig gewesen. So ist sie denn heraus, diese Nachricht, die Sie so sehr erschrecken muß. Denken Sie sich ganz in meine Seele hinein bei meiner sehr großen zärtlichen kindlichen Liebe zu einem so guten Vater, wie Sie, dem ich Alles zu danken habe und der mich so herzlich liebt; vielleicht können Sie sich einigermaßen vorstellen, was mich diese Zeilen gekostet haben. Denken Sie, glauben Sie, hoffen Sie, daß ich so lange ich auch mit Ihnen nicht Eines Glaubens bin, doch mich immer befleißigen werde, ein rechtschaffener und nützlicher Mensch zu werden, und das ist doch die Hauptsache." Darauf der Vater: „O Du unverständiger Sohn, wer hat dich bezaubert, daß Du der Wahrheit nicht gehorchst? welchem Christus vor die Augen gemalt war und nun von Dir gekreuzigt wird. Ach, mein Sohn! mein Sohn! wie tief beugst Du mich! welche Seufzer pressest Du aus meiner Seele! und wenn Abgeschiedene einige Notiz von uns nehmen, o welch' grausamer Störer der Ruhe Deiner seligen Mutter bist Du dann jetzt, da selbst Deine Dir fremde Stiefmutter mit mir

Dich beweint! So gehe denn in die Welt, deren Ehre Du suchst!" — Schleiermacher ging — um „wieder ein Herrenhuter zu werden, nur nach einer höheren Ordnung," wie er von sich sagt.

Als großer religiöser Mensch und tiefer Denker kündigte sich Schleiermacher zuerst in seinen **„Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern"** (1799) an. Er wollte mit ihnen die lebendigen Wurzeln der Religion aufweisen, die sie im tiefsten Innern des Menschenlebens schlägt, und ihr dadurch ihre substantielle Bedeutung wiedergeben, die sie im Bewußtsein der Zeit verloren hatte. In Spinoza-Begeisterung, die aber doch nicht im geschichtlichen Spinoza versinkt, sondern ihn zu sich umwandelt, redet er deshalb: Das Universum ist in einer ununterbrochenen Thätigkeit und offenbart sich uns jeden Augenblick; in diesen Einwirkungen alles Einzelne als eine Darstellung des Unendlichen in unser Leben aufzunehmen, das ist Religion, ein unmittelbares Wissen um die Handlungen des Universums: alles uns Bewegende in seiner höchsten Einheit als Eins und dasselbe zu fühlen, also unser Sein und Leben in und durch Gott. Aber die Gottheit dann wieder als einen abgesonderten einzelnen Gegenstand hinstellen, das Sein Gottes vor der Welt und außer der Welt, wenn gleich für die Welt ausbilden, das ist leere Mythologie. Aus zwei Elementen besteht das ganze religiöse Leben: daß der Mensch sich hingebe dem Universum, und sich erregen lasse von der Seite desselben, die es ihm eben zuwendet; und dann, daß er diese Berührung, die als solche und in ihrer Bestimmtheit ein einzelnes Gefühl ist, nach innen zu fortpflanze und in die innere Einheit seines Lebens und Seins aufnehme. Das religiöse Leben ist nichts Anderes, als die beständige Erneuerung dieses Verfahrens. Den Weltgeist zu lieben, und freudig seinem Wirken zuzuschauen, das ist das Ziel aller Religion und Furcht ist nicht in der Liebe. Wir fühlen uns dann ganz Eins mit der Natur und eingewurzelt in sie; und den liebt Jeder am heißesten, in Dem die Welt sich am klarsten und reinsten ihm abspiegelt, in dem er Alles zusammengedrängt zu finden glaubt, was ihm selbst fehlt, um die Menschheit auszumachen. Erhebt euch auf den Flügeln der Religion höher zu der unendlichen ungetheilten Menschheit; nur sie suchet in jedem Einzelnen, seht das eigenthümliche Dasein eines Jeden an als eine Offenbarung von ihr an Euch. Das Ziel der Religion ist, daß sich die scharf abgeschnittenen Umrisse unserer Persönlichkeit erweitern und allmählig verlieren sollen ins Unendliche, und daß wir, uns selbst verläugnend, mit dem ganzen Weltall, so viel wir dessen inne werden können, in Eins zusammenfließen. Die Unsterblichkeit der Religion ist daher: schon hier unsere Persönlichkeit zu vernichten und im Einen und Allen zu leben, mitten in der Endlichkeit Eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblick. — Unfrommer Glaube an die Unsterblichkeit ist der, welcher auf Selbstsucht und auf dem Interesse an dem sinnlichen Gehalt des Lebens beruhend, Frömmigkeit und Sittlichkeit in diesem Leben nur als Mittel behandelt, um zu einer Glückseligkeit im Jenseits zu gelangen, die doch immer mehr oder weniger sinnlich vorgestellt wird. Ein alle Frömmigkeit aufhebender Unglaube an die Unsterblichkeit ist die

materialistische Ansicht, die in der Welt nur Stoff und Materie findet und daher die Superiorität des Geistes und des Gottesbewußtseins über das sinnliche Leben läugnen muß. Ein frommer Unglaube an die persönliche Fortdauer nach dem Tode ist die Anschauung, welche den gemeinsamen Menschengeist, die Quelle der einzelnen Seelen, als die wahre, lebendige Einheit betrachtet, welcher allein Ewigkeit und Unsterblichkeit zukommt, die einzelnen Seelen aber nur als deren vorübergehende Actionen und Erscheinungen. Weil die Religion nichts Anderes ist, als die Gesammtheit aller Verhältnisse des Menschen zur Gottheit in allen möglichen Auffassungsweisen, und nur diese Verschiedenheit das unmittelbar Gefühlte sein wird: so wird Keiner seine wahre und rechte Religion haben, wenn sie dieselbe sein soll für Alle. Wie in jedem neuen Menschen der lebendige Geist der Erde, von sich selbst sich losreißend, sich als ein Endliches eigenthümlich ausprägt, so wird auch innerhalb einer jeden der großen positiven Religionen Jeder seine religiösen Gefühle individuell gestalten, durch den immerwährenden Einfluß der besonderen Art und Weise des Zustandes, in welchem sein Gemüth zuerst vom Universum begrüßt und umarmt worden ist. Die ganze Religion ist freilich nichts anderes als die Gesammtheit aller Verhältnisse des Menschen zur Gottheit in allen möglichen Auffassungsweisen, wie Jeder sie als sein unmittelbares Leben inne werden kann; und in diesem Sinne gibt es freilich Eine allgemeine Religion, weil es wirklich nur ein armseliges und verkrüppeltes Leben wäre, wenn nicht überall, wo Religion sein soll, auch alle jene Verhältnisse vorkämen. Aber keineswegs werden Alle sie auf dieselbe Weise umfassen, sondern auf ganz verschiedene, und eben weil nur diese Verschiedenheit das unmittelbar gefühlte sein wird und das allein darstellbare, jene Zusammenfassung aller Verschiedenheiten aber nur das gedachte: so habt Ihr Unrecht mit Eurer einen allgemeinen Religion, die allen natürlich sein soll, sondern keiner wird seine wahre und rechte Religion haben, wenn sie dieselbe sein soll für alle. Denn schon weil wir Wo sind, gibt es unter diesen Verhältnissen des Menschen zum Ganzen ein Näher und Weiter, und durch diese Relation zu den Uebrigen wird nothwendig jedes Gefühl Jedem im Leben ein anders bestimmtes. Dann aber auch, weil wir Wer sind, ist in jedem eine größere Empfänglichkeit für einige religiöse Wahrnehmungen und Gefühle vor andern, und auch auf diese Weise ist jedes überall ein anderes. — Im Christenthum wird das Universum in seiner höchsten Einheit und Allheit wahrgenommen. Die ursprüngliche Anschauung des Christenthums ist keine andere, als die des allgemeinen Entgegenstrebens alles Endlichen gegen die Einheit des Ganzen, und der Art, wie die Gottheit dieses Entgegenstreben behandelt, wie sie die Feindschaft gegen sich vermittelt, und der größer werdenden Entfernung Gränzen setzt durch einzelne Punkte über das Ganze ausgestreut, welche zugleich Endliches und Unendliches, zugleich Menschliches und Göttliches sind. Von allem Endlichen sollen wir auf's Unendliche sehen, allen Empfindungen des Gemüths, woher sie auch entstanden seien, allen Handlungen, auf welche Gegenstände sie sich auch beziehen mögen, sollen wir im Stande sein, religiöse Gefühle und Ansichten beizugesellen. Das ist das eigentliche

höchste Ziel der Virtuosität im Christenthum. Wenn ich das heilige Bild dessen betrachte in den verstümmelten Schilderungen seines Lebens, der der erhabene Urheber des Herrlichsten ist, was es bis jetzt giebt in der Religion; so bewundere ich nicht die Reinigkeit seiner Sittenlehre, die doch nur ausgesprochen hat, was alle Menschen, die zum Bewußtsein ihrer geistigen Natur gekommen sind, mit ihm gemein haben, und dem weder das Aussprechen noch das Zuerst einen größeren Werth geben kann; ich bewundere nicht die Eigenthümlichkeit seines Charakters, die innige Vermählung hoher Kraft mit rührender Sanftmuth, da jedes erhaben einfache Gemüth in einer besondern Situation einen großen Charakter in bestimmten Zügen darstellen muß; das Alles sind nur menschliche Dinge; aber das wahrhaft Göttliche ist die herrliche Klarheit, zu welcher die große Idee, welche darzustellen er gekommen war, sich in seiner Seele ausbildete: die Idee, daß alles Endliche einer höheren Vermittlung bedarf, um mit der Gottheit zusammenzuhängen, und daß für den von dem Endlichen und Besondern ergriffenen Menschen, dem sich nur gar zu leicht das Göttliche selbst in dieser Form darstellt, nur Heil zu finden ist in der Erlösung. Aber nie hat Christus behauptet, der einzige Mittler zu sein, der einzige, in welchem seine Idee sich verwirklicht; sondern Alle, die ihm anhingen und seine Kirche bildeten, sollten es mit ihm und durch ihn sein. Und nie hat er seine Schule verwechselt mit seiner Religion, als sollte man um seiner Person willen seine Idee annehmen, sondern nur um dieser willen auch jene; ja er mochte es dulden, daß man seine Mittlerwürde dahingestellt sein ließ, wenn nur der Geist, das Princip, woraus sich seine Religion in ihm und Andern entwickelte, nicht gelästert ward. Nie hat auch Christus die religiösen Ansichten und Gefühle, die er selbst mittheilen konnte, für den ganzen Umfang der Religion ausgegeben, welche von seinem Grundgefühl ausgehen sollte; er hat immer auf die lebendige Wahrheit gewiesen, die nach ihm kommen würde, wenn gleich nur von dem Seinigen nehmend. Das Christenthum, über alle Religionen erhaben, historischer und demüthiger in seiner Herrlichkeit, hat die Vergänglichkeit seines zeitlichen Daseins ausdrücklich anerkannt. Es wird eine Zeit kommen, spricht es, wo von keinem Mittler mehr die Rede sein wird, sondern der Vater Alles in Allem sein. Aber wann soll diese Zeit kommen? Ich wenigstens kann nur glauben, sie liegt außer aller Zeit. Die Verderblichkeit alles Großen und Göttlichen in den menschlichen Dingen ist die eine Hälfte von der ursprünglichen Anschauung des Christenthums; sollte wirklich eine Zeit kommen, wo diese — ich will nicht sagen, gar nicht mehr wahrgenommen würde, sondern nur — sich nicht mehr aufdränge? wo die Menschheit so gleichförmig und ruhig fortschritte, daß kaum zu merken wäre, wie sie bisweilen durch einen vorübergehenden widrigen Wind Etwas zurückgetrieben wird auf dem großen Ocean, der sie durchfährt, daß nur der Künstler, der ihren Lauf an den Gestirnen berechnet, es wissen könne, die übrigen aber, welche unbewaffneten Auges, nur auf die Ereignisse selbst sehen, den Rückgang der menschlichen Dinge nicht mehr unmittelbar bemerken würden? Ich wollte es, und gern stände ich unter dieser Bedingung auf den Ruinen der Religion, die ich verehre. —

Das Ich, welches sich seine Religion gestaltet hat, redet zu sich selbst und theilt diese Selbstbetrachtungen in **„Monologen“** (1800) den Menschen mit: das fichtische Ich hat in ihnen eine schleiermacher'sche Gestalt, in Schleiermacher Gestalt angenommen und macht sich, als von ewigem Werthe, der allverschlingenden Substanz Spinoza's gegenüber geltend, die Schleiermacher schon in den „Reden über die Religion“ durch das Princip der Eigenthümlichkeit nivellirt und nur schleiermacherisch angeschaut hatte: die „Monologen“ gleich den „Reden“ von wunderbarem Zauber angehaucht, tief an Inhalt, mit dithyrambischem Schwung — beide ein Epitome der ganzen schleiermacher'schen Individualität, voll frischer Morgenluft des beginnenden Jahrhunderts. Die Freiheit — so spricht Schleiermacher in seiner Selbstbetrachtung des Ich — ist mir in Allem das Ursprüngliche, und wie das Erste, so das Innerste. Frei steht vor mir sein innerstes Handeln, in dem sein wahres Wesen besteht; und wenn ich dieses betrachte, fühle ich mich auf dem heiligen Boden der Freiheit und fern von allen unwürdigen Schranken. Darum muß auf mich selbst mein Auge gerichtet sein, um jeden Moment nicht nur verstreichen zu lassen, als einen Theil der Zeit, sondern als Element der Ewigkeit ihn fest zu halten und als inneres freies Leben ihn anzuschauen. Nur für Den gibt's Freiheit und Unendlichkeit, der wohl zu sondern weiß, was in seinem Dasein er selbst ist und was Fremdes, was in der Welt ihm Fremdes, was er selbst. Mir stellt der Geist, die Innenwelt sich kühn der Außenwelt, dem Reich des Stoffs, der Dinge gegenüber. Deutet nicht des Geistes Vermählung mit dem Leibe auf seine große Vermählung mit Allem, was leibähnlich ist? Trag' ich nicht die ewigen Formen der Dinge ewig in mir? Und erkenn' ich sie nicht so nur als den hellen Spiegel meines Innern? Die unendlich großen und schweren Massen des Erdstoffes sind mir nur der große, gemeinschaftliche Leib der Menschheit. So ist die Erde mir der Schauplatz meines freien Thuns: und auch in jeglichem Gefühl, wie sehr die Außenwelt es ganz mir aufzudringen scheine, in denen auch, worin ich ihn und des großen Ganzen Gemeinschaft empfinde, dennoch innere, freie Thätigkeit. Und was ich wahrhaft mir, dem Einzelnen, entgegensetze, was mir zunächst Welt ist, Allgegenwart und Allmacht in sich schließend, das ist die ewige Gemeinschaft der Geister, ihr Einfluß auf einander, ihr gegenseitig Bilden, die hohe Harmonie der Freiheit. Ja, du bist überall das Erste, heilige Freiheit! du wohnest in mir, in Allen. Nothwendigkeit ist außer uns gesetzt, ist der bestimmte Ton vom schönen Zusammenfluß der Freiheit, der ihr Dasein verkündet; ihr gehören die Werke, die auf gemeinschaftlichem Boden mit Andern ich erbaut, als meinem Antheil an der Schöpfung, die unsere innern Gedanken darstellt. Wo ich mich finde und erkenne durch die Betrachtung, hängt nicht vom Schicksal oder Glück, noch davon, was gefördert ist und feststeht durch mein Thun, und wie die äußere Darstellung dem Willen gelungen ist, ab; denn das ist Alles ja nicht Ich, ist nur die Welt. Mein Thun war doch nicht leer; bin ich nur in mir selbst bestimmter und eigenthümlicher geworden, so hab' ich durch mein Werden auch dazu doch den Grund gelegt, daß anders als zuvor, sei's früher oder später, das Handeln eines

Andern, auf meines treffend, sichtbare That vermählend stiftet. Weit über das Einzelne, das in bestimmter Folge und festen Schranken sich übersehen läßt, hebt die Selbstanschauung mich hinaus. Ein jedes Thun führt immer mich auf die ganze Einheit meines Wesens zurück. So oft ich ins Innere selbst den Blick zurück wende, bin ich im Reich der Ewigkeit. Immer möchte dies göttliche Leben führen, wer es einmal gekostet hat. Theile nicht, was ewig vereint ist, dein Wesen, das weder das Thun, noch das Wissen um sein Thun entbehren kann, ohne sich zu zerstören! Kraft seines Willens ist die Welt da für den Geist: höchste Freiheit ist die Thätigkeit, die sich in seinem wechselnden, sie bildenden Handeln ausdrückt, und unverrückt in seinem Handeln sich seiner selbst bewußt, als immer desselben, feiert er ein seliges Leben. Mit stolzer Freude denk' ich noch der Zeit, da ich das Bewußtsein der allgemeinen Menschheit fand, und wußte, daß ich nun nie es mehr verlieren würde. Ich darf es sagen, daß ich nie seitdem mich selbst verloren. Was sie Gewissen nennen, kenne ich so nicht mehr; so straft mich kein Gefühl, so braucht mich keins zu mahnen. Lange genügte es auch mir, nur die Vernunft gefunden zu haben, und die Gleichheit des Einen Daseins als das Einzige und Höchste zu verehren, verschmähend die unwürdige Einzelnheit des sinnlichen thierischen Lebens. Jetzt hat mich der Gedanke ergriffen, daß auch der innere Mensch, der einzelne, ein eigenthümlich gebildetes Wesen sei, und auf eigene Art die Menschheit darstellen soll. Ich fühle mich ein einzeln gewolltes, also auserlesenes Werk der Gottheit, das besonderer Gestalt und Bildung sich erfreuen soll. Nur schwer und spät gelangt der Mensch zum vollen Bewußtsein seiner Eigenthümlichkeit; und spät erst lernt er recht das höchste Vorrecht schätzen und gebrauchen. Wer sich zu einem bestimmten Wesen bilden will, dem muß der Sinn geöffnet sein für Alles, was er nicht ist; denn nur durch Entgegensetzung wird der Einzelne erkannt. Nicht beherrscht das Schicksal den Menschen, der auf sich selbst sein Handeln richtet, wie ihm geziemt. Leb' ich doch im Bewußtsein meiner ganzen Natur. Immer mehr zu werden, was ich bin, das ist mein einziger Wille. In der Art, wie ich aufnehme und behandle, was aus der Menschen gemeinschaftlichem Handeln hervorgehen kann, will ich immer meine Freiheit finden, und äußernd bilden meine Eigenthümlichkeit. In Freundschaft jeder Art hab' ich gelebt; der Liebe süßes Glück hab' ich mit heilgen Lippen gekostet. Wohl kann ich sagen, daß die Freunde mir nicht sterben; denn ich nehm' ihr Leben in mich auf, und ihre Wirkung auf mich geht niemals unter; mich aber tödtet ihr Sterben. Vergehen müßte, wer am Ziele der Vollendung seiner Eigenthümlichkeit angelangt, von der reichsten Welt umgeben, in sich nichts mehr zu handeln hätte. Nothwendig also ist der Tod. Dieser Nothwendigkeit mich näher zu bringen, sei der Freiheit Werk, und sterben wollen können mein höchstes Ziel! Nur des Willens Kraft kann festhalten bis an den letzten Athemzug die geliebte Göttin der Jugend. Bis ans Ende will ich stärker werden und lebendiger durch jedes Handeln, und liebender durch jedes Bilden an mir selbst. Die Jugend will ich dem Alter vermählen, dem Werden der Weisheit und der Erfahrung. Doppelt sei die Vermählung. Jetzt

schon sei im starken Gemüthe des Alters Kraft, daß sie Dir erhalte die Jugend, damit später die Jugend dich schütze gegen des Alters Schwäche. Wie sie es theilen, soll gar nicht das Leben getheilt sein. Dem Bewußtsein der innern Freiheit und ihres Handelns entsprießt ewige Jugend und Freude. Dies hab' ich ergriffen und lasse es nimmer; und so seh' ich lächelnd schwinden der Augen Licht, und keimen das weiße Haar zwischen den blonden Locken. Nichts, was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen: frisch bleibt der Puls des innern Lebens bis an den Tod. —

In den **Reden über Religion** hebt Schleiermacher das Gefühl, in den Monologen das Handeln hervor. In der **„Weihnachtsfeier"** betont er das Wissen. Die Aufgabe der Weihnachtsfeier ist, — wie sie Schleiermacher selbst angibt, — die verschiedensten Auffassungen des Christenthums so darzustellen, daß sie in einem mäßigen Zimmer nicht etwa nur friedlich neben einander sind, weil sie sich gegenseitig ignoriren, sondern sich einander freundlich stellen zur vergleichenden Betrachtung. An die Feier des Weihnachtsfestes knüpft er seine großen Gedanken über das Christenthum an: Der Gegenstand dieses Festes ist nicht ein Kind so und so gestaltet und aussehend, von dieser oder jener geboren da oder dort, sondern das fleischgewordene Wort, das Gott war und bei Gott. Das Fleisch aber ist, wie wir wissen, nichts anderes, als die endliche, beschränkte sinnliche Natur: das Wort dagegen ist der Gedanke, das Erkennen, und das Fleischwerden desselben ist also das Hervortreten dieses Ursprünglichen und Göttlichen in jener Gestalt. Was wir sonach feiern, ist nichts anderes, als wir selbst, die menschliche Natur, angesehen und erkannt aus dem göttlichen Prinzip. Warum wir aber Einen aufstellen müssen, in welchem sich die menschliche Natur allein so darstellen läßt, und warum diesen Einen, und auch bei ihm schon in die Geburt diese Einerleiheit des Göttlichen und Irdischen setzen, nicht als eine spätere Frucht des Lebens, das wird hieraus erhellen. Was ist der Mensch an sich anderes als der Erdgeist selbst, das Erkennen der Erde in seinem ewigen Sein und in seinem immer wechselnden Werden. So ist auch kein Verderben in ihm und kein Abfall, und kein Bedürfniß einer Erlösung. Der Einzelne aber, wie er sich anschließt an die andern Bildungen der Erde und sein Erkennen in ihnen sucht, da doch ihr Erkennen allein in ihm wohnt, dieser ist das Werden allein, und ist im Abfall und Verderben, welches ist die Zwietracht; und er findet seine Erlösung nur in dem Menschen an sich: darin nämlich, daß eben jene Einerleiheit ewigen Seins und Werdens des Geistes, wie er sich auf diesem Weltkörper offenbaren kann, in Jedem selbst aufgeht, so daß Jeder alles Werden und auch sich selbst nur in dem ewigen Sein betrachtet und liebt, und insofern er als ein Werden erscheint, auch nichts Anderes sein will, als ein Gedanke des ewigen Seins, noch in einem andern ewigen Sein will gegründet sein, als in dem, welches einerlei ist mit dem immer wechselnden und wiederkehrenden Werden. Darum findet sich zwar in der Menschheit jene Einerleiheit des Seins und Werdens ewig, weil sie ewig als der Mensch an sich ist und wird; im Einzelnen aber muß sie, wie sie in ihm ist, auch werden als sein Gedanke,

und als der Gedanke eines gemeinschaftlichen Thuns und Lebens, in welchem eben jenes unserm Weltkörper eignende Erkennen ist nicht nur, sondern auch wird. Nur wenn der Einzelne die Menschheit als eine lebendige Gemeinschaft der Einzelnen anschaut und erbaut, ihren Geist und Bewußtsein in sich trägt, und in ihr das abgesonderte Dasein verliert und wiederfindet, nur dann hat er das höhere Leben und den Frieden Gottes in sich. Diese Gemeinschaft aber, durch welche so der Mensch an sich dargestellt wird oder wiederhergestellt, ist die Kirche, das Selbstbewußtsein der Menschheit in den Einzelnen. Darum kann Niemand wahrhaft und lebendig die Wissenschaft in sich haben, der nicht selbst in der Kirche wäre; sondern ein Solcher kann die Kirche nur äußerlich verläugnen, nicht innerlich. Wohl aber können in der Kirche sein, die nicht die Wissenschaft in sich haben; denn sie können jenes höhere Selbstbewußtsein in der Empfindung besitzen, wenn auch nicht in der Anschauung. Diese Gemeinschaft nun ist als ein Werdendes auch Gewordenes, und als eine Gemeinschaft der Einzelnen ein durch Mittheilung derselben Gewordenes; und wir suchen also auch einen Punkt, von dem diese Mittheilung ausgegangen, wiewohl wir wissen, daß sie von einem Jeden wieder selbstthätig ausgehen muß, auf daß der Mensch an sich auch in jedem Einzelnen sich gebäre und gestalte. Jener aber, der als Anfangspunkt der Kirche angesehen wird, als ihre Empfängniß, so wie man die erste, am Pfingsttage frei und selbstständig ausbrechende Gemeinschaft der Empfindung gleichsam die Geburt der Kirche nennen könnte, jener muß als der Mensch an sich, als der Gottmensch schon geboren sein: er muß das Selbsterkennen in sich tragen, und das Licht der Menschen sein von Anfang an. Denn wir werden zwar wiedergeboren durch den Geist der Kirche; der Geist selbst aber geht nur aus vom Sohn; und dieser bedarf keiner Wiedergeburt, sondern ist ursprünglich aus Gott geboren. Das ist der Menschensohn schlechthin. Auf ihn war alles Frühere Vorbedeutung, war auf ihn bezogen, und nur durch diese Beziehung gut und göttlich. Ja, in ihm feiern wir nicht nur uns, sondern Alle, die da kommen werden, so wie Alle, die gewesen sind; denn sie waren nur Etwas, insofern er in ihnen war und sie in ihm. In Christo sehen wir also den Geist nach Art und Weise unserer Erde zum Selbstbewußtsein in dem Einzelnen sich ursprünglich gestalten. Der Vater und die Brüder wohnen gleichmäßig in ihm und sind Eins in ihm. Andacht und Liebe sind sein Wesen. Darum sieht jede Mutter, die es fühlt, daß sie einen Menschen geboren hat, und die es weiß durch eine himmlische Botschaft, daß der Geist der Kirche, der heilige Geist in ihr wohnt, und die deßhalb ihr Kind mit ganzem Herzen der Kirche darbringt, und dieß zu dürfen als ihr Recht fordert, — eine solche sieht auch Christum in ihrem Kinde, und eben dieß ist jenes unaussprechliche, Alles lohnende Muttergefühl. Ebenso schaut aber auch Jeder von uns in der Geburt Christi seine eigene höhere Geburt an, durch die nun auch nichts Anderes in ihm lebt, als Andacht und Liebe, und auch in ihm der ewige Sohn Gottes erscheint. Darum bricht das Weihnachtsfest hervor, wie ein himmlisches Licht aus der Nacht. Darum ist es ein allgemeines Pulsiren der Freude in der ganzen wiedergeborenen Welt. —

Damit hatte Schleiermacher den Standpunkt erreicht, auf dem er eine „Dogmatik schreiben konnte; — und er schrieb (1821 und 1822) eine solche, das ausgezeichnetste mystische, das größte orthodoxe, das schärfste rationalistische Werk der Dogmatiker: — **„Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt"** — heißt das epochemachende Werk, welches auf der Ueberzeugung ruht, daß die Religion kein Wissen, daß das religiöse Leben unabhängig von der Theologie, daß die Bibel nicht die Religion, daß darum auch die Einwendungen der Philosophie und der Naturwissenschaften gegen den Inhalt der Bibel nicht das Herz der Religion treffen und daß das Christenthum als Religion von den Resultaten der Kritik (auch wenn durch sie noch so viele Erzählungen und Vorstellungen aus der Zeit des ersten Auftretens des Christenthums fallen sollten) nicht berührt wird. „Nun war — sagt C. Schwarz — die höchste Norm nicht mehr, wie bisher, der Buchstabe der Schrift, oder eine dogmatische Formel, oder ein Grundsatz des gesunden Menschenverstandes, sondern das religiöse Gefühl, der Zustand des frommen Selbstbewußtseins, vor dem sich ein jeder Lehrsatz bewähren, in dem er seinen Widerklang finden mußte. Denn darin liegt der wahrhaft epochemachende Werth der schleiermacher'schen Dogmatik, dieses klassischen Werkes, dem aus den letzten drei Jahrhunderten nichts, aus der Zeit der Reformation nur Calvin's „Institutionen" zur Seite gestellt werden kann, daß das religiöse Gefühl mit sicherem Tacte alles für den Glauben Wesentliche hervorhob, während alle die dürren Aeste der Dogmatik und alle die Auswüchse eines äußerlichen Vorstellens mit dem scharfen Messer der Kritik weggeschnitten wurden." — Die dogmatische Theologie ist, nach Schleiermacher, die Wissenschaft von dem Zusammenhange der in der christlichen Kirchengemeinschaft zu einer gegebenen Zeit geltenden Lehre. Christliche Glaubenssätze sind Auffassungen der christlichen frommen Gemüthszustände, in der Rede dargestellt. Das Christenthum unterscheidet sich von allen übrigen, auch monotheistischen Religionen wesentlich dadurch, daß Alles in demselben bezogen wird auf die durch Jesum von Nazareth vollbrachte Erlösung. Der Begriff der absoluten Causalität ist das Centrum aller religiös-dogmatischen Begriffe: nach ihm ist das Gottesbewußtsein das Bewußtsein der absoluten Abhängigkeit, aus dem sich die Frömmigkeit entwickelt, die demnach auch aus Gott selbst gewirkt ist. Die Frömmigkeit, die Basis aller kirchlichen Gemeinschaften, ist, rein für sich betrachtet, weder ein Wissen noch ein Thun, sondern eine Bestimmtheit des Gefühls, oder des unmittelbaren Selbstbewußtseins: das die formale Seite der Religion. Ihrem Inhalte nach ist sie das schlechthinige Abhängigkeitsgefühl: das Gemeinsame aller noch so verschiedenen Aeußerungen der Frömmigkeit ist, daß wir uns unser selbst als schlechthin abhängig, oder, was dasselbe sagen will, als in Beziehung mit Gott bewußt sind: der Ausdruck Gott bezeichnet das im frommen Selbstbewußtsein mitgesetzte Woher unseres empfänglichen und selbstthätigen Daseins; a) In jeder christlich frommen Er-

regung nun ist mitenthalten, daß wir in einen allgemeinen Naturzusammenhang gestellt sind, daß wir uns darin unser selbst als Theil der Welt bewußt sind. Der ursprüngliche Ausdruck dieses Verhältnisses, daß die Welt nur in der schlechthinigen Abhängigkeit von Gott besteht, spaltet sich in der kirchlichen Lehre in die beiden Sätze, daß die Welt von Gott erschaffen ist und daß Gott die Welt erhält. Unser Selbstbewußtsein kann das endliche Sein überhaupt nur sofern dieses ein fortbestehendes ist, vertreten, weil wir uns selbst nur so finden, von einem Anfang des Seins aber kein Selbstbewußtsein haben. Dem der Schöpfung zum Grunde liegenden frommen Selbstbewußtsein widerspricht jede Vorstellung von dem Entstehen der Welt, durch welche irgend Etwas von dem Entstandensein durch Gott ausgeschlossen, oder Gott selbst unter die ersten in der Welt und durch die Welt entstandenen Bestimmungen und Gegensätze gestellt wird. Das Entstehen der Welt muß zwar ganz auf die göttliche Thätigkeit zurückgeführt werden, aber nicht so, daß diese nach Art der menschlichen bestimmt werde; und es soll als die allen Wechsel bedingende Zeiterfüllung dargestellt werden, aber nicht so, daß die göttliche Thätigkeit selbst eine zeitliche würde. Die göttliche Erhaltung, als die schlechthinige Abhängigkeit aller Begebenheiten und Veränderungen von Gott, und die Natursächlichkeit als die vollständige Bedingtheit alles dessen, was geschieht durch den allgemeinen Zusammenhang, ist nicht eine von der andern gesondert, noch wird auch eine von der andern begränzt, sondern beide sind dasselbige, nur von verschiedenen Gesichtspunkten angesehen. Aus den Interessen der Frömmigkeit kann nie ein Bedürfniß entstehen, eine Thatsache so aufzufassen, daß durch ihre Abhängigkeit von Gott ihr Bedingtsein durch den Naturzusammenhang schlechthin aufgehoben werde; denn Alles, auch das Wunderbarste, was geschieht oder geschehen ist, bleibt eine Aufgabe für die wissenschaftliche Forschung, zugleich aber, wo dasselbe, seiner Abzweckung wegen oder sonst wie das fromme Gefühl aufregt, findet sich dieses durch die vorgestellte Möglichkeit einer künftigen Erkenntniß auf keinerlei Weise beeinträchtigt. Erregungen des Selbstbewußtseins, welche Lebenshemmungen ausdrücken, sind vollkommen ebenso in die schlechthinige Abhängigkeit von Gott zu stellen, wie diejenigen, welche eine Lebensförderung ausdrücken. Von den göttlichen Eigenschaften, (— die Eigenschaften bezeichnen nicht etwas Besonderes in Gott, sondern nur etwas Besonderes in der Art, das schlechthinige Abhängigkeitsgefühl auf ihn zu beziehen —), welche sich auf das fromme Selbstbewußtsein, sofern es das allgemeine Verhältniß zwischen Gott und der Welt ausdrückt, beziehen, verstehen wir unter Ewigkeit die mit allem Zeitlichem auch die Zeit selbst bedingende schlechthin zeitlose Ursächlicheit Gottes; unter Allgegenwart die mit allem Räumlichen auch den Raum selbst bedingende schlechthin raumlose Ursächlichkeit Gottes; unter Allmacht, daß sowohl der gesammte, alle Räume und Zeiten umfassende Naturzusammenhang in der göttlichen, als ewig und allgegenwärtig aller endlichen entgegengesetzten, Ursächlichkeit gegründet ist, als auch, daß die göttliche Ursächlich-

keit, wie unser Abhängigkeitsgefühl sie aussagt, in der Gesammtheit des endlichen Seins vollkommen dargestellt wird, mithin auch Alles wirklich wird und geschieht, wozu es eine Ursächlichkeit in Gott gibt; unter Allwissenheit die schlechthinige Geistigkeit der göttlichen Allmacht. — b) Das religiöse Leben kreist um den Gegensatz von Sünde und Gnade. Sünde ist, wenn wir uns Dessen, was in unsern Zuständen Abwendung von Gott ist, als unserer ursprünglichen That bewußt sind, der positive Widerstreit des Fleisches gegen den Geist. Wir sind uns der Sünde bewußt, theils als in uns selbst gegründet, theils als ihren Grund jenseit unseres eigenen Daseins habend. Die vor jeder That eines Einzelnen in ihm vorhandene und jenseit seines eigenen Daseins begründete Sündhaftigkeit ist in Jedem eine durch den Einfluß der Erlösung wieder aufzuhebende vollkommene Unfähigkeit zum Guten. Jedoch ist sie zugleich so sehr die eigene Schuld eines Jeden, der daran Theil hat, daß sie am Besten als die Gesammtthat und die Gesammtschuld des menschlichen Geschlechts vorgestellt wird, und daß ihre Anerkennung zugleich die der allgemeinen Erlösungsbedürftigkeit ist. — Ein rein Empfangenes ist die Erbsünde nur in dem Maße, als die Selbstthätigkeit des Einzelnen noch nicht ist; sie hört auf es zu sein, in dem Maße, als diese sich entwickelt. — Aus der Erbsünde geht in allen Menschen immer die wirkliche Sünde hervor. Ist aber die Sünde in dem Menschen gesetzt, so findet er auch in der Welt, als seinem Ort beharrlich wirkende Ursachen von Lebenshemmungen, d. i. Uebel. Ohne Bewußtsein in der Sünde kein Bewußtsein der Gnade: daher ist das Sein der Sünde mit und neben der Gnade von Gott geordnet, und deßhalb muß es auch göttliche Eigenschaften geben, kraft deren Sünde und Uebel bestehen. Die Heiligkeit Gottes ist diejenige göttliche Ursächlichkeit, kraft deren in jedem menschlichen Gesammtleben mit dem Zustande der Erlösungsbedürftigkeit zugleich das Gewissen gesetzt ist. Die Gerechtigkeit Gottes ist diejenige göttliche Ursächlichkeit, kraft deren in den Zustand der gemeinsamen Sündhaftigkeit ein Zusammenhang des Uebels mit der wirklichen Sünde geordnet ist. — c) Die Erlösung. Wir sind uns aller im christlichen Leben vorkommenden Annäherungen an den Zustand der Seligkeit bewußt, als begründet in einem neuen, göttlich gewirkten Gesammtleben, welches dem Gesammtleben der Sünde und der darin entwickelten Unseligkeit entgegenwirkt. In diesem auf die Wirksamkeit Jesu zurückgehenden Gesammtleben wird die Erlösung durch ihn bewirkt, vermöge der Mittheilung seiner unsündlichen Vollkommenheit. Soll die Selbstständigkeit des neuen Gesammtlebens ursprünglich in dem Erlöser sein und von ihm allein ausgehen, so mußte er als geschichtliches Einzelwesen zugleich ursprünglich sein, d. h. das Urbildliche mußte in ihm vollkommen geschichtlich werden, und jeder geschichtliche Moment desselben zugleich das Urbildliche in sich tragen: so das Postulat der schleiermacher'schen Dogmatik. Der Erlöser ist sonach allen Menschen gleich, vermöge der Einigkeit der menschlichen Natur,

von Allem aber unterschieden durch die stetige Kräftigkeit seines Gottesbewußtseins, welche ein eigentliches Sein Gottes in ihm war. In ihm waren göttliche und menschliche Natur zu Einer Person verknüpft, so daß bei der Vereinigung die göttliche allein thätig oder sich mittheilend, und die menschliche allein leidend, oder aufgenommen werdend, während des Vereintseins beider aber jede Thätigkeit eine beiden gemeinschaftliche war. Er war von allen anderen Menschen unterschieden durch seine wesentliche Unsündlichkeit und seine schlechthinige Vollkommenheit. In diesem eigenthümlichen Wesen des Erlösers liegt die Eigenthümlichkeit der christlichen Religion, da die Religion das Eigenthum von Persönlichkeiten ist und ihren eigenthümlichen Lebenszuständen angehört, also auch nicht gelehrt, sondern nur dargestellt werden kann. — d) Christus, das wirkliche, religiöse Ideal, hat durch sein Dasein und mit seiner Persönlichkeit das religiöse Leben seiner Jünger geweckt, die es durch Lehre und That in Andern entzündeten und so die christliche Kirche bildeten. Das Aufgenommenwerden in die Lebensgemeinschaft mit Christo ist, als verändertes Verhältniß des Menschen zu Gott betrachtet, seine Rechtfertigung, als veränderte Lebensform betrachtet, seine Bekehrung. Die Bekehrung, als der Anfang des neuen Lebens in der Gemeinschaft mit Christo, bekundet sich in jedem Einzelnen durch die Buße, welche besteht in der Verknüpfung von Reue und Sinnesänderung, und durch den Glauben, welcher besteht in der Aneignung der Vollkommenheit und Seligkeit Christi. Daß Gott den sich Bekehrenden rechtfertigt, schließt in sich, daß er ihm die Sünde vergibt und ihn als ein Kind Gottes anerkennt. Diese Umänderung seines Verhältnisses zu Gott erfolgt aber nur, sofern der Mensch den wahren Glauben an den Erlöser hat. In der Lebensgemeinschaft mit Christo werden die natürlichen Kräfte des Wiedergeborenen ihm zum Gebrauch angeeignet, woraus sich ein seiner Vollkommenheit und Seligkeit verwandtes Leben bildet, welches der Stand der Heiligung heißt. Alles, was durch die Erlösung in der Welt gesetzt wird, ist zusammengefaßt in der Gemeinschaft der Gläubigen, in welcher sich alle Wiedergeborenen immer finden: in der christlichen Kirche. Sie bildet sich durch das Zusammentreten der einzelnen Wiedergebornen zu einem geordneten Aufeinanderwirken und Miteinanderwirken. Vermöge des Gesetzes der göttlichen Weltregierung können aber, so lange das Menschengeschlecht auf Erden besteht, niemals alle gleichzeitig Lebende gleichmäßig aufgenommen sein. Das christliche Mitgefühl wird hier nur beruhigt, wenn angenommen werden kann, daß alle Einzelnen allmählig in den Vollgenuß der Erlösung übergehen, was für sie ganz das nämliche ist, wie für unser persönliches Selbstbewußtsein der allmählige Fortgang der Heiligung, nämlich nur die Naturform, welche die göttliche Thätigkeit nothwendig in der geschichtlichen Erscheinung annimmt, und die unausweichliche Bedingung aller zeitlichen Wirksamkeit des Fleisch gewordenen Wortes. — Gott ist die absolute Causalität, die alle relative Causalität aus sich setzt: Wollen und Vollbringen, Wissen und Wirken sind bei ihm Eins. Es kann deßhalb

nichts geschehen, was Gott nicht zugelassen hätte; auch die Frömmigkeit, als ein sich von Gott Bestimmtwissen, ist seine Wirkung. Durch Gründe aber konnte der schöpferische Wille, der eher als alles Geschaffene da war, nicht bestimmt werden. Die Erwählung Derer, die gerechtfertigt werden, ist eine göttliche Vorherbestimmung zur Seligkeit in Christo: betrachtet, wie sie auf die göttliche Weltregierung einwirkt, ist sie lediglich bestimmt durch das göttliche Wohlgefallen. Jeder Wiedergeborne ist des heiligen Geistes (— der Vereinigung des göttlichen Wesens mit der menschlichen Natur in der Form des das Gesammtleben der Gläubigen beseligenden Gemeingeistes —) theilhaftig, so daß es keine Lebensgemeinschaft mit Christo gibt ohne Einwohnung des heiligen Geistes und umgekehrt. So ist die vom heiligen Geiste beseelte christliche Kirche in ihrer Reinheit und Vollständigkeit das vollkommene Abbild des Erlösers, und jeder einzelne Wiedergeborne ist ein ergänzender Bestandtheil dieser Gemeinschaft. Seine volle Berechtigung erhält der Einzelne im Glauben an die Fortdauer der Persönlichkeit, welcher mit unserm Glauben an den Erlöser zusammenhängt, da in dem Glauben an die Unveränderlichkeit der Vereinigung des göttlichen Wesens mit der menschlichen Natur in der Person Christi, auch der Glaube an das Fortbestehen der menschlichen Persönlichkeit schon mitenthalten ist. Wir haben zu dieser unserer Erlösung als Basis die göttliche Weisheit und die göttliche Liebe. —

Schleiermacher hat in seiner Dogmatik nicht consequent den Ton der Immanenz festgehalten: daher der Schein, „als ob die Wirklichkeit der Wunder nicht angetastet, nur ihr Werth auf das rechte Maß zurückgeführt werden solle." Schleiermacher hat statt einer individuell ausgeprägten, geschichtlichen Persönlichkeit an die Spitze des Christenthums mit seinem „Erlöser" wiederum ein Wunder, einen Begriff, die Idee der Religion gestellt. Der Redner über die Religion, der das Individuum berechtigt hat, mit seiner Art die Welt anzuschauen, der die letzte Entscheidung in Glaubenssachen in dem menschlichen Selbstbewußtsein suchte, findet als Dogmatiker in der Kirche allein alles Heil. Beweise, daß auch der größte Geist von seiner Zeit durchweht wird, denn die Dogmatik Schleiermachers entstand in der deutschen Reactionsperiode; — und Widersprüche zugleich, die nur die in Schleiermachers Wesen begründete Oscilation von Verstand und Gefühl erklärt. Und dennoch ist die schleiermacher'sche Dogmatik ein Bruch mit aller äußeren Autorität. Er ist mit ihr der Reformator der protestantischen Theologie. — Und er ist zugleich eine große religiöse Persönlichkeit: ein eigens gewolltes und besonders organisirtes Werkzeug des göttlichen Geistes, eine eigenthümliche Darstellung der Idee der Menschheit. Die Frömmigkeit zeigte ihm, wie er sich selbst mit seinen Vorzügen und Mängeln in seinem ungetheilten Dasein heilig halten sollte; und durch sie lernte er Liebe und Freundschaft, — durch andere innerlich verwandte und doch wieder unähnliche Gemüther sich selber wecken laßend, aber auch mit der eigenen Individualität der Geburtshelfer für das innere Leben Anderer werdend. Ein Virtuose in der Liebe und Freundschaft gewann er durch die Kunst und den Umgang mit edlen Frauen die Kenntniß des

wahren menschlichen Werthes. Ein fortwährender Selbstbeschauer stieg er zu der hohen Sittlichkeit empor, die seinem Wesen angemessen war und die ihn sich selbst als das gemeinsame Product der sittlichen Idee und der eigenen Individualität erfassen lehrte. Der Mann des Gefühls, ja der Herrscher im Gefühlsreich, war zugleich Herr eines scharf sondernden Verstandes, der alles üppige Gestrüpp vom wuchernden Gefühlsleben abschnitt: eine Art von Gleichgewicht in den beiden Wassern: (Gefühl und Verstand), ein wechselweise von dem einen Gehoben-, von dem anderen Versenktwerden. Und dabei von entschiedenster practischer Willensenergie: geistesfrisch bis zu seinem Tode, ein Kämpfer gegen die Reaction für freie politische Institutionen, ein Streiter gegen die Anmaßungen restaurirter Gläubigkeit für die Rechte der Vernunft in Wissenschaft und Theologie. Unaufhörlich opponirte er gegen die hierarchischen Gelüste, die Geister der Individuen und der Gemeinden zu bevormunden, gegen den Versuch, die kirchlichen Bekenntnißschriften wieder zu einem verpflichtenden Gesetz für die Geistlichkeit zu machen, — trat er ein für die Loslösung der Kirche von der Staatsgewalt, für eine auf die Autonomie der Gemeinden gegründete Kirchenverfassung, für die Union der Lutheraner und Reformirten. Als aber die Wogen der Reaction immer höher zu schlagen begannen, rief er schmerzvoll aus: „Soll der Knoten der Geschichte so auseinandergehen, das Christenthum mit der Barbarei und die Wissenschaft mit dem Unglauben? Die Anstalten dazu werden schon stark genug getroffen und der Boden hebt sich schon unter unseren Füßen, wo diese düsteren Larven auskriechen wollen, von eng geschlossenen, religiösen Kreisen, welche alle Forschung außerhalb jener Umschanzungen eines alten Buchstabens für satanisch erklären."

f. Die neueste Theologie.

1. Hegel und Schleiermacher sind die Grundlagen für die Fortschrittstheologie der Gegenwart. Ihr Repräsentant ist **David Friedrich Strauß**. Von Hegel's tiefsinniger Speculation und von Schleiermacher's scharfsinniger Dialectik und Kritik befruchtet, unternahm er es, alle die Halbheiten und Unsicherheiten der Kritik, das Schwanken zwischen Authentie und Nichtauthentie der einzelnen biblischen Schriften zwischen Geschichte und Mythus aufzuheben und die bisherigen kritischen Forschungen zu vervollständigen und zusammenzufassen. Strauß sucht bei der Lösung dieser seiner Aufgabe in klassischer Sprache, mit umfassender Gelehrsamkeit und dialectischer Virtuosität zuerst den Beweis zu führen, daß gewisse Thatsachen der evangelischen Geschichte nicht geschichtlich seien, indem er ihre Widersprüche und Unklarheiten nachwies, um dann, positiv, die Entstehung der Urgeschichte mittelst des Mythus zu erklären, d. i. durch die Nachweisung, daß solche sich in sich widersprechenden Geschichten in den Evangelien erdichtet, aber nicht von Einzelnen mit Absicht und Bewußtsein der wirklichen Geschichte untergeschoben, sondern Producte der absichtslos dichtenden Sage, allmähliche Schöpfungen der Gemeinde, daraus zu erklären, daß die Tradition von den Einzelnen, ohne sich dessen bewußt zu sein, nach dogmatischen Voraussetzungen umgebildet ist. Diese Voraussetzungen waren

a) der Glaube der Gemeinde, welche durch den Eindruck der Persönlichkeit Jesu zu einem eigenthümlichen religiösen Leben angeregt, ihren Stifter in um so höherem Glanze erblickte, je weiter sie sich der Zeit nach von ihm entfernte und daher auch seine Geschichte sagenhaft zu verherrlichen sich getrieben fand, und b) die messianischen Vorstellungen der damaligen Juden, wie sie sich aus alttestamentlichen Typen und Weissagungen herausgebildet hatten. — Von diesem Standpunkte aus prüfte Strauß die Geschichte von der Geburt und Kindheit Jesu, die seines öffentlichen Lebens und Wirkens, die Betrachtung der von ihm berichteten Wunder, die Geschichte seines Leidens, Todes und seiner Auferstehung im Einzelnen, und es blieb ihm bei dieser Prüfung als unbezweifelter Rest historischer Thatsachen in der evangelischen Geschichte übrig, daß Jesus von Nazareth als religiös-sittlicher Reformator unter den Juden auftrat und nachdem er eine Zeit lang als solcher, unter offener Bekämpfung des herrschenden Pharisäerthums, sich als den von den Juden erwarteten Messias angekündigt hatte, unter Pilatus als ein Opfer des pharisäischen Hasses endigte, während bei seinen Anhängern und Verehrern der nachhaltige Eindruck seiner Persönlichkeit und seiner Lehrwirksamkeit die Ueberzeugung wirkte, daß er unter ihnen fortlebe und in den Himmel erhoben worden sei. Von den Resultaten seiner kritischen Untersuchungen über die evangelische Geschichte bleibe aber, erklärt Strauß, der innere Kern des christlichen Glaubens völlig unabhängig; Christi übernatürliche Geburt, seine Wunder, seine Auferstehung bleiben in höherem geistigen Sinne ewige Wahrheiten, so sehr ihre Wirklichkeit als äußerlicher Vorgänge und geschichtlicher Thatsachen angezweifelt werden möge. Der durch den Zweifel in Anspruch genommene christliche Inhalt, der in den geschichtlichen Urkunden als Geschichte Jesu vorliegt, reflectirt sich in sich, sucht eine Freistätte im Innern der Gläubigen wo er aber nicht blos als Geschichte, sondern als in sich reflectirte Geschichte d. h. als Bekenntniß und Dogma vorhanden ist. Der dogmatische Gehalt des Lebens Jesu ist aber die Lehre von der Person Christi, welche ebenfalls der Kritik anheim fällt, um auf seinen eigenen religiösen Kern reducirt zu werden, Wenn, sagt Strauß, der Idee der Einheit von göttlicher und menschlicher Natur Realität zugeschrieben wird, so heißt das nicht so viel, daß sie einmal in einem Individuum, wie vorher und nachher nicht mehr, wirklich geworden sein müsse; das ist gar nicht die Art, wie die Idee sich realisirt, in Ein Exemplar ihre ganze Fülle auszuschütten und gegen alle andern zu zeigen, in jenem Einen sich vollständig in allen übrigen aber nur unvollständig abzudrücken; sondern in einer Mannichfaltigkeit von Exemplaren, die sich gegenseitig ergänzen, im Wechsel sich setzender und wieder aufhebender Individuen liebt sie ihren Reichthum auszubreiten. Und dies sollte keine wahre Wirklichkeit der Idee sein? Die Idee der Einheit von göttlicher und menschlicher Natur wäre nicht vielmehr in unendlich höherem Sinne eine reale, als wenn ich einen einzelnen Menschen als solchen aussondere? Eine Menschwerdung Gottes von Ewigkeit nicht eine wahrere, als eine in einem abgeschlossenen Punkte der Zeit? Der Schlüssel der ganzen Christologie ist dieß, daß das Subject der Prädikate, welche die Kirche Christo beilegt,

statt eines Individiums eine Idee, aber eine reale, die Idee der Gattung gesetzt wird. Die Menschheit ist die Vereinigung der beiden Naturen, der menschgewordene Gott; sie ist der Wunderthäter, sofern im Verlauf der Menschengeschichten der Geist sich immer vollständiger der Natur im Menschen wie außer demselben bemächtigt, diese ihm gegenüber zum machtlosen Material seine Thätigkeit heruntergesetzt wird; sie, die Menschheit ist die Unsündliche, sofern der Gang ihrer Entwicklung ein tadelloser ist, die Verunreinigung immer nur am Individuum klebt, in der Gattung aber und ihrer Geschichte aufgehoben ist; sie ist der Sterbende, Auferstehende, gen Himmel fahrende, sofern ihr aus der Negation ihrer Natürlichkeit ein immer höheres geistiges Leben, aus der Aufhebung ihrer Endlichkeit als persönlichen, nationalen, weltlichen Geistes der Himmel hervorgeht. Dies ist allein der absolute Inhalt der Christologie, daß dieser an die Person und Geschichte eines Einzelnen geknüpft erscheint, gehört nur zur geschichtlichen Form derselben; zur Idee im Factum, zur Gattung im Individuum will unsere Zeit in der Christologie hingeführt sein.

Das Aufsehen, welches das „Leben Jesu" von Strauß bei seinem Erscheinen (1835 und 1836) erregte, war ein ungeheueres. „Ein electrischer Schlag — so schildert C. Schwarz die daraus hervorgehende Erregung — durchzuckte die ganze deutsche Theologie. Seit den wolfenbüttler Fragmenten und den Streitschriften ihres berühmten Herausgebers war die theologische Welt nicht in ähnliche Aufregung versetzt worden. Die Entlassung von Strauß aus seiner Repetentenstelle zu Tübingen, die ungeheuere Anzahl der Gegenschriften beweist die Erregung und Theilnahme von allen Seiten, denn diese Gegenschriften bilden eine eigene starke Literatur, in der kaum Ein theologischer Name von einiger Bedeutung fehlt und in der viele bedeutungslose Pastoren aus allen Gegenden Deutschlands sich herbeidrängen, ihre Stimme abzugeben, die Löscheimer ihres Wissens zuzutragen, bei dem ungeheueren Brande, der mit den geschichtlichen Grundlagen des Christenthums sie selbst und ihre Dorfkirche einzuäschern droht." Steudel; die evangelische Kirchenzeitung; die Hegelianer Göschel, Weiße, Schaller; die Schleiermacherianer und Vermittlungstheologen: J. Müller, Tholuck; Hase; die Altrationalisten: Ammon, Bretschneider: — — Alles zog gegen Strauß in den Krieg. — Keiner der orthodoxen, rationalistischen und philosophischen Gegner hat jedoch Strauß von seinen Fundamenten herunterzustoßen vermocht. Auch Bruno Bauer mit seiner „Evangelienkritik" nicht, die zuletzt bei der Behauptung ankam: „Der evangelische Christus als eine wirkliche geschichtliche Erscheinung gedacht, wäre eine Erscheinung, vor welcher der Menschheit grauen müßte, eine Gestalt, die nur Schrecken und Entsetzen einflößen könnte. Die reine Existenz eines Mannes, Namens Jesus, ist nichts, als eine freie Schöpfung des Selbstbewußtseins." Auch nicht Renan, der Franzose mit seiner französischen Klarheit, seinem französischen Geistreichthum, seiner französischen Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit, — der französische moderne Katholik mit seinem Haß gegen Priesterthum und Kirchenregiment, — der begeisterte Orientale,

der mit eigenen Augen „die heiligen Stätten" sah und die Sitten des Morgenlandes an Ort und Stelle kennen lernte, um sie in bezaubernder Sprache zu schildern: sein „Jesus" ist eine phantasievolle Dichtung, der liebenswürdige Rabbi, der die allgemeine Religion der Humanität und der Freiheit verkündet und die Armen und Bedrängten der Welt am meisten liebt, die Reichen und Herrschenden in der Welt aber bekämpft, — in Manieren, im Auftreten, in Lehre und That, im Umgange mit dem Volke und besonders auch mit den Frauen ein ächter Franzose.

Corrigirt und weiter fortgebildet wurde das Leben Jesu von Strauß erst durch den Mann, dessen eigenstes Leben — wie Schwarz treffend characterisirt — die Wissenschaft war und der wissenschaftlich und ethisch mit so mächtiger Entschiedenheit dasteht, daß ihm unter den Theologen kaum ein anderer zu vergleichen ist, — durch **Ch. Bauer** († 1860; die Resultate seiner Forschungen in seiner „Geschichte der christlichen Kirche" 5 Bände) und seine „tübinger Schule." Treffend sagt hierüber C. Schwarz: „Es war von Strauß ein leichtes und luftiges Gebäude hingestellt, ohne daß ihm eine sichere und dauerhafte Grundlage gegeben. Es war eine Kritik der evangelischen Geschichte versucht, ohne daß eine Kritik der evangelischen Quellen vorausgegangen. Es war diese Kritik bei dem negativen Resultate angelangt, daß alle evangelische Geschichte unsicher geworden; aber es war nicht die Gränzlinie zwischen Geschichte und Mythus gefunden. Das Resultat von Strauß bestand in der bloßen Ungeschichtlichkeit, enthielt aber nicht den Nachweis, wie die einzelnen Evangelien zu diesen Ungeschicklichkeiten gekommen, welches das Charakteristische der verschiedenen Evangelien, welche die ihnen zu Grunde liegende Tendenz, die Art ihrer Entstehung und Compositionen. Diesen Mangel ersetzte die neue tübinger Schule. Sie wollte nicht allein die Ungeschichtlichkeit in den Evangelien erweisen, sondern vor Allem den Charakter, die dogmatische Tendenz, den Entstehungskreis, die Zeit, aus der ein jedes Evangelium hervorgegangen, durch historische Combination ermitteln. Sie wollte die kanonischen Schriften einreihen in die Literatur des ersten und zweiten Jahrhunderts, sie dadurch hineinziehen in den Strom der Geschichte. Und sie erreichte dies durch die Anwendung der Dogmengeschichte auf die neutestamentliche Kritik, durch ein gründliches und erneutes Studium der christlichen Literatur der beiden ersten Jahrhunderte." — Das bedeutende Resultat dieser Forschungen von dem Meister der Schule Ch. Baur, wie von dessen größten Schülern Schwegler, Zeller, Köstlin, Planck, Georgii, Ritschl, Hilgenfeld, Holtzmann &c. ist die für immer gewonnene Wahrheit: Die Bücher der Bibel sind nicht in dem Sinne, wie die Gegenwart das Wort Geschichte gebraucht, Geschichtsurkunden, sondern zumeist dogmatische Tendenzschriften; das Christenthum ist nicht ein von vorn herein fertiges, ein vollkommenes und himmlisches Product, es ist vielmehr ein sich allmählich entwickelndes. —

Dem allgemeinen Vorwurfe der Negativität versuchte Strauß selbst in seinem „Vergänglichen und Bleibenden" im Christenthum entgegenzutreten, indem er den

Cultus des Genius proclamirte. Christus war der religiöse Genius und wenn er so auch einerseits nur neben Orpheus, Homer und Moses, neben Muhamed, Alexander, Cäsar, Raphael, Mozart zu stehen kommt; so steht er doch andrerseits als religiöses Genie (da die Religion sich zu den übrigen Gebieten wie der Mittelpunkt zum Umkreise verhält) und zwar als Urheber der höchsten Religion über alle Genien der Geschichte emporragend da, obschon, da in Christus die Einheit des Göttlichen und Menschlichen nicht auf adäquate Weise in die Erscheinung getreten ist, ein Hinausgehen über Christus in der Zukunft nicht unmöglich ist. —

Wie auf dem Boden der Darstellung des Lebens Jesu war es Strauß, der auch in der Dogmatik aller Scholastik und namentlich der hegelschen Formel, „daß in der Philosophie der ganze Inhalt des Glaubens derselbe bleibe und nur die Form sich ändere", ein Ende machte. In seiner „christlichen Glaubenslehre" (1840 und 1841) wollte er eine Kritik der Dogmen, nicht, wie sie vom Einzelnen geübt werde, sondern eine solche, wie sie im Laufe der Jahrhunderte am Faden ihrer geschichtlichen Entwicklung sich vollziehe. Darum folgt er der Entstehung und Ausbildung jedes Dogma Schritt für Schritt bis zum Höhepunkte seiner kirchlichen Entwicklung und sucht darin zugleich die Keime des Verfalls aufzuzeigen und diesen Auflösungsprozeß ebenfalls durch alle Stadien seines Verlaufs bis auf die Gegenwart zu verfolgen. Seine Resultate bei dieser Arbeit sind folgende: a. Vom Dasein Gottes. Wie das kosmologische Argument für das Dasein Gottes in Wahrheit Gott nur als das Sein in allem Dasein, das physiko-theologische als das Leben in allem Lebendigen, das historische und moralische als sittliche Weltordnung erwies; so erweist ihn das ontologische als den Geist in allen Geistern, als das Denken in allen Denkenden. b. Von der Einheit Gottes: Gott kann nicht in dem Sinne eins sein, in welchem endliche Dinge sind; seine absolute Einheit ist ebenso von der numerischen Einheit, als von der numerischen Vielheit, wie beide dem Gebiete der Endlichkeit angehören, zu unterscheiden und wird damit zum leeren Namen. c. Von der Persönlichkeit Gottes: Die Persönlichkeit Gottes darf nicht als Einzelheit, sondern als Allpersönlichkeit gedacht werden; statt unsrerseits das Absolute zu personificiren, müssen wir es als das Unendliche, sich selbst Personificirende begreifen. d. An die Stelle der göttlichen Eigenschaften müssen die Weltgesetze, die Gesetze des Denkens, der natürlichen und der Menschenwelt, wenn ihnen alles Stoffartige der Vorstellung abgestreift und sie zur reinen Form des Begriffs erhoben sind, treten. e. Von der Schöpfung: Der Geist ist wesentlich Selbstoffenbarung, darum ohne Welt Gott nicht Gott und die Welt nur die Offenbarung des göttlichen Wesens, die Schöpfung also nicht ein willkührlich-zeitlicher Act Gottes, sondern eine ewige und nothwendige Schöpfung. f. Von der Vorsehung und Weltregierung: Ist Gott kein besonderes außerordentliches Wesen mehr, so ist auch die Vorsehung nicht mehr das Hereingreifen einer der Welt äußerlichen Intelligenz, sondern das Inwohnen göttlicher Kräfte und vernünftiger Gesetze in der Welt; es gibt dann in den großen Entwicklungsstadien der Menschheit keinen Zufall mehr,

so daß ein Sündenfall Gott gleichsam das Concept hätte verrücken können und nachher durch außerordentliche Veranstaltungen wieder gut gemacht werden müssen, sondern das Böse ist ein sich selbst aufhebender Durchgangspunkt in der Entwicklung des Guten, und das Gute nur mit dem Bösen; die Offenbarung ist dann nicht mehr als Eingebung von außen, noch als einzelner Act in der Zeit, sondern als eins mit der Geschichte des Menschengeschlechts zu fassen und die Erscheinung Christi nicht mehr die Hereinpflanzung eines neuen göttlichen Princips, sondern ein Schößling aus dem innersten Mark der göttlich begabten Menschheit heraus. g. Von der Christologie: Die gläubige Vorstellung hat einen Adam und einen Christus; von jenem läßt sie alles Unheil, von diesem alles Heil in die Menschheit ausströmen, beide sind für die Philosophie personificirte Abstractionen, deren Abschließung gegen einander und gegen die übrigen Menschen erst aufgelöst werden muß, wenn sie in ihre Wahrheit, die concrete Idee der Menschheit erhoben werden sollen. Was an sich im Begriffe des Geistes liegt, daß die Natürlichkeit und Selbstheit mit ihren Mängeln nur als beständig überwundene und zum Moment herabgesetzte die Wirklichkeit des Geistes ist, dies wird in der kirchlichen Lehre als vergangene Geschichte vorgestellt, in welchen der einmal auf Erden erschienene Gottmensch die Versöhnung des Menschen mit Gott zu Stande gebracht habe. Dem Menschen, wie er unmittelbar als natürlicher existirt, ist der Geist, wie einerseits als bloßes Ansich nur erst innerlich, so andrerseits eben darum noch äußerlich und tritt ihm als ein Anderes gegenüber. Das Gepräge dieser Selbstlosigkeit, des Bestimmtwerdens von Außen, von Jenseits herein, welches allen Verhältnissen der Gegenwart aufzudrücken das wesentliche Bestreben des Glaubens ist, hat die Philosophie wesentlich aufzulösen und mit dem entgegengesetzten zu vertauschen, d. h. das Jenseits dem Diesseits einzuverleiben, mit dem Inhalte des Jenseits die Formen der diesseitigen Gegenwart zu erfüllen, um alle Entfremdung des Geistes aufzuheben und den Geist ihm selber gegenwärtig zu erhalten. h. Von der Erlösung und Versöhnung: So ist die geglaubte Erlösung durch Christum, in die Gegenwart umgesetzt, die Gesammtheit der Heilanstalten und Wirkungen, welche das Christenthum fort und fort der Menschheit und dem Einzelnen darbietet. In der Idee der Menschheit als dem Heilande ist jeder Einzelne versöhnt und gerechtfertigt, sofern er jene Idee in sich erzeugt; so lange er nur unmittelbar ist, der er ist, an seiner Individualtität festhaltend, ohne sich über sie zum Mitgefühl und zur Anschauung des gesammten Gebietes menschlicher Natur zu erheben, ist er mehr Thier, als Mensch, von blinder Begierde umgetrieben. Erst wenn diese Idee in ihm zum Leben kommt, wenn er gelernt hat, sich als Glied des Ganzen zu empfinden und seine Schranken als die Kehrseite fremder Realität zu erkennen, ist er in der Beschränktheit frei, in Schmerz und Leidenschaft deren Herr und des göttlichen Lebens der Idee wirklich theilhaftig. i. Von der Kirche: Das Bestehen der Kirche neben dem Staate beruht auf demselben Dualismus des Diesseits und Jenseits, der sich in dem Gemeinplatz ausspricht, der Mensch gehöre zweien Welten an, das Leben in der Zeit und für die Zeit sei das Staatsleben,

das Leben für die Ewigkeit das kirchliche Leben. Der Staat bedarf der Kirche so lange, als er bloßer Rechtsstaat, d. h. ein Institut nur für die Sicherung der Person und des Eigenthums ist, der Mensch aber noch außerdem höhere geistige undt sitliche Bedürfnisse hat; die Aufgabe des Staates ist es aber, sich zur Würde des all dieses einschließenden Humanitätsstaates zu erheben. k. Von der Unsterblichkeit: Den ganzen reichen Hausrath der biblischen und kirchlichen Vorstellungen von Wiederkunft Christi, Auferstehung, Gericht, Himmel und Hölle überläßt das moderne Ich ohne sonderliche Gemüthsbewegung dem kritischen Brande und ist zufrieden, aus demselben seine nackte Fortdauer nach dem Tode zu retten. Dieser Unsterblichkeitsglaube ist die Seele der jetzigen Gefühls- und Verstandes-Religiosität; das Ich will aus seiner Endlichkeit keinen Schritt herausgehen. Das Jenseits in seiner Gestalt als zukünftiges ist der letzte Feind, den die speculative Kritik zu bekämpfen hat.

Auch in der Dogmatik bleibt das Resultat bei Strauß nur ein negatives. „Die Dogmatik — so C. Schwarz — ist gar keine Dogmatik, sondern nur eine Kritik der einzelnen Dogmen, ein Repertorium der dogmatischen Vorstellungen. Der Grundirrthum ist der, daß die Religion mit der religiösen Vorstellung identificirt wird. Die religiöse Vorstellung ist aber nichts als die unvollkommenste, die der großen Masse angehörende Form des Wissens von der Religion. Die Religion ist unmittelbares Leben, welches allen Vermittlungen des Wissens wie des Thuns vorangeht und die lebensvolle Quelle für sie bleibt. Sie ist innerliche Einheit des Göttlichen und Menschlichen und kann darum auch nie mit der Philosophie in Conflict kommen, sondern immer nur durch sie ihren reineren Ausdruck, ihr volleres Bewußtsein erhalten. Der Conflict kann nur zwischen der religiösen Vorstellung und dem Begriff vorkommen, und hier mag die Negation so scharf wie möglich, die reinigende Arbeit der Kritik so rückhaltslos wie möglich vollzogen werden." — Die strauß'schen Resultate, die er aus der Dogmatik zieht, sind hegel'sche Formeln mit dem letzten hegel'schen Gedanken, daß Gott nicht der Persönliche, sondern der sich in's Unendliche Personificirende ist.

Die Consequenz aus diesem Gedanken zog, mit Urkraft begabt, eine vulkanische Natur, **L. Feuerbach**, als er den hegel'schen Pantheismus in den Anthropologismus auflöste. Nach ihm ist das Bewußtsein Gottes nichts Anderes, als das Bewußtsein der Gattung, kann und soll sich der Mensch nur über die Schranken seiner Individualität erheben, aber nicht über die Gesetze, die positiven Wesensbestimmungen seiner Gattung, kann der Mensch kein anderes Wesen als absolutes Wesen denken, ahnen, vorstellen, glauben, wollen, lieben und verehren, als das Wesen der menschlichen Natur. Die Religion ist deshalb nur das Verhalten des Menschen zu sich selbst, zu seinem eigenen Wesen, aber nicht als dem seinigen, sondern einem anderen, aparten, von ihm unterschiedenen, ja entgegengesetzten Wesen. Die Wünsche des Herzens wollen befriedigt sein; die Phantasie bildet sich die Vorstellung eines Subjects, welches dies leistet, und dieses ist Gott. — Wir werden Demjenigen beistimmen — so kämpft Carriere mit Recht gegen Feuerbach, —

der sagt: Stehen wir des Nachts unter freiem Himmel und richten das Haupt empor, so empfinden wir zunächst Lichtreize in unserem Auge, und es ist unsere Thätigkeit, daß wir dieselben aus uns hinaussetzen. Wenn er nun nicht fortführe, zu bemerken, daß die Erfahrung der übrigen Sinne und die denkende Betrachtung uns zwischen subjectiven Lichterscheinungen und objectiven Wahrnehmungen unterscheiden lehren, vielmehr behauptete, daß wir die Sternenbilder in der That an den leeren Himmel hinsehen; so würden wir uns auf die Astronomie berufen, welche das gemeinsame Gesetz für die Bewegungsvorgänge des Himmels und der Erde gefunden hat. Wenn dann aber Jener versetzte: Die Vernunft ist in uns, und gerade daß ein Keppler und Newton in den sogenannten Vorgängen der Sternenwelt die Harmonie mit unserem Erkennen wollen erblickt haben, beweist, daß die Astronomie nichts ist, als eine Pathologie des menschlichen Auges, welches seine Phänomene für Realitäten hält, — dann würde er genau so wie Feuerbach verfahren. — Für Feuerbach löst sich die Religion, nachdem er sie zur Carricatur gemacht hat, in die Anthropologie auf, — in eine Anthropologie der äußeren Sinne und der Sinnlichkeit, alles Objective und Allgemeine in die bornirte Subjectivität und in den Egoismus des Einzelnen. — Damit ist Feuerbach der Philosoph des modernen **Materialismus** geworden, der nur Stoff und Stoffwechsel kennt, Denken, Fühlen, Wollen als selbstständige Geistesthätigkeiten, weil den Geist selbst als schöpferisches Princip für Schein und Täuschung hält, — das äußerste Extrem nach Links, das mit dem äußersten Extrem nach Rechts, mit der Buchstabenorthodoxie, in der Verachtung der Autonomie des Menschengeistes, der freien That, des ästhetischen und sittlichen Gefühls, in der Herabsetzung der einheitlichen, stetig fortschreitenden Entwicklung eines schöpferischen Lebensgrundes in der Geschichte sich im Einklange weiß.

2. An der Spitze dieses **Wortorthodoxismus** steht **Hengstenberg** mit seiner seit 1827 begonnenen „evangelischen Kirchenzeitung“: Verdächtigen, Spioniren, Ketzerriecherei, Vernichtung alles freien Denkens: Angriff gegen Wegscheider und Gesenius, die (1830) Vertreter des Rationalismus; Verdächtigungen gegen Bretschneider, Ammon, Röhr, Dinter, de Wette; Ketzergerichte gegen Strauß, gegen Baur und seine Schule, gegen den Pantheismus Hegel's gegen den Atheismus Feuerbach's 2c.; unwissenschaftliche Bekämpfung der schleiermacher'schen Schule 2c. — Das ist die Aufgabe, welche sich der verfolgungssüchtige kirchliche Demagoge gestellt hat, der einem Hochstraten gleich das Inquisitionshandwerk treibt und dabei glauben machen möchte, er sei ein Prophet im großen alten Stil, ein unbeugsamer Mann Gottes.“ (Schwarz.) — Daneben **die Altlutheraner,** die sich ängstlich an die Symbole anklammern. Und dann **die Neulutheraner** mit ihrem politischen Beisatz, — an der Spitze aller Reaction in Staat und Kirche, — mit dem „göttlich geordneten Amt“ und der „reinen Lehre“ allein betraut, — die Ankläger nicht nur gegen Rationalismus, Pantheismus, Philosophie und Poesie, sondern auch gegen die Unionstheologen, gegen die vermittelnden Schleiermacherianer. Ihr Hauptrector war **Julius Stahl** († 1861), der — wie Schwarz ihn treffend characterisirt — im Besitz

des Talentes seines Stammes (er war der Sohn eines Juden), mit Scharfsinn und Witz ausgerüstet, es verstand, die großen bewegenden Gegensätze der Zeit mit Schärfe zu präcisiren, — der den Staat als „göttliche Institution" auffaßt, an dessen Spitze in Gottes Namen der Landesherr steht, dem alle Unterthanen unbedingte Unterwerfung schuldig sind, weshalb die teuflische Erhebung des Subjects in seiner Freiheit die Ursünde, die Revolution ist, — und der in der Kirche die göttliche Offenbarung sah, die Trägerin der Lehre, deren Autorität von den Trägern des Amtes geübt wird, durch deren Absolution die Sündenvergebung, sowie durch Besprengung mit Wasser die Wiedergeburt, durch Genuß von Brot und Wein der Leib Christi mitgetheilt wird. Nach Stahl konnte nur noch der protestantische Katholik **Vilmar** mit seiner Erklärung kommen: „Das geistliche Amt hat allein göttliches Mandat im vollkommnen Maße und in reicher Fülle, sonst Niemand; nicht das gläubige Individuum in der Gemeinde, nicht die Gemeinde, und wäre sie auch eine Gemeinde der Heiligen. In dem geistlichen Amt liegt die Kraft des Gesetzes und des Evangeliums, die Kraft des Sakramentes, die Kraft zu binden und zu lösen." Konnte nur noch der mit naturwüchsiger Kraft und lebendigster Phantasie ausgestattete, aber geistig völlig undisciplinirte, katholisirende und zugleich naturalistische **H. Leo** mit seiner Behauptung auftreten, daß Niemand die Anlage zum vollkommnen Christen habe, der die Lehre von der Kirche, von ihren heiligen Kräften und von ihrer Autorität gering achtet dadurch, daß er zwischen ihr und dem Evangelium unterscheidet.

3. In der Mitte zwischen der Auflösungs- und Repristinationstheologie erscheint **die Vermittlungstheologie**, eine Misch- und Schwebetheologie, — die an die supranaturalen Elemente, welche in der Theologie Schleiermachers stehen geblieben waren, an dessen Christologie, an seine Lehre von der Schrift und ihre normativen Autorität anknüpfte und dadurch in ein beständiges Schwanken und Schillern zwischen der Weltanschauung der heiligen Schrift und der modernen Philosophie gelangte, zwischen dem christlichen Glauben der Reformatoren und den Ansichten der modernen Philosophie zu einen suchte, — von der Philosophie inficirt, ohne ihr wahrhaft anzugehören, für den Glauben voll Sympathien, ohne sich ihm völlig hinzugeben. So der gemüthvolle, aber darum jeder scharfen Begriffsstimmung feindliche und unaufhörlich gegen die Begriffsvergötterung der hegelschen Schule eifernde Neander mit seinem Motto: Pectus est, quod facit theologum; — der hinüber und herüber balancirende Tholuck; — der durch Tiefsinn und zartes religiöses Gefühl ausgezeichnete Nitzsch; — der durch und durch reflectirte und verkünstelte J. Müller; — der weichsinnige, formengewandte, unbestimmte Ullmann, der von mystischem Tiefsinn erfüllte, aber in Phantasiespeculationen hin und her getragene P. Lange mit seiner theologischen Basis: „Die Welt ist nicht bloße Welt, sondern in ihrem innersten Wesen Selbstoffenbarung Gottes; die Schöpfung ist nicht bloße Creation, sondern in ihrem tiefsten Grunde göttliche Zeugung; die Natur ist nicht schlechthin Natur, sondern eine aus dem Geiste auftauchende und in den Geist zurückkehrende Saat des Lebens."

4. Durch die Fortbildner des Rationalismus als durch die wahren und ächten Schüler Schleiermachers und Hegels ist **die freie Theologie der Neuzeit** erzeugt. Am Eingange derselben steht de Wette, „der eigentliche Höhepunkt der mit Semler und Eichhorn beginnenden Kritik des neutestamentlichen Kanon.“ Dann Ewald, der Begründer der wissenschaftlichen hebräischen Grammatik, „der Ergänzer der baurschen Kritik“, wie Herder in die Poesien des alten Testamentes hineingestiegen und die Geschichte des Volkes Israel in einer zusammenhängenden Entwicklungsreihe bis auf Christus hin verfolgend. Hiernach die Vertiefer des Rationalismus, indem sie ihn zugleich mit den Elementen der Kunst und Wissenschaft bereichern: K. Hase, der universalistische, humane, ästhetisch gebildete „Genremaler“ der Kirchengeschichte, und L. J. Rückert, der sein Urtheil durch nichts anderes als durch die Kraft und Nothwendigkeit des Denkens bestimmt werden läßt. Weiter die vom freien Geiste des Meisters genährten Schleiermacherianer: Jonas († 1859), „ihr geistiges Haupt“, „der Petrus der Unionskirche“, und mit ihm die Herausgeber der „protestantischen Kirchenzeitung“: Sydow, Eltester, H. Krause; — A. Schweizer, „der eigentlichste, der bedeutendste und scharfsinnigste Schüler Schleiermachers“, und die von Lang herausgegebenen „Zeitstimmen“, die Vertreter der „modernen Weltanschauung“. Aus der hegelschen Philosophie heraus entwickelte sich der speculative Theismus, der neben der inneren Durchdringung von Gott und Welt zugleich den Unterschied zwischen beiden erkennt und darum Gott als den selbstbewußten, aus der Welt ewig in sich zurückkehrenden Geist erfaßt: K. Ch. F. Krause („das Urbild der Menschheit“) und später J. H. Fichte, Weiße, Ulrici, Carriere &c. sind seine Bekenner. Endlich: der von tiefem Gefühl und vielseitigster Bildung erfüllte, mit diplomatischer Feinheit begabte und mit erregtester Idealität ausgestattete Bunsen, der Verfasser der „Zeichen der Zeit“ &c.; — der aus der Vermittlungstheorie heraus zum allezeit fertigen Kämpfer für den Gewissensglauben gegen den Traditionalismus, für das Recht der Gemeinden gegen den Hierarchismus emporgestiegene Schenkel mit seinem „Wesen des Protestantismus“ und seinem „Charakterbilde Jesu“; — der an Tiefe und Kraft des Geistes alle Neuesten überragende, Transcendenz und Immanenz vermittelnde, den christlichen Realismus betonende Theosoph Rothe, von dessen „Ethik“ Schwarz sagt, daß seit dem Erscheinen der schleiermacherschen Dogmatik die systematische Theologie durch kein Werk bereichert worden, das ihr an Tiefe, Ursprünglichkeit und Geschlossenheit des Denkens vergleichbar wäre; — der vom Vernunftsmuthe und ethischer Charaktergröße getragene, mit Begeisterung alles Hohe, Schöne und Wahre auf allen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens anerkennende, alles Schlechte und Gemeine mit dem Zornfeuer seines Geistes niedertretende, Geschichtsschreiber der „neuesten Theologie“: Carl Schwarz; der durch seine schneidende Verstandesschärfe, durch seinen tiefen Sinn für die Geschichtsentwicklung und durch seine Virtuosität in der Charakteristik Licht in das Chaos der verirrten und sich verwirrenden theologischen Parteien der Neuzeit gebracht hat.

5. **Der Katholizismus** hat keine dem ähnliche wissenschaftliche Bewegung aufzuweisen. Welchen Einfluß die deutsche Philosophie wenigstens formell auf die katholische Dogmatik geübt hat, zeigt sich bei den Namen Hermes, Baader, Günther, Möhler. Hermes, (1775—1831) unter kantischem Einflusse stehend, behauptete, daß der Autoritätsglaube die Menschen durchaus nicht über die Zweifel zu erheben vermöge; es könnten vielmehr nur durch Beweisgründe der Vernunft die Artikel des Glaubens zur unbedingten Anerkennung gebracht werden: 1835 verdammte ein Breve die hermesischen Schriften. F. Baader (1765—1842), ein von schelling-hegelscher Philosophie berührter Theosoph, steht auf der Grundvoraussetzung, daß Bewunderung das Vermögen ist, ein Höheres wahrzunehmen und zu begehren, und daß es falsch sei, wenn der Mensch wähne, die kräftige Gegenwart einer psychischen Sonne entbehren und also auch wohl allein zum Bewußtsein gelangen zu können. Günther wollte an die Stelle der heidnischen Philosophie der Kirchenväter und Scholastiker eine wahrhaft christliche Philosophie setzen, die Gott und Schöpfung, und in letzterer Natur und Geist dualistisch gegenüberstellte und das Christenthum so sehr dem vernünftigen Denken entsprechend nachzuweisen suchte, daß der Mensch das erstere nicht verläugnen könne, ohne sein eigenes Wesen zu verläugnen: seine „römische Hofphilosophie" wurde 1852 in Trier verboten und 1858 in Rom verdammt. Möhler (1796—1838), durch Schleiermacher angeregt und von der modernen Bildung angehaucht, vertrat die idealisirende Richtung des Katholizismus in geistvoller Weise: seine „Symbolik" (1832) war dadurch epochemachend, daß er den katholischen Traditionsbegriff zum Begriff des kirchlichen Gesammtbewußtseins erweiterte, ohne indeß darin zugleich die reinigende Bewegung der Kritik anzuerkennen, — im Protestantismus die reine Subjectivität und darum lauter Irrthum, im Katholizismus lauter Objectivität und darum die reine Wahrheit erkennend: Baur, Nitzsch und Marheineke wiesen das Sinn- und Verstandlose, was Möhler dem Protestantismus zugewiesen, mit den Waffen der Wissenschaft zurück. Daneben verkündete Sailer (1751—1832) die Religion des Gefühls und das Christenthum der Erlösung, welches kirchliche Werke gering achtete, und Fenelon und Lavater hoch hielt: der Kreis von Jünglingen, den er um sich sammelte, wurde von den Romanisten verfolgt, von den Liberalen verhöhnt. Dem edlen Wessenberg, voll tiefen Gemüthes und hochherziger Denkungsart, der in seiner Stellung als Generalvicar des Bisthums Constanz (bis 1827) darauf bedacht war, die Geistlichkeit weiter heranzubilden, der deutschen Sprache in der Lithurgie Einfluß zu verschaffen, den deutschen Kirchengesang einzuführen, die Ueberzahl der Klöster zu vermindern, ward durch Mißhandlungen gezeigt, daß eine freie deutsche Gesinnung in Rom keine Verzeihung finden kann. — — In Frankreich lernte Bautain in der Schule Kants an seiner Vernunft verzweifeln, „um sich der heiligen Schrift und Ueberlieferung hinzugeben, die durch eigene Macht ihren unendlichen Inhalt im Menschenherzen entfalte und erweise." Lammenais (geb. 1781), der anfangs die Nothwendigkeit einer unfehlbaren Kirche als der objectiv gewordenen göttlichen Vernunft gegen den Wahnsinn der individuellen Vernunft

vertheidigte, schrieb später mit Festhaltung der kirchlichen Frömmigkeit, ergriffen vom Geiste der Zeit, seine „Worte eines Gläubigen", deren Grundidee die demokratische Seite des Evangeliums bildet, wobei er in prophetischem Tone und unter apokalyptischen Bildern eine ungeheuere Umwälzung in Kirche und Staat, den Sturz des Königthums und die allgemeine Gleichheit der Kinder Gottes weissagte. —

6. **Die Secten der neuesten Zeit.** a. In Frankreich wurde nach den Julistagen unter Leitung des Abbé Chatel die neue französische Kirche gegründet, deren Grundsätze waren: Das Wort Gottes die alleinige Glaubensregel; Annahme des apostolischen, nicäunischen und athanasianischen Glaubensbekenntnisses; die kanonischen Bücher des alten und neuen Testamentes als Richtschnur des Glaubens; zwei Sakramente: Taufe und Abendmahl; der Gottesdienst in der Muttersprache. In sich haltlos, erreichte ihre kümmerliche Existenz 1842 durch die Polizei ihr Ende. — b) Der St. Simonismus, von dem 1825 gestorbenen Grafen St. Simon gestiftet, wollte über den Trümmern des Katholizismus und Protestantismus eine neue Ordnung der Dinge durch die Wahrheit gründen, daß Gott die Einheit von Geist und Materie, — das allgemeine Leben und die höchste Religion die vollkommenste Liebe, und zwar Liebe zum Universum sei. Die Menschen sollen als Brüder mit einander leben: dieser Grundsatz ist der Ziel- und Endpunkt aller religiösen Arbeiten. — Auf dieser Grundlage suchten Bazard und Enfantin ein Socialgebäude zu errichten, in welchem die Menschen in Künstler oder Priester, in Gelehrte oder Theoretiker und in Industrielle oder Arbeiter entsprechend den drei Hauptvermögen der menschlichen Natur, Verstand, Gefühl, Thatkraft zerfallen, in welcher die Priester, die sich nach dem Maße der Einsicht, Liebe und Kraft, in drei Grade theilen, die Herrscher über das geistige und materielle Leben sind, — in welcher alle Privilegien der Geburt abgeschafft, — und die Capacität allein den gesellschaftlichen Rang bestimmt und jede Capacität nach ihren Werken belohnt wird: in sich eine der römischen Hierarchie ähnliche Organisation, die jedoch neben den religiösen die politischen und materiellen Interessen in sich aufnimmt und von den moderneu Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit getragen wird. 1852 erfolgte die Auflösung der sanctsimonistischen Schule, der auch der geistreiche Geschichtsschreiber Augustin Thierry, Olinde Rodrigues und der talentvolle August Comte angehörten. Der St. Simonismus ist das Bild für den pantheistischen Materialismus Frankreichs. — c) Der Irvingianismus wurde von dem presbyterianischen Prediger Irving († 1834) zu London gestiftet, nachdem das schottische Presbyterium das Zungenreden und Weissagen als eine Störung des Gottesdienstes angesehen und Irving aus dem geistlichen Stande gestoßen hatte. Irving trennte sich deshalb mit seiner Heerde von der babylonischen Verwirrung der Kirche und stellte seine Kirche mit angeblich inspirirten Propheten und Aposteln, Engeln und Evangelisten unter die Leitung des heiligen Geistes und unter das große Haupt der Kirche, harrend auf dessen Ankunft, nach welcher das

tausendjährige Reich folgen wird: aristokratische Priesterlichkeit in den kirchlichen Aemtern; der äußerliche Cultus auf den Begriff des Opfers zurückgeführt; das Liturgische und Symbolische Herrscher über das lehrhafte Element; — das Extrem des presbyterianischen Protestantismus. — d) Der Puseismus (von Pusey einem oxforder Gelehrten seit 1833 gefördert) stellt die Ordination als höchstes Sakrament hin und verlangt eine Auslegung der heiligen Schrift nach den Kirchenvätern der ersten sechs Jahrhunderte und den sechs großen Concilien jener Zeit: Hinneigung zum römischen Katholizismus. — e) Den Baptisten, die in England und Nordamerika zahlreiche Gemeinden gebildet hatten, die Kindertaufe verwarfen, und an Calvin's Glaubenslehre festhielten, stellten sich in der Neuzeit die Neobaptisten als eine reine Gemeinde der Heiligen entgegen, die besonders im Wupperthale, in Westphalen und in Würtemberg Verbreitung fanden. — In Nordamerika, das bei unbeschränkter Religionsfreiheit und vollständiger Trennung der Kirche vom Staate viel religiöses Interesse und wenig theologische Wissenschaft hat, haben sich neben der anglicanischen und presbyterianischen Kirche eine Unzahl von Secten gebildet, unter denen die Mormonen Anspruch auf Betrachtung machen. — f) Die Mormonen oder Heiligen der letzten Tage reden in Zungen und haben durch Joseph Smith 1826 in dem Buche Mormons das ächte Christenthum erhalten. An der Spitze der ganzen Kirche steht ein Seher mit apostolischer Machtvollkommenheit; die Polygamie ist kirchlich bestätigt: kein Weib kann ohne Mann, kein Mann ohne wenigstens eine Frau der himmlischen Herrlichkeit theilhaftig werden; einst werden sich die Heiligen im neuen Jerusalem am großen Salzsee mit den Juden im alten Jerusalem vereinigen. — g) Auf freiem Boden der Religion stehen die Congregationalisten, 1583 von Robert Brown gegründet, in ihrer modernen Gestalt von John Robinson getragen, unter dem sie 1617 nach Amerika auswanderten und dort eine Kirche stifteten d. i. eine Gesellschaft frommer Personen, die sich freiwillig zur Verehrung Gottes vereinigen, denen die heilige Schrift in allen Dingen des Glaubens und der Zucht Führerin ist, und der Glaubensbekenntnisse nur Formeln, ein Probirstein der Rechtgläubigkeit sind. Ihr großes Haupt zu Boston war in neuester Zeit der mit allen Elementen der deutschen Kunst und Wissenschaft ausgestattete, geniale Theodor Parker, mit seinen Lehren: Gott ist die Vollkommenheit der Macht, Allmacht; des Geistes, Allwissenheit; des Bewußtseins, Allgerechtigkeit; des Gefühls, Allliebe; alles Dessen, was im endlichen Menschen die Persönlichkeit ist, Allheiligkeit, Treue gegen sich selbst. Dieser unendlich vollkommene Geist ist immanent in der Welt der Materie und in der Welt des Geistes — den beiden Hemisphären, welche für uns das Universum aus machen. Aus der unendlichen Vollkommenheit Gottes folgt unvermeidlich die relative Vollkommenheit alles Dessen, was er schafft. So muß die Natur des Menschen, die eine fortschreitende Entwicklung aller seiner mannichfachen Kräfte bezweckt, die bestmöglichste Natur sein, am geeignetsten für die vollkommene Erfüllung des vollkommenen Zweckes und die Erreichung der vollkommenen Vollendung, welche Gott für das Geschlecht und das Individuum beabsichtigt. Die

Religion ist die Richtung aller natürlichen Kräfte auf ihre natürlichen Zwecke. Ihre Summe ist in drei Theilen enthalten: in dem Gefühlstheil, dem der richtigen Gefühle, wo die Religion in den unbewußten, ursprünglichen Instincten anfängt; dem Verstandestheil, den wahren Ideen, die entweder direct das primitive instinctmäßige Gefühl Dessen, der sie hat, wiedergeben, oder in dem, der sie empfängt, ein verwandtes Gefühl hervorrufen; und dem practischen Theil, den rechten Handlungen, den Gefühlen und Gedanken entsprechen, und den bloßen Gedanken oder das bloße Gefühl zu einer concreten That machen. So besteht die wahre Religion, welche aus der Natur des Menschen stammt, aus normalen Gefühlen gegen Gott und die Menschen, aus richtigen Gedanken über Gott und Menschen und ihre beiderseitige Beziehung zu einander, und aus Handlungen, welche dem natürlichen Gewissen entsprechen, wenn es in Harmonie mit der ganzen Constitution des Menschen ausgebildet ist. —

3. Das christliche Leben in der katholischen und protestantischen Kirche des 19. Jahrhunderts.

1. Ueber allen Gegensätzen, hat die katholische und protestantische Kirche das gleiche Streben nach Verbreitung des Christenthums über alle Länder der Erde auch im 19. Jahrhundert beibehalten. Die katholische Kirche setzte ihre Missionen fort, ohne jedoch immer glückliche Erfolge zu erzielen, oft hingegen durch ihr Dazwischentreten die Missionsthätigkeiten der Protestanten hemmend; — und die protestantische betreibt dieselben von England, von Boston (seit 1810), von Basel (seit 1810), von Berlin (seit 1823) aus im großartigen Maßstabe: die sämmtlichen Missionsgesellschaften verbreiten mittelst 5000 Arbeiter und eines Aufwandes von 5 Millionen Thalern an ungefähr 1500 Stätten das Christenthum, ohne daß jedoch die äußeren Erfolge den aufgewandten äußerlichen und geistigen Mitteln vollkommen entsprächen, da einerseits Eifersüchteleien der Missionäre aus verschiedenen Ländern und Secten ihrer Sache schaden und andrerseits die dogmatischen Anschauungen der Missionäre meist nicht geeignet sind, den auf niederer Entwicklungsstufe der Menschheit stehenden Rassen das Christenthum als innerliches Leben einzupflanzen, weshalb es meist nur etwas Aeußerliches und Angelerntes blieb. 1844 wurde von Friedrich Wilhelm IV. in Preußen und von der Königin Victoria in England ein protestantisches Bisthum zu Jerusalem begründet, um im Orient evangelisches Glaubensleben zu wecken. — Von England ging auch die Abschaffung des Negerhandels aus: J. Wilberforce († 1833) nahm den heiligen Kampf für die Freiheit auf; er siegte nach heftigem Widerstande, als die Nation das Werk der Menschlichkeit ihrer Politik gemäß fand, indeß in Amerika die Frage der Sklavenemancipation einen der grausamsten Kriege der Weltgeschichte zwischen den Sklavenhaltern und den Sklavenbefreiern hervorgerufen hat.

Zur Förderung des christlichen Glaubenslebens entfaltete seit 1804 in London die britische und auswärtige Bibelgesellschaft und fast gleichzeitig mit ihr die Bibelgesellschaft in Basel eine großartige Thätigkeit, welche bald in allen evangelischen Ländern Nachahmung fand: die britische Gesellschaft zählte 1861 in England und Wales 3728 Hilfsgesellschaften und Zweigvereine, hatte in demselben Jahre eine Einnahme von 167,948 Pfd. St. und gab 1,787,398 Exemplare von Bibeln aus; die Gesammtausgabe war bis auf 39,315,226 Exemplare in mehr als 160 Sprachen gestiegen. — In Spanien hingegen wurden noch 1862, trotz der Fürsprache selbst katholischer Großmächte, Männer, welche die Bibel verkauft hatten, nicht aus dem Kerker entlassen.

Zur Unterstützung evangelischer Gemeinden in katholischen Ländern wurde, durch die Säcularfeier der Schlacht bei Lützen veranlaßt, von Leipzig und Darmstadt aus 1843 der Gustav-Adolph-Verein gegründet, der trotz der Ungunst der Strenggläubigen und aller inneren Gegensätze bald zur Sache des deutschen Volkes wurde, über große Mittel gebietet, viele evangelische Gemeinden vom Untergange gerettet, vielen eine Kirche und eine Schule gebaut hat. Neue Eroberungen in der katholischen Kirche konnte jedoch die protestantische Welt nur wenige machen: die meisten Erfolge hatten die Bemühungen der Engländer in Irland; in Frankreich und in Böhmen wurde der Uebertritt der Katholiken durch die weltlichen und geistlichen Behörden vielfach erschwert und gehindert; in den italienischen Staaten erlangten allein die Ausländer durch die Fürsorge der evangelischen Fürsten die Erlaubniß zur Abhaltung ihres Gottesdienstes, bis einem großen Theil derselben, mit Sardinien vereint, Religionsfreiheit ertheilt ward.

Um die christliche Erkenntniß in der evangelischen Kirche zu fördern, haben der calwer Verlagsverein, der christliche Verein für das nördliche Deutschland und der evangelische Bücherverein in Berlin, leider meist nach einer einseitigen theologischen Richtung hin, durch Erbauungsschriften in Schriftauslegung, Geschichte und Lied weithin gewirkt, von eben dieser einseitigen orthodoxen Richtung aus, und deshalb nicht immer frei von dogmatischer Befangenheit und jesuitischen Grundsätzen, ging die innere Mission („das rauhe Haus" zu Horn bei Hamburg unter Wichern) hervor, welche dem sittlichen Verfall der unteren Volksschichten entgegensteuern und sittlich verwahrloste Kinder in sogenannten „Rettungshäusern" erziehen will. An sie reihen sich Anstalten für die Ausbildung von Diakonissinnen zur Krankenpflege: die Diakonissenhäuser zu Kaiserswerth und zu Neudettelsau. — Die katholische Kirche war auf demselben Gebiete nicht weniger thätig. Der Piusverein machte sich katholische Volksbildung und christliche Barmherzigkeit zur Aufgabe; der Bonifaciusverein unterstützt hilfsbedürftige katholische Gemeinden in protestantischen Ländern; der Borromäusverein bestrebte sich, ächt katholische Schriften zu verbreiten; und auch an Vereinen für Armen- und Krankenpflege fehlte es nicht.

2. Die Stellung der katholischen und protestantischen Kirche zu einander ist dem Wesen nach auch im 19. Jahrhuedert dieselbe geblieben. Wie der Papst gegen die Beschlüsse des westphälischen Friedens, gegen das preußische Königthum protestirte, so hat er auch gegen die Beschlüsse des wiener Congresses Protest eingelegt, soweit sie die Säcularisation kirchlicher Besitzthümer bestätigten, ohne daß die Weltgeschichte Notiz von diesen Protesten genommen hätte. Die protestantischen Bibelgesellschaften wurden verdammt; das Lesen evangelischer Bibelübersetzungen wurde verboten; der Protestantismus wurde als Quelle alles Unglaubens und aller Revolutionsgelüste bezeichnet. Dabei suchte man soviel als möglich protestantische Christen in die katholische Kirche hinüberzuziehen, was in England und Nordamerika mit günstigem Erfolge geschah, in Deutschland nur mit einzelnen Persönlichkeiten möglich war, die entweder von der Ueberschwänglichkeit eines künstlerischen Sinnes geführt, in der katholischen Kirche eine heitere Lebensherrlichkeit zu finden wähnten, oder von dem Conservativismus der Reactionspolitik (Herzog Ferdinand von Anhalt-Cöthen) geleitet, im Katholizismus den Wall gegen alle Revolution sahen.

3. Daß nur in der unbedingten Unterwerfung unter das Urtheil des Papstes das Heil der Kirche bestehe, wurde auch im 19. Jahrhundert mit derselben Zuversicht proclamirt, als im Mittelalter.

Die Ultramontanen verfechten diese Unfehlbarkeit des Papstes als Bedürfniß einer Alles umfassenden Autorität, und halten die katholische Kirche für infallibel und unverbesserlich. Sie kämpfen deshalb consequent gegen alle Anforderungen der Zeit, gegen allen Fortschritt in Kirche und Staat, gegen freie Universitätsbildung, gegen die Philosophie, gegen die Preßfreiheit. Ihr fürstlicher Vertreter war Ludwig von Baiern, ihr beredter Schildknappe Görres (1776—1848) mit seinem „Athanasius" und den „historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland." Dem Ultramontanismus gegenüber trat in Deutschland ein katholischer Liberalismus auf, der die deutsche katholische Kirche von allem römischen Einfluß loszureißen strebte und Freigebung der Schrift, Abhaltung des Gottesdienstes in der Landessprache, Nationalsynoden, Hebung des Volksunterrichts forderte. Als Regierungen und Bischöfe diese Forderungen streng zurückwiesen und als „der heilige Rock" die katholische Welt zur Wallfahrt nach Trier rief, erhob sich der Deutschkatholizismus, der als Aufgabe der Kirche und des Einzelnen aufstellte, sich den Inhalt der Glaubenslehre zur lebendigen, dem Zeitbewußtsein entsprechenden Erkenntniß zu bringen, und dann verlangte, daß bei völliger Gewissensfreiheit die Verschiedenheit der Auffassung dieser Glaubenslehren keinen Grund zur Absonderung oder Verdammung enthalte: die deutschkatholische Bewegung sank jedoch zur Unbedeutendheit herab — theils durch die innere Haltlosigkeit und den Mangel an schöpferischer Kraft bei ihren Führern, Ronge und Czerski, theils aus Mangel an geschichtlichem Halt, da das, was sie wollte, Vernünftigkeit, Freiheit, Humanität, längst in den Principien des Protestantismus ausgesprochen war. Aus Vorsicht und Furcht vor

einer neuen Reformation in Deutschland schwieg die römische Curie zu der deutschkatholischen Bewegung und — überließ es den protestantischen Fürsten, treulich an der Vernichtung derselben zu arbeiten.

Die katholische Wissenschaft und das katholische Dogma ist der Papst. Darum liegt es auch in seiner Machtvollkommenheit, Dogmen zu schaffen. Zum Hohn aller freien Wissenschaft, zum Hohn auch aller Gesetze der Natur ward unter Pius IX. am 8. Dezember 1854 von 53 Cardinälen, 43 Erzbischöfen und 100 Bischöfen ein derartiges Dogma fabrizirt, die dogmatica definitio de immaculata conceptione Deiparae zu Stande gebracht. Ein solcher Triumph der katholischen Kirche mußte ihre größte Niederlage in der Weltgeschichte sein.

Wie innerlich, so wurde das Papstthum auch äußerlich in seinen Grundfesten erschüttert. Von Pius VII. (1800—1823) hatte Napoleon I. verlangt, die Kirche von Paris aus zu regieren, und, als dies abgewiesen war, ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm zu schließen. Nachdem der Papst auch hierauf nicht einging, wurde die Schenkung Karl's des Großen für aufgehoben erklärt und der Papst nach Fontainebleau in die Gefangenschaft geführt. Der Sturz Napoleons brachte dem Papste die Freiheit, sowie seine geistliche und weltliche Macht zurück. Mit neuem Muthe wurden die Zügel in die Hand genommen. Sofort erfolgte durch die Bulle Sollicitudo omnium ecclessiarum die Wiederherstellung des Jesuitenordens, der sodann in einzelnen Ländern gesetzlich, in anderen unter fremden Namen, in noch anderen unter stillschweigender Genehmigung der Regierungen seine Thätigkeit aufnahm; namentlich von Belgien (seit 1830) und der Schweiz aus, besonders auch in Ländern von confessionell gemischter Bevölkerung zu wirken suchte. Zugleich bemühte sich die Curie (besonders unter Leo XII. (1823—29), durch Concordate mit katholischen und evangelischen Fürsten ihre Rechte so viel als möglich zu sichern. Ihre größte Machtfülle entfaltete sie und mit ihr der gesammte Clerus in den einzelnen italienischen Staaten bis zu der Zeit, wo das Königreich Italien entstand, — sowie in Spanien und Portugal. In Frankreich wurde mit der politischen Restauration auch die Kirche restaurirt, bis die Julirevolution (1830) Thron und Altar erschütterte; doch auch das Bürgerkönigthum Louis Philipps kokettirte von Neuem mit der Geistlichkeit, und Louis Napoleon hat die Gehalte der Bischöfe vermehrt und den heiligen Vater (Pius IX. seit 1846), den die Revolution von 1848 vertrieben hatte, wieder nach Rom geführt, um mit französischen Waffen bis zur Gegenwart den wankenden Stuhl Petri zu schützen. In England wurde durch die Katholikenemancipationsbill von 1829 den Katholiken gleiches politisches Recht mit den Protestanten gewährt; aber die von O'Connell auch in kirchlicher Beziehung geforderte Gerechtigkeit ist noch nicht consequent realisirt. In Belgien benutzt der Katholizismus die allgemeine Religionsfreiheit, um das Volk soviel als möglich mit Klöstern und geistigen Anstalten, die jesuitischen voran, zu überschwemmen. In der katholischen Schweiz suchten Ultramontanismus und Jesuitismus so viel Boden als

möglich zu gewinnen. In Deutschland zeichnete sich besonders Baiern durch Wiederherstellung und Neuerrichtung von Klöstern aus. In Preußen führten die unduldsamen Bestrebungen des Katholizismus zu ernsten Conflicten mit dem Staate: das Verbot der Einsegnung gemischter Ehen führte sogar den Erzbischof Droste-Vischering zu Cöln und den Erzbischof Dunin von Gnesen und Posen (1837) in's Gefängniß, bis Friedrich Wilhelm IV. nach seiner Thronbesteigung eine Aussöhnung bewirkte, eine katholische Abtheilung im Ministerium des Cultus errichtet und mit Verzichtung auf das Placet in Sachen der Lehre den Verkehr der Bischöfe mit dem römischen Stuhle frei gab. In Oesterreich galt es als Ziel des Jesuitismus in der Neuzeit, die josephinische Gesetzung bis zum letzten Buchstaben auszurotten: Es geschah durch das Concordat von 1855, das Alles, was sich auf die katholische Religion und Kirche bezieht, der Herrschaft des Clerus übergibt, ihm das Schulwesen, so weit es irgendwie Beziehung zur Religion hat, unterstellt, unbeschränkte Büchercensur in seine Hände legt, und die Besetzung kirchlicher Stellen ihm und dem Papste allein überläßt. 1857 schloß auch die würtembergische Regierung ein Concordat mit Rom ab, nach dem die Regierung für alle rein kirchlichen Angelegenheiten auf das landesherrliche Placet verzichtet und alle kirchlichen Erlasse ohne vorgängige Einsicht und Genehmigung der Regierung veröffentlicht werden können. Mit dem Abschlusse des baden'schen Concordats (1859), das noch größere Unterwerfung gegen die katholische Kirchengewalt zur Schau trug, hatten die Erfolge der Kurie in Süddeutschland ihren Höhepunkt erreicht. Bereits 1860 trat jedoch gerade von Baden aus auch der erste Rückschlag ein: hier wird fortan durch Gesetze der protestantischen und katholischen Kirche die selbstständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten eingeräumt, der Religionsunterricht in ihre Hand gelegt, aber auch das Staatsgesetz als Norm für die Kirchen hingestellt und Strafbestimmungen gegen Mißbrauch des geistlichen Amtes proclamirt, das öffentliche Unterrichtswesen vom Staate geleitet; die bürgerliche Trauung in Collisionsfällen eingeführt; das Kirchenvermögen vom Staat und Kirche gemeinsam verwaltet. — So mußte und konnte das Papstthum erfahren, daß es im 19. Jahrhundert auf schwankendem Boden stehe. Denn auch seine weltliche Macht begann zu schwinden, seitdem (1860) das Patrimonium Petri durch den Anschluß eines großen Theiles des Kirchenstaates an das Königreich Italien beeinträchtigt ist.

4. Die protestantische Kirche gelangte mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts zu neuem Leben. Schleiermacher's „Reden über Religion" erweckten die Gebildeten aus ihrem Indifferentismus; die Romantik und die Philosophie begeisterten von Neuem für die idealen Interessen des Lebens. In die Massen führte jedoch erst die Noth und der Ernst der Zeit wahrhaft religiöses Leben zurück. Nachdem J. G. Fichte mitten unter dem Getöse französischer Krieger mit seinen „Reden an die deutsche Nation" gegen die verhaßte Fremdherrschaft aufgerufen; nachdem Schleiermacher in seinen „Predigten" mitten unter Davoust's Bajonetten muthvoll und in hoher Begeiste-

rung für Deutschlands Freiheit und Unabhängigkeit in die Schranken getreten war; nachdem der Freiherr von Stein, in der festen Ueberzeugung, daß nur durch thätige Beihülfe des ganzen Volkes der Staat aus seinem tiefen Falle emporgehoben werden könne, mit seinen genialen Ideen und seiner beispiellosen Energie der große Reformator Preußens geworden war, indem er die Staatsmaschine vom Roste des Mittelalters säuberte und den Forderungen der Zeit gemäß umformte: da begann die religiöse Erhebung des deutschen Volkes, die sich in den „Freiheitskriegen" durch den edelsten Patriotismus, durch die aufopferndste Hingebung an die Sache des Vaterlandes, durch den kühnsten Heldensinn in Noth und Kampf documentirte. Noch unter den Eindrücken dieser Freiheitskämpfe und in Begeisterung für das Jubelfest der Reformation erfolgte 1817 in Preußen die Einigung der beiden protestantischen Kirchen, welcher Schleimacher bereits durch seine Erklärung, „daß nur dasjenige im Protestantismus wesentlich sein könne, worin beide Bekenntnisse wirklich übereinstimmten," sowie durch sein ganzes wissenschaftliches Auftreten den Weg gebahnt hatte. Lutheraner und Reformirte vergaßen in ihrer Begeisterung die Differenz ihrer Glaubensätze und Friedrich Wilhelm III. von Preußen sprach deshalb nur das in ihnen lebende Wort aus, als er am 27. September 1817 „für Annahme des Namens evangelischer, statt reformirter oder lutherischer Kirche, mit gemeinsamer Abendmahlsfeier, zu dem einigen Zwecke des Bewußtseins christlicher Gemeinschaft, ungeachtet fortdauernder dogmatischer Verschiedenheit" aufrief. Die Union wurde in Preußen, Württemberg, Nassau, Rheinbaiern, Anhalt, Baden, Hessen-Darmstadt, Chur-Hessen und Weimar eingeführt. Wie jedoch schon am Jubelfeste der Reformation Claus Harms in 95 Thesen die Lehre von der gänzlichen Verdorbenheit des Menschen und vom alleinseligmachenden Glauben behauptete, so wurde von Vielen die Union für ein Werk des Indifferentismus und für einen Bund Christi mit Belial gehalten, und wie sich deshalb auf einer Seite separirte lutherische Gemeinden unter einem Oberkirchencollegium zu Breslau bildeten, so suchte eine spätere reactionäre Zeit (Stahl) in Preußen andrerseits die Union zu einer äußerlichen kirchenregimentlichen herabzusetzen, oder (J. Müller) die Uebereinstimmung in den Fundamentalartikeln der beiden Confession zu einem neuen Symbol zu gestalten, indeß die ächten Schüler Schleiermachers (Jonas, Sydow 2c.) „in der Union mehr als die Ueberwindung des confessionellen Dissensus, vielmehr die Ueberwindung und Umbildung der ganzen Symboltheologie sehen, an die Stelle der articulirten Dogmen einfache Grundgedanken, Principien des Protestantismus zu setzen streben, die Ausbildung der einzelnen Dogmen aber allein der freien, fortarbeitenden und sich corrigirenden Wissenschaft überlassen wollen."

Als nach den Freiheitskämpfen die Diplomatie die deutschen Fürsten wieder in ihre „Rechte" eingesetzt hatte; als man Oben vergessen, was man dem Volke schuldete und in der Zeit der Noth versprochen hatte; als die politische Reaction ihr Blüthenalter feierte: da blieb auch die kirchliche Reaction nicht aus. Es brach sich seit 1840 immer

entschieden von Preußen aus eine officielle Opposition gegen Rationalismus und Hegelthum und eine Beschützung der Altgläubigkeit durch den Staat Bahn. Da traten Rationalisten und Hegelianer zu dem Vereine der „protestantischen Freunde" zusammen, welcher ein vernunftgemäßes, practisches Christenthum verbreiten wollte, und weithin im Volke Wurzel schlug, als Uhlich die Gedanken desselben in Volksversammlungen darlegte, und Wislicenus sein Buch: „Ob Schrift, ob Geist" veröffentlichte. Die Absetzung von den Predigern Wislicenus und Rupp konnte die Bewegung nicht unterdrücken, hatte vielmehr die Bildung von freien Gemeinden zur Folge, deren erste bereits 1846 Rupp zu Königsberg stiftete, denen aber die den preußischen Unterthanen durch das Patent vom 30. März 1847 und durch das Landrecht, sowie durch die Verfassung garantirten Rechte der vollen Glaubens- und Gewissensfreiheit auf raffinirteste Weise verkümmert wurden, wodurch sie, wie (nach ihrer Freilassung) durch ihre eigene innere geistige Schwäche hinsiechten, — „vollberechtigt, wie Schwarz treffend und wahr sagt, in ihren Protesten gegen die dogmatisch erstarrte alte Kirche, aber selbst nicht von neuen schöpferischen Kräften, von aufbauenden Gedanken erfüllt, um die Wunden der Zeit zu heilen und das Wort idealer Erhebung zu finden." Trotz solcher verunglückten Fortschrittsversuche und trotz aller Reaction steht die protestantische Kirche mit ihrer Wissenschaft vor der Pforte einer neuen Zukunft, in welcher die freie christliche Humanität die Herrschaft antreten wird. Die reactionären theologischen Bestrebungen, mögen sie von Pastoren und Pastoralvereinen, von theologischen Facultäten oder von feudalen Politikern ausgehen, haben keinen Boden mehr im Geiste des deutschen Volkes: bei ihrer Geburt sogleich sterbenskrank, zerfallen sie nach ihren ersten fieberhaften Wuthausbrüchen meist schnell. Dazu kommt, daß die freie deutsche Theologie in der freien deutschen Schule ihre Verbündete hat. Mit sicherem Instinct hat sich die katholische Kirche überall, wo sie hintrat, zuerst der Schulen und der Volksbildung überhaupt zu bemächtigen gesucht. Doch nur der Protestantismus hat seit Pestalozzi eine in der ganzen civilisirten Welt einzige Volksschule, welche durch Unterricht und Zucht den humanen Menschen, den ächt ethischen Charakter zu entwickeln, lebendiges Wissen und sittliches Handeln in alle Schichten der Gesellschaft zu pflanzen strebt. Die deutschen realistischen und humanistischen Gymnasien sind trotz mannichfacher, durch politische und religiöse Reaction veranlaßte Bestrebungen die Fundamente zu einer tiefen wissenschaftlichen Bildung geblieben. Und den Männern der Wissenschaft auf den deutschen Universitäten Berlin, Jena, Heidelberg hat weder die politische noch die kirchliche Reaction den Mannesmuth, den Charakter, den freien Forschersinn entreißen können. Und mit der freien Wissenschaft bauen die aus den Bauhütten des Mittelalters entstandenen, seit 1717 von England aus in ihrem Gewerke vergeistigten, durch päpstliche Decrete verdammten, von Hengstenberg als Ausgeburten des englischen Deismus verketzerten Freimaurer-Logen ruhig aber ununterbrochen mit an dem Baue der freien Kirche christlicher Humanität! —

Mit dem neuerwachten kirchlichen Leben trat im 19. Jahrhundert auch die Frage nach der Organisation der Kirche, nach Presbyterial- und Synodalverfassung wieder in den Vordergrund. In Baiern und Oldenburg wurde sie durchgeführt, in anderen Staaten mit Einführung von Presbyterien der Grund dazu gelegt. In Württemberg-Nassau, Hessen-Darmstadt ꝛc. verlangt die protestantische Kirche der Gegenwart gleichfalls eine selbstständige Entwickelung mittelst einer freien Verfassung. Eine Verfassung nach diesen Forderungen der Gegenwart erhielt seit 1860 die badensche Kirche: landesherrliches Kirchenregiment und Selbstregierung der Kirche sind geeint; die Angelegenheiten der Einzelgemeinde verwaltet der Kirchengemeinderath, welcher aus den Ortsgeistlichen und 4—16 gewählten Kirchenältesten besteht, aus den Kirchengemeinderäthen gehen die Diöcesansynoden hervor, welche aus den sämmtlichen Pfarrern der Diöcese und ebenso vielen durch Wahl bestimmten weltlichen Kirchenältesten bestehen: von ihnen werden die Decane auf 6 Jahre gewählt, vom Oberkirchenrath bestätigt: der Prälat der Landeskirche, 7 von dem Landesbischof ernannte Mitglieder, 24 geistliche und 24 weltliche Abgeordnete bilden die Generalsynode, an deren Mitwirkung und Zustimmung die kirchliche Gesetzgebung geknüpft ist; bei Besetzung der Pfarrstellen hat die Kirchengemeindeversammlung zwischen drei vom Oberkirchenrath vorgeschlagenen Bewerbern zu wählen. —

Eine Einigung unter den Theologen und Gebildeten der deutschen Nation in Bezug auf Lehre und Verfassung der Kirche ist bis jetzt nicht erzielt worden. Die jährlich wiederkehrenden Kirchentage mit ihren officiellen Hoftheologen sind zur Lösung dieser Aufgabe nicht geeignet. Auch die 1846 gestiftete evangelische Allianz, welche die evangelischen Kirchen, ihre Unterschiede unberücksichtigend lassend, gebenüber dem römischen Katholizismus zu gemeinsamem Wirken für das Evangelium vereinigen will, blieb wegen der Engherzigkeit ihrer dogmatischen Anschauungen weit von ihrem Ziele entfernt. Wirkliches Leben der Gegenwart hat allein der 1863 begründete deutsche Protestantenverein, der sich zum Zweck setzt: 1) den Ausbau der deutschen evangelischen Kirchen auf den Grundlagen des Gemeindeprincips und die Anbahnung einer organischen Verbindung der einzelnen Landeskirchen auf diesen Grundlagen; 2) die Wahrung der Rechte, Ehre, Freiheit und Selbstständigkeit des deutschen Protestantismus und die Bekämpfung alles unprotestantischen, hierarchischen Wesens innerhalb der einzelnen Landeskirchen; 3) die Erhaltung und Förderung christlicher Duldung und Achtung zwischen den verschiedenen Confessionen und ihren Mitgliedern; 4) die Anregung und Förderung aller derjenigen christlichen Unternehmungen und Werke, welche die sittliche Kraft und Wohlfahrt unseres Volkes bedingen. —

Die Gegenwart und ihre religiösen Forderungen.

Die Gegenwart verlangt vollständige Verwirklichung des protestantischen Princips und damit des wahren Christenthums.

Sie verlangt darum — negativ — Abwerfung aller Fesseln der Tradition im Dogma und in der Geschichte.

Sie verlangt — positiv — innigste Vermählung der Innerlichkeit des Christenthums mit der schönen Form des Hellenismus, und damit zugleich eine Humanität, die nicht, wie bei den klassischen Völkern des Alterthums, am Volksthum ihre Gränze hat, sondern die auf dem Universalismus basirt ist, nach dessen vollster Verwirklichung das Christenthum strebt.

Dabei aber fordert sie zugleich die stärkste Concentration des religiösen Bewußtseins, die Position des Individuums, der freien Subjectivität, die im Himmel und auf Erden keine andere Macht anerkennt, als den Gott, der sich im Mencheninnern offenbart, der durch das Gewissen des Menschen spricht. Darum ist ihre Religion In-Gott-Leben und Aus-Gott-Leben. Also nicht blos ein passives Ausgehen in Gott, obschon die innigste Gottesgemeinschaft die unbegränzte Hingabe an Gott sein soll. Sondern zugleich das vollständigste Leben aus Gott heraus, welches einerseits darin besteht, daß der Einzelmensch als sittliche Persönlichkeit über Sünde und bloße Natürlichkeit den Sieg sich erringt, und daß er andrerseits in dem Organismus der Menschheit als Glied mit dieser vereint den Welterlösungsproceß durch immer weitere Einführung der sittlichen Weltordnung mit zu verwirklichen strebt. — Es wird also die Aufgabe der Wissenschaft von der Religion sein, daß sie, frei von jeder äußerlichen Autorität, die christliche Geschichte von ihrem Ursprunge ab bis zur Gegenwart mit freiester Kritik untersucht und dadurch zum wahrhaften Thatbestande derselben gelangt, und daß sie, mit Erkenntniß des Wesens der Religion überhaupt und mit Erkenntniß des welthistorischen Entwicklungsganges derselben, einerseits das Bleibende im Vergänglichen des Christenthums erkennt, und darum für das Gemeinsame in den confessionellen Unterschieden ein offenes Auge gewinnt, andrerseits aber vom Princip des Christenthums aus die ununterbrochene Entwicklung der christlichen Lehre begreift, so daß es fortan kein kirchliches Lehrsystem mehr geben kann, das als absolute Gültigkeit Anspruch machen und als unveränderliches Lehrgesetz den Fortschritt in der Erkenntniß hemmen dürfte. Durch diese volle Autonomie

des religiösen Denkens tritt dann die Religionswissenschaft in Harmonie mit der Wissenschaft der Natur und der Geschichte, welche selbst die Produkte der Autonomie des menschlichen Geistes sind.

Je mehr sich aber die Theologie zur freien Wissenschaft erhebt, um so mehr wird sie — und das ist die weitere Forderung der Gegenwart — bestrebt sein, dem wahrhaft christlichen Geiste die ihm angemessene Form in der menschlichen Gesellschaft zu verschaffen. Sie wird dies zunächst durch **den Cultus**, — dem religiösen, theoretisch-practischen Proceß — versuchen, indem sie an die Stelle der dogmatischen Abhandlungen „die Predigt aus der Gegenwart" setzt, die Kunst wiederum in den Dienst der Kirche hineinzieht, und den Gesammtgottesdienst nicht blos als eine Erbauungsgelegenheit für den Einzelnen, sondern als eine Gesammtangelegenheit der Gemeinde betrachtet und demgemäß organisirt. Die christliche Kirche muß eine Volkskirche werden: — der lebendige Organismus, in dem Christus als der Geist lebt, und in dem alle Glieder in Harmonie zusammenklingen, — in dem Jeder er selbst sein kann und sein soll, wobei er sich jedoch in dieser seiner Selbstheit zugleich in seiner Gottverwandtschaft mit allen anderen Menschen begreifen muß, — in dem das Individuum, eingetaucht in seinen Lebensgrund, wiedergeboren wird, indem es von der Einheit des selbstsüchtigen Willens weggeht und den Willen der Liebe bethätigt. Je mehr aber das Individuum das sittliche Leben des Christenthums in sich realisirt, um so näher wird auch die menschliche Gesellschaft ihrem Ziele — der Verwirklichung der Gottheit in der Menschheit — geführt. Die Liebe verbrüdert sich dann für große gemeinsame Zwecke: es gibt kein erwähltes Volk und keine Barbaren, keine Sklaverei, keine Kasten, keine Standesunterschiede mit wesentlichem Vorrechte mehr. Die gleiche Freiheit, die gleichen Gottesrechte aller Menschen sind anerkannt. Und das ist das Ideal des Christenthums.

Zu diesem Ideale hin kann gegenwärtig nur dann ein großer Schritt vorwärts gethan werden, wenn die Grundforderung der Gegenwart erfüllt wird: die Vernichtung des Dualismus durch den wahren Monismus. Nur der Monismus — derselbe, der in der Persönlichkeit Christi so welterschütternd in die Geschichte eingriff — kann an die Stelle der menschlichen Kraftlosigkeit, der nothwendigen Folge des Dualismus, ein starkes und hohes Bewußtsein setzen, das sich im Gottbewußtsein vertieft und in dieser Vertiefung bei allen Gegensätzen des Lebens seinen centralen Einheitspunkt findet. Das ist der Eckstein der wahrhaft freien christlichen Sittlichkeit. Und in dieser freien Sittlichkeit hat dann die Religion, dieser ächt mystische Proceß, in welchem sich der Mensch realiter mit seinem Gott eint, seine entsprechende Sprache erhalten. Die freie Sittlichkeit ist das zum Bewußtsein gebrachte und in That umgesetzte Gewissen der Religion: sie ruht in der Selbstbehauptung, in dem Selbstbewußtsein und in der Selbstverwirklichung des Geistes, in der freien Bethätigung des Individuums. —

I. Gott und die Welt.

1. Es ist ein Gott.*) Das ist die Voraussetzung und die Bedingung aller Religion. Die Religion ist im ethisch psychologischen Wesen des Menschen an sich ewig begründet und tritt mit der realen Selbstverwirklichung desselben nothwendig — wie Essen und Trinken, wie Athmen und Denken — in's Dasein: sie ist der Lebensbund des Menschen mit Gott. Darum ist eben so, wie die Religion, der Glaube an ein Unbedingtes, dem Bedingten gegenüber, — an eine absolute Causalität alles Seins, mit dem Menschen und seiner Entwicklung mitgesetzt: Religion und Glaube an ein Göttliches, die Vorbedingung der Religion, sind dem Menschen unmittelbar an- und eingeboren; obschon sie zugleich auch in ihrer Wirklichkeit die freie That des seine Anlage zur Wirklichkeit bringenden Menschengeistes sind, denn der Geist ist und wird nur das, wozu er sich selbst macht.

Der Glaube an das Dasein Gottes hat im Menschengeiste selbst den Beweis für seine Wahrheit: das Denken landet bei Gott, das Gefühl centrirt in Gott, das Wollen wird von Gott getrieben. Alle anderen, von Außen genommenen Beweise bewegen sich im Endlichen; aber das Endliche kann das Unendliche nicht beweisen. Wenn solche Argumente die Ueberzeugung an das Göttliche verschaffen könnten, so müßte Jeder der sie hört, überzeugt werden; so aber ist's in der Wirklichkeit nicht. Wenn die Narren sind, die in ihrem Herzen das Dasein Gottes läugnen, so kommen mir — sagt Hamann — die noch unsinniger vor, die es beweisen wollen. Theoretisch gibt's deshalb auch in Wahrheit nur wenig Atheisten, ja wenn's überhaupt solche gibt, so sind's nur Geisteskranke, bei denen das Geistesorgan des Gottgefühls aus qualitativem und quantitativem Mangel nicht thätig ist; — die Menschen sind aber gewohnt, vom Egoismus und Fanatismus getrieben, und aus Mangel an Kenntniß des menschlichen Geistes, Diejenigen, welche von ihnen abweichende Vorstellungen und Begriffe mit ihrem „höchsten Wesen," dem Ideal ihres Lebens, verbinden, als „Atheisten" zu verschreien. Practische Atheisten hingegen sind die, welche leben, als ob kein Gott im Himmel wäre.

Die gewöhnlichen Beweise für das Dasein Gottes sind entweder Nachweisungen seiner Spuren in der Schöpfung: der physikotheologische Beweis, aus der Zweckmäßigkeit der Schöpfung hergenommen, daher auch der teleologische genannt, und der kosmologische, der aus der Erscheinung auf das Wesen der Dinge schließt; — oder Hinweisungen auf die Kundgebung Gottes im Menschengeiste: der moralische Beweis, dem sich Gott als höchster Richter im Gewissen ankündigt, oder der — nach Kant — aus der Collision der Pflicht mit dem Triebe nach Glückseligkeit auf die Noth-

*) Für die sämmtlichen folgenden Darlegungen ist das vorher für den Religionsunterricht Gegebene, besonders das über das „Wesen der Religion," über „Christus," „Paulus" ꝛc. Gesagte als Erläuterung herbeizuziehen; bei den einzelnen „Glaubenslehren" aber sind besonders die aus Schleiermachers Dogmatik gezogenen Gedanken zu Grunde zu legen.

wendigkeit einer einstigen Vergeltung und damit eines Vergelters schließt und der ontologische Beweis (von Anselm von Canterbury gegründet und von Cartesius präcisirt), der von der Idee des vollkommensten Wesens auf das Dasein desselben schließt; — oder Blicke auf die Menschengeschichte und ihre Entwicklung: der historische Beweis aus der Uebereinstimmung aller Völker, und der historisch-teleologische aus der in der Geschichte sich offenbarenden sittlichen Weltordnung. — Zu Gott führt allein das Leben mit Gott und in Gott. Die reinen Herzen schauen Gott d. i. nur ächte Sittlichkeit und liebevolle Hingabe öffnen die Pforten der Ewigkeit: das erkannte schon Platon, als er den heiligen Wahnsinn der Liebe zum Ausgangspunkt und die Läuterung und Befreiung der Seele von der Sinnlichkeit zur Bedingung der Verähnlichung mit Gott und des Eingangs in das Reich der Ideen machte; — das erkannte auch J. Böhm, als er nicht Forschen, sondern In-Gott-geborenwerden das Vornehmste der Gotteserkenntniß nannte und als den einzigen Weg dazu erkannte, daß wir in uns selber einig werden und der Eigensucht entsagen. Wie der Mensch, so sein Gott.

2. Das Religionsgefühl im Verein mit dem Denkvermögen des Menschengeistes sagt aus: Gott ist die absolute Causalität des Seins der Welt. Er ist das absolute Leben und (weil Leben Thätigkeit ist) die absolute Thätigkeit, — ewiges Werden aus sich selbst, in sich selbst, durch sich selbst, — sich selber schaffende und gestaltende Thätigkeit, causa sui, ewiges Sichselbstgebären — sein Wirken sein Wesen; sein Wesen sein Wirken. So ist er das Eine und das alleinige Sein, denn wäre ein Sein außer ihm, so hätte er an diesem sein Ende und seine Gränze und wäre also nicht das absolute Sein. Alles Sein ist vielmehr nur das Setzen seiner selbst; darum von Gott bedingt und durchdrungen.

Der Dualismus stellt Gott und Welt abstract, ohne Vermittlung gegenüber und hebt damit die Religion, welche Versöhnung des Menschen mit Gott ist, auf: so der Katholizismus; indeß das Princip des Protestantismus die Immanenz ist. —

„Der Deismus" begreift Gott nur als den „höchsten Gedanken," als das „être suprême," macht ihn außerweltlich und damit endlich, hat keinen Gott, sondern einen Götzen.

3. Darum fordert das Gottesbewußtsein im Menschen, daß Gott, obschon einerseits von der Welt wesentlich verschieden, doch andrerseits der Welt einwohnend erfaßt und erkannt werde. Die Welt gehört zu Gott, wie das Menschenleben zum Menschen. Gott ist Alles in Einem: die Welt ist Gott, — nur im getheilten Sein, in einer Vielheit. Er ist der Eine in Allem, der alles Besondere als eine Entfaltung und Bestimmung seines Wesens in sich hat. So ist er nicht blos Centrum, wie ihn der Deismus auffaßt, sondern auch Peripherie. Aber nicht blos Peripherie, der das Centrum fehlt, von dem alle Radien ausgehen: als bloße Peripherie nimmt ihn der Pantheismus, der die weltschöpferische Persönlichkeit, den Zwecksetzenden verloren hat. Gott ist nicht blos Eins, als Beisichselbstsein, sondern

auch Alles in der Ausbreitung und Bethätigung seiner unerschöpflichen Lebensfülle. Er ist von der Welt unterschieden, als der Eine, indeß sie immer als eine Vielheit erscheint; aber nicht von der Welt geschieden, da Alles was ist und geschieht, Wirkung der allgegenwärtigen Causalität Gottes ist.

4. Gott ist also — so sagt das Gottesbewußtsein im Menschengeiste aus — das absolute selbstbewußte allgegenwärtige Leben. Die Welt ist aus ihm ihre äußerliche Erscheinung ist ein Hervortreten aus ihm, indem er solche Unterschiede in sich setzte, daß Eins darin wahrnehmend gegen das Andere aufzutreten begann. Darum ist auch die Welt nicht außer ihm, sondern in ihm, — und will und kann die Weltschöpfung nichts anderes aussagen, als daß durch sie die Welt aus dem an sich unsichtbaren Gott in die äußere Sichtbarkeit trat. Gott offenbart sich in der Welt, er nimmt in ihr Gestalt an: darum sind alle Dinge — die Fixsternenhimmel und die Einzelmenschen — Positionen des Einen ewigen Lebens. Die Welt wurde gemacht wie das Gewebe einer Spinne, Gott zog sie aus seinem Innersten, — sagt Joubert. Nicht der Gedanke eines Anfangs des Seins der Welt bildet den eigenthümlichen Gehalt des Schöpfungsbegriffs, sondern, wie Rothe wahr bemerkt, der Gedanke des Ursprungs des Seins der Welt von Gott. Darum aber weil sich Gott auf ewige und unendliche Weise in der Welt offenbart, ist er auch ewig und unendlich der über die Welt Uebergreifende, nicht in Raum und Zeit Aufgehende, sondern der den Raum Schaffende und ihn Erfüllende, und der die Zeit Setzende und in ihr sich Ausbreitende, — der nicht von der Materie Begränzte, sondern der in ihr, als der Aeußerung seiner Innerlichkeit, sich Bethätigende; — darum sind auch der Zeit nach Materie und Geist gleich ewig, aber dem Gedanken nach ist der Geist das Primäre. Wollen wir das unendliche Wesen Gottes in einem Bilde (— und wir endlichen Menschen können nur sinnbildern und zeichenreden von Ihm —) vorstellen, so ist es die Natur und das Wesen des Menschen: der Menschengeist durchdringt als Seele den ganzen Leib, ja der Leib ist nur die Gestaltung und Offenbarung, das Sichtbarwerden der Seele; aber zugleich greift er auf der anderen Seite über den leiblichen Organismus als freies Selbstbewußtsein über. So durchdringt Gott als Weltseele das Universum und hat an ihm seinen Leib, seine Offenbarung; andrerseits aber begreift er sich als der über allem Einzelnen und über allen Unterschieden bei sich selbst bleibende Eine, als absolutes Selbstbewußtsein. Darum auch ist die durch und durch von Gott getragen und durchdrungene Welt in ihrer Totalität vollkommen, — ein Kosmos, ein von Einem Geiste getragenes Ganzes, ein in sich harmonischer Organismus, in dem alle Glieder (Einzelwesen, Dinge) mit einander verbunden und aufeinander bezogen sind, so daß jedes dient und bedient wird; jeder Zweck für sich und Mittel für sich und Mittel für andere ist; jedes zur Erhaltung des Ganzen und das Ganze wiederum zur Erhaltung des Einzelnen da ist. Obschon aber vollkommen, ist sie doch zu keiner Zeit die erschöpfende Darstellung des stets über die Weltprocesse übergreifenden, unaufhörlich neue Welten aus sich herausschaffenden Gottes. Die

Welt ist in allen ihren Theilen nur beschränkte Darstellung Gottes, — eine Beschränkung, die, als Schranke des leiblichen Lebens empfunden, physisches Uebel, als geistige Schranke ins Bewußtsein getreten, moralisches Uebel heißt. Was man Welterhaltung nennt, ist nur ein anderer Ausdruck für die ununterbrochene, weltgestaltende, weltbildende Wirksamkeit Gottes, und die Regierung ein anderes Wort für die Fortentwicklung aller Dinge nach dem ihnen von Gott gesetzten Zwecke; — in der Entwicklung der ganzen Welt wie aller Einzelwesen sich selbst Dasein gebende Gott. Darum gibt's keinen Zufall (Annahme eines bloßen Zufalls = Fortuitismus), denn Alles ist Wirksamkeit Gottes; — ist der Fatalismus d. i. der Glaube an ein unabwendbares Verhängniß der falsche Name für die Wahrheit, daß jegliches Einzelsein, wenn es durch Gott bestimmt wird, nur durch sein eigenes wahres Wesen bestimmt wird, die Freiheit des endlichen Wesens also in nichts anderem als in Offenbarung des Göttlichen durch selbsteigene Macht besteht; — ist die Ansicht des Occasionalismus, nach welchem Gott zwar die Welt regiert, aber dabei an die Mittelursachen gebunden ist, das Product einer Weltansicht, welche nicht erkannt hat, daß Gott als die freie, schöpferisch bildende Kraft Alles unmittelbar mittelbar durchdringt; — gehört die Annahme von Wundern einer mechanischen Weltanschauung an, nach welcher das besondere Eingreifen Gottes in die Weltmaschine nothwendig wird, indeß in Wahrheit die Naturgesetze die an der Welt sich offenbarenden Gesetze Gottes selbst sind und darum wie sein Wille als ewig und unveränderlich gedacht werden müssen. — Die Aussagen des religiösen Bewußtseins, daß Gott als der innweltlich überweltliche der Grund der Welt (Schöpfer) und der die Welt fort und fort Schaffende und Entwickelnde (Erhaltung und Regierung) ist, haben einen anderen Ausdruck in den Eigenschaften erhalten, die Gott in seiner Beziehung zur Welt zugeschrieben werden. Sein Unterschied von der Welt wird als seine Geistigkeit, seine Einheit mit der Welt als seine Allgegenwart ausgesagt. Als der nicht im Raum Aufgehende, sondern über den Raum Uebergreifende, kommt ihm Aseität, Substanz zu. Als der beharrliche Grund über allen Gegensätzen der Zeit, — wird er der Ewige genannt, und als der Begründer von Allem, dem Größten wie dem Kleinsten, in der Welt der Allmächtige. Als der in der Welt vernünftig und gesetzmäßig schaffende Geist ist er der Allwissende und Allweise. Indem diese Eigenschaften in Gott nicht geschieden sind, sondern in ihm als Eins zusammenfallen, wird ihm Einfachheit und Unveränderlichkeit zugeschrieben.

5. Alles Leben ist Ein Leben — das Leben des Einen Gottes, als des ganzen Urwesens, das sein Ganzleben im Universum offenbart, in welchem die Einheit des Gegensatzes von Natur und Geist offenbar wird. Als bewußtlos wollende Causalität, als System der Nothwendigkeit, das jedoch das Product der göttlichen Freiheit ist: **die Natur.** Als bewußt wirkende Causalität in dem Menschen, dem selbstbewußten

Freien, d. i. in der **Menschheit**, deren Entwicklung **die Weltgeschichte**, d. i. der Weg der Selbsterkenntniß und der Selbstverwirklichung des Menschheitsgeistes ist.

A. Die Natur.

Die Welt ist die Entfaltung der Wesenheit Gottes. Er ist das Centrum aller Dinge. Ihnen allen ist darum auch das Streben eingeboren, ihrem ewigen Mittelpunkte entgegenzueilen, wie wiederum in der Natur jedes Einzelwesens, weil es eine Position Gottes ist, der Selbstbehauptungstrieb liegt. Darum ist die Affinität das beherrschende Princip der ganzen Natur. Die Tendenz der Einzeldinge, nach ihrer Ureinheit zurückzustreben, aus welcher sie geworden sind, die Tendenz ihrer wechselseitigen (da sie alle unter einander aus Einer ursprünglichen Einheit geworden und darum verwandt sind) Annäherung und Vereinigung ist ihre Attraction; und das Streben jedes Wesens nach Selbstbestand und darum sein abstoßendes Verhalten gegen andere Wesen ist seine Repulsion. Dieses Gesetz der Affinität herrscht in den Himmeln. Das Streben nach den Centrum heißt hier Centripetalkraft; das Gegenstreben Centrifugalkraft, und das Gleichgewicht beider Grundäußerungen Gravitation: die wechselseitige Beziehung der Weltkörper auf einander. Und dasselbe Affinitätsprincip beherrscht alle dynamischen Naturprocesse, den Magnetismus, die Electricität und den Chemismus; wie auch Licht und Wärme in ihrem letzten Grunde auf Bewegung, auf Anziehung und Abstoßung zu beruhen scheinen. — — Da die Welt, obschon Verleiblichung des göttlichen Wesens, immer nur eine inadäquate Darstellung Gottes ist, Gott für sein und für alle Einzeldinge immer das Ziel alles Strebens bleibt: so ist der Welt und jeglichem Dinge in ihr das Princip der Entwicklung eingepflanzt. Die Welt im Ganzen offenbart darum Gott in einer Reihe von Stufen: — eine unendliche, aber organisch einheitliche Vielheit von concentrischen Kreisen, wie Rothe sagt, die sich in einer stetigen, nie abbrechenden Reihe aus einander herausgebären; — und andrerseits bei jedem Einzelwesen in einer zeitlichen Entwicklung, in welcher dasselbe das Unendliche immer mehr in seine Endlichkeit hineinzieht. In der Natur tritt uns dieser Entwicklungsproceß als Werden und Leben des Erdorganismus entgegen: die unter Evolutionen und Revolutionen entstandenen geognostischen Formationen sind die zurückgelegten Stadien ihres Lebensweges. Im Anschießen des Krystalls ist der erste Versuch zum Leben: denn Krystall ist ein Eigenlebendiges, dessen Geburtsstunde zugleich seine Todesstunde ist. Es erfaßt sich sodann das Naturleben in sich und wird zur Zelle, die in vielfacher Wiederholung ihrer selbst der Stoff für die weitere Entwicklung eines lebendigen Leibes ist. Als lebendiger Leib, als Organismus, wird das Naturleben Zweck, sich selbst von Innen herausbewegendes, für sich bestehendes, in seinen Theilen auf sich bezogenes Ganzes und nach Außen hin Eigenthümliches.

In der Pflanze geht dieser Organismus noch ganz in dem Assimilationsproceß auf, ist alle Thätigkeit auf räumliches Gestalten gerichtet. Im Thiere findet sich die Natur in sich: wird sie Empfindung und Bewegung, hat sie sich deshalb zu Sinnes- und Bewegungsorganen, sowie zu einem Nervensystem gestaltet. Schon der vegetabilische Organismus sucht sich der Macht der Schwere zu entwinden: er wächst nach Oben; aber er wurzelt zugleich in der Erde. Im animalischen Organismus hingegen hat sich das individuelle Leben von der Erdschwere soweit und insofern losgerissen, als es dieselbe zum bloßen Moment seiner selbst herabgesetzt hat; es bewegt sich frei! — In der Stufenreihe der Naturentwicklungen ist durch den immanenten göttlichen Geist die Gewalt der Nothwendigkeit und Gebundenheit zusammengebrochen, bis er im Menschen als freies Selbstbewußtsein hervortritt. — Und wie sich im und am Erdorganismus, dessen Systeme und Glieder Wasser Luft, Erde, Pflanze, Thier und Mensch sind (weshalb sie auch so unter und von einander bedingt sind, daß nur eines durch das andere und alle von und in einander leben), das Weltleben ununterbrochen entwickelt; so unterliegt auch jedes Glied dieses großen Organismus als ein relativ selbstständiges Dasein wiederum einem unaufhörlichen Werdeproceß, rückwärts auf ein Früheres hinweisend, aus dem es entsprungen, vorwärts immer von Neuem sich selbst erzeugend und auf seinem höchsten Gipfel den Samen schaffend, der Dem gleicht, aus welchem es selbst entsprungen, damit es — wie Aristoteles sagt — an dem Immer und an dem Göttlichen Theil habe, soweit es kann, denn „darnach streben alle Dinge und darum thun alle, was sie nach dem Zwecke der Natur thun." — — So lebt in der Natur die Weltseele als der allgegenwärtige göttliche Geist, der seine Gedanken oder Willensacte unmittelbar als wirkliche Existenzen erblickt. „Alles, so lehrt Jordan Bruno, ist von dieser Kraft erfüllt, sie erleuchtet das Universum, weist die Natur an, wie sie ihre Werke verrichten soll, und verhält sich zu Hervorbringungen der natürlichen Dinge wie die denkende Kraft des Menschen sich zur Hervorbringung der Begriffe verhält. Die Pythagoräer nannten diesen allgemeinen Verstand den Reger und Beweger des Alles, die Platoniker den Werkmeister der Welt, die Magier den Samen aller Samen, weil er mit der Materie alle Formen erzeugt und so herrlich ordnet, daß dies keine Sache des Zufalls sein kann. Orpheus nannte ihn das Auge der Welt, weil er Alles durchschaut und von Außen und Innen den Dingen Ebenmaß und Haltung ertheilt, — Empedokles den Unterscheider, weil er nie ermüdet, die verworrenen Gestalten im Schooße der Materie zu sondern und aus dem Tode neues zu erwecken, — Plotin den Vater und Erzeuger, weil er die Saatkörner auf den Acker der Natur ausstreut und aus seiner Hand alle Formen hervorgehen läßt; — wir nennen ihn den innerlichen Künstler, weil er von Innen die Materie bildet und gestaltet: aus dem Innern der Wurzel oder des Samenkornes sendet er die Sprosse hervor, aus der Sprosse treibt er die Aeste, aus den Aesten die Zweige, aus dem Innern der Zweige die Knospen; das zarte Gewebe der Blätter, der Blume, der Früchte, alles

wird innerlich angelegt, zubereitet und vollendet: — eben so entfaltet er aus dem Samen und dem Mittelpunkte des Herzens die Glieder des Thieres, und schlingt die verschiedenen Fäden zur Einheit in sich zusammen." (Carriere). —

B. Der Mensch und die Menschheit.

a) **Der Mensch** ist das zum Selbstbewußtsein und zur sich selbst bestimmenden Persönlichkeit heraufgestiegene Erdleben. Er ist deshalb nicht bloß Leib, aber auch nicht blos Geist; er ist Leib-Geist, beides mit Einem Male, beides gleich ursprünglich, gleich lebendig, gleich göttlich. Um diese seine Göttlichkeit im freien Selbstbewußtsein zu bethätigen, ist die Erde in ihm Gehirn geworden, in Dem, als dem höchstorganisirten Erdorgan, die physischen und psychischen Processe des Menschenlebens ihren Mittelpunkt haben. In seiner steten Wechselwirkung mit dem Erdleben erscheint der Menschenorganismus als physischer Assimilationsproceß, der — ein ununterbrochener Stoffwechsel — die Außenwelt als Verdauungsproceß durch organische Kraft und in Wechselwirkung mit der Atmosphäre (Athemsystem) in ihm Homogenes umwandelt und die verwandelten, ihm verähnlichten Außendinge als Blut im Blutsystem den einzelnen Leibesorganen zuführt, indeß er das dem Organismus fremd Gewordene aus diesem herauswirft. Der psychische Assimilationsproceß hat seine Verdauungsapparate in den Sinnen, den Organen des Insichaufnehmens und in dem Knochen-Muskelsystem, der Stütze des Ganzen und dem Organe des Aussichwirkens, sein Centrum aber im Nervensystem, mit dessen doppelten Mittelpunkte, dem Sympathicus, der sich der Bildung und Ernährung zuwendet und das unbewußte Erfühlen umschließt, und dem Hirn-Rückenmark, der letzten Quelle alles Lebens, dem Organe des Geistes, von dem aus die electromagnetische Geistestelegraphie mittelst der Nervendrähte unaufhörlich von Außen nach Innen nnd von Innen nach Außen thätig ist. Im Hirn selbst gliedert sich sodann das organische Geistesleben wiederum als Verdauungssystem der Außenwelt, d. i. als Denksystem, welches mittelst der Sinne die Raum- und Zeitobjecte, das Viele und Mannichfaltige der Erscheinungen in Anschauungen und Vorstellungen und diese in Begriffe umwandelt, die Begriffe und Vorstellungen aber eint und unterscheidet, aus und mit ihnen Urtheile und Schlüsse bildet und von der Wirkung zu Ursache fortgeht, bis es zur Ursache der Ursachen gelangt ist. So bildet der Mensch von dem Besonderen ausgehend und zum Allgemeinen aufsteigend sowie wiederum vom Allgemeinen zum Besonderen zurückkehrend, durch denkendes Anschauen und anschauendes Denken, in einer Gedankenwelt ein Abbild der Wirklichkeit, das der Natur der Dinge entspricht, weil Mensch und Außenwelt desselben Wesens sind und nicht nur außer einander, sondern auch in einander leben. Die Denkwelt ist der Geist in seinem centripetalen Leben. Sein centrifugales Wesen offenbart sich in der Wollenswelt. Sie steigt vom Triebe, d. i. dem Streben, sich in seinem

Sein zu erhalten und dieses Sein zu steigern zu der Begierde, dem bewußt gewordenen Triebe, um in dem Feuer der Leidenschaft sich selbst in Anderen zu verlieren, als freier Wille aber in der innerlichen Beziehung auf Anderes wesentlich sich selbst zu behaupten. Das Centralleben des Geistes ist das Gefühlsleben: im Gefühl ertönt dem Menschen sein Eigenleben, sowie sein Zusammenhang mit der Natur und mit Gott, von seinem Glimmen in der Regung steigt das Gefühl zur gedächtniß- und gewohnheitgewordenen Gefühlsthätigkeit und im gesteigertsten Sein zum Enthusiasmus empor, um hier das Menschliche mit dem Göttlichen zusammenzuschließen, ja das Menschliche in dem Göttlichen als in seinem wahren Wesen aufgehen zu lassen. — Die Harmonie der Denk-, Wollens- und Gefühlsthätigkeit ist das Leben der Ideen, das als Idee der Wahrheit auftritt, wenn es mittelst der Vernunft, („Vernehmen" Gottes in sich und außer sich) in die Harmonie aller Dinge und in deren Grund, in Gott einschaut, als Idee der Freiheit erscheint, wenn es das Leben in Gott, getragen von der Vernunft, durch die That aus sich heraussetzt und so in der Realisirung seines eigenen persönlichen Seins das göttliche Sein verwirklicht, — und zur Idee der Liebe wird; zum Opferfest des Einzelseins an das Allgemeine, an das Göttliche in der Welt, zuhöchst an Gott selbst, der sich in diesem Aufgebeact zugleich als des Menschen innerstes und eigenstes Sein documentirt und als der erscheint, der in uns liebt. — Der Inhalt der Ideen, die der Menschengeist als seine Blüthen aus sich herausblüht, ist verschieden, je nachdem die Geistesvermögen im Einzelnen verschiedene Größe und Kräftigkeit haben und je nachdem beim Einzelnen (Jeder hat alle Geistesvermögen, aber Jeder in verschiedenem Grade und Maße) verschiedene Geistesvermögen im Centro des Geisteslebens stehen. Daher die Verschiedenheit unter den verschiedenen Menschen, von denen jeder ein Original, eine von allen anderen unterschiedene Monade, ein Einmalmensch, ein Individuum ist, als und von denen jeder als solcher eine eigenthümliche Rolle im Weltendrama erhalten hat, bei deren Durchführung er als gleichberechtigte Persönlichkeit von allen anderen eigenthümlichen Persönlichkeiten zu respectiren ist, von denen aber auch Jeder in und mit seiner Eigenthümlichkeit die Menschheitsaufgabe erhalten hat: „Immer der Erste zu sein und vorzustreben den Andern" — eine Aufgabe, die er dann löst, wenn er in seinem „Berufe" sich harmonisch vollendet, d. h. denselben geistdurchdrungen handhabt, sich des Ewigen in ihm bewußt wird, mit Begeisterung in ihm lebt. Bei dieser Individualisirung und in ihr ist dann die Wahrheit gegründet, daß, — soweit und so tief auch der Einzelne in der Ideenwelt stehen mag; — sein Schauen der Ideen, wie all' sein Denken und Erkennen in der objectiven und subjectiven Welt des Schauenden und Erkennenden seinen Grund und seine Gränze hat. Das erkennende Individuum selbst ist sich als solche in dieser seiner Bestimmtheit gegeben; es kann so wenig über sich wie der Vogel über seine Federn hinausfliegen; es ist ihm auch gegeben die Welt, in der es steht: aus ihr kann es so wenig heraus, als der Fisch aus dem

Wasser. Alles Denken und alle Erkenntniß des Menschen ist also endlich und individuell: mit seinen ihm gegebenen Anlagen, als Erdmensch und von der Erde aus erkennt er die Welt und Gott. Und wiederum in dem Einzelnen selbst entwickelt sich diese Erkenntniß in verschiedenen Stationen, wie für seinen ganzen Organismus in den verschiedenen Lebensaltern die verschiedenen Stufen angedeutet sind, auf denen er sich immer höher zum freien Selbstbewußtsein heraufarbeitet und in Gott hineinorganisirt. — In welchen Farbenscalen sich jedoch die Ideen der Wahrheit, Freiheit und Liebe im Einzelmenschen wiederspiegeln mögen: — wer in ihnen lebt, der hat den Einheits-, den Anfangs- und Schlußpunkt seines Lebens gefunden, denn er lebt in Gott und Gott in ihm, und er hat dann in der Gotterkenntniß die Befriedigung seines Wissensdurstes, wird dann in der Begeisterung zur Verwirklichung der Idee des Guten seiner inneren Ewigkeit inne, und genießt dann in der Gottliebe seine Seligkeit.

b) **Die Menschheit**. Leben in Gott, in den Ideen der Wahrheit, Freiheit und Liebe ist, wie des Einzelmenschen, Wesen und Natur der Menschheit, und ihre Geschichte die Verwirklichung dieser Ideen, die Realisirung Gottes. Denn Wesen und Bestimmung des Einzelmenschen und der Menschheit sind ursprünglich Eins, — verschieden nur wie der ganze lebendige Organismus und eins seiner Glieder: darum können auch Mensch und Menschheit nur in, mit und durch einander, in gleichförmigem, stetem Fortschritte ihre Bestimmung erreichen. Denn es ist der Geschichte Ziel, zu Gott als zum letzten Urgrunde der Menschheit zu kommen, und ihn im Organismus der Menschheit anschaubar darzustellen, wie es des Einzelmenschen Ziel ist, gottvoll und gottsicher zu werden. Nachdem die Menschheit in den Urmenschen ihre Geburts- und Säuglingsperiode durchlebt hatte, tritt sie uns geschichtlich als Kind in der orientalischen Entwicklungsperiode entgegen: in ihr ist die göttliche Substanz durch ein natürliches Individuum repräsentirt, zu dem sich alle anderen Individuen nur als Sklaven verhalten; Despotismus und theokratische Regierungsform sind deshalb die Grundlagen im Leben der orientalischen Völker. China, der Anfang des geschichtlichen Lebens, hat einen wohlorganisirten Staat, der in dem patriarchischen Princip der **Familie** gegründet ist. Auch der indische Staat ist ein theokratischer, in dem die Priester**kaste**, welche die unmittelbare Verwirklichung des Göttlichen darstellt, als absolute Macht herrscht: die durch natürliche Geburt unterschiedenen Stände sind zu religiösen Kastenunterschieden geworden: In Persien tritt der Krieger**staat** auf, der die einzelnen Völkerindividualitäten unter seine Oberherrschaft bringt; in Palästina ringt eine Theokratie, **das Göttliche zu vergeistigen**, aber dadurch wird wiederum die Natur als ein an sich Nichtiges unter den Geist herabgedrückt, das religiöse Ideal, wie das Volk selbst, in den Schranken des politischen Nationalgeistes gefangen; in Phönicien erhebt sich der Menschengeist durch seinen Kampf mit den Elementen und durch sein Losreißen von der Scholle das erste Mal in der Geschichte zum **Selbstgefühl**; und

in Aegypten will der Mensch freie geistige Individualität werden, ohne sich jedoch in diesem Menschwerdeproceß über das Wesen der Sphinx emporzuheben. Der gemeinschaftliche Charakter aller orientalischen Culturstaaten ist, daß ihnen die Entwicklung, die Geschichte und damit auch die Geschichtsschreibung (die bei ihnen nur in Sagen, Märchen und Chroniken, besteht) fehlt, daß sich der ganze historische Proceß nur um herrschende Individuen, um Aufruhr, Unterdrückung und Eroberung dreht. — In Griechenland und Rom hingegen kommt das Individuum als solches zu Wort. Erst in Griechenland tritt das Princip der **subjectiven Freiheit** auf, aber mit der Basis des substantiellen orientalischen Geistes, wie auch die griechischen Götter außer ihren geistigen Zwecken noch ebenso sehr Naturmächte sind, und der Grieche mit seiner Freiheit noch an die Natürlichkeit gebunden, noch nicht zum Bewußtsein der unendlichen Freiheit des Subjects in sich, gelangt ist; aber doch hat die Freiheit des Individuums die Selbstständigkeit des Gedankens möglich gemacht und die Idee der Schönheit wach gerufen: Wissenschaft und Kunst haben ihren eigentlichen Ursprung erst in Griechenland. Bei den Griechen wird die Natur zum Geist erhoben und von ihm durchdrungen; sucht sich das Individuum zum Kunstwerk, zum adäquaten Ausdruck der Schönheitsidee zu gestalten; ist das Leben heiteres Spiel und Genuß. An die Stelle dieses Spieles und Genusses tritt bei den Römern der Ernst des Staatszweckes den Individuen entgegen. Der Zweck des Staates ist hier das Allgemeine, welches mit unerbittlicher Härte von den freien Individuen die Aufopferung aller ihrer besonderen Zwecke, selbst ihres Lebens, fordert. Staatsherrschaft war das Ziel, dem aller Verstand und alle Thatkraft der Individuen und des Ganzen zusteuern mußte: war doch auch der Jupiter des Capitols nichts als das Symbol der Herrschermacht des römischen Staates. Und nachdem dieses Ziel erreicht war und der Tod der Individuen keinen Zweck mehr hatte, wurde der Staat die Beute der Individualität und diese damit zum allein Berechtigten: einerseits in der Individualität des Kaisers, der deshalb zum Göttlichen erhoben ward; andrerseits in der unendlichen Zersplitterung der Individuen, denen die für sich seiende Persönlichkeit im „Recht" garantirt wurde. — — Die Proclamirung des ewigen Rechtes der **Individualität** geschah durch **das Christenthum**; — durch Verkündigung der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur, die in der Person Jesu für das religiöse Bewußtsein zur Anschauung kam. Dadurch trat dann auch an die Stelle der Nationalität die Humanität: — die Freiheit ward als die Bestimmung Aller erkannt. Die Aufgabe der Realisirung dieser Idee, der Verwirklichung des Vernunftreiches in der Welt wurde den germanischen Nationen übertragen, die durch die Reinheit und Tiefe ihres Gemüthes, durch ihren Sinn für Freiheit und Ehre, durch ihre Tapferkeit und Hingebung an das Gemeinbeste die geeignete Organisation zur Lösung dieser Aufgabe besaßen. Ehe jedoch das Germanenthum diese seine Aufgabe von Innen heraus lösen konnte, mußten erst seine urkräftigen und rohen Elemente gebändigt werden. Hierzu wurde vom Geschichtsgeiste die Hierarchie berufen, ein geistiger Organismus mit dem Papste als Centrum, ein

Abbild der transcendenten Ordnung im Himmel, die Bewahrerin der göttlichen Wahrheit, die Spenderin des Geistesreiches, die Inhaberin aller Wissenschaft im Mittelalter, — die geistliche Feudalität. Ihr unterlag zunächst das Kaiserreich, das sich als bürgerliche Gesellschaft ausbildete, indem es eine allgemeine Abhängigkeit der Lehnsverhältnisse begründete, in denen sich Ehre und Hingebung, Huld und Treue, Diener und Herrscher durchdrangen. Als jedoch das geistliche Reich, das erschienene Jenseits, verweltlichte, und ihm der Muhamedanismus gegenübertrat, der von seinen Bekennern passive Unterwerfung des endlichen Subjects an das unendliche Wesen forderte, im Zusammenstoß mit der abendländischen Welt aber mächtig auf diese mit orientalischen Ideen und Bildungselementen einwirkte, erhob sich das in seiner Kraft mit christlichen Ideen gesättigte Germanenthum, um den ihm fremden Romanismus von sich abzuschütteln. Von dem Moment, wo es dieses Joch abwarf und abgeworfen hatte, datirt die Neuzeit: die Zeit, in welcher die diesseitige Welt als die vernünftige erkannt werden und in ihr mit freier That gehandelt werden soll. Um zu diesem Ziele zu gelangen, mußte sich der Geist in allen Sphären seiner Lebensthätigkeit, in Wissenschaft, Religion, Kunst, Staat ꝛc. befreien: er befreite sich in ihnen mit dem lutherischen: „Ich glaube, darum bin ich:" — mit dem Cartesianischen: „Ich denke, darum bin ich;" — mit der baconischen Induction; — mit dem copernicanischen Weltsystem, — mit den shakespearischen und goethischen, mozart'schen und kaulbach'schen Kunstwerken, — mit der Auflösung des Feudalstaates in die absolute Monarchie, und dieser in die Repräsentativverfassung, welche die unterschiedenen Momente des sittlichen Lebens, als die Substanzen der freien Individuen, zu berechtigten Gewalten des Staates erhob, — mit seiner immer weiter gehenden Verwandlung des Stoffes in den Geist und des Geistes in den Stoff: der einzige Weg, auf dem es zum Ziele der Weltgeschichte geht — zur Ausbildung des Gottebenbildes der Menschheit, damit die Einheit der menschlichen und göttlichen Natur in ewiger Gegenwart erscheine.

So ist denn Alles in Natur und Geschichte voll Gottes. Das All das ewige Leben Gottes, das Gott aus sich heraussetzt und das selbst nur lebt im ewigen Lebengebären. Mit Recht singt ein von ihm Begeisterter, J. Bruno:

> Seine Natur ist stets ein in sich einfaches Wesen,
> Ob viel tausend Namen unzählige Geister ihm geben,
> Wie ein verschiedner Begriff von einem Ding in der Seel' ist,
> Wenn durch verschiedene Fenster und Sinnespforten es einging:
> Ganz gleich ist ihm die Weisheit, sowie die Güte,
> That, Kraft, Herrschaft, Glanz und ewiges Leben und Liebe,
> Allwärts ganz, allfassende Macht, ein unendliches Centrum.

Ueberall im Universum ist Mittelpunkt, — Gott. Der rechte Himmel, da Gott wohnet, sagt J. Böhm, ist überall an allen Orten; nichts ist außer Gott, und er ist in sich selber und das Wesen aller Wesen, Alles wird von ihm erboren und urkundet von

ihm. Ueberall in Zeit die Ewigkeit und Ewigkeit in Zeit. Darum dürfen wir nicht fürchten, sagt derselbe J. Bruno, daß irgend eine Sache zerfließe und vernichtet werde; denn in allem Wechsel beharrt ein und dieselbe Substanz. Es ist kein Raum für den Tod und für das Nichts. Es geht nichts unter; es verwandelt sich nur. Sterben ist Wiedergeburt. In allem Wechsel entfaltet sich der Ewigeine, der, wie Vanini's Psalm sagt —

Urquell und Ende jeglichen Dinges ist,
Urquell und Schöpfer ewig Er seiner selbst,
Sein End' und Anfang, aber nimmer
Endigend, nimmer zuerst beginnend.

Er überall ganz; ruhend in jedem Ort
Zu allen Zeiten, in die Lebendigen
Rings ausgegossen, allbelebend,
Doch ungetheilet in jedem Theile.

Sein Will' ist Allmacht; was er gebaut, es steht
Ein unzerbrüchlich Werk auf der Stelle da;
Und seine Größ' ist unermeßlich,
Ist unergründlich, wie seine Güte.

Das All durchschauend, blickt er auf Jegliches,
Eins in ihm selber, Alles ist er allein;
Was ist, was sein wird, was gewesen
Hat Er in einiger, ewiger Dauer. —

Solche Betrachtung — sagt J. Bruno — stimmt unser Gemüth also, daß kein ungünstiger Zufall uns durch Schmerz oder Furcht niederbeugt und kein Glück durch Vergnügen oder Hoffnung zu sehr erhebt. So sind wir auf dem Wege zur wahren Sittlichkeit, werden hochherzige Verächter aller niedrigen und kleinlichen Denkart, und werden größer, als die Götter, welche der blinde Pöbel anbetet; denn wir werden nun ächte Kenner der Geschichte der Natur, die in uns selbst geschrieben steht, und gewissenhafte Vollstrecker der göttlichen Gesetze, die in der Tiefe unseres Herzens eingegraben sind. Wir sehen ein, daß es gar nicht anders ist, von der Erde sich zum Himmel emporschwingen, als vom Himmel auf die Erde herniedersteigen. —

II. Der Mensch und Gott.

Der Mensch trägt die Gottheit in sich und mit sich: er ist ein lebendiger, gottdurchgeisteter Organismus. Was er seinem Wesen nach ist, das soll er als Erdgeschöpf — so seine Bestimmung — denkend, fühlend und wollend aus sich heraussetzen. So ist Gott sein Urbild, das Ziel, nach dem er zu streben hat, — das ewige Centrum, um das er kreisen soll. Weil jedoch der Mensch als relativ selbstständiger Organismus im Weltenall auch ein Centrum in sich hat; so ist für ihn die Möglichkeit gesetzt, anstatt um Gott zu kreisen, in sich das alleinige und absolute Centrum zu suchen und zu fin-

den: er kann an die Stelle des Göttlichen, des Guten, des Ewigeinen und Wesenhaften in sich das Teuflische, das Böse, das in und an sich Nichtige setzen d. h. er kann sündigen. Solcher Abfall von Gott, der in seiner Vollendung zugleich eine Vernichtung des eigenen menschlichen Wesens ist, kann jedoch im Menschenleben nie ein absoluter sein, sowenig ein Sandkorn, auch noch so hoch emporgeworfen, vom Gesetz der Schwere und damit von der Erde sich loszulösen vermag: das Geistesschweregesetz wendet den von Gott abgewandten Menschen immer wieder Gott zu, und es ist seine Aufgabe, in freier Thätigkeit diesem Gotteszuge in sich immer von Neuem zu gehorchen.

a) **Der Cultus** ist die Unterlage für die Versöhnung des endlichen mit dem unendlichen Geist. In ihm soll sich der Einzelne seinem wahren Wesen und seiner Bestimmung nach in Gott erkennen: er soll in ihm seine wesentliche Einheit und dadurch zugleich seine Gleichheit mit den ihm verwandten Wesen — sich selbst und alle Menschen als Ein Gliedleben Gottes — erfühlen und begreifen; — er soll in ihm durch freien inneren Aufschwung Geist und Gemüth, Verstand und Herz, Erkenntniß und Gefühl, alle seine Organe und Kräfte harmonisch und melodisch stimmen. Diese Weihe und Vollendung kann aber dem Menschen nur im Verein mit dem Menschen gegeben werden, denn nur durch den Menschen gelangt der freie Mensch zu Gott, weil ihm das eigene Wesentliche im Wesen des Nächsten entgegentritt. Darum erhebt *die religiöse Gemeinschaft*, die je nach den Volksindividualitäten ꝛc. eine verschiedene ist und in ihrem jedesmaligen Lebenszustande, in ihrer Lehre wie in ihrer Verfassung von der jedesmaligen Zeit und dem jedesmaligen geistigen Entwicklungszustande ihrer Glieder, deren Product sie ist, abhängt, — den Einzelnen über seine Einzelnheit empor zum Leben mit der Menschheit und Gottheit. Denn das einigende Band der religiösen Gemeinschaft ist das gottmenschliche Leben, das sie in der *Gestalt des „Gott-Menschen"* gläubig anschaut, um ihn in sich wiederzugebären, und ihm nachzufolgen, und welches *die religiöse Rede*, die den durch ihre Begabung dazu Berufenen von der Gemeinschaft anvertraut wird, im Leben des Einzelmenschen nachzuweisen hat, um von hier aus Linien nach allen Seiten des Daseins zu ziehen und für die Harmonie Aller durch Alle zu begeistern. In *symbolischen Handlungen* versinnbildet sich die religiöse Gemeinschaft ihrer Weihe für das gottmenschliche Leben (Taufe) und ihre fortdauernde Erneuerung in demselben, sowohl in Beziehung auf Gott als in Bezug auf die Menschen unter einander, so daß ein allgemeiner Gott- und Menschheitsliebesbund ihr Strebeziel wird, (Abendmahl); — in *Festen*, welche die Höhepunkte des religiösen Lebensprocesses umfassen und die ganze Wirklichkeit des Menschenlebens mit seinen Kämpfen und mit seiner Arbeit in's göttliche Centrum rücken sollen, erlangten die menschlichen Thätigkeiten ihre göttliche Weihe; — und in der *Anschauung der Schönheit* wird der religiösen Gemeinschaft die Einheit von Natur und Geist (— die beide gleich ewig sind, denn wie könnte der Geist das Innerliche sein, wenn er nicht das Aeußere an sich hätte), und wie könnten die Geister individualisirt sein, wenn sie nicht außer und nach einander da

wären? —) und dadurch allüberall das Leben der Gottheit offenbar, so daß hierdurch der Cultus zu seinem Abschluß gelangt, indem er der Anschauung und dem Gefühl seine Nahrung gibt, durch beides die religiöse Gemeinschaft vollständig gleichförmig, allseitig bildet, zugleich aber auch zur Ineinsbildung von Natur und Geist, von Göttlichem und und Menschlichem auffordert und dadurch den Willen bewegt und die Religion aus ihrer Innerlichkeit heraus zur practischen Vollbringung in den concreten Lebensverhältnissen treibt.

b) Diese Aufgabe, das innere religiöse Leben zur unmittelbaren Lebendigkeit im Individuum wie in der Gesammtheit der Völker und der Menschheit zu gestalten, — das ganze menschliche Dasein aus der Tiefe der religiösen Substanz im Menschen zu plastischer Vollendung wiederzugebären, ist der religiösen Sittlichkeit gestellt. **Die religiöse Sittlichkeit** verlangt vom Einzelmenschen, sich als sittlich schöne Seele, als schöne Persönlichkeit zu formen, den Leib von der Seele durchleuchten zu lassen und diese Innerlichkeit selbst zur Harmonie zu bilden, — verlangt von der Gesammtheit, alle Kreise des Lebens mit der verklärenden Macht des Geistes zu durchdringen und Alles durch Alles, Natur, Recht, Kunst, Wissenschaft und Religion, alle durch und unter einander, zu einem lebensvollen Organismus wahrer Humanität zu vermitteln, — verlangt von beiden, vom Individuum wie von den höheren Menschheitskreisen, sich zum reinen Spiegel des gotterfüllten Universums zu machen und so die Menschenwelt in Gott zu verklären.

1) **Die subjective Ethik oder die Moral.** Das innerste Wesen Gottes, wie es das ewige Wesen der Dinge bildet und als Grund der Welt Alles schafft, ist das Gute, das deshalb auch als bewegender und beseelender Grundtrieb der Natur, als Urphänomen, als Grundgesetz der Welt auftritt, aber im Menschen und in der Menschheit erst zum vollendeten Organismus des sittlichen Weltwesens, zur moralischen Weltordnung wird resp. werden soll, so daß hier der Mensch der fortführende Schöpfer des Schöpfungswerkes wird, indem er den Schöpfungsproceß zu seinem höchsten Stadium, zum sittlichen Proceß fortsetzt, oder, wie Rothe es ausdrückt, die Umarbeitung der irdischen Welt aus einer materiellen zu einer geistigen übernimmt. Denn „die gesammte Existenz des Menschen ist ein stetiger Proceß der Vergeistigung seines Seins mittelst der Functionen seines persönlichen Lebens." Sein Ziel hat dieser Proceß erreicht, wenn durch das freie Thun des Subjects der Einzelwille mit dem göttlichen Willen als Eins gesetzt ist. Denn damit ist das Gute vom bloßen Gesetz, das dem Individuum als absolute Macht gegenübersteht, zu seinem Ideale und individuellen Pathos geworden, von dem getrieben er es zur realen Wirklichkeit in einer frei geschaffenen sittlichen Welt gestaltet. So macht der Einzelwille die Verwirklichung des Guten durch die freie That der Selbstbestimmung zu seinem Inhalt, und damit lebt er in seinem Element, in seiner wahren Welt, in der Welt der Freiheit, die nichts anderes, als das Gute in seiner entwickelten Wesensfülle ist, — in der Welt der Liebe auch, denn das Gute selbst ist nichts anderes, als der von der Liebe zur That getriebene Wille. Die unmittelbare Gewißheit vom Guten als der absoluten Norm im Leben des Einzelnen ist das Gewissen — der

Gott im Menschen, — und das innerlich nothwendige Verhältniß des individuellen Willens zum Gesetz des Guten die Pflicht. Der Abfall vom Gesetze des Guten ist die Sünde, die allein im Willen und in seiner Bewegung durch den Entschluß zur Handlung hindurch existirt, und die in dem Selbstwiderspruche, in den durch sie der Mensch mit sich selbst gelangt, ihre unmittelbare Strafe hat. Ihre Erkenntniß und ihre Selbstzurechnung ist die Reue, die, wie J. Bruno sagt, dem Schwan unter den Vögeln gleicht: „er wagt es nicht, emporzufliegen, weil das Bewußtsein der Erniedrigung ihn niederdrückt; darum wendet er sich auch von der Erde weg und sucht das Wasser, welches die Thräne der Zerknirschung ist, darin er sich zu reinigen strebt, nachdem er mit dem Schmutz des Irrthums und der Sünde bedeckt sich selbst mißfiel, und von diesem Schmerz über sich selbst ergriffen, sich zur Besserung wendet, um so viel als möglich der lichten Unschuld gleich zu werden. Hierdurch gewinnen die Seelen neuen Schwung, wenn sie vom Himmel herabgestürzt waren in die Finsterniß, verzehrt von selbstsüchtigen und schnöden Begierden. Die aber bei der Erinnerung an ihr erhabenes Erbtheil in sich selbst zurückgekehrt, die klagt sich selber an ob des nunmehrigen Zustandes, sie betrübt sich, daß sie kein Wohlgefallen an ihr selber haben kann, und so kommt sie allmählich dazu, daß sie dem Schlechten entsagt, und ihr Gefieder wächst von Neuem, und sie fliegt empor, erwärmt sich an der Sonne Licht und entbrennt in Liebe für das Göttliche; so wird sie selber ätherisch und verwandelt sich wieder in ihr ursprüngliches Wesen. Mag die Reue zum Vater den Irrthum und zur Mutter die Sünde haben, sie selber nenne ich eine Purpurrose, die spitzen Dornen entsprießt, einen lichten Funken, der aus hartem Kiesel geschlagen wird und zur verwandten Sonne hinanstrebt." Der Schmerz der Reue ist die Geburtswehe für die Wiedergeburt der Seele. Die erste Geburt des Menschen ist das Hervorbrechen eines Endlichen im Unendlichen; die zweite Geburt ist das Hervortreten des Unendlichen im Endlichen. Diese Wiedergeburt tritt ein, sobald der Mensch **will**; denn die Seele lebt von Natur im Göttlichen und kann mit Freiheit jeden Moment nach dem Heraustritt wieder in ihre Wesenhaftigkeit zurückkehren, um dann das Gute zur andern Natur des Willens zu machen, d. i. tugendhaft zu sein, denn die Tugend, in welcher der freie Wille das Gesetz des Guten als seinen eigenen wesentlichen Zweck erkennt und auf diesen Zweck als auf sein Ideal alle seine Thätigkeit richtet, — das stetige harmonische Leben des menschlichen freien Willens mit dem göttlichen Willen; die Gesundheit des menschlichen Geistes — ist nur dann die wahre und ächte, wenn sie (da sie kein bloßes Sein, sondern That ist) im Kampfe mit ihrem Gegensatz als Siegerin hervorgegangen ist. Indem mit diesem Siege die Menschenseele mit Bewußtsein und mit eigener freier That das Ewige ergriffen hat, sieht sie nicht mehr blos auf das Ihre, sondern überall auf das Göttliche. — Die Liebe regt sich, welche in der That ihre Kraft bewährt.

2) Diese That — seine Ideale der Tugend — kann das Individuum nur in der **sittlichen Gemeinde** realisiren: dem Gegenstande der **objectiven Ethik.** Denn in ihr nur

sind Pflicht und Tugend, Hingebung des einzelnen Willens an den allgemeinen Willen, und dadurch eine Vervollkommnung Aller von Allen und durch Alle möglich, weshalb auch das Gesetz derselben — das Moralprincip — heißt: Bestimme dein Handeln durch das Handeln Aller und das Handeln Aller durch dein eigenes Handeln; — oder: Vervollkommene Dich selbst, indem Du andere vervollkommnest, und vervollkommene Andere, indem Du Dich selbst vervollkommnest. Ihre Basis hat die sittliche Gemeinde in der **Familie**, dem Werke der Natur und des Geistes, deren Mittelpunkt die auf Liebe gegründete und in der Treue sich bewährende Ehe ist. In der Ehe finden die geschlechtlich verschiedenen Individuen (— Mann und Weib sind der Menschheit gleich wesentlich, sind gleichberechtigt, aber beide nach Leib und Geist nur Hälften der Menschheit, der Mann die active, das Weib die passive Seite, so daß nur in der leiblich geistigen Vermählung beider der ganze, vollständige Mensch erscheint —) ihre persönliche Ergänzung und dadurch ihre gegenseitige Bereicherung. In den Kindern sehen Vater und Mutter ihre Einheit leibhaftig und persönlich vor sich und durch die Erziehung derselben bethätigen sie als Familie ihren Uebergang und Zusammenhang mit der ethischen Gemeinde, und mittelst individueller Sympathien, — der Freundschaft, — befruchtet sich der Familiengeist in Familienzirkeln und in freien gesellschaftlichen Kreisen einerseits mit idealem Lebensgehalt und erweitert er andrerseits seine Gränze zur freien Bewegung des geselligen Lebens, so daß sein Lebensmittelpunkt nicht im Familienegoismus erstarrt. Zur Freiheit und Mündigkeit des Individuums gehört jedoch auch, daß es aus dem Bereiche und der Einseitigkeit der bloßen Familien- und geselligen Freundschaftskreise heraus zu der Allseitigkeit noch höherer Lebganzen sich erhebe, — in die Welt der **bürgerlichen Gesellschaft** und des **Staates**, der realen Daseinsform der sittlichen Gemeinde, — einer höheren ethischen Persönlichkeit im Weltganzen — als Glied eintrete. **Der Staat** ist, seinem ethischen Begriffe nach, die aus sich selbst organisirte und dirigirte Gesellschaft, deren Absicht und Product zugleich die freie persönliche Entwicklung aller ihrer Individuen, deren Inhalt als bewegendes und treibendes Princip die Freiheit ist, sowie auch ihre Form die Freiheit als Product und Resultat der Bewegung sein soll, so daß sie in der Freiheit der Einzelnen und der Allgemeinheit ihren letzten und höchsten Zweck hat: hierin die Grundbasis von Recht und Gerechtigkeit, denn das Recht ist die allgemeine wesentliche Form der Verhältnisse aller Wesen gegen alle, nach welcher in der Gemeinschaft aller Wesen jedes einzelne in seiner eigenen Natur vollendet, und die Harmonie aller wirklich ist und wird. Das Recht ist also eine göttliche Menschheitsidee, ewige Wahrheit, Unrecht, Lüge; — die Gerechtigkeit ist die Herstellung und Ausführung dieses Rechtes durch Gott und durch jedes einzelne Wesen an seinem Theile, und durch jede Gemeinschaft von Einzelwesen. Das einzelne Volk jedoch, in Wahrheit wieder Ein Mensch und zwar Ein Original, das seine Eigenthümlichkeit in Harmonie mit der Naturanlage seines Landes und mit den Forderungen der Menschheitsvernunft ausleben soll, und das sein äußeres Rechtsdasein im Staate hat, kann sein eigenthüm-

liches Wesen nur zur vollen Entwicklung bringen, wenn es sich als Glied im Organismus der Volksgeister setzt und in Wechselwirkung mit ihnen an der Verwirklichung des absoluten Ideales der Menschheit, an der Realisirung der Ideen der Wahrheit, Freiheit und Liebe auf seine ihm von Gott gegebene individuelle Weise Theil nimmt: weist es doch selbst über sich und seine endlichen Daseinsformen hinaus, indem es sich in Wissenschaft, Kunst und Religion unendliche Zwecke setzt; — und ist doch das Bewußtsein der Menschheit, die Humanität, das vereinigende Band der Nationen zu einem lebendigen freien Ganzen, der wahre und tiefste Grund der Nationalität. Jedes Volk soll zwar ein treues und vollständiges Bild der ganzen Menschheit sein; aber doch waltet bei jedem ein eigenthümlicher Beruf, ein eigenthümliches Talent vor, von dem aus es das allgemein Menschliche darstellt. Darum müssen sich, um die Menschheit als ein organisches Ganze darzustellen und in sich selbst zu ihrem wahren Leben zu gelangen, die Einzelvölker zu Einem Leben zusammenschließen. Der Völkerbund des allgemeinen Culturlebens ist die Basis, auf der sich die Sittlichkeit in ihrer Vollendung, sowohl als vollendete Entwicklung aller einzelnen Individuen, als auch als vollendete Gemeinschaft in den besonderen sittlichen Lebenskreisen realisiren kann und soll, denn die in ihm vereinten Menschen und Völker sind nun in Wahrheit erst der wahre Mensch, der höchste Mensch, in dem und durch den alle Glieder — die Einzelmenschen — und alle Systeme — die Völker — als ein Ganzes leben, ihre Harmonie unter sich und mit dem Ganzen erfühlen und ihr Eigenleben nach der Idee des Ganzlebens bilden und beurtheilen. Der Völker- und Menschheitsbund ist darum das ethische Postulat der weltgeschichtlichen Entwicklung. Mit seiner Verwirklichung wird das Himmelreich auf Erden erscheinen, in dem alle Trennung nur die Einheit als Harmonie darstellen soll und dessen Lebensgrund und Lebenszweck die Liebe ist: — die Liebe, welche alles Leben, weil Gott selber ist, — die Liebe, die Attraction in der leiblichen und geistigen Welt, das Erste und das Letzte in Gott, wie im Kosmos, das Verwandtschaftsgefühl der Glieder des großen Gottorganismus unter einander — die Liebe, welche die Bibel „das Band der Vollkommenheit" nennt, von der Angelus Silesius dichtet:

„Die Lieb' ist unser Gott; es lebet All's durch Liebe.
Wie selig wär' ein Mensch, der nur in ihr verbliebe!"

und von der Dschalaleddin Rumi singt:

Ich sage dir, wie aus dem Thon der Mensch geformt ist:
Weil Gott dem Thone blies den Odem ein der Liebe.

Ich sage dir, warum die Himmel immer kreisen:
Weil Gottes Thron sie füllt mit Wiederschein der Liebe.

Ich kann die Räthsel alle dir der Schöpfung sagen:
Denn aller Räthsel Lösung ist allein die Liebe. —

E.

Religiöse Reden und Betrachtungen.

I.

Gott.

A. **Du fragst, Gemeinde, wo unser Text stehe? —**
Schau' um Dich und schau' in Dich!

Schaue um Dich! — Und siehe die große Allmutter, die Natur! Und in ihr überall Einheit in der Mannichfaltigkeit, Ordnung und Gesetz im Größten wie im Kleinsten, Harmonie in allem Streit, Freiheit in und bei aller Nothwendigkeit, aus innerem Trieb sich entfaltender und erhaltender Organismus im großen Ganzen wie im kleinsten Einzelnen, Allleben und doch an jedem Punkte individuelles Leben! Ja, Leben regt sich überall, weil Alles Leben und voll von Leben ist. Gehe hinauf in die Unendlichkeit, wo um Erden Monde wandeln, und Erden um Sonnen und alle Sonnen um die Eine große Sonne, oder hinunter in die Welt des kleinsten Lebens, wo 10 Millionen Thiere ein Sandkorn groß sind; blicke auf die mathematische Formensprache des Krystalls, oder bewundere die heißen Farbentöne der Blume; vertiefe dich in das unbewußte Sein der Natur, um vor der Harmonie des All still zu stehen, wo aller Streit aufgelöst ist zwischen Sein und Schein, oder staune die Welt der Geister an, in der Gott mit Bewußtsein zu Dir aus Dir spricht: in tausend Tönen redet von überall her das Leben Dich an. Das sind die stimmberedten Worte unseres Textes.

Schaue in Dich! — In Deiner Brust schlägt ein Herz, das, größer als die Welt, Gottgedanken denkt und sich in heiligen Gefühlen berauscht, das Ewigkeiten in sich schlägt und Gottesmusik in sich erklingen läßt. Da — in ihm, Ruhe beim Ungestüm im Meere des Lebens, beim Rauschen des Sturmes der Leidenschaft, beim Kampfe auf den Höhen grausiger Geistesbrandungen, hier brechen die Wogen; hier ist der Damm gegen die wilde Flut; hier ist der Ort, wo Geist und Liebe Athem holt; hier schwingt die Welt mit ihrer Noth und ihrer Lust; hier ist die Antwort auf die Frage der Angst: Was wird's; hier ist Festigkeit und Sicherheit, wenn auch die Welt wankt. Ja, hier wird die Frage über das ungleiche Verhältniß zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit entschieden, weil hier dem siegreichen Laster die Verdammniß ewiger Unruhe und der unterliegenden Tugend der Lohn steten Friedens ertheilt wird. Und wenn Du noch so viel dulden und ertragen mußt sowohl im Hinblick auf die Menschheit und ihre so oft

von Bosheit gehemmte Entwicklung, als auch in Deinem eigenen Leben: wenn Du noch so oft Dein Brot mit Thränen essen mußt: hier wird Dir die wahre „Theodicee" offenbar, daß alle Schuld sich rächt auf Erden, und daß Du im Ewigen ein stets gegenwärtiges Gut besitzest, das Dir unter keinen Verhältnissen entrissen werden kann. Siehe, welch' ein Text! —

Und nun, — schaue von Neuem um Dich! — In die Entwicklung der Menschheit, die wir Geschichte nennen. Durch die Jahrhunderte hindurch gehen die Geisterschlachten für die Wahrheit gegen die Lüge, für die Freiheit gegen die Knechtschaft, für die Liebe gegen den Haß, für die Schönheit gegen die Häßlichkeit. Und wenn auch oft nur langsam und dem oberflächlichen Blicke gänzlich verborgen, — wie siegt das Recht über das Unrecht, das Gute über das Böse, die Wahrheit über das Vorurtheil — und als leuchtende Sterne stehen am Himmel der Menschheit als ihre Ideale: die Wahrheit und Freiheit, die Liebe und Schönheit. Das sind die ewigen Worte unseres Textes! —

Schau' hier hinein (in die Bibel). Hier ist ein Buch, das größer als alle Bücher, das Buch der Bücher, das Buch ist, das in Urkunde göttlichen Wesens stehet. Es ist unendlich in seinen Gedanken, wie der Himmel, dem es entstammt: Es enthält eine eigene Geschichte, die Geschichte der Menschheit, die Geschichte Gottes in sich. Es ist voll von räthselhaften und doch allverständlichen Gedanken zugleich, wie die Dich umgebende Natur. An ihm können die Weltweisen sich zu Tode denken und die am Geiste Armen ihr eigenes Sinnen und Fühlen wiederfinden. Es ist das Buch, das Dir sagt, woher Du kommst und wohin Du gehst und was Du bist und wie Du werden sollst. Das Buch der Wahrheit ist's. Denn es ist das Buch, von dem ein alter Kirchenvater sagt, es sei wie ein Strom, stellenweise so tief, daß der Elephant schwimmen muß und stellenweise so flach, daß auch das Lamm hindurchwaten könne. Der Einen Wahrheit, die alle Wahrheit ist und aus der alle Wahrheit strömt. In diesem Buche ist auf allen Seiten unser Text zu lesen.

Denn Du bist der Text, Du, den Namen nicht nennen und Worte nicht ausdrücken und Gedanken nicht ausdenken können, Du — sprecht den Namen betend aus! — Gott! —

B. **Du fragst, Gemeinde, ob Gott sei?**

Nein, das fragst Du nicht, denn nur der Thor fragt also, und spricht dann in seinem Herzen: Es ist kein Gott!

Das fragst Du nicht, denn das fragt nur Der, so Gott nicht hat und darum Beweise von ihm verlangt, nicht aber Der, dem gegeben wird, weil er hat, der Gott außer sich findet und fühlt, weil Gott in ihm zum Leben aufbricht.

Das fragst Du nicht, denn das Dasein Gottes kann nicht einmal in Zweifel gestellt werden, weil es das Gewissеste von Allem, der Grund aller anderen Gewißheit ist. Gott kann eben so wenig geleugnet werden, als er bewiesen werden kann: er dringt und drängt sich überall Dir auf und Du kannst Dich ihm nicht entziehen. Weil er an ihm selber

ist, darum hat er und bedarf er keines Beweises von sich. Er ist! Allewege zeugt Dein eigener Geist von ihm. Ich bin! so spricht er zu Dir aus Dir. Du suchest ihn nicht, weil Du in ihm lebst.

Und darum fragst Du nicht, ob Gott sei. Du müßtest denn fragen, ob die Blume ist, die doch vor Deinen Augen blüht, und ob die Liebe ist, die doch in Deinem Herzen glüht. Du müßtest denn nicht hören wollen die Sprache der Jahrtausende, durch die er aus der Weltgeschichte zu Dir spricht und nicht vernehmen wollen die Zeugen, als die Deine Freuden und Deine Leiden unaufhörlich auf ihn weisen. Du müßtest denn sehen können ohne die Sonne und Dein Leben müßte kreisen können ohne Mittelpunkt.

Das fragst Du nicht, denn Du mußt Gott fühlen; es steht gar nicht in Deinem Belieben, ob Du willst, oder nicht. Kann denn der Seidenwurm unterlassen, sein Gewebe aus sich herauszuweben? Und kann der Magnet aus sich herausreißen das Bestreben, unaufhörlich nach dem Polarsterne hinzuweisen? Nach dem Gesetz der Schwere, das ebenso das Gesetz der Geisterwelt, wie das der Natur ist, ist der Mensch gezwungen, Gott zu suchen und an ihm zu halten: wie es nothwendig ist, daß der in die Luft geschleuderte Stein zur Erde fällt, weil er in der Erde seinen Mittel- und Ruhepunkt hat, so nothwendig ist es, daß der Menschengeist Gott zufällt.

Das fragst Du nicht, denn Dir ist es wahrer als alle Wahrheit, daß Du Nichts für Dich, Alles aber in Gott bist, daß Du nur bist, wenn und weil Gott ist, daß Dein Dasein der Hymnus von seinem Sein und Dein Auge der Spiegel seiner Herrlichkeit und Deine Sprache das Triumphlied seiner Kraft, Dein ganzes Leben der Farbenstrahl von seinem Sein. Und darum fragst Du nicht, ob Gott sei.

C. **Du fragst, Gemeinde, was Gott sei?**

Schaue die Welt an und Alles was geworden ist und was wird, das Sichtbare, das Räumliche und Zeitliche, das Endliche und Vergängliche: Das ist er nicht, obschon er auch in ihm ist. Schaue den Menschen an und Alles was er ist und thut, sein Denken und Wollen, sein Glauben und Sinnen, sein Lieben und Hoffen: Das ist er nicht, obschon er auch in ihm wirkt und ist. Alles das ist und außer ihm ist nichts: und doch ist er nicht das Natürliche. Er ist der Seiende, indeß Alles außer ihm mit der Zeit entsteht und vergeht. Der allein Stand hält in und bei der Unbeständigkeit alles Dessen, das erscheint. — Die persönliche Fülle und Quelle alles Lebens. Er ist der Zweck und das Ziel alles Seins, zu dem Alles hinstrebt und dem Alles zuläuft, weil in ihm Alles nur sein eigenes Ziel und Wesen findet und weil Alles nur soweit und insofern ist, als es aus ihm und in ihm ist. Darum ist er der Allmächtige, der das Nichts zu lauter Welten schafft, der den Sternen seinen Namen in's Herz geschrieben und im Wassertropfen eine Welt für mehr als eine Million Infusionsthierchen bereitet hat, ja der auch da noch wirkt und schafft und lebt und webt, wo Dein Blick nicht mehr hineinzu-

bohren vermag, weil für das Menschenauge das unendlich Große und unendlich Kleine gleich unsichtbar ist. — Er ist darum der Ewige; der', der da ist von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und weil Du, eine Abkürzung Gottes, in Dir die Ewigkeit fühlst, das Leben ohne Zeit, die Ewigkeit, in der Dein Leben ruht und die allein Dir Stärke verleiht, auf dem Flusse des Lebens stromauf und stromab gleich kraftvoll zu rudern: darum erscheinet er Dir als der Ewige. — Der Allwissende ist er — Der, der Alles weiß, was zu wissen ist und gewußt werden kann. Aus seinem Wissen fließt alles Wissen aus. Ohne sein Wissen ist kein Ding, denn jeglichen Dinges Wesen ist allein das Wissen Gottes von ihm. Er kennt Alles, er kennt uns, er kennt auch Dich und mich, in Zeit und Ewigkeit, mit einem einz'gen Blicke. — Er ist die Freiheit. Der, der durch Nichts außer ihm bestimmt und getrieben wird. Der thut weil er will und will, weil er weiß. All' sein Thun hat seinen Grund nur in ihm selbst. — Er ist die Weisheit, — der im All vernünftig und gesetzmäßig schaffende Geist. In der Welt siehst Du Den, — draußen, wo die Himmelskräfte einander sich die Hände reichen, wo Jegliches herrscht und Jegliches dienet zugleich, wo Alles anstrebt dem Einen Zwecke, Gott zu werden, und in allem Dasein und in allem Leben die Eine Himmelsharmonie ertönt. In der Weltgeschichte siehst Du ihn, die ein ewiges Wehen von Frühlingsbegeisterung auch in des Winters Brust durchbebt und die, wenn auch nicht in gerader Linie, so doch unverrückt ihren Lauf zur Verwirklichung der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe nimmt. Im eignen Leben siehst Du ihn, wo die Ereignisse gegen Deine Berechnung in ungeahnete Bahnen Dich weisen und Du unwillkürlich in Deinen eigenen Zwecken dem allgemeinen Weltzwecke dienen und da dann bekennen mußt, daß Er Alles herrlich hinausführt. — Er ist der Heilige. Er will nichts, als nur sein eignes Leben. Das Göttliche will er: Und darum verwirft er auch in der Welt, die aus ihm ist, alles Das, was nicht aus ihm ist. Darum auch hat er seine unwandelbaren Gesetze, mit denen er lohnet und strafet, in Deine Brust und in's Herz der Natur geschrieben. Darum läßt er auch als Lohn des Guten neues Gutes und als Lohn der Sünde neue Sünde unaufhörlich folgen. Darum führt er auch im Laufe der Zeiten Alles zu gerechten Zielen und wendet durch seine Strafen selbst den Bösen endlich zur Umkehr hin. Denn der Heilige ist zugleich der Gerechte.

Die Liebe ist er. Die Liebe, die Welten geschaffen hat und immerfort schafft, — die Liebe, die dem Endlichen die Stunde des Daseins schenkt und es dann zu seinem Ziele, dem Ende, führt, — die Liebe, die alle Härten und Dunkelheiten dieser Zeit mit dem Lichtglanze der Ewigkeit verklärt, — die Liebe, die die Menschheit zur Kindschaft berufen hat und zu ihr spricht: Du bist Geist von meinem Geist, — die Liebe, von der das All bewegt wird und die das Gesetz des Universums wie das Deines eigenen Lebens ist, in der sich Welten und Menschen umschlingen, die der Anfang und das Ende alles Daseins, das Leben des Lebendigen, der Tod des Todes, die Kraft des Starken, der Verstand des Verständigen, im unendlichen Raume der Welten das Herz, im Meere des

Menscheninnern der Quell, das Feuer im Sichverzehrenden und im Einzuathmenden die Lebensluft ist: — Diese Liebe ist seines Lebens Leben und seines Wesens Wesen.

Welche Lust, dem Gott der Liebe anzugehören! Sei darum ruhig, meine Seele, auch wenn die Leiden des Lebens auf Dich eindringen und Du Blutstropfen von Gethsemane schwitzen mußt. Mitten aus den gischenden Meeresstrudeln, die Dich zu vernichten drohen, tritt er als die majestätische Insel des Jenseits hoch empor und Deiner Brust entströmt der Freudenruf: Land! Land! — Welche Lust! Am Gott der Liebe halten zu können. Erhebe Dich darum, mein Geist, auch wenn Dein Leben gleich der heißen Blume an Felsenwänden versiegen will, denn mitten in Deinem gewaltigen Durste haucht er Dir Lebensverheißung ein und hochaufathmende Seinsbegeisterung. — Welche Lust! Vom Gott der Liebe aufgenommen zu werden, daß der eigene Geist Eins wird mit ihm. Da triumphire ich, auch wenn eine gotttrockene Welt mir feindlich entgegenklafft, denn ich ergreife ihn, und je mehr ich den Gott über mir ergreife, desto mehr wächst und dehnt sich der Gott in mir, und je mehr der Gott in mir gründet und creaturt, desto mächtiger und kräftiger steht der Gott außer mir. Welche Lust!

Das ist der, nach dessen Was Du fragst, Gemeinde. Unermeßlich, erscheint er Dir stets so wie Du bist. Im Mittelpunkte seines Seins aber stehet die Liebe, in der alle Macht und alle Weisheit, alle Freiheit und alle Gerechtigkeit harmonisch geeint ist in einem ew'gen Ein. Ja, Du bist, ich bin — — und in diesem Gefühle ergreifet Ewigkeit mich in der Zeit und selig klammere ich mich an an das große Woher alles Seins.

D. **Du fragst, Gemeinde, wo Gott sei?**

Nicht in Tempeln von Stein. Nicht auf Garizim. Nicht zu Jerusalem. Nicht in der Moschee zu Mekka. Nicht in der Peterskirche zu Rom. Und doch auch in diesen allen. Nur nicht allein und ausschließlich in ihnen. Kein Mensch ist groß genug, daß er allein in ihm wohnte. Kein Volk ist das ausschließliche Volk seines Eigenthums. Die sichtbare Welt ist zu klein, um ihn zu umspannen. Und doch spricht er auch aus dem Einzelnen und aus den Völkern und aus der sichtbaren Schöpfung heraus. Ueberall ist er, wo ein Geist wohnet und wo Geist spricht. Da ist er, wo Deine Gedanken sind und wo Du bist. Wo Du allein bist oder mit Andern vereint, in Deinen Arbeiten und in Deinen Gebeten, in Deinem Denken und in Deinem Handeln, in Deinem Glauben und in Deinem Hoffen, in Deinen Begegnissen und in Deinen Schicksalen, wo Du leidest und wo Du liebst, wo Deine Seele anrennt und ihn erobern will, wo Deine Noth groß ist und die Wasser Dir bis an den Hals reichen, oder wo Du die Freudenfeuer des Lebens anzündest und auf Himmelshöhen stehst, wohin Du Dich wendest und wohin Dein Blick geht, Hüben und Drüben und Oben und Unten, in der Nähe und in der Ferne und im Größten und im Kleinsten, auch da noch, wo Du das Nichts siehst: Da ist Er. Er ist Dir der Nächste und der Fernste: näher ist nicht Deine rechte Hand der linken, ist nicht Dein Herz und Kopf, als Gott und Du, — und doch messen wiederum Sirius-

weiten die Kluft nicht aus, die zwischen Dir und ihm liegt. Sein Mittelpunkt liegt in Dir, und doch bist Du wiederum nur ein Punkt in der Peripherie des unendlichen Kreises, der er ist. Ueberall ist er sichtbar, hörbar, fühlbar, tastbar. Aller Orten und aller Enden redet er zu Dir. Berge und Felsen zeugen von ihm als seine Altare. Meere und Himmel ziehen wie sein Athemzug. Das Sternenschiff hat an sein Steuer geschrieben: Gott! Er waltet im Donnergange der Welten. Er lispelt im Blüthenregen des Frühlings. Er geistet aus den Sangesstimmen der Natur. Er lebt in dem Leben der Menschen. Wo die Funken des Geistes sprühen, wo ein heiliger Genius mit seinen Flügeln weit über das Treiben der Gewöhnlichkeit hinaus dem Zuge der Nadel auf dem Strome Vorwärts in sicherer Fahrt folgt, wo in brennender Begeisterung gottgefällige Thaten vollbracht werden, wo der Denker in die Tiefen der Wahrheit hinabsteigt und der Künstler in seinen Werken die Urbilder der Schönheit offenbart, wo die Liebe wach wird und das Gute Fleisch und Bein annimmt, in den Leiden und Freuden der Menschheit, wie in den Deinen: — überall offenbart er seine Nähe. Er ist die belebende Pulsader im weiten All über dem All, zeitlos in der Zeit, im Raum über dem Raume, — Er, den nichts umfaßt, den der Gedanke nicht ausdenken und die Sprache nicht aussprechen kann, weil er „über namen und über natur" ist, und von dem wir nur fühlen die gewisseste aller Gewißheit: „In ihm leben und weben und sind wir."

E. Schluß.

So schließe denn Du, Betrachtung vom ewigen Urgrund alles Seins, mit den Worten des Propheten der Humanität im Priestertalar. Herder singt:

Wie nenn' ich Dich, Du Unnennbarer? Du,
Der Wesen Quell und Ende seiner selbst;
Ein ewiger, endloser Quell, Begriff
Von Allem, was da lebt, genießt und ist,
Anfang und Ende jeder Creatur,
Ein ewig Sein, hoch über allem Sein,
Ein rastlos Weben in der tiefsten Ruh',
Gedankenquell, aus dem, was Bild und Form,
Vorstellung, Wunsch und Streben ist, entsprang,
Und stets entspringet und nach ihm verlangt,
Nie ihn erreichend, nie ihn fassend. Du,
Zusammenklang der Sphären, Du, ihr Anklang
Und Ausgang, Kraft der Kräfte, tiefstes Sein
Jedweden Seins: Der ist und war und sein wird.

Wie fass' ich Dich, den keine Räume fassen,
Du nirgend und doch über=überall
Und allenthalben ganz, in jeder Kraft
Der volle Gott, wie ihn das Pünktchen Raum
Zu fassen nur vermag. Vor aller Zeit

Und in und außer aller Zeit bist Du!
Denn das, was Welt und Zeit und Ordnung heißt,
Ist nur ein Schattenzug, ein Bild von Dir,
Für unsern Geist, nicht für den Ewigen.
Sein ewig Wort gebar und trägt sich selbst,
Entwickelt Alles, stets vollendet, stärkt
Und hebet Alles ohne seiner Kraft
Veränderung. Der Wesen Abgrund, Fülle
Des Daseins: kurz er ist's, er ist es gar.

Versenke Dich in ihm, Gedanke: steig'
Hin in den Abgrund aller Seligkeit
Und Macht und Liebe: Du, der auch von ihm
Bist ein lebend'ger Schatte, bist von ihm
Ein Abstrahl, ewig, wie das ew'ge Licht
Geneuß Dich ganz in ihm, auf ihm, dem Baum
Des Lebens ein lebend'ger Zweig; im Meer
Der Allvollkommenheit ein Tropfen Du,
Ein Mitklang in der Wesen Harmonie. —

Amen! —

II.

Der Mensch und die Welt.

Unser heutiger Text ist der 8. Psalm. Er heißt nach Luthers Uebersetzung:

Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist Dein Name in allen Landen, da man Dir danket im Himmel! aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast Du eine Macht zugerichtet, um Deiner Feinde willen, daß Du vertilgest den Feind und den Rachgierigen. Denn ich werde sehen die Himmel, Deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die Du bereitest. Was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, daß Du Dich seiner annimmst? Du wirst ihn lassen eine kleine Zeit von Gott verlassen sein. Aber mit Ehre und Schmuck wirst Du ihn krönen. Du wirst ihn zum Herrn machen über Deiner Hände Werk; Alles hast Du unter seine Füße gethan. Schafe und Ochsen allzumal, dazu auch die wilden Thiere, die Vögel unter dem Himmel und die Fische im Meer, und was im Meer gehet. Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist Dein Name in allen Landen! —

Doch Luthers Uebersetzung dieses Gesanges ist in einzelnen Stellen nicht der Ursprache entsprechend. Nach dem hebräischen Texte würde der Psalm vielmehr also lauten:

Ewiger, unser Herr, wie glorreich ist Dein Name in allen Landen: Du dessen Herrlichkeit im Himmel gepriesen wird. — Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast Du Dir Lob gegründet um Deiner Widersacher willen: um verstummen zu machen den Feind und den

Empörer. Wenn ich anschaue den Himmel, Deiner Finger Werk: den Mond und die Sterne, die Du bereitet — Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest und des Menschen Sohn, daß Du auf ihn siehest? Du hast ihn nur wenig gesetzet unter Gott: mit Ehre und Macht hast Du ihn gekrönet. Du hast ihn gemacht zum Herrscher über Deiner Hände Werk: Alles hast Du unter seine Füße gethan — Schafe und Ochsen allzumal: Dazu auch die Thiere des Feldes — die Vögel unter dem Himmel und die Fische im Meere: Und was nur ziehet durch die Pfade der Meere. Ewiger, unser Herr: Wie glorreich ist Dein Name in allen Landen! —

So der Psalm. Bei stiller, feierlicher Nacht stehet der gottbegeisterte Sänger desselben im hohen Dome der Natur und preiset den Herrn, dessen Ehre die Himmel erzählen und deß Hände Werk die Veste verkündet. Die goldenen Gedanken des Himmels, die schimmernden Kreise der ewigen Sonnen und ungeheueren Welten die in unermeßlich schneller Langsamkeit durch die Unendlichkeit schweben, verkünden ihm in ihrer Größe, in ihrer Schöne, in ihrem Zusammenhange, in ihrer Heerschaar das Dasein Dessen, der sie schuf. Von dem Blicke in die Tiefen des Himmels steigt sein Auge dann zur Erde nieder und auch hier stimmt Alles, selbst der Mund der Kinder und Säuglinge, den Hymnus Dessen an, der mit seinem Werde aus dem Nichts sie in das Dasein rief. Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest und des Menschen Sohn, daß Du auf ihn siehest! — mit diesem Ausrufe steht er dann tiefgebeugt vor dem All und vor Dem, der Alles schafft.

Wir stehen mit ihm, Christen, bewundernd vor der Größe des Weltalls und **der Kleinheit des Menschen.**

Wenn ich anschaue den Himmel — — Hast Du ihn angeschaut und dabei nachgedacht, daß die lichten Punkte, die des Nachts zu Dir herüberfunkeln, Erden sind, wie die Deinige, Licht- und Lebensquellen für unzählige Erden? — Hast Du die Zahl dieser Welten gezählt und dann ihre Summe auszusprechen versucht? Siehe, die Wissenschaft zählt in dem Sternenhaufen der Milchstraße 20 Millionen Sonnen und hat bisher 3000 Sternenhaufen und Nebelflecke gefunden, und die Wissenschaft ist noch nicht und kommt auch nicht zu Ende des All. — Kannst Du ausdenken die schwindelnden Entfernungen, in denen die Welten durch das Universum kreisen? Siehe, von den Fixsternen erster Größe muß das Licht, das in der Sekunde 42,000 Meilen zurücklegt, über 15 Jahre fliegen, ehe es in Dein Auge einstrahlen kann und von den Sternen sechster Größe 120 Jahre bis zu Dir eilen, so daß von diesen Sternen derjenige, der bereits vor 120 Jahren sein Licht zur Erde sandte, jetzt erst auf der Erde gesehen wird, sowie der, welcher vor 120 Jahren untergegangen wäre, bis jetzt noch der Erde geleuchtet hätte. — Hast Du ein Maß gefunden, um ihre Größen auszumessen? Siehe, um unsere Sonne nur zu bilden, würdest Du mehr als einer Million (1,409,725) Erden, wie die unsere ist, bedürfen. — — Oder steige doch einmal mit mir in's Weltenall hinauf. Ueber die Erde selbst müssen wir zuerst hinaus, denn Du lebst nicht auf der Erde, sondern nur auf den Erdfesten, sonst auf dem Grunde des auch zu der Erde gehörenden Luftoceans, in dem Du nur unbedeutend Dich zu erheben vermagst. — Und diese Erde, die

wir zuerst übersteigen müssen, ist nur ein Glied in unserm Planetensystem, von dessen Mittelpunkte, der Sonne, alles Erdleben bedingt ist. Haben wir das Planetensystem dann durchirrt, wir sind noch nicht eine Spanne weit im Universum: — es ist nur ein Stückchen in dem Meere von den Welten, das uns die goldene Milchstraße heißt und in dem unsere Erde nur noch ein Sandkorn ist, das Du nicht einmal mehr mit dem Fernrohr bemerkst, weil die Milchstraße selbst so groß ist, daß der Lichtstrahl 8000 Jahre gebrauchen würde, um sie zu durchfliegen. Gehe hinauf mit mir in Gedanken 100 Milchstraßendurchmesser über die Milchstraße hinaus, und die schon unendlich große und verlassene Milchstraßenwelt ist nur noch ein schimmernder Nebelfleck, den kein Fernrohr mehr in Sterne aufzulösen vermag. Komm weiter mit fort im endlosen Raume, denn Du bist noch lange nicht am Ende — — „Was ist da der Mensch, daß Du sein gedenkst, und des Menschen Sohn, daß Du auf ihn siehest?“ — Wenn ich anschaue den Himmel, Deiner Finger Werk — — Und von diesen Millionen Gestirnen gehet jedes auf seinem Wege, in seiner Bahn, mit unverrückbarer Gesetzmäßigkeit: nach ein und demselben Gesetze, nach dem auch der Regentropfen zur Erde fällt und nachdem auch das Herz in Deiner Brust schlägt, kreisen Monde um Erden und Erden um Sonnen und alle Sonnen um die Eine große Sonne. Und dieses Sternenmeer ist die Offenbarung in Flammenschrift von Ihm, vor dem Welten wie Sandkörner dahinrollen und Milchstraßen ihre Augenblicke leben — Millionen von Jahren nennt sie der stolze Mensch, der nach Menschenjahren diese Augenblicke im Strome der Ewigkeit zu zählen wähnt. Die leuchtenden Augen Gottes sind wir. Er hat uns geschaffen, Er hat uns unsere Bahnen vorgezeichnet, — Er führet uns nach ewigem Gesetz, — Er, der das ganze Weltenall, die Himmel wie das Sandkorn Erde erfüllt und die zahllosen Geister wie auch Dich an seinem Vaterherzen trägt. — Er, der Alte der Tage, vor dem Groß und Klein und Kurz und Lang nicht ist, der Grund alles Seins, die Fülle aller Dinge, die Kraft aller Wesen, den Du nicht auszudenken und auszusprechen vermagst: so reden die Himmel zu Dir. Und Du? Anbetend rufst Du: „Wo soll ich hingehen vor Deinem Geist? Wo soll ich hinfliehen vor Deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist Du da. Bettete ich mir in der Hölle, so bist Du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe und flöge zum äußersten Meer, so würde doch daselbst Deine Hand mich führen und Deine Rechte mich leiten. Spräche ich: Finsterniß möge mich decken; so muß die Nacht Licht um mich sein. Denn auch die Finsterniß ist nicht finster bei Dir und die Nacht leuchtet wie der Tag.“ — — Und Du? In Staub gebeugt sprichst Du: „Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkst, und des Menschen Sohn, daß Du auf ihn siehest?“

So sprächest Du nicht? — — Was sind denn Deine 80 Jahre gegen die Millionen von Jahren, die vom Sternenhimmel auf Dich niederschauen? Was ist denn dein Reichthum gegen die Pracht der Natur, die vom Himmel und von der Erde Dir entgegenstrahlt? Was sind denn Deine Ahnen vor dem Ahnenstammbaume des Weltalls, den Dir die Gestirne zu lesen geben? Was ist denn Deine Weisheit gegen die göttliche

Weisheit, die der Wurm im Staube wie das Siebengestirn predigt? Was bist denn Du von einem Tage her vor Dem, vor welchem tausend Jahre sind wie der Tag, der gestern vergangen ist und wie eine Nachtwache? In der Ewigkeit des Seins, an dem Saume der Allmacht — der Mensch! Und doch willst Du träumen, Gott wäre nur für Dich allein da? Und doch willst Du Ihn messen mit Deinem Maß, willst wohl gar sein Dasein abhängig machen von Deinen Begriffen über Ihn? Und doch willst Du streiten, daß Deine Ansicht von Ihm und von seinen Plänen die allein richtigen seien und darum Andersdenkende verketzern und verdammen? — „Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkst, und des Menschen Sohn, daß Du auf ihn siehest?"

Was ist der Mensch? Der Welt gegenüber — wie klein! Sein Wissen trifft überall auf Grenzen. Sein Wollen tritt überall an Schranken. Eine Spanne Zeit, eine Spanne weit geht sein Auge, geht sein Ohr, geht sein Sinnen, geht sein Thun, geht sein Streben, geht sein Leben. — Und bei sich selber?

Zwei Seelen wohnen ach, in seiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen —

In dem Menschen kämpft der Himmel mit der Erde, das Ewige mit dem Endlichen, das Gute mit dem Bösen, das Unreine mit dem Heiligen, das Unvergängliche mit der Eitelkeit der Erscheinungen. Tugend und Laster, Wahrheit und Lüge, Liebe und Haß, Besonnenheit und Leidenschaft, Knechtschaft und Freiheit — da ist das Schlachtfeld, in deß heißem Kampfe Jeder Blutstropfen schwitzen muß, und — das ist der Mensch. —

„Und doch Herr, gedenkst Du sein", — und doch „siehst Du auf ihn!" — Du, dessen Allmacht und Ewigkeit am Himmel glänzt, der Du Welten aus Dir hervorgehen lässest und Welten in Dich zurücktreten heißest, Du vergissest sein nicht, Du bist bei ihm, Du sorgst für ihn! — Denn „Du hast ihn nur wenig gesetzet unter Gott." Wunderbar! Das Kleine ist zugleich das Große, das Niedere zugleich das Hohe, das Schwache zugleich das Starke, das Endliche zugleich das Ewige! Der kleine Mensch, wenig gesetzet unter Gott, wie groß! Staunend stehen wir still vor dieser Größe. Wie unaussprechbar auch die Räume und Zeiten des Himmels sein mögen, — der nach Gottes Bilde geschaffene Mensch überschauet sie, berechnet sie. Seinem Geiste ist die Natur zum Königreich gegeben, — Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. In ihre tiefe Brust, wie in den Busen eines Freundes, kann er schauen, und bei ihr Kummer und Sorge und Vorurtheil vergessen, sowie den Sturm der Leidenschaft beschwichtigen. Und wenn er Ihn auch nicht in den engen Tabellen des Verstandes einzuregistriren vermag — mit seiner Vernunft kann er ihn doch vernehmen, den größten Gedanken des Endlichen, den Unendlichen, und in den flammenden Sternen der Nacht, wie in dem strahlenden Auge des Tages, der Sonne, in den Bergen mit ihren majestätischen Höhen, wie in den Thälern mit ihrer Pracht, in den Blumen mit ihren stillen Gebeten, wie in den Bäumen mit dem Geflüster ihrer Wipfel, ja in der ganzen Natur, mag sie mit Donnern grollen, oder in der Abendruhe ihre Pausen machen, — den Leib, das Kleid,

die ewigen Spuren der Gottheit finden. Er, der Tropfen nur am Eimer, kann als Forscher nach Wahrheit tief in den Weltenplan einblickend, sagen: „So muß es sein!“, weil es den ewigen Denkgesetzen entspricht, selbst wenn seine Sinne nicht mehr zu fragen und zu antworten vermögen. Ein Herz, voll von Liebe, kann er sein selbstsüchtiges Leben aufopfern und in dem lauteren Leben Gottes untergehn. Ein Mensch d. h. ein Kämpfer, kann er sich frei machen von Vorurtheilen und von Leidenschaften, sowie von den entehrenden Fesseln der Knechtschaft, die in Sünde und Laster werfen, — kann er sich mit dem göttlichen Willen in Einheit setzen und darob in Kampf mit dem Laster treten, um die Tugend zu erringen, in Kampf mit dem Haß und der Verfolgungs- und Verdammungssucht, um die Alles duldende und Alles tragende Liebe zu erwerben, — in Kampf mit dem Zweifel, um den Glauben und die Wahrheit zu erlangen, — in Kampf mit der Selbstsucht, um sich der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu erfreuen, in Kampf mit den Begierden, um nicht herabgewürdigt zu werden zum bloßen Mittel für fremde Zwecke, — in Kampf mit sich selber, um sich zu beherrschen, auch nicht unterzugehen in träger Ruhe und sorgloser Lässigkeit, — in Kampf mit der Welt, um Gotte anzugehören, — in Kampf mit dem heißen Blut der Leidenschaft, daß es ausdampft zur Besonnenheit, — in Kampf mit den Schätzen der Erde, damit die Seele nicht Schaden nimmt, — mit Eitelkeit, mit leerem Schein, mit Außendingen, mit Streit und mit Neid in Kampf, um das Göttliche, das in ihm schafft, zu bethätigen und in Dem zu leben, aus dem und durch den er lebt. Mensch — — Was ist die Natur draußen gegen diese sittliche Kraft — was ist sie und wenn sie herrlicher gekleidet wäre, als Salomon's Pracht! Ein Geist stehst Du der Natur gegenüber, und kraft dieses Geistes, der selbstbewußt sich und die Natur, die Gottheit und seine eigene Ewigkeit ergreifen kann, bist Du mehr als die tausendjährige Eiche, mehr als das Felsengebirge, dessen millionenjahrelanges aber bewußtloses Dasein ein einziger Deiner Gedanken übertrifft. Du bist das Amen, die Blüthe und die Krone, das Meisterwerk der Erdschöpfung, und alle anderen Werke sind nur Exercitien, Vorübungen zur Bildung dieser höchsten aller Kunstgestalten, die in einem unnachahmlichen göttlichen Wunderwerke, dem das ganze Erdleben in sich fassenden Leibe, dem Abbilde der Schöpfung — das Abbild des Schöpfers, das höchste Weltwunder, — den Geist umfaßt. Und weil er das Ganze in sich vereint, darum beherrscht er auch das Ganze. „Du hast ihn gemacht zum Herrscher über Deiner Hände Werk: Alles hast Du unter seine Füße gethan — Schafe und Ochsen allzumal: Dazu auch die Thiere des Feldes — die Vögel unter dem Himmel und die Fische im Meere. Und was nur ziehet durch die Pfade der Meere.“ Der Mensch hat der Erde die Gesetze ihres Lebens abgelauscht und diese Gesetze dann zur Bezwingung und Bezähmung ihrer selbst gebraucht. Mit der Wage in der Hand hat er die Erde gewogen und mit dem Schmelztiegel ihre Elemente entdeckt. Mit dem durch das Mikroskop bewaffneten Auge hat er hinter der sichtbaren eine unsichtbare Welt gefunden. Mit dem Blitze schreibt er: mit der Sonne

malt er: Ströme sind keine Grenzen für sein rastloses Streben geblieben: er hat die schäumenden Fluthen gebändigt. Zu den Höhen der Berge ist er aufgestiegen, um auch über sie hinweg sich Wege zu bahnen, und in ihre Tiefen hat er eingegraben, um ihre Schätze an's Tageslicht zu fördern. Unbekannte Länder haben vor dem Zauberstabe seines Genius dem Meere entsteigen müssen. Wildnisse hat er bezähmt, Sandwüsten getränkt, Straßen über gähnende Tiefen und durch drohende Klippen geführt, Länder durchschnitten, Meere vereint, unwirthbare Erdstriche in blühende Gärten verwandelt. Der Geschöpfe in der Luft, im Wasser und auf dem Erdboden ist er Meister geworden. Ja Pflanzen und Thiere und das Erdfeste selbst, — Alles hat sich in und unter seiner Hand mit ihm selber weiter entwickelt und durch seinen schöpferischen Anhauch veredelt, so daß das Leben ringsum sein Zögling ist und darob schweigend seinem Herrscherwort gehorcht.

Wunderbar ist das Weltall. Wunderbar ist die Erde. Am wunderbarsten aber ist für uns der Mensch. „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast Du Dir Lob gegründet": sagt deshalb der Psalmist. Schon der erste Schrei, das erste Sprechen des Kindes ist ein Tönen des vernünftigen Geistes, ein Rufen des Himmels auf der Erde, ein Lob des Ewigen, der uns mit Bewußtsein schuf, denn die Sprache, die allein des Menschen ist, ist das Lautwerden des Geistes vor und zu dem Geiste, die Kunst der Ewigkeit, der Diener und Dolmetscher des bewußten Lebens, die Veräußerung der Vernunft.

„Ewiger, unser Herr, wie glorreich ist Dein Name in allen Landen." Vom Nordcap bis zum Südcap, von Asien bis nach Amerika schaut Alles was Odem hat anbetend und lobend zu Dir empor. Empor schaut zu Dir der Wilde, um in seinem unmündigen Lallen Dein Lob zu verkünden. Es schaut empor zu Dir der Heide wie der Jude, der Muhamedaner und der Christ, um Dich zu suchen und in ihren stammelnden Sprachen Dir von sich aus Namen zu geben. Zu Dir empor schaut der Denker, wenn er in die Tiefen des Geistes hinabsteigt und nach dem Woher der Dinge fragt, schaut der Künstler, wenn er mit heiligen Flammen der Begeisterung das Ewige in sinnlichen Gestalten schafft. Es sagen's aller Orten alle Herzen unter dem himmlischen Tage, jedes in seiner Sprache: Ewiger, unser Herr! Wie glorreich ist Dein Name in allen Landen. Amen. —

III.

Das Weihnachtsfest.

Nicht wahr, Christen, es ist ein seliges Gefühl, wenn nach langem Kampf und Streit endlich das holde Wort: „Friede!" durch die Lande schallt und an die Stelle der Zwietracht und des Mordens wieder Eintracht und Achtung vor dem Leben tritt. Es

ist das Gefühl der Sicherheit, das uns da überkommt, das Gefühl, daß wir uns selbst wiedergehören, daß keine feindlichen Mächte mehr über unser Leben und über das der Unseren zu gebieten haben, daß Recht und Gesetz wieder von der Besonnenheit und Ruhe gesprochen werden. Da weint das Auge Freudenthränen und Seligkeit glänzt von dem Angesichte Aller, denn Jeglicher ist mit sich selber wieder in Einklang gekommen, weil draußen unter den Völkern die Harmonie zurückgekehrt ist.

Festgenossen! Wir feiern heute Friedensfest, — das Friedensfest der Welt. Von Weihnacht aus scheint der Stern des Friedens in eine Welt voll von Krieg und Streit. Fasset das und grüßet darob mit Jubel das Weihnachtsfest. Unser Festtext fordert uns zu diesem Jubel auf.

Lucas 2, 14: Friede auf Erden.

So sangen — sagt die Schrift — der Engel Chöre. So jubeln wir heute, — jubelt mit uns 18 Jahrhunderte hindurch schon und wird fort und fort jubeln die Christenheit. „Friede auf Erden" schallt's von Weihnacht aus durch die Welt. Denn Weihnachtsfest ist Friedensfest, —

Das Friedensfest der Geisterwelt.

Es ist an ihm Friede geschlossen

mit Oben,
mit Außen und
mit Innen.

I.

Weihnachtsfest ist Friedensfest, denn an ihm ist Friede mit Oben, — zwischen Gott und der Menschheit — geschlossen.

Und zwischen ihnen war Krieg. Die Menschen hatten das Weltgesetz gebrochen, auf dem der Friede zwischen Gott und Menschheit ruhte. Sie hatten ihm den Rücken zugewandt, anstatt ewig in sein Antlitz zu schauen. Sie suchten in sich den Lebensmittelpunkt, der doch nur in ihm liegt. Darum auch erkannten sie weder seine Ordnung, noch sein Gesetz, noch die Herrschaft seines Willens in der Welt. Ihre Freiheit d. h. ihre Willkür, ihre Lust, d. i. die Erfüllung ihrer Begierden, sich allein wollten sie. Ueberall suchten sie nur sich, um ihretwillen, nicht aber in sich und für sich Gott.

Weil sie jedoch im unendlichen, ihnen von Gott mitgegebenen Drange bei den endlichen Dingen, denen sie sich ergeben, keine Ruhe fanden, darum wurden sie, hungrig und satt zugleich, unaufhörlich von Begierde zum Genuß und vom Genuß hin zur Begierde getrieben.

Aber das war noch nicht Alles. Weil sie nicht im ewigen, Himmel und Erde umfassenden Gott ihren Mittel- und ihren Ruhepunkt fanden, darum mußten sie diesen Gott im Endlichen und Nichtigen suchen und finden. Denn der Mensch sieht seinen Gott

immer nur so, wie er selber ist. Entweder verläugneten sie ihn darum gänzlich, und verehrten an der Stelle des Schöpfers das Geschöpf, oder sie sahen ihn nur als den kalten und starren Gott des Gesetzes an, unter deß Joch gezwungen sich der Knecht und Sklav zu beugen hat.

Da erscheint Christus und Friede tritt sofort an die Stelle des Krieges. Denn in seiner Person ist der leibhaftige Friede zwischen Gottheit und Menschheit erschienen. Persönlich ward in ihm die Vereinigung des Menschen mit Gott sichtbar. Denn er war die offenbare Liebe Gottes, die durch Lehre und That verkündete, daß die ewige Liebe nicht verdammt, sondern zu sich erhebt. Unverrückt waltete Gott in ihm — auf heiterer Stirn der Menschheit Siegel und in der Brust der Gottheit ganze Fülle.

Und was Er war, das wollte er nicht für sich allein sein; er fordert es von Jedem, der sich seinen Jünger nennt. Jeder Einzelne soll — so will er — ein Christus werden d. h. seinen ewigen Brennpunkt in Gott haben und das ewige Lebenslicht nach den ihm von Gottes Gnade verliehenen Gaben in sich wiederspiegeln lassen.

Wenn aber dabei der Mensch Gott nicht fremd bleiben kann, so ist auch Gott ihm nicht mehr fremd. Gott ist die Liebe und die Menschen sind die Kinder dieser Liebe: so schallt's deshalb vom Weihnachtsfest aus. Da ist der Mensch vor Gott nicht mehr Sklav und Knecht, — das Kind des Vaters ist er, dem es sich vertrauensvoll hingibt, und deß Liebe es in sich fühlend ausrufen kann: Ich bin göttlichen Geschlechts!

Christen! Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm: so heißt der Friedenspact des Weihnachtsfestes. Merket das. Die Liebe vereinet mit Gott. Denn in der Liebe entwirst Du: die vollkommne Gottliebe ist Einigung mit Gott ganz und gar. Doch wisse auch: Nur Aehnliches kann Aehnliches ergreifen — wer zum Gott der Liebe kommen will, muß Liebe sein. Wenn die Liebe in Dir wohnet, so bist Du zu Gott gekommen und Gott ist zu Dir gekommen. Dann ist Dein Wille von aller selbstsüchtigen Begier frei geworden, und Du liebst nichts Sterbliches mehr, als allein um Gottes willen. Vorher warest Du vom Feinde aus Deinem Vaterlande vertrieben: Dein Vaterland ist die Gottheit. Nun aber bist Du wieder zu Hause: Du hast Deinen Willen ganz in den Willen Gottes gesetzt. O Herr, — dies selige Bekenntniß sprichst Du nun mit Augustin — o Herr, Du hast uns geschaffen zu Dir und unser Herz ist unruhig, bis daß es ruhet in Dir.

Könnet ihr, Festgenossen, einen herrlicheren Frieden denken, als der Friede ist, den Weihnacht zwischen der Gottheit und Menschheit geschlossen hat? Nur erfassest Du den Unsichtbaren, als wäre er sichtbar. Nun ergreifst Du den Unendlichen, als wäre er endlich. Du bist selig, weil Du Gott liebst, denn weil Du ihn liebst, darum glaubst Du an ihn, und weil Du an ihn glaubst, darum lebst Du nach ihm, und weil Du nach ihm lebst, darum hast Du in ihm die Ewigkeit und Seligkeit. Welch' seliger Friede!

Wer in solchem Frieden lebt, der ist befreit von der Knechtschaft der Sünde: wie könnte die Sünde, diese Selbstsucht des Menschen, in der er bei sich selbst den Lebens-

mittelpunkt sucht, anstatt um Gott zu kreisen, wie der Planet um seine Sonne kreisen muß, — wie könnte sie Raum gewinnen, da er in das ewige Leben Gottes aufgenommen ist und damit die Kraft erlangt hat, der Sünde Fesseln zu zerreißen und allen Egoismus auf dem Opferaltar der Liebe zu verbrennen? Wer in solchem Frieden lebt, der ist befreit von der Angst um das Endliche und darum auch auf dem Gebiete der Religion und Theologie von der Angst um todte Buchstaben: wie könnten Buchstabe und Menschensatzung ihn knechten, da er, das lebendige Gottesgesetz in der Brust, den Herrn als den Geist erkannt hat und weiß, daß, wo der Geist des Herrn ist, da Freiheit ist? Wer in diesem Frieden lebt, der ist befreit von der Furcht vor dem Tode: wie könnte der Tod, diese Sonnenfinsterniß am Geistestage, ihn schrecken, da er das Menschenleben als Athem des Ewigen erfaßt hat und ihm darum am Nachthimmel des Erdenlebens der Abendstern aufblitzt, der zugleich der Morgenstern des neuen Lebens ist? Nicht mehr im Kampfe mit der Sünde, nicht mehr im Kampfe mit dem Buchstaben, nicht mehr im Kampfe mit dem Tode steht, wer in Frieden mit Gott lebt.

Aus diesem ersten Paragraph im Friedenstractat folgt aber nothwendig der zweite dann:

II.

Friede mit Außen, Friede zwischen Menschen und Menschen ist am Weihnachtsfest geschlossen.

Und Krieg war bis dahin zwischen ihnen gewesen. Denn wer von Gott getrennt ist, der hat auch keine Liebe, als nur Liebe zu sich selbst. Der ist unfähig, die Menschen wahrhaft zu lieben. Denn die Liebe liebt nur Gott und das Göttliche in Anderen, und Gott und das Göttliche allein nur kann wahrhaft geliebt werden. Liebe ist nichts Anderes, als Wechselbeziehung Derer, die zusammengehören. Liebe ist Gefühl der Wahlverwandtschaft. Nur also da erst, wo die Menschen sich in Gott verwandt fühlen, kann wahre Liebe unter ihnen auftreten. Daher denn die beschränkte und dürftige Gestalt der Nächstenliebe vor der Erscheinung von Christus. Daher der Krieg Aller gegen Alle in der vorchristlichen und widerchristlichen Zeit. Daher der Haß und die Feindschaft zwischen Menschen und Menschen, zwischen Nationen und Nationen überall, wohin das Christenthum nicht das Weltevangelium der Liebe getragen hat.

Denn seitdem Christus und mit ihm die Liebe erschienen, ward die Ichsucht, diese Scheidewand, welche Menschen von Menschen trennt, durchbrochen und Einzug in das lautere Leben der Gemeinschaft gehalten. Nun herrschet die Liebe, die alle Menschen lieb hat in Gott. Denn wer mich liebt, spricht Gott, der liebt auch Alles, was ich liebe, denn der liebt in Allem mich. Darum liebt der Mensch Gott, wenn er die Menschen liebt. Vor der göttlichen Liebe sind alle Menschen gleich, denn die göttliche Liebe ist zugleich die allgemeine menschliche Liebe; und wer Theil hat an dem Menschlichen, der muß

auch Theil haben an dem Göttlichen: muß lieben, lieben alle Menschen, Freunde wie Feinde, Arme wie Reiche, Kleine und Große, Gute und Böse.

So ist Weihnacht allgemeines Liebesfest, — das Fest, an dem das Gefühl der Verbrüderung alle Menschen umschlingt. Und das zeigt sich, wenn die Menschen einander im heiligen Wettstreit einander empfangend und gebend begegnen, wenn ein hülfreicher Verkehr die Menschen unter einander eint, — wenn vereinte Kräfte Hand anlegen zu großen welterobernden Thaten des Geistes. So werde denn auch bei uns Weihnachtsfest Friedensfest, und es wird es, wenn es Liebesfest wird. Wo Liebe ist, da ist Friede, wie auch da, wo Friede ist, Liebe ist.

Deuten doch schon die Gebräuche des Volkes am Weihnachtstage das Fest also: Es ist das Weihnachtsfest das Fest des Gebens, das Fest, das nicht nur verkündet, sondern auch bethätigt: Geben ist seliger, denn Nehmen; — Das Fest, an dem sich Alles beeilt, die Seinen mit Gaben der Liebe zu erfreuen und mit dankender Freude die Gaben der Liebe anzunehmen.

Festgenossen! Wie feiern wir das Geburtsfest eines großen Mannes würdig? Dann, wenn wir so leben und handeln, wie er gelebt und gehandelt hat. Nun, ihr feiert heute das Geburtsfest des größten Mannes. So kommt denn und lebet, wie er, — das Leben der Liebe.

Dann ist Weihnachtsfest Friedensfest. Denn es bringt dann auch

III.

Den Frieden mit Innen, den Frieden in des Menschen eigene Brust.

Wer mit Gott nicht Eins ist, der ist auch mit sich selbst uneins, denn wer ohne Gott ist, der ist ohne Liebe, und wer ohne Liebe ist, der ist ohne sich selber, — außer sich. Und wer mit der Menschheit im Kriege lebt, der kann nie im eignen Herzen Frieden finden. Im Streit von sich mit einander durchkreuzenden Neigungen und Begierden, die sich einander anklagen und beschuldigen, wird er im ewigen Zwiespalte mit sich selbst hin- und hergeworfen, und Kriege werden dann im Innern geführt und Schlachten geliefert, vor denen die härtesten Kämpfe draußen auf den Wahlfeldern mit ihren blutgestreiften Himmeln erbleichen müssen.

Seitdem jedoch das Feuer der Liebe Aller Seelen entzündet und durchglüht, müssen Haß und Neid, Zwietracht und Leidenschaft verstummen, damit an ihre Stelle die selige Einheit der Liebe einziehen kann, die Harmonie, welche die Seligkeit der Seele ausmacht, weil kein Mißton mehr in sie hineinschreiet. Ohne Liebe ist der Mensch eine ewige Lüge, weil er nicht das ist, was er sein soll und doch ein Mensch sein und scheinen will. In der Liebe hat er und ist er die Wahrheit und Wahrhaftigkeit, die das Menschenwesen äußerlich und innerlich darstellt. Nur mit der Liebe gehet der Weg sicher durch die Zeit in die Ewigkeit: nur wer sie hat, der kann selig sein. Nur in ihr ist Himmel. Außer

ihr und ohne sie ist die Hölle. Wenn dann auch die ganze Welt für Dich verschlossen wäre: ist doch der Himmel über Dir offen und darum fragst Du nach nichts, auch wenn Dir Leib und Seele verschmachten wollen. Dann hast Du das ewige Leben ergriffen in der Zeit, die Ruhe vom Allerseligen, wo nur Gott ist und darum der Weltwirrwarr nicht stört. Dann engt Dich der menschlichen Thaten Kleinheit nicht mehr ein: Du stehst im Unendlichen, und da wird auch das Kleine groß und das Schwache stark. Dann bist Du frei von allem Neide: denn Du siehst Gott auch in Dem, der leiblich oder geistig höher gestellt zu sein scheint, und weil Du Gott in ihm siehst, darum fragst Du: was ist denn höher, was niedriger vor dem Throne der Ewigkeit? — Dann schreckt das Vergehen des Endlichen und Irdischen Dich nicht mehr: Du siehst mitten im Vergänglichen das Unvergängliche und fliegst darob froh wie Gottes Sonnen fliegen durch Deine Spanne Zeit. Dann erscheinen Dir die Fäden Deines Lebens nicht mehr verworren: überall siehst Du die Spuren von allweisen Fußtapfen und darob zweifelst und verzweifelst Du nicht, auch wenn Deine Tage abwärts zu gehen scheinen. Dann ist der wilde Pöbel der Triebe in Dir gebändigt: Denn wer bei Gott ist und bei dem Gott ist, der hat sich erhoben über Natur und Creatur und damit über die Region, wo das Reich der Leidenschaften wohnt.

Festgenossen! Der Weihnachtsbaum brennt in euren Häusern mit seinen Lichtern. Er ist ein Sinnbild, daß draußen in der Natur das Licht nun zurückkehrt. Die Sonne kommt wieder und verscheucht die langen Nächte. Was aber irdisch das Licht, das ist geistig die Liebe. Das Lichtmeer eurer Weihnachtsbäume versinnbildet die Sonne der Liebe, die von Weihnachten aus ihr Licht durch die Welt scheinen läßt und damit Frieden auf Erden gebracht hat. Amen.

IV.

Das Osterfest.

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden — —

Ist das nicht, Festgenossen, der Ruf des Lebens in den Tod? Und müssen wir heute diesen Ruf nicht mitrufen? — Heute, — wo stürzt herab „der Himmelsliebe Kuß in ernster Sabbatstille, wo klingt so ahnungsvoll des Glockenstones Fülle und ein Gebet

ist brünstiger Genuß" — — — muß sich da nicht emporschwingen „der erlösete Geist über jedes bangende Verhältniß der Erde und einstimmen in den tröstlichen Gesang, der einst, um Grabesnacht, von Engelslippen klang, Gewißheit einem neuen Bunde — —

Christ ist erstanden!
Aus der Verwesung Schooß,
Reißet von Banden
Freudig euch los! — —

Schon von Anfang des Christenthums an ertönte dieses Loblied, wenn auch nicht zu derselben Zeit und an demselben Tage. In der Urkirche feierte man allwöchentlich das Auferstehungsfest des Herrn und alljährlich den Jahrestag der jüdischen Passahfeier als Bild des geopferten Christus, und zwar in der christlichen Kirche Klein-Asiens in der Nacht des 14. Nisan. In anderen christlichen Gegenden ward jedoch bald die jüdische Feier gänzlich zurückgestellt und am Sonntage nach dem Frühlingsvollmonde als Auferstehungsfest gehalten, — ein Gebrauch, der zwischen den Jahren 150 und 200 n. Chr. Geburt nach lebhaftem Streite in der kleinasiatischen und römischen Kirche sanctionirt und festgestellt ward.

Geheimnißvolles Walten der göttlichen Vorsehung in dem Sinnen und Denken und Beschließen der Menschen! Und wunderbares Schreiten des menschlichen Geistes auf die rechten Wege im dunklen Drange! Draußen in der Natur Lebendigwerden des Lebens aus starrem Tode. Hier in der Welt des Geistes Auferstehung des Lebens aus der Nacht des Grabes. Tiefsinnige Bestimmungen — Ostern am Sonntage nach dem Frühlingsvollmonde! Das Auferstehungsfest des Geistes in dieselbe Zeit gestellt, wo die Erde aufersteht. Osterfest — das Doppelauferstehungsfest! — —

Und das soll der Gegenstand sein, um den sich unsere heutigen Gefühle und Gedanken schaaren, und der Text dazu das Wort des Paulus im 1. Cor. 15, 55:

Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist deine Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? —

Osterfest. — Das Doppelauferstehungsfest. —

So heißt unser heutiges Thema: Denn es ist das Auferstehungsfest

1) Der Natur,
2) Des Geistes.

I.

Osterfest — als Auferstehungsfest der Natur.

„Der Tod ist verschlungen in den Sieg: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg." Ist's nicht so, Festgenossen! Und ruft's uns nicht bloß Paulus als Triumphlied der Auferstehung des Menschen entgegen, sondern auch die Natur, die in Sinnbildern am Frühlingsfest von der Auferstehung des Geistes redet.

Der Winter hatte das Leben in Fesseln geschlagen und die Natur mußte sich in's Grab legen. Ihre Melodien waren verstummt. In ihren Frühlingskindern, in Bäumen und Blumen, hatte das Leben zu schlagen aufgehört, als entlaubte Zweige standen sie da. Die Thiere waren entweder dem Tode durch die Flucht entgangen oder in den langen Winterschlaf gesunken. Melancholisch ertönten die Ströme der Luft. Der Himmel hatte sich in sein Grau gehüllt, und die Erde ihr weißes Todtenkleid angezogen. Ja sogar das Blut in den Adern der Natur, das Wasser in Flüssen und Strömen war geronnen zu Eis. Das Leben hatte sich zur Ruhe gelegt.

Da läutet das Schneeglöckchen den Frühling ein und jubilirend zieht er, des Sieges gewiß, gegen den Tod aus. Er tischt das heilige Mahl des Lebens auf. Die Winterpausen im Lebensbusen müssen ersterben und Frühlingsseelen schlagen in allen Brüsten der Natur.

Auferstehungsruf durchschauert in heiligem Rausche das Leben, weil es sich erheben will zum freudigen Sein. Und im Schooße der Erde beginnt's sich zu regen. Schon schwillt's und drängt's, und treibt's und quillt's. In Begeisterung schlägt sie all' ihre Tasten an und rauschet in all' ihren Gefühlen auf. Alsdann: Gräber werden zersprengt. Aller Kräfte gewaltige Wucht wirft die Erdhülle ab. Mächtig zum Licht geht's. Die Erd' erwacht in ihrer Pracht. Der Bach murmelt. Der Strom rauscht. Die Knospe springt — und zum Licht das Blatt durchdringt. In das Grün des Lebens kleidet sich die Welt und in waldreichen Melodien ertönt's weit aus. Um Dich, unter Dir, über Dir — in tausend Lebenstönen redet das Leben Dich an, sei's als blaue Blume, sei's als weltharmonischer Nachtigallsang, sei's als schwellendes Blüthenmeer, wo Knospe mit Knospe und Blume mit Blume sich küßt, sei's als gottfühlender Mensch, der neu aufathmet, weil „vom Eise befreit sind Strom und Bäche durch des Frühlings holden belebenden Blick." Der Herr des Lebens rief zum Leben: Auferstehn! Und siehe da: Leben überall und nichts als Leben. Alles hat Odem und lobet den Herrn. —

Ist's nicht so, meine Christen? Und müßtest du da nicht deine Ostern feiern in der Natur — das Osterfest als Frühlingsfest, das Osterfest als Auferstehungsfest der Natur? — Der Festtag der Welt hätte dir noch nicht zugerufen: ruhe und bete! und du wärest an ihm noch nicht fromm geworden, der Alles fromm macht? Es hätte dich noch nicht hinausgezogen, hinaus, wo der Frühling seine Lebensmelodien strömt, hinaus, wo das Leben aus dem Tode aufersteht, und du wärest dabei nicht selber auferstanden, empor aus der Erdwucht, die das Leben über dich geworfen, aus den drückenden Sorgen und Lasten des Tages, und du hättest nicht süße Himmelsluft geathmet und im Morgenroth des Lebens gesund dich gebadet, und du wärest nicht an den Busen der Natur gesunken und das Wort des Dichters wäre nicht entzückt deinen Lippen entströmt:

Süße, heilige Natur,
Laß mich geh'n auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband. —?

O, wenn du Osterfest der Natur mit der Natur feierst, — welche Gefühle werden da in dir rege, welche Gedanken beflügeln da deine Seele, welche Entschlüsse keimen da zu lebendigen Thaten in dir auf. Wenn du das Leben umarmst, das aus den tausend Poren der Natur bricht, um empor zum Licht gedrungen die Freiheit seines Seins zu feiern: mit welcher Macht und Fülle von Eigenleben wirst du da emporgehoben über die Gräber und über die Nacht der Geisterwelt, um in der Freiheit und im Licht hoch aufzuathmen! Wenn du die Liebe und das Leben im kleinsten Gräschen schaust — mit welcher frischen Liebe gegen die Menschheit und gegen die Deinen wird da deine volle Brust geschwellt? Wenn du das Rauschen der regen Thätigkeit siehst, mit der allüberall, im Kleinsten nnd Größesten, das Leben seinem Ziele zueilt — mit welchen thatkräftigen Entschlüssen eilst du da in deine Lebenswelt, um desgleichen zu thun. Wenn du hinausgehst und deine Sprache vergeblich nach Worten sucht, um auszusprechen, was deine ganze Seele erfüllt und du nur noch das Wort des Weisen lallen kannst:

Staunend tret' ich ein in deinen Tempel,
Welt der Wunder, herrliche Natur,
Und erblicke, höh're Wunder ahnend,
Ueberall des Geisterreiches Spur. — —

Mit welcher unnennbaren Wonne wirfst du dann dich an die Brust deines Gottes, der das Leben aus dem Tode ruft, der die Brunnen quellen heißt, dem die Thiere des Waldes ihre Loblieder singen, deß Hochaltäre Berge und Felsen sind, deß Ehre die Himmel erzählen und deß Hände Werk die Veste verkündet? Hebet eure Augen auf und sehet. Wer hat solche Dinge geschaffen und führet ihr Heer in der Zahl herbei? Der sie alle mit Namen nennet; sein Vermögen und starke Kraft ist so groß, daß es nicht an Einem fehlen kann: so ruft uns mit der Offenbarung des Geistes die Offenbarung der Natur entgegen.

Ostern — Urstehn, Auferstehn, ja Auferstehn der Natur! Wie ziehest du uns fort über den Tod hinaus zum Leben hin und vom Leben zum Urquell des Lebens, vor dem kein Tod sein kann, und wie läßest du dann uns ausrufen: Die Stimme des Herrn gehet auf den Wassern, die Stimme des Herrn gehet durch die Lande, die Stimme des Herrn gehet mit Macht, die Stimme des Herrn gehet herrlich! Ostern — Urstehn, Auferstehn, ja Auferstehn der Natur! Frühlings-, Lebensfest bist du: Darum setzte dich der Beschluß der Urkirche an die Schwelle des Frühlings, darum zog der Urahnen fromme Sitte an deinem Vorabende hinaus in's Freie auf die Berge, um Lebensfeuer für das Leben anzuzünden, und darum geben wir noch, nach altem Brauch, an deinem Frühmorgen dem Kinde das Ei, den Ursprung des Lebens, als Sinnbild des Lebens.

Osterfest ist Auferstehungsfest der Natur. „Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ So ruft am Ostermorgen die Natur uns zu.

Doch alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß. Ein Gleichniß auch nur ist dem Christen das jährlich wiederkehrende Auferstehungsfest der Natur für jenes höhere und tiefere Auferstehungsfest, als das er sein Ostern feiert. Der Christ nämlich feiert vor Allem

II.

Osterfest, als Auferstehungsfest des Geistes.

„Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle wo ist dein Sieg?" Wie klingt das noch ganz anders und ganz tiefer aus des Christen Munde.

Es ist Marterwoche und Charfreitag gewesen, Christen. Wir haben in dem Garten gestanden, den blutige Thränen wässerten, in dem Cypressen und Trauerweiden ihre Häupter still zur Erde beugten und weinten ob der Geschichten, die sie gesehen, und des Zitterns und Zagens, das sie vernommen. Wir sind auf den Berg mitgestiegen, auf den Berg, desgleichen es nicht mehr gibt auf der ganzen weiten Welt, weder im Süd noch im Nord, noch in Ost noch in West, und haben auf diesem Berge das Holz geschauet, das, ein Schandpfahl, dennoch alle Ehrensäulen sterblicher Menschen überstrahlete, weil Er an ihm erhöhet ward, der in die Welt des Todes das Leben des Geistes hineinrief. Wir haben's gesehen, wie er an ihm verschmachten mußte und wie der Tod dann triumphirend das Leben an's Kreuz geschlagen zu haben wähnte. Wir haben mitgeweinet und mitgetrauert mit der Natur, weil die Geistersonne untergegangen zu sein schien, und wir nun nichts mehr hatten, als was die Heidenwelt gedichtet, daß mit dem Tode des Menschen Leben wie sein irdisches Dasein ende, oder daß er seiner selbst unbewußt wandle im dunkeln Schattenreich — und wir nun nichts mehr hatten, als was das Judenthum in dunkeln Ahnungen ahnete — einen finstern sternbesäeten Himmel, oder eine schauerlich helle Mondnacht, oder keine Geistersonne, die in der Offenbarung ihres Lichtes und Wesens Glanz und Schein in das Menschenleben hinein verbreitete.

Da ward Ostermorgen: der Grabesriegel zerbrach; das Felsengrab wurde gesprengt; aus dem Tode stieg das Leben empor.

Christus hatte das Ewige in das Endliche gebracht, — die Wahrheit in die Welt der Lüge und des Scheins, und er hatte die Wahrheit gebracht, weil er die Wahrheit war. Darum war er ewig, wie der, der alle Wahrheit ist. Und darum konnte er nicht sterben, als er starb. — Er war die Liebe, und mit Offenbarung des Weltevangeliums der Liebe, verkündete er den Menschen das Unsterbliche bei der Sterblichkeit. Denn wo die Liebe ist, da ist Ewigkeit und kann kein Tod herrschen. Und darum weil er in und mit der Liebe Ewiges im Endlichen und Unvergängliches im Vergänglichen lebte, konnte er nicht sterben, als er starb. — Er war aus der Gottheit und lebte das Leben der Gottheit im Menschenleben. Was sollte da von ihm sterben? Wo Gott ist, da ist kein Tod. Darum konnte Christus nicht sterben, als er starb.

Darum und damit aber hat er uns auch die Gewißheit gegeben, daß, wenn wir leben wie er, und wenn wir sterben mit ihm, daß wir dann auch gleich ihm auferstehen werden.

Leben wie er! Seine Speise war, den Willen Deß zu thun, der ihn gesandt hatte. Sein Thun hatte nur Ein Gesetz: Nicht wie ich will, Vater, sondern wie du willst. Seine innere Vollendung und selige Gottbefriedigung erschien als Ruhe in jedem Streit; aber mit dem Streben, sein reiches Innere zum Innern Aller zu machen, kämpfte er auch für seine ewige Wahrheit und sprach als Motto seines Lebensganges das heiße Wort aus: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden; ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.“ — Nun denn, lebe also! Wer so lebt, der ist ein Kreuzritter — mit einer Stirn, von der Seelenfrieden leuchtet, mit einem Auge, aus dem in Geistesblitzen und Geistesfunken der Ernst der Gesinnung flammt, mit einer Hand, deren warmer Druck den Freund belebt, mit einer Brust, von der das Tosen feindlichen Unwetters abprallt, mit einem Schritt, der eisenfest und sicher auf seinem Wege nach Vorwärts geht, mit einem Charakter, der nicht Wegwerfung und Niederträchtigkeit kennt, mit einem Herzen, das Liebe schlägt, mit einem Forschergeist, der im Dienst der Wahrhaftigkeit steht, mit einem Leben, das unentwurzelt bleibt, auch wenn's rings um ihn stürmt, gleich der Wasserlilie, die, an dem Meeresgrund geheftet, unerschüttert bleibt, auch wenn ihre Blätter auf der Oberfläche des Wassers hin- und hergeworfen werden.

Sterben mit ihm! Du stirbst mit ihm, wenn du deinen Willen ganz in den Willen Gottes setzest und aus diesem Willen heraus dann lebst, — wenn du stille zu halten verstehst, auch wenn du verzweifelnd fragen möchtest: „Ach, Herr, warum denn?“ — wenn du dein Herz ausdehnest zu Entschlüssen, welche die kleinlichen Rücksichten der Welt vergessen und dem Großen und Ewigen nachgehen; — wenn du mit der Fackel der Wahrheit verscheuchest die Wolken im Dämmrungsgewirr, den Wahn und den Irrthum, den Aberglauben und den Unglauben; — wenn du mit dem Helme der Freiheit vernichtest das Reich der Knechtschaft, in dir alle Leidenschaft und Begierde und außer dir die Kriecherei und die Scheinheiligkeit, die Schmeichelei und die Heuchelei; — wenn du mit dem Fegfeuer der Liebe ausbrennest alle Schlupfwinkel der Bosheit, den Haß und den Neid, die Feindschaft und die Verfolgungs- und Verdammungssucht. — Bist du also mit Christus gestorben? Hast du immer dein Herz in Gott gesetzet, so daß es ledig stand von allen irdischen Kümmernissen? Hast du immer die Zeit daran gesetzet, um die Ewigkeit zu gewinnen? Hast du — weil alles Große hienieden nur durch Kampf errungen werden kann — die Wahrheit gesucht, bis du sie fandest in ihm, aus dem alle Wahrheit strömt, und dann für die Wahrheit gekämpft gegen alle Lüge wie gegen jeden Wahn? Bist du immer für die Freiheit eingetreten, — für die Freiheit von aller Selbstsucht, von allen Leidenschaften und Begierden, bis du zu der Freiheit gelangtest, die recht frei macht, weil sie auf Erkenntniß der Wahrheit ruht? Hast du immer die Liebe gelebt, die

Liebe, welche im Himmel geboren wird und die auf die Erde gekommen ist, um die Erde zum Himmel zu machen, — die Liebe, welche die segnet, die uns fluchen, und welche für die bittet, die uns beleidigen und verfolgen? — Wenn du das gethan hast, — dann kannst du, wie Christus, nicht sterben, auch wenn du stirbst; dann mußt du mit ihm auferstehn.

Gleich ihm auferstehen! Wen du liebst, dem gleichst du. Wie du liebst, so bist du. Liebst du das Endliche, so bist du endlich. Liebst du das Ewige, so bist du ewig. Und wozu du liebst, dazu wirst du.

„Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden:
Gott wirst du, liebst du Gott, und Erde, liebst du Erden.“

Wer Gott eingeboren wird, der kann nicht aus Gott heraus: auch der Tod kann ihn nicht herausreißen. Nur Aehnliches kann das Aehnliche ergreifen. Der Tod, selbst das Endliche, kann nur erfassen, was der Endlichkeit gehört. Du, zu dem Gott gekommen ist, weil du zu Gott gekommen bist: Du wirst ewig sein, weil du ewig bist. Eher könnte die Erde aus ihren Angeln gerissen werden und das Firmament in Trümmern zusammensinken, ehe das Ewige dem Tode d. i. der Vergänglichkeit anheimfiele. Ist es denn nicht, als ob man von hölzernem Eisen spräche, wenn man sagt, daß der Menschengeist sterblich d. i. daß das Göttliche nichtgöttlich und das Unvergängliche vergänglich sei. — Und weil du kein Organ hast, um in der Gegenwart die Gestalt des ewigen Lebens in der Zukunft zu begreifen, darum wagtest du, auf die Nicht-Beständigkeit desselben zu schließen? Hätte man vor Entdeckung des Teleskopes behauptet, daß nur die Weltkörper existirten, die man mit bloßem Auge sieht: wäre diese Behauptung nicht durch die millionenmalmillionen teleskopischen Welten zu Nichte gemacht? Und wie irrig würde schließen, wer noch nie mit seinem Auge durch das Mikroskop in die Werkstatt des Lebens geschaut und dennoch das kleinste Leben, aus dessen millionenfachen Zusammensetzung alles sichtbare Leben besteht, verläugnen wollte. Und doch — du hast ein Organ auch, um das künftige ewige Leben hier schon in der Gegenwart zu erkennen. Es gibt keinen anderen Beweis für das Dasein der Außenwelt, als ihr Anschauen. Und es gibt keinen anderen Beweis für die Ewigkeit deines Lebens, als die Erfahrung dieser Ewigkeit. Und hast du sie noch nicht erfahren? In den Momenten der Weihe, wo du ausgingest und Gott in dich einging, — wo du die Wahrheit schautest in langersehnter Lust, — wo du aus dem vollen Becher der Liebe schlürftest und darin den größten Reichthum in der Welt erobert hattest, denn wer am meisten liebt, der ist der Reichste, weil sein Leben um all' der Geliebten Leben vervielfacht ist: — in solchen ewigen Augenblicken, da warest du in der Ewigkeit, in der du sein wirst, wenn du nicht mehr bist. Und darob darfst du kühn und kecklich sprechen:

„Der Tod bewegt mich nicht: ich komme nur durch ihn.
Wo ich schon nach dem Geist mit dem Gemüthe bin.“

Ja, nun weiß ichs: Ich lebe in und von Gott, und was in und von Gott lebt, das kann nicht untergehen. Menschenleben ist Gottsprache. Gott ist die Gewißheit, der Grund, der Anfang und das Ende meines gegenwärtigen Seins. Göttlichkeit ist meines Geistes Name. Mein Leben ist genommen vom ewigen Leben. Darum hält der Menschengeist das Sein aus, und er, ein Gedanke und eine That Gottes, stirbt nicht, wie das Licht der Sonne nicht stirbt, so lange die Sonne lebt. Darum ist der Tod für mich der Geburtstag des Geistes, — und ich freue mich, daß ich sterben kann, denn wem nichts Göttliches innewohnete, das wäre nicht so groß, daß es sterben könnte.

Doch es bleibt dabei: Unerschütterlich fest an dein ewiges Leben kannst du nur glauben, wenn du hier schon Ewigkeit lebst. Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben. Wenn du am Vergänglichen hangst und bangst und nicht den Kleinodien des wahren Lebens die schuldige Liebe bewahrst, — wie kannst du an Ewigkeit glauben? Wo dein Herz ist, da ist auch dein Schatz. Wenn du nicht mitten im Endlichen das Ewige erschaust, mitten im Sterblichen nicht das festhältst, was nicht sterben kann, wenn du nicht in der Welt lebst als lebtest du nicht in ihr, und nicht deine Güter hast als hättest du sie nicht, und nicht an dir hältst, als hieltest du nicht an dir, wenn du nicht hier schon im Frühlinge des Lebens ohne Ende wohnst — — wie willst du vor dir ein Leben ohne Ende sehen? Nur wer da hat, dem wird gegeben. Und nur er kann am Osterfeste sprechen: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?" —

Ist dir also durch den Einblick in Christi Leben deines eigenen Geistes ewiges Leben aufgegangen: dann wirst du auch überall an dir und um dich Sinnbilder für die Unsterblichkeit schauen. Du weißt dann das Heimweh zu deuten, das um so lebendiger in dir wird, je mehr du hier in der Fremde Wohnung aufzuschlagen suchest. Du weißt dann, wo die Keime zur vollen Blüthe auswachsen, die hier als Tugend, als Liebe, als Frömmigkeit ꝛc. bei aller Sorgfalt ihrer Cultur auch in den Genien der Menschheit nicht zur Reife gelangen. Du weißt dann, wo die Liebe unzertrennlich geknüpft wird, die du hier schon unzertrennlich wähntest, die aber vom Tode zerrissen ward, der seine Mißtöne in die Harmonie hineinschrie. Du siehst's dann, wie die Unsterblichkeit, das „Auferstehn, ja Auferstehn," allüberall in der Natur versinnbildert ist, und wie die ganze Welt in ihrem Leben nichts als ein Zeichenreden von der Ewigkeit ist. Am Erdenjahr siehst du's: seine Geburt ist der Frühling, sein Wachsen der Sommer, sein Sinken der Herbst, sein Sterben der Winter. Am Tagesleben siehst du's: der Morgen seine Geburt, der Mittag seine Lebenshöhe, die Nacht sein Grab. Stirbt der Tag, stirbt das Jahr, wenn sie scheinbar sterben und stehen sie nicht zu neuen Jahren und neuen Tagen auf? Und stirbst denn du, wenn du alltäglich ein ganzes Menschenleben durchlebst — am Morgen neu geboren wirst, am Mittag im höchsten Kraftleben stehst und mit der Nacht dich in's Grab legst — Schlaf nur nennst du's? Oder anders noch. Stirbt die Raupe, wenn sie als Raupe stirbt? Die Raupe, die an ihr Baumblatt geheftet war, stirbt, um als

verklärtes Wesen, das sich frei in den Lufträumen wiegt, als Schmetterling Auferstehung zu feiern. So kündet denn die Natur dir: Tod ist nicht Tod, ist nur Veredlung sterblicher Natur. Und das ist's, was am Ende ohne Ende sein wird. —

Das Wie, das Wo? — — „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen und ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten:“ da hast du das Wo. Das Wie? Wie der Anfang, so das Weiter. In Gottes Welt ist kein Sprung. Dasselbe Leben und doch ein neues Leben führst du im Jenseit fort. Diesseit und Jenseit: Anfang und Ende, Ausgang und Ziel, Saat und Erndte, und Leben nach dem Tode ist eben so sicher die Summe und das Resultat des Lebens vor dem Tode, als das Leben nach der Geburt die Fortsetzung und der Anschluß an das Leben vor der Geburt ist.

Osterfest ist Auferstehungsfest des Geistes. Hast du das recht durchdacht, mein Christ? Ohne diese Auferstehung — die Welt wäre ein Traum von lauter Nichtigkeitsgebilden, ein großer Leichenwagen mit Trauerschleiern umhangen, eine Nacht ohne Tag, eine Straße ohne Wegweiser, ein Hohn für den Schöpfer. Mit ihr! — Da ist Einheit und Haltung und Klang und Gewicht und Farbe und Geschmack im Leben. Da wird auf dem Strom des Lebens stromauf und stromab gleich kraftvoll gerudert. Da kann das Leben mit seinen Eiszacken den Frühling, der in deinem Herzen blüht, und die schönen Sonntage der Erinnerung und Hoffnung, die deine Brust schwellen, nicht herauslachen. Herzhafter Muth und treue Ausdauer, Kraft und Macht, Hochsinn und Menschheitsgefühl, Himmelslust und starke Brust, Selbstverläugnung und Verachtung des Todes mit seinen Schrecken: das sind die Gesichtszüge dessen, der sie hat und in ihrem Besitz ist. Der denkt und lebt und liebt für die Ewigkeit. Der trotzet und streitet und stolzieret wider aller Welt Macht und Gewalt. Der steht — im steinernen Ernste des Lebens und im herzerquickenden Lachen der Freude gleich groß — fest, auch wenn an seinem Lebenstage Wolken sich lagern.

Der ergibt sich „still und bewegt“ dem Willen des Ewigen, auch wenn er mit Grabhügeln und Leichensteinen zu ihm spricht und seine Lieben ihm die Hand zum Abschiedsgruße reichen. Ja, wenn in sein Leben auch Passionszeiten rücken und Marterwochen kommen, — er spricht dann mit dem Dichter:

1.

Um Mitternacht
Hab' ich gewacht
Und aufgeblickt gen Himmel:
Kein Stern im Sterngewimmel
Hat mir gelacht
Um Mitternacht.

2.

Um Mitternacht
Hab' ich gedacht
Hinaus in dunkle Schranken:
Es hat kein Lichtgedanken
Mir Trost gebracht
Um Mitternacht.

3.

Um Mitternacht
Kämpft' ich die Schlacht,
O Menschheit, deiner Leiden:
Nicht konnt' ich sie entscheiden
Mit meiner Macht
Um Mitternacht.

4.

Um Mitternacht
Hab' ich die Macht,
Herr über Tod und Leben
In deine Hand gegeben:
Du hältst die Macht,
Um Mitternacht! —

Festgenossen! Fühlet ihr's, zu welchen Entschlüssen und Thaten der Gedanke treiben muß, daß Osterfest ein Doppelauferstehungsfest, das Auferstehungsfest der Natur und des Geistes ist? — Nun dann gehet und thuet demnach. Amen. —

V.

Das Pfingstfest.

Und sie waren einmüthig bei einander. Einmüthig und doch — kleinmüthig. Denn es fehlte Der, der ihnen Muth gab und das was ihnen Muth brachte. Sie hatten ihm nachgesehen, wie er zusehends aufgehoben war. Aber sie waren im Geiste mit hingestiegen, und deshalb standen sie, die Männer von Galiläa, und sahen gen Himmel. Es fehlte ihnen die heilige Wärme noch, die das, was von ihm gesäet war, aufbrechen und emporblühen hieß. Es fehlte ihnen die begeisternde Kraft noch, die im Frühlingsrausch mit allen Poren des Lebens die innere Lebenslust emporsprüht. Der Heldenmuth fehlte ihnen noch, der mit seinem „Ich kann nicht anders" keine Gefahr kennt und keinen Feind scheut und vor keinem Schrecknisse zurückbebt.

Da plötzlich sahe man an ihnen die Zungen zertheilet, als wären sie feurig, und sie fingen an zu predigen vor Menschen aus allerlei Volk, und sie zeigten Einsicht in die Tiefe der Gottheit und sie bewiesen Kraft, zu bekräftigen das Wort durch mitfolgende Zeichen.

Und was war denn das, was in kürzester Zeit die Trägen so eifrig und die Schwachen so kräftig und die Muthlosen so beherzt gemacht hatte? Was war's denn, was ihren Geist also verwandelt, daß sie einen klaren Blick in die Tiefen der Gottheit und Menschheit thaten, daß sie mit Begeisterung einstanden für Das, was ihnen der Geist laut zu verkündigen befahl? —

Das, Christen, lasset uns heute erforschen, lasset uns dann beherzigen, damit unser Leben Pfingstfest feiere. Unser Festtext gibt uns Veranlassung hierzu.

Röm. 5, 5: Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den heiligen Geist, welcher uns gegeben ist.

Da steht es. In Einem Worte Alles. Die Liebe Gottes war's, die ausgegossen ward in der Jünger Herz durch den heiligen Geist. Diese Liebe hatte sie so urplötzlich verwandelt, wie sie Alles verwandelt, was sie ergreift. Sie hatte ihnen Einsicht gebracht, daß die Quellen des tiefsten Wissens mit mächtigen Strömen in ihnen rauschten, — hatte ihnen Gaben geschenkt, mittelst deren sie mittheilen konnten das, wofür sie vorher

keinen Begriff und kein Wort gehabt, — hatte ihnen Muth verliehen, daß sie ohne Wanken und in Noth und Tod von nun an verkündeten, was sie bisher nicht auszusprechen wagten. Die Liebe Gottes, — ausgegossen durch den heiligen Geist, der, wie Paulus sagt, uns gegeben ist. Uns. Auch uns. Freuet euch darob, Christen, und feiert Pfingstfest. Feiert es und freuet euch des heiligen Geistes, indem ihr dabei fraget:

Was ist er? und

Wo ist er? —

I.

Was ist der Heilige Geist?

Unser Text spricht für uns. Die Liebe Gottes ist er. Denn die Liebe Gottes hat er ausgegossen. Und er konnte nichts anderes ausgießen, als was er selber ist. —

Was ist denn, ihr Lieben, — so frage ich euch, — das Allerschönste und Allerherrlichste in der ganzen Welt? Ich weiß, was ihr auf diese Frage antworten werdet, weil der gottgeweihte Mensch nichts anderes darauf antworten kann. Schöner ist nichts, so werdet ihr antworten, nichts im Himmel und auf Erden, als die Liebe. Liebe ist das Band der Vollkommenheit. Liebe macht den Himmel himmlischer, die Erde zu dem Himmelreich. Liebe ist der Welt Grund. Liebe ist der Welt Ziel. Liebe ist der Welt Heil.

Die Liebe Gottes. Denn Gott ist die Liebe. Da ist nichts, was nicht Liebe wäre: die ganze Persönlichkeit Gottes ist die Liebe. Da stehet die Liebe nicht neben anderen Eigenschaften: die Liebe ist der Grund aller göttlichen Eigenschaften, denn das Sein Gottes selber ist die Liebe. Da gehet die Liebe nicht zwiespaltig und nicht zweideutig neben dem Hasse: es ist keine einseitige, keine halbe und lügnerische Liebe, — stark und ganz, der vollständige Gott, sein unendlich tiefes Wesen, sein Mark und sein Herz, sein Geblüt und sein Puls, seine Natur und sein Selbst ist die Liebe. Und diese Liebe, die der Anfang und das Ende alles Daseins, das Leben des Lebendigen, der Tod des Todes, die Kraft des Starken und der Verstand des Verständigen ist, — diese Liebe, die nicht blos in der Höhe und im Heiligthum, sondern auch im zerbrochenen Herzen wohnet, die sich Aller annimmt und Aller erbarmt, die Keinen verläßt und Keins vergißt, die viel Vergebung hat und viel Gnade kennt, — diese Liebe, die nicht verfolgend und nicht verdammend und nicht rachesüchtig und nicht intolerant ist, sondern die vergibt und jeglichem Wesen die Freude seines eigenthümlichen Daseins gönnt, — diese Liebe, die nicht vorzieht und nicht zurücksetzt, die nicht scheidet und nicht ausschließt, die auch Dich kennt und Deinen Schmerz, und Deine Thränen zählt und Dein Seufzen und Dein Beten hört: — Diese Liebe ist ausgegossen in unser Herz durch den heiligen Geist.

Persönlich erschien sie als Christus. Blicket auf seine Reise durch's Leben. Geheilt werden Verwundete. Gesucht werden Verlorne. Gerettet werden Elende. Erlöst werden Gefangene. Geholfen wird Verlassenen. Geführt werden Verirrte. Das that

die Liebe. — Sehet seine Thränen. „Jerusalem, Jerusalem, die Du tödtest die Propheten und steinigst, die zu Dir gesandt sind, wie oft habe ich Deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, aber ihr habt nicht gewollt." So weinet die Liebe. — Gehet mit ihm nach Gethsemane's tiefe Schatten und an des Oelbergs schauerflüsternde Gründe, wo er die Leiden der ganzen Menschheit durchkämpft, wo er für seine Feinde betet und endlich am Kreuze stirbt, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Das waren Werke der Liebe von dem Manne, der zu seinem ersten und letzten Gebote die Liebe gemacht, deß ganzes Dasein Liebe war und der noch beim Abschiede seinen Jüngern zurief: „Liebet euch unter einander, wie ich euch geliebt habe", denn — das ist der Hinter- und der Hauptgrund — wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.

Liebe ist das Wesen des Vaters: seine Liebe war's, die uns den Sohn gab. Liebe ist das Wesen des Sohnes: seine Liebe war's, die uns den Vater wiederbrachte. Liebe ist auch das Wesen des Geistes. Lauter und lautere Liebe. Die Liebe, deren Sinn ist Aufopferung für den Geliebten, um mit diesem Eins zu sein. Die Liebe, deren Natur ist, sich alles Reichthums zu entäußern, um größere Schätze bei dem Geliebten wiederzufinden. Die Liebe, dieses Welträthsel — ein Kind des Ueberflusses und des Mangels: je mehr ich gebe, je mehr auch hab' ich, je weniger ich gebe, um so mehr entbehr' ich, spricht sie. Die Liebe, — siehe den Magneten: je mehr Du daran hängst, desto stärker zieht er und je stärker er zieht, desto kräftiger wird er. Die Liebe, mit der Du Erkenntniß erlangst, denn nur das erkennt man, was man liebt: was man nicht liebt, das begreift man nicht; liebst Du Gott nicht, so begreifst Du ihn nicht, liebst Du Gott, so steigst Du in die Tiefen der Gottheit. Die Liebe, mit der Du Thaten thust, die sind in Gott gethan, denn die Liebe ist stark wie der Tod, und mit dem Heldenmuth und Heldenthum der Liebe gehet der Kämpfer überall als Sieger hervor, weil die Liebe allmächtig ist. Die Liebe, die nicht auf den Preis sieht, den sie für den Geliebten einsetzen muß: es ist ihr kein Preis hoch genug, um ihn zu gewinnen, oder nicht zu verlieren; sie ist verschwenderisch mit ihren Gaben. Die Liebe fragt nicht: Was nützt's? sie thut nichts um des Nutzens willen, denn sie liebt, weil sie lieben muß. Die Liebe, — sie ist's, die durch ihr Feuer weiht und verklärt jede Regung der Seele, jeden Willen und jede Kraft, jedes Wort und jede That, die tödtet den Haß und die Rache, die Sünde und das Laster, die wie ein heiliger Genius der Menschheit ihre freundschaftlichen Arme über dieselbe ausbreitet und alle Thränen, welche dem Auge überschwimmen, und alle Leiden, welche das Roth der Wangen einäschern, und alles Unglück, welches das Herz zusammendrückt, wegküßt mit ihrem Alles beruhigenden und Alles belebendem Odem, die, weil sie göttlich ist, und ewig ist, nicht stirbt, sondern im Grabe selbst fortlebt und wächst, bis sie den Sarg zur Wiege des Geistes gemacht hat. Und diese Liebe, die die ersten Jünger trieb, daß sie durch Noth und Tod das Evangelium der Liebe trugen, die Luther

drängte, daß er den Herrn wiedersuchte in der herrenlosen Zeit, die aus Calvins Denksprüche sprach: „Ich bringe mein blutendes Herz dem Herrn zum Opfer dar", die alle Wissenschaft und Kunst, die Dome des Mittelalters, diese erhabenen Blumen in Stein, wie Bach's gewaltige musikalische Declamationen und Rafaels Madonna, wie P. Gerhards „Befiehl du deine Wege" schuf, welche die Liebesmahle der ersten Christen zeugte und die rohen Sitten der Barbaren unter ihr mildes Zepter zwang, die alles Große, was wir in der Welt bewundern und alles Gute, was geschehen ist und noch geschieht, hervorgetrieben hat und fort und fort hervortreibt, — sie ist der heilige Geist. Damit ist unsre erste Frage beantwortet.

Wir treten somit zur zweiten.

II.

Wo ist der Heilige Geist?

Da ist er, so heißt die Antwort nach unserm Texte, da, wo die Liebe ist.

Die Liebe Gottes. Wo Du Gott liebst, wie Dich Gott liebt, — wo Du die Siriusweiten, die zwischen Dir und ihm liegen, mit den Armen der Liebe umspannst und nicht mehr Zwei mit ihm bist, sondern Eins, — wo Du nichts denkst, als was Gott denkt und nichts willst, als was Gott will, und nichts erfühlest, als was göttlich ist, und Du darob Alles liebst, aus dem Gott spricht und vor Allem Alle liebst, aus deren Augen das Gottheitsbild strahlt: da ist heiliger Geist, weil da die Liebe ist. Wo Du Christum liebst, der Menschheit Urbild und Abbild und Vorbild und in dieses minnigliche Bild Dich hineinspiegelst, aber nicht in leidender Hingabe nur, sondern in lebendiger That zugleich, — und Du ihm nachfolgest mit Herz und Mund und Händen, denn wem sich das Herz ergibt, dem muß es sich auch untergeben, — und Du willst, wie er will, denn der Liebe Bedürfniß ist zu wollen, wie der Geliebte will, — und Du seine Lehre bewahrest, denn wer mich liebt, spricht er, der wird mein Wort halten, — und Du mit ihm wandelst und handelst, denn nicht mit leeren Worten und bloßen Gedanken, sondern durch Thaten und mit dem warmen Leben wird von ihm gezeuget: da ist heiliger Geist, weil da die Liebe ist Ist die Liebe also bei Dir eingezogen und hat sie Wohnung bei Dir gemacht? Antworte darauf. Die Liebe ist langmüthig: bist Du geduldig und nicht jäh zum Zorn, vielmehr von langem Muthe in Wohlwollen? Die Liebe ist freundlich: gibst Du, was Du ertheilst, nicht mit finsterer Miene, sondern mit dem Herzen, das die Liebe ist, — und schaffst Du Freude, wohin Du kommst, förderst Du Friede und Lust, wo immer Du's vermagst? Die Liebe eifert nicht: siehst Du den Balken in Deinem Auge, und nicht den Splitter in des Nächsten Auge; bist Du darum ohne Gabenstolz, sowie ohne Mißgunst auf fremde Vorzüge? Die Liebe treibt nicht Muthwillen: bist Du nicht prahlerisch mit Deinen Gaben, — hoffest und trotzest Du nicht auf die Creatur, — spöttelst Du nicht über die Schwächen und Thorheiten Anderer? Die Liebe blähet sich nicht: sprichst Du nicht mit hoffärtigem Sinn und mit rechthabe-

rischem Wesen über die Gaben Anderer ab, — wirst Du Dir selbst vielmehr um so kleiner, je größer Dir der Herr wird, und bist Du um so demüthiger, je mehr Du vorgezogen bist und wirst? Die Liebe stellet sich nicht ungeberdig: verletzest Du nie das Zart- und Schamgefühl, nie Sitte und Anstand, sondern trachtest Du dem nach, was keusch und züchtig, was lieblich ist und was wohllautet? Die Liebe suchet nicht das Ihre: fragst Du nie beim Wohlthun, was wird mir dafür, sondern hebst Du vielmehr das Deine auf, um Anderen zu dienen? Die Liebe läßt sich nicht erbittern: lässest Du, fern von Selbstsucht, Dich nicht zur Leidenschaft hinreißen, auch wenn Undank und Täuschung an Dich herantreten? Die Liebe trachtet nicht nach Schaden: rechnest Du das Böse nicht zu, vergibst und vergißt Du gern, — und bist Du daneben auch nicht schadenfroh, wenn den Nächsten Leid trifft? Die Liebe freut sich nicht der Ungerechtigkeit: „lachest Du nicht in die Faust, wenn dem Frommen Gewalt und Unrecht geschieht," — deckest Du aber auch der Sünden Menge d. h. deckest sie nur so weit auf, als Du den Nächsten bessern kannst, deckest sie aber so weit zu, als Du durch Verbreitung derselben ohne weiteren Nutzen dem Nächsten Verachtung und Hohn zuziehen würdest? Die Liebe freuet sich der Wahrheit: hast Du Deine Freude an der Wahrhaftigkeit, dem Göttlichsten im Menschen, und an der Wahrheit, dem Menschlichsten im Menschen, — in und bei Dir selbst, wie überall, wo sie zur Erscheinung kommen? Die Liebe verträgt Alles: vergißt Du Beleidigung und Verkennung, und hältst Du mit Deiner Liebe auch da aus, wo scheinbar nichts zu lieben ist, sondern wo der gewöhnliche Mensch zu kämpfen oder zu verzweifeln anfängt? Die Liebe glaubt Alles: verlierst Du, weil Du an dem Göttlichen in der Menschennatur und am endlichen Siege des Göttlichen ununterbrochen festhältst, nie den Glauben, sondern bist Du reich und einfältiglich wie ein Kind, deß Auge durch die Thräne lächelt, weil hinter seinem Schmerz sogleich die Lust steht, und das in bangen Stunden zum Vater eilt, wo's in der Liebe sich geborgen weiß? Die Liebe hoffet alles: lässest Du nie vom Hoffen ab, so oft auch die Hoffnung Dich täuschen mag, weil die Liebe Dich lehret, daß der Sünder endlich sich bekehret und daß Du an keinem Menschen, wie böse er auch ist, verzweifeln darfst, weil es in Bezug auf den Nächsten, sowie im Hinblick auf Dein Leben und auf das der Weltgeschichte wahr ist:

Wir geh'n durch Nacht zur Sonne,
Wir gehn durch Schmerz zur Wonne,
Wir gehn durch Tod zum Leben ein —?

Die Liebe duldet Alles: sie hält aus den Spott der Selbstsucht, welche die Liebe für Schwärmerei achtet; sie geht ein in Drangsal und Mühen, denn ihre Natur ist, für Andere mitzuleiden; ja, sie bewährt im Dulden ihren heroischen Muth, denn sie kennt kein Maß, sie fühlt keine Last über ihre Kraft, weil sie glaubt: Ich kann Alles. Hast auch Du also das Leben in der Liebe gezeigt und getragen, wo Du's nicht verdientest, selbst von Geliebten, indem Du des Sängers Wort nicht vergaßest:

O lieb', so lang' Du lieben kannst,
O lieb', so lang' Du lieben magst;
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo Du an Gräbern stehst und klagst?

Wenn Du diese Fragen mit „Ja" beantworten kannst, — — wo Du dann hintrittst, da ist die Liebe dann, und da strahlet sie ihr Licht aus und da theilet sie ihre Wärme mit, und da erwecket sie ihr Leben.

Dann scheidest Du den Menschen nicht nach religiösen Bekenntnissen, nach religiösen Meinungen und Satzungen. Dann siehst Du nicht Reformirte, nicht Lutheraner, nicht Katholiken, Du siehst nicht Rationalisten und nicht Orthodoxe. Vor Allem und über Allem siehst Du Menschen, Christen, Gotteskinder dann. Und weil Du weißt, daß das Christenthum nicht Wissen, sondern Gewissen ist, daß es nicht blos Vorschriften gibt, sondern wesentlich als Vorbild erscheint, daß es nicht allein gelernt, sondern vorzüglich gelebt sein will, daß es nicht als Wissenschaft, sondern als Kunst, als Lebenskunst, als Kunst zu lieben auftritt; darum sprichst Du mit Paulus: „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist, und es sind mancherlei Aemter, aber es ist Ein Herr, und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirket Alles in Allem." Und darum ist da, wo Du bist, heiliger Geist, weil da die Liebe ist.

Dann ist der Unterschied des Standes und Ranges vor Dir gefallen, weil Du in allen Menschen, im Könige wie im Bettler, im Armen wie im Reichen, im Gelehrten wie im Unkundigen das in millionenfach verschiedenen Farben strahlende Gottheitsbild erblickst. Dann ist das Eis des Vorurtheils und der Theilnahmlosigkeit von Deinem Herzen abgeschmolzen, weil Du fühlest, daß die Liebe leidet, so lange ein einziges Menschenherz noch leidet. Dann bringst Du Hülfe, wo Du Noth siehst, und trocknest Thränen, wo Augen weinen, und reichst lindernden Balsam, wo Herzen verwundet sind. Und darum ist da, wo du bist, heiliger Geist, weil da die Liebe ist.

Dann bist Du ein Held des Geistes, — nicht mit Troß und Roß, nicht in Galla und Pomp, aber gerüstet zum Kampf und zum Streit mit dem Harnisch Gottes und mit dem Panzer der Gerechtigkeit und mit dem Gürtel der Wahrheit und mit dem Schilde des Glaubens und mit dem Schwerte des Geistes und mit dem Helme des Heils. Muth rollt dann in Dir. Ausdauer lebt dann in Dir. Entschlossenheit spricht dann aus Dir. Denn die Liebe geht selbst durch Feindes Land und kennt keine Schranken: ihre Hand reicht über die Menschheit hinaus. Die Liebe stürmt selbst des Feindes Schanzen und kennt keine Furcht: ihre Innigkeit bebet die Furcht nieder. Die Liebe durchbricht selbst des Feindes Reihen und kennt keine Gefahr: ihre Kraft führt überall zum Siege. Und darum ist da, wo Du als Held des Geistes kämpfst, heiliger Geist, weil da die Liebe ist.

Festgenossen! Darf ich Jeden von Euch mit diesem „Du" anreden? Ich frage Dich, Gemeinde, Du kennst das Wort des Apostels: „Es ist Alles Euer. Es sei Paulus

oder Apollo, es sei Kephas oder die Welt, es sei das Leben oder der Tod, es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige; Alles ist Euer; Ihr aber seid Christi; Christus aber ist Gottes." Hast Du demgemäß immer gelebt als der Eine Leib mit den vielen Gliedern und darum stets und unausgesetzt das Wort befolgt, das, von wem es auch kommen mag, von einem großen Manne herrührt, das Wort: „Im Wesentlichen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem aber Liebe"? — Ich frage Dich, Christ. Dein höchster Beruf ist, Gott zu lieben. Dazu bist Du da. Hast Du in diesem Beruf treu gearbeitet und zwar mit der Kraft, die nur in der Liebe ist, und mit der Unverzagtheit, die nur in der Liebe ist, und mit der Ausdauer, die nur in der Liebe ist, und mit der Freundlichkeit, die nur in der Liebe ist? — Euch Alle frag' ich, die ihr Pfingstfest heut feiert und so eben gesungen habt: „O, heiliger Geist, kehr' bei uns ein" — wandelt ihr in dem heiligen Geiste der Liebe mit eurem Denken und Thun, mit eurem Nehmen und Geben, mit eurem Rath und Helfen, so daß euer Leben gleich ist dem jenes Liebesjüngers, der als Greis auf Pathmos, entkräftet schon, dennoch täglich sich vor seine Gemeinde tragen ließ, um vor ihr das Evangelium der Menschheit zu verkünden, das Menschheitsevangelium: „Meine Kindlein, liebet euch unter einander." — Wenn es nicht ist, so muß es von Heute ab also werden. Amen. —

VI.

Das Menschheitsgebot.

Vernehmet die Summa des Christenthums in unserem heutigen Texte:

Matth. 22, 37 - 39: Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüth. Das ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.

In unserem Texte hat Christus die Herrschaft der Liebe proclamirt und darin die ganze Tugendlehre des Christenthums zusammengefaßt. Kürzer und großartiger ist nie noch das Wesen des Menschen und damit sein Streben ausgesprochen. Folgen wir darum seinen Worten. Jedes derselben ist von unendlicher Bedeutung und von ewigem Werth.

Du: so beginnt der Text. Und mit diesem „Du" ward eine neue Welt eröffnet und eine Wahrheit verkündet, von deren Fülle die bisherigen Menschen keine Ahnung gehabt. Die Heiden konnten dieses „Du" nicht sprechen, denn ihre Liebe hörte mit ihrem Volke und ihr Volk mit ihres Landes Grenze auf. Und obschon auch von Sinai

herab das „Du" erschallte, so konnte dasselbe der Israelit doch nicht anders und nicht weiter als vom Israeliten deuten, da das israelitische Volk das allein auserwählte von und vor allen Völkern war. Christus hingegen zersprengt mit seinem „Du" die Scheiden, welche Völker von Völker abgrenzen, welche Menschen von Menschen trennen. Denn wen meint denn der Herr mit seinem Du? Meinte er den Schriftgelehrten bloß, der zu ihm trat und ihn fragte, welches das vornehmste Gebot von allen sei? Meinte er seine Jünger nur, die mit ihm waren und seine Worte des ewigen Lebens vernahmen? Meinte er die Juden allein, die von ihm hörten und aufhorchten, wie er gewaltig redete und das Reich Gottes verkündete? Oder meint er auch dich damit und die 1200 Millionen, die jetzt mit dir leben und die Millionen mal Millionen, die vor dir gelebt haben und die nach dir leben werden? — Alle Menschen sind mit diesem „Du" gemeint, Alle als gleichgestellte und gleichberechtigte Wesen, denn nur unter diesen gilt das Du, — Alle als anerkannte und gesetzliche Unterthanen des Einen geistigen Herrschers, denn Diener Eines Herrn nennen sich Du, — Alle als Kinder Eines Vaters, der sie mit gleicher Liebe umfaßt, denn Brüder und Schwestern grüßen sich mit dem trauten Du, — Alle als persönliche, selbstbewußte, eigenberechtigte Wesen, denn nur solche sagen von sich Ich und Du.

Siehe, das ist die Fülle der Wahrheit, die der Herr verkündtt, wenn er unsern Text mit dem „Du" beginnt. Hast du diese Wahrheit erkannt, und, wenn erkannt, übst du sie? Kannst du mit vollem Herzen und mit aufrichtigem Gemüth alle Menschen in dieser Sinnart und Du anreden? Gibt es Keinen, den du mit Wort und That, im Denken und im Leben als gleichberechtigt, als Genossen desselben Reiches, als Kind desselben Vaters nicht anerkanntest und ehrtest? — Wenn du noch Einen hast, so übst du noch nicht das Gebot, da der Herr mit dem Du beginnt. —

Sollst: das ist das folgende, das zweite Wort des Textes. Hat auch das seine besondere Bedeutung und Deutung? Allerdings. Und zwar eine sehr tiefe. Sollst: spricht der Herr. Er sagt nicht: Du mußt. Denn er hat uns von der Knechtschaft des äußeren Gesetzes, das mit starrer Nothwendigkeit den Nacken beugt, befreit und zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes emporgehoben. Darum sagt er: Du sollst, — nicht: Du mußt. Im Sollen liegt das Gebot des Sittengesetzes, eines Gesetzes, das nicht von Außen an den Menschen herantritt und von ihm Befolgung fordert, mag er seine Natürlichkeit und Vernünftigkeit anerkennen, oder nicht; — sondern das aus der eigenen Natur des Menschen herausgeschrieben und herausgesprochen ist, in dessen Befolgung der Mensch deshalb nicht einem fremden Gebote, sondern dem Gesetz seines eigenen Wesens gehorcht. In Erfüllung des Sittengesetzes ist der Mensch mit seinem eigenen Willen nicht leidend: Dem „Du sollst" des Sittengesetzes folgt unmittelbar das „Ich will" des wahrhaften Menschen. Du mußt, (— natürlich nur das äußere „Du mußt," da das innere geistige „Muß" die Grundlage für das „Du sollst" ist —) spricht

das äußere, das todte, das Polizeigesetz. Du sollst, — spricht das innere, das lebendige, das der tiefsten Menschennatur entnommene Sittengesetz. Und indem deshalb Christus in unserem Texte „das Soll" ausspricht, hat er uns befreit von dem Joche des Buchstabengesetzes und hineingeschoben in das Gesetz, das in der Menschenbrust von Gott geschrieben und das als des Menschen eigenstes Leben mit Lust ohne Last von ihm befolgt wird.

Geht dir's also mit dem Gebote, das unsern heutigen Text ausmacht? Ist es dir immer ein inneres Soll, nie ein äußeres Muß? Bist du ihm gegenüber kein Knecht, der muß, weil sein Herr befiehlt, sondern ein Kind, das thut, weil's sein Vater wünscht? — Wenn's nicht so ist, so muß es also werden, damit du im Weltgebot der Liebe deines eigenen Wesens Wesen findest. —

Lieben: — so heißt's weiter in unserem Text. Und damit sind wir in den Mittelpunkt desselben hineingesetzt. Nur wer liebt, der lebt, denn Leben ist die Liebe. Die Liebe ist das Herz des Menschen. Sie ist das Haupt der Seele. In der Liebe empfängt der Menschengeist einen Geschmack des ewigen Lebens. Die Liebe ist das unsichtbare Band, das den Menschen an die Gottheit, an den Urquell der Liebe knüpft. Sie ist das Gottheitsbild im Menschen, wer ohne Liebe ist, der ist ohne Gott, und wer ohne Gott ist, der ist wider Gott.

Die Lieb' ist unser Gott; es lebet All's der Liebe;
Wie selig wär' ein Mensch, der stets in ihr verbliebe.

Darum durfte kühn Dominicus sagen: „Ich habe mehr im Buche der Liebe gelernt, als in der ganzen heiligen Schrift." Und diese Liebe ist eine Thatsache des menschlichen Geistes. Sie ist eine nothwendige Eigenschaft der menschlichen Natur. Der Mensch liebt nicht, weil er nach Willkür will, sondern weil er innerlich, in geistiger Freiheit muß, weil er nicht anders kann, weil's ihm Pein machen würde, wenn er nicht liebte. So nothwendig der Mensch essen und trinken muß, so nothwendig muß er lieben. Und darum hat Christus das tiefste Wesen der Menschennatur ergründet und die Seele dieses Wesens ausgesprochen, als er sein Gebot der Liebe aufstellte.

Ist auch Liebe dein Leben, — deine Natur, — deine Lebenslust, — dein Beruf, — dein Dasein, — dein Handwerk? — Du bist nur ein wahrer Mensch, wenn Liebe dein Leben ist. —

Darum fordert Christus in unserem Texte die Liebe. Aber es wird die Liebe zugleich auch genauer von ihm bestimmt. Er fordert nicht die Liebe jeglichen Dinges. Nicht das Schlechte sollst, kannst, darfst du lieben. Der Liebe Natur ist, immer nur ihres Gleichen zu lieben: liebst du das Schlechte, so bist du selbst schlecht; liebst du das Gute, so bist du selbst gut. Das Gute also allein nur sollst du lieben, und zwar das Gute alles Guten, das Gut, Gott. „Die Liebe kann nichts lieb haben, als das wahre, ewige Gut, und um nichts, denn um Gut, um Gott. Spräche die Liebe: Ich habe Gott lieb und du fragtest: Warum, — die Liebe antwortete: Darum, weil er Gott ist."

Darum heißt's auch in unserem Texte weiter: du sollst lieben Gott, deine Wahrheit, deine Wesenheit. Ohne den du dich, ohne den du die Welt nicht weißt, durch den du nur dich und nur die Welt hast und erkennst. — Wen könntest du deshalb mehr, inniger, wen könntest du überhaupt außer ihm lieben? —

Du liebst Ihn, wenn du ganz dich ihm ergibst, und kein größeres Gut hast außer ihm. Wenn du aber so ihn liebst, als das höchste Gut, blickst du mit Ehrfurcht zu ihm empor, und kannst nichts reden, denken und thun, was ihm mißfallen könnte, und beugst du dich vor seinem Namen, in dem du sein Wesen zusammenfassest; kannst du also unter Anrufung desselben dem Nächsten nichts Böses wünschen d. i. fluchen, kannst du beim Schwören nie vergessen, was Augustin gesagt hat: „Wer schwöret, ist wie ein Mensch, der auf einem schmalen Rande gehet, zur Rechten ein weites Feld, zur Linken ein Abgrund; strauchelt er, so geht es abwärts, stürzt er, so ist er verloren." — Wenn du Gott liebst als dein höchstes Gut: so fühlst du dich in deinem ganzen Sein von ihm abhängig, vergissest vor ihm ganz dich selbst und blickst mit Demuth zu ihm empor; — so thust du seinen Willen, indem du Alles lässest, was Gott verbietet, und Alles thust, was Gott gebietet, du dienest ihm mit kindlichem Gehorsam, denn wer dem Eigenwillen entsagt und den Willen Gottes befolgt, der herrscht im Dienen; — so bist du dankbar gegen Gott, denn du fühlest, daß Alles, was du hast, ihm gehört und darum dankest du für Alles, denn du weißt, was Angelus Silesius will, wenn er sagt:

> Mensch, so du Gott noch pflegst für dies und das zu danken,
> Bist du noch nicht erlöst aus deiner Schwachheit Schranken; —

so wendest du dich im Vertrauen zu ihm, denn du weißt, daß er deine feste Burg ist und daß der, so Gott vertraut, hat wohlgebaut, weshalb du auch den Weg des Kreuzes als Weg zum Heil ansiehst und mit Melanchthon sprichst: „Leiden sind Lehren." Ja, wenn Gott dein höchstes Gut ist, so darfst du zu ihm beten um jedes Gut, was aus ihm ist, was Gott will, wie Gott will, weil Gott will.

Aber deine Liebe zu Gott gehet noch weiter. Sie wendet sich nicht nur hin zu Gott; sie strömet auch heraus aus Gott. Du liebst Jemanden, wenn du seinem Wesen gemäß handelst und dich so in ihn hineinlebst, daß du denkst und fühlst und lebst, wie er selbst selbst lebt und fühlt und denkt. Denn die Liebe wird mit dem Gegenstande Eins, den sie liebt: sie will nicht mehr das Ihre; nur das, was der Gegenstand ihrer Liebe will, das will sie. Und das thut sie! —

Du liebst also Gott, wenn du nichts willst, als was Gott will und nichts denkst, als was Gott denkt, und nichts liebst, als was göttlich ist, — mit Einem Worte, wenn die Eigenschaften Gottes, vornämlich die Liebe und Wahrhaftigkeit, die Heiligkeit und Gerechtigkeit, als die heiligen und ewigen Ziel- und Strebepunkte deines Lebens vor dir stehen.

Zum Beispiel.

Gott ist die Liebe: Liebe ist der Schöpfungsgrund, Liebe der Schöpfungsstoff, Liebe das Schöpfungswerk. Lauter Liebe ist Gott. Du liebst also Gott, wenn du liebst, wie er liebt, liebst ohne eigennütziges Interesse, liebst, um der Wahrheit und Schönheit der Liebe willen, liebst, wo du zu lieben findest, und wo du nicht zu lieben findest, auch da liebst, damit die Liebe daselbst Einkehr mache und Einzug halte.

Ein anderes Beispiel.

Gott ist die Wahrheit: er ist an sich und in sich selbst die Wahrheit und, indem er an ihr hält und sie an ihm haftet, — die Wahrhaftigkeit. Du liebst also Gott, wenn du die Wahrheit suchst und liebst. Wenn dir in jeder Erkenntniß und in jedem Gesetz der Natur ein Gedanke Gottes entgegentritt, wenn du in jeder That der Weltgeschichte das Walten Gottes erblickst, wenn du in der Welt außer dir und in der Welt in dir die Sprache dessen vernimmst, der der Anfang und das Ende alles Lebens ist, und wenn du dann, dieser Erkenntniß gemäß, stets so sprichst und lebst, wie du im Innern denkst, — du stimmst dann mit dem All umher, stimmst mit dir selbst, du stimmst mit Gott: du liebst dann Gott und hast damit die Stunden in deinem Leben, von denen ein großer Kirchenlehrer sagt, daß, wenn man sie hat, der Seligkeit weiter nichts fehlt, als die Dauer.

Liebst du ihn also, mein Christ? Thuest du also? Immer? Dürstet stets nach Gott deine Seele? Harrest du immer sein und bist darob stille? Kennst du keine Sorge, weil er sorgt? Bist du stark in Gott, so daß du glaubst, auch wo du nicht siehest, und thust, auch wo du kämpfen mußt? Ist in Gott dein ganzes Leben ein- und aufgegangen? — Freilich nicht durch vieles Fragen und Hörensagen, nicht durch Lesen und Studiren gelangst du zu solch' hoher Kunst und Meisterschaft der Gottliebe. Lebe es, dann hast du's.

Du liebst dann auch Gott, deinen Herrn: wie der Text sagt. Den, welcher der Schöpfer nnd Gebieter Himmels und der Erden ist. Den, der alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Wort. Den, in dem und durch den du bist, was du bist: Den, dessen Wege so weit höher sind, denn unsere Wege, und dessen Gedanken so weit größer sind, denn unsere Gedanken, denn der Himmel höher ist als die Erde und das Leben schöner ist als der Tod und die Ewigkeit größer ist als die Zeit, und der doch auch dich liebt mit einer Liebe, die höher ist als der Himmel und tiefer als das Meer und breiter als der Erdboden und länger als der Abend vom Morgen. Den meint Christus, wenn er ihn in unserem Texte „deinen Herrn" nennt. Ist er es also, für dich, — so daß du ihm gehorchest ohne Murren, ohne Zögern, voll Vertrauen, — rein, freudig, vollständig, unerschütterlich? Freuest du dich sein, deines Herrn, und betest in Demuth und Ergebung, voll von Liebe an? —

Wie weit aber soll denn meine Liebe zu ihm gehen, fragst du? Darauf antwortet unser Text im Weiteren.

Von ganzem Herzen: sagt er zuerst. Was heißt das? Wie äußerlich schon das Herz der Lebenspunkt ist, so ist hier unter dem Herzen das Mittelpunktsleben des Geistes, das Gefühl, zu verstehen. Das Herz wird das Organ der Gefühle genannt. Das Gefühl aber ist das höchste, das innerste Geistesleben. Das Gefühl, das Herz, beherrscht den Geistesmenschen. Vom Herzen, vom Gefühl aus strömt alles Geistesleben. Das Gefühl ist die Sonne, die den ganzen Geist, die Denken und Wollen auch erwärmt. Es ist das Gefühl das Allerheiligste des Menschengeistes, wo Gott wohnt. — So fordert der Erlöser also mit seinem „Von ganzem Herzen," daß die Gottliebe dein Geistesmittelpunkt sei, daß in dieser Liebe all' dein Sinnen und Denken sich eine und vereine, daß von dieser Liebe dein ganzes Sein und Leben beherrscht, bemeistert und begeistert werde, daß dein Herz ganz und allein in Gott und bei Gott sei. Das fordert Christus, wenn er sagt: Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen. Er fordert viel damit.

Aber er fordert mehr noch. Von ganzer Seele: sagt er weiter. Unter „Seele" versteht die Bibel den bewußten, denkenden Geist, das Denken des Menschen. Das Denken aber ist das Licht des Menschengeistes. Lichtverkümmert verbleicht alles Leben; im Licht blüht alles Leben auf. So soll also die Liebe zu Gott all' unser Denken einnehmen und nichts, nichts im Himmel und auf Erden, bei Tag und bei Nacht, in Leid und in Freud, im Leben und im Tode von dieser Liebe uns scheiden. So sollen wir nichts lieb haben neben Gott, oder außer Gott oder wohl gar über Gott. So soll all' unser Denken von der Gottliebe begrenzt und bestimmt werden und alles Licht des Denkens von der Sonnenwärme der Liebe Gottes durchdrungen sein.

Von ganzem Gemüth: fügt Christus endlich noch hinzu. Gemüth stammt von Muth, muthen, anmuthen, aber auch, nach der Ursprache des Deutschen, bewegen, erregen. Demnach bedeutet Gemüth zweierlei. Es ist einerseits die Grundstimmung und Grundweise, nach der die Melodien des Geistes tönen. Es ist andrerseits die Seelenbewegung, durch welche das innere Geistesleben zur That getrieben wird. Christus fordert also, wenn er sagt: „Du sollst Gott lieben von ganzem Gemüthe," — daß die Gottliebe sei die Grundharmonie deines Lebens, so daß alle anderen Lebenstöne nur berechtigt sind, wenn sie zu ihr stimmen. Er fordert aber auch, daß deine Gottliebe sich äußere und entäußere, daß dein tägliches Leben das Bekenntniß dieser Liebe werde, daß du die Probe auf die Rechnung deiner Gottliebe machest, — die Probe der That. —

Hast du, mein Christ, stets Gott also von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüth geliebt? Hast du deine Gottliebe bewährt mit Herz und Mund und Händen? Ist dein ganzes Sinnen und Fühlen, aber auch dein Leben und dein Thun dieser Liebe zugewandt, so daß deine Liebe nicht in leeren Opfern und müßigen Gefühlen, sondern auch in Kraft zur Thätigkeit besteht und du demnach dem Ruf der Pflicht gehorchest, gerüstet gehest gegen alles Weh und besiegest Alles, was dich scheiden kann und will von deinem Gott? — —

Bist du's also, — so befolgst du das Gebot, das der Text das vornehmste und das größte nennt. Das vornehmste: denn es ist das Weltgesetz. Das Gesetz, welches die Schöpfung erhält, in dem alles Leben lebt. In dem Gesetz der Liebe kreiset der Fixsternhimmel und schlagen die Menschenherzen. Nur so weit ist ein Wesen lebendig als es Liebe ist und als es liebt. Liebe ist der Mittelpunkt des All. Darum ist das Gebot der Liebe das vornehmste Gebot. Und das größte auch. Denn alle anderen Gebote sind nur Zweige von diesem Stamm. Im Gebote der Liebe sind alle anderen Gebote mitenthalten. Alle Gebote, die je geboten werden, erhalten ihre Bedeutung erst durch das Gebot der Liebe. Das Liebesgebot ist das vornehmste und größte Gebot.

Das andere aber ist dem gleich: heißen die folgenden Worte des Textes. Wie kann denn — so fragst du hier — das andere Gebot dem ersten gleich sein, da doch das erste das vornehmste und größte genannt wird? Es ist — so antworten wir darauf — das zweite Gebot dem ersten gleich, weil es das Abbild des ersten, weil die Gottliebe sich in der Nächstenliebe beweisen soll, denn wer Gott liebt, der muß auch alle Creatur lieben, in der sich Gott spiegelt, der muß vor Allem die Menschen lieben, in denen sich das Gottheitsbild in millionenfachen Farben bricht. Man begreift die Erde erst, wenn man den Himmel erkannt hat, und man kann den Menschen erst lieben, wenn man Gott liebt. Und man versteht den Himmel erst, wenn man auf die Erde Umschau gehalten hat; man kann auch Gott erst lieben, wenn man den Nächsten liebt. Gottesliebe und Nächstenliebe sind unzertrennlich. Darum ist dem ersten das zweite Gebot gleich:

Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. **Wie dich selbst:** dich selbst sollst du lieben, denn wenn du Gott liebst, so wirst du auch Gott in dir lieben. Du trägst sein Ebenbild und bist göttlichen Geschlechts, wenn du darum dich in Gott liebst, so liebst du Gott in dir. Wie auch Augustin in seinem Gebete spricht: „Herr, wüßte ich mich, so wüßte ich Dich!" Wenn du so wahrhaft dich liebst: — dann siehst du dein Leben als ein theures Geschenk Gottes an, von dem du ihm täglich Rechenschaft ablegen mußt: du wirst weder wissentlich und geflissentlich, noch ohne Absicht und Wissen ein Selbstmörder. Dann sorgst du für deine Gesundheit, weil du weißt, daß der Leib der Diener aber auch der Träger des Geistes ist, und nur in einem gesunden Leibe ein gesunder Geist wohnen kann; du bist darum mäßig d. h. du hältst das rechte Maß in allen Dingen, im Genuß leiblicher Nahrung sowohl, als darin, daß Keuschheit dein Leben ziert und du nichts redest, denkest und thuest, wessen du dich vor Gott und Menschen zu schämen hättest; dann hältst du treu an der Erweiterung deines Ich, an dem, was dir eigen ist, an deinem Eigenthum, das du dir durch Arbeitsamkeit erworben hast; du bist aber auch genügsam mit dem, was du hast, wenn's nur zur Nothdurft des Lebens ausreicht — was sollte es auch? Hast du doch nichts mit in's Leben gebracht und wirst auch nichts mit hinausnehmen; darum aber bist du noch kein Verschwender, denn „Sparsamkeit ist einträglicher Zoll," am wenigsten aber fröhnst du dem Geize, denn der Geizige — so sagte schon ein alter griechischer Weiser, Bion,

— sorgt für seine Güter, als wenn sie sein eigen wären, und doch macht er von ihnen keinen Gebrauch, als wenn sie fremdes Gut wären; nicht er besitzt seine Güter, sondern seine Güter ihn. — Vor Allem aber sucht, wer sich selbst in Gott liebt, sein Geistesleben nach dem Willen Gottes zu entwickeln. Du liebst also dich selbst, wenn du die Wahrheit suchest und dieselbe in Gott, in der Natur, vorzüglich aber bei dir selbst zu erkennen strebst, wenn du einen tiefen Zug aus dem ewigen Borne der Gottheit thust und darum in der Einen Wahrheit alle Wahrheit hast, dabei aber zugleich auch prüfst, was du selbst Gott gegenüber bist: du erkennst so dich selbst und — das hat schon der Grieche Thales gesagt: „Sich selbst erkennen ist etwas Schwieriges, aber auch etwas Seliges," — „Seliges," denn bei der Selbsterkenntniß und in ihr beginnt die Weisheit„ die wiederum in Gottesfurcht offenbar wird. Darum überwindet der, der solche Weisheit hat, sich selbst, indem er den Leib sammt den Lüsten und Begierden dem Geiste unterwirft, denn sich selbst zu regieren, das ist die höchste Kunst; darum; „Ertrage und versage!" Du suchst endlich, als dich selbstliebender, nach einem ruhigen Gewissen, dem sanften Ruhekissen, weil du darin und dadurch den Frieden Gottes genießest, der höher ist, denn alle menschliche Vernunft.

Das heißts: du sollst dich selbst lieben! Und an solcher Selbstliebe sollst du das Maß der Nächstenliebe haben. **Du sollst deinen Nächsten lieben,** wie dich selbst. Wie du Gott in dir, so mußt du Gott in den Menschen und zwar in allen Menschen lieben, denn sie sind die Ebenbilder Gottes. Darum spricht auch der Jünger der Liebe: „So Jemand spricht: „Ich liebe Gott" und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner; denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet? Und dies Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebet. Und diese Liebe, die dem Nächsten — und zu ihm gehört jeder Mensch, selbst dein Feind — alles Gute gönnen, wünschen und thun soll, muß aufrichtig und herzlich sein, ohne Falsch, so daß Einer dem Andern mit Ehrerbietung zuvorkommt, — muß thätig sein, also nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit, — muß uneigennützig sein, denn „so ihr liebet, die euch lieben, was Danks habt ihr davon? Thun nicht die Zöllner auch also? — Wenn du also den Nächsten liebst, so liegt dir sein leibliches Wohl am Herzen: du verkürzest sein Leben weder auf grobe Weise durch Todtschlag, noch auf feine durch Untergrabung seiner Gesundheit; — du vergreifst dich nicht an seinem Eigenthum, weder an seinem leiblichen durch Diebstahl, indem du es dir auf unrechtmäßige Weise zu eigen machst, noch an seinem geistigen durch Verletzung seiner Ehre und seines guten Namens, indem du ihm die Achtung raubst, in der er bei seinen Mitmenschen steht, denn ein Dieb ist ein schändlich Ding, aber ein Verläumder ist noch viel schändlicher. Vor Allem aber hat deine Liebe sich auf das geistige Wohl des Nächsten zu richten. Und liebst du hier den Nächsten in Gott: du bist dann gerecht gegen ihn, denn die Liebe dringet dich, ihm das zu geben und zu lassen, was „Sein" ist; du ver-

bindest aber mit der Gerechtigkeit auch die Billigkeit, die oft erläßt, wo sie fordern kann — die liebliche Frucht der Gerechtigkeit, die von der Liebe gemildert ist. Du bist dann theilnehmend an den Geschicken des Nächsten, indem du innerlich trauerst mit den Trauernden und eben so innig dich freuest mit den Fröhlichen, indem du fern von Neid, Mißgunst und Scheelsucht bist, die dem Mitmenschen sein Glück nicht gönnen, denn der Neid ist, wie Augustin sagt, Haß gegen Freundes Glück, bei Höheren, weil wir ihnen gleich sind, bei Niederen aus Furcht, daß sie uns gleich werden möchten, bei Gleichen, weil sie uns gleich sind. Auch Schadenfreude, die sich freut über des Anderen Unglück, kommt nicht in deiner Seele auf. Du hilfst vielmehr, wo Hülfe nöthig ist, bist freundlich und liebreich, barmherzig und wohlthätig, — und diese deine Hülfe geschieht um Gottes willen, gern und willig, gibt so viel, als sie kann. Endlich noch zeigt sich deine Nächstenliebe darin, daß du, dankbar, von ihm empfangener Wohlthaten durch Wort und Leben stets eingedenk bist; — daß du demüthig, ihm gegenüber, nie vergißt, wie viel dir noch fehlet, bis du vollkommen bist, — und sollten Stolz und Hochmuth sich erheben, an das Sprichwort denkst: „Je voller die Aehre an Körnern, desto mehr senkt sich ihr Haupt;" — daß du friedfertig in Eintracht mit dem Nächsten lebst, und versöhnlich alle Zeit bereit mit dem Feinde Freund zu werden. Und dann setze deiner Nächstenliebe die Krone auf: Sei wahrhaftig, rede, wie du im Innern denkst, handle, wie du im Herzen fühlst und enthalte dich jeder Lüge, die wissentlich Unwahres spricht.

Fragst du nun noch weiter, was du zur Lösung dieser Aufgabe zu thun hast? —

Du kennst doch das Hohelied der Liebe, das der größte aller Apostel, das Paulus im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes gedichtet und das Herder also wiedergesungen:

Hätt' ich Menschen-, hätt' ich Engelzungen,
Würde Gottes Lob von mir gesungen,
Wie ein Sternen-, wie des Himmels Sang:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich sind meine Lieder todter Schellenklang!

Hätt' ich Prophezeiung, alle Tiefen
Der Geheimnisse, Erkenntnißtiefen,
Berge zu versetzen hätt' ich Macht:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich wär' all' mein Glaube, all mein Wissen Nacht.

Gäb' ich Armen alle meine Habe,
Gäbe meinen Leib zur Gottesgabe
Preis dem Feuer, lachete der Gluth:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich ist Thun und Leiden, leere, blinde Wuth.

Liebe du bist freundlich, gütig, milde,
Neidlos, eiferst nimmer toll und wilde,
Nimmer stolz und ungeberdig nie,
Nicht argwönisch, suchst das Meine,
Nicht das Deine;
Nur die Wahrheit, nicht die Lüge, Gutes freuet sie! —

Alles deckt sie, glaubt sie, hofft sie, duldet,
Duldet Alles, was sie nie verschuldet,
Liebe, du wirst bleiben, du allein!
Alle Gaben werden schwinden,
Sprachen schwinden,
Alles Stückwerk der Erkenntniß; Liebe nur wird sein.

Stückwerk ist mein Wissen, mein Vergleichen;
Kommt das Ganze, muß das Stückwerk weichen;
Kind ist Kind, und klügelt wie ein Kind.
Wird ein Mann an Kindereien
Sich erfreuen?
Er, ein Mann, ist männlicher gesinnt.

Jetzt ein Räthsel, jetzt im dunkeln Spiegel:
Einst erscheinet uns der Wahrheit Siegel
Wirklich: Angesicht zu Angesicht;
Glaube bleibet, Hoffnung, Liebe,
Doch die Liebe
Ist die größte aller, Liebe nur weicht nicht.

Hast du in die Tiefen dieses Liebeshymnus je dich vertieft und dann aus ihm herausgelebt? Dann hast du die zweite wie die erste Hälfte unseres Textes erfüllt und damit die Seligkeit erlangt, die das Wesen der Ewigkeit ist. Denn die Seligkeit des Menschen ist, Gott zu lieben. Ja und Amen. —

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Druck von Paul Schettler in Cöthen.

Schmidt, Karl,

Zur Erziehung und Religion pädagogische und theologische Reden und Abhandlungen

Cöthen 1865